Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Digitized by Google

4° Eph. lit. 18 me
(1844, 2

Digitized by Google

<36619740130018

<36619740130018

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Digitized by Google

Jahrbücher

für

wissenschaftliche Kritik.

Herausgegeben

von der

Societät für wissenschaftliche Kritik

zu

Berlin.

Jahrgang 1844.

Zweiter Band.

Berlin, bei W. Besser.

1844.

Verantwortlicher Redacteur: der General-Secretair der Societät, Professor von Henning.

ADI64/2523

Digitized by Google

Digitized by Google

№ 1.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1844.

I.

Handbuch des englischen Strafrechts und Strafverfahrens von Henry J. Stephen, Serjeant at law. Aus dem Englischen übersetzt, vervollständigt und erklärt von Ernst Mühry, Königl. Hannöv. Justizrathe. Göttingen, 1843.; *bei Vandenhoeck und Ruprecht.*

England ist vor allen andern europäischen Staaten das Land des Gewohnheitsrechts. Seine älteste Rechtsquelle, welche aber noch jetzt fortwährend lebendig ist, wird das common law genannt. Dies beruht theils auf uralten Rechtsgewohnheiten und Einrichtungen der Gerichtsverfassung, deren Quelle gröfstentheils unbekannt ist, theils auf den Entscheidungen der Gerichte in einzelnen Fällen. Jene sind in den Rechtsbüchern des 12ten und 13ten Jahrhunderts z. B. in Glanvilla und Bracton, verzeichnet: von dieser fangen die geordneten Sammlungen erst im 14ten Jahrhundert an, obwohl sie schon bei Bracton als Autoritäten benutzt werden. Dergleichen Sammlungen sind bis auf die neueste Zeit in grofser Anzahl erschienen, und neben ihnen hat die Autorität einzelner Schriftsteller, welche sich aber wieder auf ihre Erfahrungen in Hinsicht der gerichtlichen Entscheidungen gründet, als Quelle des common law Platz erhalten. Die Grundsätze, nach welchen diese Entscheidungen ein anerkanntes Recht zu bilden befähigt sind, stehen aber keinesweges fest, wie sich aus *Blackstone's* Commentarien (Einleitung Abschn. 3) und *Falck* Vorrede zu dem zweiten Band der Uebersetzung von Blackstone ergiebt. Es würde gewifs von Interesse sein, wenn jemand über diesen Gegenstand eine Zusammenstellung aus den Schriften der englischen Praktiker machte, und damit eine Relation über die Grundsätze, welche darin die hohen Gerichtshöfe befolgen, so wie über die Ansichten jetzt lebender ausgezeichneter Rechtsgelehrten verbände.

Die zweite Rechtsquelle für England, das sogenannte statute law, beruht auf den Parlaments-Statuten, welche im 13ten Jahrhundert ihren Anfang nehmen, und nach und nach bis auf die neuere Zeit immer reichlicher geworden sind. Sie geben fast immer nur Stückwerk, indem sie einzelne declarirende, ergänzende oder derogirende Bestimmungen in Bezug auf das common law oder frühere Statuten enthalten.

Dafs diese beiden Rechtsquellen, deren Umfang, in Büchern enthalten, mehr als zweihundert Bände beträgt, unbequem und unsicher zu handhaben sind, ist nicht zu bezweifeln: doch kommt dabei zu Statten, dafs vieles davon allmählig in Vergessenheit gekommen ist und daher füglich ignorirt werden kann. Dennoch ist die Masse des zu Berücksichtigenden noch so übermäfsig grofs, dafs man in der neueren Zeit angefangen hat, für mehrere Gegenstände auf Zusammenfassung des Vorhandenen zu denken. Namentlich ist durch eine Königliche Verfügung v. 23. Juli 1833 (abgedruckt in dem Vorwort des Uebersetzers der vorliegenden Schrift) eine Commission beauftragt worden, die auf Verbrechen und deren Untersuchung und Bestrafung sich beziehenden Verfügungen der Parlaments-Statuten in *ein* Statut, desgleichen die über denselben Gegenstand vorhandenen Bestimmungen des common law in ein anderes Statut zu redigiren und zu berichten, ob es zweckmäfsig sei, beides in *einem* Statut zu vereinigen. Von dieser Commission sind demnächst in den Jahren 1834 — 1841 mehrere Berichte erschienen und gedruckt worden; auch in Folge der Berichte beschlossen worden, dafs beide Rechtsquellen in *ein* Statut zusammengearbeitet, nicht minder die sich als nöthig ergebenden Veränderungen und genaueren Bestimmungen aufgenommen werden sollen. Indefs haben wir in diesem Jahre (1844) in den Zeitungen gelesen, dafs Lord Brougham eine Bill über die Codification der englischen Strafgesetze im Ober-

Digitized by Google

hause eingebracht hat, welche am 13ten Mai die zweite Lesung erhielt, dem Vernehmen nach aber erst in der nächsten Parlaments-Sitzung zur endlichen Erörterung gebracht werden wird. Ob dieser Antrag des Lord Brougham nur die Erledigung der älteren vorbereiteten Maafsregel betrifft oder einen neuen ähnlichen Vorschlag enthält, ergeben die Zeitungsberichte nicht deutlich.

Unter diesen Umständen, wo in England allgemein das Bedürfnifs gefühlt wird, aus dem Chaos der Rechtsquellen das wirklich Gültige zusammengefafst zu sehen, ist es natürlich, dafs Rechtsgelehrte den Versuch einer solchen Zusammenstellung machen und das in einer Uebersetzung vorliegende Werk von Stephen ist eine solche Arbeit, vielleicht die erste vollständigere und unbefangene dieser Art. Die erste Abtheilung betrifft die Verbrechen und ihre Strafen; die zweite das Strafverfahren. Ueberall sind die Stellen der Statuten, der Reports und der Schriftsteller mit genauen Citaten gegeben, so dafs man das Material in seiner ächten Gestalt überliefert erhält, ohne die Beimischung individueller Ansichten, welche eine durchgreifende Verarbeitung nothwendig mit sich führt. Der Uebersetzer hat sich also jedenfalls ein grofses Verdienst erworben, indem er durch eine sorgfältige Uebertragung, welche zugleich die englischen Kunstausdrücke in Parenthesen enthält, dieses Werk für Deutschland zugänglicher gemacht hat. Aufserdem hat er die Bestimmungen der neueren Parlaments-Statuten nachgetragen, welche seit 1834 erschienen sind: ferner werden in den Anmerkungen, welche sämmtlich von dem Uebersetzer herrühren, die im Text vorkommenden englischen Einrichtungen und Kunstausdrücke kurz erklärt, grofsentheils mit Hinweisung auf geachtete Schriftsteller. Wo derselbe Kunstausdruck wiederholt vorkommt, ist auf die frühere Erklärung verwiesen, und das Register erstreckt sich sehr zweckmäfsig ebenfalls auf die wichtigsten in den Noten gegebenen Erläuterungen.

Endlich hat der Uebersetzer einen Anhang hinzugefügt, dessen Abth. I. (Beitrag zur Kenntnifs des Strafverfahrens) und II. (Von Gefängnissen und Strafanstalten) seine eignen im Jahr 1841 gemachten Beobachtungen des Verfahrens in Strafsachen und der Einrichtung der Gefängnisse mittheilen und hierdurch einen willkommenen Beitrag zu der Kenntnifs des englischen Strafverfahrens liefern. Wir haben zwar von Deutschen die Schilderungen eines Ungenannten in *Klein's* Archiv des Criminalrechts Bd. II. St. 2. 3. und von *Rüttimann*, unter den Franzosen die von *Cottu* und *Rey*, aber die Darstellung des Uebersetzers ist so klar und übersichtlich, dabei so unpartheiisch, dafs gewifs jeder sie mit Interesse lesen wird, welcher nicht in einer vorgefafsten Ansicht befangen ist.

Aus diesen Gründen können wir nicht umhin, das Hauptwerk selbst für eine sehr verdienstliche Arbeit und die Thätigkeit des Uebersetzers dabei für eine höchst dankenswerthe Leistung anzuerkennen.

Dr. Biener.

II.

Psychologische Studien über Staat und Kirche von Joh. Caspar Bluntschli. Zürich und Frauenfeld, 1844.

Diese Schrift wird von ihrem Verfasser als Erzeugnifs einer *neuen Wissenschaft* erklärt, wodurch die Nebel, die uns besonders hier in Deutschland die Sonne der Wahrheit verfinstern sollen, als durch einen diesmal aus der Schweiz wehenden „scharfen schneidenden Morgenwind" plötzlich werden zerstreut werden. Es ist wie immer ein überlegenes Individuum, von dem die Entscheidung kommt, das Wort, das den geistigen Mittelpunct der Wissenschaft feststellt und dadurch die Wissenschaft mit der Religion und dem Leben versöhnt. „Dieses Individuum ist Friedr. Rohmer." Die Wissenschaft mufs von der Erkenntnifs des Menschen ausgehen, weil der Mensch das höchste Product der Schöpfung ist; sie mufs ferner hervorgehen aus dem Selbstbewufstsein eines Individuums, das durch die Klarheit und Vollständigkeit seines Organismus dazu befähigt und bestimmt ist, sich desselben bewufst zu werden. Dieses Individuum ist wiederum Friedr. Rohmer. Die neue Wissenschaft ist ein Product der lebendigen Selbsterkenntnifs ihres Urhebers, ein Bild seiner selbst. Darum kommt ihr das Prädicat eines organischen Werks voll Geist und Leben in weit vollständigerer Weise zu, als irgendeiner bisherigen Wissenschaft. Dies ist die Wissenschaft Friedr. Rohmer's.

Der Verf. fügt eine Bemerkung hinzu, worin ihm wahrscheinlich Viele, die in anderen Puncten weniger condescendent sein mögen, beistimmen werden, dafs nämlich jener eigenthümliche organische Charakter die Erfassung und Annahme der neuen Wissenschaft erschwert. Sie wird, sagt er, „erlebt" werden müssen. Das Erleben in einem vulgären Sinn, nämlich zuzusehen wo es mit dem Individuum sammt der in dasselbe verwachsenen Wissenschaft hinauswill, werden die Meisten sich noch vorbehalten. Neuere Reisende erzählen von einer religiösen Secte in Rufsland, deren vornehmster Glaubensartikel darin besteht, dafs Christus fort und fort als Mensch auf der Erde wandle, und als ihr sichtbares Haupt stets unter den Gläubigen sei, die sofort nach dem Tod des bisherigen den folgenden Christus in einem

Digitized by Google

der Ihrigen erkennen. Wer geneigt ist, verwandte Erscheinungen zu combiniren, dem könnte wohl der ängstliche Zweifel aufstofsen, ob die Scheidewand, welche den Glauben an jene Mensch gewordene Wissenschaft von diesem Sectenwahne trennt, stark genug sein möchte, um nicht gelegentlich niederzufallen, und die beiden Parteien in einen Krieg um den wahren Herrn zu verwickeln.

Der Verfasser, ein durch vorzügliche Leistungen im römischen und deutschen Recht bekannter Schriftsteller, und eine politische Celebrität seines Vaterlands, bescheidet sich, als Schüler Friedrich Rohmer's aus dessen organischer Erkenntnifs des Menschen die organische Erkenntnifs des Staats gewonnen zu haben. Er gewann sie dadurch, dafs er, wie ordinäre Gelehrte Bücher und Handschriften in die Einsamkeit mitnehmen, so im Jahr 1843 für einen mehrmonatlichen Landaufenthalt mit dem genannten Individuum sich versah. So gelang es ihm, aus den XVI Grundkräften des menschlichen Organismus, wie Friedr. Rohmer sie erkannt und in ihren Verhältnissen festgestellt hatte, die XVI Grundorgane des Staatskörpers herzuleiten. Die sechste von den sieben Abhandlungen, aus denen das vorliegende Buch besteht (1. L'état c'est l'homme, drei Briefe an einen jungen Staatsmann; 2. Natur und Verhältnifs von Staat und Kirche; 3. Kirchen- und Staatsmänner; 4. Mohammed und sein Reich; 5. der gesetzgebende Körper und die Staatsgewalten; 6. die 16 Grundorgane des Staatskörpers; 7. die Staatsformen) enthält jene Entdeckung, und damit, wie der Verf. erklärt, die Elemente einer psychologischen Staatslehre, von der er im Schlufswort sagt, sie stehe nunmehr der abstracten Staatstheorie gegenüber; sie ruhe auf sicherem Grunde, da sie sich den Menschen zum Vorbilde gesetzt, welchen Gott sich zum Bilde erschaffen, und sie werde wachsen und gedeihen zu einem grofsen Baum, an dessen Früchten die Nachkommen sich erlaben werden.

Es wird daher vornehmlich darauf ankommen, den Lesern, die eine Kenntnifs der organischen Staatslehre erhalten wollen, über diese Elemente derselben zu referiren. Dieses Referiren, wie das Bisherige sich darauf beschränkt, wird möglichst wörtlich zu verstehen sein. Des kritischen Urtheils mag man sich fürs erste gern enthalten, wenn man erwägt, dafs es sich um eine ganz neue Wissenschaft handelt, bei der vorauszusetzen ist, dafs Wenige im Stand sind, sie zu beurtheilen. Ueberdies giebt es Dinge, die am Besten für sich selbst sprechen.

In der vorhergehenden fünften Abhandlung scheidet der Verf. den Staatsorganismus im Ganzen, den der gesetzgebende Körper darstellt, und die einzelnen Staatsgewalten. Dieser sind vier: 1) das Regiment, die oberste und höchste Gewalt, entsprechend dem *äufsern Kopf* im menschlichen Organismus mit seinen männlichen Geisteskräften; 2) das Gericht, entsprechend dem *innern Leibe* mit seinen männlichen Gemüthskräften; 3) die Staatscultur, entsprechend dem *innern Kopf* mit seinen weiblichen Geisteskräften; 4) die Staatswirthschaft, entsprechend dem *äufsern Leib* mit seinen weiblichen Gemüthskräften. Diese vier Gewalten bilden die vier Kapitel der sechsten Abhandlung.

Der Schlüssel zu dem Ganzen wird durch folgende Einleitung gegeben:

„Die Gliederung des Staatskörpers ist der Gliederung des menschlichen Körpers, wie dieselbe aus Gott hervorging, als solche vollständig und vollkommen, nachgebildet. Instinctmäfsig haben die Völker, klarer einzelne grofse Staatsmänner, diese Nachbildung versucht und gefördert. Der endlich durch die Selbsterkenntnifs Eines Mannes frei gewordenen Wissenschaft bleibt es vorbehalten, dieser Nachbildung ganz bewufst zu werden, und dadurch den wahren Staat vorzubereiten."

Wie der menschliche Körper der äufsere Mensch ist, das ihn bewohnende Individuum der innere, so ist auch jedes Glied nicht blofs ein leibliches, äufserliches, sondern beherbergt auch eine Seele. Nun ist der äufsere Kopf der Sitz der männlichen Geisteskräfte, und zwar vor allem des Verstandes, der aus den Augen, und der Sprache, die aus dem Munde spricht, jener dieser untergeordnet (eigentlich sollte man, sofern der Körper nicht auf den Kopf gestellt wird, das Gegentheil erwarten). Dazu kommen noch das Gedächtnifs beim Ohr, der Geruch in der Nase — daher giebt man den Knaben Ohrfeigen, um etwas ihrem Gedächtnifs einzuprägen, und etwas ähnliches nimmt man mit sich selbst vor, um diesen Zweck auszudrücken, nur dafs man sich hinter die Ohren nicht schlägt, sondern nur schreibt. In dem Staat finden wir als äufseren Kopf das Regiment, als Verstand den Rath, als Sprache den Herrscher. Wie die Sprache die Einheit und Spitze des menschlichen Geistes ist, so der Herrscher die des Staats, nicht blofs des Regiments. Aus dieser Analogie mit der Sprache wird die Souveränität, die Nothwendigkeit Eines Herrschers, die Einheit und Fülle aller Gewalt im Herrscher, aber auch das Recht der übrigen Organe des Staatskörpers gegenüber dem Herrscher, die mit dem Recht verbundene Pflicht des Herrschers gefolgert, — wobei indessen nicht ganz klar wird, wie diese Dinge alle gerade aus der speciellen Gleichstellung mit der *Sprache* folgen sollen, da man vielleicht auch auf anderem Wege mit derselben Sicherheit zu denselben Resultaten gelangen kann. Wie zur Sprache das Wort, so verhält sich zum Herrscher das Gebot, daher gebührt ihm die Promulgation der Gesetze, und das Recht Edicte zu erlassen. Wie der Verstand der Sprache, so ist der Rath (Senat, Staatsrath, nicht etwa das Parlament, der gesetzgebende Körper) dem Herrscher untergeordnet. „In der Regel wird die Sprache aussprechen, was der „Verstand ihr angerathen hat, aber nicht immer. So wird der „Regel nach der Herrscher seinen Entscheid durch das Gutach„ten des Raths bestimmen lassen, aber nicht immer." Man würde dem Verf. Unrecht thun, wenn man darin Humor finden wollte. Auch hier führt ihn die neue Wissenschaft zu einem wichtigen Resultat, welches nicht weniger schon Andern eingeleuchtet hat: „es ist somit im Interesse der Gesundheit des Staats in allen „Verfassungen darauf ein Hauptaugenmerk zu richten, dafs die „Mitglieder des Rathes geistig und charaktermäfsig fähig seien, „frei zu prüfen und entschlossen zu rathen, auch auf die Ge„fahr hin, dem Herrscher zu mifsfallen."

Nun fehlt noch das Gedächtnifs und der Geruch, Ohr und Nase. Das sind die Ministerien, das des Innern das Ohr, das des Aeufseren die Nase; darum sagt das Volk: die Diplomaten bedürften einer feinen Nase. Für das Ministerium des Innern hat der Verf. keine solche Bestätigung angeführt, und auch für

Digitized by Google

jenes führt er nicht weiter aus, welche Anwendung von Adler- und Stumpf-, kurzen und langen Nasen für die Bildung des Ministeriums zu machen wäre Nur dies folgert er, dafs das Ministerium des Aeufsern dem Herrscher *näher* stehe, als das andere, ja auch als der Rath (das Auge). Die weitere Folgerung, dafs die Ministerien vom Herrscher genöthigt werden können, anders zu handeln, als ihre Einsicht es vorschreibt, möchte weniger einleuchtend sein.

Die männlichen Gemüthskräfte im Innern des Leibes sind im Staatskörper die Gerichte. Die Rechtsverletzung erregt in dem Mann einen inneren Schmerz und das Verlangen nach Wiederherstellung des Rechts Dieser Schmerz ist der kleine bei Verletzung der Privatrechte, der grofse Schmerz bei Verbrechen. Dort wird das Herz des Mannes, oder wie es die Psychologie (d. h. die neue Wissenschaft) nennt, die Noblesse getroffen, hier die Eingeweide, oder, in der „psychologischen" Sprache, der Nabel. Damit haben wir ganz einfach den Begriff der Privatrechtspflege und Staatsrechtspflege, jene beruht auf der *Noblesse*, diese auf dem *Nabel* des Staatskörpers. Diese Begriffsbestimmung und der verheifsene wissenschaftliche Nutzen derselben wird „den gelehrten Juristen etwas schwer zu Kopfe „gehen, weil der jetzige Zustand der Rechtswissenschaft, ganz „vorzüglich aber die Rücksicht auf die römische Jurisprudenz, „dieselben fortwährend auf sehr kalte, geistige Combination, in „der That auf ein Rechnen mit Begriffen und Formen hinweist, „und leider die lebendige Beziehung des Gerichts zum Volk Vie„len aus den Augen gerückt worden ist."

Nun sind aber Noblesse und Nabel nicht die einzigen Gemüthskräfte des inneren Leibes, und daher auch Privat- und Strafrechtspflege nicht die einzigen Organe des Gerichts. Es kommen noch hinzu die active Sinnlichkeit und der Geschlechtssinn, und damit die Vormundschaftspflege und die Völkerrechtspflege. Zur letzteren gehört der Krieg, zur ersten die gesammte Polizei. Die Polizei ist eine gemüthliche Function, keine geistige, es ist eine falsche Auffassung, sie zum Regiment zu rechnen; diesem Umstand schreibt es der Verf. zu, dafs sie sich zu sehr von dem Princip der Moral abgelöst hat.

Zu diesen männlichen Geistes- und Gemüthskräften gesellen sich die weiblichen des Staats. Die weiblichen Gemüthskräfte bilden die Staatswirthschaft, es sind die Kräfte des äufseren Leibes: die passive Sinnlichkeit, der Fiscus — die Extremitäten, öffentliche Arbeiten — dann die Gefühlskraft der äufseren Geschlechtstheile (von der „Psychologie" Sentimentalität genannt), Dorfgemeinden — die Brust, Stadtgemeinden. Auch an diese Analogien werden Folgerungen geknüpft — bis herab auf die Reinlichkeit auf den Strafsen und Plätzen der Stadt gegenüber dem Dorf. Dagegen den weiblich-geistigen Organen des inneren Kopfs entspricht die Staatscultur, dem inneren Auge die Schule, der im Hintergrund des Mundes wohnenden Phantasie der Cultus, der im Hintergrund des Nasenwirbels arbeitenden Combination der öffentliche Verkehr, dem Gehör die öffentlichen Anstalten (Theater u. s. f.).

So einfach und leicht ist die wahre Staatslehre. Wie beschämend für den Menschen, dafs er Jahrtausende gebraucht hat, dies inne zu werden.

Der Leser ist schon oben benachrichtigt worden, dafs er eine Kritik dieser „organischen Staatslehre" für jetzt nicht zu erwarten hat. Davon soll nur in Beziehung auf die Neuheitsfrage eine Ausnahme gemacht werden.

Analogien unter den verschiedenen Organismen, welche in und mit einander die Welt erfüllen und bilden, sind von jeher gesucht, gefunden, und auf mehr oder weniger fruchtbare Weise als Mittel der Erkenntnifs und Darstellung gebraucht worden. Vor allem ist es die Sprache selbst, die sich ungesucht auf diesem Felde bewegt.

Es ist weder etwas besonderes noch etwas neues, namentlich die Natur des Menschenleibes und der Menschenseele zur Beleuchtung des Staatsorganismus herbeizuziehen. Wir müssen es sogar den natürlichsten Weg, sich aufzuklären, nennen, es ist aber auch die Kindheit der Wissenschaft, die zunächst auf diesem Weg in das Innere der Sache einzudringen sucht. Man kann täglich die Erfahrung machen, wie sinnige, aber wissenschaftlich wenig gebildete Menschen sich durch dieses Umherfühlen im Dunkeln zu orientiren suchen, und dann wohl dieses Tasten mit Forschen, diese Allegorien und Gleichnisse mit Einsichten und Begriffen verwechseln.

Das Besondere aber ist, dafs wir es hier nicht mit einem kindlichen Naturalisten zu thun haben, sondern mit einem Mann, dem eine wissenschaftliche Schule nicht abzusprechen ist, und der also mit Bewufstsein den Weg nicht blofs der von ihm scheel angesehenen deutschen Philosophen, sondern der angesehensten Lehrer aller Völker und Zeiten verläfst, um mittelst jener natürlichen Anschauungen ein System aufzubauen, welches die wahre Wissenschaft sein soll, das aber grofsentheils — das gewöhnliche Schicksal bewufster Wiederbringung kindlicher Vorstellungen — vielmehr den Namen der Abgeschmacktheit verdient.

Die Eigenschaft der Neuheit dagegen wird der organischen Staatslehre des Verf.'s, im Princip wenigstens, nicht zugestanden werden können, so gern man auch dem Patriotismus desselben diese Genugthuung gönnen möchte. Der Staat des Verf.'s mit seinen Augen, Nasen, Ohren u. s. f. ist im Princip conform mit der physiologischen Wissenschaft eines bekannten Rechtsalterthumsforschers, nur dafs uns diesmal das System keinen Bovigus, sondern nur den Nabel und die Noblesse, den grofsen und den kleinen Schmerz, das Herz und die Eingeweide, als die Grundlage des Civil- und Criminalprocesses gebracht hat. Man könnte einzelne Stellen aus den Schriften beider Gelehrter zum Rathen des Autors aufgeben, und sicher sein, den Gefragten, wenn er nicht etwa durch zufällige Nebenumstände geleitet würde, in Verlegenheit zu bringen. So könnte z. B. folgende Stelle von Beiden geschrieben sein: „Das leiblich mächtig sein liegt in dem „sedere, welches ein Act des Leibes ist, dem die Füfse dienen, „eben so wie das Greifen ein Act des Geistes durch die Hände. „Hiermit ist aber die ganze Natur des Gegensatzes vom Besitz „und Eigenthum physiologisch ausgesprochen. — Es erklärt sich „daraus auch, warum der Inhalt des Eigenthums körperlich, der „des Besitzes unkörperlich ist; denn der Geist beherrscht den „Körper und dieser selbst dient ihm (daher die Hand hohl), der „Körper selbst aber beherrscht als solcher nichts weiter, weil „er in der Wesenheit der Dinge das Letzte ist, daher das phy„siologische instrumentum sedendi et possidendi convex."

Wir andern Büchergelehrten haben freilich für die Wissenschaft des Naturdienstes wenig Empfänglichkeit, und unser begabter Landsmann würde in unsern Augen durch Ablegung des Isispriestergewands nicht verlieren. Der Verf. dagegen mufs die Sache mit andern Augen ansehen, und ihm hätte es, wie es scheint, wohl geziemt, seinen Vorgänger, der ihm unmöglich unbekannt geblieben sein kann, zu nennen.

Zum Schlufs mag noch eine Frage an den Verf. und eine Erinnerung an den Leser Platz finden. Die Frage: wenn nun die Natur den Geist beherrschen, wenn insonderheit der menschliche Körper mit seinen Kräften, das Gesetz für den Staatskörper abgeben soll, giebt es für diese Nachbildung eine Grünze oder nicht? Und wenn es eine Grünze geben sollte, über die hinaus die Functionen des menschlichen Körpers keine politischen Gesetze mehr sind (was man denn doch im Interesse des gesunden Verstandes annehmen möchte), welches ist sie und ist sie nicht etwa von der Beschaffenheit, dafs in ihr wieder die Principien der herkömmlichen Wissenschaft auf den Thron gesetzt werden, deren Regierungsende so stolz verkündigt worden war? Von der Möglichkeit einer befriedigenden Antwort wird es abhängen, ob das neue Gebäude den Namen eines Systems (dessen Wahrheit noch dahin gestellt) oder einer Täuschung, oder eines phantastischen Spiels tragen mag. Die Erinnerung an den Leser: er möge das Gleichnifs von dem wohlhabenden Mann mit dem Kiesel, den er für den unschätzbaren Diamant hielt, nicht vergessen. Und wenn auch unter den sonstigen Besitzthümern einige Wunderlichkeiten sich finden sollten z. B. S. 100, dafs Julius Cäsar am gebrochenen Herzen starb, so wäre es doch Thorheit, das Nützliche zu verschmähen, weil es die Laune des Mannes in äufsere Verbindung mit werthlosem Plunder gebracht hat. Näher einzugehen auf diese die Decke der neuen Wissenschaft durchbrechenden Blitze des gesunden Verstandes würde billig einem zweiten Artikel vorbehalten werden dürfen, dessen Aufgabe wäre, die Bestandtheile der Schrift, auf die ihr Verf. den gröfsten Werth legt, bescheiden zu ignoriren.

Digitized by Google

№ 2.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1844.

III.

Indravidschaja. Eine Episode des Mahâbhârata herausgegeben von Adolf Holtzmann. Karlsruhe, 1841.*; bei Georg Holtzmann.*

Diese Episode, welche dem Udyogaparvan des Mahâbhârata entnommen ist, behandelt eine der berühmtesten Mythen vom Indra, nämlich seinen Kampf mit dem Vrittra und die sich daran anschliefsenden Umstände, worauf in den epischen Gedichten häufig angespielt wird. Die Art des Kampfes und der Tod des Vrittra werden verschiedentlich erzählt, und namentlich findet sich ein von dem unsrigen in vielen Puncten abweichender Bericht im Vanaparvan von 8689 bis 8736. Uns hier tiefer in eine Erklärung des Mythos einzulassen, ist nicht am Orte, nur so viel genüge zu sagen, dafs Indras hier offenbar als Gott des Tageslichtes auftritt, der mit dem Vrittra, der Finsternifs (wörtlich der Umhüller, Verdunkler), kämpft und ihn besiegt. An diese physische Grundlage des Mythos sind aber hier noch andre Sagen angereiht und wir wollen deshalb einen kurzen Ueberblick über das Ganze geben.

Indras, der Fürst der dreizehn Götter, hat den Sohn des Prag'âpati Tvaschtri getödtet, weshalb dieser den Vrittra zur Vernichtung des Indra erzeugt. Indra und Vrittra kämpfen nun miteinander, und der letztere ergreift jenen und verschlingt ihn. Da beginnen die Götter zu fürchten und erschaffen die G'rimbikâ (das Gähnen); Vrittra öffnet nun den Mund und Indra entschlüpft wieder. Nun beginnt der Kampf von neuem, bis endlich Indra flieht. Die Götter gehen darauf zum Vischnu, um sich Raths von ihm zu erholen, dem folgend sie mit dem Vrittra Frieden schliefsen, unter der Bedingung, dafs er weder durch Nasses noch durch Trocknes, weder durch Stein noch Holz, weder mit Schwerdt noch Speer, weder bei Tage noch bei Nacht getödtet werden dürfe.

Von nun an sinnt der immer noch für sein Reich fürchtende Indra, wie er den Vrittra mit List tödte und findet endlich die günstige Gelegenheit. Er findet denselben nämlich einst in der Dämmrung an der Meeresküste, sieht bergähnlichen Schaum auf den Wellen, und denkt der ist weder nafs noch trocken. Darauf schleudert er denselben mit dem Donnerkeil auf den Vrittra herab, und in diesem Augenblick hüllt sich Vischnu, der ihm seine Hülfe versprochen hat, in den Schaum und tödtet den Vrittra. Aber Indra empfindet nun Reue, dafs er einen Brahmanen getödtet und verbirgt sich am äufsersten Ende der Welt, und die Folge ist, das alles verdorrt und vergeht. Da beschliefsen die Götter den Nahuschas zu ihrem König zu wählen, der es zwar zuerst ablehnt, aber auf dringenderes Ansuchen annimmt. Er herrscht auch gerecht bis zu dem Augenblick, wo er die Gattin des Indra erblickt und ihrer begehrt. Die Göttin sucht Zuflucht bei dem Vrihaspati, der sie ihr auch gewährt; als das aber Nah. hört, wird er zornig und die Götter gehen um ihn zu besänftigen zum Vrihaspati. Darauf kommt Çak'î, die Gemahlin des Indra, zum Nahuscha und bittet ihn nach dem Rathe des Vrih. ihr noch eine Frist zu vergönnen, in der sie Nachrichten über den Indra einziehen könne. Diese gewährt Nahuscha und Çak'î kehrt zum Vrih. zurück. Die Götter aber gehen zum Vischnu und bitten ihn den Indra wieder herbeizuholen, das verspricht der Gott, aber mit der Bedingung, dafs Indra ihm seine Verehrung durch ein Rofsopfer beweise. Sie gehn nun zum Aufenthalt des Indra, worauf das Rofsopfer gegeschieht und Indra's Schuld auf Bäume, Flüsse, Berge u. s. w. übertragen wird. Aber Indra vermag nicht den Nahuscha zu vertreiben und verschwindet darum wieder. Da beginnt Çak'î zu klagen und fleht zur weissagenden Nacht ihr Indra's Aufenthalt zu zeigen. Diese naht und führt sie zu einem Teiche, wo Indra

Digitized by Google

in ganz verschrumpfter Gestalt im Stengel einer Lotosblume sitzt. Çak'î bittet nun ihren Gatten zurückzukehren, der aber sagt, dafs dazu noch nicht Zeit sei, sie solle zum Nahuscha gehn und ihn bitten auf einem von Rischi's gezogenen Wagen zu ihr zu kommen. Nahuscha erfüllt auch ihre Bitte und Çak'î fordert nun den Vrihaspati auf ihren Gatten zu suchen, denn es sei nur noch kurze Zeit von der Frist übrig. Vrihaspati wendet sich an den Agnis, dieser durchsucht auch die ganze Erde, nur ins Wasser kann er als Gott des Feuers nicht kommen, aber Vrihaspati sagt ihm er solle es getrost betreten, denn er werde ihn durch seine Hymnen stärken. Nun findet Agnis den Indra ebenfalls im Stengel der Lotosblume, drauf kommt auch Vrihaspati, der des Götterkönigs Heldenthaten preis't, worauf dessen winzige Gestalt mehr und mehr wächst und ihre frühere Gröfse erhält. Nun erscheinen auch andre Götter und zuletzt der weise Agastyas, welcher berichtet dafs Nahuschas vom Himmel gestürzt sei. Die Rischi's hätten ihm nämlich die Frage vorgelegt, ob er die vom Brahma bei der Opferung von Kühen gebotenen Ceremonien anerkenne oder nicht, das habe er verneint; sie seien darauf mit ihm in Streit gerathen, und im Zorn habe er ihn, den Agastya, mit dem Fufse vor den Kopf gestofsen. Er habe ihn darauf verflucht 10000 Jahre als Schlange auf der Erde zu verweilen und erst dann zurückzukehren. Nun besteigt Indra den Elephanten Airâvata und geht mit den Göttern zum Himmel zurück und herrscht dort mit der Gattin wieder vereinigt in hoher Freude.

Zum Schlufs tröstet nun Çalya, der dem Yudischthira dieses alles erzählt, denselben, denn wie Indra sein Reich wiedererlangt, so werde er es auch wiederbekommen, worauf dann die häufig wiederkehrende Versicherung ertheilt wird, dafs wer diese Geschichte lese alles irdischen und himmlischen Glückes theilhaftig werde.

Dies ist im Allgemeinen der Inhalt dieser ansprechenden Episode, die sich jedoch im Einzelnen wohl noch mancherlei Striche wird gefallen lassen müssen, sobald unsre kritischen Hülfsmittel zahlreicher sein werden, als sie es bis jetzt sind, denn es ist so mancherlei in der Erzählung, was, wenn auch nicht directe Widersprüche enthaltend, doch gegen die Wahrscheinlichkeit verstöfst, wohin namentlich gehört, dafs mehrmals z. B. dem Indras Dinge erzählt werden, die er schon weifs. So ist v. 120. 121 bereits gesagt, dafs die Götter sich zum Vischnu begeben und auf dem Berge Mandara ankommen, dennoch wird v. 134. 135 wiederholt, dafs sie zum Vischnu gehen. Ferner wird die ganze Erzählung vom Nahuscha von v. 564 ff. dem Indra noch einmal wiederholt, nachdem er die Götter gefragt, weshalb sie kämen, obgleich er doch durch die Çak'î schon über das was im Tvarga vorgegangen war, Nachricht erhalten hatte. Dazu kommt, dafs diese Erzählung von v. 564 an in dem gröfseren epischen Maafse erscheint, wodurch es sehr wahrscheinlich wird, dafs hier späterer Einschub sei. Ein solcher ist auch ohne allen Zweifel, wie auch Hr. H. in der Anmerkung zu v. 206 annimmt, die ganz überflüssige Einmischung des Vischnu, und die Verse von 116—155 und 373—401 so wie v. 206 möchten unbeschadet des Zusammenhangs ausgelassen werden können. Indefs bereits jetzt diese Auslassungen durchzuführen, ist noch nicht an der Zeit und wir müssen erst eine gröfsere Masse von Handschriften zur Vergleichung haben, so wie mehr von der Geschichte der Entstehung dieses grofsartigen Heldengedichts wissen, um dergleichen mit einiger Sicherheit ausführen zu können.

Hr. H. hat den Text nach der Kalkuttaer Ausgabe des Mah. mit Vergleichung der Pariser Handschrift edirt. Dafs aber mit diesen Hülfsmitteln oft noch nicht der ursprüngliche Text hergestellt sei, ist leicht einzusehen und an manchen Stellen möchten noch Aenderungen zu treffen sein; nicht selten möchte man auch die vom Herausgeber verworfene Lesart wieder aufnehmen müssen. Refer. hat die auf der hiesigen Königl. Bibliothek befindliche Handschrift zu Rathe gezogen und darin häufig die Lesarten der Pariser bestätigt gefunden; alle Abweichungen indessen hier aufzuführen, würde zu weit führen, weshalb wir nur die vorzüglicheren, die nach unsrer Ansicht in den Text zu nehmen sind, beibringen. Der Codex schreibt v. 9 und so immer c'â 'pibat st. 'pivat. — v. 58 sô' b'itas st. sô b'îtas. — v. 59 c'ai' nam st. c'ai' va — 80. sang'aças st. sarvaças — 109. g'rmbamânasya c'a st. vig'rmb. — 129. mê divauk. st. tridiv. — 134. sarvê st. sarvadêv. — 151. sahitâ: st. sahasâ — 154. tat'â st. yat'â — 170. b'âvyam st. b'avyam — 191. Ber. yakta: Schreibf. st. yatta: was der Schol. hat — 195. raudradârunê Par. u. Schol. — 212. vrttram st. çatrum — 236. g'âyatâm st. g'âyatê — 301. êvam st. êva — 316. ça-

Digitized by Google

ranâgatam st. -tâm — ibid. indrâni st. -nîm — 323 na c'â' sya st. na tasya — 342. kâla: kâlam st. kâlam kâlô — 344. tat'â' bruvan st. tadâ' bruvan — 346. êtam st. êtad — 373. C. dêvâç c'â' gnipurôg. st. B. P. sâ' gnip. — 395. fehlt, was besser ist. — 396. pûtapâpmâ st. d'ûtapâp. — 407. upâtis'tat st. upati. — 416. darçanam samprâptâ st. darçanê sam-tê — 425. nânâçak. st. çub'am çak. — 429. 430 fehlen, was die Par. bestätigt 432. — biçatantuprav. st. vis'annamtu. Das Richtige hat die Kalk. visatantupr., in der Ber. ist's nur Schreibfehler — 437. nv aham st. tv aham — 439. viryasamâv. — st. -madâv. — 449. s'a st. sa — 455. uktâ st. uktvâ — 531. hâyanâ: st. hêtaya: — 566. kat'an nu st. kat'an c'a — 570. tadâ st. tatô — 583. paçyantê st. -ti — 599. drs'tîvis'am st. -vis'a:, die Interpunction mufs fort. — 603 mayâ' b'is'êkam st. sahâ — 613. satkrtya st. satkrtav. — ib. tadâ st. nrpa — 638. mahîpatê st. ti: — 640. sahasâ' vignas st. aham âvignas — 656. upagamya st. upâgamya — 661. sumahâtêg'â: st. -g'ô — 670. tasmâd st. tasmai — 688. sahânayâ st. saha prab'ô.

Im Anhange hat der Herausgeber noch andre Erzählungen über den Nahuschas aus dem Mahâbhârata, Matsyapurâna, Agnipurâna, Harivança und Padmapurâna, die vier letzteren nach Pariser Handschriften mitgetheilt, und dadurch einen dankenswerthen Beitrag zum Mythos vom Nahuscha geliefert. Den Beschlufs machen Anmerkungen, die hauptsächlich den sachlichen Inhalt des Indravig'aya zu erläutern dienen und einige gute mythologische und antiquarische Notizen enthalten. Die erste derselben zu v. 5 handelt vom Tvaschtr und weis't deren zwei, den einen Prag'âpati, den andern Viçvâkarman nach. Damit stimmen die Scholien zur Berliner Hdschr. wo es zu v. 5 heifst tvas'tâ prag'âpatir dêvaçilpinô' nya: und zu v. 58. ab'itô laxîkrtya || taxânam viçvakarmânam ||. Zu v. 408 sagt der Verf. upaçruti sei Astrologie, Wahrsagerei, es ist aber, sowohl nach dem wie es das Lexicon Hârâvalî als auch unsre Scholien erklären, zunächst das Lauschen auf prophetische Stimmen, Erforschung des Schicksals (daivapraçnam), dann aber das Erlauschte, Erforschte, die Weissagung selber und als solche eine Göttin, und zwar Göttin der Nacht, oder vielleicht auch einer bestimmten Nacht, wie ja z. B. bei uns dem Volksglauben nach die Weihnacht und Neujahrsnacht noch aus der Zeit des Heidenthums her, solche Schicksal enthüllende sind. Das oben erwähnte Scholion lautet: upaçrutim upagamyô' ktasya çravanam, upaçrutim iti yasyâm upaçrûyatê tam niçâm âha.

Schliefslich noch einige Bemerkungen, die Aeufserlichkeiten betreffen. Der Text ist, wohl hauptsächlich wegen der Entfernung des Herausgebers vom Druckort, oft fehlerhaft, weshalb wir ein Verzeichnifs der Fehler hier folgen lassen: v. 16. triçirâ: st. -ra: — v. 38. -d'ars'ô st. dar. — 46. 49. 173. 479. drdam st. -d'am — 104. mahâg'ôram st. mahag' — 112. çakram — 202. apaçyat — 203. çurs'kô st. çus'kô — 221. prad'vasta st. pradvasta — 243. âdâsyasê — 244. -âd'ipô — 245. gopâyasva — 311. b'artrtvê — 343. nahus'ô — 365. kva vâ st. hva vâ — 377. -âb'ib'ûtô — 391. tatrâçvam. — 433. susûxma — 439. lôkês'u — 442. vib'ô — 492. rs'în — 576. devai — 602. b'avatu b'avân — 615. bad'ôp. — 644. d'ataprab'a: st. hatap. — 646. -sahasrâni — 663. dêvai: — 672. d'i st. hi — 680. 688. b'ratrb'i. In Bezug auf die Anordnung des Textes hat der Herausgeber einige Neuerungen gemacht; nämlich erstens sind die Verse nach Halbsloken gezählt, und dies ist gewifs, wenigstens für die epische Poesie des Mahâbhârata, das richtige Verfahren, denn man kann unmöglich alle überzähligen Halbsloken ausstofsen, da der Fall zu oft wiederkehrt, als dafs überall Interpolation zum Grunde liegen sollte, andrerseits darf man es nicht aufser Acht lassen, dafs die epische Poesie sich noch gar nicht so streng an die metrischen Gesetze bindet, wie die spätere Zeit. Denn wenn es auch als Regel gelten mufs, dafs gewöhnlich zwei Halbsloken zu einem Verse verbunden sind, so hat doch der Rhythmus in denselben noch nicht jene Stetigkeit erlangt, die diese Regel zur absoluten Nothwendigkeit erhöbe, und der epische Sloka schliefst sich noch oft ziemlich nah an den vedischen an, woraus dann einfach folgt, dafs auch die Verbindung zu zwei Reihen noch nicht eine nothwendige war. — Zweitens hat der Herausgeber zum bessern Verständnifs des Textes die indische Interpunction eingeführt, indem er an die Stelle unsrer Kommata, Semikola und Kola den einfachen, senkrechten Strich, an die des Punctes den doppelten setzt; auch dies ist nur zu billigen, insofern dadurch der durch Brockhaus gemachte Anfang zur Einführung der Interpunction Nachfolge findet, warum aber Hr. H. nicht wie jener unsre europäischen Zei-

Digitized by Google

chen wählt, sehe ich nicht recht ein, da er doch zur Bezeichnung der Verse die europäischen Ziffern genommen. — Was endlich die Trennung der Wörter betrifft, so ist hier wahrscheinlich auch durch Schuld des Setzers nicht recht erkennbar, was Princip, was Zufall sei. Doch scheint Hr. H. contrahirte Vocale nie zu trennen, was eine Inconsequenz ist, denn man trennt doch nur der Deutlichkeit wegen, darf also keine Rücksicht auf die Natur des jedesmal zusammentreffenden Buchstaben nehmen.

A. Kuhn.

IV.

Riedel, Codex diplomaticus Brandenburgensis. Berlin, 1844 *; bei Morin. I,* 4. 520 S. 4.

Man kann sich unmöglich darüber täuschen, dafs über die ältere Geschichte der einzelnen Landestheile unserer Provinz, über die früheren Verhältnisse des bürgerlichen, kirchlichen und häuslichen Lebens, über wichtige Ereignisse und grofse Persönlichkeiten, über Dinge selbst, die uns täglich in eine entfernte Vergangenheit zurückrufen sollten, eine grenzenlose und allgemeine Unkenntnifs überall und unter allen Ständen angetroffen wird. Ich glaube nicht zu viel zu behaupten, wenn ich es offen bekenne, dafs das Interesse an der Geschichte der Vorzeit, welches noch im siebzehnten Jahrhunderte, und bis in das folgende hinein, eine Menge zum Theil trefflicher Chroniken hervorgetrieben hatte, mehr und mehr schwindet, und hiermit gerade für den Theil des Volks, der ihrer am wenigsten entbehren kann, eine Quelle ehrenwerther Gesinnung und frischer Thätigkeit zu versiegen angefangen hat. Wir werden dem Boden, der uns trägt, täglich mehr Fremde. Wer nach lebendigen Erinnerungen, durch Tradition vom Vater auf den Sohn vererbt, nach alten Volkssagen und Volksdichtungen, nach den Resten alten Herkommens und alter Gebräuche, da, wo sich dergleichen naturgemäfs erhalten, nachfragen will, wird finden, dafs ich nicht übertreibe; ich finde selbst, wenn ich auf meine eigene Lebenszeit zurückblicke, dafs dessen, was uns aus der Vergangenheit erhalten ist, im Volke und für das Volk immer weniger wird.

Diese Unkenntnifs aber, dieses hinschwindende Bewufstsein des Volks von sich selber, ist nicht von heute oder gestern; es ist nicht zufällig so gekommen, sondern nach nothwendigen Gesetzen; es ist in Verhältnissen begründet, welche weit über die Grenzen dieses Jahrhunderts, weit über die Schranken einer einzelnen Landschaft hinaus reichen. Seit durch die Regierung des grofsen Kurfürsten die beschränkten selbstsüchtigen und engherzigen Tendenzen früherer Zeiten dem grofsen Gedanken einer Staatseinheit und eines allgemeinen Bürgerthums zu weichen genöthigt waren, wurden in rascher Folge durch grofse und durchgreifende Veränderungen alle Lebensverhältnisse umgestaltet, der Blick des Bürgers über die Grenzen seines Weichbildes hinaus erweitert und zu andern Anschauungen gebildet, zu Anschauungen, gegen welche das, in dessen Besitz man bis dahin seine Ehre gesetzt hatte, die Notizen von Brand und Pest, von Krieg und theurer Zeit, mit denen die früheren Chroniken sich gefüllt hatten, als werthlos und nur des Vergessens würdig schien. Wie bald dies Vergessen erfolgte, wie unerwartet rasch das Gedächtnifs für die Vergangenheit verloren ging, ist nicht zu sagen; es giebt Gegenden, wo die Schwedenzeit die äufserste Grenze alles historischen Wissens, der Punct ist, auf den alles, was in unvordenklichen Zeiten geschehen ist, zurückdatirt wird. Unsere Vorfahren haben es mit den Hunnen eben so gemacht, unsere Kinder werden es so mit der Franzosenzeit machen. In diesen Strudel des Vergessens aber ist eine unübersehliche Menge von Denkmälern, schriftlichen und anderen, mit hinabgezogen worden. Von den Documenten unserer Väter, die bekanntlich es gar sehr liebten, durch Brief und Siegel der Vergessenheit entgegenzuarbeiten, tausend uns flüchtig berührende Ereignisse durch die Schrift festzuhalten, schriftliche Documente als Familienbesitzthum zu hüten, von den handschriftlich geführten und fortgeführten Chroniken, die oft bis zu starken Quartanten angeschwollen waren, ist Vieles durch Feuersbrünste, mehr noch durch die Gleichgültigkeit und Geringachtung des vorigen Jahrhunderts zerstört worden. Man glaubt es kaum, wenn man liest, aus welchen Ecken und Winkeln *Feldmann* im 18. Jahrh. die Urkunden hervorgesucht hat, welche den vierten Theil von Hrn. Riedels neuem Codex diplomaticus Brandenburgensis schmücken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 3.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1844.

Riedel, Codex diplomaticus Brandenburgensis.

(Fortsetzung.)

Auf diese Weise sind selbst wichtige Urkunden, die sich auf die erste Gründung der Städte bezogen, und die man noch im Anfange des vorigen Jahrhunderts las, bald nachher spurlos verschwunden. Wenn nun die Regierungen dieser Vernichtung vermittelst trefflich eingerichteter Archive zu wehren mit Erfolg bemüht gewesen sind, so ist ein eben so dringendes Bedürfnifs, dafs der Sinn für vaterländische Geschichte, nicht blofs unter den Männern von Fache, sondern im Volke aufs Neue angeregt, und die Arbeiten der gelehrten Forscher dem Volke und seiner Intelligenz fruchtbar gemacht werden. Natürlich kann dies nicht so geschehen, dafs die alten Chroniken erneuert, diese werthlosen Lappalien als an sich bedeutend und wichtig hingestellt, das Todte wieder ins Leben zurückgerufen wird; wie können wir erwarten, dafs sich hieran das Interesse unseres Jahrhunderts anschliefse! Wenn wir aber dahin gelangen könnten, dafs diese Einzelheiten von allgemeinen und umfassenden Standpuncten aus betrachtet, das Zerstreute in Flufs gesetzt und zu einem grofsartigen Zusammenhange verschmolzen würde, wenn es sich ergäbe, dafs die speciellsten Studien den allgemein historischen Forschungen sich förderlich erwiesen, und umgekehrt die Geschichte einer einzelnen Stadt durch jene lebendige Beziehung auf den Gang des Weltgeistes überhaupt vergeistigt und geadelt würde, wenn, sage ich, dieses Band, durch welches das Höchste mit dem Niedrigsten, das Einzelne mit dem Allgemeinen verknüpft wird, überall erkannt würde, so würde der gelehrte Historiker eben so wenig verschmähen, in die Details einer einzelnen Stadtgeschichte hinabzusteigen, wie das Volk aufhören, sich seiner Landesgeschichte als einer den Bedürfnissen der Zeit nicht mehr gemäfsen zu schämen. Auf diesem Standpuncte stehen die bei weitem meisten der neueren Specialgeschichten noch nicht. Ob aber Arbeiten der Art zeitgemäfs, ja ein Bedürfnifs der Zeit und des Volkes sind oder nicht, diese Frage will ich Andern zur Beantwortung überlassen. Ich für meine Person habe, eben weil ich tausendfache Beweise von der steigenden Dürre und Verkümmerung des Volksgemüths, wenn ich so sagen darf, erhalten habe, weil ich sehe, dafs bei allem Unterrichte das Gemüth nicht tiefer, bei aller Aufklärung das Leben nicht inniger und nicht fruchtreicher geworden ist, dafs die edelen Interessen und Bestrebungen, welche sonst ein Leben beschäftigten, spärlicher und spärlicher angetroffen werden, das Erscheinen und den Fortgang eines Werkes, wie es der Codex diplomaticus Brandenburgensis des Hrn. Professor Riedel ist, auch aus dem Grunde mit wahrhafter Freude begrüfst, weil ich glaube, dafs auf Arbeiten dieser Art historische Studien, wie ich sie fordere, mit Erfolg können begründet werden.

Indem ich nun die Einrichtung und den Plan des grofsen Urkundenwerkes, von dem bereits fünf Bände vorliegen, als bekannt voraussetze, erlaube ich mir zu bemerken, dafs ich gerade über den vierten Band des ersten Haupttheils ein Urtheil öffentlich auszusprechen wage, weil mir der Gegenstand, auf den sich die hier mitgetheilten Urkunden beziehen, durch vieljährige Beschäftigung aufgehört hat ein fremder zu sein, und weil ich selbst noch immer nicht den Plan aufgegeben habe, auf diese Basis eine umfassende Arbeit über die Specialgeschichte der Grafschaft Ruppin zu begründen, die bis zum Erscheinen dieses Werkes würde zu den Unmöglichkeiten gehört haben. Ich bin natürlich weit davon entfernt, eine Kritik des betreffenden Werkes geben zu wollen; ich wünsche nur von den Leistungen des Hrn. Verf.'s eine Art Rechenschaft abzulegen, und durch einige wenige daran ge-

Digitized by Google

knüpfte Bemerkungen demselben zu zeigen, mit wie grofsem Interesse ich seinen Arbeiten folge, und wie sehr ich sie als die Grundlage aller specielleren Studien auf diesem Gebiete anerkenne.

Der vierte Band des ersten Haupttheils des Codex diplomaticus Brandenburgensis giebt auf 520 S. 4. Urkunden, welche sich auf die Grafschaft Ruppin beziehen, unter folgenden Rubriken: 1) die Grafen von Lindow und die Herrschaft Ruppin; 2) die Stadt Neu-Ruppin und das dasige Dominicaner Mönchskloster; 3) die Stadt Wusterhausen an der Dosse; 4) die Stadt und das Kloster Gransee; 5) das Jungfrauenkloster und Städtchen Lindow; 6) das Domänenamt Ruppin nebst den Burgen und Städtchen Alt-Ruppin und Wildberg; 7) die Burgen, Aemter und Städtchen Rheinsberg und Neustadt a. D. Den Schlufs bildet ein Anhang vermischter die Herrschaft Ruppin betreffender Urkunden. Jedem dieser Abschnitte ist eine historische Skizze vorausgeschickt, welche einen allgemeinen Commentar zu den nachfolgenden Urkunden darbietet, und für die Benutzung derselben die nothwendigen vorläufigen Andeutungen giebt. Der Hr. Herausgeber hat nicht blofs Urkunden, welche bis dahin noch nicht veröffentlicht waren, mitgetheilt, sondern diese mit anderen verbunden, welche, in anderen Sammlungen zerstreut, oder in älteren Werken befindlich, weniger zugänglich waren, um dadurch in möglichster Vollständigkeit das Materiale, welches bis jetzt für die Geschichte jenes Landestheiles gewonnen ist, für einen Gesammtüberblick zusammenzustellen. Ich zweifele nicht, dafs der Hr. Verf. durch dieses Verfahren den Wünschen und Bedürfnissen aller derer entgegengekommen ist, welche sich im sichern Besitz des gesammten urkundlichen Materiales sehen möchten, ohne dafs sie genöthigt wären, dasselbe in grofsentheils weniger bekannten Sammlungen aufzusuchen. Fast möchte ich wünschen, dafs Hr. Prof. Riedel hier noch weniger zurückhaltend gewesen, und wenigstens durch ein einfaches Citat auf Urkunden hingedeutet hätte, die wenn auch streng genommen, nicht hierher gehörig, doch immer für die Kunde der Vorzeit unserer Grafschaft wichtig sind. Ich rechne hierher Urkunden, wie die in Raumer's Codex diplomaticus Vol. I. n. 95, vom Jahre 1437, wo Friedrich, Markgraf von Brandenburg das der Margaretha von Stettin durch Graf Albrecht ausgesetzte Leibgedinge bestätigt. Was die neu gegebenen Documente betrifft, so haben die Archive von Berlin, Breslau, Magdeburg, Schwerin, Wien eine Menge von Urkunden geliefert, die nicht blofs für die Geschichte der Grafschaft Ruppin, sondern auch für die der ganzen Mark Brandenburg hohe Bedeutung haben. Aufserdem erscheinen hier zuerst gedruckt das Landbuch der Herrschaft Ruppin, welches Graf Johann 1491 durch seinen Secretarius Matthias Hentzeke aufnehmen liefs, wovon das Original in der von Hagenschen Bibliothek zu Hohennauen befindlich, und das Landregister des Dr. Wolfgang Redorf (de anno 1525) nach der Schaum'schen ehedem auf dem Amte zu Alt-Ruppin befindlichen Abschrift, welche Hr. Prof. Riedel sehr wohl gethan hat, an das K. Geheime Staats-Archiv abzuliefern. Für die Geschichte der Stadt Neu-Ruppin insbesondere boten die Feldmann'schen Sammlungen ein reiches Materiale. Ich mufs dieses unvergleichlichen Sammlers hier besonders Erwähnung thun, da in dem Codex des Prof. Riedel öfters der Name Bratrings und des Recensenten angeführt ist, wo alles irgendwie Verdienstliche den Manen Feldmanns zuertheilt werden mufs. Feldmann war durch ausgezeichnete naturhistorische und medicinische Studien gebildet; er hatte noch den grofsen Boerhave in Leiden gehört. Dann gab ihm sein doppeltes Verhältnifs, als praktischer Arzt und als Mitglied des rathhäuslichen Collegiums, die vielfachste Gelegenheit, mit dem besten Erfolg seine historischen Forschungen zu betreiben; als Arzt kam er in das Vertrauen des gemeinen Manns; als Rathsherr und Burgemeister fand er alle Urkunden und rathhäuslichen Register geöffnet. So hat er viele Jahre hindurch mit unermüdlichem Eifer geforscht, gesammelt; und wenn unter den Tausenden von Urkunden, Rathsrechnungen, Kirchenbüchern, Leichensermonen u. s. w. vieles ist, was für uns nur geringes Interesse gewähren kann, wenn die Nachrichten, die er bei Tausenden von Personen einzog, sich nur auf unwichtige Localitäten u. s. w. beziehen, so ist es andererseits doch gerade dieser unbefangene Sinn, welcher das Wichtigste dem Unbedeutendsten zur Seite stellte, und an der geringfügigsten Notiz über die Herkunft und Verwandtschaft dieser oder jener bürgerlichen Familie seine Freude fand, dieser Sinn, sage ich, ist es, der uns für die Treue seiner Mittheilungen Bürgschaft leistet. Zwei Theile dieser Sammlungen sind

Digitized by Google

vollendet, den dritten hat er nur auf wenige Seiten gebracht; alle bilden zusammengebunden einen sehr starken Quartband. Die Abschriften Feldmanns sind diplomatisch treu. Ich habe mehrere Urkunden, die Hr. Riedel nach dem Original gab, mit den Copieen Feldmanns verglichen, und finde die vollkommenste Uebereinstimmung. Ich habe andere, die Feldmann aus Originalen genommen, Hr. Prof. Riedel aus alten Copial-Büchern mitgetheilt hat, verglichen, und finde auch hier die unbedingte Fides Feldmanns. Ich trage daher kein Bedenken, jede Copie Feldmanns an Zuverlässigkeit dem Originale gleichzusetzen. Durch einen höchst glücklichen Zufall war die Feldmann'sche Sammlung zur Zeit des grofsen Brandes in Berlin. Dort bekam sie Bratring in seine Hände, und fertigte aus ihr seine Sammlung, und zwar einzig und allein aus ihr. Bratring hat nichts, was nicht in Feldmann stände. Mit welcher Flüchtigkeit Bratring copirt hat, ist kaum zu sagen. Erst jetzt sehe ich, bei der Durcharbeitung unsers Codex diplomaticus ein neues Beispiel, dafs er ganze Reihen übersprungen, und dadurch den Sinn corrumpirt hat. In der Urkunde S. 360 f. de a. 1508 steht S. 361, lin. 10. Se schalen ok na mynen dode heven, baren und alle iar hebben eyn schock hovetsummen, fallende up Martini. Dieser Satz enthält die vollständigste Absurdität. Der Satz heifst bei Feldmann: Se scholen ock na mynem dode heuen, baren vnd alle iar hebben eyn punt rente to Wasse to hulpe to den lichten vorschreuen In de molue to paltzow vor seuen schock houetsummen, fallende vp Martini. Dafs Bratring noch weniger auf Orthographie Acht gehabt, eine Rücksicht, in der freilich auch die alten Copieen unglaubwürdig sind, ist von selbst einleuchtend. Ich habe mich demnach bei einer ziemlich bedeutenden Anzahl Urkunden der Arbeit unterzogen, die ächte Abschrift Feldmanns wiederherzustellen, um bei dem Verlust der Originale diesen wenigstens möglichst nahe zu kommen. Hr. Prof. Riedel ist allzu rücksichtsvoll gewesen, das Wenige, womit ich seine grofsen Verdienste habe unterstützen können, anzuerkennen; ich mufs hier alles, was Bratring und ich dargereicht haben, Feldmann zurückerstatten. Vielleicht gelingt es mir später, dem Hrn. Herausgeber nicht uninteressante Nachträge zu liefern, wie z. B. der Urkunde S. 357 de a. 1499. in der Matthias und Hans von Bredow zu Kremmen den Vorstehern der Pfarrkirche zu Neu-Ruppin Hebungen aus dem Dorfe Hakenberg im Lande Bellin verkaufen, sich sehr passend eine ähnliche vom J. 1445 zur Seite stellen wird, in der Peter und Matthias Gebrüder von Bredow zu Kremmen eine ähnliche Verkaufsurkunde ausstellen. — Für die folgenden Abschnitte fliefsen die Quellen spärlicher. Doch hat auch hier der Hr. Herausgeber, aufser den nach Einführung der Kirchenverbesserung im Jahre 1541 aufgenommenen Kirchen-Visitations-Protocollen, sehr wichtige Documente mitgetheilt, unter denen S. 452 die Bestätigung der sämmtlichen Besitzungen des Klosters Lindow de a. 1530, nach dem im Besitze des Stifts Lindow befindlichen Originale, und der Vergleich zwischen dem Kurfürsten und dem Kloster Lindow, de a. 1551. von besonderer Bedeutung sind. Ich bemerke schliefslich, dafs, wenn ich nicht sehr irre, in den Archiven mancher Rittergüter noch Schätze verborgen liegen, zu deren Hebung ich hoffentlich binnen Kurzem werde gelangen können. Auch die Kirchenbücher enthalten, besonders im 17. Jahrhundert, eine nicht geringe Zahl trefflicher historischer Notizen, zum Theil auch Urkunden, die einer jeden Urkunden-Sammlung zur Zierde gereichen würden. Die Belege dazu werden z. B. die Kirchenbücher von Gottberg und Walsleben liefern.

Trotz dieses Urkundenvorraths nun, den Hr. Prof. Riedel der gelehrten Welt zugänglich gemacht hat, bleibt die Geschichte dieses Landestheils noch immer sehr lückenhaft und dunkel; vor allem die der gräflichen Familie selber. Auch der Hr. Herausgeber wird zugestehen müssen, dafs die Combinationen, durch welche er die Geschlechtstafel der Grafen von Lindow herzustellen versucht hat, manchem Zweifel unterworfen werden können. Die Urkunde selbst, welche er an die Spitze seines Codex gestellt hat, nämlich die Grabschrift des gräflichen Geschlechts in der vor Kurzem restaurirten Kirche des ehemaligen Dominicaner-Klosters zu Neu-Ruppin, trägt, trotz ihrer grofsen Wichtigkeit, zahlreiche Spuren von Unsicherheit und Unglaubwürdigkeit an sich. Der Hr. Verf. hat selbst an mehreren Beispielen dargethan, dafs die Angaben der Todesjahre zuweilen entschieden falsch sind; er hätte vielleicht bemerken sollen, dafs die in der Grabschrift genannten Personen durchaus nicht alle in dem genannten Kloster begraben sind, wenigstens nach der

Digitized by Google

Vorstellung des Autors jener Grabschrift, sondern die wirklich hier beigesetzten durch das hic sepultus oder hic sepulta vor denen hervorgehoben wurden, deren Todesjahre der Autor anderweitig zu ermitteln gesucht hatte. Dieser Autor mufs in der Zahl der Mönche gesucht werden, welche *nach* dem Aussterben des Geschlechts der regierenden Grafen (1524) bis zur Aufhebung des Conventes im Kloster ihren Aufenthalt hatten. Hiernach erhellt, dafs nur diejenigen Daten eine unbedingte Glaubwürdigkeit verdienen, welche der Autor aus den Leichensteinen u. s. w. unmittelbar entnehmen konnte, oder wofür er sonst sichere Notizen vorfand; wir dürfen den übrigen Daten nur insoweit Glauben schenken, als ihre Glaubwürdigkeit anderweitig dargethan werden kann; wir müssen voraussetzen, dafs so gut wir einen Grafen Günter (c. 1410) und einen Grafen Gebhard († nach 1517) hier vermissen, auch andere Glieder der gräflichen Familie können ausgelassen sein, so dafs ein Stammbaum, der nothwendig auf dies Document basirt werden mufs, durchaus als bedenklich betrachtet werden mufs. Ich kann hier nicht in das Detail eingehen, da dies ohne beigefügte Geschlechtstafel den Lesern unverständlich sein müfste; der Grundsatz aber kann nicht genug festgehalten werden, dafs wo nicht ganz bestimmte Indicien vorliegen, aus denen ein bestimmtes Verwandtschafts-Verhältnifs gefolgert werden kann, es gerathener und sicherer ist, die Unmöglichkeit eines solchen Nachweises offen auszusprechen, als die Möglichkeit eines Verhältnisses der Art durch Combinationen zu conjiciren. Eine Conjectur, zumal aus dem Munde des Hrn. Prof. Riedel, erhebt die blofse Möglichkeit leicht zur Wahrscheinlichkeit. Ich kann bei dieser Gelegenheit nicht umhin, mich gegen einen Ausdruck zu erklären, der, meines Erachtens, zu falscher Auffassung der Verhältnisse führen könnte. Es ist ganz recht, wenn der Hr. Verf. den Grafen von Lindow eine bevorzugte Stellung in der märkischen Ritterschaft vindicirt; er hat ganz vortrefflich geschildert, wie sie auf dem Puncte standen, gleich den Herzogen von Mecklenburg und Pommern, mit denen sie so eng durch Verschwägerung verbunden waren, sich zur Reichsunmittelbarkeit emporzuschwingen; er hat eben so treffend darauf aufmerksam gemacht, dafs sich selbst in den erwähnten Vermählungen dies Bewufstsein ihres höheren Standes ausgesprochen habe. Dessenungeachtet sind Begriffe wie Regierung, gemeinschaftliche Regierung, Mitregent u. s. w. fern zu halten. Die Erwähnung mehrerer Mitglieder des gräflichen Hauses bei Veräufserungen von Gütern und Renten hat nicht in einer Gemeinsamkeit des Regiments ihren Grund, sondern darin, dafs, was vereignet oder verliehen wurde, ein Theil des Gesammtbesitzes der ganzen Familie war, wovon das Sondereigenthum eines oder mehrerer Glieder recht wohl geschieden werden konnte. Besondere Schwierigkeit macht in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Das Verhältnifs des Grafen Günter (III.) und Ulrich II.), Adolph und Busso, welche letztere Hr. Prof. Riedel für (Vaters)-Bruder-Söhne der beiden ersten Grafen, für Söhne Albrechts (I.) † 1290 hält. Dieser Albrecht war der ältere Bruder Ulrichs I., des Vaters des Grafen Günter und Busso. Es ist nicht zu begreifen, wie Adolph und Busso als Söhne des älteren Bruders ihre Stelle hinter den Söhnen des jüngern Bruders sollten erhalten haben. Hr. Prof. Riedel läfst den erwähnten Busso um 1319 herangewachsen sein, und zur Mitregentschaft gelangen, ihn, der bereits 1302 mit seinem jüngern Bruder Christoph eine Verhandlung mit Nicolaus von Werle und Günter Postulaten von Camin vollzieht. Dafs ich es kurz sage, ich halte den Busso (1302), zumal da er avunculus der beiden Fürsten von Werle heifst, d. h. der Bruder ihrer Mutter Sophie war, für Burchard I., Bruder Albrechts I. und Ulrichs I.; der jüngste der vier Brüder war Christoph, welcher jung starb, und zwei Söhne Adolph und Busso hinterliefs, von denen der erstere c. 1350 ohne Leibeserben starb, Busso aber als Bischof von Havelberg bis 1370 lebte. Ich bin jedoch weit entfernt, diese Muthmafsung für etwas anderes zu geben als was sie ist, d. h. eine Conjectur, die sich durch einen höheren Grad von Wahrscheinlichkeit empfiehlt, als die Annahme des Hrn. Prof. Riedel.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 4.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1844.

Riedel, Codex diplomaticus Brandenburgensis.

(Schluſs.)

Ueber die Geschichte der Stadt Neu-Ruppin hat der Hr. Verf. in vier Abschnitten gehandelt: *a*) über die bürgerlichen Verhältnisse derselben; *b*) über die kirchlichen Verhältnisse; *c*) über das Dominicaner-Mönchskloster; *d*) über den Brand von 1787 und die Herstellung der Stadt durch Friedrich Wilhelm II. und Friedrich Wilhelm III. Ueber den ersten dieser Abschnitte hatte ich in einem Schul-Programme einige Zusammenstellungen versucht, in denen ich die innere Entwickelung des städtischen Regiments aufzuzeigen mich bemühte. Hr. Prof. Riedel hat meine Ansichten vielfach erweitert und berichtigt; nur gestehe ich die Ansicht noch immer nicht aufgeben zu können, daſs das ehemalige Schulzengut in dem späteren Stadthof zu suchen sei, obwohl ich allerdings durch des Hrn. Verf.'s wohlbegründete Zweifel bedenklich geworden bin, wie die Stadt habe das Schulzengut ohne die Gerichte acquiriren können. Der Grund, welcher mich zu jener Ansicht bestimmte, war der zwiefache: 1) weil die Familie der bisherigen Schulzen im Rathscollegio erscheint, und 2) weil in aller späteren Zeit gar nicht nachweisbar ist, wohin die Schulzenhufen sollten gekommen sein. Der zweite Abschnitt zeigt ein reiches kirchliches Leben, eine Fülle von Dotationen und Lehen, eine Menge von Kapellen, Hospitälern und geistlichen Stiftungen, und deren Verwendung durch die 1541 hier vorgenommenen Kirchen-Visitation. Ich erwähne beiläufig die merkwürdige Notiz, daſs von den seit ältester Zeit vereinigten Gemeinden der Stadt Neu-Ruppin und des Dorfes Wutenow die letztere als die mater anzusehen sei. Der dritte Abschnitt erneuert die von dem Hrn. Verf. bereits früher geführten Untersuchungen über das hiesige Dominicaner-Kloster, dessen Kirche durch die Gnade Sr. Höchstseeligen Majestät vor dem völligen Verfalle gerettet und wiederhergestellt ist. Die an der Seeseite dieser Kirche befindlichen Reste eines älteren Frieses bestimmen mich noch immer zu glauben, daſs das ursprüngliche Gebäude nicht die Höhe des jetzigen erreicht hat, sondern das im Brande stehen gebliebene alte Gemäuer erhöht, der frühere Fries aber als Erinnerung des früheren Baus stehen geblieben ist. Die vor dem Königsthor befindliche Betsäule, welche immerhin ein Herr von Wutenow errichtet haben mag, ist eine Columna (Colonna, im Munde des Volks ist daraus die Kalte Nonne geworden), wie sie in katholischen Gegenden zu Hunderten angetroffen werden. Die Wallfahrt nach dem gelobten Lande ist ohne Zweifel ein Mährchen. Der vierte Abschnitt giebt einen durch Zahlen sprechenden Beweis von einer königlichen Munificenz, deren Gedächtniſs in der durch sie vor völliger Auflösung geretteten Stadt nie untergehen kann.

Indem ich es übergehe, in weiteres Detail mich einzulassen, will ich schlieſslich noch die Aufmerksamkeit auf einige Puncte lenken, die für eine künftige Geschichte des oft erwähnten Landestheils nicht unwichtig sind. Es reichen nämlich bis in die Zeit, welche der Germanisirung der Mark voraufging, eine Anzahl von Erinnerungen hinauf, die noch lange nicht genug ausgebeutet sind. Die Ortsnamen wendischen Stammes lassen sich bis tief hinein in Polen wiedererkennen; es wäre zu wünschen, daſs ein der Sprache und der Geschichte der slavischen Stämme kundiger Forscher diesen Ortsnamen überhaupt seine Aufmerksamkeit widmete. Aus dieser vorsächsischen Zeit ist eine groſse Menge von Alterthümern vorhanden, welche der Hr. Graf von Zieten auf Wustrau in einer langen Reihe von Jahren gesammelt, und mit gröſster Sorgfalt aufbewahrt hat. Mit Benutzung der hierauf bezüglichen Papiere lieſse sich leicht eine übersichtli-

Digitized by Google

che Darstellung jener Alterthümer geben, eine Karte mit Notirung der Fundorte entwerfen. Diese Sammlungen hat der Hr. Graf von Zieten dem Gymnasium in Neu-Ruppin bestimmt, und werden dieselben so der Grafschaft Ruppin erhalten werden. Drittens giebt es eine grofse Zahl uralter Namen von Orten und Feldern, die sich am meisten unverändert zu erhalten pflegen, die uns eine Menge älterer wendischer Ortschaften voraussetzen lassen, die entweder ganz eingegangen sind (daher eine Anzahl wüster *Wendendörfer* mit Urnen-Kirchhöfen), oder welche, von sächsischen Ansiedlern besetzt, sächsische Namen empfangen haben. Wie die wendischen Namen nach O. zu verfolgen sind, so die deutschen jenseit der Elbe. Wenn man diese wüsten Feldmarken genauer beachtet, so wird sich ein Zustand alter Bevölkerung des Landes ergeben, der nicht selten zu überraschenden Bemerkungen führt. Ich habe oft gefunden, dafs man dem conservativen Gedächtnifs des Volks in solchen Dingen viel zutrauen kann; Bezeichnungen von Localitäten, die vor 500 Jahren gegeben sind, sind noch heute verständlich, ja im Gebrauch. Nur mufs man hier, wie überall, die reine Tradition des Volks scheiden von den Reflexionen und Schlüssen, die man allmählig daraus gebildet hat. Auch die alten Sagen haben einen bedeutenden Zusatz von Rost. Aus einem Leichenfelde bei Zermützel, wo eine fliehende Schaar zwischen See und dem nachfolgenden Feind um die letzte Spanne Lebens gestritten hat, bildet sich die Fiction, das Dorf Zermützel habe von diesem Scharmützel seinen Namen. Diese Nachforschungen beim Volke sind spärlich in der Grafschaft Ruppin zu machen, aber sie geben doch zuweilen gute Resultate; das Volk ist überdies damit mifstrauisch zurückhaltend, und man mufs sie ihm abzulocken wissen. Ich erwähne diese Puncte, weil von hier aus noch sehr viel zu gewinnen ist, und — weil hier zugleich anzuknüpfen ist, um Interesse für Geschichte des Vaterlandes und eines sehr speciellen Landestheils zu erwecken. Dies ist der Punct, wo sich Empfangen und Mittheilen berühren. Möge das Werk des Hrn. Prof. Riedel dieser Mission, die segensreichste, die es geben kann, erfüllen, die gelehrten Studien unserer Historiker zu einem frischen Lebensquelle für das Volk zu machen. Aus dem Boden, der uns nährt und trägt, kann für uns auch eine Saat herrlicher Gedanken und edler Gesinnungen emporwachsen. Im Namen derer, denen diese Saat am Herzen liegt, sage ich dem von mir hochverehrten Hrn. Verf. meinen Dank für das vortreffliche Werk, dessen Anzeige ich hiermit schliefse.

Dr. Kampe, in Neu-Ruppin.

V.

Ο Πρωθυπουργὸς καὶ Ὁ ἀτίθασσος Ποιητής, Δράματα πολιτικά, ὑπὸ Ἀλεξ. Σούτσου. Ἐν Βρυξέλλαις, 1843.

Ἡ τρίτη Σεπτεμβρίου, ὑπὸ Ἀλεξ. Σούτσου. Φυλλάδιον τρίτον. Ἐν Ἀθήναις, 1843.

Πανόραμα τῆς ἐν Ἀθήναις ἐθνικῆς Συνελεύσεως, ὑπὸ Ἀλεξ. Σούτσου. Ἐν Ἀθήναις, 1844.

Wenn Alexander Sutsos, unbedingt einer der vorzüglichsten Dichter der Neugriechen, sich selbst irgendwo als „constitationeller Schriftsteller" (συνταγματικὸς συγγραφεύς) bezeichnet, und wenn ihn dagegen der Neugriechе Risos Rangawis den „griechischen Juvenal" (Ἕλλην Γιουβενάλος) nennt, so haben wir hierzu in den vorliegenden, uns kürzlich aus Griechenland zugekommenen Dichtungen und sonstigen Schriften des Alex. Sutsos den beredtesten und ausführlichsten Commentar. Denn eben so seine glühende Begeisterung für die Nothwendigkeit der constitationellen Gestaltung Griechenlands, wie er sie schon früher oft genug und theils bei verschiedenen Veranlassungen und unter verschiedenen Umständen, theils in mannigfacher Gestalt ausgesprochen; eben so seine fast schwärmerische Liebe zur Freiheit und zu Griechenland, spricht er hier wieder von Neuem aus, als er zugleich seine ironisch satirische Laune spielen läfst, und die Geifsel seines beifsenden Spottes und Witzes schonungslos und ohne alle Rücksicht schwingt. Wir lassen es dahin gestellt sein, ob nicht Manche der Meinung sein werden, dafs hiernach in den vorliegenden Dichtungen von wahrer Poesie, von poetischer Begeisterung des Dichters, von poetischer Wirkung auf den Leser, von poetischem Geiste und Gehalte der Dichtungen überhaupt die Rede sein könne insofern wir es hier offenbar mit politischer Poesie

Digitized by Google

zu thun haben, und es mindestens unter den Deutschen streitig ist, ob diese nicht nur eine Art Stiefkind der Muse der Dichtkunst sei. Indefs, hat auch Alex. Sutsos mit den vorliegenden Dichtungen zunächst unbedingt nur nützen und dazu beitragen wollen, dafs von seinem Vaterlande alle Uebel, woran es nach seiner Ansicht leidet oder gelitten hat, entfernt würden, alles Gute aber, dessen es sich nach seiner Meinung noch nicht erfreuet, ihm zu Theil werde, so ist doch hierdurch der poetische Charakter der Dichtungen, auch ganz abgesehen von ihrer Form, so wie das Poetische der Begeisterung für Vaterland und Freiheit, aus der sie hervorgegangen sind, von vorn herein nicht ausgeschlossen; ein poetischer Genufs daran ist durchaus keine Unmöglichkeit, und es hat, trotz des Nützlichkeitsprincips, dem sie entflossen, und trotz der politischen Tendenz der Dichtungen, dennoch auch die Poesie in Erfindung und Ausführung, in Idee und in Wirkung ihren Antheil daran ebenfalls gehabt, und sie hat ihn auch noch für die Leser. Dazu ist Alex. Sutsos selbst zu sehr Dichter; er ist es, auch wenn, oder vielmehr weil er Patriot ist und seinem Patriotismus die Sprache der Begeisterung leiht; er ist es auch als Staatsbürger, der über die Leiden seines Vaterlands klagt, der sein Unglück beweint, und für eine schönere Zukunft desselben erglüht ist; er ist es, auch wenn er die Geifsel der Satire schwingt, und die Pfeile seines Witzes nach allen Seiten hin aussendet. Kann auch, namentlich in dieser letztern Hinsicht, und bei den Uebertreibungen, ohne welche es dabei, und selbst bei den patriotischen Klagen über den Verfall des Vaterlands, das um die Verheifsungen seiner Zukunft betrogen worden sei, nicht abgeht, der Eindruck dieser Dichtungen gerade nicht ein angenehmer, ein poetisch-erhebender sein, ist er vielmehr oft genug ein peinlicher und niederdrückender, indem wir mit dem Dichter selbst und mit dem Vaterlande, dessen Leiden er beweint, zugleich mit leiden, so ist doch dies Alles nicht des Dichters Schuld, und — liegt denn nicht auch in dem Schmerze, besonders in einem Schmerze, wie der ist, den hier Alex. Sutsos in Worten ausspricht, unendliche Poesie?

Besonders haben wir bei dem vorstehend Bemerkten die beiden obgedachten dramatischen Dichtungen: Ὁ Πρωθυπουργός (der Ministerpräsident), und Ὁ ἀτίθασσος Ποιητής (der unerschütterliche Dichter) vor Augen gehabt. Alex. Sutsos nennt sie selbst politische Dichtungen, und sie sind es ihrer ganzen Staffage und ihrer Tendenz, ihrem ganzen Inhalte und Sinne nach. Der Dichter spricht sich darüber in dem Vorworte genügend und in bekannter Weise aus. Daneben sind beide zugleich auch politische Satiren. Die erste, in fünf Acten, ist gegen das in den letzten Jahren auch in Griechenland überhandgenommene Doppel-Spiel gerichtet, welches von Feinden des Volks, die sich jedoch für Freunde desselben ausgegeben, in der Absicht gespielt worden, um Minister und zwar Ministerpräsident zu werden. Alex. Sutsos schildert hier einen solchen Schelm (Πονηρίδης), der bald den Hofdiener, bald den Volksfreund spielt, je nachdem es zu seinen Zwecken pafst, der aber in seinem Herzen nur ein Feind des Volks, ein Verächter seiner Rechte und Freiheiten ist. Es gelingt diesem Schelm, das erstrebte Ziel wirklich zu erreichen; allein er geniefst das Glück seines Betrugs nicht lange, er wird bald erkannt, entlarvt und von der Volkswuth erreicht, der er — nur mit Mühe entgeht. Die Handlung ist im Ganzen sehr einfach; politisches Raisonnement ersetzt den Mangel der dramatischen Intrigue und besonders künstlicher Verwickelungen. An komischen Scenen fehlt es jedoch nicht; eben so wenig an satirischen Schilderungen, was Sitten und Gebräuche, was das Leben einzelner Klassen des griechischen Volks anlangt, die in gewisser Hinsicht aufserhalb der Grenzen der griechischen Nationalität sich befinden und sich bewegen, und deshalb schon oft dem Spotte des Volks anheim gefallen sind. Das gilt namentlich von den Phanarioten, die hier mit ihrer Eitelkeit und mit ihrem Dünkel in hohem Grade lächerlich gemacht werden. Die Charakterzeichnung ist treffend, und läfst wenigstens hin und wieder auf Originale schliefsen, die der Dichter hat darstellen wollen. Das ist man auch in Ansehung der Person des Πρωθυπουργός selbst anzunehmen versucht, hinter welcher, wie Recensent aus S. 81 glaubt schliefsen zu müssen, Niemand anders verborgen sein kann, als der auch neuerdings in Griechenland unter den dortigen Parteihäuptern oft genug, jedoch gerade nicht sehr ehrenvoll genannte Grieche, Konst. Zogra-

Digitized by Google

phos, der im Jahre 1839 auf kurze Zeit Minister war. Wenn übrigens Alex. Sutsos auch hier eine constitutionelle Monarchie für Griechenland verlangt, und daran Forderungen knüpft, die nach seiner Meinung davon unzertrennlich und für Griechenlands Gegenwart und Zukunft unumgänglich nothwendig sind (z. B. die Entfernung der Baiern aus Griechenland, u. s. w.), so ist hierbei zu bemerken, dafs Manches davon seit dem 3 (15) September 1843 seine Erledigung gefunden hat, während diese beiden Dichtungen früher, und zwar theils in Frankreich, theils in England, von Alex. Sutsos gedichtet worden sind. Wird man in dieser Beziehung beim Lesen derselben öfters an die jüngste Vergangenheit Griechenlands erinnert, die manche Wünsche und Forderungen des Dichters erfüllt hat, so macht es nun auch einen gar eigenthümlichen Eindruck, in den Declamationen und dem politischen Raisonnement desselben lebhaft an so manches Wort erinnert zu werden, was bei den Verhandlungen in der Nationalversammlung im Januar und Februar 1844 über Griechenlands Gegenwart und Zukunft gesprochen worden ist. Jedenfalls kann darin nur eine Rechtfertigung des Dichters erkannt werden, auch wenn man ihn im Allgemeinen in seinen politischen Declamationen und in seinem politischen Raisonnement überhaupt nicht allenthalben für gerechtfertigt ansehen kann. Der Dichter, der zu seinen — politischen — Zwecken nöthigenfalls auch übertreibt, und zu Viel fordert, um wenigstens Etwas zu erlangen, ist auch hier nicht zu verkennen.

Das zweite Gedicht: Ὁ ἀτίθασσος Ποιητής, in drei Acten, schildert eine Episode aus des Dichters eigenem Leben. Man kennt den Περιπλανώμενος des Alex. Sutsos (Athen, 1839), wenigstens aus demjenigen, was Brandis in seinen „Mittheilungen über Griechenland" (1842), Theil 3, S. 107—135 darüber und daraus mitgetheilt hat. Dieses Gedicht, in welchem Alex. Sutsos vornehmlich sein ganzes inneres Wesen, seine glühende Liebe zur Freiheit, seine Ansichten über das politische Geschick Griechenlands, und seine Forderungen für dessen Gegenwart und Zukunft, unter der Hülle der Dichtung in einer höchst anmuthigen, durch die Kraft und die einschmeichelnde Harmonie des Worts ergreifenden Sprache offen dargelegt hat, und welches von den Griechen selbst besonders ausgezeichnet wird, wurde in Griechenland, noch ehe das Gedicht eigentlich erschien, der Gegenstand einer wider den Dichter verhangenen Untersuchung; und er selbst ward wegen einiger angeblich aufregender und für den König Otto und die griechische Regierung beleidigender Stellen des Gedichts, jedoch ohne vorherige rechtliche Entscheidung auf einige Tage ins Gefängnifs gesetzt. Er hat darüber seiner Zeit zwei sehr witzige Schriftchen: Ἡ προανάκρισις καὶ προφυλάκισίς μου, und: Ἀπολογία Ἀλ. Σούτσου (beide erschienen 1839 in Athen), geschrieben, in denen er das Ungesetzliche jener wider ihn und wider sein Gedicht ergriffenen Maafsregeln in einer beifsenden Darstellung, aber nicht ohne Beimischung einer gar anmuthigen Komik, auseinandergesetzt. Diesen Gegenstand behandelt Al. Soutsos in dem zweiten der obgedachten Dramen; er selbst ist der ἀτίθασσος Ποιητής, der, wie er allerdings auch wirklich früher und später gethan hat, mit unerschütterlichem Freimuth seinen Unwillen über den Zustand seines Vaterlands, über die Knechtschaft des Volks, über die Verachtung der Regierung gegen die Kämpfer und Führer des Freiheitskampfs, über den Sittenverderb, und dafs die Griechen, statt Griechen zu bleiben, zu Franken, zu Europäern würden, unverholen ausspricht, und eben so freimüthig Alles das verlangt, was das Wohl Griechenlands fordere, und was Alex. Soutsos auch zu andern Zeiten bei verschiedenen Gelegenheiten zur Verbesserung der griechischen Zustände als unumgänglich nothwendig verlangt hatte. Das Gedicht ist, nebst dem ersten, eine offene Anklage, ein offener Fehdebrief wider die baierische Fremdherrschaft. Namentlich wird in dieser Beziehung die willkürliche, parteiische und ganz ungriechische Behandlung der griechischen Angelegenheiten von Seiten der baierischen Regentschaft und der Baiern überhaupt, in einer Weise zurückgewiesen und mit Waffen bekämpft, wogegen sich an und für sich nicht das Geringste sagen läfst.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 5.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1844.

Ὁ Πρωθυπουργὸς καὶ Ὁ ἀτίθασσος Ποιητής, Δράματα πολιτικὰ, ὑπὸ Ἀλεξ. Σούτσου.

Η τρίτη Σεπτεμβρίου, ὑπὸ Ἀλεξ. Σούτσου.

Πανόραμα τῆς ἐν Ἀθήναις ἐθνικῆς Συνελεύσεως, ὑπὸ Ἀλεξ. Σούτσου.

(Schlufs.)

Uebrigens ist es für Alex. Sutsos, diesen ἀτίθασσος Ποιητής, charakteristisch, was er in der oberwähnten Ἀπολογία, S. 34, aussprach und mit Bestimmtheit erklärte: dafs, wenn er von der obgedachten Anklage wegen des Περιπλανώμενος freigesprochen werden würde, er Griechenland verlassen, fern von demselben leben und nur dann zurückkehren wolle, wenn der Tag der Nationalfreiheit, der Glanz einer Volksvertretenden Verfassung über Griechenland aufgegangen sein werde. Der Dichter ist dieser Erklärung getreu nachgekommen; denn erst nach dem 3. (15.) September 1843 kehrte er wieder nach Griechenland zurück. Seine unerschütterliche Liebe zur constitutionellen Freiheit und Verfassung seines Vaterlands hat er hierdurch in Wahrheit dargethan, und er hatte deshalb wohl auch unbedingt das Recht, sich selbst als ἀτίθασσος Ποιητής darzustellen. Der Freiheit der Presse, der Freiheit des Worts redet er hier vornehmlich und nachdrücklich das Wort, indem er mit den lebhaftesten Farben, in komisch-satirischer Weise die anomalen Zustände Griechenlands und des griechischen Volks unter der Βαυαροκρατεία des Jahres 1839 schildert.

Was das äufsere Gewand der beiden politischen Dramen anlangt, so sind sie im Allgemeinen in dem bekannten politischen Versmaafse der neugriechischen Volkslieder gedichtet, und gereimt. Das Neugriechische, in dem sie gedichtet sind, huldigt nicht ohne Noth und nicht unbedingt dem Volksdialekte, sondern ist eine reinere, edlere Ausdrucksweise, wie man sie bei Alex. Sutsos erwarten kann und gewohnt ist. Die raschen und in der That überraschenden Fortschritte, welche die neugriechische Sprache in ihrer Reinigung und Veredlung, in ihrer Annäherung an die altgriechische Sprache in den letzten zehn Jahren gemacht hat, sind auch hier unverkennbar. Uebrigens weifs Alex. Sutsos den Vers mit der nämlichen Leichtigkeit zu behandeln, wie die Prosa, und neben dieser Leichtigkeit und der Gefälligkeit seiner Sprache, die angenehm und harmonisch in das Ohr fällt, liegt in ihr eine innere Kraft und Energie, die fast nur ihm in diesem Grade eigenthümlich ist.

Von der „Τρίτη Σεπτεμβρίου" (der dritte September), einer, nach der Rückkehr des Alex. Sutsos nach Griechenland in Heften von ihm herausgegebenen Zeitschrift, ist dem Unterzeichneten nur das dritte Heft zugekommen. Irrt derselbe nicht, so ist dies dasselbe, welches ihn im November 1843 in Athen der Volkswuth aussetzte, der er nur mit Mühe entging, und zwar wegen einer Fabel (S. 27), in der er erzählt, wie einst im J. 1843 *vor* Christus die Thiere sich ihre Staatsminister gewählt hätten, — eine Fabel, worin eine Satire auf die damaligen Minister in Griechenland unverkennbar ist. Der übrige Inhalt dieses dritten Hefts ist theils prosaisch, theils poetisch, durchgängig aber politisch, und bezieht sich auf den damaligen öffentlichen Zustand Griechenlands. Es enthält in dieser Hinsicht vorzüglich Mahnungen und Winke für die Nationalversammlung, so wie Wünsche und Hoffnungen für dieselbe, dagegen auch des Tadels genug für das September-Ministerium und gegen die Baiern. Alex. Sutsos eifert auch hier mit fester Consequenz für die Forderungen des constitutionellen Lebens, gegen jeden Rangunterschied und jede Aristokratie, gegen Hofdiener und Hofschmeichler (warum nicht auch gegen Volksschmeichler und Demagogen?); und mit Begeisterung verkün-

Digitized by Google

det er die grofsen Bestimmungen des griechischen Volks, besingt er den früheren Ruhm und die glänzende Zukunft Griechenlands. Die Entschiedenheit der Gesinnung, die Kraft der innigsten Ueberzeugung, tiefer Hafs und hohe Begeisterung einer glühenden Vaterlandsliebe sprechen sich auch hier in einer kräftigen und edlen Sprache aus. Aber die unpatriotischen, eigennützigen und selbstsüchtigen Gewalthaber des Tages haben auf dies Alles keine andere Antwort und Erklärung, als — Autodafe's, Steinigungen, Einkerkerungen und Verbannungen, um sich damit — wenigstens die Ruhe des Kirchhofs zu verschaffen.

Das „Πανόραμα τῆς ἐθνικῆς Συνελεύσεως" wäre vielleicht ohne den im Vorstehenden erwähnten, dem Alex. Sutsos im November 1843 in Athen widerfahrenen Unfall nicht gedichtet worden; ja man könnte sogar sagen, und es ist auch behauptet worden, dafs hier der Dichter mit gewöhnlicher Eitelkeit jenes kleine Scandal ausbeute, das ihm damals gemacht wurde, und dafs also diese Dichtung nur ein Erzeugnifs der Rache oder doch wenigstens der Eitelkeit des Dichters sei. Allerdings ist diese Dichtung fast nur rein persönlich und subjectiv, erzeugt durch äufsere Veranlassungen, und insofern vielleicht auch der inneren Wahrheit, Freiheit und Nothwendigkeit entbehrend; und jedenfalls trägt sie die Flecken der Parteiung an sich. Indefs kann dies allein über ihren Werth oder Unwerth nicht entscheiden, und gerade in Griechenland, wie dort in der jüngsten Vergangenheit die öffentlichen Verhältnisse beschaffen gewesen, war es nothwendig, dafs die guten, die wahrhaften Patrioten zusammentraten und Partei ergriffen gegen die Verblendung der Selbstsüchtigen, der Ehrgeizigen und Unpatriotischen. Ob Alex. Sutsos in allen Stücken nur auf Seite der Ersteren gestanden, und ob er auch hier nur der Stimme des ächten Patriotismus, wenn sie in ihm selbst hörbar gewesen, auch wirklich Gehör gegeben habe, möchte sich wohl mit Grund bezweifeln lassen. Auch dürfte der poetische Werth dieses Πανόραμα gerade nicht sehr hoch anzuschlagen sein. Gleichwohl hat es ein, in den Verhältnissen und in dem Verfasser liegendes, auch in dem Gegenstande, den es behandelt, begründetes Interesse, und in vielen Beziehungen hat der Dichter ganz richtige Ansichten und Urtheile über die Menschen und Dinge um ihn her in Griechenland ausgesprochen. Besonders mufs das von dem Vorworte gelten, mit welchem er das Gedicht selbst eingeleitet hat, und worin er sich über den Werth und die Wichtigkeit der constitutionellen Gestaltung Griechenlands, nicht nur für die Zukunft Griechenlands selbst, sondern namentlich auch für die Zukunft des gesammten Morgenlands ausspricht. Sein ganzes Raisonnement in dieser Hinsicht, insofern es sich nicht blofs mit der Zukunft Griechenlands beschäftigt und diese schönere Zukunft aus seiner eigenen Vergangenheit herausdeutet, kommt in der Hauptsache auf das Wort eines der ersten Staatsmänner Griechenlands hinaus, welches derselbe auf der Rednerbühne der Nationalversammlung in Athen im Januar 1844 aussprach, auf das halb prophetische Wort: Griechenlands Fall im 15ten Jahrhundert erleuchtete das Abendland, und seine Erhebung im 19ten Jahrhundert wird das Morgenland erleuchten! — die Dichtung selbst, die das „Πανόραμα τῆς ἐθνικῆς συνελεύσεως" enthält, schildert in der Hauptsache zuerst einige der Mitglieder der griechischen Nationalversammlung nach ihrem innern Wesen und nach der Rolle, die sie dort gespielt haben; natürlich etwas oberflächlich und in der leichten satirisch-ironischen Manier, die man an Alex. Sutsos schon gewohnt ist. Namentlich aber geifselt er mit schonungsloser Unparteilichkeit die Minister des 3. (15.) Septembers 1843 und gewisse Koryphäen der antinationalen Partei, die sich bei einzelnen besonderen Gelegenheiten in der Nationalversammlung vornehmlich geltend, aber auch lächerlich gemacht, und doch am Ende Nichts erlangt hat. Dafs sie der Dichter nun auch hier wieder lächerlich macht, ist in der Ordnung und ganz am Platze, eben so dafs er die Gegner dieser antinationalen Partei nach Gebühr ehrt und feiert. Die Sprachgewandtheit und Reimfertigkeit, mit der er dies thut, ist in der That bewundernswürdig: solcher Stoff, wie unwürdig er auch in gewisser Hinsicht an sich ist, gewinnt unter der Behandlung und Bearbeitung des Alex. Sutsos, und ist für ihn und für sein ganzes poetisches, satirisch-ironisches Wesen besonders geeignet. Für die neueste Geschichte Griechenlands ist auch hier Manches zu lernen, — manches Detail, das über gewisse Intriguen des Auslands in Griechenland besonderes Licht zu verbreiten vermag. Man findet

Digitized by Google

auch hier Veranlassung, gewissen Leuten aufserhalb Griechenlands zuzurufen, dafs sie doch aufhören möchten, über gewisse unläugbare Flecken im Nationalcharakter der Neugriechen anklagend sich auszulassen, so lange sie selbst davon für sich Nutzen zu ziehen bemüht sind, — zum Nachtheile für Griechenland!

Dr. Theod. Kind.

VI.

Sententias M. Terentii Varronis maiori ex parte ineditas ex codice ms. bibliothecae Seminarii Patauini edidit et commentario illustrauit Dr. Vinc. Devit. Accedunt alia Varronis eiusdem fragmenta et duo M. Tullii Ciceronis, nondum inter ea, quae uulgo eduntur, descripta, et specimen quoddam operis moralis philosophiae venerabilis Hildeberti, quod in eodem codice habetur. Patauii MDCCCXLIII. **100 *pp.* 8.**

Eine neue Ausgabe der gesammten Fragmente Varro's mit ausdauernder Sorgfalt und kritischem Takte unternommen, würde eine höchst wichtige Erscheinung für einen Jeden sein, der dem Studium römischer Litteratur sich zugewendet. Varro's massenhafte Gelehrsamkeit hat nicht nur auf die Zeitgenossen mächtigen Einflufs geübt, sondern sie beherrscht lange Zeit hindurch die Studien der Nachfolgenden. Ueberall verzweigen sich ihre Adern und, wo sie an einzelnen Puncten hervortreten, lassen sie ein tieferliegendes und weit verzweigtes Geschlecht ahnen, das mit seinem Marke die Epigonen nährt. Aber auch ein jeder Beitrag zu diesem grofsartigen Werke, das seine einstige Erscheinung fördert, mufs willkommen geheifsen werden. Manches haben wir in dieser Beziehung in nächster Folgezeit zu erwarten: die Bearbeitung der Satirenfragmente von Oehler in Quedlinburg wird demnächst erscheinen, auch Krahner wird hoffentlich nicht allzulange mehr auf sich warten lassen, zumal jetzt Merkel ihm für einen Theil seines Werkes wenigstens tüchtig vorgearbeitet. Neben diesen Aussichten aber sehen wir aufser manchen andern Erscheinungen der letzt verflossenen Jahre nunmehr auch in dem Büchlein des Hrn. Devit schon eine Frucht gleichartiger Studien gereift und begrüfsen sie um so freudiger, als sie zeigt, dafs der transalpinische Gelehrte den Forschungen der unseren theilnehmend gefolgt ist und in ihrer besonnen gründlichen Weise seine Arbeit auszuführen gestrebt hat.

Dieselbe besteht nun hauptsächlich aus zwei Stücken, zunächst der Herausgabe von theilweis unedirten Sentenzen Varro's, dann aber aus einer Vervollständigung unserer Fragmentsammlung desselben. Jene werden nach einer Handschrift des paduaner Seminars n. 101 aus dem 13ten Jahrhundert mitgetheilt, wo sie S. 71—75 als prouerbia Varronis ad Paxianum (oder wie Hr. D. sicher verbessert P. Axianum, aufgeführt werden. Auch eine andere Handschrift desselben Seminars (n. 126), so wie eine zweite, von Jos. Riva mitgetheilte gaben einige Ausbeute: daneben wurde, was bei Vincentius Bellovacensis sich vorfand (wo die sententiae ad Atheniensem auditorem gerichtet heifsen), und was Barth aus einer Handschrift mitgetheilt hatte, benutzt; auch Schneider's und Orelli's Sammlungen wurden eingesehen und so die Zahl dieser Sentenzen, deren Ursprung und Autorität aber immer noch nicht genügend ermittelt ist, auf 165 gebracht, von denen 157 der Handschrift entstammen. Von den 8 anhangsweise mitgetheilten gehört aber die nr. 160 gewifs nicht hieher; bei Vinc. Bellov., woher diese Stelle entlehnt ist, heifst es: Primus praecepta apud Hebraeos Moyses scripsit, apud Latinos uero Marcus Vates primus praecepta composuit, ex quibus est illud „postremus dicas, primus taceas." Hr. D. verbessert Marcus Varro, aber schon der Vergleich selbst ergiebt sicher, dafs Marcius uates zu lesen ist. Dieser alte Sänger (nach andern Marcii fratres) wird vielfach in ähnlicher Weise erwähnt: zwei uolumina, auf denen seine Aussprüche verzeichnet standen, kommen bei Macr. Sat. I. 17 vor und hier wie bei Festus p. 165 Paul. D. p. 176 Müll. finden sich Bruchstücke derselben.

Die nun folgende Ergänzung der Fragmentsammlung des Varro ist durch das fleifsig herbeigeschaffte Material dankenswerth. Sie umfafst 65 Bruchstücke (166—230) oder, da festus s. u. religionis p. 285 M. 234 Lind. in 10 Fragmente zerlegt ist, eigentlich wohl nur 56. Leicht hätte sie übrigens um ein Bedeutendes vermehrt werden können, z. B. um nur noch gar nicht Benutztes zu nennen, aus den Mai-

Digitized by Google

schen Publicationen, aus den Analecten v. Eichf. und Endl., aus dem v. Haupt edirten Schriftchen de generibus nominum etc.: auch Lydus ist von Hrn. D. nicht vollständig ausgebeutet worden. Fortfallen mufs dagegen aus demselben nr. 225 aus de mag. 2. [nicht 1] 13, das, wie Hr. D. selbst ja auch angiebt, auf Varro de L. L. V. § 116. sich bezieht; eben so ist 173 „Falculas has phancillas germinisecae uocant" fortzustreichen, das nach einer Anführung des Anson. Popma mitgetheilt wird, der es ganz richtig als ex Varrone de L. L. 4 bezeichnet: es ist nur eine corrupte Lesart der Stelle L. L. V § 137. p. 140 Sp. wo jetzt Müller nicht ohne Wahrscheinlichkeit hergestellt hat.. faculas. Has zanclas Chersonesioe (cf. Grotefend Beitr. zur Geogr. u. Gesch. v. Alt-Ital. II. p. 7) dicunt. Eben so ist das Fragment der Europa 202 „Tutum sub sede fuissent" aus fest. pag. 381 M. wohl einem Hexameter des Atacinus entlehnt. Das folgende Fragment aus fest. s. u. uapula Papiria konnte dagegen durch die dort hinzugefügten Beispiele aus Terentius und Plautus vermehrt werden, die offenbar aus Varro hinübergenommen sind. Auch in dem nachträglich aus Schol. Pers. I. 72 gegebenen Bruchstücke 229 ist in der Mitte eine Zeile ausgefallen. Das Fragment aus festus s. u. Septimontio gehört nicht zum 7ten sondern zum 8ten Buch rerum humanarum; die betreffende Festusstelle aber steht S. 348. Müll. 267 Lind., („p. 308 ed. Mülleri coll. p. 359 ed. Lindem." hat Hr. D.). Auch das Bruchstück 169 ist aus Serv. ad Aen. X. 76, nicht X, 26 entlehnt. Die hier vorgeschlagene, richtige Interpunctionsänderung hat stillschweigend schon Merkel in seiner Sammlung Prolegg. ad Ouid. Fast. p. CLXXXVII angenommen. In dem vorhergehenden frgm. 168 aus den Intpp. Vergilii ad. Aen. VII. 168 (p. 78) werden wohl die Depidii und der Depidius in Digitii und Digitius zu ändern sein, wie Klausen Aen. u. die Pen. p. 762 coll. p. 914 richtig gesehen hat; nicht umgekehrt mit Mai, dem Hr. D. folgt, in den Solin hineinzucorrigiren. Ueber die libri, die Varro ad Actium scripsit (frgm. 171) kommt auch Hr. D. zu diesem Bruchstücke und S. 21 sq. n. 1. zu keinem sichern Resultate: mag nun hier Axius, Atticus, Ateius (Osann Anal. crit. 67) oder welcher Zeitgenosse des Varro sonst zu verstehen sein, sicherlich ist er verschieden von dem Accius noster in dem Bruchstücke des Varro aus dem ersten Buche de origine Latinae: denn dafs hier der Dichter L. Attius gemeint sei, was Referent schon de Cinciis p. 65 n. 54 beiläufig behauptet hatte, ist jetzt von Klotz N. Jahrbb. f. Phil. u. Päd. XL. 4. 1844. p. 373 sqq. überzeugend nachgewiesen. Dafs übrigens das letztgenannte Werk coll. Lyd. de mag. I. 5. (fr. 223) an den Pompeius gerichtet gewesen sei, wie Spengel ed. Varr. p. 7 sqq. vermuthete, unter Zustimmung von Hrn. D. p. 76, möchte Referent nach Müllers Untersuchungen über die Abfassungszeit der Bücher de L. L. bezweifeln: Varro begann sie erst bald nach Pompeius Tode und Lydus versteht unter den von ihm citirten προοιμίοις τῶν πρὸς Πομπήϊον αὐτῷ γεγραμμένων entweder ein anderes Werk (doch nicht den von Gellius N. A. XIV. 7. erwähnten, schon zu Varro's Lebzeiten verlorenen commentarius εἰσαγωγικός an den Pompeius, als er das erste Mal zum Consul designirt war, ex quo disceret quid facere dicereque deberet, quum senatum consuleret), oder, was Referenten das Wahrscheinlichere ist, es ist bei ihm mit Krahner de Varr. antiqq. libr. XLI. p. 20 πρὸς Πομπώνιον zu corrigiren.

Können wir somit Hrn. D. nicht überall im Einzelnen beistimmen und begegnen mancher kleinen Ungenauigkeit, wohin z. B. auch zu rechnen ist, dafs das Bruchstück 185, das mit astronomisch-numerischen Verhältnissen zu thun hat, auf eine aus Rufinus unter nr. 184 erwähnte Schrift des Varro de numeris bezogen wird, während daselbst vom Numerus der Rede gehandelt wird, dafs p. 75 Hase Herausgeber der ed. princ. des Lyd. de mag. genannt wird, die er nur bevorwortet hat, oder dafs die neuere richtige, schon von Spengel zur Evidenz gebrachte Zählung der Bücher von Varro de L. L. eine Hypothese Müllers heifst (p. 78), so müssen wir doch im Allgemeinen seine Sorgfalt in der Zusammensetzung und meist auch in der Behandlung der Stellen anerkennen. Auch die beiden von Hrn. D. aufgefundenen Bruchstücke Ciceros, die der Orellischen Sammlung fehlen, und die der genannten paduaner Handschrift 101 entnommene Probe aus des Hildebertus moralis philosophia zur Vergleichung mit dem Texte in der Ausgabe der Benedictiner sind willkommene Beigaben.

Hertz.

Digitized by Google

№ 6.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1844.

VII.

Die Clementinen nebst den verwandten Schriften und der Ebionitismus, ein Beitrag zur Kirchen- und Dogmengeschichte der ersten Jahrhunderte von Adolph Schliemann, Kandidaten der Theologie in Rostock. Hamburg, 1844.*; bei Friedrich Perthes.* 570 S.

In dem angeführten ersten Werke eines jungen mecklenburger Theologen freuen wir uns, eine der gediegensten und bedeutendsten neuern Leistungen auf dem Felde dogmengeschichtlicher Monographien begrüfsen zu können. Die Entstehung der Clementinen nach allen Seiten hin ins Licht zu setzen, giebt der Hr. Verf. als die Aufgabe an, deren Lösung er in demselben versucht habe. In der Ausführung ist sein besonderes Streben darauf gerichtet gewesen, bei allen einzelnen Untersuchungen, auf welche er geführt wurde, sich des Zusammenhangs mit den früheren Bearbeitungen klar bewufst zu werden, weshalb der Behandlung aller schwierigern Theile immer eine kurze Geschichte der bisherigen Forschungen vorangeschickt und der Standpunct angegeben ist, auf welchem dieselben sich heutigen Tages befinden. Dieses Verfahren und die reiche, vielseitige Bedeutung, welche die Clementinen an sich für die Dogmengeschichte der ersten Jahrhunderte haben, kommen denn zusammen, um unserer Schrift ein mehr als gewöhnliches Interesse zu sichern; sie enthält eine vollständige Geschichte der judenchristlichen Erscheinungen und eine grofse Menge wichtiger Erörterungen, Bemerkungen und Notizen in Bezug auf dieses Gebiet. Indem die Untersuchung mit gewissenhafter Treue sich an die Geschichte hält und deren einfache Ermittlung sich mehr am Herzen sein läfst, als den Nachweis, wie dieselbe mit einem bestimmten System zusammentreffe, ist sie zugleich eine Vertheidigung des Gesichtpunctes, nach welchem man bis dahin die Erscheinungen jener Zeit aufgefafst und geordnet hat, gegen die Umwälzung, mit der die Tübinger Schule dieses Gebiet, nicht ohne die augenfälligsten Willkürlichkeiten, bedroht. Die gediegenste Gelehrsamkeit, wie sie bei einem ersten Jugendwerk in der That auffallen mufs, treffendes Urtheil, besonnene, gründliche Forschung und durchgängige Klarheit der Darstellung verdienen als die Hauptvorzüge genannt zu werden. Dagegen thut der Hr. Verf. sich auch nicht Unrecht, wenn er befürchtet, in allzugrofse Ausführlichkeit bei Mittheilung der Literatur und eine gewisse schwerfällige Breite der Sprache verfallen zu sein. Ersteres ist um so mehr zu bedauern, als es leicht zu vermeiden gewesen wäre und nur Wichtigerm den Raum geschmälert hat. Die Masse von Anmerkungen und Citaten prefst oft den Text auf wenige Zeilen zusammen, stellenweise ohne alle Entschädigung. Welcher Zweck wird zum Beispiel erreicht, wenn bei Gelegenheit der Aussage, dafs man von Mosheim bis auf Neander fast nur die bei den Vätern vor Epiphanius geschilderten Ebioniten anerkannt habe, nicht weniger als einige dreifsig Gewährsmänner namhaft gemacht werden? Doch liefse sich dergleichen übersehen, wenn nur die Form, auch da, wo sie den Gegenstand selber wesentlich berührt und mit zum Inhalt wird, wir meinen in der Anordnung und Vertheilung des Stoffs, nicht eben so sehr vernachlässigt wäre. Gar zu häufig wird die Untersuchung um einer weitläufigen Abschweifung willen unterbrochen, Zusammengehöriges von einander getrennt, Begonnenes fallen gelassen und auf später verschoben. Auf diese Zerstückelung weist der Hr. Verf. selber einmal recht auffallend hin. Der erste § des vierten Kapitels führt die Ueberschrift: Prüfung der verschiedenen Annahmen in Betreff der Richtung der Clementinen. Von diesen Annahmen finden hier aber nur zwei ihre Besprechung, nämlich die Ableitung der-

Digitized by Google

selben von dem Monarchianismus und von der alexandrinischen Religionsphilosophie. Nichts destoweniger lautet nun der Schlufs folgendermafsen: So sind die Clementinen weder alexandrinischen Ursprungs, noch ein Product der Monarchianer, ebenfalls kein Erzeugnifs der katholischen Kirche, (was weiter unten erhellen wird), noch des Gnosticismus, (s. unten), noch des Nazaräismus, (s. unten), vielmehr des Ebionitismus. — Man kann gewifs nicht sagen, dafs in der Theologie übertriebene Forderungen an die Form gestellt würden, aber wenigstens wird das Bedürfnifs nach einer bessern immer allgemeiner und es wäre doch Schade, wenn darum Arbeiten wie diese, nicht die volle Anerkennung und Theilnahme finden sollten, die sie sonst in jeder Beziehung verdienen.

Nach der Einleitung, welche sich zum gröfsten Theil mit der Geschichte der Untersuchungen über die Clementinen beschäftigt, werden im ersten Kapitel die verschiedenen kritischen Fragen nach Inhalt, äufserer Anlage, Namen, historischer Glaubwürdigkeit u. s. w. abgehandelt. Wir übergehen dieses, so wie das dritte, mit den unsern Clementinen verwandten Schriften sich beschäftigende Kapitel, wiewohl aus denselben sich manches neue Ergebnifs hervorheben liefse, und wenden uns gleich zu den beiden übrigen Abschnitten, deren erster, das dritte Kapitel, den clementinischen Lehrbegriff entwickelt. Der Hr. Verf. hat es vorgezogen, statt das System aus seinem Grundgedanken sich entfalten und in seine einzelnen Bestimmungen verzweigen zu lassen, dasselbe mehr berichtend wiederzugeben und unter den verschiednen dogmatischen Oertern abzuhandeln. Wenigstens stimmt diese Methode mit der Einrichtung des ganzen Werks, bei welchem es vor Allem auf strenge Sichtung und einfache Darlegung des thatsächlichen Stoffes abgesehen scheint. Auch in diesem Theile findet sich neben durchgängiger näherer Bestimmung der clementinischen Lehre vieles Abweichende und Neue. Nicht beistimmen können wir dem Verf., wenn er, im Gegensatz zu Credner, der über den Ursprung der Sünde verschiedene Erklärungsweisen in den Homilien findet, die Frage nach der Möglichkeit und nach der Wirklichkeit der Sünde trennt, und dann den ersten Menschen nach Adam nur jene zuerkennt, indem er den Satz ὁ δὲ ἐξ ἄρσενος καὶ θηλείας γεγονὼς ἃ μὲν ψεύδεται ἃ δὲ ἀληθεύει so versteht: In diesem ist die Möglichkeit sowohl des Guten als des Bösen vorhanden. Allerdings wird man, so weit das System die Sünde auf eine pelagianisch gefafste Wahlfreiheit zurückführt, diese Unterscheidung machen müssen, so weit aber das Böse als ein göttlich Nothwendiges, durch die von Ewigkeit in Gott vorhanden gewesene Materie und die Abstammung von Eva Bedingtes auftritt, erweist sich dieselbe unzulänglich und mufs doch wieder die von Credner behauptete Zwiespältigkeit zu Hülfe genommen werden. Immerhin könnte man die Sünde als Thatsünde und denjenigen Zustand, welchen die Thatsünde zu ihrer Voraussetzung hat, wie man ihn auch bezeichnen wollte, auseinanderhalten, sobald er nur nicht mit der blofsen Möglichkeit der Sünde zusammenfallen soll; denn dafs über diese die ersten Menschen hinaus waren, folgt, wo nicht aus dem ganzen Zusammenhang des Systems, wohl schon aus dem allmäligen, durch kein anderes Ereignifs begründeten Uebergang des Geschlechts in Sünde und aus dem sofortigen Fall der Engel, als dieselben, wiewohl in der entgegengesetzten Absicht die gefallnen Menschen zu beschämen, menschliche Leiber angenommen hatten. Das Richtige ist, dafs eine rein natürliche Fassung des Bösen mit einer flach sittlichen bald leise in einander überspielt, bald schroff und plötzlich zusammentrifft, und so die strenge Scheidung, welche der Hr. Verf. vollziehen möchte, unthunlich gemacht wird. Es giebt wohl nicht noch ein System, das, indem es die Verschmelzung der schneidendsten Widersprüche sich zur Aufgabe macht, ein und dasselbe so keck bald hier setzt, bald dort durch seinen Gegensatz verläugnet, bald an einem dritten Ort unvermerkt mit ihm verbindet. Mit demselben Wiegengesang, durch den es dem Menschen seinen sittlichen Widerspruch einzuschläfern unaufhörlich räth *), singt es auch das beständige Bewufstsein seines eignen logischen zu Ruhe.

Eine der wichtigsten und schwierigsten Fragen rücksichtlich unsres Systems ist die nach der Entstehung Christi, ob man sich dieselbe im Sinne der Clementinen als natürliche, oder als übernatürliche zu denken habe. Die beiden einzigen, und auch nur mittelbar, hieher gehörigen, fast gleichlautenden Stellen,

*) Πῶς οὖν ἐπάσωμεν τῷ εἰς τὴν ὑμετέραν κακῷ ἐνδομυχοῦντι; H. XI, 11. und öfter.

Digitized by Google

H. III, 17 und 20, sind abwechselnd für die eine und für die andere Annahme gedeutet worden. Clemens spricht hier von dem, ihm mit Christus, Moses u. s. w. identischen, Adam, dessen Sündenlosigkeit er aus dem Gottesgeist, welcher ihm beigewohnt, behauptet. Beigewohnt hat derselbe ihm, denn Τὸ μέγα καὶ ἅγιον τῆς προγνώσεως αὐτοῦ (scil. θεοῦ) πνεῦμα, εἰ μὴ τῷ ὑπὸ χειρῶν αὐτοῦ κυοφορηθέντι ἀνθρώπῳ δώῃ τις ἐσχηκέναι, πῶς ἔτι ἑτέρῳ τῷ ἐκ μυσαρᾶς σταγόνος γεννηθέντι ὁ ἀπονέμων οὐ τὰ μεγίστα ἁμαρτάνει; ... τὰ δὲ μέγιστα εὐσεβεῖ, ἐὰν ἑτέρῳ μὲν μὴ δώῃ ἔχειν, ἐκεῖνον δὲ μόνον ἔχειν λέγοι, ὃς ἀπ' ἀρχῆς ἅμα τοῖς ὀνόμασι μορφὰς ἀλλάσσων τὸν αἰῶνα τρέχει. Schliemann entscheidet sich auf diese Stelle hin, gegen Credner, mit Baur und Neander, für die übernatürliche Entstehung Christi, die er aus ihr unwiderleglich bewiesen zu haben überzeugt ist. Ungeachtet der angeführten Autoritäten, und auch nach Schliemanns neuer, gründlicher Besprechung, glauben wir aber ein Recht zu haben, die Sache für so ganz ausgemacht noch nicht anzusehen. Es erhellt nicht, woher unter den Worten ἐκεῖνον δὲ μόνον u. s. w. nur solche sollten verstanden werden können, welchen Clemens das πνεῦμα ἅγιον nicht beilegt. Angenommen, unter dem ἑτέρῳ sei jeder ἐκ μυσαρᾶς σταγόνος γεννηθείς begriffen zu denken, und das scheint das Natürlichste, so liegt in dem ἐκεῖνον δὲ μόνον kein Zwang, von diesem Verständnifs abzugehen. Die Stelle würde dann sagen: „Wie sollte nicht freveln, wer dem ersten gottgeschaffnen Menschen den Gottesgeist abspricht, und einem Andern, im Schmutz der Zeugung entstandenen, zuerkennt" — noch ganz abgesehen, ob dieser Andere ein wahrer oder falscher Prophet ist. „Am frommsten dagegen handelt derjenige, welcher jenen Geist einem Andern überall nicht beilegt, sondern allein jenem Einen, Identischen, welcher von Anbeginn, Gestalten und Namen wechselnd, die Welt durchläuft." So bliebe in diesen Worten gegen die Annahme einer natürlichen Entstehung allein das Hindernifs übrig, das man etwa in dem harten Ausdrucke ἐκ μυσαρᾶς σταγόνος finden könnte. Ob dieses aber wirklich so gewichtig ist, dafs die Hindernisse der entgegengesetzten ihm nicht mindestens die Wage hielten? Jedenfalls mufste doch Christus, auch wenn er übernatürlich entstanden war, gemäfs der gegendoketischen Richtung der Clementinen, einen wirklichen, aus der bösen, wilden Hyle geformten Leib angenommen haben. Würde man da nun auch erinnern können, dafs in Christo, eben so wie sie in Adam, die Sophia aller hylischen Einflüsse schlechthin übermächtig gewesen, so brauchte doch auch eben deshalb um so weniger, sollte man denken, die Sophia menschliche Geburt und Empfängnifs zu scheuen. Auf welche nähere Art und Weise soll nun aber Christus nach jener Auffassung ins Dasein getreten sein? In einem phantastischen Körper ihn plötzlich erschienen, oder in einem solchen valentinianisch durch die Maria hindurchgegangen, will Schliemann ihn eben so wenig sein lassen, als geboren nach der kirchlichen Vorstellungsweise. Jene Annahme verbietet die antidoketische Richtung, die beiden letztern die Ansicht der Homilien von der weiblichen Natur. So bleibt denn kein Ausweg, als ihn sich, wie Adam, unmittelbar von Gott geschaffen zu denken. Dafs übrigens jene Stelle selber uns hiezu anleite, in welcher ὃς ἀπ' ἀρχῆς ein und derselbe sei mit dem ὑπὸ θεοῦ κυοφορηθέντι, ist unrichtig, da aus der in der Sophia, die in beiden gleicherweise erschien, gelegenen Selbigkeit Christi mit Adam, noch keineswegs die Identität des Leibes Adams mit dem Christi folgt. Christus müfste also nach den Clementinen im vollen Mannesalter von Gott plötzlich in die Menschheit hineingeschaffen sein worden, und zwar eben so Moses, Abraham u. s. w. Denn dem letztern mit Schliemann dadurch ausweichen zu wollen, dafs man sagt, Clemens brauchte sich diese Consequenz nicht zum Bewufstsein gebracht zu haben, ist eine unmögliche Ausflucht, da, dafs Noah wie Adam entstanden sein mufs, wenn er es mufs, gar keine weitere Consequenz, sondern einfach derselbe Satz mit dem ist, dafs Christus wie Adam entstanden ist. Wie sollte auch Clemens über diesen innersten Punct seines Systems kein Bewufstsein gehabt haben. Dafs diese siebenmal wiederholte Schöpfung des Menschen aber noch über die sonstige, wenngleich auch nicht geringe, Abenteuerlichkeit der clementinischen Vorstellungen hinausgeht, glauben wir mit einiger Sicherheit behaupten zu dürfen.

Diese in der Sache selbst enthaltenen Schwierigkeiten werden noch vermehrt durch eine anders woher sich ergebende. Befremdend, bei der Schliemannschen Auffassung, wo nicht geradezu unverträglich mit ihr, wäre schon dies, dafs die Homilien so viel von Jakobus, auch nur als dem sogenannten Bruder des Herrn

Digitized by Google

reden. Nun aber sollen sie sogar, wie Schliemann gegen Kern durchführt, diesen Jakobus für den eigentlichen und leiblichen Bruder Jesu gehalten, also den im reifen Mannesalter plötzlich auf Erden Erschienenen nachträglich noch mit Mutter und Brüdern versehen haben.

Ist das Bemerkte richtig, so würde daraus folgen, dafs weder die hier versuchte Art, die übernatürliche Entstehung Christi sich im Sinne der Clementinen zu denken, möglich, noch es nöthig wäre, auf jene Stelle hin ihnen überhaupt die Ansicht einer solchen Entstehung beizumessen.

In dem vierten und letzten Kapitel wird die Richtung der Clementinen erörtert, der Ebionitismus seiner geschichtlichen und dogmatischen Seite nach in Betracht gezogen und Zeit, Ort der Abfassung unserer Schrift, ihre Tendenz und die Verhältnisse, aus denen sie hervorgegangen, zu bestimmen versucht. Wir lassen, weil dieser Abschnitt den wichtigsten Theil des ganzen Buches ausmacht, eine kurze Uebersicht desselben folgen. — Was die Richtung, aus welcher die Homilien hervorgegangen sind, anbelangt, so ist diese Frage auf die vielstimmigste Weise beantwortet worden, indem man auf fast alle religiösen Erscheinungen der ersten Jahrhunderte, den Ebionitismus, Nazaräismus, Gnosticismus, die katholische Kirche, alexandrinische Religionsphilosophie und den Monarchianismus zurückging. Für die alexandrinische Religionsphilosophie haben sich Mosheim und Dähne entschieden. Nach dem erstern hat ein alexandrinischer Jude, der die Grundsätze der neuplatonischen Schule eingesogen und ins Christenthum mit herübergenommen, die Homilien verfafst. Die Vergleichung, welche Mosheim zum Beweis seiner Annahme zwischen dem Neuplatonismus und dem clementinischen System anstellt, trifft jedoch, wie nachgewiesen wird, nur Unwesentliches und mufs das Eigenthümliche beider Erscheinungen unberührt lassen. Hiezu kommt, dafs, was Mosheim freilich nicht erkannte, die Clementinen ins zweite Jahrhundert, also vor die Zeit fallen, in welcher der Neuplatonismus seine feste Gestaltung gewann. Dieser letzte Grund würde wegfallen gegen Dähne's, darin von der Mosheims verschiedene Bestimmung, dafs er die Schrift durch die jüdische Religionsphilosophie mit dem jüngern Platonismus zusammenhangen läfst. Allein auch Dähne's Begründung seiner Ansicht ist ungenügend. Denn wenn die Clementinen und Philo, beide die Offenbarung als auf einer wesentlichen Vereinigung des menschlichen Geistes mit dem Logos beruhend auffassen sollen, so fliefst doch aus dem bedeutenden Unterschied, dafs, während dort die Sophia, wie sie in Adam selbst Mensch geworden ist, so auch in den andern Menschen, nur getrübt, zur Erscheinung kommt, dagegen nach Philo die menschliche Seele sich selber wieder zu dem Logos wie dieser zu dem höchsten Gott, nämlich als blofses Abbild, verhält, fliefst aus diesem Unterschied auch eine wesentlich verschiedene Inspirationstheorie — hier Unterdrücktheit des endlichen Bewufstseins, dort freie unverschleierte Klarheit. Eng hieran schliefst sich das Zweite, dafs, weil Philo keinen wesentlichen Unterschied der Allen und der den Propheten zu Theil werdenden Offenbarung, er deshalb auch nicht die Nothwendigkeit einer äufsern geschichtlichen Offenbarung anerkennt. Drittens findet sich bei Philo nichts von der clementinischen Lehre über die Propheten. Nicht triftiger ist es, wenn Dähne eine zweite Uebereinstimmung darin erblickt, dafs wie den Alexandrinern Adam das Symbol des noch ungetrübt menschlichen und somit göttlichen Geistes gewesen, so den Clementinen, gemäfs dieser Deutung, Adam in allen bessern Menschen, namentlich den Propheten, wiedergekehrt sei. Denn auch abgesehen davon, dafs also die Clementinen auf den geschichtlichen Adam übertrugen, was jene nur symbolisch in Adam dargestellt sahen, mufsten die Alexandriner, entweder, wenn sie in ihrem Messias den Logos selbst erwarteten, ihn ja weit über das in Adam symbolisch Angedeutete erheben und konnte ein zum Christenthum übergetretener Alexandriner doch unmöglich auch Adam als den menschgewordnen Logos ansehen, oder, falls sie nur die Verwirklichung des in Adam sinnbildlich Geweifssagten von dem Messias verlangten, wäre hiemit die Annahme unverträglich, es sei in beiden dieselbe Sophia erschienen. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 7.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1844.

Die Clementinen nebst den verwandten Schriften und der Ebionitismus, ein Beitrag zur Kirchen- und Dogmengeschichte der ersten Jahrhunderte von Adolph Schliemann.

(Fortsetzung.)

Von dem Monarchianismus leitet, mit Cölln, Schenkel die Schrift ab. Ein römischer Monarchianer vor der Zeit Victor's habe dieselbe verfafst. Der erste Grund aber, dafs die Clementinen wie die Artemoniten die Gottheit Christi bekämpften, würde in dieser Allgemeinheit für manche andre Partei eben so gut als für die Artemoniten sprechen und auf die nähere Art, Christi Gottheit zu bestreiten, erstreckt sich die Aehnlichkeit nicht. Noch weniger beweist der zweite Punct was er soll. Selbst zugegeben, dafs jene Stelle über die Artemoniten Euseb. h. ecc. l. V. c. 28. auf's *Alte* Testament zu beziehen sei und denselben darin der Vorwurf gemacht würde, diejenigen Schriftaussprüche, welche ihnen die Einheit Gottes zu verletzen schienen, willkürlich zu verändern, so ist doch auch so noch kein Zusammentreffen mit den Clementinen bemerkbar. Jene übten Texteskritik, woran diese vermöge ihrer ganzen Anschauung vom Alten Testament nicht denken konnten. Drittens werde gleicherweise von Clemens wie von den Artemoniten berichtet, dafs sie mit Eifer mathematischen und philosophischen Studien obgelegen — ein Argument, gerade so nichtsbeweisend als obendrein unrichtig, da der Verf. der Clementinen vielmehr ein erklärter Gegner der Philosophie ist. — Jene andern Hypothesen widerlegen sich von selbst im Verlauf der folgenden Untersuchung, welche zum Zweck hat, des Verf.'s eigne Meinung, nach der die Schrift ein Erzeugnifs des Ebionitismus ist, zu begründen. Zu dem Ende wird vorerst auf die Behauptung eingegangen, dafs es überall niemals eine Secte des Ebionitismus gegeben habe.

In Folge der Streitigkeiten über die Dreieinigkeitslehre der vornicänischen Väter wurde auch den Ebioniten eine besondere Aufmerksamkeit zugewendet. Suchte man auf der einen Seite die ältesten Väter in völligen Einklang mit den nicänischen Lehrsätzen zu bringen, so ging man dafür auf der anderen so weit, der ganzen Kirche bis in die Mitte des zweiten Jahrhunderts die Lehre von der Gottheit Christi abzusprechen, als eine Lehre, deren Einführung erst vom Platonismus ausgegangen sei. Demnach wurde aufgestellt, dafs die den Ebioniten zugeschriebne christologische Ansicht bis auf Justinus die allgemeine gewesen. An die Stelle der Secte setzte man eine Zeit des Ebionitismus. So vor Allen Toland. Gerade entgegengesetzt erklärte besonders Rhenferd die Angabe der Ketzerverzeichnisse hinsichtlich unsrer Secte für Verläumdung und die Ebioniten für rechtgläubige Judenchristen, die sich von der allgemeinen Kirche nur durch Beibehaltung des Gesetzes, ohne jedoch von den Heidenchristen ein Gleiches zu verlangen, unterschieden hätten. Auch die scharfe Trennung, welche Semler zwischen den nicänischen Vätern und ihren Vorgängern machte, führte dazu, die Ebioniten diesen letztern so nahe als möglich zu bringen, sie für gute, rechtgläubige, wiewohl etwas schwache, jedoch erst von Epiphanius verketzerte Christen zu nehmen. In der neuesten Zeit hat jene erste Weise, die Ebioniten von dem Tadel der Häresie zu befreien, wieder Beifall und namentlich an Dr. Baur einen Vertreter gefunden. Erst nach Ablauf der Zeit des Ebionitismus gab es eine Secte desselben. Den äufsersten Schritt that Schwegler, der, während Baur in jener ebionitischen Zeit der paulinischen Auffassung doch auch noch ihre Stelle einräumt, diese ganz zurücktreten und erst in der Mitte des zweiten Jahrhunderts auftauchen und Geltung gewinnen läfst. Hermas, Papias, Polykarp, Hegesippus, Justinus, Melito von Sardes,

Digitized by Google

Athenagoras, Irenäus, Tatianus, Polykrates, Hippolytus, der zweite Brief des römischen Clemens, die Clementinen, der Montanismus tragen alle ein ebionitisches Gepräge an sich. Die nächste Folgerung aus der hiemit behaupteten Einerleiheit von Ebionitismus und Judenchristenthum war, dafs man auch die judenchristlichen Apostel für Apostel des Ebionitismus ausgab. Das zu augenfällig gegenebionitische Johannesevangelium verwies Schwegler in eine spätere Zeit, die Apostelgeschichte Baur. Bis auf Christum selbst hat neuerlichst Planck den Ebionitismus zurückgeführt.

Ist nun jener Ansicht Rhenferd's u. A. gegenüber nachzuweisen, dafs dem Ebionitismus die Anerkennung der Gottheit Christi fern gelegen, so mufs gegen diese letzte Betrachtungsweise gezeigt werden, einmal, dafs die ursprüngliche, in den Schriften der judenchristlichen Apostel niedergelegte Form des Christenthums und, zweitens, die nachapostolische Zeit mit nichten für ebionitisch angesprochen werden darf. In dieser Absicht versucht Schliemann in dem Folgenden eine möglichst genaue Anschauung der Entwicklungsgeschichte des ältesten Christenthums bis zu dem Puncte, wo der Ebionitismus als Secte von der katholischen Kirche sich abscheidet, zu gewinnen. Nachdem dieselbe durch alle gegebenen Puncte bis zum Jahre 70 verfolgt ist, wird in dem Ereignisse dieses Jahrs der Anlafs zu einer bedeutenden Veränderung des Verhältnisses zwischen Juden- und Heidenchristen gefunden, indem jene von da an mit den Gemeinden, unter welchen sie leben, sich mehr und mehr vermischen. Von gleicher Wichtigkeit war die Tempelzerstörung für die palästinischen Judenchristen, indem auch diese allmälig ihrem Volke sich entfremden. Die innerlich schon vollzogene Trennung foderte zuletzt nur noch einen Anstofs, um auch äufserlich hervorzutreten. Diesen fand sie in der Erbauung Aelia Capitolina's. Der freiere Theil der Judenchristen entsagte dem Gesetz, der beschränktere hielt fest an der väterlichen Ueberlieferung. Letzterer zerfiel aber selbst wieder in zwei Parteien, je nachdem die Gültigkeit des Gesetzes unbedingt oder nur für die Christen jüdischer Abkunft behauptet wurde: die Ebioniten und die Nazaräer, welche von da an neben der Kirche, beide als Secten, die einen als Häretiker hergehen.

Es würde den Raum unsrer Anzeige überschreiten, wenn wir diese gründliche Entwicklung einer genauern Beurtheilung unterziehen wollten. Wir begnügen uns zu bemerken, dafs der Hr. Verf. manches geschichtlich nicht Erwiesene und einzelnes auch wohl gradezu Ungeschichtliche in dieselbe aufgenommen hat. Sein Streben nach Vollständigkeit und fester Bestimmtheit der geschichtlichen Anschauung verleitet ihn mitunter zu ähnlichen gezwungnen Annahmen und Willkürlichkeiten, wie er sie an seinen Gegnern mit Glück bekämpft. Ueberhaupt möchte die ganze Auffassungs- und Behandlungsweise des Hrn. Verf.'s dem Tadel unterliegen, bei Begriffen und historischen Erscheinungen mehr ihre Besonderung und Abgeschlossenheit als ihre Uebergänge zu beachten und derjenigen Geschmeidigkeit zu entbehren, der es allein möglich ist, durch Nachgiebigkeit gegen jede leise Bewegung des Begriffs und der Geschichte, Zwang und Härte zu vermeiden. Zum Beleg nur einige Beispiele. Um der Verwirrung, welche hinsichtlich der Begriffe: Judenchristen, judaisirende Christen, Ebioniten u. s. w. herrscht, zu begegnen, versteht Schliemann unter dem Ausdruck Judenchristen nie eine Richtung, sondern nur die Abstammung, unter judenchristlicher Auffassung diejenige Erfassung des Christenthums, welche durch den früheren Standpunct nothwendig bedingt ist, unter der Bezeichnung judaisirende Christen nie die Abstammung, sondern diejenige Richtung, welche jüdische Elemente in ungehöriger Weise in's Christenthum überträgt. Wie wenig berechtigt dieser Sprachgebrauch ist, erhellt am besten, wenn man in demselben Sinn die Ausdrücke: Heidenchristen, heidenchristliche Auffassung und ethnisirende Christen gegenüberstellt und dann fragt, unter welche der genannten Kategorieen der Apostel Paulus zu stellen sei. — Schwer zu beweisen möchte die Behauptung sein, dafs es Judenchristen — hier ist schon gleich gegen den aufgestellten Kanon verstofsen — gewesen, welche, um so der erschreckten Gemeinde das Gesetz aufzudringen, zu Thessalonich die Erwartung der nahen Wiederkunft Christi angeregt hätten. — Jene Vorliebe für das Sichre, fest Abgemachte spricht sich am unverhohlensten in der runden Angabe aus, dafs die Entstehung des Ebionitismus ins Jahr 138 falle. Weder diese selbst, noch der Versuch, sie durch die Zeugnisse des Hegesippus, Clemens von Alexandria — dessen angezogne Stelle übrigens nicht hieher gehört — Eusebius, das Chronikon paschale u. s. w. zu bekräftigen, kann der Art und

Digitized by Google

Weise, wie in unsren Tagen die Dogmengeschichte behandelt wird und auch dem Standpuncte, den in dieser Hinsicht der Hr. Verf. einnimmt, angemessen erscheinen.

Um die Annahme eines ebionitischen Gepräges der ältesten Kirche in ihrer Grundlosigkeit darzulegen, beschäftigt sich die Untersuchung im Folgenden mit der unmittelbar nachapostolischen Zeit, deren Charakter in jene durch Jerusalem's Zerstörung bewirkte Vermischung des judenchristlichen und paulinischen Elements gesetzt wird. Unter diesen Gesichtspunct werden dann, im Gegensatz zu Baur und A., die Schriften der sogenannten apostolischen Väter gestellt, ingleichen Papias und Hegesippus gegen die Beschuldigung des Ebionitismus in Schutz genommen und der aus der bekannten Stelle über die Artemoniten, Euseb. h. eccl., entlehnte Grund zu entkräften versucht. — Uebrigens läugnet hier mit Unrecht der Hr. Verf. gegen Baur, dafs diese Stelle allein auf die römische Kirche zu beziehen sei; das Zurückgehn auf die Apostel darf dagegen nicht geltend gemacht werden, da die römische Kirche selbst auf die Apostel zurückgeht; sodann entsprechen sich aber das προτέρους ἅπαντας und ἀπὸ δὲ τοῦ διαδόχου und ist es endlich allerdings sehr unwahrscheinlich, dafs man in damaliger Zeit zu Zeugen dafür, was Lehre der ganzen katholischen Kirche gewesen sei, den römischen Bischof Victor und dessen Vorgänger sollte aufgerufen haben. — Nach dieser Widerlegung des Geredes von einer ebionitischen Urzeit betrachtet der Verf. die Stellung der allgemeinen Kirche zum Ebionitismus *), so wohl vor seiner entschiednen Ausbildung, als in der spätern Zeit, an welcher Betrachtung sich die Vorgabe widerlegt, dafs Epiphanius erst die Ebioniten zu Ketzern gestempelt habe. Hier unterbricht er die Untersuchung über den Ebionitismus und wendet sich zu den Nazaräern, von deren Schilderung er beiläufig auf die Ableitung der Clementinen von dieser Secte zurückblickt. Dann wird der Faden wieder aufgenommen und findet, nach jener Berufung auf die Zeugnisse der Väter, die oft erörterte Frage nach dem Namen der Ebioniten, ihre nochmalige ausführliche Besprechung. Endlich werden zwei Arten des Ebionitismus, der gemeine und der gnostische, unterschieden. Festhalten am ganzen Judenthum, welchem das Evangelium nur einzelne Bestimmungen beifügt, eine dem entsprechende Anschauung von Christo, der nur gradweise über den Propheten steht und erst bei der Taufe der göttlichen Kraft theilhaftig wird und die aus einer solchen Richtung fliefsende Verwerfung Pauli als Apostels sind die Grundzüge des gewöhnlichen Ebionitismus. Ueber die gnostische Klasse giebt uns Epiphanius die einzige, jedoch glaubwürdige, Nachricht. Dieser gnostische Ebionitismus ist aber in seinen Grundzügen nichts andres, als das in unsren Clementinen vorgetragne System. Will man aber deshalb sagen, dafs Epiphanius auch blofs aus dieser Schrift seine Kenntnifs geschöpft habe, so zeigt der Verf. die Unrichtigkeit einer solchen Meinung.

Die Lehre der gnostischen Ebioniten nun besteht wesentlich in der Unterscheidung des ächten Judenthums von der alttestamentlichen Religion und der Vereinerleiung jenes mit der christlichen, der entsprechenden Unterscheidung zwischen wahren und falschen Propheten, in deren erste Klasse Adam, Noah, Abraham, Isaak, Jakob, Aaron, Moses, Jesus, in die letzte, aufser Moses, alle alttestamentlichen fallen, endlich der Annahme, dafs in Jesu, wie den sieben vorhergenannten die Sophia auf Erden erschienen sei, die jedoch, wie sie selbst keineswegs Gott ist, auch Jesu nur die Würde der Sohnschaft Gottes verleiht. Gemeinsam ist beiden Arten die Lehre von der wesentlichen Einerleiheit des Juden- und Christenthums, die darin begründete Gleichordnung der Träger beider Offenbarungen, die damit gegebene Läugnung der specifischen Würde Christi und die Verwerfung des Apostels Paulus. Alle Abweichungen lassen sich auf den Hauptunterschied zurückführen, dafs der gemeine Ebionitismus vom gewöhnlichen Judenthum seinen Cha-

*) Wenn man bisher glaubte, dafs Justinus über die Ebioniten ein ziemlich mildes Urtheil fälle, so beweist Schliemann aus jener Stelle dial. c. Tryph. Jud. Kölner Ausgabe 1686 S. 265 ff. vermöge eines ganz neuen Verständnisses der Worte ὁμοίως καὶ τούτους οὐκ ἀποδέχομαι das Gegentheil. Diese sollen nämlich heifsen: „so nehme ich sie ebenfalls nicht an, erkenne sie nicht für christliche Brüder, wie sie uns nicht erkennen." Der ganze Zusammenhang begünstigt diese neue Auslegung aufs entschiedenste. Dennoch wird es wohl bei der hergebrachten sein Bewenden haben müssen. Erstens würde Justin, der sonst die Worte nicht spart, dies viel breiter ausgedrückt haben, sodann würde man statt des τούτους eher ein αὐτούς erwarten und endlich ein ἐγώ zu verlangen kaum unterlassen können.

Digitized by Google

rakter trägt, die andre Gestaltung mit gnostischen Elementen versetzt ist; bestimmter, dafs jenem als das wahre Judenthum die alttestamentliche Religion gilt, dem gnostischen die von dieser unterschiedne, ungetrübte Urreligion und des letztern Monotheismus sich mit dualistischen Elementen vermischt hat. Der Ursprung der gewöhnlichen Form ist im pharisäischen der speculativen nicht mit Credner im essäischen sondern allgemeiner in einem seit dem Exil durch altorientalische Einflüsse geänderten Judenthum zu suchen. In Bezug auf die Entstehung beider Formen unterliegt die Annahme einer gleichzeitigen keiner Bedenklichkeit.

In jener Zeit allgemeiner Gährung, wo die Kirche, in den lebhaftesten Kampf mit dem Gnosticismus verwickelt, auf den Ebionitismus weniger Acht hatte, schrieb ein Mann von umfassender geistiger Bildung, um dem gnostischen Ebionitismus allgemeinen Eingang zu verschaffen, die Clementinen. Mit diesem eigentlichen Zweck verband der Verf. den weitern: durchgängiger Bekämpfung des Gnosticismus und des Heidenthums. Wenn dagegen Baur eben eine judaisirende Form der Gnosis in dem Systeme findet, so mufs als das Merkmal, an welchem sich der Gnosticismus von jeder andern Richtung unterscheidet, die Lehre von einem Demiurg, die in ihm ausgedrückte untergeordnete Stellung des Judenthums zur Religion des höchsten Gottes, festgehalten werden. Gerade in diesem Wesentlichsten befindet sich aber der Gnosticismus in schneidendem Widerspruch mit den Clementinen, die auf keine Lehre so entschieden dringen, als die von der Identität des wahren Juden- und des Christenthums. Von diesen äufsersten Endpuncten nähern sich nun freilich wieder beide Richtungen so weit als mit so gegensätzlicher Stellung bestehen kann. Wie unter den Gnostikern in Marcion der Gegensatz zu den Clementinen sich am höchsten spannt, so läfst sich auch eine namentliche Polemik gegen diesen nicht verkennen. Mit dem Montanismus ist in so fern eine Berührung anzunehmen, als der clementinische Begriff der wahren Prophetie mit Rücksicht auf die montanistischen Verzückungen und Gesichte ausgebildet zu sein scheint. Geschrieben sind die Clementinen wahrscheinlich in Rom und etwas nach der Mitte des zweiten Jahrhunderts.

Unter dem Letzten ist ein Punct berührt worden, der vor manchen andern in dem Buche weitläufig besprochenen eine einläfslichere Erörterung verdient hätte: das Verhältnifs des clementinischen Systems zum Gnosticismus. Der Bestimmung, mit welcher der Hr. Verf. die angestellte kurze Vergleichung einleitet, dafs in der Lehre vom Weltbildner der Mittelpunct und das eigenthümliche Merkmal der gnostischen Systeme liege, müssen wir durchaus beifallen, doch ist dieselbe weder neu, noch mit ihr die Nöthigung, gewisse Erscheinungen halb dem Judenchristenthum und halb dem Gnosticismus zuzuweisen, gehoben. Die glücklichste, treffendste Charakterisirung geschichtlicher Erscheinungen wird nie die Uebergänge einer in die andre verwehren und rückgängig machen können und so wird Cerinthus die bisher eingenommne Stelle auf der Gränze zweier sich feindlich gegenüberliegender Gebiete auch künftig behaupten müssen. Das allgemeine, in der Vergleichung durchgeführte, Urtheil selbst über Gnosticismus und Clementinen in ihrer Beziehung zu einander scheint uns gleichfalls vollkommen richtig. Ihren Principien nach, halten auch wir dafür, dafs das Clementinische und das System des Gnosticismus einander entgegengesetzt sind und nur Baur's ungeschichtliche Bestimmung dessen, was Gnosticismus sei, es möglich macht, in jenem eine judaisirende Form der Gnosis zu sehen. Trotz dieser Grundverschiedenheit hat freilich andrerseits eben der Gnosticismus auf die Gestaltung dieses aus allen religiösen Elementen seiner Zeit zusammengewachsenen Systems unverkennbaren Einflufs geübt und darin den glänzendsten Beweis seiner geistigen Gewalt und Bedeutung niedergelegt, dafs er an einer von Haus aus ihm feindlichen, recht aus dem tiefsten Gegensatz gegen ihn und seine Denkweise entstandnen Richtung mit dem heimlichen, unbewufsten Zwang, den seine Denkweise dieser Richtung anthat, sich rächte. Wenn es wahr ist, was ein grofser Schriftsteller bemerkt, dafs ein Mensch in der äufsersten Aufregung des Hasses die Gesichtszüge seines Feindes annimmt, so ist den Clementinen dem Gnosticismus gegenüber ein Gleiches widerfahren.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 8.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1844.

Die Clementinen nebst den verwandten Schriften und der Ebionitismus, ein Beitrag zur Kirchen- und Dogmengeschichte der ersten Jahrhunderte von Adolph Schliemann.

(Schlufs.)

Dieses merkwürdige Verhältnifs innerster Auflehnung, aber vergeblicher, gegen einen unvermeidlichen Zwang auch im Einzelnen näher aufzuweisen, zu zeigen, wie auf jeder Stufe des Systems wieder derselbe Kampf aus dem Innern hervorbricht und mit derselben Niederlage nach aufsen endet, wie das zähe Judenthum mit dem gnostischen Dualismus ringt und überall Spuren der Ueberlegenheit des Gegners davon trägt, wäre wohl keine dem Gegenstand des Schliemannschen Werkes zu fern liegende Aufgabe gewesen. Die wenigen einzelnen Züge, die jetzt wirklich hervorgehoben worden, treffen nach unsrer Meinung nicht immer die Sache. Nächst dem eigenthümlich Charakteristischen des Gnosticismus, der Lehre vom Demiurgos, sagt Schliemann, ist weiter die Unterscheidung einer Welt der reinen Lebensentwicklung aus Gott, einer Emanationswelt von dieser Schöpfung, und die Annahme einer von Ewigkeit her existirenden Hyle, aus welcher die letztere gebildet sei, fast allen Gestaltungen desselben gemein. Wenn nun die Clementinen von jener idealen Emanationswelt nichts wissen, so sollen sie, theilweise doch noch in die Emanationsidee verstrickt, insoweit das Verhältnifs jenes gnostischen Pleroma's zum höchsten Gott auf diese irdische Schöpfung übertragen: die Hyle aus Gott emanirirt sein lassen. So gewifs aber die Clementinen, indem sie den Urstoff auf ewige Weise in Gott setzen, halb auf dem Standpunct der gnostischen Vorstellung einer ewigen Hyle fufsen, so gewifs ist das bei ihnen dem Pleroma Entsprechende nicht in dieser hylischen, halb unter den Begriff der Emanation gestellten, Schöpfung, sondern in den ihr urbildlich vorhergehenden und an ihr ausgeprägten Syzygien zu suchen. Diese in Gottes Verhältnifs zu seiner Sophia vorgebildeten, in jenen gegenüberliegenden ewigen Polen von Rechts und Links, Höhe und Tiefe zuerst aufser Gott gesetzten, an der Materie als Trocken und Feucht, Kalt und Warm sich wiederholenden, die ganze Weltgestaltung und Entwicklung bedingenden, Paare von Gegensätzen entsprechen am meisten den Syzygien des Pleroma. Mit denselben haben sie gemein, dafs in ihnen die Bewegung des Systems, die einzige Form gegeben ist, unter welcher das Unendliche offenbar werden kann, auch sie unter den Gesichtspunct der Emanation, und, in ihrem Vorbild, der göttlichen Dyas, so wie deren Abbild, dem ersten Menschenpaar, unter den der geschlechtlichen Zweiheit gestellt sind. Mit auf sie mufs aber auch weiter bei der Frage, wo nach den Clementinen das Böse seinen Ursprung habe, zurückgegangen werden. Nicht blofs wird derselbe einestheils in die der Gottheit entflofsne Materie, andrentheils in den freien Willen, beides mit der eigenthümlichen clementinischen Halbheit, verlegt, sondern indem jene Zweiheiten, die Bedingungen alles Daseins, selbst wieder in dem Verhältnifs Gottes zu seiner Sophia bedingt sind, ist auch in diesem Verhältnisse schon der späterhin in den Syzygien aufgehende Zwiespalt angelegt und im Keim enthalten. Die ursprüngliche blofse Dualität bildet sich zum physischen Gegensatz fort und dieser zum ethischen: Dasselbe weibliche Princip, welches in der Sophia an der Spitze aller Lebensentfaltung steht, ist in der Eva das personificirte Böse und so wirft Eva mit ihrer Analogie auch schon auf die Sophia irgendwie den Schein des Bösen zurück. Dafs auch diese dritte Ableitung in den Clementinen begründet ist, liefse sich durch genaueres Eingehn auf den Bau des Systems

Digitized by Google

beweisen; dafs vieles Andre ihr entschieden widerspricht, ist bei dem Charakter desselben kein Hindernifs. — Der gnostischen Naturenunterscheidung weifs Schliemann in unserm System nur einen Gegensatz, nicht eben so eine Aehnlichkeit entgegenzustellen und doch wäre es ganz dem clementischen Gemisch von Freiheit, gnostischer Hyle und göttlicher Nothwendigkeit des Bösen angemessen, auch hier, wie sonst überall, der gnostischen Anschauungsweise mit einer halben Parallele zu entsprechen. Diese dürfte in Folgendem gegeben sein. In Adam und Eva finden die pneumatische und die hylische Natur, in dem ihnen entstammenden, aus ihnen beiden gemischten Geschlecht die psychische ihre Vertretung: der Mensch nach Adam ist wesentlich Psychiker. Vermöge jener grundlosen, rein zufälligen Freiheit, die auch den gnostischen Psychiker auszeichnet, ist es in seine Hand gelegt, jenen anfänglichen Naturengegensatz wieder zu verwirklichen, mit der πνοὴ θεοῦ umkleidet, als Pneumatiker über die Möglichkeit der Sünde gestellt zu werden, oder, unter gänzlichem Verlust des Pneuma, als Choiker seiner Vernichtung entgegenzugehen. „Endlich kommt noch in Betracht — so schliefst die Vergleichung — dafs der Gnosticismus eine durchaus speculative Geistesrichtung verfolgt, wogegen in den Clementinen dem speculativen das praktische Interesse völlig das Gleichgewicht hält. Ihr einseitiges Gewichtlegen auf äufsere gute Werke ist der Betrachtungsweise des Gnosticismus durchaus entgegengesetzt, anderntheils läfst sich doch in dem Interesse, welches die Fragen, woher das Böse, wie ist die Welt entstanden, und ähnliche gleichfalls für sie haben, eine Einwirkung des Gnosticismus nicht verkennen."

Hier kann die zweite Behauptung nur insofern richtig sein, als die erste es nicht ist. Hält wirklich in den Homilien die speculative Richtung der praktischen das Gleichgewicht, so bedarf das Interesse, welches jene aller Speculation unerläfslichen Fragen für sie haben, keiner Erklärung aus dem Gnosticismus. Wenn aber dennoch, und das dürfte der Fall sein, von diesem her den Clementinen eine mächtige Anregung zur Forschung gekommen ist, so kann dies nur darin liegen, dafs eigentlich in ihnen die praktische Richtung die speculative entschieden überwiegt. Auch hierin drückt sich ihr jüdischer Charakter aus. Das Judenthum ist immer nur aus äufserm Anlafs, halb gegen Willen, aus praktischen Zwecken speculativ geworden.

Noch wäre hinsichtlich der gnostischen Frage einzuwenden, dafs die Vermuthung, die Homilien nähmen unter den Gnostikern namentlich auf Marcion polemische Rücksicht, wiewohl der Sache selbst nichts entgegensteht, sich wenigstens nicht bestätigt. Alle Spuren, die man etwa anführen könnte, haben in der Polemik gegen den Gnosticismus im Allgemeinen ihre hinlängliche Erklärung.

Indem wir von dem vorliegenden Werke Abschied nehmen, wünschen wir dem Hrn. Verf. von Herzen zu seiner gelehrten Laufbahn Glück, die er mit demselben auf eine so ausgezeichnete und vielversprechende Weise eröffnet hat. —

H. Rossel.

VIII.

***Das Leben Jesu nach den Evangelien dargestellt von Dr. Joh. Peter Lange, Prof. der Theol. in Zürich. Erstes Buch. Die Einleitung. Heidelberg,* 1844.*; bei Karl Winter. XX. und* 282 *S. gr.* 8.**

Wenn Lavater einst alle irgend bedeutenden Menschen seiner Bekanntschaft veranlafste ihm ein Christusbild nach ihrer Idee zu zeichnen und so zu dem wahren Antlitz Jesu zu gelangen hoffte, indem er das Gleiche in diesen verschiedenen Darstellungen zusammenfafste, das Ungleiche aber als eigenthümliche Zuthat der Phantasie oder auch der Ungeschicklichkeit der Zeichner in Abzug brachte, so hat er ohne Zweifel einer sehr unsichern Procedur zu viel vertraut: nie wird sich die leibliche Physiognomie Jesu auf diesem Wege der Wahrheit gemäfs reconstruiren lassen. Anders ist es, wenn wir uns bescheiden, nur das geistige Charakterbild des Lebens Jesu nach der Zeichnung der vier Evangelisten uns zu vergegenwärtigen. Wir dürfen voraussetzen, dafs die Gemeinde der Gläubigen dieses Bild in ihrem Geiste spiegelt und dafs in jeder Zeit einzelne begnadigte Männer in der Kirche sein müssen, die vor Andern befähigt sind, dieses Bild reiner, lebendiger, anschaulicher darzustellen, als dies der grofsen Mehrzahl möglich ist, so dafs aus einer Galerie solcher Schilderungen des Lebens Jesu dem

Digitized by Google

Leser das wahre Charakterbild des *Herrn* nach und nach in immer schärferen und treffenderen Umrissen entgegentritt. Dafs *Joh. Peter Lange* in unserer Zeit zu denen gehört, die zu einer Abfassung des Lebens Jesu vorzüglich befähigt sind, dürfte wohl Niemand bezweifeln: er hat nicht nur das, was die erste und wichtigste Bedingung ist, um eine solche Aufgabe zu lösen, eine tiefe und brünstige Liebe Jesu, ohne welche es unmöglich ist ihn zu erkennen und zu verstehen, sondern auch einen vorzüglich scharfen Blick in den Geist individueller Erscheinungen, um das Ganze im Einzelnen, das Allgemeine im Besonderen wieder zu finden, und eine nicht geringe Tüchtigkeit, charakteristische Züge anschaulich, ja pikant hervorzuheben. Nur kann man fürchten, dafs Witz und Phantasie noch zu mächtig in ihm sprudelt und eine ruhige folgerechte, dem hohen Gegenstand angemessene Entwickelung hier und da stören mag. Jedenfalls aber mufs sein Unternehmen das Leben Jesu zu veröffentlichen, wie er es aufgefafst hat, die allgemeine Theilnahme erwecken und eine nicht geringe Erwartung erregen.

Ein Leben Jesu, vom christlichen Standpuncte aus dargestellt, hat in unserer Zeit noch die besondere Bedeutung eines Zeugnisses für den Glauben der Kirche im Gegensatze gegen die abenteuerliche Behauptung, bis zu welcher der verneinende Geist sich hat fortreifsen lassen, dafs *der* Jesus, dessen Leben die Kirche als ihre Lebenskraft in sich trägt, nie gelebt habe. Diese Behauptung ist freilich an sich selbst schon in dem Munde der Feinde aller Religion ein mächtiges Zeugnifs *für* Jesum: denn sie beweist, dafs die Verleugnung der Religion und ihrer Prämissen, wenn sie auf dem Gebiete der Speculation gewagt wird, eben an Jesu den Felsen findet, an dem sie zerschellen mufs, und dafs der Kampf gegen die Idee der Religion selbst der directe Kampf gegen Jesu Persönlichkeit werden mufs, dafs man der Kirche und der Menschheit die Religion nicht nehmen kann, so lange man ihr das Leben Jesu läfst, dafs mithin Jesus als historische Person und der Geist der Religion unzertrennlich verknüpft sind. Dies ist aber gerade das, was ein im gläubigen Sinne geschriebenes Leben Jesu aufzuzeigen hat: das Resultat eines solchen Werkes mufs für den Leser die Ueberzeugung sein, dafs das Leben Jesu nichts anders als die Religion selbst in der Form einer menschlichen Persönlichkeit ist und dafs diese Form wesentlich zur Vollendung der Religion, der organischen Einigung zwischen Gott und dem menschlichen Geschlechte gehört. Aber jenes indirecte Zeugnifs der Gegner ist doch höchst unerquicklich, und fordert nothwendig die Gläubigen auf, ihm ein Zeugnifs entgegen zu setzen, in welchem sowohl die Geschichte Jesu als die Idee der Religion gegen ihre gemeinschaftlichen Widersacher gerechtfertigt werden.

Diese Aufgabe ist jedoch eben so schwierig als nothwendig, und nicht nur in den bisherigen Leistungen achtbarer Gottesgelehrter, sondern in dem Begriffe der Aufgabe selbst liegt Grund genug, an ihrer vollkommenen Lösbarkeit zu zweifeln. Ist Jesus der Mann, für den ihn die Kirche erkennt, so steht er so hoch, dafs Keiner seiner Gläubigen in das Centrum seiner Persönlichkeit völlig einzudringen vermag: auch der Begriff seines Werkes und seines Reichs ist so umfassend, so grofs, dafs nach einer Entwickelung von achtzehn Jahrhunderten die Erscheinung noch keineswegs der von ihm ausgesprochenen vollkommenen Idee entspricht: endlich ist nach seinen eigenen Aussagen sein Leben und Wirken durch sein einstmaliges irdisches Dasein noch keineswegs abgeschlossen, sondern nur angefangen. Nun ist es sehr leicht, von einem ganz niedrigen Standpuncte aus dies Leben zu bekriteln und zu verleugnen: es darf nur der ungöttliche Geist sich selbst zum Maafsstabe aller Dinge machen, so ist die Sache fertig: denn Alles, was ihm zu hoch ist, ist ihm absurd. Wer aber auf einem höheren Standpuncte steht und durch den Geist, der in alle Wahrheit leitet, bereits so viel erkennt, dafs er in dem, was er noch nicht fassen kann, mit Zuversicht und Verehrung den Stoff künftiger Erkenntnifs voraussetzt, der mufs sich gestehen, dafs er nothwendig weit unter seiner Aufgabe bleiben mufs, wenn er es wagt Jesu Leben darzustellen. Zwar könnte man sich darauf berufen, dafs doch die Evangelisten dasselbe gethan: aber erstlich gehört schon eine nicht geringe Kühnheit dazu, sich neben die Evangelisten stellen zu wollen: sodann ist nicht einmal von diesen unternommen worden das Leben Jesu zu schreiben, sondern sie haben eben nur eine Reihe charakteristischer Thaten und Worte Jesu aufgezeichnet, um darzuthun, dafs Er Christus, der Welt Heiland, ist, und weil *sie* dies gethan, so mufs ein Schreiber des Lebens Jesu

Digitized by Google

jetzt etwas Anderes thun. Seine Aufgabe wäre es, die Entwickelung des fleischgewordnen Wortes nachzuzeichnen und von Stufe zu Stufe zu begleiten: dies nur könnte den Forderungen und Bedürfnissen unserer Zeit völlig genügen. Aber wie thürmen sich hier die Schwierigkeiten, besonders wenn ein Schriftsteller nun erst den Schutt aufräumen will, den die verleugnende Kritik über die evangelische Geschichte gehäuft hat! Soll er jede Erzählung der Evangelisten den Kritikern erst wieder abkämpfen? Dann wird der Geist des Lebens Jesu unter dem apologetischen Detail begraben. Oder soll er die schlichte Darstellung der Evangelisten ausmahlen und eine vollständige Evangelien-Harmonie in aller Breite zu Stande bringen? Dann wird er zum Dichter und, was seine Darstellung an Anschaulichkeit gewinnen möchte, das verliert sie an Einfalt und Zuverlässigkeit. Oder soll er die schlichten Berichte der Evangelien wiedergeben und mit seinen Reflexionen durchflechten? Dann hätte er nicht das Leben Jesu, sondern Betrachtungen über die evangelische Geschichte geschrieben. Wer alle diese Schwierigkeiten kennt, für den gehört wahrlich ein grofser Muth und ein starkes Bewufstsein des göttlichen Berufs dazu, die Darstellung des Lebens Jesu zu unternehmen. Anna Marie von Schürmann stand davon ab, weil es ihr vorkam, als ob sie die Sonne mit einer Kohle abzumahlen versuche. Und wenn das naive Selbstvertrauen mancher Schriftsteller die Gröfse eines solchen Unternehmens gar nicht geahndet zu haben scheint, so finden wir bei den Würdigsten das lebhafteste Gefühl der Mangelhaftigkeit ihrer Leistung. Ein solches Gefühl spricht auch *J. P. Lange* gleich auf der ersten Seite der Vorrede mit den Worten aus: „Ich will nur wegen mangelhafter Vollziehung eines anvertrauten Werkes um Entschuldigung bitten." Und S. XVII „der erste Theil geht seiner Bestimmung entgegen, begleitet von einem lebhaften Gefühle seiner erkannten und unerkannten Mängel."

Das Werk ist auf *drei Theile* berechnet, die der Verf. selbst mit Wurzel, Stamm und Krone eines Baumes vergleicht. Der *erste* Band soll als *Einleitung* die Grundlage der evangelischen Geschichte behandeln „in ihrer Beziehung einerseits zur allgemeinen Idee und ihrer vielgestaltigen Erscheinung, andrerseits zur Kritik." „In dem *zweiten* Bande wird eine einheitliche Darstellung der Geschichte des Lebens Jesu folgen: hier wird hoffentlich das Gefüge, in welchem sich die vier Evangelien zu einer pragmatischen Geschichte zusammenschliefsen, in seinen Hauptpuncten bestimmt hervortreten. Für den *dritten* und letzten Band schwebt dem Verf. die Aufgabe vor, das Leben Jesu nach der Entfaltung seines unendlichen Reichthums, wie sie in den eigenthümlichen Auffassungen der vier Evangelien gegeben ist, in seinen grofsen Grundzügen zu skizziren." Hieraus leuchtet der Plan des Verf.'s ein. Vorerst ist ihm daran gelegen, sich mit der modernen Kritik, sowohl der speculativen als der historischen, aus einander zu setzen und dadurch für die Betrachtung der Person Jesu so wie für die Würdigung und Benutzung der Geschichtsquellen den Boden zu ebnen: das Resultat dieser Arbeit liegt uns bereits fertig vor. Sodann will er die Evangelien-Harmonie, in so fern sie seinem Zwecke gemäfs ist, durcharbeiten: der letzte Theil aber soll die Krone des Werks, die eigentliche Entwickelung des Lebens Jesu, nach den besondern Beziehungen und Richtungen, welche die vier Evangelisten andeuten, darlegen. Die Idee dieser Sonderung in drei verschiedne Abtheilungen ist gewifs gut: nur ist auch zu wünschen, dafs es dem Verf. gelingen möge den Stoff so zu beherrschen, das jeder Theil das Seine und nichts Fremdartiges bekomme, und dafs Wiederholungen vermieden werden. Besonders fürchten wir, dafs die Reflexion auf die charakteristische Verschiedenheit der vier Evangelisten dem Verf. zum Lieblingsgedanken werden, sich öfters wiederholen und dem ganzen Werke eine einseitige Richtung geben dürfte.

Gehen wir nun näher auf den vorliegenden *ersten* Band ein, so müssen wir im Allgemeinen bemerken, dafs die Schreibart mehr geistreich als wissenschaftlich ist. Gemüth, Phantasie und Witz umspielen die leitenden Ideen, lassen sie oft blitzend hervorleuchten, verhüllen aber auch nicht selten den Mangel scharfer Fassung und Gedankenfolge und stören den sichern Gang überzeugender Entwickelung und Beweisführung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 9.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1844.

Das Leben Jesu nach den Evangelien dargestellt von Dr. Joh. Peter Lange.

(Fortsetzung.)

Eine glänzende Probe dieses geistreichen Stils ist (S. 107) folgende Stelle: „die vier Evangelien scheinen sich wie das feinste Netz der Wahrheit auszuspannen, um jede unreine Kritik einzufangen. Sie veranlassen eine solche Kritik, sich sofort in ihren eigenen Widersprüchen zu verwickeln. Als Bäume betrachtet bilden sie einen kleinen Wunderhain, der für den unreinen Geist der verweltlichten Kritik zu einem Zauberwalde wird, in welchem er gebannt, verirrt, verwirrt und ruhelos umhergehn muſs, ohne Weg und Steg zu finden. Diese magische Gewalt aber übt der Kreis der vier Evangelien deswegen, weil sich hier die Einheit des Lebens Jesu in der Verschiedenheit von vier grandios eigenthümlichen, typisch bedeutsamen, individuellen Auffassungen darstellt. Aus der vierfachen Spiegelung des Einen Lichts der Welt entstehen für jeden schielenden Blick tausend blendende Reflexe, die ihn völlig verwirren, während der gerade Blick in den vier Spiegelungen nur den *einen* Tagesglanz erkennt. In dieser Beziehung kann man behaupten, daſs das Verhältniſs der vier Evangelien mehr als irgend Eins die Kritik des menschlichen Geistes erregt und hervorruft, daſs es aber sofort auch jeder falschen Kritik selbst zur Kritik wird. Wer kann sich anheischig machen, die Resultate der neueren und neuesten Kritik in Harmonie zu bringen? Eine Harmonistik, welche diese Kritiker in Uebereinstimmung zu bringen suchte, müſste tausend Mal mehr Noth haben, als die Harmonistik, welche die Differenzen zwischen den Evangelien ausgleichen wollte. So mag denn ein bekanntes Dichterwort von dem Walten der himmlischen Mächte mit einer Variation auf die vier Evangelien angewendet werden:

Ihr führt die Kritik ins Leben ein,
Und laſst die Arme schuldig werden;
Dann überlaſst ihr sie der Pein,
Denn jede Schuld rächt sich auf Erden."

Eine eigenthümliche Begabung hat der Verf. für die intellectuale Anschauung und für das historische Apperçü, nicht so für speculative Methode und für gemessen fortschreitende historische Forschung, wiewohl er beides zu würdigen und zu benutzen versteht, aber ohne auf diesen Gebieten original und völlig heimisch zu sein. Der Mangel an Genauigkeit und Schärfe in der Bestimmung speculativer Begriffe tritt in dem Begriffe der göttlichen Dreieinigkeit besonders hervor. Indem der Verf. *drei göttliche Personen* oder, wie er lieber sagt, *Persönlichkeiten*, speculativ feststellen will, die er mit den Namen Vater, Sohn und Geist bezeichnet, spricht er in der That nur den Begriff Einer göttlichen Persönlichkeit aus, nach den verschiedenen Beziehungen, die diese Eine Person oder Persönlichkeit zu sich selber, als einer und derselbigen hat, und er verbirgt sich und dem unvorsichtigen Leser diesen Irrthum dadurch, daſs er die Namen der in der Offenbarung historisch gegebenen drei verschiedenen Selbst den drei Momenten, die durch sich selbst nur Eine Person constituiren, beilegt. Betrachten wir dieses zunächst an einer Stelle, wo er nur von zwei Personen, vom Vater und Sohne, redet und das Verhältniſs beider zu einander bestimmen will. Er sagt S. 22 von Gott: „Seine Persönlichkeit ist die ewige Klarheit seines Geistes in seiner Selbstbestimmung; ihr Gegensatz aber sind die ewigen Bestimmtheiten, die er in seinem Wesen hegt, und die zusammengefaſst sind in der allgemeinen Bestimmtheit, in dem Charakter seines Wesens, in seinem Sohne (Hebr. 1, 3. ὃς ὢν — — χαρακτὴρ τῆς ὑποστάσεως αὐτοῦ)." Hier wird die Gottheit zerlegt in Bestimmtheiten (Unterschiede, Eigenschaften, Attribute), die in Gott sind, in ein auseinanderfallendes Dasein von Vielheiten: diese werden

Digitized by Google

zusammengefafst in eine allgemeine Bestimmtheit, eine organische Einheit von Vielheiten, die das Wesen, die Substanz der Gottheit, ausmacht, wodurch sie sich von andern Wesen unterscheidet: diese allgemeine sich gleich bleibende Bestimmtheit ist der Charakter des göttlichen Wesens, die göttliche Individualität. Diese wird zur Persönlichkeit erhoben durch Gottes ewige Klarheit in seiner Selbstbestimmung, vermöge welcher seine ewigen Bestimmtheiten und sein Charakter nicht als Schranken zu betrachten sind, die ihn in seiner Freiheit beschränken, nicht als Nöthigungen, die ihm sein Wesen auferlegt, sondern als Wirkungen seiner freien selbstbewufsten Thätigkeit. In der That wird dadurch die göttliche Natur erst vergeistigt, erst zum Charakter erhoben: denn die allgemeine Bestimmtheit eines Wesens als solche ist nur noch seine Natur: zum Charakter wird sie erst als Product der freien Selbstbestimmung. Mithin hat Gott überhaupt Persönlichkeit und Charakter und ist Person. *Eine* Person, nur dadurch, dafs er seine mannigfaltigen Bestimmtheiten selbstbewufst erzeugt, in der Einheit allgemeiner Bestimmtheit zusammenfafst und in ewiger Klarheit des Geistes fortwährend sich selbst bestimmt. Die allgemeine Bestimmtheit in Gott, die göttliche Natur, die für sich allein noch gar nicht Person ist, kann folglich nimmermehr als das Constituens einer zweiten Persönlichkeit, des Sohnes, angesehn werden. Der Verf. fährt fort: „Wenn nun diese Bestimmungen in der Zeit erscheinen, so sind sie darum dennoch an sich selbst nicht zeitlich." Darin hat er vollkommen recht: er fügt nun aber weiter hinzu: „Mit Christi Wesen tritt die Ewigkeit in der Zeit hervor, weil der alle Zeit umfassende Geist Gottes in ihm offenbar wird." Auch das ist sehr wahr. Wie aber die Persönlichkeit des Sohnes in der Ewigkeit urständet, wie die ewigen Bestimmtheiten des göttlichen Wesens in eine andere Person übergehen und in der Zeit in einer menschlichen Persönlichkeit hervortreten konnten, dies bleibt nach dem Verf. ein Räthsel, für dessen Lösung er nichts gethan hat, indem er doch es lösen zu wollen schien. Die Stelle Hebr. 1, 3. ist von dem Verf. nicht in ihrem ursprünglichen Sinne verstanden worden. Die ὑπόστασις τοῦ θεοῦ ist dem Verf. des Briefes an die Hebräer nicht blofs die allgemeine Bestimmtheit Gottes, abgesehen von der ewigen Klarheit seines Geistes in seiner Selbstbestimmung, sondern die ganze Gottheit, die als Vater schon vollständig Person ist: χαρακτὴρ ist nicht die Zusammenfassung aller Bestimmtheiten des göttlichen Wesens, sondern Aus- und Abdruck der *ganzen Persönlichkeit* des Vaters, dasselbe, was Paulus sonst ὁμοίωμα nennt, nur mit dem bestimmten Begriff *vollkommener* Gleichheit. Der Sohn ist nicht die Substanz des Vaters und als solche ein integrirender Theil der väterlichen Persönlichkeit, sondern er ist eine dem Vater gleiche Person, gleichwie der Sohn eines Menschen nicht dessen Substanz ist, ohne welche er nicht ein ganzer Mensch und *dieser* Mensch sein könnte, sondern ein dem Vater gleichartiges persönliches Wesen, dessen Dasein aber in einem Act des Vaters begründet ist. Unser Verf. aber bezeichnet den Sohn so, als ob er ein Coefficient der väterlichen Persönlichkeit wäre, wonach weder der Vater ohne den Sohn, noch der Sohn ohne den Vater Person sein könnte und beide, Vater und Sohn zusammen, nur Eine Person sein würden. Der *persönliche* Unterschied zwischen Vater und Sohn ist dem Verf. in der Begriffsbestimmung verloren gegangen und würde ihm consequenter Weise ganz verschwinden, wenn er nicht in der zeitlichen Erscheinung des Sohnes für seine Anschauung fixirt und dadurch für sein Bewufstsein, aber nun doch nur als ein geschichtlicher Schein ohne begriffliche Wahrheit, erhalten wäre. Da nun der heilige Geist nicht auf gleiche Art wie der Sohn in menschlicher Persönlichkeit hervortritt, so ist zu fürchten, dafs die Persönlichkeit des Geistes dem Verf. ganz und gar zerfliefst und verloren geht. Und das zeigt sich wirklich (ebenfalls S. 22) in folgender Aeufserung über die Dreieinigkeit: „Der ewige Geist als der Alles bestimmende, und in Allem sich selbst bestimmende, ist der Urquell alles persönlichen Lebens, die Persönlichkeit des Vaters, oder auch die väterliche Persönlichkeit. Derselbe Geist, als der unendlich fein und scharf bestimmte, und in dieser Bestimmtheit sich frei wissende, selige, ist der Abglanz des Vaters, die Persönlichkeit des Sohnes. Derselbe Geist aber als der Geist der Freiheit, der die Bestimmtheit des Sohnes und seiner Glieder in die Selbstbestimmung des Vaters zurückführt, durch dessen Gegenwart Gott gegenwärtig ist in den Seinen, so dafs sie ihr Leben versenken in ihn und führen in ihm, ist die Persönlichkeit des heiligen Geistes, *oder auch* der heilige Geist des per-

Digitized by Google

sönlichen Lebens, das die Welt opfert und heiliget dem Ewigen." Hier ist die *Einheit* der Drei genügend ausgedrückt: es ist *derselbe* Geist: es ist auch *ein Unterschied* festgestellt: derselbe Geist wird betrachtet als der Bestimmende, als der Bestimmte und als der den Bestimmenden und Bestimmten Einigende: da aber nicht hervorgehoben wird, dafs der Bestimmende, der Bestimmte und der Einigende, jeder als ein anderes Selbst *sich* von den Andern unterscheidet, da die Unterscheidung nur in den gegenseitigen Beziehungen, nicht in dem *Selbstbewufstsein* eines Jeden nachgewiesen wird, so ist das charakteristische Merkmal der Persönlichkeit übergangen und nur durch das anderweitige Wissen des Verf.'s schleicht sich ohne begriffliche Berechtigung der Ausdruck eines Unterschiedes der Personen ein. Indem aber die *Persönlichkeit des heiligen Geistes* und *der heilige Geist des persönlichen Lebens* gleichgesetzt wird, erscheint die *persönliche* Unterscheidung zwischen dem heiligen Geist und den von ihm erfüllten Subjecten als aufgehoben, so dafs der heilige Geist weder in der Beziehung zu der Gottheit noch in Beziehung zu der Gemeinde als *persönlich* selbständig oder, kurz gesagt, als *Person* zu erkennen ist. Es sind in dem Einen göttlichen Wesen wohl drei Modi nachgewiesen, aber so unbestimmt, dafs der Begriff der Persönlichkeit, als ein specifisch von jedem andern Modus unterschiedener, schlechthin nicht ausgedrückt ist. Der Grund dieses Fehlers mag darin liegen, dafs der Verf. das Verhältnifs zwischen den Begriffen *Individualität* und *Persönlichkeit* nicht ganz richtig erkannt hat. Er unterscheidet Individualität und Persönlichkeit so, dafs ihm Individualität nur die *Bestimmtheit in sich selbst* ist, Persönlichkeit aber die Aufhebung der Isolirung, die durch die Individualität gesetzt wird, die Fähigkeit des Individuum, über sich selbst hinauszugehn, um sich im Andern und den Andern in sich zu spiegeln. Dies ist auch ganz richtig: nur mufs dabei festgehalten werden, dafs die Persönlichkeit die Individualität als ein Moment ihrer selbst zur Voraussetzung hat. Wenn Jesus sagt: „*Ich und der Vater sind eins!*" so ist darin allerdings die innigste Vereinigung der Personen ausgesprochen: aber eine Vereinigung von *Personen* liegt darin nur, in so fern dabei immer das Bewufstsein zum Grunde liegt: „Ich bin ein Anderer als der Vater und der Vater ist ein Anderer als ich." Läge dieses Bewufstsein des unzerstörbaren Unterschieds nicht zum Grunde, so würde entweder die Persönlichkeit des Sohnes oder die Persönlichkeit des Vaters oder die Persönlichkeit beider aufgehoben und der Begriff der Persönlichkeit selbst durch diesen Ausspruch vernichtet. Sobald der Verf. im Reiche der Anschauung sich bewegt, so lebt in ihm der Begriff der Individualität, als unvertilgbare Grundlage alles Daseins und Lebens: es ist also nur die Ungenauigkeit im speculativen Denken, was ihn veranlafst, diesen Begriff in der Lehre von der Dreieinigkeit schwinden zu lassen. In den concreteren Beziehungen hält er die Individualität als ein nothwendiges Moment der Persönlichkeit so fest, dafs er beide Worte nicht selten als gleichbedeutend braucht. So S. 26, wo er die Gleichheit der praktischen Folgen theoretisch vernichteter Individualität im Romanismus und Radicalismus aufdeckt, indem er sagt: „Von dieser (der römischen) Seite verlangt man, dafs der Mensch seine Persönlichkeit (= Individualität) schlechthin der Hierarchie, der historischen Majorität, von der andern, dafs er sie der Volksmenge, der augenblicklichen Majorität, aufopfere, ohne Aussicht sie frei und verklärt wieder zu empfangen, wie dies die Folge der Hingebung des Lebens an (den persönlichen) Gott ist. Diese Aufopferung wird verlangt, weil das Parteiwesen als solches eine trübe dämonische Macht ist, die nur aus zerstampften Individualitäten sich bilden kann, eine graue Wolke, in welcher alle bestimmten und schönen Farben des persönlichen Lebens ein schmutziges Gemenge bilden. Wie reich ist dagegen der Glanz der wahren Kirche, den sie in dem Schmucke ihrer geheiligten Individualitäten mit der Mannigfaltigkeit ihrer Gnadengaben entfaltet! Aus dieser einen principiellen Verkümmerung geht dann auf beiden Linien der bezeichneten Extreme eine Reihe von Verkümmerungen hervor: die Verkümmerung des Privateigenthums, der Ehe, des Staates und der Kirche." (Der Verf. konnte hinzusetzen, dafs das unvertilgbare Recht der Individualität bei dieser scheinbaren Vertilgung nur durch abscheuliche Schleichwege, durch Heuchelei und Lüge, im Concubinat und im Gelüsten nach Raub fremden Eigenthums sich Raum macht, wodurch eben Staat und Kirche unterwühlt werden).

Das vorliegende Werk besteht aus *sieben Abtheilungen:* 1) die Grundideen der evangelischen Ge-

Digitized by Google

schichte; 2) die allgemeineren Urkunden des Lebens Jesu; 3) die historischen Urkunden des Lebens Jesu insbesondre; 4) die Kritik der Zeugnisse der evangelischen Geschichte; 5) die Authentie der vier Evangelien; 6) die Entstehung der vier Evangelien; 7) das Verhältnifs der vier Evangelien zu der evangelischen Geschichte.

Die *erste* Abtheilung zerfällt in *sechs* Abschnitte, deren beide ersten, die von der Menschwerdung Gottes und von der Persönlichkeit des Menschen handeln, die Möglichkeit und Nothwendigkeit der in Jesu wirklich erschienenen Persönlichkeit des Sohnes Gottes darlegen sollen: der dritte und vierte aber geht dazu über, die Möglichkeit und Nothwendigkeit eines gemeinschaftlichen *Hauptes* der gesammten Menschheit, welches in Jesu erschienen, zur Anschauung zu bringen. Hier wird der Organismus im Gebiete des persönlichen Menschenlebens nachgewiesen, und gezeigt, wie die Bestimmung des Menschengeschlechts nicht sein könne, auf ohnmächtige Weise in nichtigen immer wieder zerfliefsenden Individualitäten sich atomistisch zu zersplittern, sondern wie dasselbe vielmehr verordnet sei einen geschlofsnen Kreis ewiger Individualitäten zu bilden, deren jede in dem von Gott bestimmten Entwickelungsgange zur Persönlichkeit heranreift, um als Person auf individuelle Weise den ganzen Kranz der andern Persönlichkeiten in sich abzuspiegeln und von seiner Stelle aus in seinem Maafse auf die andern einzuwirken. So wächst die Menschheit zur organischen Einheit lebendiger Personen heran, deren Haupt Einer, Jesus Christus, ist, und das Charakteristische seiner Individualität ist eben dies, vollkommen Person, allgemeine Person für das ganze Menschengeschlecht zu sein, Gottes Persönlichkeit und die mannigfaltigen Individualitäten der Menschen in sich zu spiegeln und sich zum Mittelpunct der allgemeinen organischen Wechselwirkung zu machen, Alles, was aus dem organischen Gefüge gewichen ist, in und durch sich zu demselben zurückzuführen, dadurch zu erneuern und zu heilen, zu verknüpfen und zu vollenden. In dieser Thätigkeit, welche die energische Grundkraft des Lebens Jesu ist, zeigt sich Jesus als das Ebenbild Gottes in der Menschheit und zugleich als das lebendige Organ Gottes für die Menschheit, um sie zu retten und ihrem Ziele entgegen zu führen. Mit Jesu treten wir aus dem Gebiete der speculativen Vorbegriffe auf den Boden der Geschichte, aber derjenigen Geschichte, in welcher die menschliche Rede und That der reine Ausdruck des göttlichen Wollens und Thuns, die vollständige Vollziehung göttlicher Rathschlüsse ist. Dies bezeichnet der Verf. im fünften Abschnitte als *die Idealität der evangelischen Geschichte*, und, indem er davon handelt, setzt er den Begriff der idealen Geschichte mit dem Begriffe des Mythus aus einander. Der Mythus ist ihm ein phantastisches Surrogat idealer Wirklichkeit, das in Ermangelung der wahren Idealität des Realen, die nur im Gehorsam gegen Gott dem Menschen gegeben und bewahrt werden kann, das Heidenthum sich geschaffen hat. Das Evangelium ist ihm eine ideale Wirklichkeit, eine solche Geschichte wirklich erfolgter Begebenheiten, in welcher das Ideale beständig durch das Reale, das Himmlische durch das Irdische hindurchleuchtet, weil alles Reden und Thun des Heilandes ein göttliches Reden und Thun ist. Die Erinnerung an diese ideale Geschichte lebt nun in der Kirche fort und hat sich in den schriftlichen Evangelien im Worte fixirt: der sechste Abschnitt schildert die Wirkung der idealen Geschichte, die in den Evangelien niedergelegt ist, als „festliche Erinnerung." Hiermit sind wir bei den schriftlichen Denkmalen des Lebens Jesu angelangt.

Die *zweite* Abtheilung unter der Aufschrift „*die allgemeinen Urkunden des Lebens Jesu*" hat den Zweck, darzuthun, dafs das Leben Jesu nicht nur mit allen Schriften des Neuen Testaments, sondern auch mit dem Lebensprincip des ganzen Alten Testaments, mit allen theokratischen Instituten, besonders mit der christlichen Kirche, ja mit dem religiösen Leben der ganzen Menschheit so verwachsen ist, dafs man das Evangelium nicht hinwegnehmen könnte, ohne alle diese Ringe zu zerbrechen. Die *dritte* Abtheilung handelt von den eigentlichen *historischen Urkunden des Lebens Jesu*, den vier Evangelien, kann aber füglich übergangen werden, da der Inhalt dieser Abtheilungen in den folgenden vollständiger wiederkehrt.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 10.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1844.

Das Leben Jesu nach den Evangelien dargestellt von Dr. Joh. Peter Lange.

(Schluſs.)

Die *vierte* Abtheilung beginnt mit einer Charakteristik der antagonistischen Kritik, die reich an treffenden Bemerkungen ist: man liest die Geschichte dieser Kritik, wie einen psychologischen Roman, wie die Criminalgeschichte eines Verbrechers, der von kleinen Anfängen nach und nach zu groſsen Unthaten übergeht. Das eigentliche Motiv dieser Kritik wird in einer *Verstimmung* des Gemüths gegen den heiligen richtenden Geist der Schrift gefunden, von dem sich ein subalterner Geist, der selbst gern den Herrn spielen möchte, nicht will strafen lassen. „Alle Stimmungen in der Welt — so lesen wir S. 111 — nehmen die Gestalt des Urtheils an. Die Verstimmung über das nasse Wetter nennt das Wetter schlecht. Die Verstimmung des Kindes über des Vaters Unwillen nennt den Vater bös. Die strafende und ermahnende Wirkung des Christenthums auf die Welt ruft die ungeheuersten Verstimmungen hervor, und diese Stimmungen fixiren sich in Antagonismen und äuſsern sich in antagonistischen Urtheilen. Diese antagonistische Kritik stand schon während der Wallfahrt Christi in voller Blüthe. Man kritisirte seine Wunder mit der Beschuldigung: er treibt die Teufel aus durch Beelzebub; seine Lehre mit der Anklage: er verführt das Volk; sein Leben mit dem wegwerfenden Urtheile: er ist ein Fresser und Weinsäufer, ein Gesell der Zöllner und Sünder. Das erste Werk, welches die einzelnen antagonistischen Urtheile dieser Art als allgemeine Kritik des Lebens Jesu zusammenfaſste, war die Kreuzigung Jesu selbst." Das *Verfahren* der antagonistischen Kritik entspricht der Stimmung, aus der sie hervorgeht: von unbewuſstem Selbstbetruge schreitet sie durch feinere Rabulisterei bis zur vollendeten Perfidie fort. Den unbewuſsten Selbstbetrug findet der Verfasser bei den Vertretern jener Kritik (S. 113 — 130) darin, daſs sie meinen, von höheren Principien auszugehn, als diejenigen sind, die der evangelischen Geschichte zum Grunde liegen, während sie doch auf den wesentlich heidnischen Standpunct des Materialismus und Dualismus zurückgesunken sind, indem sie ein dunkles Etwas, aus welchem sich das göttliche Selbstbewuſstsein durch einen fortgehenden Proceſs in der Menschheit, der nie zur Vollendung kommt, erst herauswinden soll, auſser und über den allbewuſsten Gott setzen, indem sie die Individualität, innerhalb deren das Geistesleben sich entfaltet, nicht als die Gestalt des Geistes, sondern als eine dem Geiste entgegenstehende Schranke betrachten, vermöge deren ein perennirender Zwiespalt zwischen Idee und Wirklichkeit gesetzt ist. „Aus dieser *Voraussetzung* geht die eclatante Phrase hervor, die einmal als Probe der Ahnungslosigkeit im Religiösen weltberühmt werden dürfte: es sei nicht die Weise der Idee, ihre Fülle in Ein Individuum auszugieſsen, um gegen alle andern zu geizen. — — Es ist dies die raffinirte Spitze, die höchste Spannung des Dualismus; darum muſs sie nothwendig durch einen Pantheismus, der die Welt in schäumender Fluth erblickt und seinen Gott befangen sieht in dieses ewige Fluthen, ergänzt werden" (S. 119 — 120). Diese niedrige Vorstellungsweise, die aus Materialismus, Dualismus und Pantheismus zusammengeflickt ist, eröffnet nun ihr kritisches Verfahren gegen die Evangelien, indem sie falsche kritische Canones aufstellt und an diesen die Evangelien miſst: diese falsche Anwendung des gesetzlichen Scheines, wodurch das Recht als Unrecht, das Unrecht als Recht dargestellt wird und die Wahrheit den Proceſs verlieren muſs, ist Rabulisterei. Die antagonistische Kritik hat zur Rechtfertigung ihres

Digitized by Google

falschen Verfahrens zwei falsche Canones für die evangelische Harmonistik erfunden: 1) „Vor allen Dingen soll vorab die evangelische Erzählung mit der *gemeinen* Wirklichkeit harmoniren. Hat das Factum, welches sie erzählt, einen idealen Schimmer, fällt es ins Wunderbare, wird es durchsichtig für die Idee, wird es also zum Symbol, so wird es eben damit verdächtig. Dies gilt insbesondre von dem ethisch Hohen, von der Majestät des Sittlichen und Religiösen, in welcher die evangelische Erzählung das Thatsächliche erscheinen läfst. Das Hinausragen der evangelischen Geschichte über die ordinäre Wirklichkeit des gemeinen Lebens macht nach den Voraussetzungen der antagonistischen Kritik ihre historische Realität verdächtig. Die Thatsachen sind sonach um so unwahrscheinlicher, jemehr sie über den Kreis des empirisch Natürlichen, Realen und Gemeinen hinausgehn. 2) Die zweite Harmonie, welche diese Kritik verlangt, ist die Uebereinstimmung verschiedener evangelischer Referenten in den Einzelheiten ihrer Erzählung. Die evangelischen Berichte sollen das Gepräge notarieller Genauigkeit an sich tragen und sich als Protokolle ausweisen können, welche den äufserlichen Thatbestand der Begebenheiten mit vollendeter Sorgfalt in der Aufnahme des Details darstellen. In dem Maafse aber, als ihnen die Tugenden des Protokolls gebrechen, als sie sich nicht dazu eignen ihre Sache in der Gestalt eines juridischen Processes zu führen, sollen sie als unzuverläfsig zu betrachten sein" (S. 132—133). Von diesem rabulistischen Verfahren ist noch Ein Schritt nur zur Perfidie, welche darin besteht, dafs der entschiedne Feind unter der Maske des Freundes auftritt und den Schein annimmt, als ob die Unmöglichkeit die evangelische Geschichte als eine wahre zu begreifen, die sich aus den antagonistischen Principien a priori ergiebt, erst bei der Betrachtung der einzelnen Erzählungen ihm wie unversehens und wider seinen Wunsch und Willen in den Weg träte. Dieser dritte Punct der Anklage gegen die antagonistische Kritik ist eben so gut begründet, wie die beiden andern, wird aber S. 138—140 nicht mit wünschenswerther Klarheit und Bündigkeit aus einander gesetzt. Sehr gut ist die Antwort, die (S. 137) den Kritikern gegeben wird, die auf dem Felde der theologischen Erörterung, namentlich der wissenschaftlichen Kritik, sich das Verfahren verbitten, ihnen die Resultate ihrer Forschung „*ins Gewissen zu schieben.*" „Wenn man diese seltsame Forderung recht versteht, so ist es ein Begehren, *das wissenschaftliche Pfaffenthum* zu constituiren und in seiner Unantastbarkeit geltend zu machen. Denn das Wesen des Pfaffenthums ist eben die Scheidung zwischen der ethischen Persönlichkeit des Subjects und zwischen dem geistigen Beruf, den es betreibt. Dadurch wird der geistige Beruf zum geistigen Metier gemacht. Der kirchliche Pfaff verbittet sichs, wenn man ihm seine Predigt ins Gewissen schieben will; der wissenschaftliche, wenn man die Resultate seiner Forschung auf die Wurzeln seiner Gesinnung, seine ethischen Principien, bezieht. Ein consequenter Mensch dagegen wird es als eine Beleidigung betrachten müssen, wenn man ihm seine wissenschaftliche Arbeit nicht als eine Geistesfrucht will gelten lassen, die mit seinem Gewissensleben zusammenhängt. Er wird es als eine Ehrensache ansehn, dafs die sittliche Bedeutung seiner Resultate, ihre Beziehung auf die tiefsten Interessen des Gemüths, auf die höchsten Principien des Lebens anerkannt werde, und dafs man ihm zutraue, seine Werke seien ein Cultusact seiner individuellen Religion."

Den Gegensatz gegen das unlautre Verfahren der antagonistischen Kritik bildet die Charakteristik der *christlich-theologischen Kritik* der evangelischen Berichte (S. 141—148). Der negativen Voraussetzung, dafs die Idee nie zur vollen d. h. individualisirten Wirklichkeit gelange, wird die affirmative Voraussetzung gegenüber gestellt, dafs die Wahrheit in der Wirklichkeit erscheine, „dafs die Idee nicht blofs in Mythen, sondern in Thatsachen sich verwirklichen, der Gottmensch nicht blofs in zerstreuten Reflexen, sondern in der Vollkraft der Individualität und Persönlichkeit sich offenbaren müsse" (S. 142). Jene Voraussetzung ist die des Unglaubens a priori und erzeugt nothwendig das feindselige Interesse, die Geschichte des Gottmenschen zu vernichten: diese Voraussetzung aber erzeugt im Allgemeinen Glaubensfähigkeit und führt das Interesse mit sich, zu prüfen, ob die Geschichte Jesu wirklich

Digitized by Google

die Geschichte des Gottmenschen sei, als welche sie sich darbietet. Der Gegensatz des die Kritik weckenden Interesses entscheidet auch über das bei der Kritik angewendete Verfahren. Die antagonistische Kritik verfährt rabulistisch, weil sie die Voraussetzung, dafs in den evangelischen Berichten keine Wahrheit sei, um jeden Preis rechtfertigen will: die theologische Kritik verfährt ehrlich, weil sie die Offenbarung der reinen Wahrheit in der Geschichte sucht, was freilich die orthodoxe Apologetik, die zu ihrer Strafe die antagonistische Kritik hervorgerufen, in dem unreinen Interesse für eine falsche Inspirationstheorie auch nicht immer gethan. Die antagonistische Kritik fordert boshafter Weise geistlose Notariats-Protokolle, die von der lebendigen Charakteristik, wie sie wohl weifs, nicht zu erwarten sind: die theologische Kritik sucht in den lebendigen prägnanten Berichten verschiedener Zeugen das geistige Band der Einheit durch divinatorische Construction des berichteten Factum zu ermitteln, wohl wissend, dafs der Schein des Widerspruchs zwischen verschiedenen Zeugen, deren jeder unbefangen nur seinen Eindruck wiedergeben will, nie zu vermeiden ist, und dafs alle Wahrheit und Lebensfülle in ihrer Entwickelung von einem solchen Scheine des Widerspruchs begleitet wird. Die antagonistische Kritik hafst und verwirft die evangelische Geschichte, weil sie die Wahrheit der christlichen Religion hafst und verwirft: die theologische Kritik untersucht von dem Mittelpuncte der christlichen Wahrheit aus die einzelnen Berichte und mifst sie an dem Maafsstabe, an dem allein sie richtig gemessen werden können. Das Resultat entspricht dem Verfahren und von der evangelischen Geschichte gilt, was jenes Psalmwort von Gott selbst verkündigt: „*Bei den Reinen bist du rein, und bei den Verkehrten bist du verkehrt.*"

Die *fünfte* Abtheilung, die von der Authentie der Evangelien handelt, bietet nicht gerade etwas Neues und Entscheidendes dar, wie denn überhaupt die Prüfung der ältern, zum Theil unsichern, zum Theil sich widersprechenden Zeugnisse über die Verfasser der Evangelien und die Auflösung der einzelnen Schwierigkeiten in den evangelischen Berichten, woraus die Gegner Schlüsse gegen die Authentie derselben gezogen haben, ein weites Feld des Hin- und Herredens eröffnet, ohne dafs man zu einem völlig befriedigenden Ziele kommen kann. Der Apologét mufs immer zugeben, dafs einige angelöste Knoten übrig bleiben: der Gegner andrerseits kann nicht beweisen, dafs darum die Authentie zu leugnen sei. Zuletzt mufs sich doch jeder Kritiker nach der Total-Anschauung entscheiden, die er von dem Leben Jesu und von dem Inhalte der Evangelien gefafst hat, und diese hängt wieder genau mit seiner gesammten Theologie zusammen, so wie diese zuletzt auf seiner christlichen oder unchristlichen Gesinnung beruht. Darüber ist man auch neuerlich zum vollen Bewufstsein gelangt und unser Verfasser ist, wie wir gesehn haben, Einer der vorzüglichsten Träger dieses Bewufstseins. Seine eigene Stärke liegt nicht in der Kunst methodisch fortschreitender Beweisführung, sondern in seiner gesunden christlichen Gesinnung, in seinen damit übereinstimmenden theologischen Grundansichten und in seiner lebendigen Total-Anschauung der evangelischen Geschichte. Diese Total-Anschauung bewährt sich in der *sechsten* Abtheilung, wo die Entstehung der vier Evangelien erklärt wird, und zwar so, dafs die Individualität der vier Evangelien und ihre eigene Erinnerung des Gesehenen und Gehörten als Haupt-Agens erscheint, der Gemeinde-Tradition aber und einzelnen Aufzeichnungen, die früher von den Evangelisten selbst oder von Andern gemacht sein mögen, nur ein untergeordneter Antheil zugeschrieben wird. Mit besonderer Vorliebe aber hat der Verfasser in der *siebenten* Abtheilung, die das Verhältnifs der vier Evangelien zur evangelischen Geschichte darstellen soll, die Individualitäten der vier Evangelisten gezeichnet, zum Theil mit Benutzung seiner bereits früher veröffentlichten Vorarbeiten. In der Auffassung des Individuellen und in kräftiger Zeichnung desselben thut er nach seiner besondern Gabe eher zu viel als zu wenig. Er schildert die vier Evangelisten als vier Facetten, in welchen der reine Diamant Christus die Welt durchleuchtet: er erkennt in diesen vier Charakteren vier berechtigte Grundformen christlicher Individualitäten, vier Gestalten des Glaubenslebens in Kirche und Staat. Die Kirche Christi stellt diese Grundformen im Grofsen dar. Das priesterliche Element in der Gemeine erinnert an die

Digitized by Google

Anschauung und Gabe des *Matthäus*; in den stürmisch-starken Erweckungspredigern scheint *Marcus* fortzuleben; die Stifter christlicher Anstalten der Barmherzigkeit, die Organe der Fürsorge für Hülfsbedürftige aller Art stellen den Herrn dar nach der Anschauung des *Lucas*; die Theologie ist von Hause aus *johanneisch*, und ist also überall von sich selbst abgefallen, wo ihr der johanneische Ton fremd oder gar zum Aergernifs geworden ist. Im Gemeindeleben erklingt dieser Ton im festlichen Gesange." Mit aller Sorgfalt sind die irgend auffindbaren historischen Züge zu dem Charakterbilde jedes Evangelisten zusammengestellt, um es so scharf und bestimmt wie möglich zu zeichnen: aber freilich je individueller die Zeichnung ist, desto mifslicher ist sie, weil sie um so mehr auf Hypothesen beruht, die sich nicht zur völligen Gewifsheit erheben lassen, indem wir ja doch von den Lebensumständen der Vier zu wenig wissen, und gar leicht unwahren oder unbedeutenden Dingen einen Werth beilegen können, den sie nicht wirklich haben. Wer weifs, ob Matthäus als Zöllner Register geführt hat? und wer dürfte behaupten, dafs das Evangelium, das seinen Namen trägt, gerade den Charakter eines registrirenden Schreibers hervorstechend erscheinen lasse? in der Auferstehungsgeschichte möchte gerade das Gegentheil am Tage liegen, und wenn Paulus 1 Corinth. 15, 1 flgde. wirklich eine Art von Register der Offenbarungen des Auferstandenen aufführt, wie sehr würde doch der irren, der im Apostel Paulus eine besondre Gewöhnung zur Führung von Verzeichnissen voraussetzte! Wer kann mit unumstöfslicher Gewifsheit die Identität des Johannes Marcus und des Evangelisten Marcus beweisen? wer darf wagen, aus dem Umstande, dafs Johannes Marcus die Missionsreise mit Barnabas und Paulus nicht vollendete, zu folgern, dafs er eines besonders feurigen Geistes gewesen? Auch möchte man aus einzelnen Erzählungen, die Lucas allein berichtet, zu viel schliefsen, wenn man ihm um derselben willen den *Zweck* zuschreibt, die allgemeine Heilandsliebe Jesu hervorzuheben: dies wäre nur dann thunlich, wenn Lucas aus einem gröfseren Vorrathe von Nachrichten, die ihm bekannt waren, absichtlich nur solche Züge ausgewählt hätte, die diesen Charakter haben: aber davon finden wir durchaus keine Spur. Das Eigenthümliche, was ein Jeder der drei ersten Evangelisten aufzuweisen hat, ist ein so zarter Hauch, dafs jede Schilderung, die dies mit zu starken Farben mahlet, aus der Wahrheit fällt und zur Uebertreibung wird. Von sehr problematischem Werthe ist auch die mühsame Deutung der Embleme, welche die Ueberlieferung und die darstellende Kunst den vier Evangelisten beigegeben hat, um so mehr, da diese Ueberlieferung in den älteren Zeiten schwankend ist. Der Adler des Johannes, der Löwe des Marcus findet wohl leicht seine Deutung; aber der Stier bei Lucas, der Mensch bei Matthäus bietet nicht geringe Schwierigkeiten dar, und eine Erklärung, die nicht auf historischen Zeugnissen über den Ursprung dieser Embleme beruht, kann sich schwerlich von dem Vorwurfe der Willkührlichkeit reinigen. Der Grundgedanke der alten Kirche war wohl nur, das Evangelium, das in den vier Evangelisten viergestaltig erscheint, mit dem Chorus des Ezechiel zu vergleichen, der vier verschiedne Antlitze trägt, so wie dasselbe Evangelium der Quelle des Paradieses verglichen wird, die in vier Hauptströmen sich ergiefst: die weitere Individualisirung dieser sinnreichen Bilder droht stets in Spielerei der Willkühr auszuarten.

Können wir nun auch nicht alles Einzelne uns aneignen, was die sinnige Liebe des anschauungsreichen Verfassers uns darbietet, so nehmen wir doch mit Dank eine solche Geistesgabe an, die uns als eine überwallende Schaale voll christlicher Lebensfülle dargereicht wird, und sehen dem zweiten Bande, dessen nahes Erscheinen so eben von dem Herrn Verleger angekündigt worden, mit Verlangen entgegen.

Schmieder.

Digitized by Google

№ 11.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1844.

IX.

Die Weltgeschichte aus dem Standpuncte der Cultur und der nationalen Charakteristik. Ein und vierzig Vorlesungen im Winter 1841 *auf* 1842. *zu Dresden gehalten von Dr. Carl Eduard Vehse. Erster Band. Alterthum und Mittelalter. Zweiter Band. Die neuere Zeit. Dresden,* 1843. *gr.* 8.

Die historische Literatur in Deutschland hat seit längerer Zeit ihren Ruhm auch in solchen Vorlesungen und Schilderungen zu bewähren gestrebt, die den gebildetern Klassen gewidmet waren und zu einer lebendigern Vereinigung des positiven Wissens mit den Beschäftigungen des täglichen Verkehrs führen sollten. Arndt, die Gebrüder Schlegel, Fr. von Raumer haben diesen Weg mit Glück betreten und hierdurch eine Richtung angegeben, die jedenfalls gut und löblich ist, so lange sie von gelehrten Männern, die sich auch sonst durch gründliche Forschungen ausgezeichnet haben, verfolgt wird, die aber eben so nachtheilig werden mufs, wenn sie, der Wissenschaft untreu geworden, sich zu jener zweifelnden und boshaften Polemik des französischen esprit herabläfst und die Kunst versteht, durch unmerkliche Veränderung der Standpuncte, durch geschickte Vertauschung der Begriffe, durch berechnete Farbenmischung und durch Anspielung auf Zeithändel für sich und wider Andersdenkende einzunehmen.

Zu solchen ungelehrten und leichtsinnigen Geschichtschreibern ist Hr. Vehse aber nicht zu rechnen. Je mehr sich derselbe schon das Recht erworben hat, den strengen und fleifsigen Historikern beigezählt zu werden, um so gröfseres Lob verdiente seine Absicht, einem gemischten Publicum von Männern und Frauen die Ergebnisse der Weltgeschichte aus dem Standpuncte der Cultur und nationalen Charakteristik zu erzählen, also im verkleinerten Maafsstabe zu unternehmen, was Wachsmuth in seiner europäischen Sittengeschichte auf das Glücklichste ausgeführt hat. Es war nun nicht leicht so viele grofse, verwickelte Ereignisse mit allen ihren Schwankungen und Uebergängen in dem mäfsigen Raume von 41 Vorlesungen zu verarbeiten, die gedrängte Zusammenfassung mit dem raschen Ueberblicke zu vereinigen und in einer so nahen Begrenzung den reichsten Gehalt abzuschliefsen. Aber es ist dem Hrn. Dr. Vehse gelungen, nach einem guten Plane eine fast überall angemessene und gerechte Auswahl zu treffen, die wichtigsten Seiten und wirksamsten Beziehungen des geschichtlichen Stoffes zur klaren Erscheinung zu bringen und somit ein Buch zu liefern, dem auch manche neue Ansicht oder überraschende Auffassung bei denen Eingang verschaffen wird, die nur das Neue für gut halten. Wir an unserm Theile können das Uebermaafs solcher Ansichten in Vorlesungen, wie die vorliegenden sind, nicht billigen, weil zu ihrer richtigen Auffassung eine besondre Fähigkeit gehört, diese jedoch bei einem Vereine gemischter Mitglieder im Allgemeinen nicht vorausgesetzt werden kann. Solche Vorlesungen sollen belehren, anregen, mit Liebe zur Wissenschaft erfüllen, sie sollen grade jenem unklaren Verlangen der Menge widerstehen, die nur zu gern schimmernde Ansichten und paradoxe Meinungen sich vorgetragen wissen will. Gegen solche Abwege hat Hrn. Vehse auch seine gut deutsche Gesinnung geschützt, die wir dem Buche zum besondern Vorzuge anrechnen, wenn wir auch wünschen mufsten, sie in andrer Weise ausgesprochen zu finden.

Es gefällt uns in dieser Beziehung, dafs der Hr. Verf. selbst da, wo er vaterländische Dinge tadelt, sich nicht hat verführen lassen, die Heilung solcher Uebelstände aus Frankreich herzuholen, wie unter uns leider! noch immer geschieht. Sonst beklagt er zwar

Digitized by Google

öfters Deutschlands unglückliche politische Stellung und wenn wir seinem Urtheile über einzelne Zeiträume, wie über die Zeit von 1799 bis 1806, beistimmen, seine Ansicht über das starre Festhalten der Ständeabscheidung in Deutschland nicht ganz mifsbilligen und die meisten der Vorwürfe gerecht finden, mit denen er (II. 208) die Deutschen überhäuft, dafs sie sich in Industrie und Handel von andern Völkern hätten überflügeln und bevortheilen lassen, so würden wir doch manchen entehrenden Ausdruck, durch den ja die Wahrheit nicht gewinnt, weggelassen haben. Wie richtig hierüber der unvergleichliche Justus Möser gedacht und geschrieben hat, wird von Hrn. Vehse zwar (I. 461) angeführt, er selbst aber hat sich von der negativen Richtung keinesweges frei gehalten. Wir meinen nämlich, dafs es einem Geschichtschreiber nicht ansteht vor einer gemischten Gesellschaft seine Nation so herabzusetzen, ihr Phlegma, ihre Ungefügigkeit, ihren Mangel an praktischer Anstelligkeit, fortwährend zu tadeln, sie mit Bärenhäutern zu vergleichen, von dem Zopfregimente und der deutschen Krähwinkelei zu sprechen, ein ganzes Jahrhundert unter den bittersten Vorwürfen als eine Zeit blofser Rückschritte zu bezeichnen (II. 317), Spott- und Schimpfreden aus ausländischen Journal-Artikeln (II. 557) zu sammeln und dergleichen mehr. Es ist in der That übel, dafs unsre Schriftsteller nicht einsehen wollen, wie sehr sie sich durch solche Aeufserungen der Unzufriedenheit bei Franzosen und Engländern herabsetzen, wo selbst der gewöhnlichste Mensch sich solche Ausdrücke über sein Vaterland nicht erlauben würde, wie denn erst neuerdings in Paris über Arnold Ruge's Verläumdungen seines Vaterlandes Verwunderung und Unwille laut geworden ist. Mit Schimpfen und Schmähen hat man noch nie eine Sache besser gemacht und alle solche Invectiven werden nie bewirken, was eine einzige Rede des herrlichen Fichte gewirkt hat. Und diese Reden wurden, wie der Verf. (II. 501) weislich bemerkt, unter den französischen Bajonetten gehalten, nicht im Schoofse des tiefsten Friedens, wo Herwegh und andre seines Schlages es leicht hatten von Schlachten, Kreuzzügen und Gefahren zu singen.

Zwei Puncte in Hrn. Vehse's Buch müssen wir noch besonders beleuchten. Der eine bezieht sich auf die wiederholte Klage, dafs sich in Deutschland das römische Recht festgesetzt habe, dafs die Länder glücklich zu preisen wären, in denen, wie in England, dies strenge, despotische Recht nicht eingeführt sei und dafs die Landesgesetzbücher in Oesterreich und Preufsen nichts anderes enthielten als ein in das Deutsche übersetztes römisches Recht; es wird auch bemerkt, dafs das Napoleonische Gesetzbuch, trotz vieler Gebrechen, weit besser sei als alle deutsche Gesetzgebungen (II. 114 f. 223. 351. 491). Unstreitig glaubte Hr. Vehse hier einer in Deutschland jetzt sehr verbreiteten Richtung nachgeben zu müssen, er theilt unstreitig selbst diese Meinung, aber wir können es mit ihm nicht für einen Gewinn erklären, wenn das römische Recht, unter dessen Vertheidigern ein Mann von echt deutscher Gesinnung, Leibnitz, obenansteht, aus dem Reiche der praktischen Dinge verschwände. Grade das römische Recht in seiner Vollendung als Privatrecht war besonders geeignet, zwischen so verschiedenen Stämmen und Ländern, als Deutschland umfafst, eine ausgleichende Durchdringung des privatrechtlichen Lebens zu vermitteln und verdient schon deshalb in culturhistorischer Hinsicht belobt, aber nicht getadelt zu werden. Dasselbe Recht aber hatte sich nicht, wie der Verf. sagt, in Deutschland blofs „festgesetzt," sondern es war, wie derselbe (I. 459) erwähnt hat, bei Errichtung des Kammergerichts im Jahre 1495 offenkundig recipirt, wo Kaiser und Reich (m. s. von Berg's Reichsprocefs. Göttingen 1797. §. 54.) dem Richter und den Beisitzern besonders auftrugen, das römische Recht als ein subsidiarisch gemeines anzuwenden, wonach sich die einzelnen Fürsten in ihren Ländern richteten. Darum konnten sich die mannigfachen Rechtsformen in den verschiedenen Gegenden frei und ungehindert ausbilden und fortdauern, ohne dafs sie zu „blofsen Rechtsalterthümern" wurden, wie Hr. Vehse meint. Derselbe hätte aber auch grade von seinem Standpuncte aus nicht übergehen sollen, dafs der Charakter dieser subsidiarischen Brauchbarkeit sich darin vorzugsweise zeige, dafs das römische Recht, diese *erudita doctrina iuris*, wie sie Melanchthon gern nannte, in dem welthistorischen Gange seiner Schicksale sich bei den verschiedensten Völkern in den verschiedensten Zeiten bewährt habe, dafs sein Inhalt sich also in allen Momenten an die Geschichte fest anschliefst, dafs es aber auch der Idee des Rechts folgt. Den harten Ausspruch über das österreichische Recht vermögen wir aus Mangel an Sachkenntnifs nicht

Digitized by Google

zu widerlegen oder zu bestätigen, wer aber das preufsische Landrecht ein „übersetztes römisches Recht" nennt, zeigt, dafs er sich mit den Grundsätzen desselben gar nicht bekannt gemacht hat und unbedachtsam weiter spricht, was unberufene Tadler als ein Gebrechen der Zeit verschrieen haben. Solche erwähnen, dafs man in Preufsen mit der eingeführten Gerichtsordnung nicht zufrieden sei und verwechselten diese nun ohne Weiteres mit dem Landrechte, welches nach Friedrich's II. Willen ein „deutliches, allgemein verständliches und vollständiges Gesetzbuch" sein sollte und in der That die erste durchgebildet volksthümliche Gesetzgebung der neuern Zeit geworden ist. Wenn er ferner dem französischen Gesetzbuche unbedingt den Vorrang vor den deutschen Legislationen einräumt, so erkennen wir hierin den Nachhall einer, im Vaterlande des Hrn. Vehse sehr verbreiteten Auffassung. Wie verträgt sich aber dies mit seiner Vorliebe für die politische Freiheit der Einzelnen? Denn es ist und bleibt das Grundprincip des französischen Gesetzbuches: das materielle Recht mufs den gerichtlichen Formen unterliegen, die hauptsächlich darauf berechnet sind, dafs alles formelle Recht im Staate in den Gang der Regierung passe.

Hieran knüpfen wir die zweite, verwandte Bemerkung. Hr. Vehse meint (I. 303), dafs die der Napoleonischen Herrschaft unterworfenen deutschen Länder durch diese temporäre Einwirkung des beweglichen französischen Lebens eine merkliche Förderung bekommen hätten und nennt beispielsweise die Hessen und die Rheinländer. Ob unter den erstern die Bewohner eines Theils des Grofsherzogthums Hessen oder die des Kurfürstenthums verstanden sind, bleibe jetzt unerörtert, in Beziehung auf die Rheinländer aber ist nach den Städten und Landschaften ein gar nicht unbedeutender Unterschied wohl zu beachten und überhaupt die belehrende Schrift des Rheinländers Pet. Kaufmann: „Rheinpreufsen und seine staatswirthschaftlichen Interessen" (Berlin 1831) über das Jetzt und Vormals noch immer gründlich zu Rathe zu ziehen, ehe man jedwedem Zeitungsartikel Glauben und Vertrauen schenkt.

Eine Anzeige der einzelnen Vorlesungen ist aus mehreren Gründen unthunlich. Aber wir können die Anlage derselben, die Eintheilung und die geschickte Betrachtung der Wendepuncte loben, auf die es bei geschichtlichen Darstellungen vorzugsweise ankommt und die auch die culturhistorischen Zustände bedingen. Als Belege nennen wir die Stellen über das alte Aegypten, über Christus Auftreten und das erste Christenthum, über Arabien und die Siege des Islam, über die Zeit Kar'ls des Grofsen, über Gregor VII. und Heinrich IV., wo sich der Verf. als ein dem Lichte, dem Menschenwohl und dem Vaterlande redlich zugewendeter Protestant zeigt, ferner die Betrachtung über das Faustrecht, der Ausgang des Mittelalters, die Regierung Karl's V., die Zeit der Fronde in Frankreich, die englische Revolution, die Begründung der nordamerikanischen Freistaaten, die Anfänge der französischen Revolution. Unter den nationalen Charakteristiken wäre auch manches wohlgelungene Stück zu nennen, am liebsten aber verweilt Hr. Vehse bei England, dessen *selfgovernment* (ein Lieblingswort), Handel, Betriebsamkeit, Ackerbau, Seemacht, politischer Sinn und Wohlstand mit besondrer Gunst und Anschaulichkeit, die sich sogar bis auf die englische Kost (II. 298) erstreckt, geschildert sind. Nur der Mangel an Kunstliebe wird gerügt und im Kirchlichen eine Verjüngung für nothwendig erachtet. Das zweite Kleinod unter den weltgeschichtlichen Völkern ist für Hrn. Vehse Nordamerika. Die Stärke der öffentlichen Meinung, die demokratisch-liberale Basis der Verfassung, die religiöse und politische Freiheit, die „chevalereske" (!) Speculation, die keinen Anstrich von Gemeinheit oder Pedanterei hat, aber doch, wie Hr. Vehse (II. 509) zugeben mufs, im Geschäftsleben zum gewaltigen Egoismus wird, die Achtung gegen die Frauen, — alles dies findet in dem Hrn. Verf. einen warmen Lobredner und begeisterten Propheten für Amerika's Zukunft, deren Bürgschaft er (II. 548) darin findet, dafs ein Charakter, wie Washington, an dem Eingange ihrer Geschichte steht. Auf diese vielen Lichter fallen freilich in Boz'ens treuer, ehrlicher Erzählung nicht wenige Schatten, für deren Wahrhaftigkeit der Ingrimm der Amerikaner das beste Zeugnifs ist. Am kürzesten ist die Zeit Napoleons behandelt und die denkwürdigen Jahre von 1799 bis 1815 sind auf kaum funfzehn Seiten skizzenartig beschrieben. Wegen dieser, muthmaafslich durch äufsere Gründe gebotenen Beschränkung ist auch die Knechtschaft und die Erhebung Deutschlands zu kurz, ja oberflächlich behandelt. Denn die Schlacht bei Aspern ist z. B.

Digitized by Google

gar nicht einmal erwähnt und von der Schlacht bei Lützen mufsten Hrn. Vehse's Zuhörer nothwendig glauben, dafs allein die französischen neu conscribirten Truppen sich tapfer geschlagen hätten, während die preufsischen Freiwilligen und die junge Landwehr derselben Anerkennung werth waren.

Auf einer andern Seite verdienen die Erörterungen des Hrn. Verf.'s über Handel und Fabriken, über Kunst und Literatur alle Anerkennung. Er hat gezeigt, wie bei fortschreitender Entwickelung der Völker geistige und sittliche Bezüge die Oberhand gewinnen, er hat die Aufgaben der Zeitalter und die Bahnen, welche sich dieselben brechen mufsten, geschildert und verstanden, das Eigenthümliche und Besondre hervortreten zu lassen. So ist die römische Verfassungsgeschichte ein vortreffliches Stück, die Literatur Griechenlands, die Kunst und Poesie des Mittelalters, die Zustände der italiänischen Freistaaten, namentlich Venedig's, die Zeit Englands unter Elisabeth leuchten uns in farbenreichen Bildern entgegen, von Ludwig XIV., von seiner Regierung, seinen Kriegen, seiner Geisteswirkung und den andern Verhältnissen empfangen wir einen bei aller Kürze sachreichen Bericht, die Meerfahrten Heinrich's des Infanten und die erste Entdeckungsreise des Columbus strahlen in der ganzen Frische einer durch jene Grofsthaten aufgeregten Zeit, die Reformation wird vor uns in ihrer geschichtlichen Entwickelung dargelegt und in der ausführlichen Beschreibung der Disputation Eck's mit Luther ist eine Scene aus jener vielfach denkwürdigen Zeit mit Glück herausgegriffen. Die Charakterzeichnung einzelner Männer und Frauen ist oft treffend und mit gutem Tacte für das Wesentliche abgefafst, so bei Perikles, Augustinus, Muhammed, Washington, Katharina II., Shakespeare, Raphael, Lessing, Voltaire, Rousseau und anderen, wogegen Goethe, Schiller und Herder zu kärglich (II. 359) bedacht sind und wir Hrn. Vehse dafür gern seine beiden Lobreden auf Börne (II. 361 und 558) erlassen hätten, der in Deutschland keinesweges so volksthümlich ist als Hr. Vehse und einige Kunstrichter meinen. Wenig gelungen und von keinem entschiedenen Gesammteindrucke ist die Schilderung Friedrich's II., ja man möchte fast sagen, dafs das Nachtheilige mehr als das Lobenswerthe hervorträte und die Ungerechtigkeiten auf S. 350 u. 354 lassen beinah vermuthen, als habe der Verf. die reichen Quellen nicht benutzt, welche Preufs in seinen gediegenen Schriften eröffnet hat. Eben so mifsbilligen wir die Stelle (II. 424) über Maria Antoinette von Frankreich. Wir wollen keinesweges Alles an dieser Fürstin entschuldigen, aber wir halten sie doch nach einer kritischen Prüfung ihres politischen Einflusses, die wir in mehreren Heften der Minerva aus dem Jahre 1837 und 1838 und im neunten Jahrgange des Raumer'schen historischen Taschenbuches (1838) vorgenommen haben, so wie nach Erwägung aller einschlägigen Verhältnisse für gerechtfertigt gegen viele Vorwürfe, die in Hafs, Parteisucht und gedankenlosem Nacherzählen ihren Grund haben. Die Charakteristik ihrer Mutter Maria Theresia „sie war eine echte Wienerin, sehr schön und sehr bigott, sehr rasch und sehr munter" (II. 365) ist wiederum nicht ganz falsch, hat aber in dieser Fassung etwas Erkünsteltes.

Dies Letztere führt uns zu einigen Betrachtungen über den Styl unsers Buches. Wir finden in ihm die Sprache des gebildeten Mannes, sie ist weder zu schwunghaft noch zu einfach, aber voll Geisteslicht und Herzenswärme, wie sie bei den Zuhörern geeignet war, ein leichtes Verständnifs und eine klare Einsicht zu erzeugen. Von jenem gewandten, glatten, spitzigen Style des sogenannten jungen Deutschlands und von der dialektischen Kunst mancher neuerer Schriftsteller zeigt sich keine Spur und eine Darbietung aus den deutschen Jahrbüchern erscheint (II. 476) wie ein *pannus purpureus* in dem mit redlicher Gesinnung verfafsten Buche. Schwerlich ist dieselbe auch von der sämmtlichen Zuhörerschaft verstanden worden. Nur in wenigen Stellen haben wir eine Hinneigung zum Schielenden und Witzelnden zu rügen, die man allenfalls als humoristische Beigaben zur Unterhaltung des Publicums entschuldigen kann. So nennt Hr. Vehse (I. 174) den Rückzug Alexander's eben so heifs als den Napoleons über die Beresina kalt, die Engländer heifsen so, weil sie doch etwas Engherziges haben (II. 208) und bei Napoleons Krönung wird die frostige Bemerkung (II. 493) wiederholt, dafs in dessen Leben ein Oelfleck sei, was in Cromwell's Leben ein Blutfleck gewesen wäre.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 12.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1844.

Die Weltgeschichte aus dem Standpuncte der Cultur und der nationalen Charakteristik. Ein und vierzig Vorlesungen im Winter 1841 *auf* 1842. *zu Dresden gehalten von Dr. Carl Eduard Vehse.*

(Schlufs.)

Auch sind Ausdrücke, wie „bocksteife Orthodoxie," französirende oder halb lateinische Wörter, als: degoutiren, intoniren, abmanövriren und ähnliche, oder die öftern Anspielungen auf die dicke Lippe der habsburgischen Fürsten nicht edel genug für eine historische Darstellung und wenn Marlborough (II. 292) mit Wellington zusammengestellt wird, so durfte um einer Antithese Willen nicht Prinz Eugen der Blücher seines Jahrhunderts heifsen. Ein ähnliches Wortspiel finden wir an einer andern Stelle (II. 528), wo es heifst, Baron Steuben habe seinen Posten als General-Adjudant Friedrich's II. aufgegeben, um General-Quartiermeister bei Washington zu werden. Aber der preufsische Hauptmann von Steuben (s. Preufs, Biographie Friedrich's II. Th. III. S. 150) war nur Adjudant Friedrich's II. gewesen, indefs auch in dieser Eigenschaft hinlänglich geschickt die tactische Ausbildung der Amerikaner aufserordentlich zu fördern. Endlich wollen wir noch an einem dritten Beispiele zeigen, auf welche Abwege das Haschen nach pikanten Gegensätzen führen kann. Wir lesen Th. II. S. 365. „So (nämlich zur Zeit Leopold's I. und Karl's VI.) bildete sich das Wiener Schlaraffenleben aus, diese joviale Liederlichkeit der Wiener, die es gar nicht begreifen kann, wie über Essen und Trinken und Tanzen und Musiciren und Theater und freie Hand in Vergnügungen in und aufser der Ehe irgend etwas in der Welt gehen könne, diese joviale, kaiserlich-süddeutsche Liederlichkeit, die aber doch noch kräftiger auftrat als die gleichzeitige königlich-preufsische norddeutsche in Berlin unter Friedrich II. und seinem Nachfolger Friedrich Wilhelm dem Dicken, weil man in Wien in Hülle und Fülle lebte und wohlfeil, in Berlin aber in geprefstem, knappem Verhältnifs und theuer. Die Wiener waren rund und wohlgenährt, die Berliner hatten schmaler Leiber, die Wiener waren natürlich und lustig, die Berliner zwar aufgeklärt und geistreich, aber so seelenvergnügt bei weitem nicht als die Wiener." Wir enthalten uns jetzt das überwiegend Falsche und Ungerechte in den angeführten Worten von dem Wahren und Richtigen zu scheiden und begnügen uns die Unangemessenheit der Ausdrücke zu rügen. Eine solche würde uns in den Feuilletons und Correspondenz-Artikeln der heutigen belletristischen Journale, deren Vorliebe für Aergernifs bekannt ist, ganz und gar nicht befremdet haben, um so anstöfsiger aber ist sie in dem Werke eines Mannes, der schätzbaren Verstand, gelehrte Kenntnisse und billiges Urtheil an den Tag gelegt hat.

Dafs Hr. Vehse zur Belebung seiner Vorträge und zur Erhöhung des Interesses seiner Zuhörer sich auf neue, vielgelesene Bücher bezogen hat, wird keine Mifsbilligung finden. So sind Stellen aus den Reisebeschreibungen Pückler's, Hallbronner's, Jrving's, Seatsfield's, ja der Gräfin Hahn aufgenommen, Straufsische Ansichten berichtigt und für die Kunstgeschichte die Briefe Schnaase's benutzt worden. Auffallend aber war es uns, dafs neben den glanzvollen Namen eines Möser, Ranke, Herder und Spittler mit Lob (II. 149) einer Stelle aus Laube's französischen Lustschlössern gedacht war, aus einem Buche, in dem mit Ausnahme der echt deutschen Jagd- und Waldlust Gesinnung und Ausdruck französisch sind.

Zum Schlusse bleibt mir noch übrig einer Anzahl flüchtiger und unsicherer Angaben zu gedenken, deren sich wenige im ersten Theile, mehrere aber im zweiten Theile vorfinden. So mufs es wohl auf einer Ver-

Digitized by Google

wechselung beruhen, wenn der Verf. I. 233 Cicero's Rede für den Roscius aus Ameria, „die alle Schulrectoren empfehlen," für unächt erklärt oder gleich darauf über die Ursachen von Ovidius Verbannung mit einer Sicherheit urtheilt, um die ihn gelehrte Literatoren beneiden möchten. Genaue Sorgfalt und Gerechtigkeit vermissen wir auch in der Stelle (I. 269), wo er die Knabenliebe einen furchtbaren Fleck des Alterthums nennt und die Concubinen- und Hetärenwirthschaft eine ganz gewöhnliche, herrschende, sich wie von selbst verstehende Sache im Leben der Griechen und Römer. Hat denn hier der Verf. gar keine Erinnerung an die Abhandlungen eines Fr. Jacobs gehabt? Eben so ungenau redet er (I. 478) von manchen Feudallasten der deutschen Bauern, wo er doch aus Grimm's deutschen Rechtsalterthümern S. 355 hätte wissen sollen, dafs es der Sinnesart deutscher Völker keinesweges gemäfs gewesen ist, solche Dienste aus Hoffart oder Muthwillen von Leibeignen oder Hörigen zu begehren. Und wenn er gleich darauf des berüchtigten ius primae noctis erwähnen *mufste* — wir sehen nicht ein, aus welchem Grunde dies vor Frauen geschehen ist, — so hätte ihm hier wieder Grimm's Erörterung (S. 384) nicht entgehen dürfen, dafs sich nämlich die gewöhnliche Deutung dieses Ausdrucks keinesweges aus deutschen Urkunden nachweisen liefse. Und selbst in einigen Gegenden Frankreichs, wo nach Grimm ein Heirathsgeld an den Gutsherrn für sein Recht auf die erste Brautnacht gezahlt worden ist, scheint die Sache im achtzehnten Jahrhundert als längst veraltet angesehen worden zu sein, da unter den Beschwerden französischer Unterthanen über die ärgsten Feudallasten, welche am 4. August 1789 die Aufhebung aller Lehnrechte herbeiführten, in keinem Berichte jenes entwürdigenden Rechtes gedacht ist. M. s. überdies Reyscher's Abhandlung über diesen Gegenstand in den Beiträgen zur Kunde des deutschen Rechts H. 1. S. 94 ff. Endlich finden wir II. 39 den alten Irrthum wiederholt, dafs Amerika seinen Namen von Amerigo Vespucci erhalten habe. Hierbei macht sich also Hr. Vehse des Vorwurfes schuldig dem eiteln Florentiner von neuem einen Ruhm zuzusprechen, der allein dem hochherzigen Genuesen gebührt, und die Resultate gelehrter Forschungen zu vernachläfsigen, welche vor wenigen Jahren von dem Spanier Navarrete (Coleccion de Viages III. 184) aus bisher verschlossenen Archiven zuerst bekannt gemacht worden sind, worauf Alex. von Humboldt (Krit. Untersuch. II. 358—371) den Gegenstand weiter untersucht und in das hellste Licht gebracht hat. Die beiden letzten Irrthümer sind von uns beispielsweise angeführt, weil grade in einem Werke von edler, populärer Haltung solche schiefe Auffassungen von grofsem Nachtheile sind und die strengste Genauigkeit mit Recht gefordert werden kann. Eben so ist es in der That auffallend, dafs Graf Schwarzenberg (II. 325) noch immer ein „Landesverräther und von Oesterreich besoldeter Minister" heifst, da sich doch schon seit Friedrich II. eine bessere Meinung über ihn gebildet hatte, bis endlich Cosmar in seiner bekannten Schrift dem Gegenstande eine sehr gründliche Untersuchung widmete, mit deren Ausfalle sich Stenzel (Preufs. Gesch. II. 11 f. 24) einverstanden erklärt hat.

Eine andre Reihe falscher oder einseitiger Aeufserungen entlehnen wir der neuesten französischen und deutschen Geschichte. So sind die Begebenheiten des 1., des 5. und 6. Octobers 1789 zu Versailles trotz aller Kürze unrichtig erzählt (II. 450. 452), die eigentliche Ursache des Gastmals im Opernhause nicht erwähnt, das Geschichtchen von dem durchstochenen Bette der Königin Maria Antoinette wieder aufgefrischt u. dgl. m., obgleich Hr. Vehse hierüber, wenn er nicht den dritten Theil der Histoire parlémentaire de la revolution française einzusehen Gelegenheit hatte, schon in des General v. Schütz Geschichte der Staatsveränderung in Frankreich III. 250 ff. IV. 1—23 und in Wachsmuth's Geschichte Frankreichs I. 181. 184 ff. die beglaubigten Nachrichten finden konnte. Auch sonst enthält die Geschichte der Revolutionstage in Paris manches Unrichtige: wollte Hr. Vehse des an Schiller ertheilten französischen Bürgerrechtes auf S. 479 gedenken, so mufste er aus Schwab's Leben des Dichters (S. 389 f.) auch erwähnen, dafs er in diesem Patente *le publiciste Gille* genannt ist und dafs es erst fünf Jahre nach der Ausfertigung in seine Hände kam, ohne dafs Schiller über diese Auszeichnung für sich irgend erfreut war, sondern nur in Erwägung zog, ob ihm ein solches Bürgerrecht dereinst für seine Kinder Vortheil bringen könnte, wie er an Goethe (Briefwechsel IV. 143) schreibt. Ferner ist (II. 482) zu viel behauptet, wenn es heifst, dafs der Enthusiasmus der Franzosen für Einigkeit schon bei Valmy am 20. Sep-

Digitized by Google

tember 1792 das Vaterland gerettet hatte. Denn hier wäre ihr Heer bei einiger militärischen Energie von Seiten des Herzogs von Braunschweig unstreitig geschlagen worden: m. s. des Hauptmanns v. Wissel: „Interessante Kriegsereignisse der Neuzeit" H. 2. S. 101—162 und Gouvion St. Cyr's Mémoires sur les campagnes des armées du Rhin. Vol. I. Introduct. p. 57. Die auf S. 491 angegebnen Jahreszahlen über die Einführung des Napoleonischen Gesetzbuches müssen dahin berichtigt werden, dafs die Einführung des Strafgesetzbuches und des Gesetzbuches über das Criminalverfahren erst mit dem 1. Januar 1811 im Kaiserreiche begonnen habe, von dieser Zeit an also erst die vollständige Geltung aller fünf Gesetzbücher gerechnet werden kann. Auf der folgenden Seite heifst die Aufhebung des Herzogs von Enghien eine allem Völkerrechte zuwiderlaufende Handlung und wird mit dem Gesandtenmorde zu Rastadt durch die österreichischen Husaren zusammengestellt. Wir halten aber diese Vergleichung für unzuläfsig. Denn wie Manches auch bis auf den heutigen Tag trotz der neuesten Berichte älterer Zeitgenossen in der erwähnten Sache dunkel und unaufgeklärt bleibt, so steht doch unbezweifelt fest, dafs der österreichische Hof eine solche Gewaltthat niemals befohlen hat, während die Verhaftung Enghiens auf Napoleon's unmittelbare Anordnung vor sich gegangen ist. In dieser Gegend lesen wir noch andre Unrichtigkeiten. Auf S. 500 wird der Buchhändler Palm als der *Verfasser* des Buches „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung" genannt, da er doch bekanntlich nur der *Verleger* war, der eigentliche Verf. aber bis auf den heutigen Tag unbekannt ist. Gleich darauf (S. 501) hat Hr. Vehse seinen Zuhörern erzählt, dafs König Friedrich Wilhelm III. von Preufsen in den letzten Tagen des Mai 1812 zu Dresden im Vorzimmer des Kaisers Napoleon unter den französischen Marschällen voll des bittersten Gefühls gestanden habe. Das Letztere ist allerdings wahr und sehr begreiflich: aber von einem Antichambriren dieses Königs, der durch die Würde seiner Erscheinung selbst den Feinden Achtung abnöthigte, ist aus glaubwürdiger Ueberlieferung nichts bekannt, wie Hr. Vehse aus den interessanten Einzelheiten in Hippels Schrift über Friedrich Wilhelm III. (S. 56 f.) ersehen kann. Dafs auf S. 503 auch nicht mit einem Worte Blücher's und Wellington's und der Anstrengungen ihrer tapfern Krieger in der Schlacht bei Belle Alliance gedacht ist, kann selbst bei der gröfsten Kürze keine Entschuldigung finden und wenn Hr. Vehse gleich darauf von den Engländern sagt, dafs sie gegen Napoleon, der sich ihnen, als ein zweiter Themistokles, überliefert hätte, keine Perser gewesen wären, so hat es fast den Anschein, als wolle der Verf. das grofsbritannische Ministerium wegen seines Verfahrens tadeln, da er auch auf S. 503 urtheilt, Napoleon sei als ein Opfer der englischen Regierung und seiner eignen Herrschsucht gefallen. Aber wir brauchen es hier wohl nicht erst auseinanderzusetzen, dafs die verbündeten Mächte im J. 1815 der Ruhe der Welt und ihren eignen Völkern die sichere Verwahrung eines Mannes schuldig zu sein glaubten, der, wie die letzte Erfahrung gelehrt hatte, in der Freiheit oder in der Nähe Europa's noch immer gefährlich war. Bedurfte übrigens das englische Ministerium einer Vertheidigung, so hat es seinen Sachwalter an Walter Scott gefunden, der nach Varnhagen von Ense's Worten in der keinesweges lobenden Anzeige des Scott'schen Buches (Zur Geschichtschr. und Literat. S. 100) die Thatsachen mit grofser Unparteilichkeit behandelt und überhaupt für Napoleon und dessen einzige Lage so grofse Berücksichtigung und Billigkeit an den Tag gelegt hat, als von der edeln Theilnahme eines wohlgesinnten Mannes je zu fordern ist. Endlich fanden wir uns auf S. 504 durch die Notiz überrascht, dafs Hudson Lowe auf St. Helena die Millionen, welche ihm Napoleon für seine Befreiung bot, ausgeschlagen habe. Eine solche Handlung würde allerdings der strengen und treuen Sinnesweise des englischen Generals ganz angemessen gewesen sein, aber die Thatsache selbst ist erst zu erweisen.

In der letzten Vorlesung wiederholen sich die Betrachtungen, welche in der einleitenden Vorlesung angedeutet waren, als ein bestimmter Ertrag des Ganzen. Der Verf. fafst die gegenwärtige Stellung der weltgeschichtlichen Völker, der Amerikaner, Engländer, Franzosen und Deutschen, zusammen und bezeichnet sie nach ihren politischen, religiösen und geistigen Bildungszuständen, von denen jedoch Deutschland nur durch seine geistige Universalität eine Weltmacht sei. Denn um eine politische Macht zu werden, bemerkt Hr. Vehse, bedürfen wir der Wiedererweckung der deutschen Nationalität aus ihrem alten Grabe. Da nun derselbe zugleich die Absicht ausgesprochen hat,

Digitized by Google

in einer spätern Reihe von Vorlesungen Deutschland ganz besonders zu berücksichtigen, so wird alsdann nicht unberücksichtigt bleiben, dafs das deutsche Leben sich am wenigsten in allgemeine, scharf durchgehende Züge fügt, sondern immerfort als ein besonderes und einzelnes, bis in die kleinsten Theile eigenthümlich geartetes gefafst werden müsse. Dies zu erkennen wird Ausländern immer schwer fallen, an den deutschen Schriftsteller aber läfst sich die Forderung stellen, solche Ordnungen und Verhältnisse nach ihrem wahren Gehalte einzusehn und zu würdigen, nicht aber blofs mit Staunen und Begeisterung in den Engländern oder Nordamerikanern die Vorbilder seiner Landsleute zu erblicken.

K. G. Jacob.

X.

***Der Inquisitionsprocefs mit Rücksicht auf eine zeitgemäfse Reform des deutschen Strafverfahrens überhaupt und besonders auf die Oeffentlichkeitsfrage betrachtet von Dr. Wolfgang Heinrich Puchta, pens. Landrichter, Ritter des Königl. Bayerischen Verdienstordens vom heiligen Michael. Erlangen,* 1844.*; bei J. J. Palm und Ernst Enke. X. u.* 267 S. 8.**

Es giebt Leistungen, insbesondere im Gebiet der Wissenschaft und der Literatur, die rein objectiv, eine Betrachtung zulassen oder fordern, bei welcher der Verf. oder Urheber völlig in den Hintergrund tritt. Es giebt andere, die ihrer Objectivität unbeschadet, zugleich so sehr der Ausdruck der Subjectivität des Verf.'s sind, dafs die Würdigung derselben nicht ohne Rücksicht auf letzteren statt finden kann. Ohnehin verlangt auch die Subjectivität ihr Recht in jedem Sinn. Nicht das meine ich, dafs das Individuum sein Werk zu vertreten habe und darum Lob oder Tadel, welches dasselbe trifft, auf jenes bezogen werde: dies ist auch bei den Werken der ersten Art nicht anders; sondern, dafs die uns entgegentretende Persönlichkeit, die Gesinnung, die sich in dem Werke bekundet, wesentlich mit in die Würdigung desselben aufgenommen werden müssen, ja dieselbe, wenn sie vollständig und richtig sein soll, erst möglich macht. Ist dem Leser diese Persönlichkeit und ihr Streben als tüchtig und ehrenwerth bekannt und lieb, erzeigt sie sich in dieser Weise immer mehr, je länger man bei dem Studium des durch sie Geleisteten sich mit ihr in geistiger Verbindung erhält, so gewährt dieses einen Genufs für die, welche eines solchen fähig sind, dem man sich um so lieber hingiebt, je seltner er, selbst bei guten und die Wissenschaft fördernden Arbeiten uns zu Theil wird, wobei man allerdings so billig sein mufs, die Beschaffenheit des Gegenstandes zu berücksichtigen. Nicht jeder gestattet solches Hervortreten der Subjectivität. Aber in dem Gebiete, von dem wir sprechen wollen, ist dasselbe zuläfsig, ja, wo es mit auf die Gesinnung ankommt — und wo wäre dies mehr der Fall, als bei der heiligen Sache des Rechts? — selbst nothwendig. Da wird das wahrhaft und pflichtmäfsig gesprochene Wort, eine That, und die Würdigung bezieht sich auf diese wie auf jenes.

Unvermeidlich mufs aber dann auch der Beurtheiler eine Gesinnung mitbringen — sie wird sich mit der des Verf.'s in ein bestimmtes Verhältnifs zu setzen suchen — und es wird erlaubt sein zu bekennen, dafs sie, wenigstens dem Streben nach eine entsprechende sei. Unter dieser Voraussetzung wird es gelingen, einem Werk seine gebührende Stelle in der Reihe der literärischen Erscheinungen des Tages anzuweisen, dessen Charakteristisches so sehr in dem eben Bezeichneten liegt, dafs auch dasjenige in demselben, was nur als Wiederholung oder Bestätigung des Bekannten erscheint, dadurch eine eigenthümliche Bedeutung erhält. Ich erneure mir den Genufs, den das Studium der Schrift des verdienten Greisen mir gewährt hat, indem ich versuche durch eine kurze Berichterstattung Andre desselben theilhaftig zu machen und so viel ich vermag, dazu beizutragen, dafs unter der Masse dessen, was in unserer Zeit über die Verbesserung des strafrechtlichen Verfahrens der Oeffentlichkeit übergeben worden ist, diese Erscheinung nicht übersehen werde. Ein Greis, sage ich, ist der Verf.; er selbst giebt sich als ehemaligen richterlichen Beamten zu erkennen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 13.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1844.

Der Inquisitionsprocefs mit Rücksicht auf eine zeitgemäfse Reform des deutschen Strafverfahrens überhaupt und besonders auf die Oeffentlichkeitsfrage betrachtet von Dr. Wolfgang Heinrich Puchta.

(Fortsetzung.)

Darin liegt sofort zweierlei — wenn wir es nicht sonst wüfsten und auf viele andre Weise in den Leistungen seit Jahren wahrgenommen hätten — einmal, dafs dem Verf. ein reicher Schatz von Erfahrungen zu Gebote steht, aus dem er geschöpft, und freigebig mitgetheilt hat, jedoch so, dafs er dabei ein gehöriges Maafs beobachtet, und nur merken läfst, er könne nöthigenfalls noch mehr bieten; zum andern, dafs nur das Interesse an der Sache, nur das Streben für die Erreichung des gemeinsamen Zieles, der Erwirkung einer gedeihlichen Gerechtigkeitspflege seinen Beitrag zu liefern, es sei, welche ihn bewegen, sich in den, wie ich glaube, edlen und ehrlich gemeinten Streit so vieler Wortführer über eine Tagesfrage mit einzulassen, wobei, wie ich schon anderwärts bemerkt, nicht blofs rechtliche, sondern auch politische Rücksichten verfolgt werden. Nicht im Sonder-Interesse ist es, wie man es wohl — ich lasse dahingestellt, mit wie viel oder wenig Grund — den Beamten, die als Vertheidiger des Alten oder des verlangten Neuen auftretreten, zuschreibt, indem Gewohnheit und Bequemlichkeit sie bestimme, der Beibehaltung eines Verfahrens das Wort zu reden, mit dem sie aufgewachsen sind, und sich herangebildet haben, in dessen Formen sie sich leichter bewegen, als in andren, ihnen fremden, wo sie besorgen, niemals heimisch zu werden; ja, was sie möglicherweise aufser Stande setze, das andre gründlich zu kennen, und unpartheiisch zu beurtheilen: oder indem die Unerträglichkeit der Last der Geschäfte, — bei der Entbehrung der Anerkennung, welche eine andre Form des Verfahrens leichter gewährt, — das Verborgenbleiben einer löblichen Thätigkeit und ihrer Erfolge, bei dem erlaubten Selbstbewufstsein und der Ueberzeugung vieler wackeren Richter, dafs ihre Geschäftsführung die Oeffentlichkeit nicht zu scheuen habe, sie veranlafst, eine Aenderung zu bevorworten, welche ihnen die Hoffnung gewährt, mit einer schon an sich, und besonders nach der Forderung und Richtung unserer Zeit, mehr ansprechenden Weise des Verfahrens, auch ihre eigne subjective Befriedigung in hohem Grade vereinigt zu sehen. Dies würde dem Verf. fremd sein, der auch sonst wohl seine Ansichten freimüthig ausgesprochen hat: dem ehrenvoll von dem Geräusch des Lebens in die Stille und Zurückgezogenheit der Beschauung Zurückgetretenen könnte für seine Person, wenn es ihm um diese zu thun wäre, die letzte Entscheidung über das Schicksal des jetzt in deutschen Landen bestehenden strafrechtlichen Verfahrens gleichgültig sein. Alles dies verbürgt eine unpartheiische Betrachtung, und verleiht der Stimme ein bedeutendes Gewicht. Säumen wir nicht, gleich zu bemerken, dafs der Verf., die Mängel der bisherigen Procedur wohl erkennend, eine Reform für unerläfslich erklärt, dafs er diese mit andern auch in Einführung der Oeffentlichkeit findet, dabei jedoch die nicht zu leugnenden Vorzüge des so oft, und aus so verschiedenen nicht blofs Gründen, sondern auch Rücksichten und Motiven, unbillig angefochtenen gemeinen und landesrechtlichen Strafprocesses gebührend anerkennt, und den Unterschied zwischen den Vorwürfen, welche die gesetzliche Verfahrungsweise und welche das handelnde Individuum treffen, mit richtigem Blick hervorhebt. Erinnern wir dann noch, dafs das, was der Procefs bezweckt, was Alle dabei wollen und was für den Schriftsteller über den Gegenstand, wie für den Gesetzgeber eben so sehr das Ziel als für seine Thätigkeit und Aeufserung das leitende

Digitized by Google

Princip sein soll, wie für den untersuchenden und den urtheilenden Richter — die *Gerechtigkeit* nämlich, das stets vor Augen stehende Thema sei, auf welches sich die ganze Ausführung bezieht: so haben wir im Allgemeinen das Charakteristische des Werkes bezeichnet, dessen nähere Betrachtung nunmehr unsere Aufgabe sein soll.

Einige Mittheilungen aus der Vorrede werden dieses einleiten: „Wenn gleich der Verf. — zu allen Ideen wegen Verbesserung der bestehenden Verfassungen, besonders in der Rechtspflege, nicht unbedingt sich zu bekennen vermag, so ist er doch — und darin hat ihn eine sehr lange amtliche Erfahrung bestärkt — weit entfernt die Klagen über den Zustand unserer Criminaljustiz für ungerechtfertigt zu halten. Ja er geht noch weiter und behauptet, dafs auf dem bisherigen Wege weiterhin nicht fortzukommen, vielmehr der *Anklageprocefs* mit *Oeffentlichkeit und Mündlichkeit*, als Forderung der Zeit nicht gut länger abzuweisen sei." So spricht denn ein erfahrner Praktiker für die Formen, die jetzt Sachkundige, und die es nicht sind, mit wenigen Ausnahmen übereinstimmend empfehlen oder verlangen; und dies ist beachtenswerther, als die nicht durchgängig lautere Stimme mancher Wortführer auch der Presse — so sehr ich deren Werth erkenne, und meinerseits dies ausgesprochen habe — welche zu einer Partheiansicht machen, was einen weit tiefern Grund hat. Man sollte bei der Forderung der Oeffentlichkeit selbst offener zu Werke gehen: man sollte deren Werth nicht dadurch zu behaupten suchen — denn von einem Beweise ist ohnehin hier selten ernstlich die Rede — dafs man die angebliche Verwerflichkeit des Untersuchungsverfahrens, mit seinen entsprechenden Einrichtungen, immerfort wiederholt, und die andre Form, als die allein zur Förderung des Rechts geeignet sei, anpreist — denn solche Uebertreibungen bedürfen kaum der Widerlegung; — man sollte vielmehr ehrlich bekennen, dafs, während vom Standpunct des Rechts aus, und der Frage, welche Form sich am meisten empfehle, um dasselbe zu verwirklichen — der einen vor der andern nicht ein unbedingter Vorzug zugestanden werden könne, die hinzutretenden Rücksichten, und die Forderungen der Zeit, die ihr Recht geltend machen, es vornehmlich seien, welche es gebieten, das öffentliche Verfahren, mit ihm als nothwendige Voraussetzung die Mündlichkeit und die Anklageform einzuführen. Hier tritt die politische Seite hinzu, die das Strafverfahren nothwendig an sich hat. Jener Fortschritt, den wir alle wünschen und den ich um so entschiedner bevorworte, je mehr ich glaube, dafs er, unabhängig von Partheitendenzen, nach den höhern Forderungen des Rechts und der Rechtspolitik, auf Grundlage unsers einheimischen, der Verbesserung bedürftigen, aber auch zugänglichen Processes, also nicht von Aufsen herangebracht, sondern auf organischem Wege, aufgenommen werden müsse und könne, — wird, wenigstens für die, welche sich von der Nothwendigkeit und Zuläfsigkeit gründliche Rechenschaft geben wollen, — und so lange überhaupt derselbe erst bevorsteht und darüber auch wissenschaftlich verhandelt wird, es immer bedingen, dafs man das jetzige Verfahren vorurtheilsfrei beurtheile, und ihm die gebührende Gerechtigkeit widerfahren lasse. Ja, das andre Verfahren werden wir dann um so höher stellen, und es um so unbefangner loben, je mehr wir uns überzeugt haben, dafs das jetzige, ohnerachtet seines unleugbaren Werths, der durch die, nirgends ganz zu vermeidenden Mifsbräuche Einzelner, und durch den Einflufs der Persönlichkeit derer, die der Form das Leben geben sollen, an sich nicht gemindert oder zweifelhaft werden kann, dennoch nicht mehr den Ansprüchen der Zeit genügen, wenn es auch dem förmlichen Rechte, und selbst dem materiellen wenigstens nicht in geringerm Grade dienlich ist, als das entgegengesetzte. So habe ich den Gegenstand auffassen zu müssen geglaubt *), und es ist mir erfreulich jetzt eine gleiche Ansicht von einem erfahrnen Praktiker ausgesprochen zu finden, der (Vorrede S. VIII. IX) an die Bemerkung, wie viel auch auf die Subjectivität der Beamten ankomme (S. V) und dafs wir das (jetzt stehende) Gebäude nicht zerstören, sondern abbrechen, und von den etwa noch tauglichen Materialien nützlichen Gebrauch machen wollen (S. VII), die Folgerung anknüpft: „Und so mag denn meine Darstellung des Inquisitionsprocesses nicht zweckwidrig erscheinen, selbst wenn auch die Hoffnung auf eine den Forderungen der Zeit gemäfse Verbesserung des deutschen Verfahrens nach den Grundsätzen des öffentlichen und mündlichen Anklageprocesses bei uns überhaupt, oder

*) In den Beiträgen zur Strafprocefs-Gesetzgebung 1841.

Digitized by Google

doch hie und da unerfüllt bleiben sollte." „Es ist nicht genug, das bisher Besessene, vielleicht ohne es recht zu kennen, nur ohne weiteres wegzuwerfen; wir müssen auch wissen, was wir gehabt haben, sowohl um bei dem zu erstrebenden Neuen jenes Mangelhafte zu vermeiden, als das noch Brauchbare zu erhalten."

Man sollte glauben eine solche offne Erklärung werde nicht mifsverstanden werden. Dennoch findet sich „der Verf. veranlafst, gegen den Vorwurf sich zu verwahren, als ob er als Gegner einer den Untersuchungsprocefs schlechthin abgeneigten Parthei aufgetreten, und dessen fernere Beibehaltung auf dem bisherigen Fufse verfechten wolle" — er verhehlt sich nicht, und es soll ihn nicht irre machen, dafs, und wenn nur Wenige seien, die nicht bezweifeln, ob von dem abgebrochenen Bau des Untersuchungsprocesses, auch nur ein Stein oder Balken zum nützlichen Gebrauche übrig sein werde (S. 5). Allerdings mufs sich der Rechtsgelehrte — (und dies gilt von dem theoretischen, wie von dem praktischen) — darauf gefafst halten, dafs man Erörterungen „wobei es sich um Vorfragen handelt, die das Gebiet der Justiz betreffen, und deren bufriedigende Beantwortung also vorzugsweise von diesem erwartet wird" — wegen der alsdann nothwendig sich bekundenden Unpartheilichkeit, und dem Streben, „das in jeder der beiden Formen eigenthümliche Gute und Zweckdienliche beizubehalten, mithin von einer jeden den angemessenen Gebrauch zu machen," gerade vom Parthei-Standpuncte aus nicht Beifall geben, ja solche für entbehrlich halten werde, „da die Frage bereits von der öffentlichen Meinung, wie man sagen wird, entschieden worden" (S. 4). Aber die, denen es wahrhaft um das Recht zu thun ist, können den hier beobachteten Gang der Untersuchung nicht mifsbilligen, die sich durch jene Rücksichten nicht irre machen läfst. Auch werden Kenner es dem Verf. nicht übel nehmen, wenn er, hie und da mit einem Seitenblick auf die, „denen von unserer Rechtsverfassung nichts weiter bekannt ist, als was man in Zeitungen liest" *), andeutet, dafs letztere und einzelne Artikel noch nicht überall als der Ausdruck der wahren öffentlichen Meinung zu betrachten seien, und dafs man, um über die Sache zu urtheilen, und für sie mehr zu thun, als obenhin zu sprechen, sie recht verstehen müsse.

Der Inhalt der *ersten Abtheilung* ist: „*Zustand des deutschen Strafprocesses*," — eine Bezeichnung, die nicht ganz der Ausführung entspricht, welche nicht nur I. *den Strafprocefs nach seinen zwei Hauptformen historisch rechtspolitisch betrachtet* §. 1—23. sondern weiter, gleich an die Kritik geht und II. die „*Mangelhaftigkeit des deutschen Strafverfahrens nach der Inquisitionsform mit den Ursachen derselben* §. 24—41. aufzeigt, und daran die Frage knüpft. III. *Wie kann geholfen werden?* §. 42—48. Man könnte erinnern, dafs die erst in der *zweiten Abtheilung* mitgetheilten: „Grundsätze des Untersuchungs-Verfahrens" nothwendig an die Spitze gehören, um den Zustand, in welchem Sinn auch dieses Wort genommen werde, richtig darzustellen, möge dieser sich als eine Abweichung von jenen Grundsätzen erzeigen, die nur zum Theil dem Untersuchungsprocesse eigenthümlich sind, zum Theil aber als allgemeine und wesentliche eines jeden gerechten und auf das Recht bezogenen Verfahrens gelten, — oder möge dieser Zustand den Principien gemäfs sein und dann die Mangelhaftigkeit des einen auf die Unhaltbarkeit der andern einen Schlufs machen lassen, wie denn dieselbe Bemerkung von der die *zweite Abtheilung* eröffnenden Betrachtung gilt: I. *Nothwendige Eigenschaften* eines Untersuchungsrichters u. s. w." — denn auch hier kommt Allgemeines in Betracht, was bei jedem Richter, und bei jeder Form des Verfahrens erfordert wird. Wie viel Werth auf diese, insbesondre auf die tüchtige Individualität, die von der Pflicht und dem Streben nach der Gerechtigkeit durchdrungen sein soll, neben der Güte der objectiven Einrichtungen zu legen sei, habe ich bei mehren Gelegenheiten um so mehr hervorgehoben, als abgesehen von der für sich selbst bestehenden Nothwendigkeit dieser Forderung, das Gegentheil — wie es dem Rechte hinderlich ist, auch einen Schatten auf ein Verfahren

*) Oder wie es S 16 heifst: „Da Manche, um nicht zu sagen Viele von denen, die in dieser Materie durch Mund und Feder mitzusprechen sich berufen wähnen, aus der strafrechtlichen Theorie nicht viel mehr wissen, als was sie vom Hörensagen, oder aus eben so flüchtig niedergeschriebenen als gelesenen Zeitungsartikeln aufgefafst oder allenfalls wie aus Ritterromanen und Legenden fehmgerichtlicher Märtyrer im Gedächtnifs behalten haben, so darf es nicht auffallen, wenn man sich hie und da gar wunderliche Vorstellungen von unserem deutschen Strafprocefs macht."

Digitized by Google

wirft, bei dem man dann entweder die Form für das Princip ausgebend, oder die Person, mit demselben verwechselnd, Mängel findet, die es, nach der Meinung Einiger als nothwendige mit sich führt, nach derjenigen Anderer, wenigstens begünstigt, und die nur zufällig ans Licht kommen. Allerdings mag es schon als ein Vorzug gelten — anderer Gründe nicht zu gedenken, wenn eine entgegengesetzte Form, so wenig auch sie der tüchtigen Individualität zu entbehren vermag, die Fehler nicht so aufkommen, oder, wo es der Fall ist, nicht lange verborgen halten läfst. Dafs jeder, auch öffentlichen Procedur ein nicht öffentliches Verfahren — im besondern Falle vorausgehe, dessen Princip und Form das des Untersuchungsprocesses sei, worauf erst, auf Grundlage des nothwendigen Princips, bei jenen der Procefs in Form der Anklage folgt, und dafs dort dieselben Forderungen gemacht werden müssen, wird nicht selten übergangen, und es scheinen fast nicht minder der Berichtigung bedürftige Ansichten über die beantragte neue, als über die bisherige und alte Procedur bei Manchen vorzuwalten. Jedenfalls, wer die P. G. O. und deutsche ältere Landesprocefs-Ordnungen kennen zu lernen sich die Mühe gegeben hat, dem wird das ernstliche Einschärfen der Gerechtigkeit, das in's Gewissen Reden, die überall auf die Pflicht hinweisende Sprache, so wenig entgangen sein, als, dafs dieses, — die Anerkennung, dafs dem Fürsten selbst von Gott eine hohe Pflicht auferlegt sei, die er durch gewissenhafte Richter in Ausübung bringt, und denen darum in würdig ernster, einfacher Weise die Sache der Gerechtigkeit empfohlen wird, einen weit tiefern Grund haben, als, wie es behauptet worden ist, blofs das Mifstrauen nicht nur in die richterlichen Personen — die P. G. O. setzt dieses weniger in den guten Willen als in die Einsicht der rechtsunkundigen Schöppen und Urtheiler, — sondern in die sogenannte Heimlichkeit des Verfahrens, die übrigens damals nicht völlig in dem jetzigen Sinn statt fand. In andern Procefs-Ordnungen kommt davon wenig vor: nicht als ob man die Sache, aber wohl die Ermahnung für entbehrlich hielte: ob aber eine Reihe von Formalitäten, deren auch nur geringste Verletzung — die Nichtigkeit zur Folge hat, ohne eine Gewähr, dafs unter allen Umständen die Widerholung des Verfahrens mit mehr Erfolg für die Sache der Gerechtigkeit statt fände, — wenn sie auch der Sicherung des abstracten Rechts förderlich sein mag, jene von der guten Gesinnung ausgehende Weise überall sittlich zu ersetzen vermögen, scheint noch der Erörterung zu bedürfen. Vergessen wir nicht, um weder der einen noch der andern Weise zu nahe zu treten, dafs, wenn der Richter, was allerdings zu wünschen, lediglich auf das Geschäft des Rechtsprechens beschränkt ist, die Gelegenheit zu manchen Fehlern und zu Vorwürfen, denen er sich aussetzt, entzogen, dafs aber auch sein Beruf um so beengter sei, je weniger ihm (wo die mit der Oeffentlichkeit nicht nothwendig in Verbindung zu denkenden Geschwornen die Thatfrage entscheiden) sonst zu thun übrig bleibt, vollends, wenn er auch das Recht Finden und Sprechen nicht anders nach der Verfassung ausüben kann, als durch Unterstellung des ihm bereits fertig gegebnen Falles — wobei seine Ueberzeugung von dessen Wahrheit nicht weiter in Betracht kommt — unter ein ausdrückliches, und buchstäblich anzuwendendes Gesetz. Ich will den Werth, den auch dieses haben kann — worüber bekanntlich sehr verschiedene Ansichten herrschen, nicht in Abrede stellen. Aber ich glaube in Betreff Alles dessen, was ich hier andeute, den Verf. auf meiner Seite zu haben, der (Vorrede S. IV. V) von den Forderungen — namentlich der Mündlichkeit und Oeffentlichkeit erinnert, man scheine, indem man in ihnen zwar auch eine von den Garantieen eines gerechten Richterspruchs erkenne, auch abgesehen von gewissen extravaganten Forderungen an das Rechtssprechen nach politischen Tendenzen, deren Wirksamkeit gemeiniglich mehr in der Richtung *gegen*, als *für* die Richter zu betrachten, man scheine sie mehr als Schutzmittel wider deren Uebelwollen in das Auge zu fassen, denn als ein Mittel zur Unterstützung des Bestrebens, was Rechtens ist, zu erkennen und auszusprechen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 14.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1844.

Der Inquisitionsprocefs mit Rücksicht auf eine zeitgemäfse Reform des deutschen Strafverfahrens überhaupt und besonders auf die Oeffentlichkeitsfrage betrachtet von Dr. Wolfgang Heinrich Puchta.

(Fortsetzung.)

Aber unsre Richter haben doch auch wohl bewiesen, dafs sie ihre Pflicht erkennen und dafs sie den Vorwurf eines zu überwachenden üblen Wollens so wenig verdienen, als den damit verbundenen, sich ein Wohlwollen irgend einer einflufsreichen Seite zu erwerben. Und grade jetzt erklären sich Viele für die neuen Einrichtungen, die mit Ruhe auf ihre Amtsführung und auf deren Ergebnisse nach dem alten Verfahren zurückblicken dürfen *).

Das Thema, welches nun zuerst behandelt wird, findet sich (S. 4) also bezeichnet: „Wir wünschen den Zweck nicht in der Maxime derer zu erreichen, die an dem Neuen Gefallen finden und doch von dem Alten sich nicht trennen möchten, und ein Formengemisch hervorbringen, also ein Drittes, das alle Partheien befriedigen soll, aber vielleicht keine befriedigt, sondern auf die Weise, welche eben so der Natur der Sache angemessen, als geschichtlich begründet erscheint. Das Unrecht der Zeiten hat die verschiedenen, jedoch auf ein Ziel gerichteten Elemente, woraus die beiden Procefsarten bestehen, getrennt; eine schickliche Wiedervereinigung wird die Aufgabe der bezweckten Reform sein."

Ob das, was selbst auf einer geschichtlichen Nothwendigkeit beruht, was nicht durch Willkühr eingeführt ist, ja bedingt als ein Fortschritt angesehen werden mufste, ein Unrecht der Zeiten genannt werden dürfe, möge dahingestellt bleiben: gewifs ist, dafs von einer Trennung der Elemente nicht die Rede sein kann, wo die Principien und die durch sie gebotenen Formen einander ausschliefsende sind, und, wie man jetzt die Sache ansieht, es so sehr sein müssen, dafs, und möglicherweise wiederum allen Partheien, die empfohlne Wiedervereinigung selbst nicht anders erscheinen werde, als eine Mischung oder Verbindung der Formen. Diese Formen betrachten Manche überhaupt als das Wesentliche, ohne sich zum Bewufstsein zu bringen, in welchem Sinn sie es allerdings auch sind. Ich mufs wiederholen, was ich bereits ausgeführt und wofür ich vielfache Zustimmung erlangt habe, dafs der Gegensatz ein zweifacher sei, der vornehmlich von dem Princip ausgehe. Dies gilt, wenn

*) Freilich mit Ausnahme. Der Verf., der bei Anerkennung der Nothwendigkeit einer Reform zu überzeugen wünscht, dafs „keineswegs alles Heil allein von neuen Gerichtsverfassungen, von Gesetzen und Formen des Verfahrens zu erwarten sei," der „vielmehr überzeugt ist, dafs gar sehr Vieles von den Eigenschaften der Gesetzvollzieher, dem Richter besonders abhänge," macht aufmerksam, wie bei dem Mangel treuer, durch redlichen Willen und Kraft sich auszeichnender Vollzieher, die besten Procedur-Ordnungen für sich allein der Willkühr nicht einen Damm setzen (S. 27) und umgekehrt, „dafs die Erfahrung lehre, wie ein tüchtiger Richter mit einer mangelhaften Procefs-Ordnung das Recht dennoch gut verwaltet habe," erklärt (S. 41) „der Grund der Klagen über eine mangelhafte Strafjustiz liegt nicht in dem Inquisitionsprocefs an und für sich, nicht darin, dafs er geheim ist, was er seiner Natur nach sein mufs, und unter übrigens gleichen Umständen auch sein kann; — er liegt hauptsächlich in der Praxis, oder vielmehr — um dieser nichts zur Last zu legen, woran sie in ihrer tüchtigen und ehrenhaften Bedeutung unschuldig ist — in der mangelnden Befähigung, ja Erbärmlichkeit vieler unserer Praktiker, die das Amt eines Untersuchungsrichters verwalten." So spricht ein ehrenwerther in Geschäften ergrauter Richter; was daraus folgt, ist aber doch unter andern auch die Nothwendigkeit solcher Reformen, welche der Untüchtigkeit so wenig als möglich Raum geben, zu schaden, und sie nicht lange Zeit im Verborgenen Uebel stiften lassen.

Digitized by Google

man den Accusationsprocefs und den Inquisitionsprocefs einander entgegenstellt, wobei Oeffentlichkeit u. s. w. und deren Gegentheil nicht nothwendig als ausschliefslich begleitende Formen für das eine und andre Princip zu denken sind; wenigstens nicht für die jetzigen, von dem römischen Verfahren durchaus verschiedenen, Auffassungsweisen. Wie auch die Form jetzt sein möge, das Princip ist schon jetzt das inquisitorische, selbst bei dem neuen Anklageprocefs; es soll, um der Gerechtigkeit zu dienen, und die Verfolgung des Verbrechens, die Handhabung und Anwendung des Gesetzes, nicht der Zufälligkeit einer Anklage, und dem Einflufs der Subjectivität zu unterwerfen, stets von Amtswegen eingeschritten, und in diesem Sinn der Procefs eingeleitet und durchgeführt werden, — so dafs es, wenn in der Periode, wo die Sache vor den eigentlichen Richter d. h. den urtheilenden gebracht wird, die Anklage und die contradictorische Verhandlung in der That nur die, aber unleugbar angemessene, Form für die Geltendmachung eines Princips ist, dessen innere Nothwendigkeit sich behaupten mufste. Der Name und die gehässige, mit gewissen Erinnerungen, die nicht dem deutschen Procefs angehören, verbundene Nebenbedeutung der Inquisition darf nicht von vorn herein ein Vorurtheil gegen das Princip erwecken, welches sich schon im spätern römischen Processe insbesondre bei dem Verfahren extra ordinem wirksam erzeigt, im Canon. Recht sich ausbildete, und von nun an freilich mit einer Form, die dem Wesen der kirchlichen Rüge mehr entsprechen mufste, sich um so leichter Eingang verschaffte, je mehr auch aus der andern, deren Gültigkeit noch die P. G. O. anerkennt, das Leben, die wahrhafte Grundlage geschwunden war, und je weniger die neuen Gestaltungen der beginnenden Staatenbildung, und was damit zusammenhängt, sich mit ihm befriedigt fühlen konnten, was vollends, wenn es jetzt zum Leben zurückgerufen werden sollte, nöthigen würde, eine ganze und doch nicht durchgängig traurige Geschichte der Rechts- und Sittenbildung gleichsam als nicht vorhanden zu betrachten.

Aus der ersten Betrachtung möge aufmerksam gemacht werden auf das, was S. 31 — 41 über die öffentliche Meinung gesagt ist; — viel Treffendes, wenn auch weder erschöpfend, noch völlig zuzugestehend. Die kurze Darstellung des römischen Strafverfahrens (S. 42—57), dann des ältern deutschen (S. 59 ff.), mit seinen Schicksalen kann zwar keinen Anspruch machen für mehr als eine zweckmäfsige Angabe des Hauptinhalts dessen zu gelten, was das geschichtliche Studium bereits zum Gemeingut der Wissenschaft gemacht hat; allein sie ist nicht nur für die Aufgabe, an deren Lösung Alle mitarbeiten, die dazu Beruf fühlen, wichtig, und die Kenntnifs der Geschichte hier selbst von legislativ praktischer Bedeutuug; sondern sie erhält auch eine gröfsere dadurch, dafs während Manche — mit oder ohne Rücksicht auf die gewünschten Reformen, alles Geschichtliche für einen entbehrlichen Luxus, wo nicht gar für schädlich halten — ein Mann, wie der Verf., den Werth desselben durch die That auf die erfreulichste Weise erkennt, und zeigt wie er den Stoff zu handhaben wisse, was denn, nicht blofs Studirenden und angehenden Geschäftsleuten, als ein nützliches Beispiel und Autorität nahe gelegt zu werden verdient.

In der Schilderung der Mangelhaftigkeit des Verfahrens nach der Inquisitionsform und der Ursachen derselben — die, wie schon bemerkt, auch in den Personen, nicht lediglich in den sogenannten Institutionen gefunden werden — stimmt der Verf., obwohl er glaubt „sonst Gründe zu haben, welche dem Inquisitionsprocefs, freilich unter übrigens gleichen Umständen das Wort reden" (S. 71), im Ganzen mit andern gründlichen Beurtheilern überein. Die nicht genügende Stellung des Defensors, das Streben „strenger, junger angehender Geschäftsleute ihre Sporen zu verdienen," die individuellen Gebrechen Einzelner, das „Zwitterding einer blofsen Freisprechung von der Instanz," die Ueberladung der Beamten mit anderweitigen Arbeiten, das Fehlen der wesentlichsten Controlle, in welcher Hinsicht „die peinliche G. O. Carl's V. und die nach derselben eingerichte Praxis unserer, einer höhern Cultur sich rühmenden Zeit, ein beschämendes Muster vor die Augen halte" (S. 82), das Unzureichende der, eine Justizaufsicht bezweckenden Tagebücher, Tabellen u. s. w., die dadurch bewirkte Neigung einer Beschleunigung auf Kosten der Gründlichkeit, werden als Hauptmängel bei der *Untersuchung*, — die Referirmethode, und was mit dieser als Voraussetzung und Folge zusammenhängt, besonders in so fern sie „die herkömmliche, von dem weitschweifigen reichsgerichtlichen Verfahren entlehnte ist (wobei der Verf. die

Digitized by Google

Vorschriften der Preufs. Crim. O. als musterhaft auszeichnet) — als solche bei der *Beurtheilung* zugestanden, und, mit Berufung auf vielfache Erfahrungen gerügt, aber nicht alle dem Procefs, wie er gesetzlich besteht, zur Last gelegt. Dieser soll, weil er geheim ist, schlecht sein: woraus sich bei Unkenntnifs der Sache auch irrige Vorstellungen bilden, sowohl über den Grund des Uebels, der auch noch wo anders liegen könnte, als über die Abhilfen, die man unmittelbar in der Vorstellung eines eben so wenig richtig gekannten Verfahrens findet, welches als Gegensatz von Inquisition und Akten, von Geheim und Schrift, auf die Oeffentlichkeit und Mündlichkeit führe (S. 95).

Dies leitet auf die Frage: „*wie kann geholfen werden?*" (S. 116) Hier zuerst eine einleitende Bemerkung über die Zuständigkeit der Juristen, hierüber wenigstens *auch* ihre Stimme abzugeben — die man von andrer Seite in Zweifel gezogen, oder gradezu in Abrede gestellt hat, über die Wichtigkeit der Sache, bei der noch andre Rücksichten sich geltend machen, als dafs man einer „vermeinten öffentlichen Meinung — ausgehend von Einem oder dem Andern, welche dann ganz oder halb gedankenlos nachgesprochen von Mehreren, endlich lavinenmäfsig verstärkt durch die sich daranhängende Masse von Nachbetern, und zuletzt geglaubt von Allen" (S. 120) — nachgeben und „unter dem Vorgeben einer sogenannten volksmäfsigen Rechtspflege die wichtigsten Interessen des öffentlichen und Privatrechts zum Gegenstande einer müfsigen Schaulust oder der leichtfertigen Genügsamkeit der Menge machen dürfte" (S. 119). Wenn sich dennoch der Verf. für Oeffentlichkeit und Anklageform, nach einem unentbehrlichen, zweckmäfsigen Vorverfahren (oder General-Untersuchung) erklärt, für welches das Untersuchungsprincip und die Form immer nothwendig bleibt, und zweckmäfsig eingerichtet, auch unbedenklich ist — so wird man der Unpartheilichkeit desselben Gerechtigkeit widerfahren lassen, den nicht ungründliche Neuerungssucht, Vorliebe oder Abneigung, bei seinen ruhigen Erwägungen leitet. Indem er mit diesen Formen, hinsichtlich der Beurtheilung der Thatfrage „gesetzlich vorgezeichnete Beweisregeln" fordert, also keine Geschworengerichte im neuern Sinn will, wird er zwar Gegner genug finden, aber ich kann auch hierüber, nach meiner ausgesprochenen und mit Gründen unterstützten Ansicht, mich im Wesentlichen nur einverstanden erklären (S. 122). Auch darin, dafs man sich nicht täuschen und glauben solle, eine neue Form werde alle Gebrechen heilen, alle Willkühr und Unredlichkeit, z. B. der Zeugen, entfernen, überhaupt schon für sich einen bessern Zustand der Rechtspflege herbeiführen, indem „dann noch manche andre dadurch postulirte, zum Theil aber gar bedenkliche Fragen zur Erwägung kommen" (S. 131). Diese werden kürzlich berührt, wonach sich dann bei einer Sache, „die keineswegs so leicht und einfach ausführbar als mancher Reformlustige es sich vorstellen mag," welche fordert, dafs man Alles genau prüfe und das Gute wähle, als Ergebnifs herausstellt (S. 134) — 1) dafs das Untersuchungsverfahren, wie es sich besonders nach der deutschen Praxis darstellt, dem Zweck einer guten Strafrechtspflege nicht entspricht; 2) dafs den Forderungen der Zeit nicht zu genügen ist auf dem Wege einer blofsen Reform des Inquisitionsprocesses, welche das Wesen desselben in seiner bisherigen Gestalt beibehält, also nach wie vor gestattet, dafs das, worauf und warum so, und nicht anders geurtheilt wird, in den Schachten nur Wenigen zugänglicher Akten sich verbirgt, dafs jedoch 3) die inquisitorische Form in Gestalt eines zweckmäfsig eingerichteten Vorverfahrens vor dem öffentlich-mündlichen Anklageprocefs nicht entbehrt werden könne." Diese letzte Betrachtung soll „die *zweite Abtheilung*" rechtfertigen, „die Darstellung der Grundsätze des Untersuchungsverfahrens, oder der verschiedenen Handlungen, welche man in Deutschland besonders unter den Begriff einer General-Untersuchung subsumirt."

Der Verf. hofft, dafs was er über die Anforderungen an einen Inquirenten, und die Bedingungen der zweckmäfsigen Verwaltung seines amtlichen Berufes u. s. w. und über eine bessere Einrichtung der Referirmethode, bemerke, selbst dann, nützlich sein werde, wenn eine Reform im Uebrigen nicht vorgenommen, sondern das bisherige Verfahren beibehalten werde; — es werden, wenn „die bezielten Grundsätze und Angaben in der Praxis Eingang finden, manche bisherige Klagen über unsern Criminalprocefs zum Schweigen gebracht werden, selbst ohne gänzliches Aufgeben des Gewohnten."

Es versteht sich jedoch, dafs damit auch nicht

Digitized by Google

genug gethan ist. Sind wir darin einverstanden, daſs eine neue verbesserte Form und Einrichtung, ohne hinzutretende in jeder Hinsicht tüchtige Gesinnung und Handlungsweise derer, die sie überhaupt und in jedem besondern Falle ins Leben führen sollen — nicht für sich schon eine Gewährleistung für die Erreichung des vorgesteckten Ziels bieten, und geben wir ferner zu, daſs das Dasein der guten Eigenschaften des richterlichen Beamten wohl manche Uebel nicht aufkommen lasse, welche sonst bei dem Untersuchungs-Verfahren in höherm Grade eintreten können, so wird man um so mehr von einer bessern Form und einem sie bestimmenden Princip für die Ausübung erwarten dürfen, je mehr auch bei diesen sich jene Gediegenheit des mit der Rechtspflege betrauten Individuums bekundet, da ja der Sinn der Anforderungen an jene Formen und Einrichtungen nicht sein kann, die entsprechende Subjectivität bei Seite zu setzen, als wenn es dann auf diese gar nicht ankäme. Fast scheint es, als dächten sich Manche die Sache so, nicht grade als ob die Individualität ganz gleichgültig wäre, aber doch, als wenn schon die Form hinreicht, um sie unschädlich zu machen, wo sie an sich nicht die rechte wäre. Denn nach verschiedenen Aeuſserungen, vornehmlich wo die ganze Frage mehr vom politischen Standpuncte als dem rechtlichen aufgefaſst wird, kann man nicht verkennen, daſs Manche die Oeffentlichkeit, Mündlichkeit, und was sonst im Gegensatze zu dem jetzigen Verfahren verlangt wird, ganz besonders das Schwurgericht, als Zwecke betrachten, die um jeden Preis erstrebt werden müſsten, statt daſs sie vielmehr nur als Mittel für den höhern Zweck — den doch Alle wollen — die Verwirklichung des Rechts, die Erreichung der Gerechtigkeit, in Betracht kommen, wo es dann immer Pflicht ist, genau nachzuforschen, ob dieses, oder ein andres Mittel, — die Rechtmäſsigkeit vorausgesetzt — wirklich das geeignete und sichere sei? eine Frage, die so leichthin nicht beantwortet werden kann, und mehr, als nur flüchtige Beobachtungen des Verfahrens in einigen zur öffentlichen Kenntniſs gelangenden Fällen erfordert. Was (S. 137) über die: „nothwendigen Eigenschaften eines Untersuchungsrichters und die allgemeinen Grundsätze und Regeln seiner Geschäftsführung" vorgetragen wird, verdient, auch als Bestätigung dessen, was ich in der Einleitung bemerkt habe, Allen, denen es rechter Ernst um die Kenntniſs der Sache, und insbesondre dem angehenden Praktiker empfohlen zu werden. Viele werden nur Bekanntes finden, wie denn dieser Gegenstand öfters besprochen ist *), und ich will mir deshalb ein weiteres Eingehen versagen — aber Niemand wird ohne Genugthuung die gelungene Darstellung sich aneignen, Niemand verkennen, daſs, was hier geboten wird, aus dem Reichthum eigner Erfahrung, und aus einer Frische des Geistes und des Herzens hervorgegangen sei, die, wie sie sich bewährte zu der Zeit, wo der jetzt Sprechende handelte und im Amt seine Treue und Berufspflicht übte, so auch in der Zeit nicht vermiſst wird, wo der Handelnde zur Rede übergeht, und in der Schilderung dessen, was er fordert von dem Richter, ein Zeugniſs ablegt von dem, was er, gewohnt an sich selbst strenge Forderungen zu machen, sich als Grundsatz seines Lebens im Dienst der Gerechtigkeit aufgestellt hat.

Die Erörterung über die *Veranlassungen einer strafrechtlichen Untersuchung* (S. 161) würde am wenigsten Bedürfniſs sein, da grade hierüber es an vielfacher Belehrung — auch aus den bearbeiteten Rechtsfällen, deren Studium (S. 159) empfohlen wird, nicht fehlt, und zwar sowohl nach der Seite hin, wo Pflichttreue, gehörige Benutzung des Augenblicks, und der einen günstigen Erfolg verheiſsenden Gelegenheit, dem umsichtigen Richter gebieten, jene Veranlassung wahrzunehmen, als nach der andern, wo der Eifer, der so leicht zum Miſsbrauch und zum Unrecht führen kann, seine Grenze an den, stets mit der Gerechtigkeit in Einklang zu setzenden Forderungen der Schonung und Humanität findet, welche ein vorsichtiges Handeln in jedem Sinn gebietet. So anschaulich, auch durch Beispiele, das ist, was hier gesagt wird, so hätte ich doch lieber den leitenden Grundsatz für das Ganze mit gröſserer Bestimmtheit ausgedrückt gesehen.

*) Vgl. *v. Jagemann:* Handbuch der Untersuchungs-Kunde. Th. I. und II. und meine Anzeige desselben in diesen Jahrbüchern. J. 1839. Nr. 38 – 40. J. 1842. Nr. 23. 24.

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

№ 15.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1844.

Der Inquisitionsprocefs mit Rücksicht auf eine zeitgemäfse Reform des deutschen Strafverfahrens überhaupt und besonders auf die Oeffentlichkeitsfrage betrachtet von Dr. Wolfgang Heinrich Puchta.

(Schlufs.)

So wohl dies als was III. „*Untersuchung des Thatbestandes eines Verbrechens*" (S. 178 f.) und IV. „*Mittel um einen Verbrecher* (d. h. Verdächtigen) *gerichtsstellig zu machen*" (S. 191 f.) ausgeführt wurde, ist theils an sich — wie praktisch auch die Anweisungen sein mögen, — so oft und erschöpfend behandelt, dafs eine Wiederholung nur durch besondre Rücksichten Bedürfnifs wird, theils steht es, — wenn man letzteres als Grund der hier folgenden Anweisungen betrachten will, — mit dem Gegenstand des ganzen Werkes, über die Reform unsers Verfahrens, in sehr entferntem Zusammenhang. Nur das kann man allenfalls sagen, dafs die hier mitgetheilten Regeln, so sehr schon die Natur der Sache, die Einsicht und Gewandheit darauf führt, so bestimmt sie theilweise in Gesetzen vorgeschrieben, in Lehrbüchern, Abhandlungen und praktischen Anweisungen vorgetragen, in gut geführten, durch den Druck bekannt gemachten Untersuchungsführungen zur Anschauung gebracht, oder bei Gelegenheit wo unbeachtet, die Nachtheile davon ins Licht gestellt seien, dennoch leider nicht selten verletzt werden, und dafs demnach es immer Noth thue, sie von neuem eindringlich einzuschärfen, wenn man überhaupt hoffen darf, dafs Belehrungen einen Einflufs ausüben, und dafs dies insbesondre durch Bücher geschehe.

Den Schlufs macht V. das „*Verhör des Angeschuldigten*" (S. 230 ff.). Eine Reihe guter, der Erfahrung entnommener Bemerkungen. Zweierlei möge zur nähern Erwägung hervorgehoben werden. Mit Recht wird die Bedeutung des Geständnisses erkannt, und darnach das Bestreben des Untersuchungsrichters, auf die Ablegung eines solchen, wie es gemein- und landesrechtlich allein Gültigkeit hat, nämlich eines freien, und mit allen Eigenschaften der Beweiskraft versehenen, auf rechtlich erlaubtem und sittlich gebilligtem Wege hinzuwirken, gegen die Vorwürfe derer in Schutz genommen, welche theils dem inquisitorischen Procefs, gleichsam als wesentliches Unterscheidungsmerkmal von dem andern, es zuschreiben, dafs um jeden Preis auf ein Bekenntnifs hingearbeitet werde, wobei man es mit den Mitteln nicht eben genau nehme, und nachdem die physische Tortur abgeschafft sei, sich die Anwendung einer geistigen gestatte; theils die Zumuthung, ein Bekenntnifs der Schuld abzulegen — dessen tiefe sittliche Bedeutung dann völlig übersehen wird — für ein Unrecht gegen den Angeschuldigten und Schuldigen halten, theils endlich dasselbe überhaupt für entbehrlich erachten, wobei denn freilich die individuelle Freiheit, deren Schutz doch unleugbar auch der Procefs bezweckt, noch weniger gesichert erscheint, indem mit Beiseitesetzung des subjectiven Rechts des Wissens und Gewissens, dem Angeschuldigten, nicht wie bei der Ueberführung die Gründe seiner Schuld entgegengehalten werden, *ut vix ea, quae commiserit, negare sufficiat*, wo Alles so bewiesen ist, *ut sola confessio deesse videatur*, sondern von Aufsen her, ohne Rechenschaft, ohne Gründe, ein Schuldig über ihn ausgesprochen werden könne, was für das einzig Vernünftige ausgegeben wird. Aber der Verfasser, dem es auch hier nicht an Vorgängern fehlt, richtet seinen Vorwurf auf eine Seite, wo er ungegründet ist. Er greift mit einer Unbilligkeit, die man sonst wohl, aber am wenigsten bei ihm gewohnt ist, die Theoretiker und Procefslehrer an (S. 245. 246) — von denen er meint, „es scheine beinah, als ob sie es darauf abgesehen hät-

Digitized by Google

ten, das Bekenntnifs des Schuldigen, und die Bemühung, es zu erlangen, für minder nothwendig zu halten, und alles nur auf Beweis *) ankommen zu lassen" und dafs „sie sich von der Freiheit oder Zwangslage des Inquisiten gegenüber dem Inquirenten oft gar wunderliche Vorstellungen machen." Jedes Lehrbuch des Strafprocesses zeigt das Gegentheil. Ohnehin können Lehrer und Schriftsteller den deutschen Strafprocefs nicht erfinden, sondern müssen ihn darstellen, wie er sich auf Grundlage der Gesetzgebung und der Praxis gebildet hat. Zur Compensation müssen sich die deutschen Procefslehrer von der andern Seite her, — und diese ist es, welche der Verfasser im Sinn gehabt zu haben scheint, oder an die er doch hätte denken müssen, zum Vorwurf machen lassen, in dem meist mit den Praktikern übereinzustimmen, was zu übersehen, der Verfasser ihnen zur Last legt. Ein Vorwurf, der nicht minder ungegründet ist. Wenn die Theoretiker, da, wo sie nicht die Beobachtung des Gesetzes, sondern dessen Verletzung meinen, welche doch auch vorkommt, auf Mifsbräuche aufmerksam machen und vor dem die Grenzen des Erlaubten überschreitenden Streben, ein Geständnifs zu erlangen, warnen, wenn sie, wo sie von einen höhern allgemeinen Gesichtspuncte ausgehen, als dem, welcher der jetzigen, in Gerichten gebräuchlichen Inquirir-Methode angehört, sich mit Entschiedenheit gegen Alles erklären, was der sittlichen Würde entgegen ist, die selbst in dem Verbrecher, vollends dem nur Angeschuldigten, nur Verdächtigen, zu ehren eine Pflicht ist, was die Rechtssicherheit gefährdet, so erfüllen sie ihren Beruf und verdienen keinen Tadel. Oder, sollte es dem Verfasser wirklich unbekannt und undenkbar sein, dafs hier grofse Mifsbräuche statt gefunden haben, — wenn er meint — es sei geistiger Zwang, und selbst andrer, nirgends zu finden, jedenfalls unschädlich, es sei eine leere Redensart, dafs etwas „*hinein*" und nicht „*heraus*" *inquirirt* werde (S. 246) — da er doch selbst (S. 76. 86. 87 Not. *) theils specielle Mifsbräuche anführt, theils überall von solchen spricht, die nicht der gesetzlichen Procedur, aber der Willkühr mancher, von ihm als erbärmlich bezeichneter Beamten, bei einem, fast aller Controlle entbehrenden Verfahren zur Last fallen! Könnte man dieses nicht gegen ihn geltend machen, und müfste man nicht annehmen, dafs eine vieljährige praktische Beobachtung gar manches dem Verfasser aufgedeckt habe, was er um so weniger für nöthig halten mag, hier zu erwähnen, als er selbst das jetzige Verfahren für ungeeignet erklärt, und als das Geschäft die Fehler unsers Processes an den Tag zu bringen, von der andern Seite mit einem solchen Eifer betrieben wird, der auch dem Guten seine Anerkennung verweigert, so würde jene Aeufserung nur von dem Standpuncte aus erklärt werden können, wonach der stets pflichtmäfsig und gesetzlich verfahrende redliche Beamte, der dabei kein individuelles Interesse, sondern nur eben das des Rechts und der Pflicht hat, sich gar keine Vorstellung davon macht, dafs es auch anders sein könne.

Die *andere* Bemerkung betrifft den *Beweis*. So wie das ganze Verfahren auf diesen sich bezieht, so macht auch die Frage, wie am sichersten der Beweis der dem richterlichen Urtheil zu Grunde zu legenden Thatsachen hergestellt, und wie über dessen Dasein oder das Gegentheil entschieden werden solle, einen Hauptgegenstand des Streits in unsern Tagen aus. Hierüber wäre eine Ausführung vom praktischen Standpunct in höherm Grade Bedürfnifs gewesen, als über Anderes, was in dem Buche besprochen ist. Ob, wenn man das Geschwornengericht nicht als eine politische Institution nimmt, sondern von der Seite der Sicherung des Urtheils über die faktische Frage, — die Zweifel, was Gewifsheit, was Wahrheit sei, dadurch genügend gelöset werden, dafs nichtjuristische Richter, ohne alle Verantwortlichkeit und Angabe von Gründen ihr Verdict aussprechen — mufs billig von denen, welche es aufrichtig meinen mit der nicht für die Gesammtheit allein, sondern auch für den Einzelnen bestimmten Rechtspflege, als ein der Erörterung noch bedürfender Gegenstand aufgestellt werden. Unsere Beweistheorie mag der Verbesserung benöthigt sein, aber ganz verwerflich ist sie gewifs nicht. Der Verfasser handelt davon nicht; doch bringt er gelegentlich Einiges über Indicien bei. Man ersieht jedoch, dafs er (S. 122) „gesetzlich vorgezeichnete Beweisregeln" verlangt, und dafs er nicht für das jetzige Geschwor-

*) Wenn dieser sonst sicher hergestellt wäre, würde dies auch nicht schaden.

Digitized by Google

nengericht sei, gegen welches er die bekannten Gründe vorbringt, indem er unter andern auch anerkennt, „es sei eine Institution mehr politischer, als eigentlich juristischer Natur, wobei es weniger auf eine Garantie der Rechtssicherheit der Einzelnen abgesehen zu sein scheine, als vielmehr auf ein Sicherungsmittel der Volksfreiheit überhaupt, wofür auch ein allenfalsiges Opfer an individuellen Interessen nicht als ein zu hoher Preis angesehen werden dürfe" (S. 266). Aber, setzt er mit Recht hinzu: „das Palladium der Rechtsfreiheit kann doch wohl nicht vollständig gesichert scheinen, wenn — das subjective Fürwahrhalten als Princip der Wahrheit selbst zum Gesetz erhoben wird."

Gegen den Vorschlag, den er (S. 267) macht, den Strafgerichten den Charakter und die Attributionen einer Jury, nur nicht in ihrer ganzen Fülle unbedingt, beizulegen, habe ich mich an andren Orten ausführlicher erklärt. Eine solche Einrichtung ist ein bedenkliches Mittelding. Ich bin der Ueberzeugung, daſs es hier kein drittes giebt, sondern nur entweder juristische Richter, und zwar dieselben über die Thatfrage, die auch die Rechtsfrage entscheiden, dann aber ihr Urtheil in beider Hinsicht durch objective Gründe rechtfertigen müssen — oder — so fern man die politischen Voraussetzungen zugeben könnte, auf denen allein eine Volksjury in wahrem Sinn eine Bedeutung hat, — diese letztere so, daſs sie aus andern, als den richterlichen Personen, welche der Staat ein für allemal ernennt, für den besondern Fall auf geeignete Weise gewählt werde.

Doch, es ist nicht meine Absicht mit dem Verfasser über einen Gegenstand, der von ihm nur gelegentlich berührt ist, zu rechten. Ich wiederhole am Schlusse der Anzeige einer Ausführung, der ich in so vieler Hinsicht beistimmen muſste, daſs dieselbe nicht bloſs von dem Gesichtspunct einer rechtswissenschaftlichen Erörterung aus, und nach der Frage, ob und wieviel etwa Neues, bisher noch nicht Gesagtes, für die Wissenschaft, die Anwendung und die Gesetzgebung beigebracht sei, sondern vornehmlich von dem einer Herzens-Ergieſsung eines Ehrenmannes gewürdigt werden müsse. Wenigstens habe ich, der ich dem Verfasser eine eben so gründliche als wohlwollende Einführung in die gerichtliche und administrative Praxis verdanke, für mich geglaubt, auch diesen zweiten Gesichtspunct, und als einen das Werk auszeichnenden, festhalten zu müssen. Die, welche ihn nicht näher kennen, denen aber das Buch den Eindruck macht, welchen ich in dem Eingang geschildert habe, werden eine erfreuliche Bestätigung finden, wenn sie eine andere Schrift des Verfassers zur Hand nehmen, auf die ich schlieſslich die Aufmerksamkeit lenken möchte: „Erinnerungen aus dem Leben und Wirken eines alten Beamten. Nördlingen 1842."

J. Fr. H. Abegg.

XI.

Ὁ Ἀμάραντος, ἤτοι Ῥόδα τῆς ἀναγεννηθείσης Ἑλλάδος. Δημοτικὰ ποιήματα τῶν νεωτέρων Ἑλλήνων, συλλεχθέντα κτλ. ὑπὸ Γεωργίου τοῦ Εὐλαμπίου. Ἐν Πετρουπόλει, ἐν τῇ τυπογραφίᾳ τῆς Ἀκαδημίας τῶν Ἐπιστημῶν. 1843.

Man muſs es Jedem, der bisher noch ungedruckte neugriechische Volkslieder sammelt und sie auf diese Weise der Vergessenheit im Schooſse des eigenen Volks, das sie geboren, entreiſst und für Andere rettet, aufrichtigen Dank wissen: die Prosa des Organismus unserer Staaten, das theils auflösende theils zersetzende Wasser unserer Alles nivellirenden und reinwaschenden sogenannten Civilisation droht auch ihnen, wie manchem andern Kinde einer äuſserlich traurigen und unglücklichen die Körper sklawisch bindenden, innerlich aber poetischen, und die Geister mächtig anregenden Zeit, mindestens theilweise den Untergang. Ohne allen Zweifel gilt das von Einer Klasse der neugriechischen Volksdichtkunst, die mit der, bei der neuen Ordnung der Dinge in Griechenland wesentlich bedrohten Freiheit und Existenz derer selbst, aus deren Mitte, aus deren äuſserlich und innerlich bewegtem Leben, aus deren Leiden und Kämpfen diese Dichtkunst hervorgegangen ist, selbst wesentlich bedroht ist: nämlich der Klasse der Klephtenlieder. Wir können von dem Gesichtspuncte der Ordnung und der Gesetzlichkeit im Staate den Untergang des Klephtenwesens oder vielmehr Unwesens in Griechenland durchaus nicht beklagen; aber wir haben alle Ursache, zu beklagen, daſs mit ihm so manche herrliche Blüthe der Poesie, so manches Blatt der Geschichte verweht wird und verloren geht. Man muſs daher eilen, diese Volkslieder zu sammeln; denn die Zeit wäscht sie weg, und sie sterben mit der Generation selbst, die da kämpfte. Wie günstig man auch immer von der gegenwärtigen Kunstpoesie der Neugriechen denken mag, und zu welchen Hoffnungen man auch von ihrer Zukunft sich veranlaſst findet: die Zeit selbst ist ihr und diesen Hoffnungen in gewisser Hinsicht gerade nicht sehr günstig. Es fehlt dieser Poesie zum Theil nur gar zu sehr an innerer Wahr-

Digitized by Google

heit, an Freiheit und innerer Nothwendigkeit; es sprofst nicht Alles frei und nothwendig aus sich selbst hervor, es ist dabei zu viel Gemachtes, zu viel Affectation; sie trägt oft zu sehr die Flecken der Parteiung an sich, und dem Volke selbst, der ganzen Gegenwart fehlt es an der rechten poetischen Stimmung: es ist Raisonnement, es sind Doctrinen, es sind Factionen — statt Poesie. Ohne gerade der gegenwärtigen neugriechischen Dichtkunst mehr, als sich gebührt, zu nahe zu treten, kann sie doch, wie sie jetzt ist, bei einem Vergleiche mit der Volkspoesie der Neugriechen nur verlieren. Darum überlasse man die Erstere und die Hoffnungen von ihr — der Zukunft, aber man überlasse sie sich nicht selbst, man beachte sie, wie man die schwellenden Knospen des Frühlings beachtet und freudig-hoffend betrachtet; dagegen sammle man mit emsiger Hand die verwehenden Blätter und Blüthen der Volkspoesie, und thue es um so eher, je mehr schon die bequemen Wortemacher herankommen und mit ihrer gefeilten Waare das gediegene Gold der Berge zu verdrängen drohen.

Mit um so gröfserem Vergnügen haben wir daher auch die vorliegende, in Petersburg erschienene Sammlung neugriechischer Volkslieder empfangen, und mit Vergnügen haben wir das, was sie enthält, näher betrachtet. Leider haben wir davon einen grofsen Theil des gesammten Inhalts schon von vorn herein ausscheiden müssen. Der Herausgeber hat nämlich nicht nur den in den neugriechischen Originalen mitgetheilten Volksliedern zugleich eine russische Uebersetzung beigefügt, sondern auch die Vorrede, in der er sich offenbar über das Wesen und über die Eigenthümlichkeiten der neugriechischen Volkspoesie verbreitet, ist in russischer Sprache geschrieben, und das Nämliche gilt auch von den philologischen und historischen Anmerkungen zu den Liedern. Das Alles ist uns verloren gegangen, wenn es schon, was die Uebersetzung der Lieder, so wie die eines ebenfalls neugriechisch und russisch mitgetheilten Mährchens anlangt, kein besonders grofser Verlust ist. Denn den Hauptinhalt machen doch immer die Volkslieder und das Mährchen für uns aus. Was die Volkslieder dieser Sammlung anlangt, so sind deren sieben und zwanzig; denn das unter No. 28 mitgetheilte Lied auf Markos Botzaris ist kein Volkslied, sondern hat die, wenn nicht anderswoher, doch aus dem „cours de littérature grecque moderne, par Jacovaky Rizo Néroulos (Genève, 1827), S. 116, bekannte Griechin Angelika Pali zur Verfasserin, deren poetisches Genie und Talent zum Improvisiren dort gerühmt wird, und von welcher der Unterzeichnete manche liebliche Dichtung besitzt. Jene 27 Volkslieder, welche, so viel uns bekannt ist, wenigstens in Deutschland, bisher fast durchgängig noch ungedruckt gewesen, gehören theils der Klasse der romantischen, theils der Klephtenlieder, theils der des alltäglichen Lebens (Hochzeitlieder, Neujahrslieder, Mailieder, u. s. w.) an; manche lassen sich nicht besonders klassificiren, und von historischen Liedern, wenn man nicht geradezu annehmen will, dafs alle Klephtenlieder wahre Blätter der Geschichte sind, ist nur eines darunter. Alle diese Volkslieder sind lebensvolle Blüthen des reichbegabten, poetischen Geistes der Neugriechen, die er, in bunter Mannigfaltigkeit, verschieden in Form und Wesen, in Duft und Pracht der Farben, in seiner reichen Schöpferkraft aus den verschiedensten Verhältnissen und Schattirungen des Volkslebens hervorzuzaubern vermag. Diejenigen darunter, die dem häuslichen, gemüthlichen Leben des Volks angehören, die einzelne Sitten und Gebräuche desselben zur Anschauung bringen oder aus ihnen hervorgegangen sind, stellen sich uns dadurch im Allgemeinen klar und verständlich nahe. Andere beruhen mehr auf besondern Volksvorstellungen, die uns weniger klar sind und ferner liegen, dennoch aber das gemüthliche Leben, die Innigkeit des Gefühls, das Reinmenschliche in den Neugriechen wie in dunkler Ferne ahnen und begreifen lassen. Manche sind in ihrer Zartheit und tiefen Innigkeit von einem unbeschreiblichen Zauber, der freilich nicht blofs in dem Sinne der Worte, nicht blofs in den Gedanken, sondern in den Worten selbst, in der rührenden Melodie und Harmonie der Sprache liegt. Das gilt überhaupt von den neugriechischen Volksliedern im Allgemeinen, und es mufs geradezu als eine oft ganz vergebliche Mühe gelten, diese Volkslieder, die unnachahmlich sind, wie der Gesang der Vögel, in einer andern Sprache wiedergeben zu wollen, ohne den Reiz und die ihnen eigene Anmuth zu verwischen. Und dennoch liegt der Wunsch und der Versuch so nahe, sie den Deutschen, die so viel regen Sinn haben gerade für diese reinen und ungekünstelten Naturlaute der Völker, durch Uebersetzungen nahe zu rücken. Der Unterzeichnete, der dies schon bei einigen Gelegenheiten versucht hat, ist sich auch hier eines solchen Wunsches lebhaft bewufst gewesen, da er wenigstens die meisten der hier mitgetheilten Volkslieder dessen für vollkommen würdig erkennen mufs.

Das der vorliegenden Sammlung der Volkslieder beigefügte griechische Mährchen ist, was der Augenschein lehrt, dem frischen, unmittelbaren Leben der Neugriechen entlehnt, die sich, wie aus den Berichten der Reisenden hervorgeht, oft ganze Abende mit solchen Mährchen (Παραμύθια), die Einer im Kreise erzählt, zu beschäftigen pflegen. Es trägt ganz den einfachen, allgemein ansprechenden Charakter der Kindlichkeit und Gemüthlichkeit an sich, den diese Erzeugnisse des Volksgeistes auch anderswo haben, und ist dabei nicht ohne sittlichen Gehalt und Zweck. Es würde auch im Deutschen, so umfänglich es ist, doch nicht blofs den Geist und das Gemüth der Kinderwelt anziehen, sondern auch Erwachsenen einen poetischen Genufs gewähren, und verdiente defshalb wohl eine Verdeutschung.

Theodor Kind.

Berichtigung und Zusatz.

In der Recension von Devit Varr. sent. in nr. 5. d. Bl. lies p. 37 Z. 30 Geflecht st. Geschlecht; p. 38 Z. 38 füge hinzu: Unser Fragment selbst aber findet sich unter Marcius Namen bei Isid. Origg. VI. 8. 12, woher Vinc. jene ganze Stelle entlehnt hat, ebendaher auch mit geringer Abweichung (loquaris für dicas) bei dem Anonymus de metr. hinter Mall. Theod. ed. Heusinger p. 95 (Gaisford scrr. rei metr. Lat. p. 583.).

Hertz.

Digitized by Google

№ 16.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1844.

XII.

Homer's Odyssee, übersetzt von Dr. August Ludw. Wilh. Jacob. Berlin, 1844. *gr.* 8.

Es dürfte nicht leicht unter den deutschen Uebersetzungen altklassischer Werke eine sein, die so nationale Geltung erhalten hat und der wir so wichtige geistige Eroberungen verdanken, als die Vofsische Uebersetzung der Odyssee, deren erste und vorzüglichste Ausgabe im Jahre 1781. vollendet wurde. Hat doch selbst ihre Entstehung viel Eigenthümliches. Denn zwar innerlich froh und häuslich beglückt, aber in grofser äufserer Beschränkung und fast ohne alle Hülfsmittel begann der Altvater der deutschen Uebersetzungskunst seine nie genug zu schätzende Arbeit und wir lesen in seinen Briefen, wie das Werk in der idyllischen Einfachheit zu Wandsbeck und Otterndorf, inmitten häuslicher und amtlicher Geschäfte, zwischen Mutter und Kind, vorschreitet, wie die Hausfrau zur prüfenden Richterin über Wohlklang und Versbau genommen und wie jeder Freund zu Rath gezogen wird, wie Vofs in Feld und Wald nicht minder als auf dem Elbschiffe sein Werk betreibt und wie Alles im Hause an seinem Jubel Antheil nehmen mufs, als es ihm endlich gelungen war über die Orsothyra im Hause des Odysseus ins Klare zu kommen. Rechnen wir zu diesen persönlichen Umständen die seit jener Zeit in Deutschland wachsende Neigung, die klassischen Studien emsig zu pflegen und sich ihren Geist treulichst anzueignen, ferner die Urtheile der ersten Männer der Nation, eines Goethe, Herder, Wieland und F. A. Wolf, welche die Vofs'ische Uebersetzung als eine glänzende Bereicherung der vaterländischen Literatur priesen, und jene berühmte Beurtheilung A. W. Schlegel's (Krit. Schriften I. 74 ff.), deren freimüthige Aufdeckung von Fehlern und Mängeln der verbreiteten Bewunderung nur wenig Eintrag gethan hat, finden wir endlich durch Zeugnisse edler Frauen *) es bestätigt, welch einen gewaltigen Eindruck die Homerische Poesie in Vofs'ens Uebersetzung auf gebildete deutsche Frauen geübt hat — so dürfte wohl unser obiges Urtheil durch die einzelnen Umstände als hinlänglich begründet erscheinen, und unsre Sprache, die zwar nach einem Worte Varnhagen's von Ense (Verm. Schrift. V. 277) auf dem Ambos unter Vofs'ens Hammerschlägen geseufzt hat, ihm eine Ausbildung danken, deren Gewinn noch späten Nachlebenden zu Gute kommen wird.

Aus eben diesen Ursachen verging auch eine ziemliche Reihe von Jahren, ehe wir nach Vofs eine neue Uebertragung der Odyssee erhielten. Erst im J. 1818. zeigte Wolf in einigen Fragmenten aus derselben seine schöpferische Meisterkraft auch in deutscher Zunge und nach seinem Vorgange erschienen die Uebersetzungen von Wiedasch, Schaumann, Kannegiefser, Schwenck, über die zu ihrer Zeit genügend gesprochen worden ist, am Besten von Wilh. Müller im Hermes Nr. XVI. S. 313—353.

Wie wenig aber trotz der ausgezeichneten Verdienste Vofs'ens und Wolf's und einzelner gelungener Leistungen ihrer Nachfolger die Liebe für die Verpflanzung der Homerischen Gedichte auf deutschen Boden erloschen ist, zeigt die vor uns liegende Uebersetzung des Hrn. Geh. Rath Jacob. Der Name dieses Uebersetzers wird nicht zum ersten Male in den Angelegenheiten des griechischen Alterthums genannt. Denn schon seine Quaestiones Sophocleae (1821.) erwarben ihm einen Platz unter den geschmackvollen Kennern der griechischen Tragödie und wenn auch ein grofser Theil seines nachmaligen Lebens bis vor zwei Jahren durch die nächsten Pflichtarbeiten und in praktischen Verhältnissen stets und stark beschäftigt

*) Carol. von Wolzogen, Erinnerungen an Schiller I. 270.

Digitized by Google

war, so hat ihn doch die Liebe zu den klassischen Studien nie verlassen und er sie seinerseits durch die Förderung derselben in den Gymnasien der Provinz Posen auf das Glücklichste bethätigt. Auch Hr. Jacob ist einer von jenen Schülern F. A. Wolf's, die, wie unter den Verstorbenen Wilh. Müller, unter den noch Lebenden Varnhagen von Ense und Joh. Schulze, mit Begeisterung und Zuversicht an der klassischen Philologie festhalten, wenn sie diese auch nicht als ihren unmittelbarsten Lebensberuf anerkennen. Darin lag ja eben Wolf's Gröfse, dafs er mit dem Lichte seines Geistes alle Gebiete des Lebens und der Wissenschaft und auch jede zufällige Umgebung erleuchtete.

In Beziehung auf frühere Uebersetzungen und namentlich auf die von ihm sehr hochgestellte Vofs'sche Verdeutschung der Odyssee, bemerkt der Hr. Verf. im Vorworte Folgendes: „sobald ein Geisteswerk aus einer fremden Sprache in die unsere übertragen ist, gehört es zum Theil unsrer Literatur und unserm Volke an. Aber eben defshalb ist es die ideale Aufgabe aller Uebersetzungen, in dem gebildeten deutschen Leser denselben Eindruck hervorzubringen, welchen der fremde Schriftsteller auf diejenigen macht, die ihn in seiner eigenen Sprache zu lesen im Stande sind. So lange sie noch von diesem, allerdings wohl nie ganz zu erreichendem Ziel entfernt sind, geschieht durch sie dem fremden Schriftsteller um so mehr Unrecht, je mehr er zu den Besten seiner Nation gehört. Denn ihre Mängel verdunkeln seine Vorzüge und erregen statt der Bewunderung und des Genusses, womit er uns in seiner Sprache erfüllt, vielmehr Befremden und den Zweifel, ob er in der That dieser Bewunderung werth sei, oder sie nicht vielmehr nur in Folge einer alten Ueberlieferung und Gewöhnung bei einer gewissen, vielleicht selbst mit ihrem Urtheil und Geschmack hinter ihrer Zeit zurückgebliebenen Klasse über Verdienst geniefse." Dieser Ansicht gemäfs hatte sich Hr. Jacob es als Hauptaufgabe gestellt, „die einfache Natürlichkeit der Homerischen Darstellung und die der Odyssee eigenthümliche Anmuth, sowie die oft unübertreffliche Wahrheit oder Innigkeit ihres Ausdrucks der Gedanken und Empfindungen dem Geiste und den Gesetzen unsrer Sprache auf das Angemessenste wiederzugeben" und wiewohl er wünscht, dafs seine ernsten Bemühungen auch bei den gelehrten Kennern des Alterthums Beachtung finden mögen, so hat er nicht allein für diese gearbeitet. „Ich habe besonders danach gestrebt", so lesen wir im Vorworte, „die Odyssee in unserer Sprache dem längst von der Beschäftigung mit dem Griechischen zurückgetretenen Geschäftsmanne, der nicht mit der griechischen Literatur vertraut gewordenen Jugend und unserer höher gebildeten Frauenwelt in einer lebensfrischen Natur und Gemüth ansprechenden Gestalt zuzuführen."

Wir sehen hieraus, dafs des Uebersetzers vorzügliches Streben auf Lesbarkeit seines Buches im edeln Sinne gerichtet war, wie sie allerdings ein jeder Verf. dem seinigen und ein Uebersetzer ganz besonders seiner Arbeit zu wünschen hat. Eine solche Lesbarkeit aber kann nur dann erreicht werden, wenn die Uebersetzung zum Nationalwerk geworden ist, das heifst, wenn Alles, was den Genius der Sprache oder der Nation beleidigt, wegbleibt. „Aus diesem Grunde, sagt Hr. Jacob, habe ich zuweilen etwas von der Treue geopfert, mit welcher ich mich sonst immer dem Originale anzuschliefsen gesucht habe. Wenn aber die Beobachtung dieser Treue namentlich da gradezu unstatthaft ist, wo die Homerische Auffassung und Ausdrucksweise von der unsern so weit abweicht, dafs eine wörtliche Uebersetzung in uns einen ganz fremdartigen Eindruck hervorbringen würde: so ist die Abweichung von derselben deshalb bedenklich, weil sie leicht zur Willkühr ausartet. Denn das unsern Begriffen oder unsern Gefühlen Widerstrebende in den Homerischen Dichtungen liegt nicht blofs in einzelnen Worten, sondern zuweilen auch in Uebergängen der Rede, sowie in der Natur oder in der Ausführung einzelner Gedanken oder Empfindungen und Vergleiche. Wollte man sich bei diesen dieselbe Freiheit nehmen, welche bei jenen erlaubt oder nothwendig ist, so würden Eigenthümlichkeiten der Dichtung für den deutschen Leser verwischt oder ihm ganz entzogen werden, ohne deren Kenntnifs er sich kein vollständiges Urtheil über das Gedicht würde bilden können." Wenn Hr. Jacob nun ferner versichert, dafs er sich aus solchen Gründen nur mit der gröfsten Behutsamkeit Abweichungen dieser Art gestattet habe, so können wir ihm dies bezeugen und freuen uns zugleich einer Erscheinung, welche, wie die hier anzuzeigende, sich in der Bahn einen neuen Preis zu verdienen wagt, in der ihm Jacobs in seiner Uebersetzung Demosthenischer Reden und Droysen in der Verdeutschung des Aristo-

Digitized by Google

phanes zum Heil der vaterländischen Uebersetzungskunst vorangegangen sind.

Auf solchen Ansichten also beruht die vor uns liegende Uebersetzung der Odyssee. Sie ist lesbar und anmuthig, voll Innerlichkeit und Natürlichkeit und durchaus treu. Diese Treue aber bezieht sich nicht nur, wie häufig in den Vofsischen Uebersetzungen, auf die äufsern Dimensionen, auf Beibehaltung des Sylbenmaafses nach Füfsen und Cäsuren oder, sofern es möglich ist, der gleichen Wortstellung und der nämlichen Redetheile. Sie besteht vielmehr in einer geistigen Treue und in einer zuverläfsigen, nicht übertreibenden Wiedergabe des Inhaltes und Gehaltes, sofern er nicht blofs von dem Verstande, sondern auch von der Empfindung aufgefafst werden soll, sie sucht sich ganz in Homer's Eigenthümlichkeit zu versetzen und von dieser durchdrungen den angemessensten Ausdruck in der Muttersprache zu wählen, der nicht immer der wörtlichste ist, und zeigt auf das Anschaulichste, wie der Uebersetzer mit ganzer Seele und künstlerischer Gesinnung bei seiner Arbeit betheiligt war. Dazu kömmt noch eine sich überall kund gebende, gute Sprachkenntnifs. Auch hierin soll kein Vorwurf gegen Vofs liegen, aber ein Uebersetzer, der in unsern Tagen von den so mächtigen Fortschritten der griechischen Sprachforschung unberührt geblieben wäre, würde eben so grofsen Tadel verdienen, als Vofs zu seiner Zeit durch Fleifs und Gelehrsamkeit des gröfsten Lobes würdig gehalten worden war. Dafs nun aber Hr. Jacob diese philologische Gründlichkeit in einen schönen Einklang mit sprachgewandter Leichtigkeit zu bringen verstanden und die Schwierigkeiten geschickt zu verbergen gewufst hat, die der Sieg ihm gekostet hatte, dafs er trotz der Gesetze, mit welchen ihn die Kunst fesselte, sich in diesen Fesseln so leicht und anmuthig bewegen konnte, als man nur bei Ungefesselten sehen kann — dies betrachten wir als eine vorzügliche Ausstattung seines Buches, die unstreitig den von ihm selbst bezeichneten Kreis von Lesern auf das Beste ansprechen wird. Wir hatten uns in dieser Hinsicht mehrere Stellen, als I. 337 ff. 8. 166 ff. 16. 90—111., zur Mittheilung angezeichnet, müssen uns aber nur auf eine beschränken und wählen ohne langes Suchen die lieben und klugen Worte der Penelope zum Odysseus (23. 209—224), als sie die sichere Ueberzeugung gewonnen hat, dafs er ihr Gemahl sei.

Sei nicht bös auf mich, o Odysseus! Warst du doch immer
Gut und weise vor Allen! die Himmlischen sandten uns Elend,
Weil sie es uns mifsgönnten, vereiniget unsrer Jugend
Uns zu erfreuen und so zu der Schwelle des Alters zu kommen.
Doch nun sei mir darum nicht gram, noch wolle mir zürnen,
Weil ich dich nicht, sowie ich dich sah, gleich freudig empfangen.
Denn mir quälte ja immer das Herz in der Brust die Besorgnifs,
Dafs nicht Einer vielleicht von den Sterblichen käm' und betrög' mich
Durch sein Reden: es sinnen ja Viel' auf schändliche Täuschung.
Hätte sich Helena doch die Argeierinn, Tochter Kronions,
Auch wohl nimmer dem Fremden gesellt in der Liebesumarmung,
Wenn sie gewufst, einst sollten Achaja's tapfere Söhne
Wieder nach Haus sie zurück in die Heimath führen der Väter.
Aber es trieb sie ein Gott, so schmähliche That zu begehen,
Und sie erwog nicht lang in der Brust das betrübte Beginnen,
Welches zuerst auch uns dies Unheil Alles erzeugt hat.

In Beziehung aber auf das ausgesprochene Urtheil, dafs die neue Uebersetzung in manchen Stellen an Erkenntnifs und glücklicher Auffassung des Griechischen die Vofsische überträfe, müssen wir einige Verse als Belege folgen lassen. So Odyss. 2. 144. 145. bei Vofs:

Ob auch nicht endlich einmal Zeus eure Thaten bezahle,
Dafs ihr in unserm Hause auch ohne Vergeltung dahin stürzt.

dagegen Hr. Jacob:

Ob nicht Zeus für die Frevel einmal uns Rache gewähret:
Ohn' Erstattung fielt ihr gewifs dann drinnen im Hause.

indem er sich enger an die Urschrift anschliefst:

αἴ κέ ποθι Ζεὺς δῷσι παλίντιτα ἔργα γενέσθαι·
νήποινοί κεν ἔπειτα δόμων ἔντοσθεν ὄλοισθε.

Gleich darauf V. 154. sind die Worte: δεξιὼ τ' ἤϊξαν διὰ τ' οἰκία καὶ πόλιν αὐτῶν „und dann schossen sie rechts durch Ithaka's Stadt und Gebäude" genauer als bei Vofs „und sie wandten sich rechts und stürmten über die Stadt hin," wobei auch des mit Auswahl vom raschen Fluge der Vögel gebrauchten „schiefsen" zu gedenken ist. Aus demselben Buche heben wir noch die schöne Uebertragung der V. 427. 428. heraus:

voll nun braust' in die Segel der Wind und rings um den Kiel her
rauschte die Purpurwoge mit Macht bei'm Laufe des Schiffes.

Digitized by Google

Wieviel Glück Vofs auch sonst in der Wahl der treffendsten Ausdrücke für Naturschilderungen gehabt hat, so ist hier doch das „donnernde Wogen der Purpurfluth" weder genau übersetzt (κῦμα μέγαλ' ἴαχε steht im Griechischen) noch natürlich für die Nachtfahrt. In einer ähnlichen Stelle (5. 290 ff.) ist von Hrn. Jacob zuerst σύναγεν νεφέλας richtiger übertragen: „er jagt die Wolken zu Hauf," als von Vofs „er versammelte Wolken" und dann der öfters wiederkehrende Vers

und verhüllte mit Wolken
Land und Gewässer zugleich und Nacht sank nieder vom Himmel

statt der ziemlich gezwungenen Wendung: „und dem düstern Himmel entsank Nacht" weit lesbarer geworden. Aus dem achten Buche führen wir zwei Stellen als Beweise technischer Genauigkeit im Uebersetzen an, nämlich V. 151. νῆυς κατείρυσται „das Schiff ward hinunter gewälzt," (wo Vofs das Wort „senken" brauchte), und V. 405.:

von Silber
Ist sein Griff und die Scheid' aus glänzendem Elfenbeine,
Neu, um dasselbe gedreht und gewifs viel wird es ihm werth sein.

wo die griechischen Worte lauten:

ᾧ ἔπι κώπη
ἀργυρέη, κολεὸν δὲ νεοπρίστου ἐλέφαντος
ἀμφιδεδίνηται· πολέος δὲ οἱ ἄξιον ἔσται,

Vofs aber ἀμφιδεδίνηται durch „neu vom Künstler geglättet" übertragen hat. Ferner bemerken wir aus B. 14. V. 6. folgende Uebersetzung der Worte:

ἔνθα οἱ αὐλὴ
ὑψηλὴ δέδμητο, περισκέπτῳ ἐνὶ χώρῳ

wo ein Gehöft ihm
hochaufragend erbaut war, weit in der Gegend zu sehen

und 10, 210. wo περ. ἐν χ. durch „in weithin offener Gegend" wiedergegeben ist. Vofs hat durch seine Uebersetzungen „in weitumschauender Gegend" und „auf weitumschauendem Hügel," unsrer Sprache eine ungrammatische Construction aufgebürdet. Denn mit Recht hat Hr. Jacob an der ältern, auch von Nitzsch (Anm. zur Odyssee Th. 1. S. 65) gebilligten Erklärung des περισκεπτὸς festgehalten und sich nicht durch Döderlein's Hypothese im Specim. glossar. Homer. p. 9 verführen lassen. Ein χωρὸς περισκ. ist ein Ort, der weit und breit gesehen werden kann, den keine Mauern, Häuser oder Bäume bedecken, der vielmehr über sie hinausragt, weshalb auch die dritte Stelle (1. 425. 426)

Aber Telemachos ging, wo hoch in dem herrlichen Hofe
Weit ringsum in der Gegend zu schaun, das Gemach ihm erbaut war

von Hrn. Jacob in dieser Art ganz verständlich übersetzt worden ist und wir uns hiernach das Schlafgemach des verständigen Jünglings Telemachos eben so gut vorstellen können als das Giebelzimmer des trefflichen Hermann im Wirthshause zum goldenen Löwen. Eben so hat sich unser Uebersetzer die richtigere Bedeutung der Worte κουριδίη ἄλοχος nach Buttmann (Lexilog. I. 33 f.) und Jacobs (Verm. Schrift. IV. 288) angeeignet und in 13. 44. nicht mit Vofs geschrieben „die Weiber eurer Jugend," sondern „die erkorenen Frauen." Könnte dies auch noch passender ausgedrückt sein, so erkennt man doch darin den Begriff des rechtmäfsigen, ehelichen Verhältnisses. Von den Ehemännern hat Hr. Jacob in 11. 430. und 24. 199. die Ausdrücke „Ehegemahl und Gatte" statt des Vofsischen „Liebling der Jugend" treffend gebraucht. Dieselbe Beachtung des Sprachlichen zeigt sich in der Uebertragung von Verbindungen wie δῖα θεάων und δῖα γυναίκων, wo nirgends eine superlativische Uebertragung vorkömmt; wie bei Vofs noch geschehen ist, in der Uebersetzung von φόρμιγξ durch „Leute," von γαστὴρ στυγερή (7. 216.) durch den „leidigen Magen" st. des „zürnenden Hungers" bei Vofs und endlich von 22. 227., wo ἀμφίπολος durch „eine der dienenden Mägde" verdeutscht ist, statt des uns jetzt ungewöhnlichen und auch nicht ganz richtigen Wortes: „Kammerbediente." Gleich darauf V. 230.

πείθεις δή μευ θυμὸν, ἀπηνέα περ μαλ' ἐόντα

lesen wir:

jetzo vertrau' ich im Herzen dir ganz, wie hart ich zuvor war.

bei Vofs:

jetzo besiegst du mein Herz und alle Zweifel verschwinden,

was namentlich ἀπηνὴς nicht bedeutet. Eine besondre Genauigkeit hat Hr. Jacob in der Stellung der Pronomina und des Artikels an den Tag gelegt und dadurch seinen Versen häufig eine Natürlichkeit gegeben, welche die steifere Vofsische Manier nicht zu erreichen wufste.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 17.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1844.

Homer's Odyssee, übersetzt von Dr. August Ludw. Wilh. Jacob.

(Fortsetzung.)

So 14. 1. „doch *er* ging von dem Hafen den rauh sich erhebenden Fufsweg," wo Vofs statt *er* den Namen Odysseus, der im Griechischen nicht steht, gebraucht hat, oder 18, 1. „*da* kam landdurchstreichend ein Bettler" (ἦλθε δ' ἐπὶ πτωχὸς πανδήμιος), wo δὲ einen lebhaftern Anfang macht als: „jetzo kam ein Bettler von Ithaka." In 4. 664. schliefst sich den Worten ὅδος ἥδε die deutsche Uebersetzung „*da die* Fahrt" genauer an als das blofse „diese Reise," indem die demonstrative Bedeutung des ἥδε weit weniger hervortritt, und wenn die Uebersetzung in 20, 47. bei Vofs:

Und der Unsterblichen eine bin ich, die deiner beständig
Waltet in jeder Gefahr

das Griechische: αὐτὰρ ἐγὼ θεός εἰμι, διαμπερὲς ἥ σε φυλάσσω Ἐν παντέσσι πόνοις, den Füfsen und Sylben nach sehr getreu wiedergiebt, so möchte Referent doch nicht, obschon bei geringerer Treue, die Jacob'sche für schlechter halten. Sie lautet:

Und ich schirme dich immer, ich selbst, die unsterbliche Göttin,
Wo dich Gefahr nur immer bedroht.

Eben so hat der neue Uebersetzer mit dem alten fleifsigen Meister in Uebertragung der vielen, im Original wiederkehrenden Verse nicht ohne Glück gewetteifert und sich auch nicht immer mit einer und derselben Uebersetzung begnügt, da er wohl wufste, wie bekannt diese Verse einem jeden Gebildeten in Deutschland geworden waren und wie ein nicht geringer Theil der grofsen Verbreitung der Vofsischen Uebersetzung auf ihnen beruht. Einige dieser Uebertragungen sind: „Und sie erhoben, das fertige Mal zu geniefsen, die Hände;" oder: „aber nachdem sie gesprengt und so viel sie verlangte (ὅσον ἤθελε θυμός) getrunken," dann „Wer, und von wannen du bist? wo wohnest du selbst und die Eltern;" oder „Helios aber versank und schattiger wurden die Pfade;" endlich „Götterentstammter, Laertes Sohn, listreicher Odysseus" und die so gewöhnlichen Verse:

Fremdlinge, sagt, wer seid ihr? Woher durchschifft ihr die Wogen?
Ist's wo um ein Geschäft, ist's sonst wie, dafs ihr umherschweift,

wo wir mit Schlegel a. a. O. S. 111 das „von wannen" st. „woher" der ältern Vofsischen Uebersetzung vorziehen, dagegen die Verdeutschung des μαψιδίως ἀλάλησθε für passender erachten als durch „ohne Bestimmung" und „ohne Wahl" in den beiden Vofsischen Ausgaben. Dagegen sind von Hrn. Jacob einige solcher stehenden Ausdrücke beibehalten, wie „der herrliche Dulder Odysseus," der bekannte Vers: „aber nachdem das Verlangen des Tranks und der Speise gestillt war" weicht nur in einem Worte von Vofs'ens Uebersetzung ab, und die nicht minder bekannte Stelle

Als nun Eos am Morgen erschien mit den rosigen Fingern

ist zwar sprachlich genauer als bei Vofs, dürfte jedoch von Vielen dem volltönendern Verse:

Als nun die dämmernde Frühe mit Rosenfingern erwachte

nachgesetzt werden. Mit Recht aber hat er die Vofsische Uebertragung des berühmten Verses (11. 598) vom Sisyphus verworfen und ohne den hier nicht zu duldenden „Marmor" anzubringen oder die unglückliche Zusammenstellung „Donnergepolter" zu gebrauchen, von der Schlegel (S. 146) sehr richtig bemerkte, dafs das Gepolter zu unedel und der Donner für das Rollen eines Steines viel zu hyperbolisch sei, weit wörtlicher und doch auch wohlklingend übersetzt:

Und zu dem Grunde hinunter entrollt' ihm der tückische Felsblock.

Nachdem wir nun eine Anzahl von Stellen namhaft gemacht haben, wo die neue Uebersetzung ihre Aufgabe in einem höhern Grade der Treue und Gewandt-

Digitized by Google

heit gelöst hat, so sind wir es auch der Gerechtigkeit schuldig einige minder gelungene Verse aufzuzählen. Dahin gehört 14. 482.

Sondern ich ging nur so, mit dem Schild und dem glänzenden Gürtel

wo Vofs ζῶμα φαεινόν richtiger „der schöngegürtete Leibrock" übersetzt hat, indem es hier gar nicht einmal der Erwähnung eines Gürtels bedurfte *). Aus demselben Buche sind noch einige weniger gelungene Verse anzuzeichnen, als V. 49. 50.

nachdem er ihm buschiges Laubwerk
Untergestreuet und zottig das Bocksfell darüber gebreitet

wo das Adjectivum „zottig" hart und undeutlich gebraucht ist wie in einer andern Stelle (V. 458):

und laut schnob wässerig immer der Nordwind

das Wort „wässerig," wobei auch ein zweiter Uebelstand durch die Verbindung zweier uneigentlicher Ausdrücke zu einem Begriffe sich herausstellt. Vofs hat die griechischen Worte: ἄη Ζέφυρος μέγας, αἰὲν ἔφυδρος in seiner Uebersetzung: „nafsstürmend sauste der Westwind" besser nachgebildet. Eben so verhält es sich mit dem „Weihgufs" in V. 331., wofür das Vofsische „Trankopfer" natürlicher lautet und V. 441. mit dem „Verbrennen der Erstlingsweihe" (ἄργματα), statt deren Vofs geschrieben hatte: „er weihte die Erstlinge." Weiter vermissen wir den anmuthigen Redeflufs des Uebersetzers in folgenden drei Stellen, zuerst 9. 221. von der Schaafheerde des Polyphemus:

So erst Frühling allein, allein auch wieder die mittlern

wo Vofs freilich auch πρόγονοι durch „Frühling" übersetzt hat, ferner 11. 379.

Zeit ist so zu Gespräch, wie Zeit auch wieder zu schlafen,

wofür Vofs viel lesbarer:

Reden hat seine Stund', und seine Stunde der Schlummer

und endlich 16. 25. 26.

Aber so komm doch hinein jetzt, Kind, und lafs mich dich ansehn,
Dafs mein Herz sich erfreuet! Nun bist du ja hier von der Fremde!

Wenn wir auch in den letzten Worten die Berücksichtigung des ἔνδον durch „hier," das bei Vofs fehlt, beloben, so erscheint uns doch der Ausdruck „*von* der Fremde" weniger leicht als der Vofsische: „du, der erst *aus* der Fremde zurückkommt." In einigen, aber nicht zahlreichen Stellen scheint unser Uebersetzer beinahe die Rolle mit Vofs verwechselt und den Versuch gemacht zu haben ihn in einer ängstlichen Treue zu übertreffen. Den öfters wiederkehrenden Vers z. B. 3. 403. und 7. 347. τῷ δ' ἄλοχος δέσποινα λέχος πόρσυνε καὶ εὐνήν, hat Hr. Jacob gewifs richtiger als Vofs übertragen:

Wo die gebietende Gattin ihm Bett und Lager gewährte,

denn πορσύνειν ist durchaus nicht „schmücken," wie wir bei Vofs lesen. Aber „gewähren" ist doch eine ungenügende Verschleierung des antiken Begriffes (m. s. Buttmann's Lexilogus I. 11. und Wüstemann zu Theocrit. 6. 33.) und scheint nur aus einer gewissen Aengstlichkeit des Uebersetzers in Nennung allerlei körperlicher Gegenstände und geschlechtlicher Zustände hervorgegangen zu sein, die ihn auch in 1. 50. ὀμφαλὸς θαλάσσης hat durch „Mitte des Meers" übersetzen lassen, wo Wolf an dem Ausdrucke „Nabel" keinen Anstofs fand und Axt a. a. O. S. 45 jede andere Uebersetzung eine schreiende Willkühr und falsche moderne Connivenz nannte, gegen die er in einer längern Abhandlung mehrere und zum grofsen Theile wahre Bemerkungen aufgestellt hat. Nun ist allerdings aus der Vorrede zu ersehen und auch von andersher uns bekannt, dafs Hr. Jacob sich besonders auch Frauen zu Leserinnen seiner deutschen Odyssee wünscht: er mufste es also wohl für nöthig halten, solche Stellen zu mildern, welche in der gewöhnlichen Umgangssprache derb oder zu natürlich heifsen. Und so hat er denn auch, ohne jedoch einzelne Verse auszulassen, über die Erzählungen von der Liebe des Ares und der Aphrodite und an dem Ueberfall der Tyro durch Poseidon, möglichst zart hinweggeholfen und in Ausdrücken, wie: τερπέσθην φιλότητι, παρ' ἀλλήλοισι μένοντες, oder: εὐνῆς ἐπιβείομεν, ὄφρα μιγέντε εὐνῇ καὶ φιλότητι und ähnlichen sich bemüht, jeden etwaigen Anstofs zu beseitigen. Vofs hat dagegen, wie auch Schlegel (S. 89 und 92) lobend erwähnt, der leichten, natürlichen Sprache im Homer ihr gutes Recht widerfahren lassen, während er, sonderbar genug, später in seinem Aristophanes die auf Geschlechtsverhältnisse bezüglichen Stellen, gröfstentheils, wo nicht verschleiert, doch durch veraltete oder provinzielle Redensarten unkenntlich gemacht oder in's Allgemeine gespielt hat, wie z. B.

*) In 20. 187. steht nur durch einen Druckfehler *Fuhrleute* st. *Fährleute* (πορθμῆες). Aehnliche Versehen sind 11. 206. 210. und 22. 9.

Digitized by Google

Weiberhafs. 623. 643. 647. 651. Nun ist allerdings eine Schonung des weiblichen Zartgefühls in Schriftwerken der Belobung sehr werth und wir erkennen auch an, dafs die Homerischen Gedichte, wie jedes Werk aus so alter Zeit und selbst die heiligen Schriften der Hebräer, Mancherlei enthalten, was eine Prüfung nach strengen Grundsätzen der Sittlichkeit nicht verträgt, aber wir gestehen auch auf der andern Seite, dafs uns grade im Homer eine zu rücksichtsvolle Maafshaltung weniger nothwendig erscheint. Denn bei ihm giebt sich grade die Achtung des weiblichen Geschlechts auch in der Sprache der Liebe kund, welche, fern von moderner Empfindelei, weder Zweideutigkeit noch Rohheit kennt. Den Genufs der Liebe selbst nennt er ἔργα χρυσέης Ἀφροδίτης, ein Ausdruck, der das, was an sich nicht unkeusch ist, durch die Beziehung auf die Gottheit veredelt, bei der Umarmung des sieggekrönten Odysseus und der Penelope erwartet man Züchtigkeit von selbst; aber auch der heitern Erzählung von der Liebe der Aphrodite und des Ares mangelt sie nicht. Denn nachdem hier die sträfliche That des Gottes mit einem Worte der Mifsbilligung erwähnt worden, wird auch die Wiederholung derselben gleichsam nur angedeutet, während das künstliche Werk, in welchem das frevelnde Paar gefangen ist, mit so ausführlicher Umständlichkeit beschrieben wird, dafs es die Aufmerksamkeit des Lesers fast allein in Anspruch nimmt.

Wir haben uns hier einige Worte aus Jacobs Schrift über die hellenischen Frauen (Verm. Schrift. IV. 238 f.) aus dem Grunde angeeignet, weil dieser gelehrte Mann zugleich ein so weiser Freund der Frauen ist. Und da nun die Homerischen Gedichte eine Fülle ethischer Kraft und Wirksamkeit in sich fassen, da namentlich die ganze Odyssee nach den Worten des genannten Philologen ein Lobgesang der Penelope ist, so übt diese Poesie auch auf reine, unverdorbene Gemüther eine solche Kraft, dafs, wie uns eine mehrjährige Erfahrung bewiesen hat, die Erwähnung des sinnlichen Bedürfnisses ihnen eben so wenig auffällt als wenn der Dichter vom physischen Hunger und Durst spricht.

Nach dieser allgemeinen Erörterung finden wir es im deutschen Sprachgebrauche unzuläfsig, dafs in 3. 486. von den Pferden (σεῦον ζυγὸν) gesagt wird: „das Joch hüpfte um den Nacken," dafs die Uebersetzung „ein Mal schütten am Meeresgestade" (11. 75. σῆμα χεύειν) und „ein Bett an der Erde geschüttet" (εὐναὶ βεβλήαται, ebds. 194.) von Hrn. Jacob zu gewissenhaft auf Kosten der Angemessenheit des Ausdrucks gemacht und hier hinter der Vofsischen zurückgeblieben ist. Dasselbe müssen wir von der gepriesenen Stelle in 19. 205 ff. behaupten:

Wie um die äufsersten Spitzen der Berghöhn schmelzend der Schnee fliefst,
Welchen der Ost auflöst, nachdem er gefallen mit Westwind,
Aber es schwellen die Flüss' in dem Lauf an, wie er dahin schmilzt:
So schmolz auch ihr schönes Gesicht von den rinnenden Thränen
Um den Gemahl, der neben ihr dasafs.

Eine Vergleichung mit Vofs wird auch wieder ergeben, wie genau sich Hr. Jacob an das Griechische gehalten hat, so v. 205. an die ἀκροπολὰ ὄρη, oder v. 207. an das ποταμοὶ πλήθουσι ῥέοντες, die bei Vofs glücklich, aber nur nicht so wörtlich durch die „dem Ufer entschwellenden Ströme" verdeutscht sind, aber schwerlich können wir im Deutschen sagen: „das Gesicht schmilzt" und Vofs'ens Vers:

Also flossen ihr Thränen die schönen Wangen herunter

bewegt sich mit mehr Innigkeit und Natürlichkeit, wenn gleich er den Begriff des griechischen τήκετο παρήϊα nur unvollkommen wiedergiebt.

Eine Vergleichung beider Uebersetzer führt uns weiter zu einer der glänzendsten Seiten der Homerischen Poesie, zu den Beiwörtern. Bekanntlich hat Vofs hier eine Anzahl von Uebersetzungen geliefert, die, wenn auch gegen einzelne in sprachlicher Hinsicht Schlegel und Andre gegründete Einwendungen zu machen sich veranlafst sahen, doch dem deutschen Ohre so lieblich oder prächtig geklungen haben, dafs sie ein volksthümliches Gemeingut geworden sind, so dafs die sich einförmig wiederholenden Bezeichnungen, als die blauäugige Göttin Athene, der herrliche Dulder Odysseus, der helmumflatterte Hektor, der Rufer im Streit Menelaos, der verständige Jüngling Telemachos und andre überall, im Bewufstsein allgemeiner Verständnifs, angewendet und wiederholt werden. Mehrere derselben hat Hr. Jacob beibehalten, andre bald glücklich, bald weniger glücklich mit neuen Uebersetzungen vertauscht. Wir werden von beiden Arten einige Beispiele geben. Die „blauäugige Athene" ist zwar nicht zu einer glauäugigen Göttin nach Wolf's

Digitized by Google

Vorgang (Lit. Anal. III. S. 152) geworden, wohl aber zu einer „helläugigen" in gröfserer Uebereinstimmung mit den neuern Forschungen von Nitzsch a. a. O. I. 14. und Lucas in der Abhandlung de Minerva Glaucopide (Bonn 1831), die ὑγρὰ κελευθὰ sind bei ihm „flüssige Pfade," das ἅλς ἀτρυγετὸν „die Oede des Meeres," (besser die „unwirthbaren Meeresgewässer" bei Wolf), das ἅλς πολιὸν die „grauliche Fluth," die μελέα γναμπτὰ die „schmeidigen Glieder," die χαμαιεύναδες σῦες „erdegelagerte (bei Vofs „erdaufwühlende") Säue und so andre ähnliche Ausdrücke. Weniger behagen uns dagegen die „heilige Salzfluth" statt der „heiligen Meersfluth" bei Vofs, die „ewigen Beller" (κύνες ὑλακομωροι) statt der „wachsam bellenden Hunde," die „purpurwangigen Schiffe statt der „rothgeschnäbelten Schiffe," wenn gleich Hr. Jacob hier wörtlicher als Vofs übersetzt hat, der noch richtiger die „rothschnäbligen Schiffe" geschrieben haben würde, weil das Schiff einem rothen Schnabel nicht ähnlich ist, sondern einen rothen Schnabel hat. Aber die Uebersetzung der κορὺς χαλκοπαρήος (24. 523.) ist in beiden Verdeutschungen verunglückt, so wie auch die des Adjectivums ἠεροειδής in 12. 80. „benachtet" bei Vofs, und „von Schatten umnachtet" bei Hrn. Jacob; die anmuthige Malerei des griechischen Wortes ist unerreicht geblieben. Dasselbe Wort in 5. 280. (εἴσατο δ', ὡς ὅτε ῥινὸν ἐν ἠεροειδέϊ πόντῳ) hat Vofs durch

Dunkel erschien sie ihm, wie ein Schild, im Nebel des Meeres

für den deutschen Leser ansprechender übersetzt, als Hr. Jacob:

Und wie ein Schild erschienen sie ihm in der dunstigen Meerfluth,

wo *dunstig* leicht den Nebenbegriff des Häfslichen, Unangenehmen bekömmt, der dem griechischen Worte fremd ist. Das Gegentheil eines recht hellen, schönen Landes hat der neue Uebersetzer in seiner Verdeutschung des εὐδειελος durch „sonnig," wie auch schon Vofs vor ihm, wiederzugeben gesucht. Indefs hatte schon Passow kurz und bündig gezeigt, dafs eine solche Uebersetzung zwar die gelehrtere (Buttmann's Lexilog. II. 95.) wäre, aber auch die gesuchtere und gezwungnere, weshalb er so wie auch Nitzsch (III. 6.) dabei beharren das wohl sichtbare, weithin kenntliche Ithaka unter 'Ιθακὴ εὐδειελος zu verstehen. Dafür spricht nicht allein der Gebrauch der alten Dichter, den ich in meinen Quaest. Epic. p. 26. erläutert habe, sondern auch die Erfahrung, dafs alle Menschen sich bedeutende Gegenstände stets höher als breiter in der Einbildungskraft vorstellen und dafs der Erzählende oder Malende seinem Bilde hierdurch mehr Charakter, Ernst und Würde verschafft. Ein Beleg hierzu ist eine interessante Wahrnehmung Goethe's auf seiner italiänischen Reise (XXVIII. 226.), als er sich in der Nähe der Scylla und Charybdis auf dem Meere befand. Endlich bemerken wir noch zwei Wörter, die Hr. Jacob in verschiedenen Stellen verschieden übertragen hat, vielleicht, wie er von einem andern Falle im Vorworte erwähnte, weil ihm keine Uebertragung so ganz zusagte, dafs er sie überall hätte aufnehmen mögen. Das eine derselben ist das Beiwort διακτορὸς, indem 1. 84. Hermes „der bestellende" heifst und 5. 43. „der eilende," wofür Vofs ihn in beiden Stellen den „rüstigen" genannt hat. Aber Hermes ist ja, wie Nitzsch a. a. O. I. 23 f. und schon vor ihm Böttiger in den Vasengemälden I. 2. S. 113 hinlänglich nachgewiesen haben, ein Bote im besten Sinne des Wortes, der selbstthätige, wenn auch beauftragte Geleiter und Helfer, wefshalb Wolf's Uebersetzung in 1. 84.

Auf, dann wollen wir Hermes, den Boten, den Argosmörder
Hin zur ogygischen Küst' abfertigen

allen andern vorzuziehen war. Das andre Beiwort ist ἀμυμὼν, welches Hr. Jacob „fehllos," „muthig" oder „untadelich" (3. 12. 10. 50. 16. 237. u. a. O.) übersetzt hat, in der bekannten Stelle 1. 29. aber uns den „edelerzeugten Aegisthos" gegeben hat. Auch hier war Wolf's Uebertragung „Aegisthos fürstliche Macht" dem Sinne ganz entsprechend und durch Analogieen, wie: Telemachos heilige Stärke und Alkinoos heilige Kraft, hinlänglich gerechtfertigt, wenn der Uebersetzer in der genannten Stelle das Beiwort „tadellos," welches auch Vofs gewählt hat, für unpassend halten sollte, worin wir ihm freilich nicht beistimmen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 18.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1844.

Homers Odyssee, übersetzt von Dr. August Ludw. Wilh. Jacob.

(Fortsetzung.)

Wir dürfen zu solchen nicht in der einen und derselben Weise übertragenen Beiwörtern auch das Wort ὑπερφίαλος rechnen, für das Hr. Jacob, wie vor ihm bereits Voſs, abwechselnde Uebersetzungen gewählt hat, wobei Buttmann's Bemerkungen (Lexilog. II. 95 f.) mit Recht benutzt sind. Daher heiſsen die μνηστῆρες und die Κύκλωπες ὑπερφίαλοι „trotzige Männer," „übergewaltige Freier" oder „Frevler," als Adverbium ist das Wort durch „schnöde," „gewaltig" und „heftig" wiedergegeben und in der schwierigsten Stelle (21. 298), wo Antinoos selbst den Freiern dies Beiwort ertheilt, übersetzte Hr. Jacob recht glücklich:

Hältst du es nicht für genug mit uns, den gewaltigen Freiern,
Hier bei'm Schmaus gar nichts von dem Mal zu entbehren, —

wobei wir jedoch nicht übergehen dürfen, daſs auch Voſs durch seine Verdeutschung „in unsrer stolzen Versammlung" den Sinn des Wortes passend dargelegt hat. Uebrigens ist eine solche Abwechselung in den angeführten und in andern Stellen durchaus nicht tadelnswerth, da auch Homer die Beiwörter nicht immer im nächsten Zusammenhange gesetzt, sondern nur zur anmuthigen Begleitung des Hauptwortes angewendet hat, worüber sich bei Wiedesch zu Odyss. 1. 29. eine gute Bemerkung findet. Da nun die neuern Sprachen eine solche Freiheit der Rede nicht kennen und der Gebrauch der wiederkehrenden Beiwörter bei den des Griechischen unkundigen Lesern leicht einigen Anstoſs erregen könnte, so sind solche Uebersetzer zu loben, welche ohne der alten Sprache etwas zu vergeben, den aus ihr übersetzten Werken die möglich gröſste Lesbarkeit auch in dieser Beziehung zu verschaffen streben.

Wenden wir uns hierauf zu den am häufigsten wiederkehrenden Beiwörtern bei Gegenständen des gewöhnlichen Lebens, als φιλὸς, θοὸς, δῖος, διογενὴς, ἀμβρόσιος, ἱερός, μέλας und ähnlichen, so müssen wir die Gewissenhaftigkeit und Zierlichkeit im Ausdrucke des Hrn. Uebersetzers genügend anerkennen. Die Adjective δῖος, διογενὴς, ἀντίθεος und andre dieser Art sind durch „göttlich," nicht aber durch „herrlich" oder „trefflich" übersetzt, in φιλός ist die ganze Eigenthümlichkeit der Homerischen Gemüthssprache durch unser *lieb* bezeichnet worden (m. vgl. hierzu Axt's gute Bemerkung in seinem Buche über Gymnasien und Realschulen S. 41 f.) und nur einmal (24. 514.) sind die φιλοὶ θεοὶ zu „gnädigen Göttern" geworden, wo Voſs das Beiwort ganz unübersetzt gelassen hatte, dagegen in 4. 743. νύμφα φίλη im Munde der Eurykleia einfacher durch „liebes Kind" wiedergab als Hr. Jacob durch „theure Gebieterin." Nur sind beide in der Uebersetzung des νύμφα nicht ganz glücklich gewesen, indem das deutsche Wort „Frau" den Begriff vollkommen ausgedrückt hätte, weil mit demselben weibliche Dienstboten noch jetzt die Hausfrau zu bezeichnen, ja in einigen deutschen Ländern sie sogar mit „Frau" anzureden pflegen. Wie hier steht νύμφα auch Il. 3. 130. und in spätern Nachahmungen, zu denen auch der Gebrauch des lateinischen nympha gehört, worüber die Ausleger zu Ovid. Heroid. 1. 27. nachzusehen sind. Weiter bemerken wir die Verdeutschungen der mit πέπλος zusammengesetzten Wörter als die „schleierumwallte" (15. 151. τανύπεπλος), die „lieblich umschleierten" (21. 161. εὐπέπλοι) und ähnliche, die zwar recht schön klingen, aber doch eigentlich etwas anderes besagen als die griechischen Beiwörter vermöge ihrer Abstammung von πέπλος, der doch kein Schleier (καλύπτρα oder κρήδεμνον, s. Nitzsch zu Odyss. 5. 230.) war, sondern ein shawlartiger Ueberwurf, der durch die Nadelspangen oder durch den Gürtel festgehalten wurde. Daher hat Voſs und Hr. Jacob in 18, 291. πέπλος ganz richtig durch „Gewand" übersetzt und eben so der letztere

Digitized by Google

auch φᾶρος ἀργύφεον in 5. 230. recht malerisch durch „wallendes Silbergewand." Richtiger bei Voſs finden wir die γῆ μελαίνα durch „dunkeles Festland" übertragen statt des unverständlichen Ausdrucks „die fruchtbare Veste" und das „meerdurcheilende Schiff" (14. 295.) statt des „meerdurchwallenden" genannt, welches Wort aber Hr. Jacob zum Theil für seine Uebertragung des Ὠκεανός βαθύῤῥοος und ἀκαλαῤῥειτὴς benutzt hat, der bei ihm „Okeanos sanft und tief hinwallender Strom" heiſst. Wörter, wie σχέτλιος und πότνια, konnte der Uebersetzer nicht immer in derselben Weise wiedergeben und so finden wir für das erstere abwechselnd „grausam" (3. 161.), „rasend" (12. 21.), „frevelnd" (21. 28.), für das zweite „erhaben" (5. 215. 20. 61.), „verehrlich" (21. 172), „würdig" (24. 330.) und „heilig" (13. 290), das auch schon Voſs in dieser Stelle als von besonders guter Wirkung gebraucht hat und das sich überdies mit dem Begriffe des Herrschenden und Waltenden, den Schlegel a. a. O. S. 91 mit Recht hervorgehoben hat, gut verträgt. Aus welchen Gründen die πεδιλα ἀμβρόσια in „göttliche Sohlen" verwandelt sind, bekennen wir nicht recht einzusehen. Voſs hatte das charakteristische Beiwort festgehalten und Axt's Erörterung a. a. O. S. 45 beweist die Richtigkeit seiner Auffassung.

Bekanntlich hat Schlegel in mehreren Stellen seines Aufsatzes es der Voſsischen Uebersetzung der Odyssee (und namentlich der spätern, weit weniger der ersten) zum harten Vorwurf gemacht, daſs in ihr die Gesetze der deutschen Sprache verachtet wären und daſs hierdurch ein beklagenswerthes Beispiel gegeben sei, wie ein sonst vortrefflicher Dichter und gelehrter Mann sich einzubilden vermag, man könne die deutsche Grammatik unterjochen und nach einem fremden Muster ummodeln. Wir haben also zu untersuchen, wie sich Hrn. Jacob's Uebersetzung zu diesem Vorwurfe verhält. Und da müssen wir wiederholen, daſs bei dieses Uebersetzers mehr qualitativer als quantitativer Art sein Buch durch Leichtigkeit und Innigkeit des Ausdrucks eine gute Wirkung, die wir auch durch mehrmaliges Vorlesen erprobt haben, hervorbringen und die Urtheile über den Kunstwerth des Originals bei denen, die kein Griechisch verstehen, steigern wird. Zu einzelnen Bemerkungen und Ausstellungen geben uns folgende Eigenthümlichkeiten des Uebersetzers Veranlassung.

1. Derselbe hat mit Glück an verschiedenen Stellen freiere Wendungen der griechischen Sprache nachgeahmt, wie sie durch Voſs aufgekommen und von unsern besten Dichtern beibehalten und ausgebildet sind. Dahin gehören die Stellen

damit wir dem Zeus auch alle, dem Donnererfreuten,
Sprengung weihn, deſs Schutz ehrwürdige Fremde geleitet.
(7. 165.);

und in demselben Buche V. 323.

Denn sehr weit sei dies, so erzählen sie, die es gesehen,
Männer von uns.

Ferner 22. 353.

Sondern sie zwangen mich, ihrer so viel' und so starke, zu kommen

und V. 395.

Auf jetzt, Mütterchen, komm in den Saal, die uns in dem Hause
Ueber die dienenden Mägde die Aufsicht lange geführet.

In der ersten dieser Stellen, die mit andern eine gewisse Hinneigung zur gewöhnlichern Sprache des traulichen Verkehrs zeigen, wird die freiere Stellung des Genitivs durch Goethe'sche Verse gerechtfertigt, z. B. in Hermann und Dorothea IV. 13.

Stellte die Stützen zurecht, auf denen beladen die Aeste
Ruhten des Apfelbaums

und in der fleiſsigen Sammlung Viehoff's im Archiv für den Unterricht im Deutschen (1843.) H. 1. S. 16 f., H. 2. S. 13 und H. 4. S. 108. Eben so verhält es sich mit der Nachstellung desselben Casus in 9. 287. „Polyphemus — wilden Gemüthes" und in ähnlichen Verbindungen, die Goethe in unsre Sprache eingeführt hat, wie in dem angeführten Gedichte (IV. 66.): „der Jüngling, edeln Gefühles." Aber Stellen, wie 9. 297.

Fleisch von Menschen verschlingend und Milch dann lauter getrunken

oder 11. 39.

Auch ganz zart noch Mädchen und doch voll Kummer im Herzen

scheinen uns weniger zu billigen, da sie auſser der fremdartigen Construction auch undeutlich und zweideutig sind.

2. Diesen letztern Fehler haben wir im Ganzen nur an wenigen Stellen zu rügen, zu denen wir folgende rechnen. 7. 64.

Den traf Sohnlos noch mit dem silbernen Bogen Apollon,
Eben vermählt im Pallast

und ebendas. 337.

Aber die Jungfraun hieſs nun Lilienarmig Arete
Unter der Hall' ein Gestell aufsetzen.

Digitized by Google

Dann 8. 475.

Während er sich von dem Rücken des Schweins mit den mächtigen Hauern
Fettumwachsen ein Stück abschnitt.

und 12. 335.

Aber der Süd nur wehte den Mond und nimmer erhob sich
Irgend ein anderer Wind,

wo schon Schlegel bei der ähnlichen Vofsischen Uebersetzung gefragt hat, ob der Süd den ganzen Mond hindurch geweht hat oder ob er den Mond weggeweht habe, den Himmelskörper nämlich. Dahin gehört auch die „badende Magd" (20. 297.), wo man nicht weifs, ob es die sich selbst, oder einen andern im Bade bedienende Magd sein soll. Ferner bezweifeln wir den echt deutschen Gebrauch eines solchen Dativs, wenn Hr. Jacob in 7. 74. von der Arete sagt:

Dafs sie den Männern sogar Zwist beilegt, denen sie wohl will

oder vom Eurymachos 22. 70.

Nie mehr hemmet uns, Freunde, der Mann die entsetzlichen Hände.

3. Dagegen finden wir es trotz Schlegel's Tadel (S. 132) gar nicht anstöfsig oder mit dem Geiste der deutschen Sprache unvereinbar, wenn die Adjective ihren Substantiven zur bessern Bestimmung oder weitern Ausführung nachgesetzt werden. Schiller und Goethe haben dies oft gethan, z. B. in des letztern Hermann und Dorothea I. 10. „das überrheinische Land, das schöne," und in andern Stellen bei Vichoff I. 1. S. 13. Demnach auch Hr. Jacob in 19. 545.

Sei du getrost, o Ikarios Tochter, des ferne gepries'nen

und ohne Wiederholung des Artikels in 9. 22.

wo ein Gebirgshaupt
Neriton, waldumrauscht sich erhebt

oder in 10. 261.

Sprach's, da warf ich sogleich mein ehernes Schwert um die Schultern,
Grofs, mit silbernen Buckeln geziert.

Aber wenn 12. 73—75. übersetzt worden ist:

Es ragt mit dem spitzigen Scheitel
Einer empor zu dem Himmel und rings umfangen ihn Wolken,
Tiefblau, welche sich nimmer verziehn

so weifs der Leser im ersten Augenblicke nicht, worauf er das Beiwort „tiefblau" zu beziehen habe. Ferner verstofsen gegen den Sprachgebrauch solche Nachstellungen der Adjectiva, wie 12. 374. „Lampetia, Schleierumwallet" oder mehrere prägnante Constructionen, als 3. 307.

Dies vollbracht nun, gab er im Volke das Mal der Bestattung,

11. 254.

Doch sie, schwanger, gebar ihm den Pelias und den Neleus

14. 207.

Aber die Keren des Todes, genaht, ergriffen und führten

und 20. 366.

Und den Verstand in der Brust, noch nicht sich selber entfremdet.

4. Sollen wir nun noch in der beträchtlichen Anzahl so vieler guten und lesbaren Verse einige grammatische Unrichtigkeiten herausnehmen, so wäre es zuerst die von Hrn. Jacob mit besonderer Vorliebe gebrauchte Construction der beiden Verba weilen, als 9. 29.

Wohl zwar weilte mich dort die erhabene Nymphe Kalypso

oder 1. 197. und 23. 343., und *werfen* (10. 499), ferner der auffallend gesetzte Singularis „zahllos Ferkel" (14. 73.), die ungewöhnlich gebildeten Adjectiva „fehllos" (ἀμύμων 3. 111.) und „wölbig" (νηῦς γλαφυρὴ) und die, uns wenigstens neuen Substantiva „Geltkuh" (βοῦς ἀριστή 11. 30.) und „Abstamm" (19. 167.) so wie die mit ungewöhnlichen Endungen „das Bettstell" (3. 399.) und „die Wäschen" (πλυνοί 6. 40.).

Nach diesen sprachlichen Erörterungen haben wir noch die Technik des Versbaues zu besprechen. Hören wir zuvörderst hierüber Hrn. Jacob selbst im Vorworte. „Da ich mir als Leser meiner Uebersetzung vorzugsweise nicht sowohl gelehrte Philologen, als vielmehr allgemein gebildete Männer und Frauen dachte, so konnte wohl bei mir die Frage entstehen, ob ich nicht für dieselbe statt des allerdings bei uns noch immer nicht einheimisch gewordenen, Vielen sogar unangenehmen Hexameters eine andre Versart wählen sollte. Mir ist indefs eine Willkühr dieser Art, zumal bei der Innigkeit, mit welcher sich in den alten Dichtungen Form und Inhalt gegenseitig durchdringen, auf das Entschiedenste zuwider." „Was die epischen Sänger," so heifst es weiter, „im ganzen Alterthum zur Wahl des Hexameters bestimmt hat, das mufs uns auch meines Erachtens jetzt noch für diese Versart, selbst in unsrer abweichenden Nachbildung derselben, entscheiden. Denn jugendlicher als der Jambus, wel-

Digitized by Google

cher der reifern, mehr von dem Gedanken durchdrungenen und beherrschten Dichtung angehört, und anspruchsloser als die Stanze in ihrer modern gefälligen Künstlichkeit, eignet nur er sich, wie es mir scheint, dazu, eben so die einfache, oft redselige, immer aber liebenswürdige Natürlichkeit, als die ernstern Schönheiten der alten Dichtung in ihrer unerschöpflichen Mannigfaltigkeit wahr und treu abzuspiegeln. Ueberhaupt aber übt bei dem Eindruck, welchen ein jedes Gedicht auf unser Gemüth macht, die Versart, in welcher es zu unserm Ohre tönt, ja selbst nur vor unsern Augen daliegt, einen so eigenthümlichen, mächtigen Einflufs, dafs die Vertauschung derselben mit irgend einer andern schon für sich allein die Uebersetzung des Gedichts von der Möglichkeit, ihr höchstes Ziel zu erreichen, ausschliefst."

Wir müssen hierbei zuerst unserm Uebersetzer in der hinsichtlich des deutschen Hexameters ausgesprochenen Ansicht vollkommen beistimmen. Denn wenn auch Jedermann weifs, wie viel zwischen deutscher und griechischer Sprache, deutschem und griechischem Sinne liege, so ist es defshalb nicht nöthig mit dem Grafen Platen und Andern die Einführung des Hexameters in die deutsche Sprache als eine Verirrung zu betrachten oder der von Wackernagel in der Vorrede zu seinem deutschen Lesebuche vorzugsweise verfochtenen Ansicht beizutreten, als ob für unsre Rhythmik nur in der Rückkehr zu den einheimischen Versmaafsen das Heil zu erwarten sei. Im Gegentheil und bei aller Achtung gegen die klangreichen Versformen der mittelhochdeutschen Zeit wird Niemand leugnen können, dafs wir der Einführung der alten Sylbenmaafse in die deutsche Poesie durch die Arbeiten Klopstock's, Ramler's, Vofs's, Goethe's, Schlegel's, Wolf's, Humboldt's und Andrer die wichtigsten geistigen Fortschritte in unsrer Sprache verdanken und dafs diese, welche lange Zeit in der Reimform und in der Eintönigkeit des jambischen und trochäischen Rhythmus gebunden war, erst vermittelst jener Leistungen den Schwung genommen, durch den sie einige der früher gebildeten Sprachen des neuern Europa überholt, keiner aber den Vorzug gelassen hat. Und eben diese Ueberzeugung hat, nachdem Vofs sich des Hexameters bemächtigt und mit überlegener Einsicht durch Lehre und Beispiel die Forderungen der Kunst ausgesprochen hatte, viele tüchtige Männer neben einer Anzahl leichtsinniger und sorgloser Versmacher zu wiederholten Versuchen veranlafst, dem deutschen Hexameter gröfstmöglichste Vollkommenheit zu geben und die Klagen über Härte und Schwerfälligkeit desselben zu beseitigen. Da nun solche meistens von solchen deutschen Lesern ausgehen, die es nicht gewohnt sind, das Material der Muttersprache mit einer gewissen Abstraction von deren natürlicher Bewegung in accentuirendem Rhythmus dem quantitirenden Gange des hexametrischen Verses anzupassen, so haben die namhaftesten Uebersetzer der Alten, wie Fr. Jacobs, Falbe, Kirchner und W. E. Weber, nicht unterlassen, ihren Verdeutschungen längere oder kürzere Abhandlungen über die Eigenthümlichkeit der von ihnen gebauten Hexameter voranzuschicken. Einen wichtigen Aufsatz dieser Art hat auch der Divisions-Prediger Monjé zu Düsseldorf in dem genannten Viehoff'schen Archive (1843. H. 2) veröffentlicht, dessen wir hier um so lieber gedenken, weil in der Probe einer Gesammtübersetzung der Ilias, die uns so eben in der gedachten Vierteljahrsschrift (1844. H. 1.) zu Gesicht kommt, der Hexameter sich in einer sehr vollendeten Gestalt zeigt und dadurch die Aufgabe, wie die klassischen und die romantischen Versbildungen in unsrer Sprache neben einander bestehen können, in recht befriedigender Weise gelöst zu werden scheint.

Hr. Jacob hätte nun, da er sein Buch nicht blofs für solche, die durch Umstände oder Verhältnisse von dem Genusse des griechischen Homer zurückgehalten sind, bestimmt hat, ebenfalls eine solche Darlegung seiner metrischen Grundsätze voranschicken können. Er erwähnt aber nur, dafs er allerdings die in der Odyssee zu Grunde liegenden Gesetze des Hexameters befolgt, sich aber auch manche Abweichungen von ihnen erlaubt habe. Als solche nennt er die Zulassung des Trochäus, jedoch nur aus überwiegenden Gründen, den Gebrauch ungetheilter Wörter im dritten Fufse des Hexameters, ohne Cäsur, und in einigen seltenen Fällen, jedoch kaum öfters als es im Originale der Fall ist, die Anwendung der weiblichen Cäsur im vierten Fufse auch da, wo die letzte Sylbe des Dactylus zu dem mehrsylbigen folgenden Worte gehört.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 19.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1844.

Homer's Odyssee, übersetzt von Dr. August Ludw. Wilh. Jacob.

(Schlufs.)

„Es ist wohl," sagt Hr. Jacob bei dieser Gelegenheit, „die allerdings nicht leicht für Alle genügend zu beantwortende Frage, ob für den deutschen Hexameter, besonders wegen der Grundverschiedenheit des griechischen und des deutschen Wort-Accents, durchaus alle Gesetze des griechischen nothwendig oder zuläfsig sind. Wer sich indessen diese Frage bejahen zu müssen glaubt, der kann meiner Uebersetzung jene Abweichungen so weit als Fehler anrechnen, als sie in ihr häufiger sind als in dem Originale; ich habe sie nicht für bedeutend genug gehalten, um sie sorgfältiger zu vermeiden."

In welcher Weise nun die genannten Grundsätze von Hrn. Jacob befolgt sind, liegt in der längern, oben mitgetheilten Probe und in den einzelnen Versen bereits vor. Um noch Einzelnes zu erinnern, so haben wir in einer Anzahl Verse einen Mangel an schöner, wechselreicher rhythmischer Bewegung wahrgenommen, wie in 2. 25.

Hört mein Wort jetzt, ihr Ithakesier, wie ich es sage

oder 3. 14.

Nun, o Telemachos, mufst du dich nicht mehr blöde bezeigen,

2. 40.

Greis, nicht ist er so ferne, der Mann, gleich kennst du ihn selber.

ebendas. 52.

Hin zu Ikarios Hause zu gehn ist ihnen zuwider.

9. 60.

Sechs von jeglichem Schiffe der wohlumschienten Genossen

22. 306.

Können sie, noch auch fliehn, und die Jagd erfreuet die Männer

23. 57.

Alle die trotzigen Freier bestraft' er in seinem Pallaste.

in denen und in einigen ähnlichen wir über eine gewisse Eintönigkeit nicht hinwegkommen können, wogegen Hr. Jacob, wie auch von Goethe geschehen ist, mehrmals mit Glück den spondeischen Versschlufs angewendet hat, wie 6. 253.

Schirrte die stampfenden Mäuler davor und bestieg ihn selber

16. 49.

Aber der Sauhirt brachte gebratenes Fleisch auf Schüsseln.

23. 55.

Er kam lebend zurück an den Heerd, fand dich auch wieder.

Aus diesen und andern Beispielen ist zu ersehen, dafs unser Uebersetzer hinsichtlich der sogenannten Mittelzeiten oder solcher Sylben, die ihrer Natur nach eben so gut lang als kurz sein können, sich die Freiheit genommen hat, den von Natur kurzen Sylben durch den Nachdruck des Tons die Geltung einer Länge zu verleihen. Dergleichen einsylbige Wörter sind die Pronomina *ich*, *du*, *er*, *wir*, *ihr*, *sie*, *mir*, *dir*, *ihm*, *ihn*, *sich*, der Artikel *der*, *die*, *das*, die Partikeln *doch*, *nun*, *nur*, *noch*; die Präpositionen und die Sylbe *un* in Zusammensetzungen. Ausnahmen, wo der Nachdruck darauf liegt, sind z. B. *für* 1. 87., *die* 11. 422., *sie* ebds. 432., *ihm* 20, 93., *un* 22. 41. *und* (in der Mitte des Verses) 11. 38. 16. 15., und *un* in *unerfahren* 2. 61., in *unabwendbar* 5. 30. und *unaufhörlich* 11. 437. Das Wort *wohl* braucht der Uebersetzer immer lang, ein kurzes *wol* für *wahrscheinlich* erinnern wir uns nicht bemerkt zu haben, das *o* in der Anrede finden wir meistens lang gemessen, aber auch wo es als Kürze steht (wie 16. 23. *o theueres Leben*) ist dies gerechtfertigt, weil, wenn die Sylbe auch ursprünglich lang ist, doch eine Abschwächung in einer solchen Verbindung mit dem folgenden Worte als ganz natürlich

Digitized by Google

erscheint. Wir wollen jedoch über diesen und ähnliche Gegenstände, zu denen wir auch die öftern störenden Elisionen, als *Gatt'*, *Mägd'*, *häuft' ich*, *Zeug' ist*, *die Schön'*, *jen' es* u. ä. so wie die wenig gefälligen Zerdehnungen, *andere*, *theuere*, *dunkele*, *unsere* u. dgl. rechnen, keinen Streit erheben, sondern diesen den eigentlichen fachgelehrten und spruchfähigen Männern überlassen. Hr. Jacob hat, wie es uns dünkt, sich im Allgemeinen die erste Vofsische Uebersetzung der Odyssee in technischer Hinsicht als leitendes Muster erwählt, ohne jedoch seine metrische Sprachbehandlung mit Aengstlichkeit auf sie allein zu beschränken, im geringern Grade die Uebersetzungen nach der strengern Schlegel'schen Observanz. Daneben aber ist er (so glauben wir) auch bemüht gewesen die Anmuth und Leichtigkeit der Goethe'schen Hexameter mit der metrischen Ausbildung und Genauigkeit, die oft nur auf Kosten jener Vorzüge sich erreichen lassen, nach Kräften zu vereinigen. Und so vermissen wir bei'm Lesen dieser neuen Darbietung nicht den geistigen Hauch, der durch den Vers hindurchwehen und ihn zu einem innigen Ganzen machen soll, der in den Meisterwerken der alten Welt nicht fehlt, und dessen Erwerbung uns wichtiger sein mufs als die Regelung einzelner Sylben.

Indem wir diese Blätter für den Druck zusammen legen, gedenken wir noch einmal der bescheidenen Aeufserungen des Uebersetzers im Vorworte, als ob er seine Arbeit wohl noch hätte zurückhalten sollen und vor ihrer Bekanntmachung noch einige Jahre verstreichen lassen. Aber, wenn auch das Horazische Jahr nicht erreicht ist, so glauben wir doch auf sein Buch Goethe's Worte anwenden zu können, die er über seine Iphigenie aus Italien an die Weimarischen Freunde schrieb: so eine Arbeit wird eigentlich nie fertig; man mufs sie für fertig erklären, wenn man nach Zeit und Umständen das Möglichste daran gethan hat. Und da uns schon jetzt eine neue Ueberarbeitung des Geleisteten in Aussicht gestellt ist, so wünschen wir, dafs dies wohlbegonnene Werk glücklich zu seinem Ziele gelangen und sich günstiger Aufnahme zu erfreuen haben möge.

K. G. Jacob.

XIII.

Zwölf römische Militär - Diplome, beschrieben von Joseph Arneth, Director des K. K. Münz- und Antikencabinets, wie auch der K. K. Ambraser Sammlung, Prof. der Münz- und Alterthumskunde an der K. K. Universität zu Wien; auf Stein gezeichnet von Albert Camesina. Wien, 1843. *Mit* 25 *Steindrucktafeln.* 4.

Die Militär - Diplome, welche unter dem Namen der tabulae honestae missionis bekannt sind, gehören ihrer Form nach zu der allgemeinen Klasse der Diptychen. Sie bestehen aus zwei Broncetäfelchen, welche, auf beiden Seiten beschrieben, so verbunden waren, dafs sie auf- und zugeklappt und an der offenen Seite vermittelst eines durchgezogenen Bandes verschlossen und an demselben mit einem Siegel versehn werden konnten, und sind schon durch diese ihre Form, welche ohne Zweifel der allgemeine Typus aller Arten von Diplomen ist, für uns von Interesse. Ihren Inhalt bildet ein zur Legitimation eines Einzelnen ausgefertigter authentischer Auszug aus einer nicht eigentlich auf die Missio, sondern auf die Verleihung der Civitas und des Connubium an gewisse nach vollendeter Dienstzeit verabschiedete Truppentheile bezüglichen kaiserlichen Verordnung, deren Original, in Erz oder Stein gehauen, an einem öffentlichen Orte fixirt war. Von den vier beschriebenen Seiten des Diploms enthalten zwei, dem Inhalt und der Schrift nach zusammenhängende, die eben dieser Zusammengehörigkeit wegen als die innern Seiten des Diptychons angesehn werden müssen, den Extract der Verordnung nebst dem Namen dessen, für den die Ausfertigung gemacht ist; die dritte enthält denselben Extract in kleinerer Schrift, und mit genauerer Angabe des Orts, wo das Original sich befindet, sie ist die äufsere Vorderseite des Diptychon; die vierte, oder Rückseite desselben giebt die Namen von sieben Zeugen, die, wie man noch bemerken kann, ihre Siegel beigefügt hatten. Von diesen Diplomen, deren Bedeutung nicht nur für die Erkenntnifs des römischen Militärwesens, sondern auch für eine Masse von Einzelheiten historischer und antiquarischer Art wir unten noch berühren werden, hatte bereits Marini (Atti d. fr. Arv. Vol. II. p. 433—

Digitized by Google

489) sechzehn zusammengestellt, welche bei Spangenberg (Juris Rom. tabulae negotiorum p. 352 ff.) wieder abgedruckt sind. Zu dieser Anzahl kamen fünf neue Diplome durch Vernazza (Mem. della Reale Acad. delle Szienze di Torino. 1817. T. XXIII p. 83—161), vier durch Lysons (Reliquiae Britt. Romanae London 1813. Archaeologia Lond. 1817. Vol. XVIII. p. 438. Magna Britannia Vol. V, p. CCVI.), sechs durch Baille und Gazzera (Mem. d. R. Acad. d. Szienze di Torino Vol. XXXV und XXXIX), eins durch Avellino (Opuscoli Neap. 1837. Vol. III, p. 143—214), eins durch Cavedoni (Notizia e dichiarazione di un Diploma militare dell' Imperatore Vespasiano Modena 1832), eines durch den Grafen Borghesi (Nuovo Dipl. Mil. di Trajano Decio. Roma), eins machte der wallachische Courier 1839 n. 26. bekannt, so dafs die Zahl bis auf 35 gebracht wurde. Zu diesen fügt die vorliegende Schrift abermals sieben neue, nämlich drei vollständig erhaltene, vierseitige, und vier halbe, zweiseitige; darunter ist eins von Nero, eins von Titus, eins von Domitian, zwei von Traian, zwei von Antoninus Pius. Mit welcher Sorgfalt und Beharrlichkeit der Hr. Herausgeber diese Documente zusammengebracht hat, beweist schon der Umstand, dafs er das bereits 1839 vollendete Werk vier Jahre zurückhielt, in der Hoffnung, noch einige Originale gewinnen zu können, welche Hoffnung leider nicht in Erfüllung gegangen ist, und die Genauigkeit des Abdrucks der Urkunden, deren Facsimile in 25 farbig lithographirten Tafeln beiliegt, läfst nichts zu wünschen übrig. Bedenkt man freilich, wie zerstreut und vereinzelt seit Marini diese Diplome sind veröffentlicht worden, wie es nicht minder schwierig ist, dasjenige herbeizuschaffen, was zur Erklärung derselben geleistet ist (das Werk von Cardinali, Diplomi Imperiali di Privilegi accordati ai Militari. Velletri 1835 konnte Hr. A. selbst nur durch besondre Verbindung nach jahrelanger Bemühung erhalten): so liegt der Wunsch nahe, der Verfasser, der das ganze Material vollständig vor sich hatte, möchte, statt Einzelnes zu dem Einzelnen zu fügen, sowohl eine Sammlung wenigstens der nach Marini bekannt gewordenen Diplome veranstaltet, als auch die durch die Erklärung derselben bisher gewonnenen Resultate übersichtlich zusammengestellt haben. Der Verfasser hat dies gefühlt, und aufser den sieben Urkunden, die er zum erstenmal bekannt macht, noch fünf andre, eine im Abdruck, vier als Facsimile gegeben, die bereits einzeln herausgegeben waren: er hat ferner für die vollständige Sammlung, die noch zu wünschen ist, durch eine allgemeine Einleitung einen Ersatz gewährt, welche eine Aufzählung sämmtlicher 42 Diplome nach chronologischer Ordnung, mit genauer literarischer Nachweisung, und vierzehn, auf sämmtliche Diplome bezügliche Indices über die in denselben vorkommenden Legionen, Flotten und deren Praefecti, über die Alae, Cohorten, Vexillationes, so wie über die Länder und Völkerschaften, die Consuln, die Diplomempfänger, die Zeugen und die zur Niederlegung der kaiserlichen Militärverordnungen bestimmten Orte enthält. Diese Indices, wiewohl sie nicht ganz vollständig sind (es fehlen z. B. in dem Flottenverzeichnifs die classici aus dem Diplom Trajan's v. J. 106 (No. 5.)), verschaffen jedenfalls eine dankenswerthe Uebersicht, das Einsehn der Urkunden machen sie indefs nicht entbehrlich, auch geht aus diesen blofsen Zusammenstellungen noch kein Resultat hervor. Nur einmal bezeichnet der Verfasser ein solches in Betreff der Localität, wo sich die Originale der kaiserlichen Verordnungen befanden, und dies ist für die Topographie des Capitols allerdings interessant. Vor Domitian nämlich wurden sie in verschiedenen Orten des Capitols angeschlagen, die zum Theil ganz unbekannt sind, an der Aedes Fidei, der Aedes thensarum, der Ara gentis Juliae, an der basis columnae, quae est secundum Jovem Africum; nach Domitian dagegen immer in muro post templum Divi Augusti ad Minervam (s. Marini Atti I. p. 3. 21), vermuthlich nach einer neuen Einrichtung in Folge des Brandes des Capitols im J. 80 und des darauf folgenden Neubaus. In dem Haupttheile des Werkes hat der Verfasser sich zwar nicht ganz auf die Beschreibung und Worterklärung der Documente beschränkt, sondern er hat zum grofsen Theil das in ihnen enthaltene Neue bezeichnet, hie und da eine Bemerkung Anderer, namentlich Borghesi's mitgetheilt, und als Anhang zu dem letzten Diplom eine Deutung der mit der Inschrift RAVIS versehenen römischen Münzen, die er als Autonommünzen der Aravisci angesehn wissen will, hinzugefügt. In einem Punct hat er zu viel gethan, in den allgemeinen Bemerkungen über die Herrlichkeit der Römerzeit, die Charaktere verschiedener Kaiser u. d. m., durch wel-

Digitized by Google

che er die Trockenheit der Darstellung zu heben sucht; in einem andern zu wenig, nämlich in der Berücksichtigung des eigentlich Militärischen in diesen Diplomen. In Beziehung hierauf drückt er sich zuweilen mit grofser Unklarheit aus, wie wenn er p. 36 alae übersetzt „auf den Flügeln zu verwendende Truppen," und p. 4 aus der bekannten Stelle des Cincius bei Gellius N. A. 16, 4. „alae dictae exercitus equitum ordines, quod circum legiones dextra sinistraque tanquam alae in avium corporibus locabantur" die er dabei im Sinne hat, gegen den ausdrücklichen Sinn dieser Stellen schliefst, die alae hätten *entweder* aus Reitern *oder* aus *Fufsvolk* bestanden. Eine ähnliche Unsicherheit zeigt sich zuweilen in der Worterklärung dieser Inschriften, die übrigens wegen der wiederkehrenden, bestimmten Formel in der Hauptsache ohne Schwierigkeit ist. So erklärt der Verfasser das tribuniciae potestatis in der kaiserlichen Titulatur, wofür übrigens der Ablativ tribunicia potestate viel gewöhnlicher ist, durch die Auslassung von particeps, und citirt dazu Plinius, der im Prooemium der Naturgeschichte sagt: Triumphalis et censorius tu, sexiesque consul ac tribuniciae potestatis particeps; so findet sich zweimal in der Erklärung von N. III. imperator quindecimum st. quintum decimum.

Indem wir uns zu dem Inhalt der Diplome selbst wenden, wollen wir versuchen, einen Theil des daraus zu ziehenden Gewinnes andeutend zu bezeichnen, ohne uns dabei an das von Hrn. A. selbst Bemerkte zu binden. Was zuerst die militärischen Antiquitäten betrifft, so beginnen wir mit einer der unbekanntesten Truppengattungen, den Singulares. Ueber den Namen und die Bedeutung derselben haben ältere Gelehrte entweder nichts (Ern. ad Tac. H. 4, 70.) vorzubringen gewufst, oder Unsicheres und zum Theil sehr Irriges vermuthet, was man von Frickius (de equitibus Augusti singularibus commentatio in Actis Soc. Lat. Jenens. Vol. V, p. 191 ff.) zusammengestellt findet. Diese Abhandlung ist basirt auf die Sammlung bei Fabretti p. 356 ff., das Material ist aber seitdem durch einige Inschriften bei Marini Iscr. Alb. p. 70 und eine ganze Anzahl bei Kellermann Vigg. Rom. latercula vermehrt worden, und erhält auch durch die vorliegenden Diplome einen Zuwachs. Die Singulares haben ihren Namen offenbar davon, dafs sie ursprünglich nicht als Corps Dienste thaten, sondern zum speciellen Dienst der Offiziere und des Kaisers bestimmt waren. Sie hat Lampridius v. Alex. Sev. c. 52. im Sinn, wenn er sagt: Apparitores denique nullos esse passus est tribunis aut ducibus nisi milites, iussitque, ut ante tribunum quatuor milites ambularent, ante ducem sex, ante legatum decem, hique ad domos suas reciperentur (nach der Lesart des Palatin.) und so kommt in Inschriften vor ein singularis praefectorum praetorio (Kell. n. 46, 6. 103, 9), ein sing. Consulis (Orell. n. 2003.), tribuni (Or. n. 3529. Gr. 393, 5.). Dies sind, wie schon Hagenbuch vermuthete, weder equites, noch Auxiliaren, sondern sie gehören zu der Cohors, wie man namentlich aus der Inschrift bei Kell. n. 103. sieht, welche ein Fragment eines Verzeichnisses einer prätorischen Cohorte ist, und den darin vorkommenden Singularis als Italiker bezeichnet. Davon sind durchaus verschieden die Equites singulares Augusti, ein Elitencorps aus verschiedenen barbarischen Nationen, Mauren, Rätern, Norikern, Germanen, Dakern, Bessen u. s. w. (Kell. n. 228—238. Gori J. Etr. II, p. 287 u. a.). Wahrscheinlich ist dies Corps nach der Varusschlacht gestiftet, als Augustus das zu ganz ähnlichen Zwecken bestimmte Corps der Germanen (ἱππεῖς ἐπίλεκτοι Dio C. 55, 24. quos inter armigeros circa se habuerat Suet. Aug. 49. Vergl. Morcelli opp. epigr. I, p. 32) auflöste, weil er die Regung eines Nationalinteresses bei demselben fürchtete. Denn unter August existirte es bereits, (s. d. Inschr. b. Fabr. p. 354) und die Art seiner Zusammensetzung aus den verschiedenartigsten Nationen spricht sehr für die angedeutete Vermuthung. Uebrigens stehn die Singulares zu den Prätorianern in dem Verhältnifs, wie zur Legion die Auxiliaren; im Lager liegen die Prätorianer rechts vom Praetorium, die Singulares links, Singulares sind aber doppelt so viel als Praetorianer im Lager (Hygin p. 1015 a. 50.). Ihre Zahl giebt Hygin verschieden an, sie betrug zwischen 300 und 900. Die Kaiser hoben sie nach Bedürfnifs aus, wie wir vom Vitellius aus Tac. H. 4, 70 erfahren; die spätern auch aus einzelnen Nationen, wie denn eine ala I singularium Thracum, eine ala I Flavia Britannica vorkommt.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 20.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Juli 1844.

Zwölf römische Militär-Diplome, beschrieben von Joseph Arneth.

(Schlufs.)

Sehr merkwürdig sind aber die Pedites singulares Britannici, welche in dem Diplom des Trajan vom Jahr 110 (N. VI) sich finden. Man sieht, dafs sie keine eigne Cohorte bildeten, denn nach der Erwähnung von 2 Alis und 10 Cohorten werden sie noch besonders hinzugefügt; wenn sie aber „einen Theil der Leibwache Trajans" gebildet hätten, wie Hr. A. p. 52 will, so wären diese pedites, die sonst nicht vorkommen, als eine ganz neue Einrichtung zu betrachten. In Rom selbst kommen zwei castra eqq. sing. vor, castra priora (Fabr. p. 388. Or. 3527.) und castra nova (Marini Atti, II, p. 549). Dafs die letzteren von Alexander Severus herrühren, geht aus dem Diplom des Al. Severus vom Jahr 230, welches Avellino herausgegeben hat, hervor, in welchem Equites, qui inter singulares militaverunt castris novis Severianis erwähnt werden. Aus den andern vorkommenden Truppentheilen heben wir heraus die wiederholt genannten ala I und II Arvacorum (N. III und IV), wodurch die bisher unsichere Schreibart dieses Völkernamens (s. Ukert Geogr. d. Gr. u. R. B. II. p. 322) bestimmt und die von Kramer bei Strabo III, p. 162 Cas. aufgenommene Lesart vollkommen gesichert wird; ferner die ala Picentiana (zweimal in N. II), welche unter Vespasian im J. 74 in Germanien stand, und deren in der Geschichte des Jahrs 71 Tacitus H. 4, 62 gedenkt. Bei Tacitus heifst sie Picentina, was nach unserm Diplom zu corrigiren scheint. Sie stand bei Mainz, und ebendaselbst wurde 1834 ein Stein ausgegraben, worauf ein Silius Attonis f. eq. alae Picent. genannt wird. (Preufs. Staatsz. 1834 8. Nov. abgedr. bei Kell. n. 241). Endlich ist ebenfalls für die Kritik des Tacitus interessant die in N. IV vorkommende Ala Siliana, welche der Ansicht von Ritter, dafs bei Tacitus H. 1, 70 und 2, 17, wo jetzt mit Bekker ala Sullana geschrieben wird, Siliana zu lesen sei, und der an der letzteren Stelle nach Ryckius Zeugnifs im Florentinus vorhandenen Lesart Siliana zur genügenden Bestätigung dient.

In Betreff der Flotten theilt Hr. A. p. 61 eine Bemerkung Vernazza's mit, der es wahrscheinlich macht, dafs die misenische Flotte den Beinamen praetoria (s. Lips. de M. R. I, 5) erst vom Trajan um das Jahr 103 erhalben habe, leider ohne dessen Argumente anzuführen. In der Uebersicht der Flotten ist am merkwürdigsten die Erwähnung der classici, qui militant in Aegypto, auf einem bereits früher edirten Diplom des Domitian vom Jahr 85. (Marini Atti II, p. 456). Mit Einschlufs dieser lassen sich jetzt sechs Flottenstationen aufser der bei Ravenna und Misenum nachweisen, von denen Lipsius de magn. Rom. I, 5 nur vier, und zwar unvollständig kannte, nämlich erstens die classis Foroiuliensis (Tac. Ann. 4, 5 und öfters), zweitens die statio in Ponto (Böckh C. J. n. 3694). Diese Flotte lag abwechselnd in Trapezunt (Tac. H. 3, 47.), Byzanz (ib. 2, 83.) Cyzicus (Dio C. 97, 7.). Drittens die Station auf der Insel Syros, deren merkantilische und strategische Bedeutung neuerdings Hamilton (Reisen in Kleinasien übers. v. Schomburgk I, p. 49) entwickelt hat. Ueber diese Flotte sind jetzt bei Böckh (C. J. Vol. II. p. 1058 n. 2346) die wenigen bekannten Notizen zu finden. Viertens die statio in Aegypto. Fünftens die Rheinflotte, die oft erwähnt wird und von Lipsius bereits besprochen ist, der die Classis Germanica (Orelli n. 3600) übrigens mit der classis Britannica (Tac. H. 4, 79 und öfters in Inschriften), wie es scheint, mit Recht für identisch hält. Ueber diese vergl. aufser Cannegieter Posthumus p. 131 f. die sehr merkwürdige Stelle des Libanius epitaph. in Jul. Vol. I. p. 549 R. Sechstens die

Digitized by Google

Donauflotte, wie es scheint, eine Zeit lang in zwei Stationen, classis Pannonica (Or. n. 3601) und classis Flavia Moesica (Or. zu n. 3602. Diplom des Domitian v. J. 91. und des Trajan v. J. 106), später Classis Histrica. (Böcking zur Not. Dign. Vol. I. p. 491).

Einzelheiten dieser Art lassen sich für die militärischen Alterthümer der Römer noch mannigfach aus diesen Diplomen gewinnen. Da indefs deren Würdigung nur durch die Beziehung auf das bereits Bekannte geschehn kann, so mag es an dem Angeführten genug sein, und nur Einiges von allgemeinerem Interesse noch hier eine Stelle finden. Eine nicht unbedeutende Bereicherung erhalten durch die vorliegenden Diplome die Consularfasten, indem wir eine Reihe von Consules suffecti, die durch das Datum der Urkunde genau zu fixiren sind, daraus kennen lernen. Unter diesen befinden sich mehrere bemerkenswerthe Namen: zuerst in dem Diplom des Nero vom Jahr 60 (N. I) der Consul L. Vellejus Paterculus. Der Historiker kann dies allerdings schwerlich sein, allein nicht aus dem nach Hrn. A.'s Meinung bekannten Grunde, dafs derselbe bereits von Tiberius getödtet worden sei; denn dies ist eine zwar ganz scharfsinnige, aber vollkommen unbegründete Vermuthung von Lipsius und Dodwell Ann. Vell. § 30. Vielmehr kann, wie man auch über das Geburtsjahr des Vellejus urtheilen möge, möglicherweise der Historiker im Jahr 60 noch wohl gelebt haben. Nach der Annahme von Kritz proll. ad Vell. p. VI, die wenigstens ungefähr richtig und weit besser begründet ist, als die evident falsche Bestimmung Dodwell's, ist Vellejus im J. 19 v. Chr. geboren, und würde also im Jahr 60 in seinem neunundsiebenzigsten Jahre gewesen sein. Allein sowohl dieser Umstand, als der Vorname Lucius, den der Consul auf unserm Diplom führt, während der Historiker nach der einzigen hierüber vorhandenen Notiz bei Priscian VI, 11 p. 259 Kr. Marcus hiefs, sprechen dafür, dafs der Consul irgend ein Verwandter des Schriftstellers, nicht aber er selbst sei. In dem Diplom des Vespasian N. II. finden wir als Consuln des Jahrs 74 die beiden aus Tacitus hinlänglich bekannten Männer Q. Petilius Cerealis Caesius Rufus Cos. II. und T. Clodius Eprius Marcellus Cos. II., von denen der erstere im Jahr 62 Legat der 9ten Legion war, im J. 70 zu Vespasian überging und Legat von Britannien wurde (Tac. Ann. 14, 32. H. 3, 59. Agr. 8.); der letztere, berühmt durch seine Beredsamkeit (dial. de c. c. el. 5. 8.) und durch die Gewandtheit, womit er sich aus allen Anklagen herauszuwickeln wufste (Lips. ad h. 4, 43), Prätor im J. 49, Statthalter von Lycien im J. 57, Gegner des Thrasea (Ann. 16, 22), sich später ebenfalls des Vespasian Freundschaft gewann, dann aber sich gegen diesen Kaiser verschwor, und in Folge der Entdeckung der Verschwörung sich selbst ums Leben brachte im J. 79 (Dio C. 66, 16). Die vollständigen Namen und das Consulat beider lernen wir aus dieser Urkunde kennen. Auch der in dem Diplom des Trajan vom J. 106 (N. V) vorkommende Consul C. Julius Bassus ist nach des Grafen Borghesi von Hrn. A. p. 47 mitgetheilter Vermuthung eine bekannte Person, nämlich derselbe, der in den Jahren 99 und 100 Proconsul von Bithynien war, von den Bithyniern angeklagt, und von Plinius vertheidigt wurde. (Plin. ep. 4, 9. 6, 29. 10, 65.). Aus demselben Document hat Borghesi einige chronologische Bestimmungen über die Dacischen Kriege Trajans entwickelt, über welche wir auf die Mittheilungen bei Hrn. A. p. 48 verweisen. Eine ähnliche chronologische Notiz über die tribunicia potestas des Titus, welche der Eckhel'schen Untersuchung D. N. VIII. p. 409. 410 zur Bestätigung dient, ergiebt sich aus dem Diplom N. III.

J. Marquardt, in Danzig.

XIV.

Die Doppelkapelle zu Landsberg bei Halle a. d. Saale. Mit 10 *Steindrucktafeln in besondern Umschlag. Halle,* 1844. 8.

Im Vergleich mit dem südlichen Deutschland ist das nordöstliche arm zu nennen an Burgenbauen, die sich ganz oder in erheblichen Trümmern erhalten hätten. Wie reich ist schon der Düringerwald in allen seinen Ausgängen an stattlichen Monumenten dieser Art. Zum Theil liegt das am Terrän. In dem Flachlande des nordöstlichen Deutschlands war wol Hauptbefestigung die durch Wall und Graben; die Gebäude waren bei der Seltenheit guten natürlichen Bausteins, wahrscheinlich grofsentheils Holz- oder Fachwerk — nur bei den Burgen des reichen Adels, wo Geld und Arbeit nicht geschont zu werden brauchte, konnten Bausteine in solcher Zahl beschafft werden, dafs auch der Bau des Burghauses sich dauerhaft und schön ausnahm.

Digitized by Google

Ein anderer Grund, der namentlich für das südliche und westliche Deutschland gilt, ist die weit längere Zeit, die ergänzend von Generation zu Generation sich in die Hände arbeitete. Im Wasgau, am Schwarzwald, an der rauhen Alp, selbst noch auf dem fränkischen Landrücken, eben so wie an der Donau, in den Alpen und in den Rheingegenden haben hunderte von Burgen noch theilweise römische Grundlagen. Die einwandernden Deutschen richteten sich in den Castellen der Römer ein, und früh hatte man an ihnen Muster weiterer Baue, die sich auch immer zahlreicher erhoben bis ans Ende des Mittelalters. Im Nordosten Deutschlands beginnen ansehnliche Burgenbaue fast erst allmälig in den späteren Jahrhunderten des Mittelalters. Allerdings machte die Eroberung und Behauptung der Markenländer gegen die Slawen Befestigungen nothwendig; allein theils sind bei diesen Befestigungen gröfsere Orte erwachsen und haben den anfänglichen Burgenbau gewissermafsen in ihrer Masse verschlungen; theils waren diese ersten Burgenbaue wohl auch ihren Baulichkeiten nach von untergeordnetster Art: Ringwälle in der alten Weise, wie sie die Angelsachsen in England hatten und Strutt sie abbildet; wie sie auch im mittleren Deutschland hie und da vorkommen; wie wir noch einen, nun grofsentheils abgetragenen, ganz in der Nähe von Landsberg bei Reideburg haben, in einfachster, rohester Anlage; — allenfalls hie und da noch ein Wartthurm — das mochten die einzigen der Zerstörung durch Feuer widerstehenden Theile dieser ältesten deutschen Wehrburgen gegen die Slawen sein. Erst allmälig, wo ein solcher Punct eine bleibende Wichtigkeit entweder durch besonders bevorzugte Lage, oder durch die Niederlassung des fürstlichen Haushaltes selbst bekam, entstunden bedeutendere Baulichkeiten dabei — und da ist es kein Wunder, dafs beide Vorzüge der Veste auf dem Landsberge, gerade am Eingang in die Ebene des nordöstlichen Deutschlands, zu Theil wurden; denn diese Höhe ist ein wahrer Landes-Berg, von wo aus nach allen Himmelsgegenden die herrlichste, fruchtbarste Fläche, zwar nicht in der Ausdehnung wie vom Kloster des hohen Petersberges, aber doch weithin überschaut werden kann, auch ohne die Beihilfe eines Wartthurmes. In früherer Zeit als noch der Kampf mit den Slawen in diesen mittleren Gegenden eine schwankende Linie längs der Elbe hielt, mufste hier ein vortrefflicher Ausgangspunct für die speerbewaffneten Schwärme des deutschen Kriegsvolkes sein; — auch als die Lausitz schon gewonnen war, blieb Landsberg ein Hauptsitz für die Weisel dieser Schwärme, ja ward es erst recht, seit Markgraf Dietrich in den Jahren 1165—1180 einen fürstlichen Hausbau hier gegründet hatte.

Nun liegt diese Burg in Trümmern bis auf das Herz derselben, welches leicht auch damals das bedeutendste Stück ihres Baues wenigstens in künstlerischer Hinsicht sein mochte, bis auf die Kapelle, die jetzt noch jährlich einmal zu einem Gottesdienste benutzt, und durch Zumaurung der einen Thür im Erdgeschofs, und einer zweiten, durch die sie eine Treppe hoch mittelst eines Corridors ohne Zweifel mit dem übrigen Burggebäude zusammenhing, nunmehro als eignes abgeschlossenes kirchliches Gebäude hingestellt ist. Die Kapelle selbst zeigt noch ganz katholische Grundeinrichtung, die für den protestantischen Gebrauch nur durch Hinwegräumen nicht durch Hinzufügen bequem gemacht ward — aber auch das Hinwegräumen hat mit Mafsen statt gefunden. Alte Bilder und Schnitzwerke, die sonst als Kirchenzierde dienten, sind nur bei Seite gelegt und verdienten wohl eine Restauration, an der in unserer Zeit niemand Anstofs nimmt; nur die Reliquien des Altars sind, wohl ihrer kostbaren Fassung wegen, ganz abhanden gekommen. Das wahrscheinlich im 14. Jahrh. erst über die Kapelle gesetzte dritte Stockwerk aber, obwohl auch aus ganz katholischer Zeit, bildet uns nun doch auf das gemüthlichste die ersten Zeiten nach der Reformation in seiner Einrichtung ab. Die eine Hälfte ist ein grofser, vorsaalartiger Bodenraum, die andere Hälfte zerfällt wieder in eine Kammer und in eine Stube mit kleinem Kamin. Diese letztere mit ihren tiefen, an den Seiten mit steinernen Sitzen versehenen, viereckten Fenstern, mit einem Tische wie wir ihn zu dem Amoeublement in Luthers Zeit zu denken gewohnt sind, und mit ein Paar einfachen Holzbänkchen, das Ganze einfach weifs getüncht, zeigt so recht im nüchternsten, genügsamsten Zuschnitt den Rahmen, in welchem sich das Leben eines armen protestantischen Kapellans bewegte, wie er bald sinnend oder mit einem heimsuchenden Freunde plaudernd sich der meilenweiten Aussicht auf die umliegende Gegend in den Fenstersitzen erfreut; bald, die Katechumenen auf den kleinen Bänkchen vor sich, selbst mit Katechismus und Birkenruthe am Tische sitzend, dem Volke die reinere Lehre aus der Schrift einpflanzt; bald am Kamine thätig selbst sein frugales Mahl bereitet — es ist ein Rahmen, wie ihn die Phantasie unwillkührlich, während man ihn vor sich hat, mit einer Idylle ausfüllt.

Das Werk, welches uns zu obigen anknüpfenden Bemerkungen Veranlassung gab, hat nun weniger subjective Eindrücke der Räume als vielmehr ihre künstlerische Charakterisirung zur Aufgabe. Ohngeachtet wir uns nach dieser Seite kein competentes Urtheil anmafsen, werden wir doch aussprechen dürfen, dafs schwerlich jemand irgend einen wesentlichen Punct vermissen wird. Was zunächst das Historische anbetrifft,

Digitized by Google

so ist alles zusammengestellt, was sich an Nachrichten über die Erbauung der Herrenburg finden liefs; sodann ist aus dem Charakter des ganzen Baues bis zu handgreiflicher Evidenz entwickelt, dafs das oberste Stockwerk des Kapellenbaues nicht mit dem ersten Burgenbau zugleich entstanden sein kann, dafs es erst später, wahrscheinlich im 14. Jahrh. und von Leuten, die für die Reinheit des Styles im Gebäude nicht den mindesten Sinn hatten, zugefügt sein mufs.

Sodann ist mit Nachdruck hervorgehoben, dafs diese Kapelle zu der geringen Zahl der Doppelkapellen gehöre und in dieser Zahl leicht, wie das gröfste Gebäude, so das vollendetste sein dürfte. Diese Doppelkapellen, hervorgerufen durch das Bedürfnifs, bei den engen in dem Rahmen eines Burgenbaues jedem einzelnen Gebäude zugestandenen Umfange, durch Uebereinandersetzen zweier Kapellen, die durch eine Oeffnung in der sie trennenden Decke zu einer einzigen verbunden werden, Raum zu gewinnen, unterscheiden sich einerseits von den Kirchen des Mittelalters, welche wie die Marienkirche in Achen einen Emporenbau haben, wesentlich dadurch, dafs sie zwei Altäre, einen oberen und einen unteren, haben, und so die Möglichkeit gewähren, dafs an jedem für sich ein Gottesdienst gehalten werden kann, während die Kirchen mit Emporen eines oberen Altars ermangeln; andrerseits unterscheiden sie sich von den hie und da begegnenden übereinanderstehenden Kapellen, wie z. B. der Mainzer Gotthardskapelle, wieder durch die Deckenöffnung, welche sie zu einer einzigen verbindet und möglich macht, dafs die in beiden Räumen Anwesenden auch an ein und demselben Gottesdienste Theil nehmen. Der Verf. erwähnt, dafs überhaupt nur drei solche Doppelkapellen ihm bekannt geworden seien: eine in Eger, die vollständig erhalten ist; eine minder vollständig erhaltene in Freiburg an der Unstrut, und endlich die schönste und merkwürdigste in Landsberg. Der Verf. erkennt an, dafs Gebäude, wie die Kapelle Kaiser Karls in Achen, in ihrer ursprünglichen Anlage gleichsam einen Uebergang von der Kirche mit Emporen zu den Doppelkapellen bildeten, findet aber bei ihnen die Hinweisung auf die Einheit durch den gröfseren überwölbten den Emporen mit der unteren Kirche gemeinschaftlichen Raum überwiegend. Hierin hat er hinsichtlich Achens gewifs recht, aber die kleinere sechzehneckige Kapelle auf dem Falkhof bei Nymegen, die auch eine Empore hatte, und gewissermafsen in verjüngtem Mafsstabe die Kapelle von Achen darstellt (wenigstens wie sie dem Ref. im Gedächtnifs vorschwebt), würde dann durch die zusammengerückteren Verhältnisse des Baues dem Charakter der Doppelkapelle noch näher kommen, auch wenn man von der Möglichkeit, dafs auch die Empore einmal einen Altar gehabt, absieht. Auf jeden Fall begreift sich, wie man bei den eigenthümlichen Rücksichten, die ein Burgenbau gebot, von der vorhandenen, wenn auch im Mittelalter seltenen, Kircheneinrichtung mit Emporen leicht auf den Gedanken dieser Doppelkapellen kommen konnte, deren Bestimmung war, in dem unteren Raume der Hausdienerschaft, in dem oberen der Herrschaft und ihrer näheren Umgebung ein gottesdienstliches Local und so zu gewähren, dafs nach Befinden der Umstände bald nur oben, bald nur unten am Altar Gotte gedient würde.

Die Landsberger Doppelkapelle in ihren älteren Theilen ist rein im Rundbogenstyle ausgeführt, nur an dem einen Fenster des dreifachen Ausbaues der Morgenseite glaubt der Verf. eine kleine Hinneigung zur Spitzbogenconstruction wahrnehmen zu können. Merkwürdig ist in ihr noch die eine Säule: theils wegen ihres Stoffes, denn sie allein ist von Marmor und zwar von weifsem; theils wegen ihrer zierlicheren, an Antike erinnernden Ausarbeitung. Die Sage schreibt diese Säule einer Schenkung des Papstes Alexander III. an den Erbauer der Kapelle zu, für welche Sage, so wahrscheinlich sie durch alle Nebenumstände gemacht wird, sich doch bis jetzt eine urkundliche Gewährschaft nicht hat finden lassen wollen.

Die Beschreibung der Kapelle wird durch genaue, alle Mafse und Theile treu verdeutlichende Zeichnungen zur lebendigsten Anschaulichkeit gebracht, und wüfste Ref. auch nicht das Mindeste an derselben auszusetzen, soweit er sich selbst ein Urtheil anmafsen darf (d. h. nicht im kunstgeschichtlichen Gebiete, sondern auf dem Felde der Vergleichung des Beschriebenen mit der Beschreibung). Nur gegen den aus der unpafslichen Stellung dieses Vogels hergenommenen Zweifel, dafs die auf dem Sandsteinsturz über der Eingangsthüre abgebildeten Vögel, Pfauen sein könnten (denen sie ihrer Gestalt nach am ähnlichsten scheinen), wagt Ref. zu erinnern, einerseits dafs der Pfau in der christlichen Symbolik ein Bild der ewigen Herrlichkeit, andrerseits, dafs die Pfauenfeder das Auszeichnende des Herren- und Ritterstandes war, dafs also Pfauen über der Thüre einer Burgkapelle in doppelter Hinsicht gerade recht an ihrem Orte zu sein scheinen.

Je verhältnifsmäfsig seltener in unserer nächsten Gegend ausgezeichnetere Denkmale des mittelalterlichen Burgenlebens sind, um so gröfseren Dank scheint uns der Verf. zu verdienen, indem er einsichtig und nachdrücklich auf dieses schöne und interessante, selbst in näherer Umgebung zu wenig gekannte und beachtete Monument aufmerksam macht, und es auch dem Entferntesten deutlich vor Augen stellt.

H. Leo.

Digitized by Google

№ 21.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1844.

XV.

Sammlung kleiner Schriften staatswirthschaftlichen Inhalts, von J. G. Hoffmann, Director des statistischen Büreau's zu Berlin. Berlin, 1843. X *und* 595 *S. in* 8.

Diejenigen Gegner der Staatskunde, welche sie noch mehr selbst als die politische Oekonomie des Materialismus und des trockenen Zahlenwesens beschuldigen, können sich aus vorstehendem Buche eines Besseren belehren. Denn der durch Ruhe und Gründlichkeit der Forschung nicht weniger als durch Langjährigkeit seiner Erfahrungen im akademischen Lehramte und im Staatsdienste ausgezeichnete Verfasser hat darin wieder einmal durch die That bewiesen, nicht blofs wie man sein statistisches Material bearbeiten mufs, sondern auch, wie wichtig die Zahlenverhältnisse auch für die Erforschung der geistigen und sittlichen Zustände und Fortschritte der Zeit sind.

Das Buch enthält 12 Abhandlungen, von denen Einige, in gewisse Gruppen gebracht, ein Ganzes bilden, Andere aber vereinzelt sind. Nur eine Einzige, nämlich die Letzte: über die wahre Natur und Bestimmung der Renten aus Boden- und Kapital-Eigenthum (S. 556—595) ist allgemeineren Inhalts und ohne besonderen Bezug auf Preufsen, sie steht aber auch vereinzelt am Schlusse der Sammlung, und ist zugleich ein unveränderter Abdruck der bekannten in den Schriften der Akademie der Wissenschaften bereits erschienenen Abhandlung des Verfassers. Alle übrigen beziehen sich ganz besonders auf unseren preufsischen Staat, wefshalb sie ein eigenthümliches Interesse gewähren. Eine sehr wichtige Stelle nimmt dabei die eilfte Abhandlung, über Bereitung und Verbrauch an Branntwein im Königreich Preufsen in Bezug auf die staatswirthschaftlichen und sittlichen Verhältnisse (S. 430—555) ein, die auch noch ganz neu ist, indem sie vorher gar nicht bekannt gemacht war. Ein Gleiches läfst sich von der zehnten Abhandlung, über den Zustand der Juden im preufsischen Staate (S. 330—429), sagen, nur ist dieselbe nicht ganz neu, indem sie eine weitere Bearbeitung früher erschienener Abhandlungen enthält. Dieselbe Abhandlung gewinnt, abgesehen von ihrer Bedeutung wegen ihres Gegenstandes an und für sich, noch dadurch eine besondere Wichtigkeit, dafs sie sich an die drei ersten Untersuchungen sehr gut anschliefst, indem sie von den Juden und Christen in Vergleichung zeigt, was von der preufsischen Bevölkerung in den Letzteren ausgeführt ist. Die drei erwähnten Abhandlungen geben (S. 1—29) eine Uebersicht und Würdigung der Geburten, Todesfälle und Trauungen im J. 1841 verglichen mit den Jahren 1816—40, ferner (S. 30—77) eine Erörterung der Besorgnisse, welche die Zunahme der Bevölkerung erregt, und endlich (S. 78—143) eine Untersuchung über die mittlere Dauer des menschlichen Lebens. Die Erstere mufs, trotz dem früheren Erscheinen ähnlicher Aufsätze in der Staatszeitung, als eine neue Bearbeitung des Gegenstandes betrachtet werden, die zwei Anderen sind aus der Benutzung zweier Abhandlungen entstanden, die früher der Akademie der Wissenschaften vorgelegt worden waren. Die übrigen sechs Stücke dieses Buches erwecken unsere besondere Aufmerksamkeit, weil sie das Unterrichtswesen und die Unterrichtsanstalten des preufsischen Staats betreffen. Das Erste (S. 144—164) stellt die Zahlenverhältnisse der schulfähigen Kinder an sich und zu den wirklich die öffentlichen Schulen besuchenden für das J. 1840 dar; das Zweite (S. 165—179) dasselbe von den preufsischen Gymnasien und

Digitized by Google

höheren Bürgerschulen von 18$\frac{31}{41}$ einschliefslich; das Dritte (S. 180—186) ein Gleiches von den preufsischen Schullehrerseminarien im J. 1840; das Vierte (S. 187—226) das Nämliche von den preufsischen Universitäten von 18$\frac{20}{40}$; das Fünfte (S. 227—275) bespricht die gegenwärtige Lage und die Mittel zur besseren Fruchtbarmachung des höheren Schulunterrichts; und endlich das Sechste (S. 276—329) erörtert das Verhältnifs der Universitäten zu den Anforderungen der Wissenschaft und des Lebens auf der Bildungsstufe der Gegenwart.

Wir wollen es versuchen, den Lesern dieser Zeitschrift einen Ueberblick der preufsischen Zustände in diesen Beziehungen, theils auf Grundlage des vorliegenden Buches selbst, theils aus früheren veröffentlichen und mit eigenen Zuthaten und Berechnungen zu geben, indem wir der Ansicht sind, dafs eine kritische Zeitschrift nicht blofs Kritik zu üben, sondern auch die Resultate der Kritik einem gröfseren Kreise wissenschaftlicher Leser mitzutheilen habe.

Die Bevölkerung des preufsischen Staats war a. 1816 = 10,349,031 S., a. 1822 = 11,664,133 S., a. 1831 = 13,038,960 S., a. 1837 = 14,098,125 S. und a. 1840 gemäfs der Zählung = 14,907,091 S., aber nach einer im statistischen Büreau später vorgenommenen rechnungsmäfsigen Berichtigung = 14,928,501 S., welches etwas auffallende Resultat daher rührt, dafs mancherlei andere Ein- und Umtheilungen der Kreise, Regierungsbezirke und Provinzen erfolgt waren, die man früher nicht wohl berücksichtigen konnte, und dafs man die im Auslande stationirten Militairpersonen genau mit in Anrechnung brachte. Es war nämlich die Bevölkerung

der Provinz	*nach der Zählung*	*nach der Berichtigung*
Preufsen	2,310,172 S.	2,310,172 S.
Posen	1,233,850 —	1,233,850 —
Brandenburg	1,835,702 —	1,857,097 —
Pommern	1,056,287 —	1,056,494 —
Schlesien	2,858,820 —	2,858,820 —
Sachsen	1,637,221 —	1,637,221 —
Westphalen	1,383,318 —	1,383,197 —
Rheinprovinz	2,591,721 —	2,591,650 —
Zus.	14,907,091 S.	14,928,501 S.

Es war nach der Zählung die Bevölkerung der Juden a. 1822 = 144,737 S. und a. 1840 = 194,558 S., und vertheilt auf den Flächenraum waren a. 1837 u. a. 1840 vorhanden

in der Provinz	*Menschen auf 1 □ Meile* a. 1837	a. 1840	*1 Jude auf Christen* a. 1840
Preufsen	1827	1952	101
Posen	2180	2299	16
Brandenburg	2382	2511	135
Pommern	1724	1838	155
Schlesien	3612	3867	90
Sachsen	3396	3554	385
Westphalen	3605	3758	107
Rheinprovinz	5078	5320	98
Zus.	2776	2935	77

Es stieg die ganze Bevölkerung in der

Periode	*durch Geburtsüberschüsse*	*anderweitig*	*Zusammen*
1817—22	um 1,048,270 S.	266,828 S.	1,315,098 S.
1822—37	— 1,990,426 —	443,566 —	2,433,992 —
1817—40	— 3,525,637 —	1,053,833 —	4,579,470 —

Die „*anderweitige*" Zunahme ist eine Folge theils der verbesserten Zählung, theils der Einwanderung, (auch die Erwerbung des Fürstenthums Lichtenberg a. 1834 mit 35,256 S. im Ganzen und 410 Juden darunter ist mit inbegriffen), aber das Zahlenverhältnifs beider Ursachen und Wirkungen ist nicht anzugeben. In dem 18jährigen Zeitraume von 1822—40 stieg die Bevölkerung

durch	*der Christen absolut um*	*in ⁰⁰/₀₀ um*	*der Juden absolut um*	*in ⁰⁰/₀₀ um*
Geburtsüberschüsse	2,435,319 S.	21,^{141}	42,044	29,^{049}
Lichtenberg a. 1834	34,846 —	0,^{303}	410	0,^{283}
anderweitig	742,182 —	6,^{443}	9,567	6,^{610}
durch Uebertritt von Juden zum Christenthum	2,200 —	0,^{019}		
Zus.	3,214,547 S.	27,^{906}	52,021	35,^{942}
Abgang an Juden durch Religionswechsel			2,200	1,^{520}
		Bleiben	49,821	34,^{422}

Durchschnittlich auf die durchschnittliche Bevölkerung des Jahres in der Periode 1822—40 stellen sich folgende Ergebnisse heraus: Es waren

durchschnittlich	*bei den Christen*	*bei den Juden*
a) jährliche Bevölkerung	13,005,879 S.	168,761 S.
b) — Geburten	520,308 K.	5,983 K.
c) — Todesfälle	385,013 M.	3,647 M.
dies macht in Procent:		
ad b.	4,^{001} ⁰/₀	3,^{546} ⁰/₀
ad c.	2,^{961} ⁰/₀	2,^{161} ⁰/₀
Also Ueberschufs =	1,^{040} ⁰/₀	1,^{385} ⁰/₀

Folglich ist die Sterblichkeit der Juden um 0,^{345} ⁰/₀, also über $\frac{1}{3}$ ⁰/₀ geringer als bei den Christen.

Digitized by Google

In Betreff der Geschlechter und Alter der Bevölkerung ist für 1840 noch nichts veröffentlicht worden. Wir verweisen daher auf unseren Aufsatz in No. 1 flg. dieser Zeitschr. v. J. 1841, als dessen Fortsetzung diese Abhandlung anzusehen ist. (S. auch Allg. preufs. Zeitung 1842 S. 605. 611. 2017. *Hoffmann* Kl. Schriften S. 351. 361.).

Die Anzahl der Ehen wird gefunden theils durch Zählung der neu geschlossenen Ehen, theils durch Zählung der schon vorhandenen verheiratheten Männer und Frauen. Erstere gibt ein um so sichreres Resultat, als die Kirchenbücher dazu dienen, bei Letztern aber stellte sich bisher im preufsischen Staate heraus, dafs die Zahl der verheiratheten Frauen gröfser befunden wurde als die der verheiratheten Männer, was daher rührt, dafs manche Männer bei der Volkszählung abwesend sind, und Andere ihre Verheirathung verheimlichen mögen. Man nimmt daher die Zahl der verheiratheten Frauen mit mehr Richtigkeit für die Zahl der stehenden Ehen an. Es war a. 1840

die Zahl der verheiratheten Frauen =	2,470,100	
desgleichen der Männer =	2,460,094	
Mehr Frauen =	10,006 oder 0,^{405} %	
Zu den a. 1837 vorhandenen Ehen (oder verheiratheten Frauen) mit =	2,362,445	
kamen neue Ehen a. 1838 = 123,644		
1839 = 128,676		
1840 = 132,281		
=	384,601	
Es müfsten also am Ende 1840 Ehen vorhanden sein	2,747,046	
wenn inzwischen kein Abgang erfolgt wäre. Die Zählung wies aber nach, nur	2,470,100	
Also Abgang =	276,100	

theils durch Auswanderung, theils durch Scheidung, theils durch den Tod. Da aber 384,601 Ehen neu geschlossen wurden, so ergibt sich eine Vermehrung der stehenden Ehen um 107,655 oder 4,^{557} % der Ehen von a. 1837 in 3 Jahren, während die Bevölkerung um 5,^{738} %, also um 1,^{181} % mehr, gestiegen ist. Trotz dem gab es relativ a. 1840 weniger stehende Ehen als a. 1837, indem auf 100 Einwohner a. 1837 = 16,^{757} und a. 1840 = 16,^{570} stehende Ehen kamen. Beide Thatsachen können als Beweis dafür dienen, dafs das Eingehen von Ehen nicht mit Leichtsinn, sondern mit Behutsamkeit geschieht. Es waren a. 1840 an über 16jährigen weiblichen Personen = 4,588,393 vorhanden, und unter diesen sind, da unter 16jährige Jungfrauen nur äufserst selten heirathen, alle verheiratheten Frauen als mit inbegriffen zu betrachten. Es sind also 53,^{834} % der über 16jährigen weiblichen Personen wirklich verheirathet, und 46,^{166} % derselben unverheirathet und Wittwen. Nimmt man an, dafs vor vollendetem 25sten Lebensjahre selten ein Mann heirathet, und war, wie angeführt ist, die Zahl der verheiratheten Männer a. 1840 = 2,460,094, so hat man diese Summe nur von der Zahl der a. 1840 vorhanden gewesenen über 25jährigen Männer = 3,215,318 abzuziehen, um zu finden, dafs 76,^{512} % der heirathsfähigen Männer wirklich verheirathet und 23,^{488} % derselben unverheirathet und Wittwer waren. (Noch günstiger stellt sich das Verhältnifs, wenn man statt der von Hoffmann zu Grunde gelegten zählungsmäfsigen Zahl verheiratheter Männer annimmt, dafs eben so viel Männer als Frauen, nämlich 2,470,100 wirklich verheirathet waren). Nimmt man aber an, dafs die Männer schon mit dem 20sten Lebensjahre heirathen, was jedoch die Wirklichkeit übersteigt, so waren von 3,905,952 über 20jährigen Männern 2,460,094 (oder 2,470,100) verheirathet, d. h. 62,^{983} % wirklich verheirathet und 31,^{017} % unverheirathet und Wittwer. Die Männer können also nicht geradezu mit der Schuld belastet werden, dafs sie nicht so viel für das Heirathen thun, als die Frauen, und dies um so weniger, als die Lebensdauer der Frauen gröfser ist als die der Männer, folglich es unter den weiblichen Personen mehr Wittwen d. h. verheirathet gewesene gibt, als unter den Männern. Es waren indessen unter den a. 1840 geschlossenen neuen Ehen vorhanden: in Bezug auf das Alter der Heirathenden gegenseitig:

rechtzeitig geschlossene Ehen auf beiden Seiten	101,125 oder	76,^{447} %
verspätete Ehen auf der einen oder anderen Seite	26,271 oder	19,^{860} %
blos zu gegenseitiger Unterstützung geschlossene Ehen	4,885 oder	3,^{693} %
Zus.	132,287 oder	100 %

Die bei weitem überwiegende Zahl ist die Erste, der Ehen nämlich die von Männern vor vollendetem 45sten und von Frauen vor vollendetem 30sten Lebensjahre geschlossen sind = 76,^{447} %. Rechnet man von der Klasse der verspäteten Ehen die am wenigsten verspäteten, nämlich derjenigen hinzu, welche zwischen Män-

Digitized by Google

nern vor nicht vollendetem 45sten und Frauen über dem 30sten und nicht über dem 45sten Lebensjahre geschlossen sind, mit 20,493 oder 15,^{492} %, so ergeben sich 91,^{939} % der neu geschlossenen Ehen, also im passenden Alter geschlossen.

In den 18 Jahren 1822—40 wurden überhaupt Ehen geschlossen

	unter Christen	*unter Juden*
im Ganzen	2,090,492	21,831
im Durchschnitt jährlich	116,138	1,213
auf 100 Einwohner	0,^{893}	0,^{719}

Obschon bei den Juden also weniger neue Ehen als bei den Christen geschlossen zu werden scheinen, so ist der Verf. doch der Ansicht, dafs bei denselben nicht weniger stehende Ehen vorhanden sein dürften, als bei den Christen, weil die Juden häufiger als die Christen frühzeitig heiratheten und eine gröfsere mittlere Lebensdauer hätten. (Allg. preufs. Zeitung 1842 S. 606 v. J. 1841 S. 1141. *Hoffmann* Kl. Schr. S. 359).

In Betreff der Fruchtbarkeit der Ehen hat sich Folgendes herausgestellt. Im Durchschnitte der 2 Jahre 1837 u. 1840 waren 2,416,272 stehende Ehen vorhanden. Es wurden aber Kinder geboren a. 1838 = 526,626, a. 1839 = 535,055 und a. 1840 = 546,327, durchschnittlich a. 18$\frac{38}{40}$ = 536,003 oder auf 100 Ehen durchschnittlich = 22,^{183} Kinder. Auch dies ist nicht viel, und rührt theils von der Besonnenheit im Kinderzeugen, theils von der Kinderlosigkeit verspäteter Ehen, theils allerdings auch von Schwäche der Individuen her (Preufs. Allg. Zeitung 1841 S. 1146).

Es sind im preufsischen Staate überhaupt

in den Jahren	*geboren*	*gestorben*	*mehr geboren*
1816	448,052	287,101	160,951
1822	502,962	314,524	188,438
1831	490,562	462,665	27,897
1837	557,893	438,603	119,290
1840	587,275	418,624	168,651
1841	591,505	415,256	176,249
1842	623,703	435,182	188,521
1816—42 incl.	14,039,277	9,987,919	4,051,358
durchschnittlich in diesen 27 Jahren	519,973	369,924	150,050

Diese Zahlen weisen allerwärts eine Zunahme, obschon in schwankendem Verhältnisse, nach. An dem geringen durchschnittlichen Betrage der Geburtsüberschüsse ist das Cholerajahr 1831 mit seinen, noch a. 1837 fühlbaren, Folgen schuld (Allg. preufs. Zeitung J. 1841 S. 911, J. 1842 S. 949, J. 1843 S. 732). Die Zunahme der Bevölkerung durch Ueberschufs der Geborenen über die Gestorbenen war a. 18$\frac{18}{19}$ = 1,^{153} %, a. 1840 = 1,^{132} %, a. 1841 = 1,^{181} % und 1842 = 1,^{263} %, bei welchem letzteren Verhältnisse sich die Bevölkerung in 55 bis 56 Jahren ohne Störung verdoppeln würde.

Was aber das Verhältnifs der ehelichen zu den unehelichen Geburten überhaupt und zwischen den Christen und Juden insbesondere anbelangt, so ergeben die Zählungen Folgendes. Es wurden in den 18 Jahren von 1822 bis 1840 geboren:

	bei den Christen	*bei den Juden*
a. ehelich	8,710,420	105,660
b. unehelich	655,126	2,030
c. zusammen	9,365,546	107,690

Jährlich im Durchschnitte aber

ad a.	483,912	5,870
ad b.	36,396	113
ad c.	520,308	5,983

dies macht auf 100 Einwohner:

ad a.	3,^{721}	3,^{479}
ad b.	0,^{280}	0,^{067}
ad c.	4,^{001}	3,^{546}

woraus bei den Juden sich eine geringe Verhältnifszahl nicht blofs im Allgemeinen und bei den ehelichen Geburten, sondern namentlich auch bei den unehelichen Geburten ergibt (Allg. preufs. Zeit. 1842 S. 606).

Es starben aber in derselben Periode 1822—40 jährlich im Durchschnitt bei den Christen 2,^{961} % und bei den Juden 2,^{161} % der Einwohner, also bei Letzteren auch beträchtlich, nämlich um $\frac{4}{5}$ %, weniger. Nach den Altern vertheilen sich die Sterbefälle, wie folgt:

	bei den Christen	*bei den Juden*
Todtgeborne	0,^{134} %	0,^{089} %
im 1ten Lebensjahre	0,^{697} —	0,^{459} —
— 2ten — 5ten Lebensjahre incl.	0,^{477} —	0,^{386} —
— 6ten — 14ten — —	0,^{202} —	0,^{151} —
— 15ten — 25st. — —	0,^{155} —	0,^{123} —
— 26st. — 45st. — —	0,^{334} —	0,^{231} —
— 46st. — 70st. — —	0,^{614} —	0,^{392} —
— 71st. und später — —	0,^{339} —	0,^{330} —
Zusammen	2,^{961} —	2,^{161} —

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 22.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1844.

Sammlung kleiner Schriften staatswirthschaftlichen Inhalts, von J. G. Hoffmann.

(Fortsetzung.)

Diese Uebersicht gewährt dem genauen Beobachter sehr viele interessante Gesichtspuncte und Vergleichungen. Im Allgemeinen fällt auf, dafs der geringste Unterschied der Sterblichkeit im höchsten Alter sich zeigt, der gröfste aber im Alter von 46 bis 70 Jahren. Dies hat seine Ursache offenbar in der gröfseren Gewöhnung der Juden an Entbehrungen, in der genügsameren und stetigeren Lebensweise derselben, und in dem Betriebe nicht lebensgefährlicher Gewerbe. Indessen auch schon die Zahl der Todtgeborenen und der im zarten Alter gestorbenen Juden ist beträchtlich geringer als jene der Christen, dies mufs von der gröfseren Sorgfalt der Mütter und für die Mütter, besonders die schwangeren, herrühren. (Allg. preufs. Zeitung 1842 S. 606. *Hoffmann* Kl. Schriften S. 355). Es lebten a. 1834 von 100 Familien der Juden:

	in den alten Provinzen von a. 1812.	*in der Provinz Posen*
von Eigenthum und liberalen Beschäftigungen	12,9	4,6
von Einzel- und Commissionshandel und Gastwirthschaft	49,3	34,8
von Gewerben im Umherziehen . .	10,6	7,9
von Handwerksarbeit	10,0	23,7
von Landwirthschaftsbetrieb . . .	0,4	0,4
von Tagelohn und Gesindelohn . .	10,3	7,3
von Fuhrgeschäften, geringen Gemeindediensten, sonstigem Erwerbe, Almosen u. s. w.	6,5	21,3

Die Unterschiede sind in die Augen fallend, aber über die dermaligen Verhältnisse fehlen die Angaben. (*Hoffmann* Kl. Schriften S. 387). Es kamen aber auf 100 Neugeborene

	a. 1816—41 *bei den Christen*	a. 1822—40 *bei den Juden*
Todtgeborene	3,340 %	2,524 %
im 1ten Lebensjahre gestorbene	16,506 —	12,935 —
Zusammen	19,846 —	15,459 —
Also Rest	80,154 —	84,541 —

wodurch der geringere Verlust der Juden im ersten Alter noch deutlicher wird, obgleich der Zeitraum für die Christen 26 Jahre und für die Juden nur 18 Jahre beträgt. (*Hoffmann* Kl. Schriften S. 88—89). In Betreff des Geschlechtsunterschiedes der Neugeborenen und im Jugendalter Gestorbenen ergibt die Zählung folgende Resultate. Es wurden in den 26 Jahren von 1816—1841

	Mädchen	*Knaben*
a. ehelich geboren	6,054,292	6,423,979
b. davon todtgeboren	175,867	240,893
c. also am Leben erhalten . . .	5,878,425	6,183,086
d. davon starben im 1ten Lebensjahre .	917,653	1,142,023
e. also vollendeten das 1te Lebensjahr	4,960,772	5,041,063

Dies macht auf die sämmtlichen ehelich neu geborenen Kinder

ad b.	2,9048 %	3,75 %
ad c.	15,571 —	17,7774 —
Zusammen	18,0619 —	21,5274 —

so dafs also nach Ablauf des 1ten Lebensjahres noch übrig waren . 81,9381 — 78,4726 —

Zusammen 100,0000 — 100,0000 —

Es waren also *absolut* an Knaben 80,291 oder 1,618 % *mehr*, und *relativ* an Knaben 3,4655 % *weniger* übrig als an Mädchen. Es wurden aber in demselben Zeitraume

	Mädchen	*Knaben*
unehelich geboren	461,046	476,256

zusammen 937,302. Es wurden also hiernach

ehelich geboren . .	6,1062 %	Knaben mehr als Mädchen
unehelich geboren .	3,299 —	— — — — —
ehelich todt geboren .	29,100 —	— — — — —
von den ehelich lebendig gebornen im 1ten Lebensjahre durch Tod verloren	17,3 —	— — — — —

Es starben aber in dem genannten Zeitraume überhaupt

Digitized by Google

	Mädchen	*Knaben*
im 2ten und 3ten Lebensjahre .	541,235	571,297
also mehr Knaben	. . .	5,^{6} %
im 4ten und 5ten Lebensjahre .	223,239	228,111
also mehr Knaben	. . .	2,^{2} %
im 6ten und 7ten Lebensjahre .	123,586	127,185
also mehr Knaben	. . .	2,^{9} %

Nicht uninteressant ist aber die Thatsache, dafs der Ueberschufs der Knaben unter den Neugeborenen über die Mädchen in der angeführten Periode immer gröfser wurde. Es wurden nämlich an Knaben mehr geboren als an Mädchen:

	Ehelich	*Unehelich*
im Jahre 1816	5,^{846} %	2,^{32} %
im Durchschnitte von 1817 — 22 .	6,^{098} —	2,^{49} —
— — — 1823 — 28 .	6,^{126} —	3,^{18} —
— — — 1829 — 34 .	6,^{208} —	3,^{39} —
— — — 1835 — 40 .	6,^{010} —	4,^{18} —
im Jahre 1841	6,^{262} —	3,^{42} —

(Vergl. *Hoffmann* Kleine Schriften (S. 91 — 97). Es wird dadurch auch die ziemlich allgemein herrschende Ansicht widerlegt, dafs bei der unehelichen Zeugung mehr Knaben entständen, als bei der ehelichen, und es dürfte nicht uninteressant sein, auf dem Wege, den Parent-Duchatelet eingeschlagen hat, auch in Preufsen zu erforschen, wieviel die unehelichen Zeugungen und Geburten zur Vermehrung der Klasse der Lustdirnen beitragen. Dieser hat bekanntlich in seinem Buche (deutsche Uebers. von Becker I. S. 29 flg.) nachgewiesen, dafs von 1183 Lustdirnen in Paris 946 ehelich, und 237 unehlich geboren waren, also auf 3,^{99} ehelich Geborene 1 unehelich Geborene kam, und dafs von 3667 Lustdirnen in den Departements 2997 ehelich und 385 unehelich geboren waren, also auf 7,^{78} ehelich Geborene 1 unehlich Geborene kam. Wüfste man die ganze Zahl der aus ihrer Preisgebung einen Erwerb machenden Mädchen, und zugleich ihre Geburt, so könnte man auch wohl constant ermitteln, wie sich das Verhältnifs zwischen den unehelich Geborenen und ehelich Geborenen unter den Lustdirnen zu jenem zwischen den ehelich und unehelich geborenen Mädchen überhaupt stellt.

Was die Ursachen des Todes unter der ganzen Bevölkerung anbelangt, so nimmt Hoffmann (S. 97) als nothwendige und constant wirkende Ursache die Schwächen der Kindheit und des Alters an, und berechnet unter allgemeinen wahrscheinlichen Annahmen, dafs von den 70 — 80 Jahre alten Leuten $\frac{1}{75}$ und von den Neugeborenen $\frac{1}{175}$ zufolge dieser Ursachen sterben, also zusammen $\frac{2}{105}$, so dafs die Grenze der mittleren Lebensdauer, sofern nur diese Ursachen Todesfälle herbeiführten, zwischen 52 und 53 Jahre, also auf $52\frac{1}{2}$ Jahre, fiele. Da nun aber in dem Zeitraume von 1816 — 41 aus der durchschnittlichen Volkszahl in Preufsen mit 12,617,050 S. jährlich im Durchschnitte 367,414 S. starben, so ergiebt sich eine mittlere Lebensdauer in Preufsen $= \frac{12,617,050}{367,414} = 34,^{342}$. Jahren, oder beinahe $\frac{2}{3}$ jener $52\frac{1}{2}$ Jahre, so dafs, wenn die ersten Annahmen richtig wären, ungünstige Ereignisse und Handlungen die mittlere Lebensdauer ungefähr um $\frac{1}{3}$ ihres Belaufes abgekürzt hätten oder abkürzten. Es ergibt sich aber schon eine etwas kürzere Lebensdauer, wenn man die Berechnung auf die funfzehnjährige Periode von 1820 — 34 beschränkt, in welchem Falle sie $= \frac{12,374,265}{363,814} = 34,^{0126}$ Jahre beträgt (S. 102). Auf diese nämliche Periode gestützt sind nun die verschiedenen von Hoffmann (Kl. Schriften S. 105 flg. und schon früher Staatszeitung 1837 No. 81 und 82) angestellten Berechnungen der mittleren Lebensdauer, deren Resultate in Bezug auf die ganze Monarchie hier auszugsweise folgen. Es beträgt hiernach die mittlere Lebensdauer

	b. d. männlichen Geschlechte		*b. d. weiblichen Geschlechte*	
	Jahre	*Tage*	*Jahre*	*Tage*
von der Geburt ab . . .	34	211	36	317
vom Anfange des 2ten Lebensjahres*)	45	208	46	80
vom Anfange des 15ten Lebensjahres	44	233	44	346
vom Anfange des 61st. Lebensjahres	9	334	9	291

Eine Vergleichung mit der mittleren Lebensdauer, berechnet nach den Zählungsergebnissen späterer Zeit,

*) Wenn gleich von den Neugeborenen im ersten Vierteljahre die meisten unter den Sterbenden sind, so fallen sie doch nicht mit ihrem Tode immer in das Jahr der Geburt. Es ist unrichtig anzunehmen, dafs die innerhalb der Jahre 1820 bis 1834 einschliefslich vor vollendetem 1sten Lebensjahre Gestorbenen auch ohne Weiteres in dieser Periode geboren seien oder dafs nicht von den a. 1834 Geborenen eine Anzahl erst a. 1835 noch vor vollendetem 1sten Lebensjahre sterbe. Obige Berechnung ist ohne Rücksicht auf diesen Fehler gemacht. Gleicht man denselben aber aus, so ist der Durchschnitt der mittleren Lebensdauer *beider* Geschlechter nicht = 45,^{89496} J., sondern = 45,^{89556} J., was indessen nicht erheblicher scheint.

Digitized by Google

nämlich der Jahre 1837—41, gibt den günstigen Beweis von einer gestiegenen mittleren Lebensdauer. Dieselbe ist berechnet

	b. d. männlichen Geschlechte		*b. d. weiblichen Geschlechte*	
	Jahre	*Tage*	*Jahre*	*Tage*
von der Geburt ab, zu . . .	35	213	37	189
vom Anfange des 2ten Lebensjahres	47	168	47	178
— — — 6ten —	55	169	55	2
— — — 8ten —	54	264	54	76
— — — 15ten —	48	63	48	73
— — — 46st. —	19	224	20	266
— — — 61st. —	10	196	10	146

Aus dieser augenscheinlichen Thatsache, die übrigens, weil sie das Ergebnifs einer Vergleichung zwischen zwei 5 und 15jährigen Perioden ist, keineswegs vollgiltig zu zuverläfsigen Schlüssen berechtigt, darf man nur sehr theilweise auf das Maafs der Zunahme der Cultur und Civilisation und des Wohlstandes schliefsen, weil daran auch die Vervollständigung der Volkszählung, die zunehmende Einwanderung, die Choleraperiode nebst noch 4 anderen gesundheitsschädlichen Jahren der ersten 15jährigen Periode, und das Cholerajahr 1837 der zweiten 5jährigen Periode Schuld ist. So viel steht aber fest, dafs das weibliche Geschlecht eine wesentlich andere mittlere Lebensdauer hat, als das männliche, nämlich eine gröfsere bis mit Ausnahme des Lebensalters vom 61sten Jahre ab, von welchem ab sie bei den Frauen geringer wird. Am nächsten stehen sich beide Geschlechter in dem Lebensalter vom 15ten Lebensjahre ab, in welches bei den Frauen die Geschlechtsfunctionen fallen, und dann auch vom 61sten Lebensjahre ab, wo die Schwächen des Alters beiderseitig wirken.

Es ist übrigens zwischen den einzelnen Landestheilen ein Unterschied in der mittleren Lebensdauer, und es finden Abweichungen merklicher Art von den obigen Sätzen Statt, welche aus der Zeit von a. 1820—34 für die ganze Monarchie berechnet sind. Es würde jedoch zu weit führen, wenn wir hier eine Zusammenstellung der 15 Tabellen geben wollten, in denen der Verfasser (S. 127 flg.) die Rechnungsresultate darüber mitgetheilt hat. Zudem würden die blofsen Zahlen ohne Andeutung der Ursachen wenig nutzbringend sein. Wir wollen statt dessen zum Schlusse des Excurses über die Bevölkerung folgende Tabelle theils berechnen theils aus zerstreuten Mittheilungen zusammenstellen, welche das specielle Material zu manchen der früheren Erörterungen enthalten dürfte. Diese Tabelle gewährt manches Interesse, besonders wenn man die relativen Zahlen der Ehen und Geburten mit der relativen Dichtigkeit der Bevölkerung vergleicht. Wir haben zur anschaulicheren Uebersicht in der hintersten Hauptrubrik von einem jeden Regierungsbezirke angegeben, welche Stelle er unter sämmtlichen Regierungsbezirken einnimmt in Beziehung auf *a*) die Dichtigkeit der Bevölkerung a. 1840; *b*) die stehenden Ehen a. 1840; *c*) das Verhältnifs der Geburten zu den stehenden Ehen a. 1837—40; *d*) den Geburtenüberschufs von a. 1840; *e*) desgleichen von a. 1818—39 und endlich *f*) desgleichen von a. 1842. Die betreffenden Zahlen stehen sehr bunt durch einander, so dafs nichts weniger als eine Gleichmäfsigkeit und Stetigkeit des Vor- oder Rückschrittes wahrgenommen oder behauptet werden kann. Die besondere Vergleichung müssen wir den Lesern selbst überlassen.

Digitized by Google

Regierungs-Bezirke.	a. Dichtigkeit der Bevölkerung auf die □ Meile a. 1837	a. Dichtigkeit a. 1840	b. Stehende Ehen auf 100 Einw. a. 1837	b. Stehende Ehen a. 1840	c. Geburten auf 100 Ehen jährlich a. 1837 — 40.	d. Es wurden geboren und starben auf 100 Einwohner a. 1840. Geboren.	Gestorben.	Mehr geboren.	e. Es wurden jährlich im Durchschnitt geboren und starben a. 1818—39 auf 100 Einwohner Geboren.	Gestorben.	Mehr geboren.	f. Ueberschuſs der Geborenen über die Gestorbenen a. 1842.	Ordnungszahl der Regierungs-Bezirke in Bezug auf vorstehende Rubriken unter a.	b.	c.	d.	e.	f.
Königsberg	1829	1951	16,840	16,378	21,292	4,132	2,919	1,213	4,344	3,156	1,188	1,077	22	13	17	10	12	17
Gumbinnen	1872	2004	17,042	16,591	22,262	4,303	3,962	1,341	4,667	3,252	1,415	0,959	21	10	13	8	4	18
Danzig	2293	2408	15,806	15,810	23,763	4,634	3,198	1,436	4,339	3,257	1,082	1,637	17	21	7	20	16	6
Marienwerder	1562	1721	16,823	16,469	25,906	4,267	3,346	0,921	4,855	3,580	1,275	1,728	24	12	2	3	8	3
Posen	2451	2564	15,895	16,243	25,392	4,385	2,998	1,387	4,196	3,155	1,041	1,615	16	16	4	4	20	7
Bromberg	1774	1904	15,812	16,299	27,052	4,615	2,960	1,655	4,758	3,548	1,210	1,794	23	14	1	1	11	2
Potsdam mit Berlin	2628	2786	15,824	15,727	21,261	3,628	2,861	0,767	3,853	2,804	1,049	1,109	15	23	18	22	19	16
Frankfurt	2112	2210	17,605	17,605	19,556	3,689	2,692	0,997	3,768	2,484	1,284	1,480	18	2	22	18	7	8
Stettin	1960	2079	17,019	16,838	21,713	3,936	2,733	1,203	4,014	2,575	1,439	1,700	20	8	16	13	3	4
Köslin	1413	1520	16,938	16,493	22,380	4,086	2,719	1,366	4,180	2,496	1,684	1,983	25	11	12	5	1	1
Stralsund	2030	2162	16,702	16,288	20,032	3,546	2,486	1,060	3,608	2,488	1,120	1,302	19	15	20	16	14	10
Breslau	4142	4370	16,999	16,941	21,725	4,035	2,824	1,211	4,148	3,098	1,050	1,284	6	6	15	11	18	11
Oppeln	3322	3728	17,370	16,844	25,535	4,547	2,966	1,581	5,127	3,642	1,485	1,689	9	7	3	2	2	5
Liegnitz	3370	3466	18,431	18,406	18,010	3,620	2,973	0,647	4,056	3,185	0,871	0,933	12	1	25	24	23	22
Magdeburg	2850	2992	17,565	17,334	19,398	3,572	2,575	0,997	3,740	2,740	1,000	0,939	14	3	23	19	21	21
Merseburg	3457	3622	17,707	17,138	19,717	3,648	2,493	1,155	3,940	2,838	1,102	1,266	10	4	21	15	15	13
Erfurt	5063	5261	17,142	16,960	20,331	3,662	2,436	1,226	3,831	2,601	1,230	1,309	3	5	19	9	10	9
Münster	3066	3112	15,856	16,028	19,346	3,078	2,535	0,543	3,050	2,435	0,615	0,562	13	20	24	25	25	25
Minden	4361	4614	17,585	16,758	24,299	4,176	2,857	1,319	4,205	2,947	1,258	1,166	5	9	6	6	9	14
Arnsberg	3597	3784	16,205	16,035	23,072	3,825	2,625	1,200	3,768	2,441	1,327	1,149	8	19	9	14	6	15
Köln	5894	6180	15,453	15,126	24,818	3,880	3,036	0,844	3,826	2,879	0,947	0,888	2	25	5	21	22	23
Düsseldorf	7799	8238	15,185	16,213	23,542	3,895	2,634	1,261	3,681	2,609	1,072	1,283	1	17	8	7	17	12
Koblenz	4213	4364	16,402	16,181	22,964	3,749	2,743	1,006	3,791	2,629	1,162	0,838	7	18	10	17	13	24
Trier	3407	3588	16,153	15,797	22,156	3,504	2,300	1,204	3,797	2,422	1,374	0,958	11	22	14	12	5	19
Aachen	4911	5090	15,746	15,416	22,954	3,667	2,904	0,763	3,847	2,690	0,857	0,950	14	24	11	23	24	20
G. Staat	2776	2935	16,757	16,570	22,183	3,940	2,808	1,132	4,072	2,919	1,152	1,263						

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 23.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1844.

Sammlung kleiner Schriften staatswirthschaftlichen Inhalts, von J. G. Hoffmann.

(Fortsetzung.

An die bisherigen Erörterungen über die Zahlenverhältnisse der Bevölkerung, schliefst sich die andere über Gang und Zustand des öffentlichen Volks- und wissenschaftlichen Unterrichtes in der preufsischen Monarchie an. Insofern man berechtigt und gewohnt ist, aus den Anzeichen über den sittlichen und Unterrichtszustand des jüngeren Theiles der Bevölkerung auf die Wirksamkeit und Thätigkeit des öffentlichen Volksunterrichts zu schliefsen, ist es erforderlich, folgende Thatsachen zum Vóraus in Erwägung zu ziehen. Laut öffentlichen Bekanntmachungen Hoffmann's (Preufs. Staatszeitung 1837 No. 318. und preufsische Allg. Zeitung 1844 No. 47. Beilage) kamen im preufsischen Staate wegen Vergehen und Verbrechen verschiedener Art zur gerichtlichen Untersuchung in den Perioden:

	a. 1831—36	a. 1837—42
Kinder vor vollendetem 10ten Lebensjahr	638	574
— im 11ten und 12ten Lebensjahr	1240	1880
— — 13ten — 14ten —	1759	2922
über 14jährige bis vollend. 16ten —	1551	2612
Zusammen	5188	7988
wegen Vergehen und Verbrechen	5238	8250
wobei zu bemerken ist, dafs unter der 4ten Altersklasse theils etwas über 16jährige theils solche von unbestimmtem Alter enthalten sind, junge Leute . . .	155	192

Es hat also in der letzten 6jährigen Periode die Zahl der gerichtlich untersuchten jugendlichen Vergehen und Verbrechen gegen die vorherige 6jährige Periode um $57\frac{1}{2}$ % zugenommen, während die ganze Bevölkerung a. 1840 gegen a. 1834 von 13,509,929 auf 14,928, nur um $10\frac{1}{2}$ % gestiegen ist. Es waren durchschnittlich 501 S., also im Jahre zur Untersuchung gekommen

a. 1831 — 36	=	873	Verbrechen	von 865 jungen Leuten	
a. 1837 — —	=	1108	—		
a. 1840 — —	=	1377	—		
a. 1842 — —	=	1577	—		
a. 1837 — 42	=	1375	—	von 1331 —	—

Die angeführte Zahl von Vergehen und Verbrechen waren von folgender Art:

	a. $18\frac{31}{36}$	a. $18\frac{37}{42}$
Diebstahl und Diebshehlerei	4557	7463
Betrug, Schleichhandel u. dgl. und Forstfrevel	157	168
Muthwille, Landstreicherei und Bettelei .	157	171
Verletzung und Mifshandlung von Personen	129	175
fleischliche Verbrechen und grobe Unsittlichkeit	59	93
Brandstiftung	141	165
Raub	18	1
fahrläfsige Tödtung	8	3
Mord	12	11

Es kamen aber a. 1837—42 auf 100 zwischen 8 und 16 Jahren einschliefslich alte junge Leute Vergehen und Verbrechen wie folgt:

in den Provinzen	überhaupt	davon waren gegen Eigenthum	gegen öffentl. Ordnung	grobe Verbrechen
Rheinprovinz	0,507	0,439	0,065	0,003
Sachsen	0,491	0,476	0,011	0,004
Ostpreufsen	0,424	0,396	0,017	0,011
Brandenburg	0,309	0,289	0,010	0,010
Westphalen	0,232	0,217	0,009	0,006
Pommern	0,230	0,223	0,006	0,001
Westpreufsen	0,182	0,174	0,002	0,006
Schlesien	0,084	0,075	0,002	0,007
Posen	0,080	0,070	0,000	0,010
Im ganzen Staate	0,290	0,267	0,017	0,006
jährl. durchschnittl.	0,048	0,044	0,008	0,001

Es ist ein Zweifel darüber, dafs es weit mehr Vergehen der zwei ersten Arten unter der Jugend gibt, als hier oben angegeben sind, unmöglich, weil viele nicht zur Kenntnifs des Richters kommen, und es kann aus obiger Tabelle mit einiger Sicherheit nur so viel geschlossen werden, dafs in der einen Provinz mehr oder weniger solche Vergehen der Jugend den Gerichten überwiesen werden, als in der anderen. Auf keinen Fall darf aus solchen Scalen auf die Höhe oder Tiefe des Grades der Sittlichkeit in den Provinzen geschlos-

Digitized by Google

sen werden, denn sie stehen mit der Dichtigkeit und mit dem wenigstens allgemeinhin beobachteten Culturgrade der Bevölkerung in den widersprechendsten Verhältnissen. Aus allen diesen Gründen kann man nicht einmal aus der Steigerung der Zahlen von a. $16\frac{31}{56}$ bis $18\frac{17}{42}$ auf wirkliche Zunahme dieser jugendlichen Vergehungen im Allgemeinen schliefsen, denn man weifs nicht, wie viele der Letzteren auf dem Wege der häuslichen Zucht abgestraft werden, und es ist ganz wohl denkbar, dafs selbst bei einer Abnahme der wirklichen Gesammtzahl solcher Vergehungen dennoch die Menge der zur richterlichen Untersuchung gebrachten steigen kann. Es kommt in dieser Hinsicht darauf an, in welchem Grade das Leben ein öffentlich staatliches wird, anstatt ein mehr häusliches zu bleiben. Allerdings aber ist nicht zu läugnen, dafs auch eine zu starke Vermehrung der Frevel der Jugend die öftere Anrufung des Richters veranlafst.

Weit mehr ist man zu Schlüssen über die Wirksamkeit des Volksunterrichts berechtigt, einestheils aus dem Grade der Besuchtheit der Volksschulen und aus dem Grade der Unterrichtetheit des jüngeren Geschlechtes, das mit seinem schulpflichtigen und schulfähigen Alter schon in die Zeit fiel, in welcher das gegenwärtige Unterrichtssystem zu wirken begonnen hat. In dieser Hinsicht läfst sich von der preufsischen Monarchie Folgendes darstellen (*Hoffmann* Kl. Schriften S. 144 flg. Bevölkerung des preufsischen Staats S. 60 flg. Preufs. Staatszeitung 1837 No. 300 flg. und Preufs. Allg. Zeitung 1844 No. 60 Beil.). Es waren schulpflichtige oder 6—14 Jahre alte Kinder vorhanden a. 1837 = 2,830,327 oder 20,^{07} % der Bevölkerung und a. 1840 = 2,904,437 oder 19,^{45} % der Bevölkerung. Von letzterer Zahl besuchten a. 1840 öffentliche

Elementarschulen (niedere oder Volks- und höhere oder Mittelschulen	2,309,784
oder 79,^{526} %	
höhere Bürgerschulen, Progymnasien und Gymnasien	31,298
Zusammen	2,341,082
oder 80,^{604} %	
dagegen a. 1837	2,283,078
oder 80,^{66} %	

Diese Abnahme ist so unbedeutend, dafs sie als nicht vorhanden angesehen werden mufs. Dagegen kommt allerdings der Besuch von Privatschulen und der Hausunterricht in Anschlag, der aber nicht zu ermitteln ist, weil er nicht blofs in Städten, sondern auch auf dem platten Lande bei Gutsbesitzern u. dgl. vorkommt. Aufserdem mufs erwogen werden, dafs gar manche Kinder v. 6—7. Jahre die Schule aus körperlichen Ursachen, wegen Entfernung des Schulortes, wegen schlechter Wege, wegen der Jahreszeit und Witterung u. dgl. nicht besuchen können. Die Gesammtzahl der Kinder von 6—7 Jahren beträgt (a. 1840 = 737,169) über $\frac{1}{4}$ der schulfähigen und schulpflichtigen Kinder, so dafs der letztere Ausfall, wenn er $\frac{1}{2}$ oder $\frac{1}{3}$ dieses Theiles beträgt, immerhin nicht unbedeutend ist. Man kann daher wohl ohne grofsen Fehler, wenn man alles zusammen nimmt, behaupten, dafs ungefähr $\frac{9}{10}$ der schulfähigen und schulpflichtigen Kinder auch die Schule besuchen. In den einzelnen Landestheilen stellt sich das Verhältnifs folgendermaafsen.

Regierungs-Bezirke	Es besuchten von den schulfähigen Kindern die Schule		Es waren ohne Schulbildung von den Rekruten	
	a. 1837	a. 1840	a. 18^{38}/^{39}	a. 18^{42}/$_{43}$
Königsberg	75,^{86} %	74,^{67} %	13,^{07}	7,^{63}
Gumbinnen	78,^{01}	74,^{14}	8,^{07}	10,^{64}
Danzig	69,^{59}	67,^{49}	21,^{47}	17,^{73}
Marienwerder	68,^{53}	65,^{69}	28,^{65}	16,^{21}
Posen	65,^{58}	67,^{52}	46,^{11}	39,^{81}
Bromberg	53,^{78}	56,^{01}	37,^{72}	29,^{78}
Stadt Berlin *)	59,^{36}	63,^{19}	} 3,^{12}	1,^{43}
Potsdam ohne Berlin	89,^{73}	88,^{77}		
Frankfurt	85,^{62}	83,^{38}	3,^{68}	1,^{37}
Stettin	83,^{86}	80,^{63}	0,^{79}	1,^{15}
Köslin	73,^{72}	72,^{86}	3,^{20}	2,^{63}
Stralsund	61,^{70}	66,^{20}	0,^{68}	0,^{40}
Breslau	88,^{69}	85,^{43}	5,^{53}	1,^{83}
Oppeln	92,^{99}	79,^{35}	23,^{94}	17,^{27}
Liegnitz	87,^{29}	85,^{64}	3,^{73}	2,^{33}
Magdeburg	93,^{07}	91,^{19}	1,^{17}	0,^{48}
Merseburg	94,^{06}	93,^{06}	1,^{12}	0,^{33}
Erfurt	92,^{82}	90,^{03}	2,^{19}	1,^{08}
Münster	84,^{39}	84,^{09}	2,^{18}	2,^{82}
Minden	81,^{19}	78,^{19}	4,^{02}	2,^{90}
Arnsberg	84,^{62}	83,^{96}	3,^{08}	1,^{79}
Köln	77,^{32}	79,^{87}	8,^{53}	6,^{57}
Düsseldorf	76,^{52}	80,^{36}	8,^{51}	6,^{84}
Koblenz	91,^{21}	89,^{85}	3,^{28}	1,^{10}
Trier	81,^{15}	78,^{11}	3,^{09}	2,^{44}
Aachen	75,^{66}	80,^{41}	13,^{70}	9,^{80}
G. Staat	80,^{66}	80,^{604}	10,^{17}	9,^{08}

*) Hier ist sehr viel Privatunterricht vorhanden. Es besuchten 56,^{24} % der Knaben und Mädchen die Volksschulen, dagegen 67,^{57} % der Knaben die Volks- und Bürgerschulen und Gymnasien a. 1840.

Digitized by Google

Man kann aus der Vergleichung dieser zwei Paare von Columnen gegenseitig zwar keine Schlüsse ziehen, weil die Ursachen der Thatsachen, die das letzte Columnenpaar angibt, etwa 20 Jahre früher gewirkt haben. So viel aber geht im Allgemeinen aus der Zahlenvergleichung zwischen beiden letzten Columnen hervor, dafs schon in früheren Jahren der Volksunterricht sich mehr ausgedehnt haben mufs, indem nur 3 Regierungsbezirke eine Vermehrung der relativen Zahl der ohne Unterricht seienden Rekruten nachweisen, wovon Stettin und Münster eine kaum bemerkenswerthe, Gumbinnen aber eine solche Vermehrung ausweist, die leicht eine Folge der Einwanderung u. dgl. sein kann. Aber bemerkenswerth ist aus den zwei ersten Columnen, dafs nur in 6 Regierungsbezirken und in der Stadt Berlin von a. 1837 bis a. 1840 eine Zunahme der relativen Zahl der die Schule besuchenden schulpflichtigen Kinder, in allen übrigen 19 Regierungsbezirken dagegen eine Abnahme derselben Statt gefunden hat, welche zwar für den ganzen Staat sich als unerheblich erweist, aber in einzelnen Regierungsbezirken beträchtlich ist. Es bleibt immerhin sehr wünschenswerth, dafs die offizielle Staatskunde dies erkläre, während wir vor der Hand uns jedes Aburtheilens darüber enthalten zu müssen glauben. So viel steht fest, dafs die Schulen um so weniger besucht werden, je schlechter sie bei den steigenden Anforderungen der Eltern werden oder bleiben und dafs die einzig wirksamen stetigen Mittel zur Vermehrung des Schulbesuchs und des Volksunterrichtes nicht in Schulinspectionen und Schulcommissionen u. dgl., auch nicht allein in der Ausbildung von Volksschullehrern, wenn diese auch noch so vollständig ist, sondern in einer ehrenvollen materiellen Stellung und Lage der Schullehrer, deren Gegentheil den wohlunterrichteten Pädagogen in gröfseres Elend bringt, als einen ehemaligen Soldaten, in Vermehrung der Schulen, und im Schutze der Schullehrer gegen eine übermüthige Geistlichkeit und Grundeigenthümerklasse, dessen ein halber Handwerker als Schulmeister und Küster nicht würdig ist, bestehen. Gleichwohl ist nicht zu verkennen, dafs der Anwendung dieser Mittel in der preufsischen Monarchie, namentlich in denjenigen Provinzen, wo es so gut wie gar keine wahren Landgemeinden, aber um so mehr Gutsherrschaften und Grofspächter gibt, sehr bedeutende Hindernisse entgegen stehen. Es würden aus der Staatskasse Millionen dazu erforderlich, aber nicht minder gedeihlich angewendet, sein, wenn unter solchen Umständen die Zahl der Schulen auf den empfundenen Bedarf gesteigert und die Lage des würdigen Lehrerstandes im erforderlichen Maafse verbessert werden sollte.

Es waren vorhanden im ganzen preufs. Staate:

im Jahre	*Elementarschulen*	*Lehrer*	*Schüler*	*Mittelschulen*	*Lehrer*	*Schüler*
1837	22,910	27,575	2,171,745	307	939	38,277
1840	23,323	28,507	2,224,239	685	2601	85,545

Es kamen demnach durchschnittlich:

im Jahre	*Lehrer auf 1 Elementarschule*	*Elementarschüler auf 1 Schule*	*Elementarschüler auf 1 Lehrer*	*Lehrer auf 1 Mittelschule*	*Schüler auf 1 Mittelschule*	*Mittelschüler auf 1 Lehrer*
1840	$1,^{20}$	$95,^{3}$	$78,^{3}$	$3,^{8}$	$124,^{8}$	$32,^{8}$
1837	$1,^{21}$	$94,^{7}$	$78,^{7}$	$3,^{0}$	$124,^{6}$	$30,^{1}$

Diese von uns berechnete Tabelle zeigt unwidersprechlich, dafs die Zahl der Schulen und Lehrer in Vergleichung mit den Schülern von a. 1837 bis 1840 gar keinen Fortschritt gemacht hat, obschon an und für sich a. 1840 an Elementarschulen = 413, an Elementarlehrern = 932, an Mittelschulen = 378, und an Mittelschullehrern = 1662 mehr vorhanden waren als a. 1837. Es kann der Staatsregierung, wenn es schon so viel fordert, um mit dem Steigen der Bevölkerung auf gleicher Ebene zu bleiben, ein langsames Fortschreiten nicht zur Last gelegt werden. Es sind unter den für a. 1840 angeführten Lehrern 24,328 festangestellte Elementarschullehrer gewesen, diese Zahl ist nicht ausreichend in Vergleichung zur Bevölkerung, da theils die dichtbevölkerten Landestheile wegen der starken Schulkinderzahl, theils die dünnbevölkerten Landestheile wegen Zerstreutheit der Wohnplätze und wegen schlechter Wege eine Vermehrung der Schulen fordert. Würden für circa 15 Millionen Seelen 30,000 Elementarschullehrer vorhanden sein, so würde doch nur 1 Lehrer auf 500 Einwohner oder 100 Familien oder auf 100 Schulkinder kommen, da die Schuljugend $\frac{1}{5}$ der Bevölkerung beträgt. (*Hoffmann* Kl. Schriften S. 180 flg. Preufs. Staatszeitung 1838. No. 301. Beilag.). Es waren a. 1840 vorhanden in den

Digitized by Google

Provinzen	*Schullehrer-seminarien*	*darin Zöglinge*	*festangestellte Lehrer*	*Also auf 1000 Lehrer Seminaristen*
Ostpreussen	4	247	2617	94
Westpreussen	4	208	1703	122
Posen	6	336	1813	184
Brandenburg	4	324	3420	95
Pommern	6	177	2507	71
Schlesien	4	585	3708	158
Sachsen	9	346	3291	105
Westphalen	4	231	1794	128
Rheinprovinz	5	267	3465	77
Zus.	46	2721	24,328	112
a. 1837	45	2583	23,858	108
Also mehr a. 1840	1	138	470	4

Die Provinzen sind hiernach sehr ungleich versorgt. Wäre im Durchschnitt die Dienstzeit eines festangestellten Lehrers 30 Jahre und die Lehrzeit des Seminaristen 3 Jahre, so würde es ausreichend sein, wenn die Zahl der Seminaristen $\frac{1}{10}$ der Zahl der fest angestellten Lehrer betrüge. Demnach hat der ganze Staat einen jährlichen Ueberschufs an Seminaristen für den Zweck der festen Anstellung von 12, und 4 Provinzen haben nicht genug Seminaristen zur Besetzung der erledigt werdenden festen Schulstellen. Gleichwohl sind obige Annahmen wegen der Dienst- und Lehrzeit unsicher, so dafs der Bedarf an Seminaristen geringer sein dürfte. Allein der Bedarf an neuen Schulen und Schulklassen ist dringend und wird immer dringender, und an Hilfslehrern steigt er auch. Es ist daher, wie Hoffmann sehr richtig bemerkt, nothwendig, die Zahl der Seminaristen zu vermehren, und dazu dürfte es erforderlich sein, die Seminarien zur Erleichterung des Studiums der Seminaristen besser mit Fonds auszustatten. Der Andrang zu diesem Studium würde aber gröfser werden, wenn die Aussichten auf Gehalt und Stellung der Schullehrer besser und ehrenvoller wären. Durch Herbeiziehen von Menschen zum Schullehrerstande, welche nicht von frühe an bereits sich zu diesem so wichtigen und schwierigem Berufe bestimmt und vorbereitet haben, wird ein neuer nicht zeitgemäfser Grund zu weit gröfseren Uebeln gelegt.

Eine höhere Stufe im Volksunterrichte nehmen die höheren Bürger- und Töchterschulen ein, indem sie zur weiteren allgemeineren Ausbildung der Söhne und Töchter des höheren Bürgerstandes dienen. Dieselben sind aber mit den Gewerbeschulen nicht zu verwechseln, da diese den Zweck der Vorbildung für das Gewerbswesen insbesondere haben. Ueber die Töchterschulen liegt keine veröffentlichte statistische amtliche Angabe aus dem Jahre 1840 vor. Im J. 1837 waren 337 solche mit 1405 Lehrern und 39,927 Schülern vorhanden (Preufs. Staatsz. 1838 No. 301. Beil.), und gewifs hat ihre Zahl seit jener Zeit zugenommen, da das Bedürfnifs solcher Schulen in den Städten äufserst dringend ist. Gleichwohl gibt es Städte, sehr reiche und bevölkerte Städte, in denen es sehr viele höhere Bürgers- und Beamtenfamilien gibt, wie z. B. Greifswald, in denen solche nicht bestehen. Was aber die höheren Bürgerschulen anbelangt, so kann der Fortschritt zur Befriedigung des wachsenden Bedürfnisses besser nachgewiesen werden. Es waren (*Hoffmann* a. a. O. S. 175 Preufs. Staatsz. 1838 No. 301. Beil.) zum Theile nach unserer Berechnung vorhanden:

in der Provinz	*a. 1840. Schulen*	*Schüler*	*Auf 1 Schule*	*a. 1837. Schulen*	*Schüler*	*Auf 1 Schule*	*Lehrer*
Preussen	13	2132	164	11	1917	174	82
Posen	5	872	179	7	1393	199	37
Brandenburg	17	3843	226	16	3477	217	164
Pommern	6	647	108	6	641	107	28
Schlesien	7	1042	149	6	360	60	53
Sachsen	6	1037	173	6	924	153	53
Westphalen	11	605	55	10	601	60	25
Rheinprovinz	34	2491	73	28	1894	67	125
Zus.	99	12,669	128	90	11,807	199	567

Die Lehrerzahl für a. 1840 ist nicht öffentlich bekannt gemacht. Die Provinzen sind in sehr verschiedenem Grade mit solchen Schulen versorgt, aber es ist unverkennbar, in welchen das gefühlte Bedürfnifs sich Abhilfe zu schaffen vermocht hat. Die Zahl der Schüler ist noch nicht ganz um $\frac{1}{11}$, die Zahl der Schulen aber um $\frac{1}{10}$ gestiegen. Würde man den wachsenden Besuch dieser Schulen und der Gewerbeschulen verschiedener Art zusammen genommen erwägen können, so würde sich der Gegensatz zwischen den Gymnasien und diesen Realanstalten sehr bemerkbar herausstellen, und erweisen lassen, wie der Abnahme des Besuches der Ersteren die Zunahme des Besuches der Letzteren entspricht, da die gewerbliche Richtung in der Wahl des Berufes jetzt mächtig steigt.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 24.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1844.

Sammlung kleiner Schriften staatswirthschaftlichen Inhalts, von J. G. Hoffmann.

(Schlufs.)

Im J. 1840 waren im Königr. Preufsen vorhanden:

in der Provinz	*Gymnasien*	*darin Schüler*	*in % der Bevölkerung*
Preussen	14	3,103	0,134 %
Posen *)	6	1,571	0,127 —
Brandenburg	18	4,142	0,223 —
Pommern	7	1,586	0,150 —
Schlesien **)	21	4,401	0,154 —
Sachsen	21	3,335	0,204 —
Westphalen	11	1,798	0,130 —
Rheinprovinz	18	3,222	0,124 —
Zus.	116	23,158	0,155 —
a. 1837	113	23,341	0,165 —
Also weniger oder mehr a. 1840	+ 3	— 183	— 0,010 —

Dagegen waren vorhanden a. 1840:

in den Provinzen	*Progymnasien*	*darin Schüler*
Preussen	5	382
Posen	—	—
Brandenburg	2	78
Pommern	2	118
Schlesien	2	125
Sachsen	2	153
Westphalen	7	316
Rheinprovinz	10	433
Zus.	30	1605
a. 1837	34	1896
Also a. 1840 weniger	4	291

Diese Angaben sind aus den Kirchen- und Schultabellen entnommen. (*Hoffmann* a. a. O. S. 165 flg. Preufsische Staatszeit. 1838 No. 302.). Es waren im Winter $18\frac{39}{41}$ auf den 114 Gymnasien (ohne Meseritz und Niesky) an Schülern in der Kl. I. = 2577, II. = 3557 (zus. = 6134), III. = 4491, IV. = 4334, V. = 4127, VI. und VII. = 3152 (zus. 16,104), also im Ganzen 22,238 vorhanden ***). Die Bewegung zu und von den Gymnasien aber im Laufe von 11 Jahren (immer von Ostern zu Ostern gerechnet) läfst sich aus folgendem erkennen. Es waren auf den preufs. Gymnasien:

im Winter	*Schüler*	*davon in Secunda*	*davon in Prima*	*es gingen zur Universität*	*davon ab aufserdem*
$18\frac{31}{32}$	23,502	3298	2737	1306	5031
$18\frac{33}{34}$	24,173	3303	2389	1191	4874
$18\frac{36}{37}$	23,340	3467	2573	1160	4907
$18\frac{38}{39}$	21,984	3520	2465	1051	4591
$18\frac{40}{41}$	22,238	3557	2577	958	4439
$18\frac{41}{42}$	22,668	3539	2620	1073	4395

Es zeigt sich hieran ganz deutlich, wie beträchtlich die Zahl der sich zum Staatsdienste u. dgl. vorbereitenden Gymnasiasten abgenommen hat, und dafs die Gymnasialbildung in den unteren Klassen bis zu Tertia als Vorbereitung zu anderen Berufsarten ungemein stark und auch steigend benutzt wurde. Während die Bevölkerung a. $18\frac{31}{40}$ um 14,49 % stieg, sank die Zahl der Gymnasiasten a. $18\frac{33}{42}$ um $6\frac{1}{4}$ % *), und von den aus den Gymnasien Entlassenen ging nur $\frac{1}{5}$ zur Universität (= 12,150) und $\frac{4}{5}$ (näml. 52,262) zu anderem Berufe über.

Auf den Universitäten des preufs. Staats einschliefslich der Akademie Münster studirten:

im Semester	*Inländer*	*Ausländer*	*zusammen*
Sommer 1820	2450	694	3144
Winter $18\frac{20}{21}$	2639	743	3382
S. 1824	3608	807	4415
W. $18\frac{24}{25}$	4018	947	4965
S. 1828	4832	978	5821
W. $18\frac{28}{29}$	4952	1190	6142
S. 1832	4582	697	5279
W. $18\frac{32}{33}$	4585	793	5378
S. 1836	3740	792	4532
W. $18\frac{36}{37}$	3760	785	4545
S. 1839	3579	746	4325
W. $18\frac{39}{40}$	3672	791	4463
S. 1842	3567	812	4379

*) Mit Meseritz. **) Mit Niesky.

***) Die zu obiger Zahl noch fehlenden 920 sind theils zu Meseritz und Niesky theils deshalb hier nicht enthalten, weil diese Zahl Resultat einer anderzeitigen Zählung ist.

*) Das Jahr $18^{11}/_{32}$ ist als Cholerajahr aufser Rechnung gelassen, weil die Krankheitsscheu die Knaben von der Schule wohl zu Hause hielt.

Digitized by Google

Die Zahlen steigen von a. 1820 an bis a. $18\frac{29}{31}$ und sinken von da an wieder bis a. 1842. Die Bevölkerung des preufs. Staats stieg a. $18\frac{20}{40}$ um $32\frac{13}{30}$ %, die Zahl der Studirenden aber im Durchschnitte der Semester $18\frac{20}{21}$ bis $18\frac{39}{40}$ um nahe an $7\frac{1}{2}$ % mehr, nachdem sie von $18\frac{20}{21}$ bis $18\frac{28}{29}$ um etwa 92 % gestiegen und a. $18\frac{28}{29}$ bis $18\frac{39}{40}$ um 25 % gefallen war. Was die einzelnen Facultäten anbelangt, so studirten Inländer:

in den Semestern	*in der jurist. Facultät*	*in den theolog. Facultäten*		*in der medicin. Facultät*	*in der philosoph. Facultät*
		Evangel.	*Kathol.*		
Sommer 1820	779	741	168	398	364
Winter $18\frac{20}{21}$	832	775	172	412	448
S. 1824	1167	1058	438	444	501
W. $18\frac{24}{25}$	1358	1162	503	475	520
S. 1828	1401	1636	684	462	660
W. $18\frac{28}{29}$	1451	1666	693	484	658
S. 1832	1159	1528	643	552	700
W. $18\frac{32}{33}$	1204	1484	621	574	702
S. 1836	876	1071	422	710	661
W. $18\frac{36}{37}$	822	1040	414	722	762
S. 1839	804	968	371	723	713
W. $18\frac{39}{40}$	850	958	414	721	729
S. 1840	806	940	405	718	684
W. $18\frac{40}{41}$	818	898	408	694	722
S. 1842	794	851	406	702	840
durchschnittlich von Ostern $18\frac{34}{37}$	947	1196	467	695	670
desgl. v. Ost. $18\frac{37}{40}$	841	986	400	725	746
desgl. von Michaelis 1839 — 1842	814	899	408	699	757

Die Zahl der Juristen stieg von a. 1820 an schon in 5 Jahren um fast $77\frac{1}{2}$ %, und blieb auf dieser Höhe fast 6 Jahre stehen, worauf sie sank. Wäre dieselbe wie die Bevölkerung a. $18\frac{20}{40}$ um $32\frac{13}{30}$ % gestiegen, so hätte sie von dem durchschnittlichen Betrage von a. $18\frac{20}{21}$ = 806 bis a. $18\frac{39}{40}$ auf durchschnittlich = 1067 steigen müssen. Der Durchschnitt von a. $18\frac{19}{40}$ betrug aber nur = 827 oder 2,6 % mehr, was zum Beweise dafür dienen kann, dafs schon a. 1820 die Zahl der Studirenden der Jurisprudenz den Bedarf des Staats an Rechtsgelehrten überstiegen haben müsse. Im zweiten Jahrzehnt vorstehender Periode sank die Zahl der Studirenden der Jurisprudenz, wenn man dreijährige Durchschnitte berechnet, von a. $18\frac{28}{30}$ = 1379 auf a. $18\frac{37}{39}$ = 841 oder um 39,1 %. Legt man letztere Zahl 841 und das gesetzliche Triennium zu Grunde (a. $18\frac{20}{41}$ studirten nur 818 und im Sommer 1842 sogar nur 794), so gehen jetzt höchstens 280 Studirende jährlich von den Universitäten zur praktischen juristischen Laufbahn ab. Werden auch hier 30 Jahre als durchschnittliche Dienstzeit der Staatsdiener angenommen, so würden solche 280 Candidaten jährlich zur Ergänzung eines Justizpersonals von 8400 Männern ausreichen. Nach Starke (in seinem bekannten Werke) befanden sich aber im preufsischen Justizdienste 5115 wissenschaftlich vorbereitete besoldet angestellte Justizbeamte, und noch aufserdem 2533 nicht besoldete (1411 Referendarien und 954 Auscultatoren). Da aber auch etwas niedrere Stellen als jene 5115 nicht selten mit wissenschaftlich vorbereiteten Juristen besetzt werden, so kann man annehmen, dafs etwa 5600 oder $\frac{2}{3}$ der 8400 Stellen vorhanden sind, also auch $\frac{2}{3}$ jener 280 Candidaten zur Besetzung der amtlichen Stellen ausreichen, folglich 93 davon anderweitig unterzukommen suchen müssen. Dazu dient das Feld der Administration und der Communalverwaltung, und Hoffmann hält dafür, dafs es im preufsischen Staate etwa 800 Administrativstellen gebe.

Die Zahl der evangelischen Theologen hat in den 20 Jahren zugenommen, aber doch bis a. $18\frac{28}{31}$ ein starkes Steigen und von da an ein Sinken gezeigt. Bei einem Steigen um $32\frac{13}{30}$ %, wie die Bevölkerung stieg, hätte der Durchschnitt der Studirenden der evangelischen Theologie von a. $18\frac{20}{21}$ = 758 bis a. $18\frac{39}{40}$ auf 1003 steigen müssen, derselbe ging aber nur bis 963, als um 27 %, in die Höhe. Nach dem Freiheitskriege blieben manche evangelische Theologen bei dem Militaire, daher entstand bald Mangel an Geistlichen, aber die Nachfrage nach solchen erhöhte auch die Concurrenz. Es waren im ganzen preufsischen Staate a. 1840 = 5791 ordinirte Prediger oder Predigerstellen, für deren Ergänzung bei 30jähriger Dienstzeit und 3jähr. Universitätsstudium jährlich 193 Candidaten, also gegen 600 Studirende, ausreichen würden. Da aber viele Candidaten zu Privat- und öffentlichen Lehrerstellen abgehen, so dürften wohl 800 Studirende oder 266 Candidaten jährlich erforderlich sein.

Bei der Zahl der katholischen Theologen zeigt sich im Ganzen dasselbe in Betreff des Steigens und Fallens von a. 1820 bis 1840. Es waren a. 1840 im preufsischen Staate 3539 Pfarrer ohne die 1992 Kapläne und Vicarien, zusammen 5531, vorhanden. Darun-

Digitized by Google

ter ist aber die Klostergeistlichkeit und die höhere Weltgeistlichkeit, die sich mit Seelsorge nicht abgibt, nicht mit inbegriffen. Die Stellung der Kapläne ist beträchtlichen Theils auch die der Candidatur zu hinreichend dotirten Lehrstellen. Gliche sich dieses Verhältnifs mit jenem der geistlichen Aemter aus, so würden bei 30jähriger Dienstzeit der Geistlichen und bei 3jährigem Studium, die geistlichen und Lehrstellen zusammen genommen, jedenfalls über 600 Studirende der katholischen Theologie zur jährlichen Ergänzung mittelst 200 Candidaten erforderlich sein, welche Zahl a. $18\frac{29}{31}$ zwar überschritten, aber sonst lange nicht erreicht wurde. Gleichwohl ist aus letzterer Thatsache ein Mangel an Candidaten nicht zu schliefsen, weil die Vorbereitung in Priesterseminarien, die kürzer ist als das Universitätsstudium, aushilft. Den Freiheitskrieg machten wahrscheinlich nicht viele katholische Theologen mit, daher konnte aus Ursache dieses Krieges auch nachher nicht wohl ein Mangel an solchen entstehen, vielmehr eine Zunahme der Zahl derselben dadurch entstanden sein, dafs von erleuchteten Bischöfen den Studirenden der Theologie mehr Universitätsstudium zur Pflicht gemacht wurde. Diese Forderung hörte aber von a. 1834 an auf und die katholischen Theologen wurden mehr in Seminarien gebildet, weil der Friede zwischen der Staats- und Kirchengewalt gestört war.

Bei den Studirenden der Medicin stellen sich ganz andere Verhältnisse heraus, als bei den Juristen und Theologen. Bei denselben ist ein stetiges Steigen der Zahl unverkennbar, indem diese nach einem 3jährigen Durchschnitte von $18\frac{20}{22}$ = 416 bis $18\frac{38}{40}$ auf 725, also um 74,$^{27}\frac{0}{0}$ zunahm. Darunter findet sich die schnellste Zunahme a. $18\frac{32}{34}$ fast gleichzeitig und gleichmäfsig auf sämmtlichen Universitäten, jedoch nicht vorübergehend, sondern mit einer fortgesetzten mäfsigen Zunahme. Dies Steigen stellte sich sogleich nach der Choleraperiode und gleichzeitig mit der Abnahme der Zahl der Juristen und evangelischen Theologen ein. Es waren a. 1840 im preufs. Staate vorhanden: zur Praxis berechtigte Civilärzte = 2511 und zur Civilpraxis berechtigte Militairärzte = 313, zusammen = 2824 wissenschaftlich gebildete Aerzte. Bei 30jähriger Praxis und 4jährigem Studium würden zur Ergänzung dieser Zahl jährlich 100 neue Aerzte oder 400 Studirende der Medicin ausreichen. Indessen es fehlt entschieden noch an Aerzten. Denn bei der Unterstellung einer gleichförmigen Vertheilung der Aerzte kommt 1 Arzt auf 2 □ Meilen und 5300 Einwohner oder 1060 Familien. Dies ist wohl nicht genügend, aber dazu kommt, dafs die Vertheilung noch sehr ungleich ist. Es kam 1 Arzt a. 1840 in den einzelnen Regierungsbezirken auf folgende Zahl von Einwohnern: Gumbinnen 18,680, Marienwerder 11,950, Köslin 10,084, Bromberg 9,975, Oppeln 9,152, Trier 8,253, Posen 8,249, Königsberg 7,805, Liegnitz 7,485, Danzig 7,052, Frankfurt 6,524, Potsdam ohne Berlin 5,692, Stettin 8,659, Breslau 5,396, Minden 5,322, Koblenz 4,784, Aachen 4,534, Magdeburg 4,491, Erfurt 4,390, Arnsberg 4,079, Stralsund 3,973, Merseburg 3,929, Düsseldorf 3,698, Münster 3,427, Köln 3044. Die Stadt Berlin mit ungefähr $\frac{1}{45}$ der preufs. Bevölkerung hatte a. 1840 allein 286 Aerzte, also 1 Arzt auf 1155 Einwohner. Mit Ausnahme des Regierungs-Bezirks Trier sind auch im Allgemeinen in den dichtest bevölkerten Regierungs-Bezirken die meisten Aerzte. Zur Aushilfe in den dünnbevölkerten und wenig wohlhabenden Landestheilen wurden ursprünglich die Civilwundärzte I. Klasse bestimmt, indem diese da, wo kein eigentlicher Arzt ansäfsig sei, auch innere Krankheiten zu behandeln befugt sein sollten. Ihre, dazu noch ungleich vertheilte Zahl war a. 1840 = 586 und die Zahl der zur Behandlung innerer Krankheiten nicht befugten Civilwundärzte II. Klasse war = 1,394 im ganzen preufs. Staate. Unter diesen Umständen würde wohl die vorhandene Zahl der jährlich Medicin Studirenden zur Deckung des fühlbaren Bedürfnisses ausreichen, wenn die neuen Aerzte in der Wahl des Ansiedelungsortes weniger Ansprüche machten und wenn die Landestheile denselben einen anständigen Unterhalt zu gewähren vermöchten.

Unter den Studirenden der philosophischen Facultät sind auch die sich für das höhere Lehrfach Vorbereitenden, zum Theile die sich für die innere Verwaltung Ausbildenden, und endlich die für den mehr gewerblichen und technischen Staatsdienst ihre Vorstudien Treibenden eingeschrieben. Bei dieser Zusammensetzung der Gesammtheit, bei der Concurrenz der reinen Juristen in der Administration, bei der Concurrenz der Theologen im Lehramte u. s. w. ist es nicht gut möglich, den Bedarf des Staatsdienstes mit der Zahl der Studirenden in der philosophischen Facultät

Digitized by Google

zu vergleichen. Aber die Zahl der Letzteren stieg seit a. 1820 fortwährend, und zwar im 3jährigen Durchschnitte von a. $18\frac{20}{22}$ = 449 bis a. $18\frac{38}{40}$ auf 739 oder 64, $^{5}\frac{0}{0}$. Wäre dieselbe blofs wie die Bevölkerung um $32\frac{13}{30}\frac{0}{0}$ gestiegen, dann hätte sie von 449 auf 595 zugenommen, sie ging aber um 144 weiter in die Höhe. Hoffmann schreibt dies einem steigenden Bedürfnisse wissenschaftlicher Bildung in der Bevölkerung überhaupt, welches schneller wachse als die Bevölkerung selbst, und der gefühlten Nothwendigkeit einer allgemein wissenschaftlichen Vorbereitung zum Studium der Theologie, Jurisprudenz und Medicin zu. Indessen erachtet er mit Rücksicht auf diese Ursachen dennoch die vorstehende Zunahme für sogar nur mäfsig. Nach unserer Ansicht ist sie noch weit weniger als mäfsig, sie ist sehr gering, wenn man bedenkt, dafs eigentlich alle Theologen, Juristen und Mediciner in der philosophischen Facultät ihre Vorstudien gemacht haben sollten. Verhehlen wir es uns nicht, dafs es mit dem wissenschaftlichen Geiste unserer Studirenden in dieser Hinsicht sehr schlecht bestellt ist, und dafs dieselben vor der Jagd nach Versorgung ihre gründliche Vorbereitung für ihre Fachstudien und die Pflege wissenschaftlichen Sinnes auf eine unverzeihliche Weise vernachläfsigen. Blickt man aber gar auf die Kümmerlichkeit des Triebes, womit sie, weil es befohlen ist, die allgemein wissenschaftlichen Studien betreiben, so erscheint die gröfste Zahl der bei der philosophischen Facultät Inscribirten, unter welchen sich eine Legion von Jünglingen ohne das Zeugnifs der Reife, die durch das Abiturientenexamen durchgefallen sind, befindet, als unerheblich und nichtssagend.

Das Grundübel hat schon in dem höheren Schulunterrichte, im Geiste und in der Einrichtung unserer Gymnasien, seinen Sitz. Hoffmann's Betrachtungen hierüber, in der höcht interessanten und gründlichen Abhandlung S. 227—275, sind überaus lehrreich und beherzigenswerth, sie treffen so recht eigentlich den Nagel auf den Kopf. Der „unermefsliche Schaden für Wissenschaft und Leben," der daraus hervorgeht, „besteht in der verkümmerten, wo nicht ganz versäumten, Ausbildung der eigenen schaffenden Geisteskraft" (S. 243), und „der Gymnasialunterricht verliert in Ermangelung einer einfachen Grundlage seine ganze Haltung und sinkt zu einer Uebertünchung des Mangels an selbstthätig *angeeigneten* Kenntnissen durch den erborgten Glanz blofs äufserlich *angehefteter* herab" (S. 247).

Dieses Uebel wird aber fast sorgsam gehegt und gepflegt durch die Einrichtungen an den deutschen Universitäten und das Prüfungswesen, das den Candidaten in Empfang nimmt, wenn er die Universität verläfst. Hier ist eine Reform unerläfslich, wenn die schädlichen reellen Folgen eines bunten Gemisches wunderlicher Formen und nichtssagender Forderungen, die ganz verschiedenen Zeiten angehören, aber in die unsrige nicht hinein passen, abgewendet werden sollen (*Hoffmann* Kl. Schriften S. 276—331). Der Verfasser durchschreitet einen grofsen Theil des an den Universitäten die Erfüllung der Forderungen der Wissenschaft und des Lebens hindernden Plunders und übt eine nicht weniger besonnene als scharfe Kritik aus. In der Lehrmethode, im akademischen Prüfungs-, Gesellen- und Meisterwesen, in den Grundsätzen für Anstellung der Universitätslehrer, mufs noch Vieles abgeändert werden, und wir stimmen dem Verfasser vollkommen bei, auch in Betreff einer Reform des Instituts der Privatdocenten, obschon wir ihm in dem etwas harten Urtheile über die Privatdocentschaft nicht ganz beistimmen können, indem wir durch langjährige Erfahrung gefunden zu haben glauben, dafs gar Manches von demjenigen, was den Privatdocenten zur Last gelegt wird, non sine ira et studio von den ordentlichen Professoren verschuldet ist. Von der Abschaffung des Instituts der Privatdocenten vermögen wir kein Heil zu erwarten, wohl aber von einer Reform desselben, und von stetigen Grundsätzen der Centralbehörden in Betreff der Pflege dieses Instituts, aus deren Verkennung und Nichtbefolgung viele der Unbequemlichkeiten entstanden sind, die es den Universitäten und Regierungen bereitet hat. Auch die Privatdocentschaft ist durch die Mangelhaftigkeit und Verkehrtheit des wissenschaftlichen Unterrichtswesens verdorben, indem gar oft dem jungen Manne, der von Einzelkenntnissen strotzen mag, der wissenschaftliche Grund und Halt abgeht. Das Universitätslehramt setzt aufser wissenschaftlicher Tüchtigkeit und Productivität des Geistes auch Beruf und Uebung voraus. Eine Besetzung der Professuren mit Praktikern unter Aufhebung des Instituts der Privatdocenten wird in Betreff der Lehrgaben und Uebung niemals dasjenige gewähren, was die Privatdocentschaft gewährt und die Körperschaften alternder Professoren bedürfen des auffrischenden Elements der strebsamen concurrirenden Jünger.

Sollte es uns gelungen sein, durch Vorstehendes ein würdiges Abbild von dem vorliegenden Buche zu geben und zu dessen Studium aufzumuntern, so können wir füglich den noch übrigen Inhalt desselben speciell unberührt lassen. Das Buch ist vortrefflich in seinem Gehalte, in seinem Geiste, und in seiner Tendenz. Der Hr. Verfasser hat in der Vorrede erklärt, dafs er mit demselben seine schriftstellerische Thätigkeit abschliefse. Dies erfüllt uns mit inniger Betrübnifs. Denn die Unvergefslichkeit des Namens und Wirkens des Verfassers wird auch den Verlust unvergefslich machen, den Wissenschaft und Leben durch dessen Rücktritt erleiden.

E. Baumstark.

Digitized by Google

№ 25.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1844.

XVI.

Bildnisse der deutschen Könige und Kaiser von Karl dem Grofsen bis Franz II. nach Siegeln an Urkunden, nach Münzen, Grabmälern, Denkmälern und Original-Bildnissen gezeichnet von H. Schneider, in Holz geschnitten in der xylograph. Anstalt in München; nebst charakteristischen Lebensbeschreibungen von F. Kohlrausch. Erste Abth. in 8 Heften bis Maximilian I. Heft 1 u. 2. Hamburg u. Gotha, Friedrich und Andr. Perthes. gr. 8.

Mit Dankbarkeit, doch zugleich mit einem Gefühle von Wehmuth empfangen wir in diesen Heften das Vermächtnifs eines edlen Deutschen an sein Volk, die Frucht der letzten Bemühungen des nach einem so reichen Leben, so bedeutender Wirksamkeit doch zu früh uns entrissenen Friedrich Perthes für die Förderung eines Unternehmens, das aus Liebe zum Vaterlande hervorging, wie es sein Zweck ist, dieselbe in der deutschen Jugend zu beleben und zu kräftigen. Es ist darum auch von den Männern, welche die Ausführung desselben unternommen haben, dem Andenken seines Begründers zum schönen Denkmal gewidmet worden. Der Wunsch, dasselbe durch Anregung einer recht verbreiteten Theilnahme zu befördern, veranlafste zu einer Anzeige schon dieser ersten Hefte (bis Heinrich II.), welche wohl keiner weiteren Entschuldigung bedarf. Es ist hier zum ersten Mal versucht worden, Bildnisse der deutschen Könige und Kaiser mit Benutzung aller authentischen Ueberlieferungen zu geben, welche sich mit möglichster Treue den erhaltenen Denkmälern anschliefsen, und was diese nicht bieten, nach Anleitung der geschriebenen Schilderungen zu ergänzen suchen. Keine Mühe ist gespart worden, um diesen Zweck zu erreichen, dem sich die gröfsten Schwierigkeiten entgegen stellten. Denn die älteren Abbildungen sind meistentheils ganz unbrauchbar, die wenigen Original-Darstellungen aber zerstreut, oft schwer zugänglich und dabei für die älteren Zeiten leider höchst ungenügender Art. Es ist daher natürlich, dafs auch einige der vorliegenden Blätter das Verlangen nach charakteristischen Bildnissen nur wenig befriedigen, da die Gewissenhaftigkeit der Ausführung nicht gestattete, die Phantasie frei walten zu lassen und es vielmehr besser erschien, einige Köpfe nach den schwachen Andeutungen der Siegel nur in Umrissen zu geben. Dagegen sind andere als sehr gelungen hervorzuheben und zeigen die glücklichste Vereinigung historischer Treue mit schaffender Kunstthätigkeit. So der ausdrucksvolle Kopf Ludwigs des Frommen, König Konrad und die beiden Heinriche, während Karl der Grofse ein etwas gar zu mumienhaftes Ansehen bekommen hat. Die Genialität des Künstlers, welche bei der Gesichtsbildung sich in engeren Schranken halten mufste, fand einen geeigneten Spielraum in den zum Theil sehr geschmackvollen Randzeichnungen und Nebenbildern, welche Züge aus dem Leben der Kaiser, nebst ihren Monogrammen u. dgl. darstellen; besonders Karl der Grofse und Heinrich I. dürfen wohl als ausgezeichnet in dieser Hinsicht genannt werden. Nur wäre zu wünschen gewesen, dafs hierbei ein geschichtskundiger Mann etwas strengere Aufsicht geführt hätte. Die Jugend, für welche dies Werk besonders bestimmt ist, wird durch die Gruppe, wo Kaiser Karl in der demüthigsten Haltung vor dem Papste kniet, leicht eine falsche Auffassung des Verhältnisses beider Mächte in damaliger Zeit erhalten, zumal da auch die dreifache Krone und der Cardinalshut aus späterer Zeit herüber genommen sind. Auch wäre es wohl besser gewesen, die Inschriften in der Schreibart der Zeit zu geben, wozu ja die benutzten schriftlichen Denkmäler und Siegel als Muster vorlagen, während die hier gewählten Schriftzüge theils

Digitized by Google

niemals theils in sehr verschiedener Zeit in Gebrauch gewesen sind. Doch sind dieses weniger wesentliche Puncte und wer mit den vorhandenen Materialien bekannt ist, wird eher geneigt sein, das Geleistete freudig anzuerkennen, als die Mängel hervorzuheben, und besonders von den späteren Kaisern, für die schon bessere Hülfsmittel vorhanden sind (nach Ueberwindung der Salier), das Beste erwarten. Von mehreren weifs Ref. aus eigener Anschauung, dafs sie diese Hoffnung nicht täuschen werden.

Wenden wir uns nun zu dem andern Theile des Werkes, den Lebensbeschreibungen der Kaiser, so finden wir schon in dem Namen des Verf.'s die Bürgschaft für eine würdige Lösung der Aufgabe. Dieselbe Klarheit und Wärme der Darstellung, welche dessen deutscher Geschichte eine so grofse Verbreitung, so allgemeine Anerkennung verschafft hat, tritt uns hier wieder entgegen, während zugleich die oft angeführten Worte der Quellen lebhaft in die Zeit versetzen und mit dem angenehmen Gefühle erfüllen, das Resultat sorgfältiger Forschung in Händen zu haben. Dagegen kann es zweifelhaft erscheinen, ob es nothwendig war, dafs die Lebensbeschreibung in bedeutendem Maafse Geschichte der Zeit werden mufste, wie die Vorrede sagt: ob es nicht vielleicht besser gewesen wäre, mit mehr Entschiedenheit die Hauptperson ins Auge zu fassen und durch Weglassung des zu ihrer Kenntnifs weniger wichtigen, noch mehr Raum für einzelne Züge, vielleicht auch aus der Sage zu gewinnen, wie sie sich z. B. an Heinrich den Vogelsteller, an Otto II., den bleichen Tod der Sarracenen, und noch mehr an Otto III. angeschlossen hat. Ist nicht der Eindruck, welchen die Erscheinung dieser Herrscher auf die Phantasie der Völker machte, und aus welchem diese Sagen entsprossen sind, wichtiger für ihre Charakteristik, als z. B. die Unruhen, welche in Otto's III. Kindheit das Reich bewegten, oder wie die Strafsburger Eidesformeln? Auch können wir den Wunsch nicht unterdrücken von ihrer eigentlichen Regententhätigkeit, der Verwaltung des Reiches, der Gesetzgebung etwas mehr zu erfahren, ein Wunsch, den freilich die Quellen selbst lange nicht hinreichend befriedigen; während anerkannt werden mufs, dafs alle eben berührten Puncte in der Darstellung Karl's des Grofsen, dessen grofsartige Persönlichkeit im Lichte reicher geschichtlicher Ueberlieferung erscheint, wohl berücksichtigt sind. Doch wir wollen nicht mit dem Vf. über die Art rechten, wie er seine Aufgabe aufgefafst hat, und lieber die Ausführung derselben betrachten. Der Vf. hat also den geschichtlichen Faden festgehalten und mit der Regierungsgeschichte der Kaiser die Züge, welche ihre Persönlichkeit charakterisiren und die Nachrichten über ihre Familie und Umgebungen zu einer in schönem Ebenmaafse abgerundeten Erzählung verwebt. Allerdings tritt uns hier eine grofse Verschiedenheit entgegen, die aber in der Natur der Sache begründet ist. Wir empfinden noch die Folgen des Bruderkampfes bei Fontenay in qua fortes ceciderunt, proelio doctissimi: auch in Kunst und Wissenschaft zeigt die folgende traurige Zeit einen schneidenden Contrast gegen die vorhergehende. So ist es denn vergeblich von den deutschen Karolingern ein so ausgeführtes Bild zu verlangen, wie von ihrem grofsen Ahnherrn, obgleich doch keineswegs alle unbedeutend waren, und auch des thatkräftigen Arnulfs Bestrebungen sind von gleichem Dunkel bedeckt. Um so mehr ist es willkommen, alles was uns von diesen Persönlichkeiten aufbewahrt ist, zusammen gestellt zu erhalten, und es möchten vielleicht Manche wünschen, noch mehr davon aufgenommen zu finden: mir wenigstens fehlt der Graf Ambrosius, den Arnulf in vollem Waffenschmuck am Thore von Bergamo aufknüpfen liefs, als redendes Zeichen seiner durchgreifenden Energie. Auch von Konrad wissen wir nicht viel, dagegen beginnt mit den sächsischen Fürsten ein neuer Abschnitt in jeder Hinsicht, auch darin dafs die vortrefflichen Vorarbeiten hier die Aufgabe des Biographen leichter und angenehmer machten. Wir fühlen hier wieder festeren Boden, und werden gleich von der ungemein anziehenden und mit grofser Liebe ausgeführten Schilderung Heinrich's I. empfangen, die sich denen des grofsen Karl's und seines schwachen Sohnes würdig anreiht. Was bei den Folgenden vielleicht vermifst werden wird, ist oben schon angedeutet; jetzt sei es erlaubt, den verehrten Hrn. Vf. noch auf einige Einzelheiten aufmerksam zu machen, die ihm trotz des genauen Anschliefsens an die Quellen und die besten Arbeiten der Neueren doch noch entschlüpft sind, und die wir nicht glauben übergehen zu dürfen, um nach Kräften der so häufigen Vererbung einmal übersehener Irrthümer von Geschlecht zu Geschlecht oder wenigstens von Buch zu Buch zu wehren. Freilich ist dieses Bestreben nur zu oft ein vergebliches und umsonst

Digitized by Google

hat J. Grimm die Hoffnung ausgesprochen, die ganz unbegründete Ansicht Eckharts vom Ursprunge der Thierfabel endlich beseitigt zu haben. Wir finden sie hier S. 80 wieder; so auch S. 7 die Arminsäule. Und nicht minder erfolglos war Giesebrecht bemüht in einem eigenen Excurs zu seinem Otto II. zu beweisen, dafs Heinrich der Jüngere nicht aus dem Geschlechte der Babenberger gewesen ist (S. 148). Auch die S. 37 wiederholte Angabe, erst Ludwig der Fromme habe den Sachsen das Recht der freien Vererbung ihrer Allodien zurückgegeben, ist wohl mit Leibnitz Ann. Imp. 803. u. 814. und Eichhorn § 134. zu verwerfen und die Notiz der Vita Ludovici auf die nördlichsten Sachsen und die benachbarten Friesen zu beschränken. Ein anderes minder wichtiges Mifsverständnifs hat die sonst so verdienstliche Beschreibung Roms zu verantworten, indem ihr sowohl Giesebrecht wie Hr. Kohlrausch folgen, wenn sie Otto II. unter einer Porphyrwanne bestatten lassen, was doch eben so ungewöhnlich wie unschön gewesen wäre. Die ganze Geschichte seines Grabsteins, der früher Kaiser Hadrians Grab bedeckt haben soll, ist beim Bonannius zu finden. Dafs S. 76 Karl III. der letzte ächte Sprofs vom Stamme Karl's des Grofsen genannt wird, S. 153 Gerbert zum Deutschen gemacht, ist nur eine Ungenauigkeit des Ausdrucks; dagegen aber ein Irrthum, dafs König Konrad seinem Bruder Eberhard das Herzogthum Baiern verliehen habe, und dafs Hochbuki Hamburg sei, mehr als zweifelhaft.

Diese einzelnen Mängel indessen thun dem Werthe des Ganzen keinen Eintrag. Die Schilderung der Persönlichkeit der Kaiser und Könige ist überall durch die Nachrichten der Zeitgenossen begründet und wo hier zu abweichenden Meinungen Anlafs ist (z. B. die Auffassung Lothar's auf dem Reichstag zu Nymwegen) wird man nicht verkennen, dafs auch die hier angenommene ihre Berechtigung hat. Das deutsche Volk erhält in diesem Werke eine schöne Ergänzung der deutschen Geschichte des Verf.'s, deren Werth sich so entschieden durch die immer neuen Auflagen bewährt, und wird auch diesem Unternehmen seine Theilnahme gewifs nicht versagen. Schliefslich sei noch der Wunsch erlaubt, es möge doch der Verlagshandlung gefallen, da sie so grofse Mühe auf die Vereinigung der Materialien für die Kaiserbilder verwandt hat, später auch diese, namentlich die Siegel, dem Publicum nicht vorzuenthalten, da ein solches Werk noch immer vermifst wird und auch der gelehrten Forschung mannigfachen Nutzen bringen würde.

Wattenbach.

XVII.

Latini sermonis vetustioris reliquiae selectae. Recueil publié sous les auspices de M. Villemain, Ministre de l'Instruction publique, par A. E. Egger, professeur suppléant à la Faculté des Lettres de Paris etc. Paris, 1843. *chez L. Hachette. XXII. u.* 428 *S.*

Die Anfänge Roms, die Geschichte, die Verfassung seiner ersten Bewohner, die Sprache welche sie geredet — diese Gegenstände haben die Wifsbegierde der neueren Gelehrten, besonders in den letzten Jahrzehnten, vielfältig angeregt. Es liegt, wie es scheint, ein doppelter Reiz in diesen Studien: zuerst forderte dazu auf Roms Gröfse, der Glanz seiner späteren Geschichte, wie es Vergnügen macht, den Flufs, den wir als mächtigen Strom kennen, nun auch hinauf bis zu seinen Quellen zu verfolgen; dann aber auch wohl das Dunkel, worin diese Gegenstände gehüllt sind, die Schranken die sich dem forschenden Geiste entgegenstellen, und die er nicht anerkennen mag. Je mehr man auf diesem Felde untersucht, gerathen und wohl auch gefabelt hat, um so willkommner mufs eine Zusammenstellung der Documente sein, wobei nur der eine Gedanke vorschwebte, Alles möglichst treu und unverfälscht wiederzugeben, jede eigne Ansicht aber, alles Systematisiren durchaus fern gehalten wurde. „Der Zweck des Buches ist nicht," wir lassen den Verf. selbst reden, „den Freunden neuer Theorieen Waffen gegen die Autorität der grofsen Schriftsteller zu liefern; noch auch, mit dem Staube der Ruinen, jene doppelte Geschichte der Sachen und der Worte wiederaufzubauen, ein Werk, das heutzutage schwierig, wo nicht unmöglich ist. Aber wenn das Verständnifs des römischen Genius durch ein genaueres Erfassen seiner verschiedenen Charaktere und seiner durchlaufenen Formen belebt werden kann, so müfste eine Sammlung, worin alle Zeitalter der Sprache in chronologischer Reihenfolge durch Monumente vorgeführt wären, viel zu dem Fortschritt dieser Studien beitragen können. Eine solche Sammlung würde dem Geschichts- wie dem Sprachforscher Stoff zu nützlichen Belehrungen geben; und selbst ihre Lücken müfsten, indem sie die Gröfse unserer Verluste zeigen, bei der Beurtheilung dunkler Fragen der Alterthumsforschung Umsicht und Zurückhaltung empfehlen."

Das Buch enthält chronologisch geordnete Inschriften und litterarische Fragmente aus dem Zeitraum von der Gründung Roms bis auf Augustus. Vorangeschickt sind Fragmente der ältesten lateinischen Grammatiker. Den Anhang bilden historische Documente, die in griechischer Uebersetzung auf uns gekommen. Zum Schlufs ist ein Index beigegeben, worin die un-

Digitized by Google

gewöhnlicheren Wortformen, die in den Noten nicht erläutert worden, verzeichnet und erklärt sind.

Die Fragmente von 15 römischen Grammatikern von Aelius Stilo bis auf Sinnius Capito sind vielleicht der verdienstlichste Theil der Sammlung, weil sie grofsentheils zum ersten Mal zusammengestellt sind. Sie bilden eine schätzbare Ergänzung zu den Ausgaben des Varro und des Verrius Flaccus. „In der Strenge der Definitionen (sagt der Herausgeber richtig) und in der launenhaften Kühnheit der Etymologieen kann man die Spuren einer zwiefachen Erziehung und eines zwiefachen Geistes erkennen: einerseits, der Rechtsgelehrte des alten Roms, der streng verstandesmäfsig die Gesetzesformeln auslegt; andrerseits, der Schüler der griechischen Sophisten, der sich noch nicht recht in die Uebungen ihrer gymnastischen Geistesspiele hineingefunden und mit seiner Nachahmerrolle nicht zu recht kommen kann." Der Zwiespalt, der hier bei den Grammatikern nachgewiesen wird, findet sich vielleicht ein wenig in der ganzen römischen Bildung.

Die Stücke, welche den Kern der Sammlung bilden, von dem Gesang der fraires arvales, bis auf das politische Testament des Augustus sind keiner eigentlichen Textesrecension unterworfen worden; der Herausgeber folgt, mit wenigen leichten Veränderungen, den besten Ausgaben: er kennt die Arbeiten der deutschen Gelehrten, und hat sie vorzugsweise benutzt. Jedem Kapitel sind einige einleitende Worte vorangeschickt, die kurz und anspruchslos, und eben defshalb um so dankenswerther, die nothwendigsten Erläuterungen geben. — Aus den ersten Kapiteln ist wenig zu lernen, wenn nicht das, dafs wir uns wohl täuschen, wenn wir, wie einige Zeitgenossen des Horaz, die ältesten Sprachdenkmäler zu verstehen glauben; sie müssen, scheint es, von dem Versuche zurückschrecken, eine Geschichte der Entwicklung des Lateinischen höher hinaufzuführen als die Zeiten der beginnenden Litteratur. Hier kann, bei der ungemeinen Dürftigkeit des Stoffes, von einer Auswahl noch nicht die Rede sein. Im Folgenden hat sich der Hr. Herausgeber, mit Ausnahme von etwa 3 Tragödien, auf vollständigere und zusammenhängendere Fragmente beschränkt. Die Auswahl kann wohl nur gelobt werden; höchstens könnte man die volksthümlichen Komiker Afranius, Novius, Pomponius vermissen, die, wo es sich von ächt römischer Weise und Sprache handelt, vielleicht bezeichnender gewesen wären, als die Tragiker. Das Richtige der Auswahl besteht darin, dafs sie dem Trockenen, Nützlichen den Vorzug vor dem Schönen gibt, dafs die Fragmente der Dichter sich zwischen Gesetzen, Senatsconsulten, Dekreten fast verlieren. Man bekommt dadurch ein treues Bild des römischen Lebens, einen wahreren Eindruck als die rein litterarischen Sammlungen ihn geben. In dieser Rücksicht kann man es nur sehr passend finden, wenn aus der wenig gelesenen Schrift des censorischen Cato über den Landbau, obschon sie nicht fragmentarisch auf uns gekommen, einige Kapitel mitgetheilt werden. So tritt die Wahrheit des „Romae dulce diu fuit" bei dem Durchlaufen dieser Sammlung recht lebendig vor die Anschauung; wir sehen das alte Rom vor uns, sehr tüchtig, wenn auch nicht sehr unterhaltend.

Wenn wir nun auch damit einverstanden sind, dafs die Dichter nur ein enges, gleichsam erbetteltes Plätzchen in der Sammlung erhalten haben, so bedauern wir doch, dafs dieses Wenige, so wie es vorlag, geradezu aufgenommen wurde, ohne von der Kritik zurecht gestutzt zu werden, wie dies häufig sehr dringend, zuweilen nicht einmal schwer war. So z. B. in den auf S. 142 gegebenen Versen des Ennius:

Verrunt extemplo placide mare marmore flavo;
Caeruleum spumat sale conferta rate pulsum.

Abgesehen davon, dafs marmore flavo sich nicht wohl an irgend ein Wort des Satzes anschliefsen läfst, enthalten die beiden Verse einen offenbaren Widerspruch, indem das Meer in dem ersten *flavum* und in dem zweiten *caeruleum* genannt wird. Ohne Zweifel ist die Interpunction zu ändern:

Verrunt extemplo placide (besser: *placidum*) *mare; marmore flavo*
Caeruleum spumat sale conferta rate pulsum.

Das blaue Meer schlägt weifsschäumende Wellen, indem das Schiff hindurchschneidet. Eben so, und vielleicht in Erinnerung an diese Stelle, sagt Virgil Aen. VIII. 672: *fluctu spumabant caerula cano.*

Hingegen kann man es nur billigen, dafs der Herausgeber nicht versucht hat, eine orthographische Gleichförmigkeit in die Sammlung zu bringen, sondern alle die regellosen Schwankungen der Schreibung ruhig nebeneinander bestehen läfst. Es scheint zu allen Zeiten eine grofse Verwirrung in der römischen Orthographie geherrscht zu haben, und zwar aus zwei entgegengesetzten Gründen. Zuerst liefs man Sprache und Schrift wild aufwachsen, ohne sich darum zu kümmern, und so folgte Jeder seiner Laune; darauf kamen die Grammatiker mit Vorschlägen und Systemen, aber Jeder wollte es besser machen als die andern, und so führte das Regelnwollen zu einer vielleicht noch gröfseren Regellosigkeit. Es ist ja mit der deutschen Orthographie nicht viel anders gegangen. Zuerst die herrenlose Anarchie, und dann die Anarchie der Vielherrschaft.

Die griechischen Documente bilden eine interessante Zugabe. Von zweien derselben hat man auch das lateinische Original fragmentarisch aufgefunden und im ursprünglichen Zusammenhange wiederherzustellen gesucht. Doch scheint dies nicht bei beiden mit gleicher Sicherheit möglich zu sein. Das politische Testament des Augustus ist nämlich nicht gerade Wort für Wort, sondern mit einiger Freiheit und Rücksicht auf die Eigenthümlichkeiten der fremden Sprache, ins Griechische übertragen. Der Senatsbeschlufs hingegen aus dem Jahre der Stadt 675, über Asclepiades von Clazomenae, ist lateinisch mit griechischen Worten. Man vergleiche: ἐργασίαν παρεσχηκέναι operam praestitisse, κριτήρια γεγονότα ἐστίν judicia facta sunt, προσόδους ἐντιθέναι vectigalia imponere. Man sieht aus den beiden Uebersetzungen, wie die Römer nach und nach Griechisch lernten. Für die Restitution der Inschrift von Ancyra konnte der Herausgeber die Arbeit des Hrn. Professor Franz in Gerhard's Archäologischer Zeitung (1843 Erste Lieferung) nicht benutzen; er hätte sonst gewifs manche glückliche Conjectur des deutschen Gelehrten aufgenommen. Nach den beiden Restitutionsversuchen möchte wohl über keine Stelle ein erheblicher Zweifel bleiben, mit Ausnahme des Satzes auf Reihe 6, der mit den Worten beginnt: ἐν ὑπατείᾳ ἕκτῃ, und der weder hier noch dort befriedigend ergänzt worden ist.

Wir glauben, dafs diese Sammlung, wenn sie auch ursprünglich nur für Frankreich berechnet worden, doch auch in Deutschland Vielen willkommen sein wird. Man hat hier in verständiger Auswahl und lehrreicher Zusammenstellung in einem bequemen Bande vereinigt, was man sonst nur mit Mühe aus vielen Werken herauslesen mufste. Als Grundlage für Vorlesungen, wie zum Selbststudium möchte das Buch sehr brauchbar sein.

Dr. Heinrich Weil.

Digitized by Google

№ 26.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1844.

XVIII.

1. *Franz Lambert von Avignon. Nach seinen Schriften und den gleichzeitigen Quellen dargestellt von Joh. Wilh. Baum, aufserordentl. Prof. an dem protestantischen Seminarium und Vorsteher des Studienstiftes St. Wilhelm zu Strafsburg. Strafsburg u. Paris,* 1840; *bei Treuttel und Würtz.* 236 S. 8.

2. *Joh. Brenz. Nach gedruckten und ungedruckten Quellen von Julius Hartmann, Diakonus in Neustadt an der Linde, und Karl Jäger, Philos. Dr., Pfarrer zu Burg u. f. Erster Band. Hamburg,* 1840; *bei Friedrich Perthes. Zweiter Band.* 1482 *ebendas.* 463 *u.* 548 S. 8.

3. *Historische Denkwürdigkeiten der ehemaligen freien Reichsstadt jetzt Königlich-Würtemb. Kreisstadt Reutlingen, vom Ursprunge (derselben) an bis zu Ende der Reformation (derselben)* 1577, *grofsentheils aus Acten und Manuscripten gezogen, insofern auch ein Beitrag zur allgemeinen Reformationsgesch. Deutschlands. Von Prof. Gayler, Archidiakonus zu Reutlingen. Reutlingen,* 1840; *Verlag der B. G. Kurtz'schen Buchhandlung.* 722 S. 8.

4. *Geschichte der Einführung der evangelischen Lehre im Herzogthume Pommern. Nebst einer Sammlung erläuternder Beilagen. (Von Fr. L. B. von Medem). Greifswalde,* 1837; *bei Friedrich Wilhelm Kunike, Universitätsbuchdrucker.* 304 S. 8.

5. *Geschichte der Reformation in der Mark Brandenburg von Dr. Adolph Müller, Prof. Berlin,* 1839; *Verlag von Hermann Schultze.* 340 S. 8.

6. *Kirchliche Zustände Leipzigs vor und während der Reformation im Jahre* 1539. *Ein Beitrag zur Reformationsgeschichte der sächs. Lande, sowie eine Gedenkschrift zur* 300*jährigen Jubelfeier der Leipziger Reformation. Von Dr. K. Chr. C. Gretschel. Grofsentheils nach ungedruckten Quellen. Leipzig,* 1839; *Fest'sche Verlagsbuchh.* 345 S. 8.

7. *Ernst der Bekenner, Herzog von Braunschweig und Lüneburg. Biographischer Versuch von H. Ch. Heimburger, zweitem Stadtprediger zu Celle im Hannöverschen. Celle,* 1839; *Verlag der Ernst Schulze'schen Buchhandlung.* 188 S. 8.

8. *M. Johannes Sutellius, Reformator und erster Superintendent der Kirchen zu Göttingen und Schweinfurt, Superintendent zu Allendorf und Nordheim, nach gedruckten und ungedruckten Quellen. Ein Beitrag zur Reformationsgeschichte, zugleich Festschrift zur* 300*jährigen Jubelfeier der Einführung der Reformation zu Schweinfurt am ersten Sonntage nach Trinitatis, den* 29. *Mai* 1842. *Von Heinr. Christian Beck, evangelischem Pfarrer zu Schweinfurt u. s. w. Schweinfurt,* 1842; *bei Christoph Wetzstein.* 183 S. 8.

9. *Die Annahme des evangelischen Glaubens-Bekenntnisses von Seiten der Stadt Hildesheim, zu dem nach drei Jahrhunderten wiederkehrenden Jahrestage erzählt von Herrmann Adolph Lüntzel. Mit einem bisher ungedruckten*

Digitized by Google

Briefe Luthers. Hildesheim, 1842; *Verlag der Gerstenberg'schen Buchhandlung.* 160 S. 8.

10. *Ecclesiae Evangelicae Hamburgi instauratae historiam exposuit Otto Krabbe, SS. Theol. et Phil. Doctor, Philologiae sacrae Professor publ., H. A. Gymnasii academici Rector (jetzt Professor zu Rostock). Hamburgi,* 1840. *Typis Ioannis Augusti Meissneri, Amplissimi Senatus, Gymnasii et Ioannaei Typographi.* 109 S. 4.

11. *Baierns Kirchen - und Volkszustände im sechzehnten Jahrhunderte. Nach handschriftlichen und gedruckten Quellen geschildert von S. Sugenheim. Giessen,* 1842; *Georg Friedrich Heyer's Verlag.* 591 S. 8.

Die Geschichte der Reformation der deutschen Kirche, welche unter die wichtigsten Gegenstände unserer Zeit gehört, und mit rühmlichem Eifer bearbeitet wird, kann durch nichts so sehr gewinnen als dadurch, dafs die Reformation deutscher Specialkirchen fleifsig bearbeitet wird. Grade bei der Stellung des Protestantismus in Deutschland ist es von besonderer Wichtigkeit zu sehen, wie sehr derselbe im Zeitalter der Reformation Angelegenheit der Nation war. Die allgemeine Geschichte der deutschen Reformation ist vielfach und zum Theil auf eine tüchtige Weise bearbeitet worden, aber den Mangel haben alle diese Werke, dafs sie die Reformation zu wenig als deutsche Volkssache betrachten. Bei dem Erwachen eines neuen kirchlichen Interesses ist aber grade dieser Punct der Nation ins Gedächtnifs zurückzurufen, um die Begeisterung für eine Sache in ihr wiederum anzufachen, von der die Vorfahren tief ergriffen und bewegt wurden. Zu diesem Endzwecke kann aber nichts mehr dienen, als ein sorgfältiges Studium der Reformationsgeschichte deutscher Specialkirchen.

Die Schrift No. 1. beschäftigt sich mit der Einführung der Reformation in Hessen, nächst Chursachsen dasjenige Land, welches zuerst die Lehre Luthers öffentlich annahm. Der Landgraf Philipp der Grofsmüthige zeigte sich schon auf dem Reichstage zu Worms im Jahre 1521 als einen Gönner Luthers, indem er nicht nur heftig dem Vorschlag, das im Namen des Kaisers und Reiches Luthern ausgestellte sichere Geleit zu brechen, sich entgegenstellte, sondern auch Luthern in seiner Herberge besuchte, wobei er ihm mit den Worten die Hand gereicht haben soll: Habt ihr Recht, Herr Doctor, so helfe euch Gott! Er las darauf eifrig Luthers und Melanchthons Schriften, wodurch er dergestalt für die Reformation gewonnen wurde, dafs er im Julius 1524 an die Prediger den Befehl erliefs, das Evangelium lauter und rein zu verkündigen. Melanchthon, dessen persönliche Bekanntschaft der Landgraf gelegentlich gemacht hatte, verfafste für denselben nicht nur eine besondere Schrift, worin er den Inbegriff der evangelischen Lehre entwickelte, sondern er stellte ihm auch ein Gutachten über die beste Art die Reformation einzuführen aus. Darauf schritt der Landgraf im Jahre 1526 zur Einführung der Reformation in seinen Ländern. Am 6. October dieses Jahres beschied er die gesammte Geistlichkeit und die weltlichen Stände des Landes nach Homburg, um durch ein öffentliches Religionsgespräch über den im Lande herrschenden Glauben entscheiden zu lassen. In der Person des *Franz Lambert* hatte er den Vertheidiger des evangelischen Glaubens aufgestellt. Dieser Mann bildet den Gegenstand der angezeigten Schrift. Lambert von Avignon, seiner Individualität nach für die Reformation der französischen Kirche eigentlich bestimmt, wird durch ein wunderbares Geschick das wichtigste Werkzeug zur Begründung der Reformation in Hessen — diese auffallende Fügung der Umstände eines ursprünglich für die französische Kirche bestimmten Mannes enthält unstreitig den Grund, warum der Verf. sich diesen Gegenstand zur Bearbeitung wählte. Er hat ihn mit Lebendigkeit aufgefafst und mit Interesse dargestellt; wogegen sein Werk über den Theodor Beza einen ungleich tiefern theologischen Charakter an sich trägt.

Franz Lambert, geboren zu Avignon im Jahre 1487, ging daselbst in ein Franziskanerkloster und zwar von dem Orden der Observanten, und ward zum apostolischen Prediger des Klosters erwählt, um in der Grafschaft Venaissin und in der Provinz umherzuziehen und dem Volke zu predigen. Bei seinem eifrigen Studium, welches er der heiligen Schrift widmete, zeichneten sich schon damals seine Predigten durch biblischen Gehalt aus. Als Luthers Schriften auch nach Avignon drangen und in Lamberts Hände

Digitized by Google

kamen, verliefs er im Frühjahre 1522 das Barfüfserkloster und flüchtete nach Lausanne zu dem liberalen Bischof Sebastian von Montfaucon, von da nach Bern zum Reformator Haller und im Julius 1522 nach Zürich. Hier hatte er, gleichsam um sich thatsächlich von der innern Stärke oder Schwäche der Gründe der katholischen Lehren zu überzeugen, mit Zwingli ein öffentliches Religionsgespräch, wobei er von seinem Gegner gänzlich überwunden, aber eben dadurch für die Sache der Reformation entschieden gewonnen wurde. Als auffallend mufs erscheinen, dafs Lambert nicht bei dem schweizerischen Reformator blieb, mit dem er doch geistig weit näher verwandt war als mit dem sächsischen, und zugleich konnte er von Zürich aus weit eher auf die französische Kirche einwirken, als von Wittenberg aus. Defsungeachtet ging Lamberts letztes Ziel dahin nach Wittenberg zu gehen und sich an Luther anzuschliefsen. Unter dem angenommenen Namen Johannes Serranus, begab er sich zuerst nach Eisenach im November 1526, von wo er sich zunächst an den chursächsischen Hofprediger Spalatin und darauf an Luther selbst wandte, dem er, um ihn von seinen Ansichten in Kenntnifs zu setzen, 139 Sätze zusandte, die er gegen den Cölibat, die Ohrenbeichte u. f. aufgestellt hatte. Im Januar 1523 kam er selbst nach Wittenberg, und hielt daselbst exegetische Vorlesungen, aber nach Luthers Urtheile, zwar als homo, qui legendis litteris sacris nonnihil possit et valeat, sed nostris Paulis et Barnabis non satis par. Zugleich übersetzte er, um die Reformation in Frankreich zu fördern, deutsche Flugschriften ins Französische. Er schrieb auch In Minoritarum Regulam Commentarii, und rieth die Klöster in Schulen und Erziehungsanstalten umzuschaffen. Seinen Austritt thatsächlich zu bezeigen, heurathete Lambert, als einer der ersten deutschen Mönche, und als der erste französische. Diesen Schritt zu rechtfertigen, verfafste er später zu Strafsburg seine Commentarii de sacro conjugio, welche er König Franz I. von Frankreich dedicirte. In einem innigen Verhältnisse zu Luther stand indessen Lambert nicht, dazu war seine Richtung zu verschieden. Er verliefs daher Wittenberg und begab sich zu Ende März 1524 nach Metz, wo er 116 Streitsätze öffentlich bekannt machte, sich aber dadurch solchen Nachstellungen aussetzte, dafs er nach kurzer Zeit Metz verlassen mufste und im Monat April nach Strafsburg ging. Während der zwei Jahre, welche sich Lambert zu Strafsburg aufhielt, entwickelte er eine nicht unbedeutende Thätigkeit für die Reformation, wozu seine Individualität viel beitrug, indem seine Schriften nicht sowohl Producte einer gründlichen Gelehrsamkeit als vielmehr eines scharfen, durchdringenden, den Gegenstand mit Wärme auffassenden und bearbeitenden Geistes sind. Aufser der erwähnten Abhandlung über die Ehe verfafste Lambert für die Reformation folgende Schriften: De causis excoecationis multorum saeculorum ac veritate denuo et novissime dei misericordia revelata. — De fidelium vocatione in regnum Christi sive Ecclesiam. — De prophetia (Predigtamte), eruditione, et linguis, deque littera et spiritu; sodann 385 Streitsätze. Zu gleicher Zeit fuhr er fort reformatorische Schriften ins Französische zu übersetzen, wodurch er der Schwester des französischen Königs Franz I., der Margarethe, verwittweten Herzogin von Alençon, Beförderin der Reformation, bekannt wurde. Allein die Umstände fügten sich einmal nicht so, dafs Lambert für die Reformation in Frankreich weiter wirken sollte. Die nähere Bekanntschaft, in welcher er mit dem berühmten Strafsburger Bürgermeister Jacob Sturm gekommen war, wurde vielmehr Veranlassung, dafs ihm ein anderer Wirkungskreis angewiesen wurde. Dieser Sturm empfahl nämlich den Lambert auf dem Reichstage zu Speier 1526 an den Landgrafen von Hessen. Und in Folge dieser Empfehlung (nicht einer Empfehlung Luthers, wie man gewöhnlich liest) ward er durch den Landgrafen zur Begründung der Reformation in Hessen berufen.

Lambert spielte auf der erwähnten Versammlung zu Homburg eine Hauptrolle. Er hatte 158 Paradoxa (d. i. Sätze, welche, wie sehr sie auch den herkömmlichen Ansichten widersprechen, gleichwohl in Gottes Wort gegründet sind) aufgestellt, um sie wider jeden Gegner zu vertheidigen. Nur zwei wagten es wider ihn aufzustehen, Nicolaus Ferber, Guardian der Franziskaner in Marburg, und Johann Sperber, Prediger in der Waldau bei Cassel. Die Ausführung der von der Homburger Versammlung entworfenen Kirchenordnung war von dem Landgrafen dem Lambert übertragen. Im Allgemeinen ist über ihren Werth das Urtheil Rommels (Philipp der Grofsmüthige Bd. 2. S. 237 ff.) zu vergleichen. Der merkwürdigste Um-

Digitized by Google

stand ist, dafs sie ganz im Calvinischen Geiste verfafst ist. Sie verordnet jährliche Synoden, wöchentliche Disciplinarversammlungen unter den Geistlichen jeder Gemeinde, strenge Kirchenzucht mit Anwendung der excommunicatio minor — aber auch die Zertrümmerung der Bilder beim Cultus. Besonders merkwürdig ist die Stelle über das Nachtmahl im dritten Kapitel: (bei Schminke Monumenta Hassiaca tom. I. p. 597) Confitemur in hac coena Christum Deum et hominem praesentem esse, et id quidem non vocibus imprecatoriis, ut de nobis quidam obloquuntur, sed decreto dei vivi, quod est ipsissimum verbum suum, cujus ipsae voces signa sunt. Verf. sagt, Lambert habe Zwingli's Ansicht vom Nachtmahle getheilt, und sich seit dem Marburger Gespräche zu derselben offen bekannt. Dieser wichtige Punct wäre genauer zu erweisen und zu begründen gewesen. In der angeführten Stelle wird man schwerlich Zwingli's Meinung finden können, welches auch der eigentliche Sinn derselben immerhin sein möge. Zum Lohne seiner Verdienste ward übrigens Lambert zum Professor der Theologie an der neu errichteten Universität Marburg ernannt, woselbst er bis zu seinem im Jahre 1530 erfolgten Tod für die Sache der Reformation mit grofsem Eifer wirkte, wie unter andern das Beispiel seines Schülers, des Schottländers Hamilton beweist, der als einer der ersten die Grundsätze der Reformatoren Deutschlands nach Schottland verpflanzte, und für dieselben Märtyrer wurde.

Wir gehen zu No. 7. fort, zur Einführung der Reformation in dem Herzogthume Lüneburg. Herzog Ernst II., der Luther zum Lehrer gehabt hatte, gehörte ebenfalls unter die ersten evangelischen Fürsten. In seiner Residenzstadt Celle finden wir im Jahre 1524 den ersten evangelischen Prediger. Den ersten Hauptschritt zur Einführung der Reformation that Herzog Ernst im Jahre 1527, wo er die Stände zu einem Landtage nach Scharnebeck berief und auf Betrieb seines thätigen Kanzlers Clammer die Annahme der Reformation durchsetzte. In Folge dieses Schrittes liefs Herzog Ernst eine Schrift über Reinigung des Gottesdienstes von Mifsbräuchen aufsetzen und den Geistlichen des Landes zur Norm übergeben. Im Jahre 1530 stellte er den ausgezeichneten Theologen Urbanus Rhegius als ersten Geistlichen in seinem Lande an, welcher bis an seinen Tod im Jahre 1541 für die Begründung der Reformation im Herzogthume Lüneburg thätig war, und um dieselbe sich die gröfsten Verdienste erwarb. Durch dasjenige, was Verf. über die Wirksamkeit des Urbanus Rhegius und über die Einführung der Reformation in der Stadt Lüneburg (der zweiten Residenz des Herzogs) sagt, wird sich der Leser schwerlich befriedigt fühlen, und es mufs daher derselbe auf Bertrams Evangelisches Lüneburg S. 47 ff. verwiesen werden. Nach Bertram S. 133 verfafste Urbanus Rhegius für die Stadt Lüneburg eine Kirchenordnung, und obschon in den Geschichten der deutschen Reformation dieses herkömmlich erzählt wird, so finden wir es doch nicht erwähnt. Ferner wird zwar einer kirchlichen Verordnung Herzog Ernsts vom Jahre 1543 Erwähnung gethan, welche der spätern, unter Herzog Wilhelm im Jahre 1564 erschienenen, Lüneburgischen Kirchenordnung zum Grunde liegt, daneben aber finden wir keine Erwähnung der Kirchenordnung gethan, welche Melanchthon für das Herzogthum Lüneburg ausarbeitete, und die ebenfalls Grundlage der spätern Lüneburgischen Kirchenordnung wurde.

No. 4. erzählt die Einführung der evangelischen Lehre im Herzogthume Pommern. Der Verf., welcher eigentlich nur einen Auszug aus Kantzow's Pommerscher Chronik giebt, will seine Arbeit selbst nur als Vorarbeit zu einem ausführlichen und gründlichen Werke über die Pommersche Kirchengeschichte angesehen haben. Er macht also selbst auf eine vollendete Darstellung der Geschichte der Reformation der Pommerschen Kirche keinen Anspruch. Zu Anfange vermissen wir sogleich eine nähere Charakterisirung des Herzogs Boleslaw X., der zwar nicht selbst die evangelische Lehre annahm, aber ihr doch auch nicht abhold war, und als Freund der Wissenschaften die Universität Greifswald hob, wodurch er in seinem Lande das Licht der Wissenschaften anzündete, und dasselbe dadurch für die Reformation empfänglich machte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 27.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1844.

Schriften über die Reformation deutscher Specialkirchen.

(Fortsetzung.)

Unter den Männern, welche zuerst für die Verbreitung der Reformation in Pommern wirkten, finden wir ferner des Franziskanermönchs Johann Kniepstroh mit keiner Sylbe gedacht. Dieser Mönch eines schlesischen Klosters wurde von seinem Abte wegen seines wissenschaftlichen Talentes nach der Universität zu Frankfurt an der Oder geschickt. Er war gerade zu der Zeit in Frankfurt, als der Ablafskrämer Tetzel, unterstützt von D. Conrad Wimpina daselbst wider die Lutherischen Thesen auftrat, und es gehörte von seiner Seite kein geringer Muth dazu, wider Tetzeln Luthers Sache zu verfechten. Kniepstroh that dieses mit solchem Nachdrucke, dafs man sich katholischerseits seiner Person versichern zu müssen glaubte und ihn in das Kloster zu Pyritz in Pommern einsperrte. Allein Kniepstroh bewog nicht nur die Mönche dieses Klosters zur Annahme der lutherischen Lehre, sondern er predigte dieselbe auch den Bewohnern der Stadt Pyritz. Dieser Kniepstroh ist später der erste evangelische Generalsuperintendent Pommerns geworden.

Nach Boleslav's im Jahre 1523 erfolgtem Tode regierten seine beiden Söhne Georg und Barmin gemeinschaftlich, jedoch führte der erstere, bei der Jugend Barmins, eigentlich das Steuer der Regierung, zum Unglücke der evangelischen Sache, da er, an dem Hofe seines Pathen des Herzogs Georg von Sachsen erzogen, so wie er von ihm den Namen erhalten, auch dessen Gesinnung angenommen hatte. In diese Zeit fallen die entschlossenen Erklärungen der Pommerschen Stände auf den Landtagen 1526 und 1531 für die evangelische Sache. Auch in dieser Zeit sind von dem Verf. mehrere Umstände übergangen, die in einer Reformationsgeschichte Pommerns nicht fehlen dürfen. Wir erwähnen den schriftlichen Kampf, der zwischen zwei Stettiner Geistlichen, einem katholischen Namens Liborius, und einem evangelischen, dem von Luther selbst nach Stettin gesandten M. Paulus à Rhoda, geführt wurde, wovon ersterer 1526 eine Schrift unter dem Titel: Handweiser zu dem rechten christlichen Wege — letzterer im Jahre 1527 eine Gegenschrift unter dem Titel: Verfechtung der evangelischen Lehre, erscheinen liefs. Paulus von Rhoda vertheidigte nicht nur die evangelische Sache auf eine zweckmäfsige Weise, aber auch sein Gegner verstand die scheinbaren Blöfsen derselben sehr wohl hervorzuheben. S. Cramer, Pommersche Chronik Buch 3. S. 65.

Herzog Georg starb im Jahre 1531, und ihm folgte sein Sohn Philipp, der evangelischen Sache, wie irgend ein evangelischer Fürst, aufrichtig ergeben. Jetzt ist die Zeit gekommen, wo das Werk der Reformation in Pommern begründet wird. Der Landtag zu Treptow vom Jahre 1534 bildete dazu den Grundstein. Auf diesen ward von Wittenberg Bugenhagen berufen, ein geborner Pommer, und selbst der erste evangelische Zeuge in seinem Geburtslande. Bugenhagen setzte die erste Pommersche Kirchenordnung auf. Bis zur Vollendung der Kirchenordnung, wie sie revidirt im Jahre 1563 erschien, zeigt sich in Pommern eine lebendige innere kirchliche Fortbildung. Es sind während dieser Zeit viele Synoden gehalten worden, deren Acten in Balthasars Sammlung zur Pommerschen Kirchenhistorie gehöriger Schriften enthalten sind. Die Pommersche Kirche hat ein Beispiel von wahrer protestantischer kirchlicher Fortbildung gegeben, welches unserer Zeit nicht dringend genug vorgehalten werden kann. Dafs ein solcher Punct in einer Geschichte der Reformation Pommerns nicht unberücksichtigt bleiben durfte, bedarf keiner Bemerkung. Auch in diesem Abschnitte hat der Verf. aufserdem einzelne wichtige Umstände unerwähnt gelassen, als das Edict der kaiserlichen

Digitized by Google

Kammer wider den Landtag zu Treptow, die 17 Artikel, welche die Theologen der Städte Lübeck, Bremen, Hamburg, Rostock, *Stralsund*, Lüneburg auf einem Convente zu Hamburg 1535 zur Aufrechthaltung der Einheit der Lehre aufsetzten. Nach diesen Bemerkungen wollen wir zwar die Schrift nicht für unbrauchbar erklären, aber wir hätten doch von dem Verf., welcher wegen der Quellenkunde der Pommerschen Geschichte bekannt ist, eine bedeutendere Arbeit erwartet.

Wir schliefsen hieran No. 10., eine fleifsig gearbeitete Schrift. Die Umstände der Einführung der Reformation in der freien Reichsstadt Hamburg sind kürzlich folgende. M. Stemmel, Prediger an der Katharinenkirche, begann im Jahre 1522 in Luthers Geiste zu predigen. Das folgende Jahr kam der Franziskanermönch Stephan Kempe, aus Rostock berufen, und trat als evangelischer Prediger auf. Seit 1527 wirkte er als Geistlicher an der Hauptkirche Hamburgs, an der Katharinenkirche. Er ist der eigentliche Reformator Hamburgs. Noch im Jahre 1523 erschien zu Hamburg eine plattdeutsche Uebersetzung des Neuen Testaments. Unter den lutherischen Geistlichen zeichneten sich aufserdem Johann Zegenhagen, von Magdeburg berufen, und M. Johann Fritze, aus Lübeck vertrieben, aus. Im Jahre 1526 erliefs der Stadtmagistrat die Verordnung, dafs das reine Evangelium frei gepredigt werden sollte. Zufolge einer öffentlichen Disputation zwischen den lutherischen und katholischen Geistlichen im Jahre 1528 mufste die katholische Geistlichkeit die Stadt räumen. Bugenhagen, Professor der Theologie an der Universität zu Wittenberg, der bereits im Jahre 1524 in Hamburg gewesen war, ward im Jahre 1528 abermals dahin berufen, und verfafste für die Stadt eine Kirchenordnung. Der bekannte Johann Aexinus ward im Jahre 1532 zum ersten Superintendenten Hamburgs ernannt. Im Jahre 1538 trat Hamburg in den schmalkaldischen Bund. Aexinus vervollständigte im Jahre 1539 die Kirchenordnung, welche im Jahre 1582 abermals revidirt wurde.

Ein bedeutendes Product hat die Literatur der Reformationsgeschichte in No. 2. erhalten. Beide Verff., welche in diesem Gebiete schon sonst, der erste durch eine Geschichte der Reformation der Würtembergischen Kirche, der zweite durch eine Geschichte der Reformation der Stadt Heilbronn, sich auf eine ehrenvolle Weise gezeigt haben, haben in dem vorliegenden Werke ihre Studien vereinigt, um dem Johann Brenz ein Ehrendenkmal zu setzen, der unter den deutschen Reformatoren nach Luther und Melanchthon unstreitig den dritten Platz einnimmt, also eine solche Ehre in jeder Hinsicht verdient.

Brenzens reformatorische Wirksamkeit erstreckte sich zunächst auf die freie Reichsstadt Hall, wohin er im Jahre 1522 zum Prediger an der Hauptkirche berufen wurde. Bis zum Jahre 1535 war er daselbst für die Einführung der Reformation thätig. Hier ist im Jahre 1525 die Versammlung der oberdeutschen Theologen, auf welcher Brenz das Syngramma suevicum aufsetzte, wodurch er der lutherischen Richtung in der Reformation von Oberdeutschland den Sieg verschaffte. Im Jahre 1526 verfafste Brenz für die Stadt Hall eine Kirchenordnung, womit er eine Schulordnung in Verbindung setzte. Im Sommer des Jahres 1535 ward Brenz von dem Herzoge Ulrich von Würtemberg nach Stuttgart berufen, um bei der Reformation dieses Landes mitzuwirken. Die Reformationsgeschichte Würtembergs bietet mehrere für den Historiker sehr interessante Verhältnisse dar. Erstlich der Einflufs, welchen Oesterreich, nach Vertreibung des Herzogs Ulrich und Erwerbung des Herzogthums Würtembergs durch den römischen König Ferdinand, durch Erlangung dieses mit seinen Erblanden so nahe zusammenhängenden Besitzthums auf Oberdeutschland erhielt, wodurch es eine der Sache des Protestantismus sehr nachtheilige Stellung einnahm. Der rüstige Landgraf Philipp von Hessen hat durch Wiedereinsetzung des Herzogs Ulrich in sein Land dem Protestantismus keinen geringen Dienst erwiesen. Ferner ist die Art, wie unter Herzog Ulrich die Reformation in Würtemberg eingeführt wurde, von besonderm Interesse, indem die lutherische und zwinglische Richtung in unmittelbare Berührung kamen, und einander die Herrschaft streitig machten. Ambrosius Blarer von Constanz und Erhard Schnepf von Marburg berufen, sollten die Reformation einführen. Blarer, von zwinglischer Richtung, reformirte den obern Theil, Schnepf, lutherischer Richtung, den untern Theil des Landes. Jeder von beiden stellte Geistliche von seiner Richtung an. Dadurch kam Störung in das ganze Werk. Obschon an sich der zwinglischen Lehre mehr zugethan, mufste sich doch Herzog Ulrich um äufserer Rücksichten willen — der Nürnberger Religionsfriede hatte die Reformirten der öf-

Digitized by Google

fentlichen Duldung im deutschen Reiche für unwürdig erklärt, welcher Artikel im Cadanschen Vertrage ausdrücklich wiederholt wurde; nur als Lutheraner konnte Herzog Ulrich Mitglied des schmalkaldischen Bundes werden — entschliefsen, dem lutherischen Bekenntnisse den Vorzug zu geben. Blarer mufste also nachgeben und sich mit Schnepf wegen der Nachtmahlslehre vergleichen. Inwiefern hierbei Blarer nach Ueberzeugung gehandelt habe, darüber ist Hartmann in seiner Geschichte der Reformation Würtembergs S. 36 ff. zu vergleichen. Kurz nachher fällt die Berufung von Brenz nach Stuttgart. Die von Schnepf verfafste (erste) würtembergische Kirchenordnung ward von ihm revidirt. Im Jahre 1547 erschien für Würtemberg eine Visitationsordnung und eine Synodalordnung. Als nach dem Tode Herzog Ulrichs dessen Sohn Christoph im Jahre 1551 zur Regierung gelangte, welcher den Brenz zu der höchsten kirchlichen Würde, zu seinem Rathe und zum Probste der Stiftskirche zu Stuttgart erhob, beginnt dessen reformatorische Thätigkeit auf eine vorzügliche Weise sich zu äufsern. Mit Zuziehung seines Rathes, theilweise von ihm verfafst erschienen nacheinander eine Kassenordnung — über die Verwendung der eingezogenen Kirchengüter — 1552, eine neue Visitationsordnung, eine Eheordnung 1553, eine neue Kirchenordnung 1553, revidirt 1555, eine Klosterordnung 1556, revidirt 1559. Alle diese und noch andere Ordnungen wurden im Jahre 1559 in *einen* Codex unter dem Namen der grofsen Kirchenordnung zusammengetragen, an dessen Spitze die von Brenz für das Tridentiner Concil geschriebene, rühmlichst bekannte Confession steht, die aus 35 Artikeln besteht und nach dem Muster der Augsburger Confession verfafst ist. Im Jahre 1559 erschien auch die Schulordnung, der zufolge von den eingezogenen Klostergütern sowohl für das gelehrte, als auch für das Volksschulwesen ein segensreicher Gebrauch gemacht wurde. Ueber alle diese Puncte, ferner wie Brenz die lutherische Lehre gegen den Calvinismus vertheidigt hat, wie weit sich seine reformatorische Thätigkeit unmittelbar und mittelbar noch auf andere Länder erstreckt hat, über dieses Alles findet sich in dem vorliegenden Werke eine eben so befriedigende als belehrende Auskunft.

Wir lassen die Schriften von No. 2. und No. 8. folgen, welche von der Einführung der Reformation in den freien Reichsstädten Reutlingen und Schweinfurt handeln. Die Einführung der Reformation in Reutlingen hatte mit grofsen Schwierigkeiten zu kämpfen. Sowohl der österreichische Statthalter von Würtemberg, als auch der schwäbische Bund legten derselben Hindernisse in den Weg. Noch mehr, der Bischof von Constanz, zu dessen Sprengel Reutlingen gehörte, so wie selbst der Papst Clemens VII. sprachen den Bann über die Stadt aus, und das kaiserliche Kammergericht zu Rothweil erklärte dieselbe in die Acht. Jedoch dieses Alles konnte die wackern Bürger Reutlingens nicht schrecken. Der Prediger Matthias Alber — der Reformator Reutlingens — wurde im November 1524 vor das Reichskammergericht zu Efslingen citirt, und als er erschien, ward er drei Tage über 68 Artikel, welche man aus seinen Predigten gezogen hatte, verhört; er aber vertheidigte sich so gut, dafs er mit der Aeufserung, er könne in Frieden heimkehren, entlassen wurde. Dieser Alber ist derselbe, an welchen Zwingli das bekannte Schreiben über seine Nachtmahlslehre richtete; defsungeachtet trat er später zur Lehre Luthers über, und war auch mit zu Wittenberg bei der Schliefsung der wittenbergischen Concordie. Auf dem Reichstage zu Augsburg war es unter den freien Reichsstädten neben Nürnberg nur noch Reutlingen, welches die Confession unterschrieb. — Der Reformator der freien Reichsstadt Schweinfurt ist Johannes Sutellius, der auf Veranlassung des Landgrafen Philipp von Hessen, ihres Schutzherrn, von Göttingen im Jahre 1542 dahin kam, und eine Kirchenordnung verfafste, welche zu Nürnberg 1544 gedruckt wurde.

No. 5. behandelt die Geschichte der Einführung der Reformation in der Mark Brandenburg. Das ist ein in der Geschichte des deutschen Protestantismus sehr wichtiger Gegenstand. Nämlich die Fürsten dieses Landes haben unverkennbar den aufserordentlich wichtigen, aber bis auf unsere Zeit noch keineswegs gebührend gewürdigten Beruf, zwischen Protestantismus und Katholicismus in Deutschland zu vermitteln. Dieser Beruf der brandenburgischen Fürsten offenbart sich schon in der Zeit der Reformation, er tritt noch stärker gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts hervor, und in der neuesten Zeit scheint die politische Verbindung beider Parteien in dem preufsischen Staate diesen Fürsten jenen Beruf ausschliefslich zugetheilt zu haben. Ein Historiker, der die Geschichte nicht

Digitized by Google

nach einem subjectiven Standpuncte behandelt, wird diesen Umstand scharf ins Auge fassen. Das Wort des Churfürsten Joachim II. zu dem Landgrafen Philipp von Hessen, als dieser ihn bei einer Unterredung zu Jüterbock im Jahre 1545 zum Beitritte zu dem schmalkaldischen Bunde wider den Kaiser zu bereden suchte, das Wort: Wenn das Unglück zuschlüge, dafs der Krieg einen widerwärtigen Ausgang hätte, und der Kaiser die Oberhand behielte, so sollten sie an ihm einen Friedenmacher haben, welcher den erzürnten Siegesfürsten zufriedensprechen, und den Ueberwundenen Gnade erwirken könnte — dieses Wort ist für den Protestantismus in Deutschland von der höchsten Bedeutung. Churfürst Joachim II. rettete bei dem unglücklichen Ausgange des schmalkaldischen Krieges durch seine Fürsprache dem gefangenen sächsischen Churfürsten Johann Friedrich das Leben; die Sache des Protestantismus aber rettete der sächsische Herzog Moriz, dessen Handlungsweise zwar edle Motive im Gefolge hatte, aber gleichwohl auf List gegründet war. Bei dem dreifsigjährigen Kriege unterlagen die Protestanten abermals, und nur fremde Hilfe von Seiten Schwedens und Frankreichs rettete ihre Sache vom Untergange. Behüte uns Protestanten der Himmel, dafs es zwischen uns und den Katholiken in Deutschland je wieder zum Kriege kommen möge. Die Vermittelung zwischen uns beiden wollen wir, aber keinen Krieg, und in wem wir die Mittelsperson zu suchen haben, zeigt uns jenes denkwürdige Wort des Churfürsten Joachim II. von Brandenburg. Sie ist uns in seinem Nachkommen dem Könige von Preufsen gegeben. Der preufsische Staat verkannte seine Bestimmung keinesweges, sondern befolgte das vermittelnde Princip in seiner Stellung zu den Protestanten und Katholiken. In dem unheilvollen Köllner Ereignisse hat er zwar der katholischen Hierarchie nachgegeben, aber aufgegeben hat er sein Princip keinesweges. Möge er dasselbe immer klarer auffassen und consequenter durchführen zu seinem eigenen Besten sowohl, als auch zum Besten des Protestantismus in Deutschland.

Das Werk der endlichen Wiedervereinigung ist nicht Menschen, sondern Gottes Werk. Was hierbei menschlicherseits geschehen mufs, besteht allein darin, dafs jede Veranlassung zur Aufregung der Parteisucht verhütet wird. In diesen Bereich gehört besonders die Darstellung der Geschichte. Haben wir darin Recht, dafs dem Brandenburgischen Fürstenhause laut der Geschichte der Beruf der Vermittelung zwischen den getrennten Religionsparteien zugetheilt ist, so können wir auch fordern, dafs bereits bei der Geschichte der Reformation dieser Standpunct festgehalten werden solle. Die Stellung, welche Churfürst Joachim II., sogar sein Vater Joachim I. bei dem Reformationswerke einnahm, darf nicht als beschränkt, unentschieden aufgefafst werden, sondern sie mufs als wahrer Beruf erscheinen. Allerdings war ihre Stellung eine beschränkte, unentschiedene zu einer Zeit, wo der Protestantismus, um eine feste Stellung im öffentlichen Leben zu erhalten, vom Katholicismus losgerissen, einseitig sich gestalten mufste, aber diese Stellung war an sich betrachtet keine falsche.

Beurtheilen wir nach diesem Standpuncte das angezeigte Werk, so läfst sich nicht verkennen, dafs der Verf. im Wesentlichen dieselbe Ansicht theilt. Derselbe steht auf dem historischen Standpuncte Neanders, welcher erhaben über kirchliche Parteisucht das Wirken des göttlichen Geistes überall anerkennt, wo es sich findet. Da aber dieser Standpunct bis jetzt, wie es nicht wohl anders sein kann, noch ein unbestimmter ist, und sich noch nicht zu dem Begriffe einer organisch-kirchlichen Entwickelung erhoben hat, so ist demzufolge das Urtheil des Verf.'s ein unbestimmtes; er läfst beiden Fürsten, Joachim I. und II., Gerechtigkeit widerfahren, aber in ihrer Handlungsweise einen höhern Beruf anzuerkennen, dazu kann er nicht gelangen. Defswegen hat das Werk doch nicht die rechte Gestalt gewonnen, welche es als rein historisches Product haben sollte. Wir sind in Erwartung, unter welchem Gesichtspuncte in dem zweiten Bande des Spiekerschen Werkes die Reformation in Brandenburg dargestellt werden wird.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 28.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1844.

Schriften über die Reformation deutscher Specialkirchen.

(Schlufs.)

Was die einzelnen Begebenheiten bei der Reformation Brandenburgs anbetrifft, so sind die meisten aus der allgemeinen Reformationsgeschichte bekannt. Wir haben auch wenig gegen die Darstellung des Verf.'s zu erinnern. So z. B. vermissen wir die Art, wie sich Joachim I. über den Nürnberger Religionsfrieden vom Jahre 1532 aussprach. Bei der Abfassung der Brandenburgischen Kirchenordnung unter Joachim II. finden wir eine Theilnahme an diesem Werke von Georg Wipel, der grade zu dieser Zeit in Berlin war, nicht erwähnt, obschon eine solche aus Luthers und noch mehr Melanchthons Aeufserungen sehr wahrscheinlich wird.

No. 6. giebt die Geschichte der Einführung der Reformation in der Stadt Leipzig einen tüchtigen Beitrag zu einer künftigen genügenden Reformationsgeschichte der herzoglich sächsischen Länder überhaupt, welche mit eigenthümlichen Schwierigkeiten verbunden ist. Leipzig bildete den Culminationspunct des geistigen Lebens in den herzoglich sächsischen Ländern; Universität sowie Magistrat waren aber dem Katholicismus sehr ergeben: daher an diesem Orte der schärfste Gegensatz gegen Luthers Lehre, und die härteste Verfolgung ihrer Anhänger. Erst nach dem Tode Herzogs Georg, eines Wüthrichs, der durchaus mit einem Joachim I. von Brandenburg nicht in eine Klasse zu stellen ist, und nachdem seine Länder seinem evangelischen Bruder, dem Herzog Heinrich zugefallen waren, ward wie im Herzogthume Sachsen überhaupt, so insbesondere in der Stadt Leipzig die Reformation und zwar am Pfingsttage 1539 eingeführt. Das meiste Verdienst für die Kirchenverbesserung in Leipzig erwarb sich der bekannte Friedrich Myconius. Wegen der Reform der Universität verweist Verf. auf seine Schrift über die Hochschule zu Leipzig.

No. 9. enthält in der Reformationsgeschichte der freien Reichsstadt Hildesheim das traurige Beispiel von einem dauernden kirchlichen Zwiespalte, der bis auf diese Stunde geblieben ist, unstreitig das unglücklichste Loos, was einen Ort treffen kann. Wir stofsen in dieser Stadt auf einen patricischen Magistrat, der sich von Anfang an der Einführung der Reformation standhaft widersetzt, Edict über Edict wider die Lutheraner erläfst und endlich so weit geht, dafs er die Anhänger Luthers aus der Stadt vertreibt. Mit ihm verbindet sich in der Person des Valentin von Teutleben ein strenghierarchischer Bischof. Herzog Heinrich von Braunschweig-Wolfenbüttel ist der mächtige Schirmherr der katholischen Partei. Als aber dieser von den schmalkaldischen Bundesgenossen seines Landes beraubt wird, ändert sich die Lage der Dinge in Hildesheim ganz und gar. Der Landgraf Philipp von Hessen ward Schutzherr der Stadt, der alte Magistrat ward abgesetzt und mufste einem evangelischen Magistrate seine Stelle überlassen. Der Churfürst von Sachsen sandte Bugenhagen, der Landgraf von Hessen Anton Corvin und die Stadt Braunschweig Heinrich Winkel nach Hildesheim, welche das evangelische Kirchenwesen daselbst auf einen festen Fufs setzten, und eine Kirchenordnung für die Stadt verfafsten. Im Jahre 1593 trat die Stadt in den schmalkaldischen Bund, und 1546 befahl der Magistrat jedem, der nicht das Abendmahl unter beiden Gestalten nehmen wolle, die Stadt zu verlassen. Jedoch der unglückliche Ausgang des schmalkaldischen Krieges bewirkte die Rückkehr des Bischofs und die Wiederherstellung des katholischen Cultus. In Folge des Religionsfriedens vom Jahre 1555 wurden die kirchlichen Verhältnisse zwischen Magistrat und Bischof vertragsweise festgestellt. Alle diese Umstände finden sich

Digitized by Google

in der angezeigten Schrift mit sorgfältiger Gründlichkeit entwickelt.

Die zuletzt angezeigte Schrift entwirft ein Gesammtbild von dem baierischen Volksleben, wovon das kirchliche Leben einen Theil ausmacht. Der geistreiche Verf. schaut das menschliche Leben unter dem Bilde eines Organismus an, dessen ganzer Zustand ein krankhafter sein müsse, sofern das edelste Glied daran in einem krankhaften Zustande sich befinde. Wir erhalten in dieser Schrift ein aus den Quellen mit sorgfältigem Fleifse geschöpftes Bild von dem Eindringen des Protestantismus in Baiern unter den Herzögen Wilhelm IV. und Albrecht V., wie derselbe durch die Jesuiten niedergehalten und endlich unter Wilhelm V. ganz unterdrückt wurde. Damit wird eine fernere Schilderung des Jesuitenordens in seinem Einflusse auf Baiern verbunden und gezeigt, wie durch denselben das unter dem Volke der Baiern sich regende selbstständige, nationale, geniale wissenschaftliche Leben ausgetilgt und an dessen Stelle ein todter Mechanismus gesetzt wurde.

Lic. Holzhausen.

XIX.

Lucrèce, tragédie en cinq actes et en vers par M. Ponsard.

Lucretia. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Nach dem Französischen Ponsard's bearbeitet von Adolf Philippi. Hamburg, 1844*; bei Kittler.* 75 S. 8.

Ponsard's Lucretia machte im vorigen Jahre bei ihrem ersten Erscheinen das gröfste Aufsehen in Paris. Man erblickte darin eine Umkehr von den abentheuerlichen Verirrungen der jüngsten Erzeugnisse der romantischen Schule zur alten, gediegenen Klassicität. Während aber der Dichter jene Auswüchse auf das natürliche Maafs zurückzuführen vermochte, war ihm ein völliges Zurückgehen auf den veralteten, steifleinenen und eingeschnürten Normalcanon der klassischen Tragödie nicht erlaubt. Der Läuterung bedurfte die moderne Poesie: ignorirt konnte sie nicht werden. Die Klassicität, hindurchgegangen durch die Romantik, durch sie vermittelt, kann sich der Errungenschaft derselben nicht entäufsern: freier sind ihre Bewegungen, höher schlagen ihre Pulse, wärmer glüht ihr Herz. So ersteht sie aus langem Todesschlafe: freilich nicht in der junonischen, imposanten Hoheit, die einst Corneille ihr verlieh, auf äschylischem Kothurne einherschreitend, aber begabt mit neuer, frischer Lebens- und Bildungsfähigkeit, geschmückt mit dem Reize der Jugend.

Jugend und Schönheit aber dürfen auf Nachsicht Anspruch machen: Sicherheit des Auftretens, Ab- und Angemessenheit jeder Bewegung, jedes Wortes, ist man von ihr noch nicht zu fordern, erst bei sorgsamer Ausbildung zu erwarten berechtigt. Nur Athene entsprang gerüstet dem Haupte des allwaltenden Zeus. — Eine überall feste und sichere Haltung, eine bis in die feinsten Schattirungen des Details vollendete Ausbildung, namentlich in Hinsicht auf Korrektheit des Ausdruckes, finden wir demnach in der neuklassischen französischen Tragödie noch nicht. Wie einst Herakles stand sie am Scheidewege; auf der einen Seite eine hehre Matrone in antiker Gewandung, mit knappem Faltenwurfe, keusch verhüllt, langsam einherschreitend, ernst und würdig, aber streng und hart: auf der anderen eine üppige, jugendliche Gestalt, mit wallendem Haare, bekränzt und gesalbt, in bacchantischem Rausche den Thyrsus schwingend, eine entfesselte Mänade. Aber nicht durfte sie, wie der Alkide, mit raschem Entschlusse zwischen rechts oder links entscheidend einer von beiden sich in die Arme werfen; ihre Aufgabe war schlichtend und versöhnend zwischen die feindlichen Gestalten zu treten, Freiheit und Jugendfrische mit erhabener Hoheit zu paaren, die steife, bronzene Härte wie die taumelnde Ausgelassenheit als gleich unberechtigt zurückweisend. Wenn ihr nicht bei dem ersten Versuche in allen Stücken gelang die widerstrebenden Elemente zu vollendeter, harmonischer Durchbildung zu einen, wenn hier oder dort noch ein Schwanken, eine nicht völlig motivirte Hinneigung auf die eine oder andere Seite sich zeigt, wer möchte mit dem Dichter rechten? Danken wir ihm vielmehr, dafs er kräftig das Wahre erstrebt, dafs er kühn den Versuch gewagt, es in seine Rechte wiedereinzusetzen und hoffen wir, dafs er oder gleichgesinnte und gleichbegabte Nachfolger das französische Drama auf der neuen Bahn einer überall gleichmäfsig entwickelten Vollendung, gleich frei von pedantischer Regelmäfsigkeit wie von zügelloser Pseudogenialität, entgegenführen.

Der Stoff, den Ponsard für sein erstes Auftreten gewählt, ist ein durchaus glücklicher. Livius unver-

Digitized by Google

gleichliche Erzählung, die nach dem Ausspruche dessen, der wie keiner ihn zu beurtheilen vermochte „das erste Buch, das Meisterwerk seiner ganzen Geschichte, krönt" (Niebuhr Röm. Gesch. Th. I. Anm. 1103) stellt uns das Bild der vollkommensten dramatischen Entwicklung in den lebhaftesten Zügen vor Augen. Die Geschichte selbst ist hier das erhabenste Gedicht. Keiner fremdartigen Zuthat, keiner willkührlichen Ausschmückung bedarf das in grofsen, scharfen Umrissen gezeichnete Gemälde, selbst vielleicht ursprünglich nationalen Gesängen entnommen oder doch mit denselben reich durchwebt, um von dem schaffenden Dichtergeiste empfangen und wiedergeboren zum vollendeten Trauerspiele sich zu gestalten.

Nur noch einmal bietet die römische Geschichte einen Stoff dar, der in gleicher Weise alle Bedingungen eines abgeschlossenen tragischen Verlaufs in sich enthielte: den Tod der Virginia. Hier wie dort ein grofsartiger politischer Hintergrund, der Sturz übermüthiger Gewalthaber, herbeigeführt durch ruchlose Begier: hier aber ein schwaches, wehrloses Mädchen, hingeopfert von dem Vater um der Schande zu entfliehen, dort ein erhabenes Weib, die nachdem sie den Schimpf erduldet, um nicht gröfserer Schmach unrettbar anheimzufallen, selbst den Dolch sich ins Herz stöfst.

Von derselben Ansicht scheint auch der Dichter ausgegangen. Nur das Verhältnifs des Sextus zu Tullia, Brutus Gattin, hat er von seiner Erfindung hinzugethan. Sonst hat er die grofsartige Einfachheit des Stoffes nicht entstellt und zerrissen; gleich die erste Scene führt uns in Lucretias stilles Frauengemach, wo sie unter ihren Sklavinnen bei nächtlicher Lampe für den abwesenden Gemahl Gewänder fertigt; da erscheint er, mit ihm aus dem Lager vor Ardea gekommen, um ihre Gattinnen zu beobachten, Brutus und die Tarquinier: Sextus sieht Lucretia, seine Leidenschaft wird entflammt, sein Entschlufs ist gefafst; — so ist der Knoten geschürzt, dessen Entwicklungen in stets steigendem Interesse uns bis zu dem Höhepuncte, Lucretias Tode, führen. Aber der Dichter hat richtig gefühlt, dafs damit kein Abschlufs gegeben sei: Brutus mufs die Maske des Blödsinns abwerfen und über Lucretias Leichnam die Bürger zum Kampfe gegen die Tyrannen entflammen:

Romains, de Collatie à Rome.
Citoyens: *A Rome, à Rome.*

So schliefst Ponsard's Lucretia. Wir ahnen, dafs für Rom die Morgenröthe eines neuen Tages anbricht, dafs Lucretias Opfertod gesühnt werden wird, wie noch nie der eines Weibes — mit der Freiheit eines Volks.

Dafs unsere Litteratur, stets bereit Fremdes anzuerkennen und sich anzueignen, diese aufsergewöhnliche und hoffentlich folgenreiche Erscheinung in der französischen Poesie nicht unbeachtet würde vorübergehen lassen, stand zu erwarten. Eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Uebersetzungen der Lucretia ist erschienen. Die vorliegende des Hrn. Dr. Philippi ist zu Paris unter den Augen ihres Verfassers gedruckt, der sich seit mehreren Jahren dort aufhält. Er hat die Lucrèce nicht nur gelesen, er konnte den unmittelbaren, lebendigen Eindruck der Darstellung auf sich wirken lassen und so ein anschaulicheres, concreteres Bild der Tragödie in sich ausbilden, als auch das genaueste Studium es zu geben vermag. Er mufste aber fühlen, dafs wenn er auch seinen Landsleuten dieselbe zugänglich machen und eine ähnliche Wirkung erreichen wollte, zweierlei besonders zu beachten war.

Hat man nämlich kürzlich die Behauptung aufgestellt, der iambische Trimeter der Alten sei für uns nicht ein entsprechendes Maafs der Tragödie, so gilt dasselbe in viel höherem Grade von den klappernden gereimten Alexandrinern, die uns geradezu den entgegengesetzten Eindruck machen. Wir können also Hrn. Philippi nur völlig beipflichten, wenn er die Treue im Wiedergeben der Form der Erreichung des beabsichtigten Totaleindruckes unterordnete und das unserer Sprache geläufigste und angemessenste Metrum des fünffüfsigen Jambus für seine Uebertragung wählte. Sorgfältigere Feile hätte hier vielleicht einzelne kleine Unebenheiten noch zu tilgen vermocht, indem dem Vf. zuweilen Dimeter oder Senare entschlüpft sind, die den im Ganzen reinen und wohl gebildeten Versbau störend unterbrechen. Dafs der Gesang der Laodice, einer Sklavin der Lucretia (Act. IV. Sc. I.), der im Originale gleichmäfsig im alexandrinischen Maafse fortläuft, von Hrn. Ph. als gesondertes Lied, namentlich in der letzten Strophe sehr gelungen, wiedergegeben wird, spricht nur für seine einsichtige Erkenntnifs unserer Auffassungsweise. Dieselbe aber hat ihn zweitens auch dahin geführt, im Ausdrucke sich nicht sklavisch dem Originale anzuschliefsen, sondern dasselbe in freier Bearbeitung uns vorzulegen. So erst konnte er hoffen den Eindruck des französischen Dichtwerkes auf die Franzosen durch seine deutsche Uebertragung bei den Deutschen hervorzubringen. Denn fanden schon jene mehreres in dieser Hinsicht zu tadeln (s. Magnin Revue des deux mondes 1843. II. p. 747 — 749; Patin im Decemberhefte des Journal des Savans 1843), so würde uns manches in starrer, wörtlicher Uebersetzung als unerträglich, ja selbst hin und wieder fast als lächerlich erschienen sein, z. B. wenn es von den altrömischen Frauen heifst, (I, 1) dafs sie

mettaient tout leur souci
à surveiller l'ouvrage, à meriter ainsi
qu'on lût sur leur tombeau, digne d'une Romaine:
„elle vécut chez elle et fila de la laine."

Hr. Philippi dagegen hat überall, dem Genius unserer Sprache treu sich anschmiegend, eine einfache, klassische Würde der Sprache, wie sie dem Gegenstande angemessen ist, gleichmäfsig hergestellt, Schroffes und Uebertriebenes, das hie und da nicht fehlt, gemildert, endlich einzelne, zu sehr an das Moderne streifende Wendungen und Ausdrücke auf das gegebene Maafs antiker Zustände zurückgeführt. Nehmen wir als Beispiel gleich Einiges aus der ersten Scene. Die Worte der Amme der Lucretia:

Digitized by Google

„Lucrèce, écoutez-moi; car vous n'oubliez pas
que je vous ai long-tems portée entre mes bras.
Votre mère mourût quand vous veniez de naître,
je vous donnai mon lait sur l'ordre de mon maître;
je ne vous quittai plus; je bénis le destin,
lorsqu'il vous fit entrer au lit de Collatin.
C'est pour quoi laissez-moi parler etc."

giebt unsere Uebertragung so wieder:

„Lucretia, höre mich. Du weifst ich habe
Auf diesen Armen dich als Kind getragen;
Die Mutter starb, da sie den Tag dir schenkte.
An meinem Busen hab' ich dich ernährt
Und nie seitdem verlassen; ich war es,
Die dich dem edlen Gatten zugeführt.
Drum hab' ein Recht ich frei mit dir zu reden."

In ihrer Antwort hierauf sagt Lucretia unter anderm:

„La vertu, qui convient aux mères de famille
c'est d'être la première à manier l'aiguille,
la plus industrieuse à filer la toison,
à préparer l'habit, propre à chaque saison,
afin qu'en revenant au foyer domestique,
le guerrier puisse mettre une blanche tunique,
et rendre grâce aux Dieux, de trouver sur le seuil
une femme soigneuse et qui lui fasse accueil.
Laisse à d'autres que nous les concerts et la danse:
ton langage, nourrice, a manqué de prudence."

Bei Hrn. Philippi lautet diese Stelle:

„Das ist der Hausfrau Tugend, dafs sie stets
Mit ems'gem Fleifs die erste sei zur Arbeit,
Wenn ein Gewand es rasch zu weben gilt,
Gemäfs dem Wechsel, den das Jahr gebiert.
Kehrt dann der Krieger heim zum eig'nen Herde,
Legt er die weifse Toga festlich an
Und dankt den Göttern, dafs auf seiner Schwelle
Ein sorgsam Weib ihm keusch die Hand gereicht.
Gesang und Tanz sei andrer Frauen Lust!
Du aber, Amme, riethest weise nicht."

Welche von beiden Ausdrucksweisen der Tragödie nach unserm Sinne besser entspreche, bedarf keiner Auseinandersetzung.

Im Allgemeinen können wir Hrn. Ph.'s Arbeit das Lob, einen hohen Grad der Vollendung erreicht zu haben, nicht versagen. Oft erscheint er uns als selbstständig poetisch schaffend und läfst sein Vorbild weit hinter sich zurück. Freilich war, um Beiden gerecht zu sein, durch die Abweisung des Reims ihm auch gröfsere Freiheit und leichtere Bewegung gestattet. Nur selten wird man mit Grund an einem Ausdrucke Anstofs nehmen, wie Schwalm (I, 3), im Nu (ebendaselbst), oder:

nur Brutus gab, was meinst du? einen Stock
so grob wie er...

und

zufrieden war der Gott, er wufste wohl
es sei der grobe Stab mit Gold gefüllt (*I*, 4).

„Die schöne Herrin!" (I. 2) ist zu sehr das Französische: „la belle maîtresse!"; ganz undeutsch ist

„ein unbestimmt Gerücht nur hat in meine
Zurückgezogenheit sich eingedrungen." (*I*. 3).

Aber zu solchen und ähnlichen Ausstellungen wird man fast nur in diesen ersten Scenen einigemale Gelegenheit finden: gegen das viele wahrhaft Gelungene und Treffliche können sie kaum in Anschlag kommen. Als besonders schön nennen wir das Gespräch zwischen Sextus und Tullia, (III, 2), namentlich folgende Worte des Sextus:

„Ein heiterer Genufs der Jugend ist
Mein Zweck. Die Macht, der Reichthum dienen mir,
Im schnellen Lauf die Eb'ne zu durchmessen;
Wo eine Blum' an ihrem Rand' erblüht,
Dahin zieht hurtig mich dies Rossepaar.
So bin ich nur geschäftig, stets die Freude,
Die sich mir bietet, dankbar zu geniefsen,
Ob Bacchus sie im süfsen Weine reicht,
Ob an dem Busen einer schönen Frau
Die holde Göttin, die den Gürtel löset.
So liebt' ich dich; doch nicht so viel ich weifs,
Um unser Loos auf ewig zu vereinen.
Nicht thränenschwer erschien die Liebe mir:
Das Haupt bekränzet, lächelnd, freudevoll,
Eilt sie, genoss'nen Glückes eingedenk,
Wie sie die Laune führt, zu neuer Lust.
Ihr Fufs ist ungehemmt von jenen Ketten,
Die tückisch oft den Hafs zusammenschmieden."

(Die entsprechende Stelle des Originals heifst so:

Je ne veux la puissance et ne veux la richesse
que pour les atteler au char de ma jeunesse,
et plus vite arriver par ces coursiers sans frein
au bout des voluptés, qui bordent mon terrain.
partout où le plaisir s'offre à moi je le cueille,
soit qu'il pende aux festons de lierre, dont la feuille,
dissipant les ardeurs du cécube embaumé,
fait jouir plus longtems de Bacchus désarmé;
soit que Venus, penchant sa robe dénouée
le verse dans le sein d'une amante enjouée etc.).

Ferner zeichnen wir die Scene zwischen Sextus und Lucretia aus (IV, 3), so wie Brutus Rede an die Bürger in der letzten Scene (V. 4), aus der wir noch folgende Stelle mittheilen wollen:

„Ihr freut euch, nach des Tages Last und Hitze,
Am stillen Herde euer Weib zu finden,
Umringet von der Kinder froher Schar;
Und blühet unter ihnen eine Tochter,
Ist ihre Unschuld euch ein theurer Schatz. —
Seid des Verlusts gewärtig dieser Güter
So lang Tarquinius herrschet und sein Stamm.
Ein stilles Glück ist ihnen gute Beute,
Und eurer Leiden freuet sich ihr Trotz.
Die Bande nicht des Bluts, das Gastrecht nicht,
Das der Barbar verehrt seit ew'gen Zeiten,
Gewährten gegen Sextus Frevel Schutz.
D'rum auf nach Rom, bestrafet den Tyrannen,
Des Gastrechts höchster Schützer steht uns bei!"

Wir Freunde in der Heimath aber, denen der Verfasser sein Werk als Denkmal der Erinnerung gewidmet, können in dankbarer Erwiederung nur wünschen, dafs die wohlgelungene Arbeit die Beachtung finden möge, deren sie vor vielen ähnlichen werth ist.

Hertz.

Digitized by Google

№ 29.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1844.

XX.

Summarische Uebersicht des orientalischen Münzcabinettes der Universität Rostock, und Anzeige der in demselben befindlichen unedirten oder vor andern bemerkenswerthen Stücke von Ch. M. Frähn. Petersburg, 1843. 56 S. 8.

Durch Oluf Gerhard Tychsens Thätigkeit ward zu Rostock eine bedeutende Anzahl moslemischer Münzen gesammelt, welche nach Tychsens Tode in den Besitz der dortigen Universität überging, und seitdem noch durch verschiedene Schenkungen und in Meklenburg selbst gemachte Funde beträchtliche Bereicherungen erhielt, so dafs sie zu der Zahl von ungefähr neuntehalbhundert Münzen anwuchs. Der ältere Vorrath war zwar von Tychsen geordnet und bestimmt, aber mit manchen in jener Zeit, wo die moslemische Münzwissenschaft erst im Entstehn war, unvermeidlichen Mifsgriffen und Irrthümern, und ein grofser Theil des später hinzugekommenen war noch gar nicht bestimmt. Höchst zweckmäfsig war daher der auf den Vorschlag des Bibliothekares, Baron von Nettelbladt, gefafste, und durch den Vizekanzler der Universität, Hrn. von Both, zur Ausführung gebrachte Entschlufs, die ganze Sammlung an Hrn. Frähn zu übersenden, damit er sie systematisch ordne und alle Münzen genau bestimme, gemäfs jenen aufserordentlichen Fortschritten in dieser Wissenschaft, welche grade durch ihn hauptsächlich herbeigeführt worden sind. Gern übernahm Hr. F. dieses mühsame Geschäft im liebreichen Andenken an seine Vaterstadt, an seine vaterländische Universität, die Pflegerin seiner jugendlichen Studien, und an den Mann, welcher der hauptsächlichste Urheber dieser Sammlung gewesen war, und den er einst zum ersten Führer auf diesem Felde gehabt hatte. Manche der in der Sammlung befindlichen Münzen sind auf den Münztafeln der Schriften von Tychsen, Aurivillius und Adler abgebildet. Indem nun Fr. mit diesen Abbildungen die jetzt vor ihm liegenden Originale verglich, überzeugte er sich, wie wenig Vertrauen oft jene Abbildungen verdienen, und zu welchen falschen Erklärungen sie Anlafs geben. Er sagt: „Jene Abbildungen lassen in Bezug auf Richtigkeit und Treue viel zu wünschen übrig, insofern sie nicht von wirklichen Künstlern, die mit der Erklärung der Münzen nichts zu schaffen hatten, sondern von Dilettanten, von den Besitzern und Erklärern der Münzen selbst herrühren, und diese gelehrten Männer Auge und Hand nicht immer frei von dem Einflusse ihrer vorgefafsten Ansicht haben. Die Mifsgriffe, welche die Folge davon gewesen, habe ich in meiner Beschreibung gehörigen Orts bemerkbar machen müssen, und sie als warnende Beispiele aufgestellt, welche darthun, wie mifslich es ist, wenn unsere Numismatiker selbst den Zeichner oder Graveur der Münzen machen, die sie erklären." Hr. Fr. fügt hinzu, dafs freilich zu diesem Geschäfte nicht so ungeschickte Künstler genommen werden müssen, wie diejenigen, welche die Münzen des Nanischen Cabinettes bei Assemani, die des Mus. Arigoni T. 3. tab. 101—109. und die der Description de l'Egypte, Planches, Et. mod. T. 2. pl. h. i. k. zeichneten. Der Künstler mufs in dem Auffassen solcher Münzschriften schon einige Uebung besitzen, und im Zeichnen gewissenhaft sein. In der vorliegenden Schrift bezeichnet der Verf. die Klassen, in welche er die Rostocker Sammlung ordnete, und hebt aus einzelnen derselben einige Merkwürdigkeiten, Seltenheiten und Inedita hervor, dabei längere oder kürzere Auszüge aus seiner Beschreibung des Cabinettes hinzufügend, welche Münzen betreffen, die besondre Beachtung verdienen, oder von ihren früheren Erklärern mifsverstanden waren, imgleichen einige erheblichere Fragen in dieser Wissenschaft untersuchen.

Die Klasse der *Umeijaden* oder Omajjiden zählt

Digitized by Google

eilf verschiedene Münzen, unter welchen die von Jesid 2. geschlagen zu Andalus [Cordova] ao. 104. noch unedirt war, bis der Verf. sie in seine: Quinque Centuriae, part. I. aufnahm. In der Klasse der *Abbassiden* findet sich eine Anzahl von Bruchstücken und angebrochenen oder verstümmelten Münzen, welches den Vf. zu einer längeren Bemerkung über diese zerschnittenen oder zerbrochenen Münzen veranlafst. Sie finden sich in Rufsland und in den baltischen Ländern sehr häufig, während dagegen die in Asien, Afrika, Sicilien und Spanien gemachten Münzfunde sie nicht darbieten. Die Meinung Rasmussens, dafs sie von abgenutzten Exemplaren herrühren, ist nicht haltbar. Denn die Schrift auf ihnen ist oft ganz scharf und wohlerhalten, und ihre Ränder sind nicht abgenutzt, sondern gewöhnlich scharf, zum Theil wie abgeschnitten, wie es mehrere dem Unterzeichneten vorliegende, in Pommern gefundene Stücke zeigen. Die meisten sind Stücke von Samanidenmünzen. Des Verf.'s Meinung ist nun folgende. Da es lange Zeit in den mohammedanischen Reichen kein kleineres Silbergeld als den *Dirhem* gab, das Kupfergeld eines Landes aber aufserhalb der Gränze selten Cours hat, so ersetzte man bei dem Handelsverkehr mit dem Norden die Scheidemünze durch zerbrochene Dirhems. Ward das arabische Geld dargewogen, und es fehlte am Gewichte etwas weniger als ein Dirhem, so ward das noch fehlende von einem Dirhem mit der Zange abgebrochen, und dann hinzugefügt; oder es wurden überhaupt zu kleineren Zahlungen solche Bruchstücke verwendet. Die morgenländischen Schriftsteller erwähnen auch selbst diesen Gebrauch. In einer Petersburger Handschrift der von Ouseley aus dem Persischen übersetzten orientalischen Geographie heifst es: ومعا ملت سمرقند بزر باشد وبدرم اسمعيل شكسته d. i. „der Handelsverkehr Samarkands geschieht mit Gold und mit ismaïlischen Dirhems, welche zerbrochen sind." Hr. Fr. bemerkt, dafs hier unter dem Golde wahrscheinlich Barren zu verstehen sind, da es äufserst wenige Samanidische Goldmünzen giebt, und dafs die Ausgleichung durch zerbrochene Silbermünzen nur von dem Handel Samarkands nach dem Norden zu verstehn ist, da für den inländischen Verkehr kupferne Scheidemünze vorhanden war. Auch in England war im zehnten, eilften und zwölften Jahrhundert die brokemoney als Scheidemünze üblich, nämlich Penegas, die in zwei, oder in vier Stücke zerschnitten waren. Unter den einzelnen Abbassiden der Rostocker Sammlung bezeichnet Hr. Fr. manche merkwürdige. Dahin gehören: die unter dem Chalifen El manssûr von dem *Emir Mussa* [ben Suleiman], Statthalter zu Haleb und Kinnesrin, in letzterer Stadt ao. 157. geprägte Kupfermünze, welche von früheren Numismatikern mehrfach mifsgedeutet worden; ferner mehrere Dirhems der Statthalter Libyens, nämlich des Muhallabiden Jesid, Rauh, Nasr, Fadl, und Harthama, die ebenfalls lange Zeit verkannt worden sind; desgleichen eine Kupfermünze, und die Hälfte eines Dirhem [der aber hier *Dinar* heifst], beide in Arran [d. i. in Berdaa] geschlagen, und zwar von zwei bisher noch nicht vorgekommenen Statthaltern des Landes, die eine vom Emir Mûssa ben issa unter dem Chalifen Harûn ao. 178., die andre von Sadaka ben ali صدقة بن علي unter dem Chalifen El mamûn, beide noch unedirt; ferner die ehemalige Adlersche Münze El Muktefis [Mus. Cuf. Borg. II. nro. 26.] geprägt in Kufa ao. 291., auf welcher der Wali eddaula ولي الدولة von Adler und Andern verkannt ward. Es ist derselbe, welcher auf Samanidenmünzen von ao. 291. 292. vollständiger genannt wird: ابو الحسين ولي الدولة الوزير und eigentlich Kasim ben obaidulla hiefs. Er bekleidete das Wesirat erst unter El Mutadid, und dann unter El muktefi. Die eigene Anschauung mancher Münzen dieser Klasse bestätigte Hrn. Fr. die Zweifel, welche er gegen frühere Lesungen derselben geäufsert hatte, und er theilt nun die berichtigten Lesungen mit. Die Münzen aus der Klasse der *Soffariden* geben dem Verf. wiederum Veranlassung, mehrere frühere Lesungen zu berichtigen. Auf einer Münze des Amr ben el leith von ao. 284. im Mus. Cuf. Borg. II. tab. 2. nro. 30. hatte Adler den Prägeort نيسبور Nisabur gelesen; Hr. Frähn zeigt, dafs er بشيراز *in Schiras* laute. Schiras war die damalige Hauptstadt von Fars, und ward durch Amr ben el leith mit vielen neuen Bauten geschmückt, daher man sie auch معمور عمرو ليث „ausgebaut durch Amr leith" nannte. Unter den *Samaniden* der Rostocker Sammlung finden sich manche merkwürdige und seltene Stücke. Die ehemalige Adlersche Münze Tom. II. tab. 3. nro. 47. ist nicht zu Balch geprägt, wie Adler

Digitized by Google

glaubte, sondern zu Bochâra, und der Name des Chalifen ist auf ihr nicht المطيع El muti, sondern المستكفي El mustekfi. Adler verwarf den letzteren Namen, weil die Münze das Jahr 338. führt, und El mustekfi schon im Jahr 334. abgesetzt, geblendet und verhaftet ward. Adler tadelte daher auch Reiske, welcher auf einem Dresdener Exemplare dieser Münze: El mustekfi und Bochâra ao. 338. gelesen hatte. Aber Reiske hat ganz richtig gelesen. Selbst spätere Münzen des Samaniden Nûch 1. aus den Jahren 339—343. und Münzen seines Nachfolgers Abdulmelik von ao. 343—345. nennen als Chalifen den El mustekfi. Schon Reiske bemerkte richtig, es scheine dies zu beweisen, dafs die Samaniden die Absetzung des El mustekfi nicht anerkannten, und Tychsen fügte hinzu, dies werde seinen Grund gehabt haben in der Feindschaft, welche zwischen den Samaniden und dem Absetzer El mustekfis, nämlich dem Buweihiden Moïss eddaula, herrschte. Diese Vermuthungen erhebt nun Hr. Fr. zur Gewifsheit, indem er aus der Petersburger Handschrift der grofsen Chronik des Bedr eddîn el aini eine Stelle beibringt, worin es von dem Samaniden Nûch ben nasr heifst: ولم يخطب للمطيع لله وكان يخطب المستكف وهو مخلوع d. i. „das Kanzelgebet liefs er nicht für den El muti lilla halten, sondern für den El mustekfi, obgleich dieser abgesetzt war." Es versteht sich von selbst, dafs die Samaniden den Namen desjenigen Chalifen, für den sie das Kanzelgebet halten liefsen, auch auf die Münzen setzten. Es ist dies ein glänzender Beweis dafür, wie die Münzen und die Geschichtschreiber sich gegenseitig ergänzen, erläutern und bestätigen. Auf einer Münze des Samaniden Nûch, welche von Aurivillius Tab. 2. nro. 6. abgebildet, und p. 89 beschrieben ist, die aber nicht, wie Aurivillius vermuthete, vom Jahre 333. oder 334. sondern von ao. 340. ist, führt jener Fürst den Beinamen El emîr el muwajjad الامير المويد d. i. *der von Gott gestärkte Fürst*, während er von den Geschichtschreibern, Otbi, Abulfeda, Abul faradsch, Mirchond, nur El emîr el hamîd الامير الحميد d. i. *der lobwürdige Fürst* genannt wird. Dafs jene Münze aber, so wie einige andre, die ihn gleichfalls El muwajjad nennen, in vollem Rechte sind, zeigt wiederum eine Stelle der eben erwähnten Chronik des El aini, welche sagt: وفي كنز الدرر لقبه اصحابه بالمويد وبعد وفاته بالحميد d. i. „Im Kenz eddurar heifst es: seine Gefährten gaben ihm den Beinamen El wuwajjad, aber nach seinem Tode den Beinamen El hamîd." Dieser Samanide erhielt also, wie die chinesischen Kaiser, einen titulus honoris posthumus, und nur dieser ist in die Werke jener Geschichtsschreiber übergegangen. Die von Aurivillius tab. 3. nro. 9. abgebildete Münze, geschlagen zu Samarkand ao. 306. nennt einen Fürsten ميكال بن جعفر Mikal ben dschafer [Aurivillius las unrichtig: Menkel oder Monkal]; da die uns bisjetzt zugänglichen Quellen für die Geschichte der Samaniden seiner nicht erwähnen, so äufsert Hr. Fr. die blofse Vermuthung, dafs er ein Samanidischer Statthalter war, der die Unruhen der ersten Regierungsjahre des noch sehr jungen Samaniden Nasr 2. benutzte, um sich unabhängig zu machen. Eine andre Münze desselben Mikal ist zu Nissabur geprägt. Er übte also das Münzrecht in zwei der bedeutendsten Städte des Samanidischen Reiches. Eine im Mus. Borg. Cuf. II. tab. 3. nro. 48. abgebildete Münze mit sehr roher, schwer zu lesender Schrift, welche von Sacy so bestimmt ward: vom Samaniden Nasr ben achmed unter dem Chalifen El muktedir zu El schâsch ao. 308. geprägt, wird von Hrn. Fr. hier sehr genau erörtert, und gezeigt, dafs jene Bestimmung theils unrichtig, theils unsicher ist. Die Jahrszahl wird 380. oder 383. oder 386. sein, und der Name des Chalifen läfst sich ebensowohl El kâdir billa lesen, welches dann zu ao. 383. und ao. 386. stimmen würde. Diese Münze führt den Vf. zu einer längeren Betrachtung der ungestalteten ostbulgarischen Münzen, welche auf eine rohe Weise den Samanidischen nachgebildet wurden, und deren er aus der Rostocker Sammlung funfzehn zusammengestellt hat unter dem Namen: Numi Kufici barbari. Einigen derselben weiset Hr. Fr. hier ihre Samanidischen Originale nach, die in verzerrter Gestalt in ihnen wieder erscheinen.

Durch Hrn. *Rudolph von Frähn*, Sohn unsres berühmten Orientalisten, erhielt das asiatische Münzcabinet der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg aus Persien eine Sendung von 117 Münzen, unter welchen sich mehrere, zum Theil bis dahin unbekannt gewesene, Sassaniden befinden, von Schapur 1. Wahraran 1. Narses ao. 293—301. Hormisdas 2.

Digitized by Google

Schahpur 2. Warahran 4. Jesdegerd 1. ao. 400—420., dessen Name nicht, wie Longpérier angiebt, Jzdkerd, sondern deutlich יזדיגרדי Jesdigerdi geschrieben ist, Warahran 5. Jesdegerd 2. Firus, Kobad, Guamasp ao. 498. Chosrub 1. Anuschirwan, Hormisdas 4. Chosrub 2. Perwis, Artaxerxes 3. Hr. *Dorn* hat einen kurzen Bericht über diese Münzen im Jahre 1843. aufgesetzt, welcher gleichfalls in den Nachrichten der Petersburger Akademie der Wissenschaften erschienen ist.

J. G. L. Kosegarten.

XXI.

Examen critique de la découverte du prétendu coeur de Saint Louis, fait à la Saint-Chapelle, le 15 Mai 1843 ec. Par M. Letronne. Paris, 1844; chez Didot. XXXI u. 209 S.

Ob die Mehrzahl der Leser dieser Blätter grofsen Antheil daran nehmen würde, wenn man das Herz des heiligen Ludwig wirklich aufgefunden hätte, das mag dahin gestellt bleiben; allein ein Herz, nicht des frommen Königs, sondern eines Unbekannten, eines Menschen, dessen Namen vielleicht ganz und gar verschollen, kann sicherlich kein grofses Interesse bei denselben erwecken. Auch ist es nicht der Gegenstand der Untersuchung, sondern die Untersuchung selbst, die Art wie die Beweisführung geführt worden, die Streitigkeiten die sich daran geknüpft, der Kampf der Methoden, der dabei zur Sprache gekommen, was die Aufmerksamkeit auch des deutschen gelehrten Publicums wohl verdienen dürfte. Wie soll man historische Fragen entscheiden? Indem man von vornherein eine bestimmte Lösung im Auge hat, und sich sagt, dort ist das Ziel wo ich durchaus ankommen mufs, nun darauf los gesteuert, Alles benutzt, was dahin führen kann, Alles abgewiesen, was ablenken könnte? Oder indem man sich sagt, hier sind die Elemente der Frage, prüfen wir eines nach dem andern, suchen wir möglichst keines zu vernachläfsigen und keines zu bevorzugen; was das Resultat sein wird, ich weifs es nicht, die Untersuchung wird es lehren, wir sind bereit es anzuerkennen, wie es auch ausfallen möge? Wo soll der Kritiker stehen? Auf einem nationalen, religiösen, überhaupt praktischen Standpunct? Oder auf dem der ganz unbefangenen, neutralen Theorie? Soll er aus einzelnen, blendenden Daten mit beweglicher Phantasie ein Gebäude aufführen, und wenn ihm hernach jene Daten, die einzigen reellen Stützen des Baus, von der Kritik entzogen werden, die eigene Schöpfung immer noch für Wirklichkeit ausgeben wollen? Oder soll er sämmtliche Daten abhören, nicht nur die redenden Documente, sondern auch die stummen, die Steine, das Blei, die Leinwand, die Verwesung selbst zwingen ihm ihr Zeugnifs abzulegen; die Facten so lange drehen und wenden, und so zu sagen pressen und keltern, bis endlich ihnen, und nicht der Phantasie des Forschers, die Wahrheit entfliefst? Soll er unter den redenden Zeugen die gegenwärtigen, gleichzeitigen, leichthin abfertigen, oder, wenn sie zu bestimmt sind, zu verdächtigen suchen, und solche, die dem Ereignifs fern standen, es aus dritter, vierter Hand kennen, in den Vordergrund stellen? Oder soll er nicht blofs zählen, sondern auch wägen und abschätzen? Alle diese und andere Fragen der kritischen Methode haben sich an ein Paar halbvermoderte Muskelfasern geknüpft. Auf welcher Seite der Verf. dieser Schrift steht, braucht man nicht erst zu sagen: seine Forschungen über alte Geschichte und Kunst lassen darüber keinen Zweifel. Aber gerade diese Forschungen hat man gegen ihn geltend machen wollen: er sei in Griechenland und Aegypten zu Hause, aber kenne das christliche Mittelalter nicht. So kam eine gewisse Eifersucht zwischen der klassischen Philologie und den nationalen Alterthumsforschern ins Spiel. Als ob es sich in solchen Untersuchungen nicht hauptsächlich um die Methode handle; wer die richtige Methode hat, der wird auch bald die rechten Materialien ausfindig zu machen und Alles gehörig zu combiniren und zu verarbeiten wissen. Dafs aber in der Schule der klassischen Philologie die Methode vorzugsweise ausgebildet ist, und dafs die Untersuchungen der Meister in diesem Fache als Muster für das historisch-kritische Verfahren gelten können — das hat eben dieser Streit aufs Neue bewiesen; auch scheint es in der Natur der Dinge begründet.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 30.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1844.

Examen critique de la découverte du prétendu coeur de Saint Louis, faite à la Sainte-Chapelle, le 15 *Mai* 1843 *ec. Par M. Letronne.*

(Schlufs.)

Die klassische Philologie ist die älteste unter allen ihren Schwestern, sie stand schon an der Wiege unserer ganzen neueren Bildung. Als älteste hat sie denn auch die meiste Erfahrung, und, nach langem Streben und vielfältigem Irren, weifs sie endlich die rechte Strafse mit Sicherheit zu unterscheiden. Dazu kommt, dafs ihr Gegenstand nicht, wie die Nationalalterthümer, mit tausend Fäden in die Interessen der Gegenwart verwebt ist, sondern in beschaulicher Ferne ihr rein objectiv gegenüber steht. Sehen wir, wie sich diese Vorzüge in dieser Frage bewährt haben. Genau darüber zu berichten ist freilich unmöglich: denn die Akten sind etwas weitschichtig geworden. Vorliegendes Buch besteht aus einer einleitenden Erörterung; Auszüge aus nicht weniger als 26 Schriften, welche das todte Herz ins Leben gerufen; einer ausführlichen kritischen Untersuchung, und einem Anhang von Aktenstücken. Wir können nur einige Hauptpuncte angeben, und müssen das dramatische und psychologische Interesse, das gerade in den Einzelnheiten liegt, aufopfern.

Bei den Arbeiten in der Kirche „Sainte-Chapelle," die jetzt im ursprünglichen Stile restaurirt wird, fand man im oberen Stockwerk, dicht hinter der Stelle, wo früher der Hochaltar stand, ein menschliches Herz; und da diese Kirche von dem heiligen Ludwig gegründet worden, so lag der Gedanke nahe, man habe das Herz des Stifters selbst aufgefunden. Diese Vermuthung wurde in einem Bericht, den Hr. Letronne ein Paar Tage nach der Entdeckung an den Minister machte, entschieden zurückgewiesen. Aber es erhoben sich viele Stimmen, und zum Theil von namhaften Gelehrten, wie von den Herren Le Prevost und Paulin Paris, zu Gunsten einer Ansicht, welche sich dem nationalen und religiösen Sinne einschmeichelt. Gegen sämmtliche Aufsätze dieser Ansicht ist die ausführliche „kritische Untersuchung" des Hrn. Vf.'s gerichtet.

Der Freund und Beichtvater des heiligen Ludwig, Geoffroy de Beaulieu, berichtet freilich, dafs Philipp der Kühne nur die Gebeine seines Vaters nach Frankreich gebracht und in St.-Denis bestattet habe, während Eingeweide und Herz an Karl von Anjou überlassen und in Monreale beigesetzt wurden. Man sollte also denken, dafs das Herz niemals nach Frankreich gekommen. Man hat dagegen das Zeugnifs später lebender Geschichtschreiber und eines Chronikauszugs geltend machen wollen; man hat sodann die Hypothese aufgestellt, das Herz sei später nach Frankreich gekommen, in Folge geheimer Unterhandlungen, und sei eben so geheim, ohne dafs eine Seele etwas davon erfahren, in der Heiligen-Kapelle bestattet worden: da nämlich sämmtliche Urkunden hiervon schweigen, blieb nur diese verzweifelte Annahme übrig. Man hat endlich die letzten Kapitel des Geoffroy de Beaulieu verdächtigen wollen; allein Hr. N. de Wailly hat die Unhaltbarkeit dieser Hypothese gezeigt, indem der Schriftsteller schon im Anfang des Werkes auf diese Schlufskapitel hinweist.

Der materielle Thatbestand ist nicht minder sprechend. *Kenner* hatten behauptet, der Stein, unter welchem man das Herz gefunden, zeige „ein einfaches, schönes griechisches Kreuz, welches eine Hand des 13. Jahrhunderts darauf eingegraben." Wie hätte da die Stelle und das Herz so lange völlig unbemerkt bleiben können? Es ist übrigens urkundlich nachgewiesen, „dafs die Hand eines Steinmetz im Jahre XI der einigen und untheilbaren französischen Republik dies Kreuz gehauen." Eine Warnung für kühne Archäologen! — „Dieser Stein" heifst es in einer Streitschrift „befindet

Digitized by Google

sich so genau unter den heiligen Reliquien, dafs ein Blutstropfen der Dornenkrone, der flüssig würde und den Goldstoff, welcher sie umhüllt, durchdränge, gerade auf jenes Kreuz fallen müfste. Wir sind hier an einem heiligen, furchtbaren Orte!" Der Hr. Vf. bemerkt, dafs „der Blutstropfen unseres Herrn diesen Weg nur vermöge zweier Wunder hätte zurücklegen können: denn er hätte zuerst durch einen Altar, einen Steinboden und ein Gewölbe hindurchdringen, und dann, trotz des Gesetzes der Schwere, beträchtlich von der Senkrechten abweichen müssen." — Das Herz befand sich in einer doppelten Kapsel. Die äufsere war von Blei und wohlerhalten; die innere von Zinn und mit Ausnahme des Deckels durch Oxydation zerstört. Keine trug eine Inschrift. Auffallend für den heiligen Ludwig, dessen Haupt in einer goldenen, mit Edelsteinen geschmückten Kapsel, dessen Hemd und Geifsel selbst in einem Sammtstoff mit Goldbesatz bewahrt wurde. Um hier zu helfen, hat man angenommen, eine dritte, innerste Kapsel von edlem Metall sei im Jahre 1803 entwendet worden. Aber, entgegnet der Hr. Vf., da die äufsere Kapsel in gutem Stande war, so kann die Oxydation der Zinnkapsel nur durch Feuchtigkeit von innen hervorgebracht worden sein: das Zinn war also nicht durch ein edles Metall vom Herzen getrennt. — Das Herz ist ferner nicht in Seide oder Goldstoff gehüllt, wie dies sonst bei Fürsten Brauch war, sondern in Hanfleinwand. Dies zu erklären wurde zuerst die Demuth des Königs zu Hülfe gerufen; aber diese Demuth hätte eben so gut abhalten müssen, den Kopf, die Rippe, die Kinnlade des Heiligen so prächtig zu umhüllen. Darauf ersann man noch ein anderes Auskunftsmittel um den groben Stoff zu veredlen: vielleicht, hiefs es, ist dies Tuch ein Stück von dem Bufshemde des heiligen Ludwig. Der Gedanke ist originell. Nur Schade, dafs die Bufshemden bekanntlich aus härenem Stoff waren (wie auch die Etymologie des französischen: haire, zeigt). — So wären wir denn endlich bis zu dem Herzen selbst vorgedrungen, und auch dies mufs dem Hrn. Vf. Rede stehn, und bezeugen, dafs es nicht dem heiligen Könige zugehört habe. Das Herz des Richard Löwenherz, das man in Rouen gefunden, war vollkommen zu Staub geworden, das Kästchen aber, in dem es sich befand, unversehrt: offenbar, weil man das Herz zuerst vollständig getrocknet. *Dies* Herz bildet noch eine feste, hornartige Masse, scheint also schon defshalb jüngeren Ursprungs; die innere Kapsel ist oxydirt, beweist also, dafs das Herz, unzubereitet, noch nafs und blutig hineingelegt wurde, während wir wissen, dafs das Ludwigs IX., wie sein ganzer Körper, in Wein abgekocht und sorgfältig einbalsamirt wurde. Hieran schliefst der Hr. Vf. noch eine Bemerkung, die den feinbeobachtenden Forscher der griechischen Kunstgeschichte verräth. Das vielbesprochene Herz lag in einer herzförmigen Kapsel. Nun befinden sich aber die anderen Herzen aus dem 13. u. 14. Jahrh., von denen wir wissen, in viereckigen Kästchen oder zwischen zwei Metallplatten. Das älteste Beispiel einer herzförmigen Kapsel scheint bei Anna von Bretagne vorzukommen, die im J. 1513 gestorben. Wie nun, fragt der Archäologe, wenn diese Form erst in einer späteren Zeit aufgekommen, und man hierin ein sicheres Kennzeichen der Epochen besäfse?

Wir beschränken uns auf diese wenigen, kurzen Auszüge. Aber auch so wird sich dem Leser dieser Zeilen wohl die Bemerkung aufgedrängt haben, dafs Hr. Letronne, wenn er auch aus dem alten Aegypten einen Ausflug ins mittelalterliche Frankreich gemacht, doch ganz und gar in seinem Fache geblieben. Es scheint wirklich, als ob dieser Gelehrte recht eigentlich dazu ausersehen wäre, die trüben Vorurtheile, und romantisch-phantastischen Ansichten auf dem Felde der Geschichte durch das helle Licht der Kritik zu verscheuchen. Wir erinnern nur an das Grab des Osymandyas; an die Thierkreise von Tentyra und Esneh, die er sammt ihren und noch vielen andern Tempeln aus der ägyptischen Urzeit in die Zeiten der griechischen und römischen Herrschaft versetzte, und so den schönen Theorieen über das Alter der Zodiakalbilder und die ägyptische Abstammung der hellenischen Religion und Wissenschaft unbarmherzig den Todesstofs versetzte; an Memnon, den griechischen Heros, den asiatischen Fürsten, den ägyptischen Gott, den König von Meroe, das allegorische Wesen, dessen Statue ein Symbol der Sphärenharmonie, des ewigen Lichtes ist, dessen Dienst in unvordenklichen Zeiten durch alle Länder der alten Welt gewandert — wie alle diese Mythen aus ihrem mystischen Dämmerlichte gerissen wurden. In der Abhandlung über die Statue des Memnon ist die Methode der Forschung sowohl als der Darstellung vielleicht am vollkommensten: die Lösung der schwierigen Fragen, die mit diesem Gegenstand zusammenhingen, ist so überzeugend gegeben, dafs die

Digitized by Google

Kritik sich daran ermuthigen und zu der doppelten Ueberzeugung gelangen kann, sie brauche auch vor den anscheinend dunkelsten und verworrensten Fragen nicht zurückzuschrecken, und sie könne jeder historischen Untersuchung, so unbedeutend auch der Gegenstand an sich scheinen mag, ein höheres Interesse verleihen.

Diese Zuversicht der Kritik scheint durchaus nicht übertrieben, sondern in der Natur der Dinge begründet. Jedes Factum steht, durch einen strengen Kausalnexus, mit tausend und aber tausend andern, ja man kann sagen, mit allen übrigen Facten in Zusammenhang. Niemand wird diese Wechselbeziehung alles Geschehenden läugnen, wenn der Zusammenhang selbst uns auch häufig entgeht, theils weil wir ihn nicht begreifen, theils, und noch häufiger, weil wir nicht darauf achten. Hierin ist die Zuversicht der historischen, wie der richterlichen Kritik, begründet. Einige kleine, unscheinbare Facten, richtig behandelt und mit wiederschaffender Phantasie in den lebendigen Zusammenhang ihrer Zeit zurückversetzt, können hinreichen um die wichtigsten Facten zu bestätigen, oder irrige Annahmen zu vernichten. Die Unbedeutendheit der Anhaltspuncte darf uns an der Sicherheit des Resultats nicht irre machen, sobald nur der Causalnexus, der unzweifelhaft bestanden, richtig wiederhergestellt ist. Z. B. auf der Memnonssäule finden sich nur Inschriften von Griechen und Römern; also haben die Aegypter kein sonderliches Interesse an der Stimme des Memnon genommen: also ist der Mythus von dem Sohne der Morgenröthe, der seine Mutter grüfst, nicht ägyptischen Ursprungs. — Andererseits können sich Thatsachen von untergeordneter Wichtigkeit häufig durch die allgemeinsten und wichtigsten Facten, durch die Sinnesart einer Nation, durch den Zeitgeist erklären. So kann Unbedeutendes ein grofses Interesse erhalten, indem es sich als eine Folge des Bedeutendsten darstellt. Z. B. an sich ist es ziemlich gleichgültig, wer die Memnonssäule restaurirt hat, es ist dies kaum ein wahrhaft geschichtliches Factum zu nennen. Alle Anzeichen führen auf die Zeit des Septimius Severus. Ist es der Mühe werth zu beweisen, dafs dieser Kaiser der Wiederhersteller gewesen? O ja, wenn man zeigt, wie diese Restauration aus demselben Sinne entsprungen, der die Edicte gegen den Übertritt zum Christen- oder Judenthume hervorrief; dafs hierdurch den christlichen Wundern ein heidnisches, wie durch die Lebensbeschreibung des Apollonius von Tyana dem christlichen ein heidnisches Evangelium entgegengesetzt werden sollte.

Hierauf beruht ein Interesse auch kleiner historischer Untersuchungen, ein Interesse das in den Dingen selbst liegt, das man aber nicht bemerken würde, wenn die Darstellung es nicht hervorhöbe. Ein anderes Interesse kann unabhängig von den Dingen, in der Darstellung allein liegen, in der Art, wie sie den Gang der Untersuchung dem Leser vorzuführen weifs. Es ist dies eine Kunst, und, wenn man will, doch etwas ganz Einfaches. Es kommt nur darauf an, den eigenen Ideengang, die Stufen, wie die Ueberzeugung sich nach und nach aus den einzelnen Daten heraus entwickelte, in der Darstellung treu wiederzugeben. Sogar Irrgänge, die man beim Suchen gethan, können zuweilen mit Vortheil in die Darstellung aufgenommen werden. Auf diese Weise wird die Frage, die man verhandelt, ein lebendiges Wesen, das sich aus einem Keim, nach inneren Gesetzen, wenn auch unter gewissen Einflüssen von Aufsen her, allmählig bis zur vollen Reife heran entwickelt. Der Leser sieht dies Wesen gleichsam wachsen, und er nimmt regen Theil daran, wie an einer Pflanze, einem Thier, einem Menschen, überhaupt an allem, was unter unseren Augen wird und sich vollendet. Diese Kunst der Darstellung besitzt unser Verf. in hohem Grade und sie ist es, die seine Schriften, abgesehen von ihrem Inhalte, so anziehend macht. Diese Kunst hat unter den deutschen Gelehrten, wie es dem Ref. wenigstens scheint, vorzüglich Buttmann besessen. Nirgends hat sie sich wohl überraschender gezeigt, als in dem Lexilogus des trefflichen Mannes, weil hier das Minutiöse des Gegenstandes ein lebendig fesselndes Interesse fast auszuschliefsen scheint. Aber wir sehen die Untersuchung, und wäre es auch nur die über ein Wort, eine grammatische Form, entstehen, wachsen, sich vollenden, und wir folgen mit ganzer Seele.

Dr. Heinr. Weil.

XXII.

G. Parthey, Dr. Vocabularium coptico-latinum et latino-copticum, e Peyroni et Tattami lexicis concinnavit. Berlin, 1844. *Nicolaische Buchhandlung. XII u.* 587 *S.* 8.

Aus der Hand eines sehr geschätzten Gelehrten und Reisenden, der auf ägyptischem Boden selbst für die Denkmäler dieses Landes sich begeistert und seitdem die genauere Kenntnifs derselben sehr gefördert, empfangen wir jetzt ein koptisches Wörterbuch in kürzerer Fassung, wie es schon lange Bedürfnifs gewesen.

In der Vorrede erinnert der Verf., dafs die Beleuchtung der Alterthümer Aegyptens hauptsächlich auf Kenntnifs der koptischen Sprache beruht, indem die phonetisch gebrauchten Schriftbilder Worte und grammatische Formen des Altägyptischen darstellen, welches, wie aus einer Menge Beispielen sich ergiebt, mit der in Bibelübersetzungen, Liturgieen u. s. w. uns noch erhaltenen Sprache der Kopten identisch ist. Die älteste, gewifs über Abraham's Zeitalter hinausreichende, und im Sarge des Mycerin aufgefundene Inschrift ist ohne Zweifel in demselben Idiome abgefafst, welches noch die Muttersprache des *Mu'allim Athanasios* war, des Letzten der (um die Mitte unseres 17ten Jahrhunderts) koptisch geschrieben.

Die Schriftzeichen auf den ägyptischen Denkmälern können, unabhängig von ihrer dreifachen Form — *hieroglyphische, hieratische* und *enchorische* Charaktere — entweder *Begriffe*, oder *einzelne Laute* bezeichnen. Im letzteren Falle, der uns hier allein angeht, vertreten sie den Anfangslaut desjenigen Wortes, dessen Begriff sie ihrer Natur nach versinnlichen. So steht das Bild einer *Hand*, wo es nur phonetische Geltung haben soll, für den Buchstaben *t*, weil das ägyptische Wort für Hand (*tot*) mit dem Laute *t* anfängt; so das Bild eines *Adlers* im gleichen Falle für *a*, weil *achôm* (Adler) mit *a* anfängt. Aus beiden Bildern ergiebt sich,

Digitized by Google

wenn das Erste zur Rechten des Zweiten oder über ihm steht, die Silbe *ta*, die schon allein mehrere Bedeutungen ausdrücken kann *). Allein der Laut des *t* wird auch wohl durch *Flügel* (*tengh*), und der des *a* durch *Rohr* (*ake*) versinnlicht, wo dann die Verbindung Beider wiederum *ta* giebt. Es würden der phonetischen Zeichen eben so viele sein, als der Schriftzeichen überhaupt, wenn die Bilder aller Gegenstände, deren Name mit einem und demselben Laute anfängt, diesen Laut auch darstellen könnten; allein der Gebrauch hat nur für eine beschränkte Anzahl gleich berechtigter Bilder entschieden, bei deren Wahl man von Schicklichkeit oder Streben nach Eleganz sich leiten liefs.

Zum sichern Erkennen der durch Schriftbilder ausgedrückten Laute ist nun vor Allem erforderlich, dafs jedes Bild von ähnlichen, etwas ganz Anderes bedeutenden unterscheidbar sei; sodann, dafs man auf dialektische Veränderungen der ägyptischen Wörter Rücksicht nehme, wobei jedoch Willkür zu vermeiden ist. Auch hat die Erfahrung gelehrt, dafs hier, wie in der semitischen Buchstabenschrift, die Vocale der Wörter, besonders gröfserer, oft ganz oder zum Theil unbezeichnet bleiben, während gewisse Zeichen für alle Vocale, Andere für zwei oder drei Consonanten desselben Organes stehen können. An der Seite eines gemalten Gegenstandes finden wir gewöhnlich seinen Namen in phonetischer Schrift, z. B. neben *Hund* die Repräsentanten von *oy* (ου), *gh*, und *r*, welche mit Ergänzung eines Vocales das Wort *oyghor* ergeben, das noch jetzt im Koptischen *Hund* bedeutet. Bei Wörtern, deren Bezeichnung eine gröfsere Zahl phonetischer Charaktere erfordert, kann man auch wohl mit Hülfe des schon bekannten koptischen Wortes den Laut eines oder des anderen undeutlichen Zeichens mit ziemlicher Sicherheit bestimmen.

Der enchorische (oder demotische) Schrift-Charakter zeigt uns die alten ideographischen Zeichen auf einfache Buchstaben reducirt, deren Abstammung von jenen erst durch genaue Vergleichung einleuchtend wird. Mehr Beschränkung ihrer Zahl und schärfere Unterscheidung gewisser Vocale in der Schrift, hätten aus diesen Zeichen das passendste Alphabet für die Sprache gemacht; allein die Aegypter vertauschten, als sie zum Christenthum übergingen, ihre einheimische Schrift für immer mit der *griechischen*, und behielten nur zum Ausdruck gewisser Laute die ihrer Sprache eigenthümlich waren, sechs demotische Zeichen bei, welche in der Ordnung des Alphabets den 25 griechischen Buchstaben nachfolgen. Das sechste jener Zeichen hat seine Uebereinstimmung mit dem griechischen σ (letzteres schreiben die Kopten c) wohl nur dem Zufall zu verdanken, da die Entstehung dieser Form aus der entsprechenden Hieroglyphe sich nachweisen läfst. Das Erste derselben, *Schei* (*sch*), stimmt seiner Form nach fast genau mit dem russischen щ (*schtsch*), ebenfalls nur zufällig; denn Letzterem liegt das ш (*sch*) derselben Schrift, und diesem wieder das hebräische ש zum Grunde **).

Da alle Uebersetzungen und andere schriftliche Arbeiten der christlichen Aegypter in diesem griechisch-koptischen Alphabete geschrieben sind, so bedient man sich desselben auch in koptischen Wörterbüchern ausschliefslich. Das Wörterbuch des Hrn. Parthey ist mit den sehr schönen Typen der königlichen Akademie gedruckt. Es beginnt mit dem koptisch-lateinischen Theile, welchem der lateinisch-koptische folgt. Der letztere ist besonders für Diejenigen wichtig, denen es bei Entzifferung phonetischer Bilder darauf ankommt, die verschiednen Benennungen eines und desselben Gegenstandes, wie auch die dialektischen Varianten eines und desselben Wortes zu übersehen. Als Hauptquelle nennt der Verf. *Peyron's Lexicon Coptico-Latinum* (Turin, 1835), und die lexicalischen Ergänzungen im Anhang zu dessen *Grammatik* (Turin, 1842). Er fand es für gut, die etymologische Anordnung der Wörter, welche in einem kürzeren Vocabular minder passend erscheint, nicht beizubehalten; und auch das ganze Heer der Belegstellen bei Peyron mufste wegfallen. Dagegen hat Hr. P. auf logische Anordnung der Bedeutungen, sofern sie wirklich als mit einander verwandt zu betrachten sind, sein Augenmerk gerichtet.

Wir setzen hinzu, dafs man in dem Wörterbuche des Hrn. Parthey auch die Menge rein griechischer Wörter nicht suchen darf, welche aus der griechischen Bibel und auch wohl aus dem starken Verkehre mit Griechen ins spätere Aegyptische eingedrungen, und, weil sie gröfstentheils ganz unverändert geblieben, schon auf den ersten Blick erkennbar sind, z. B ανομια, εθνος, ασεβης, λοιμος, μακαριος, πολεμος, παρανομος, κληρονομια, βοηθος, σκηνη, στερεωμα, selbst Partikeln, wie δε, ουδε, γαρ, αλλα, κατα, πλην, μηποτε etc. Weniger überflüssig wären solche griechische Nomina gewesen, die, wie z. B. ελπις, ειρηνη, durch Verwandlung des Spiritus in *gh* (*ghelpis*, *ghirene*) etwas unkenntlich geworden sind, oder solche, die ein vorgesetztes koptisches *er* oder *ari* (machen) zu *Verben* stempelt, z. B. *erghelpis* (Hoffnung machen), *hoffen*.

Wo der Plural koptischer Wörter durch eine besondere Endung sich kund giebt, ist dies gewöhnlich bemerkt; wir vermissen nur einige Plurale von Adjectiven, die wenigstens in der Tattam'schen Grammatik citirt werden, und finden andere etwas verschieden angegeben. Bei Tattam ist *atschch'etch'otoy* die Mehrzahl von *atschch'etch'otf* (unbegreiflich); *belley*, *naney*, *sabey* oder *sabè:* Plurale von *belle* (*blind*), *nane* (gut), *sabe* (weise). In vorliegendem Wörterbuch erscheint von diesen Formen in *y* und *è* nur *sabè*, aber als Femininum. Als Plural von *enese* (schön) hat Tattam *enesôoy*, das Vocabul. *enesô*. — *saiôoy* ist in erwähnter Grammatik als blofser Plural von *saie* (schön) aufgeführt, im Vocabular aber ist es ein besonderes, nur mit *saie* verwandtes Wort mit den Bedeutungen *honestus*, *decorus* etc.

Das Werk des Hrn. Parthey hat noch folgende nützliche Zugaben: 1) Verzeichnifs der Bischofsitze Aegyptens, hauptsächlich aus Pococke's und Lequien's Schriften. 2) Koptisch-lateinisches Verzeichnifs der geographischen Namen, welche in koptisch geschriebenen Büchern vorkommen, mit Hinzufügung der ihnen entsprechenden griechischen, lateinischen und arabischen. Hier verdient Bemerkung, dafs die Kopten selber alte einheimische Namen ihrer Städte vergessen und dafür griechische oder arabische Namen, welche zum Theil blofse Verstümmelungen der ägyptischen, angenommen haben. Der Name der Stadt *Kanôpos* wird von dem Rhetor Aristides, auf die Autorität ägyptischer Priester, mit *goldner Boden* (χρυσοῦν ἔδαφος) erklärt, welche Worte den ägyptischen: *kaghi en noyb* (*Land des Goldes*, *Goldland*) genau entsprechen. So schreiben aber die Kopten diesen Namen niemals, sondern Κανωπος, wie die Griechen, denen das gutturale *gh* zu beschwerlich war. 3) Lateinisch-koptisches Verzeichnifs derjenigen geographischen Namen, die bei griechischen und römischen Schriftstellern vorkommen. 4) Verzeichnifs ägyptischer Wörter, die von griechischen Schriftstellern erklärt werden. 5) Verzeichnifs ägyptischer Wörter, die von römischen Schriftstellern angeführt und erklärt werden. — Wegen der im Alten Testamente zerstreuten ägyptischen Wörter kann man auf Gesenius' Wörterbücher verweisen. In das Buch Hiob hat sich bekanntlich mit hoher Wahrscheinlichkeit der ägyptische Name des *Hippopotamus* geflüchtet, den wir in unseren koptischen Wörterbüchern vergebens suchen, nämlich *p'eghe em-môu* (*Wasser-Ochse*), das berühmte Ungeheuer *Behemôth*, dessen Erklärung aus dem Hebräischen (als Plural von בְּהֵמָה *Thier*) unstatthaft ist.

W. Schott.

*) Z. B. das Verbum *geben;* den weiblichen Artikel (*t*) mit dem Infix erster Person (*a*), also *mea*. Etc.

**) Das fünfte Zeichen *Gandscha*, ist offenbar von den Kopten zu den Armeniern übergegangen, deren *dsch* genau eben so geschrieben wird.

Digitized by Google

№ 31.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1844.

XXIII.

The Dabistân or the school of manners, translated from the original Persian with notes and illustrations by David Shea and Anthony Troyer; edited with a preliminary discourse by the latter. Vol. I — III. Paris, 1843; *printed for the oriental translation fund of Great Britain and Ireland.* 8.

Im Jahre 1787 wurde William Jones von Muhammed Hussain, einem damals in Indien lebenden Muselmann, zum Lesen des vorliegenden Buches angetrieben und gab sein Urtheil dahin ab: „es sei das unterhaltendste und belehrendste Werk, das er jemals im Persischen gelesen habe." Seitdem hat das Buch viele und zum Theile ganz entgegengesetzte Urtheile erfahren. Der persische Text des Buches war nämlich theilweise schon 1789 und ganz 1809 in Calcutta bekannt gemacht worden. In Europa wurde er viel später bekannt und, wie alle Calcuttaer Ausgaben aus jenen Jahren, in einer so geringen Anzahl von Exemplaren, dafs er dem gröfseren Theile der Orientalisten unzugänglich bleiben mufste. Er blieb auf diese Art ziemlich unbeachtet, bis ein anderes, dem Inhalte nach theilweise mit ihm verwandtes Werk die Aufmerksamkeit auf einmal auf ihn lenkte. Dem gelehrten Oberpriester der Parsen zu Bombay, Mulla Firuz ben Kâus, war nämlich durch Erbschaft von seinem Vater eine Handschrift des Desâtîr, ein Buch, das W. Jones umsonst gesucht hatte, in die Hände gekommen. Er hielt ihn wirklich für ein heiliges Buch der Guebern und auf Anrathen seiner englischen Freunde Duncan und Malcolm edirte er seine Handschrift, welche den Text des Desâtîr nebst neupersischer Uebersetzung und Commentar enthält, er selbst fügte noch eine englische Uebersetzung bei und das Ganze erschien zu Bombay im Jahre 1818.

Kaum war dieses Buch bekannt geworden, als schon verschiedene Urtheile über und mehrere Stimmen gegen dasselbe laut wurden. De Sacy unterwarf dasselbe im Journal des Savans, Janvier 1821 einer ausführlichen Kritik, in welcher er darzutbun suchte, das Buch könne nicht vor der Mongolenherrschaft geschrieben sein. Ein Engländer, Norris, setzt es in einer Kritik im Asiatic Journal and Monthly Register 1820 in das siebente Jahrhundert unsrer Zeitrechnung, Erskine im zweiten Bande der Bombay Transactions in die allerneuste Zeit, nach Akbar dem Grofsen. Auch in Deutschland wurden einige Stimmen laut. Hr. von Hammer in den Heidelberger Jahrbüchern für 1823 nimmt ein ziemlich hohes Alter an, Tholuck in seinem 1821 erschienenen Werke: Sufismus sive de theosophia Persarum pantheistica setzt den Desâtîr trotz dem, dafs er die auffallende Aehnlichkeit mit dem Sufismus bemerkte, in das sechste Jahrhundert unsrer Zeitrechnung. Es war sehr natürlich, dafs die, welche das Alter des Buches überhaupt bezweifelten, auch das Alter der Sprache bezweifelten, in welcher dasselbe geschrieben ist. Man erklärte dieselbe für erfunden, ähnlich wie das Balai balan der Sufis.

Es war nun kaum anders möglich, als dafs der Dabistân mit in diesen Streit hineingezogen wurde, da er sich oft auf den Desâtîr beruft und seine Achtung vor dieser Autorität unzweideutig an den Tag legt. Er mufste defshalb bald für ein Werk von hoher Wichtigkeit, bald für eine werthlose Fiction gelten, je nachdem man von dem Alterthume oder der Neuheit des Desâtîr überzeugt war. Für das gröfsere Publicum blieb blofs übrig, sich an die oben angeführten Autoritäten zu halten, die Bücher waren zu selten und durch den abstrusen Inhalt abschreckend. Ein wesentlicher Fortschritt ist nun vorliegende Uebersetzung, für welche, wie für so manche andere, wir dem Oriental translation fund zu grofsem Danke verpflichtet sind.

Digitized by Google

Die oben erwähnten Streitigkeiten über den Desâtîr berühren nur einen Theil des Inhaltes unsres Werkes, nämlich das Kapitel über die altpersische Religion. Aufserdem finden wir aber noch elf Religionen in demselben beschrieben, darunter solche, über welche wir reiche Mittel in Händen haben, um den Autor zu controlliren, wie die der Hindus, Christen und Juden. Ref. bemerkt hier gleich im Allgemeinen, was er später im Einzelnen zu zeigen suchen wird, dafs der Verf. des Dabistân zwar kein tiefes Quellenstudium gemacht hat, aber seine Quellen (die wir vielfach controlliren können) immer getreulich referirt. Es ist daher dem Ref. ziemlich unwahrscheinlich, dafs er in dem einzigen Abschnitte über persische Religion absichtliche Fälschung sich erlaube, vielmehr scheint anzunehmen, dafs er selbst mit zu den Betrogenen gehöre. — Wir wenden uns nun nach diesen vorläufigen Bemerkungen zu unsrer vorliegenden Uebersetzung.

Der gröfste Theil dieser verdienstvollen Arbeit rührt von Hrn. Troyer in Paris her, welcher schon durch seine treffliche Ausgabe der Râjâ Tarangini der gelehrten Welt rühmlichst bekannt ist. Begonnen wurde die Arbeit von dem als Uebersetzer eines Theiles von Mirchond bekannten David Shea, der aber die Arbeit vor seinem Tode nur bis S. 201 der Calcuttaer Ausgabe (= II. 85) führen konnte. Hr. Troyer vollendete den übrigen Theil der Arbeit, revidirte das Ganze und fügte noch eine gelehrte Einleitung und Noten bei. Von den letzteren werden wir sprechen, wenn wir die Uebersicht über das Buch selbst vollendet haben werden. Wie bereits gesagt, zerfällt dasselbe in 12 Abtheilungen, von welchen die erste die persischen Religionen umfafst. Wir kennen gewöhnlich blofs eine, die des Zoroaster, es mufs daher in Erstaunen setzen, dafs der Verf. des Dabistân, welcher erst im 17ten Jahrhunderte lebte, Nachrichten über eilf persische Secten geben kann, die weder uns noch den Muhammedanern bekannt sind, eben so Berichte über sonst gänzlich unbekannte Dynastien. Die Glaubenslehren der ersten dieser Secten, der *Sipasier* oder, wie sie auch genannt werden, Mahâbâdier und Yezdânier — die übrigen scheinen in den meisten Puncten mit ihnen übereinzustimmen — sind in Kurzen folgende:

Es giebt einen Gott, welcher über alle Beschreibung erhaben ist und von welchem alles Erschaffene herkommt. Seine erste Schöpfung war Azad Bahman, welcher von ihm emanirte, von diesem emanirte ein Andrer, von dieser zweiten Intelligenz, wie diese Emanation genannt wird, drei ähnliche und so fort bis jeder Fixstern und Planet seinen eignen Genius erhält. Die Welt steht in dem nämlichen Verhältnisse zu Gott, als die Sonnenstrahlen zur Sonne, sie besteht von Ewigkeit zu Ewigkeit. Die menschliche Seele ist gleichfalls ewig, durch gute Werke u. dgl. kann sie sich zu einer immer höheren Stufe emporarbeiten und wird zuletzt befreit (S. 9). Im entgegengesetztem Falle sinkt sie immer tiefer in die Thierwelt hinab.

Grofsen Einflufs üben die Gestirne auf die Welt. Jeder Stern regiert mehrere tausend Jahre, zuerst ganz allein unter dem Titel erster König tausend Jahre lang, dann wird ihm ein zweiter beigegeben auf tausend Jahre als erster Minister, dann ein zweiter auf eben so lange als zweiter Minister und so fort bis alle Sterne an der Reihe waren. Dann wird der Stern, welcher früher erster Minister war, zweiter König, verbindet sich auf ähnliche Art wie der erste mit den übrigen Sternen, so geht es weiter, zuletzt wird der Mond König und regiert die gewöhnliche Anzahl Jahre. Ist dies geschehen, so ist ein grofser Cyclus zu Ende, die Sache beginnt von Neuem. Die Auferstehung der Todten erklären sie ausdrücklich für absurd, blofs ähnliche Körper werden in den folgenden Cyclen erscheinen. Zwei Personen, ein Mann und eine Frau bleiben am Ende eines solchen Cyclus übrig aus der allgemeinen Zerstörung und pflanzen das Menschengeschlecht in dem nächsten fort.

Die beiden überlebenden Menschen im jetzigen Cyclus sind Mahâbâd und seine Frau. Sie hatten eine zahlreiche Nachkommenschaft, aber die Menschen wufsten Nichts von Civilisation durch göttliche Eingebung und durch Erinnerung, aus dem vorhergehenden Cyclus wufste ihnen Mahâbâd zu helfen, er lehrte sie, Waffen zu schmieden, zu spinnen und zu weben. Er richtete Städte ein und theilte das Volk in vier Klassen, nämlich: 1) Huristâr oder Birmun; 2) Nuristâr oder Chatri; 3) Suristâr oder Bâs, letzteres Wort ist gleichbedeutend mit Bisyas; 4) Ruzistâr oder Sudin. — Mahâbâd empfing den Desâtîr, ein himmlisches Buch in Asmâni d. i. himmlischer Sprache geschrieben, von ihr ist keine Spur mehr in der irdischen Welt zurückge-

Digitized by Google

blieben *). Nach der Dynastie von Mahâbâd kommt die von Abâd Azâd, unter ihm ist Alles in der höchsten Blüthe, nachdem er sich aber von der Regierung zurückgezogen hat, verschwindet die Herrlichkeit und das Glück des Reiches. Jai Afrâm nahm sich hierauf, sowohl von den Weisen als von Gott durch Gabriel dazu aufgefordert, der Verlassenen an. Der Letzte seiner Dynastie ist Jai Alâd. Nach seinem Tode fällt die Welt wieder in Unordnung, bis sie Shai Giliv von Neuem ordnet. Seine Dynastie endigt mit Shai Mahbul, ihm folgen die Yassanián, dann Gilschâh oder Kaiomars, mit ihm und seinen Nachfolgern kommen wir auf den Grund und Boden der gewöhnlichen persischen Sage. Alle diese Dynastieen, mit Ausnahme der letzteren, regieren eine grofse Anzahl von Jahren. Es wird dazu noch ausdrücklich bemerkt, dafs unter den angegebenen Jahren nicht gewöhnliche menschliche, sondern farsâls, d. i. Jahre des Saturn zu verstehen seien. Eine Revolution des Saturn dauert dreifsig menschliche Jahre, dreifsig solcher Jahre gelten einen Farmâh oder Monat des Saturn, zwölf solcher Monate machen einen farsâl. In Bezug auf Kaiomars und seine Nachfolger wird jedoch bemerkt, dafs ihre Regierungsjahre menschliche sind. Sie theilen sich in vier Dynastieen, welche aus Firdosi bekannt sind. Ihre Regierung dauerte 6024 Jahre und fünf Monate. Mit Ausnahme Dahâk's waren sämmtliche Herrscher Muster von Rechtlichkeit. Sie verehrten die Sterne und zwar auf folgende Art (S. 35):

1) *Saturn*, in Menschengestalt, mit einem Affenkopfe, einer Krone auf dem Haupte, in der Rechten ein Sieb, in der Linken eine Schlange. Ihn verehrten hauptsächlich Mathematiker, Wahrsager u. dgl.

2) *Hormuz* (i. e. Jupiter), ein erdfarbener Mann mit dem Kopfe eines Geiers (کرگس), auf dem Kopfe hatte er eine Krone, in der rechten Hand einen Turban, in der linken ein krystallenes Lamm (a crystal ewe). Besonders Gelehrte, Theologen, Richter, Magistratspersonen, sind in der Nähe seines Tempels.

3) *Bahrâm* (Mars), ein Bild von rothem Steine in menschlicher Gestalt, eine rothe Krone auf dem Kopfe, die rechte Hand niederhängend, in der linken einen eisernen Stab haltend. Seine Diener sind Türken. Das Schaffot und Criminalgefängnifs ist in der Nähe seines Tempels, Soldaten und Militairpersonen sammeln sich um denselben.

4) *Die Sonne* ist das gröfste unter den Idolen. Sie ward abgebildet als ein Mann mit zwei Köpfen, ihr Bildnifs ist von Gold, auf dem Kopfe hat sie eine Krone; in ihrer Nähe sind die Könige, der Adel, die Befehlshaber über die Provinzen und Männer der Wissenschaft.

5) *Nâhîd*, ein rother Mann, in der Rechten hat er eine Flasche mit Oel, in der Linken einen Kamm. Goldschmiede, Maler und Musiker waren um ihn.

6) *Tîr* (Mercur) hat einen Fischkörper, den Kopf eines Bären, in der rechten Hand hält er eine Feder, in der linken ein Dintenfafs, ein Arm ist schwarz, der andere weifs. Vizire, Philosophen und Künstler verehren ihn.

7) *Der Mond* wird dargestellt als ein Mann auf einem rothen Ochsen sitzend, in der rechten Hand ein Amulet von Rubinen, in der linken einen Zweig Basilicum haltend. Spione, Gesandte, Couriere und Reisende halten sich um seinen Tempel auf.

Aufser den eben genannten Bildern, welche öffentliche Tempel hatten, gab es noch besondere in Privathäusern, welche in einem besonderen Buche: Achteristân beschrieben werden. Diese sieben Tempel standen der königlichen Residenz gegenüber, an dem Tage eines jeden Planeten erschien der König in einem besondern Pavillon, dem Tempel des Planeten gegenüber, um ihn anzubeten, unten verrichtete das Volk seine Andacht. Von da aus ging der König in den Rozistân, wo sich die Minister um ihn sammelten, von da in den Dâdistân, wo Gericht gehalten wurde. — In alten Zeiten, als die rechtgläubigen Dynastieen blühten, waren die berühmtesten und heiligsten Stätten aller Nationen solche Tempel. Einer, welcher dort stand, wo jetzt die Kaaba steht, hiefs Mâhgâh (Mondhaus), woraus später Mekka wurde, Jerusalem war gleichfalls ein solcher Tempel, Medîna hiefs ursprünglich Mâhdîna, Karbala ist so viel als Kâr bâlâ etc. Aufserdem werden noch eine Menge solcher Plätze in Persien aufgezählt, auch in Indien waren solche, z. B.

*) So übersetzt Hr. Troyer: not a trace of which has remained in any of the languages etc. Richtiger: sie gleicht keiner Sprache. Der persische Text lautet: بهیچ زبان فرودیان نمي ماند. —

Digitized by Google

Dvâraka und Mathura, ähnliche giebt es auch unter den Christen und Juden. Es folgen nun typische Auslegungen aus Firdosî, über Kai Kâus Himmelfahrt (Schâhnâme ed. Macan I. 298) und über Jskender und Chisr.

In Hinsicht auf andere Religionen sind die Mahabadianer sehr duldsam. Es haben viele Propheten gelebt, um uns die verschiednen Wege zu zeigen, welche zu Gott führen, auf jedem kann man zu Gott gelangen, das Haupthindernifs ist nur das Tödten unschädlicher Thiere. Dies ist in keiner Religion erlaubt und wenn die Anhänger verschiedner Religionen es doch thun, so geschieht dies blofs deshalb, weil sie sich blofs an den Wortsinn ihrer prophetischen Bücher halten, nicht den eigentlichen tieferen erforschen. Wo z. B. vom Tödten einer Kuh die Rede ist, meint der Gesetzgeber eigentlich die Bezwingung der Leidenschaften. Einige unschuldige Thiere erleiden allerdings, wenn sie getödtet werden, blofs gerechte Strafe für Ungerechtigkeiten in früheren Geburten. Wird ein Mann von einem schädlichen Thiere getödtet, so ist dies gleichfalls Wiedervergeltung für frühere Sünden. Schädliche Thiere zu tödten ist zwar erlaubt, doch thun es die Derwische nicht. Zuletzt wird noch von den Bufsübungen gesprochen, die Identität derselben mit den indischen hat auch schon unser Hr. Uebersetzer gesehen und defswegen in der Note zu S. 79 zur Vergleichung derselben im zweiten Bande aufgefordert.

Dies ist der Inhalt des ersten Kapitels unsres Buches. Vergleichen wir nun diese Lehren mit denen, welche wir gewöhnlich als altpersisch kennen. Statt des bestimmten Dualismus haben wir hier einen Pantheismus, während Ormuzd im Zendavesta bestimmt *schafft*, emanirt hier Alles, die Auferstehung, welche bei den Parsen als Dogma gilt, wird hier als absurd verworfen. Eben so wenig läfst sich der Sternendienst aus dem Zendavesta ableiten, alle Gebräuche erinnern ebenfalls nicht daran. Dafs der Parsismus Secten gehabt habe, ist eine nicht zu bezweifelnde Sache, man müfste aber doch sehen können, auf welche Weise sie sich entwickelt haben, und man sieht dies auch recht gut bei denjenigen Parsensecten, von welchen Schahristâni uns Berichte gegeben hat. Geben wir nun aber diese Vergleichung mit den Parsen auf, so werden wir uns dagegen gestehen müssen, dafs diese Lehren auffallende Aehnlichkeiten, einestheils mit Sätzen indischer Religion, andrerseits mit denen der Sufis darbieten. An Indien erinnert die Lehre von den Cyclen mit der grofsen Zerstörung am Ende eines jeden solchen Cyclus, Mahâbâd rettet sich ganz auf ähnliche Weise aus dem vorigen in den jetzigen Cyclus hinein als Parikschit nach der Sage der Purânen aus den vorigen Yuga in das jetzige. Die Lehre vom Fortwirken des Bösen, welches man in einer früheren Geburt begangen hat, die Einschärfung, keine unschuldigen Thiere zu tödten, Alles dies weist meines Erachtens auf Indien hin. Es ist jedoch diese Verwandtschaft mit Indien nicht für etwas Unbewufstes zu halten, sie ist vielmehr offenbar durch Entlehnung entstanden. Man sieht dies insbesondere daraus, dafs die indischen Namen angeführt werden, wenn der Verf. unsres Buches von den Kasten oder den Bufsübungen der Sipasier spricht, ja er nimmt sogar im zweiten Bande bei der Darstellung der indischen Bufsübungen keinen Anstand auf das vorliegende Kapitel zu verweisen. — Noch bei Weitem mehr trägt diese Secte Bestandtheile des Sufismus in sich. Die ganze Emanationstheorie mit der ersten Intelligenz an der Spitze ist sufistisch, die typische Auslegung war den Sufis von jeher eigen, ohne sie wäre es ihnen niemals gelungen, ihre Lehren mit dem Islam in Einklang zu bringen. Dafs die Sufi sich viel mit den Sternen zu schaffen machten, ist bekannt, wir erhalten sie hier in unsrem Buche ganz nach dem ptolemäischen Systeme aufgezählt, wie in sufistischen Büchern, z. B. in den Futuhât-ulmekkiye. Die Lehre von der Auferstehung streitet gleichfalls gegen die Lehren der Sufis (vgl. Tholuck Sufismus S. 133 sqq.). — Ferner setzt die Lehre der Sipasier die ganze persische Sage, wie sie sich bei Firdosî ausgebildet hat, als bekannt voraus, oder vielmehr, sie nimmt sie in gutem Glauben an, als ob es keine andere persische Geschichte gebe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 32.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1844.

The Dabistân or the school of manners, translated from the original Persian with notes and illustrations by David Shea and Anthony Troyer.

(Fortsetzung.)

Sind die eben ausgesprochenen Annahmen des Ref. begründet, so wird von selbst klar sein, dafs die Entstehung dieser Lehren ziemlich spät gesetzt werden müsse und es handelt sich nur darum, die Zeit etwas genauer zu bestimmen. Ehe wir dies aber thun, müssen wir uns einen Uebergriff in das nächste Kapitel erlauben, welches Lebensbeschreibungen von Männern enthält, die dieser Secte angehörten. Hier finden wir aber auch nicht einen Namen, welcher nur in die Zeit des älteren oder mittleren Islamismus hinaufreichte. Von den fabelhaften Königen springt der Verf. unsres Buches gleich auf Adzer Kaivân, welcher ausdrücklich das Haupt der neueren Sipasier genannt wird. Er hatte 28 Jahre in Kom gelebt, residirte zuletzt in Patna in Indien und starb im Jahre 1026 der Hejra (etwa 1617 n. Chr. Hr. Troyer sagt unrichtig 1673). Noch unter Akbars Regierung erhielt er die Einladung von diesem Kaiser, an seinen Hof zu kommen, was er jedoch ablehnte und blofs ein Buch an Akbar sandte, welches seine Lehren enthielt (III. p. 96). Fast alle nachfolgenden Männer sind seine Schüler gewesen und sind später als er verstorben. Ref. ist daher überzeugt, dafs Adzer Kaivân nicht nur das Haupt der neueren Sipasier, sondern der Sipasier überhaupt sei. In keiner Zeit und in keinem Lande läfst sich dieses System besser erklären. Akbar und seine Zeitgenossen waren keine strenge Anhänger des Islam, der Sufismus war sehr in den Islam eingedrungen und es konnte sicher nicht fehlen, dafs die Sufis an vielen Sätzen und Gebräuchen der Hindureligion, so wie an der indischen Philosophie Geschmack fanden. Die persischen Uebersetzungen des Mahâbhârata, Bhagavatpurâna und andrer Schriften, rühren aus jener Zeit und beurkunden die Theilnahme, welche die indische Literatur unter den damaligen Gebildeten hatte. Daher kommt auch der Drang, neue Religionen zu stiften, der jener Zeit eigen ist, weil man den Islam und die indische Religion versühnen wollte. Wir werden mehrere derselben in der Folge kennen lernen, einzelne wie die der *Sikhs* haben sich wirklich Geltung verschafft. — Ueber die sonst nirgends vorkommenden Dynastieen von Mahâbâd bis Gilschâh hält Ref. nicht für nöthig, ein Wort zu verlieren, es sind natürlich blofse unhistorische Namen, ähnlich wie die Buddhisten ihre Asâmkhyas durch blofse Namen ausfüllen. Ref. sieht Nichts, was irgend hindern könnte, diese Secten in diese Zeit zu setzen, wohl aber möchte man mit Recht fragen, wie es möglich gewesen sei, wie so fleifsige Sammler von Mythen und Secten, wie Tabari, Mirchond, der Verfasser des Mojmel uttewârich, Schahristâni u. a. m. auch nicht einmal einen Namen oder ein Gerücht von solchen Secten vorfanden, falls sie wirklich existirten?

Wir wenden uns nun weiter zum zweiten Kapitel, welches, wie wir bereits gesagt, Lebensbeschreibungen enthält. Die Anhänger dieser Lehre sind folgende: *Ferzâne Kharrâd* + ao. h. 1029 (1620 p. Ch.); *Ferzâne Farschîd wird* + 1029; *Ferzâne Chiredmend*, dessen Todesjahr zwar nicht genannt wird, der aber, wie man aus der Lebensbeschreibung sieht, den Vorigen gleichzeitig ist; *Ferzâne Behrâm* + 1034 (1624); *Mobed Hushyâr* + 1050 (1640); *Mobed Serosch* + 1036 (1627); *Firrâh Kâri*, dessen Lebenszeit daraus erhellt, dafs er ein Diener des Sidosch genannt wird, über welchen nachher; *Chodâ Joi* aus Herât + 1040 (1631); *Kuschi*, ohne Angabe des Todesjahres, welcher aber Biographieen der Vorhergehenden schrieb; *Ferzâne Behrâm* + 1048 (1638); *Mobed Peristâr* + 1049 (1640);

Digitized by Google

Mobed Peschkâr, Bruder des Vorhergehenden, ohne Todesjahr und *Sidosch* + 1040. — Von S. 132 an folgen nun Lebensbeschreibungen solcher, welche zwar nicht wirklich zu dieser Secte sich bekannten, aber ihres Lebenswandels wegen dazu gezählt werden, unter ihnen wird S. 137 auch ein Europäer genannt: Antun Buschuyah Wâvarâj (nach anderen Handschriften paschuta dakardaj). — Aus diesem Kapitel (S. 141) geht deutlich hervor, dafs die Sipasier von denen, die sich zu ihnen bekannten, nicht verlangten, dafs sie ihren Glauben wechseln sollten.

Wir übergehen kurz das dritte Kapitel, welches Auszüge aus einem anderen Buche der Sipasier, dem Paimâni Farhang, enthält. Wir finden darin einige Notizen über Himmel und Hölle, die Einrichtung des Staates, das Verhalten der Könige, Herstellung von Armeen, verschiednen Würden u. a. m. Hospitale sollen überall eingerichtet sein, eine Art Posteinrichtung mufs bestehen für die königlichen Couriere; die Frauen sind streng abgesondert zu halten. — Wir wenden uns nun zu den übrigen Secten der Perser. Die vom vierten bis zum dreizehnten Kapitel (S. 93—211) erwähnten Secten sind uns eben so unbekannt als die vorige, auch scheinen sie meist mit den Sipasiern übereinzustimmen, denn unser Verf. stellt blofs einzelne Sätze einer jeden dar, nicht ein vollständiges System. Häufig kennt er den Einen oder Andern von ihnen, meist sind sie äufserlich Muhammedaner. Es sind nun folgende: 1) die *Jamaspiân*, welche behaupten, Alles was existire sei Gott, Nichts existire aufser ihm in Wirklichkeit. Die meisten Schriften dieser Secte werden von den Sipasiern ohne Commentar zugelassen; das Hauptwerk ist Jemschîd's Testament an Âbtîn. 2) *Samradier*, die sich in mehrere Unterabtheilungen verzweigen: *a*) *Fartoschier*. Sie behaupten, die elementale Welt sei blofse Täuschung, Realität haben blofs die Seelen, Intelligenzen der Himmel und die Sterne; *b*) *Farschîdier*, erklären den Himmel und die Sterne gleichfalls für nicht wirklich und lassen blofs Seelen und Intelligenzen gelten; endlich *c*) *Faramandier* halten auch diese für ideal. Die Samradier, welche sich aus der Zeit Dahûks datiren, sind mit den Moslimen vermischt, einer ihrer Secte, Kamkâr, soll zur Zeit Mahmuds von Ghasna gelebt und eine Abhandlung über diese Secte geschrieben haben (?). — 3) *Khodayân*, gestiftet von Chodâdâd zur Zeit Dahâk's. Sie halten Seelen und Intelligenzen für nicht zusammengesetzte Wesen und den Himmel und die Sterne für die Genossen Gottes. Sie nehmen keinen Mittler zwischen Gott und den Menschen und keine Propheten an. Der Verf. unsres Buches kannte zwei Kaufleute in Lahore, welche dieser Secte angehörten. 4) *Radiân*. Der Stifter dieser Secte, Rad gunâh, behauptet, die Sonne sei dasselbe als Gott. Der vierte Himmel ist nach ihm das Centrum der sieben Himmel. Der Geist der Himmel, die Sterne, und die drei Reiche der Natur kommen von der Sonne und kehren dahin zurück, blofs das Böse bleibt in der elementalen Welt zurück. Auf einer Reise zwischen Cabul und dem Penjâb begegnete der Verf. des Dabistân zwei Männern dieses Glaubens. 5) *Schîd rangiân*. Shîdrang, der Stifter dieser Secte behauptet, dafs خوي ومنش (disposition and constitution) gleich Gott sind. Menschen und Thiere gleichen den Pflanzen, sie kommen und verschwinden. Einem Kaufmanne, der sich zu dieser Secte bekannte, begegnete der Autor unseres Buches in Kaschmir. 6) *Paikariân*, sie behaupten, Gott sei dasselbe als Feuer, aus dem Feuer kommen vom Glanze die Sterne, vom Rauche der Himmel, von der Hitze die Luft, von der Luft die Feuchtigkeit, von der Feuchtigkeit das Wasser, vom Wasser die Erde u. s. w. 7) *Milaniân*. Der Stifter Milân setzt die Luft als Gott, die Emanation ist ganz ähnlich wie bei der vorigen Secte. 8) *Alariân* setzen das Wasser als Grundprincip. 9) *Shîdâbiân* setzen die Erde als Grundprincip und endlich 10) *Akhsiân*. Akhsi nimmt Gott als Essenz aus den Elementen, seine Anhänger glauben an keine Auferstehung und Belohnung nach dem Tode. Wenn der Mensch stirbt, so wird sein Leib aufgelöst. Ehen mit der Mutter oder Tochter sind erlaubt, ja selbst Ehebruch, falls der Mann es erlaubt. — Ueber diese Secten liefse sich ohne Zweifel noch manches Neue aus den noch ungedruckten Geschichtschreibern dieser Zeit beibringen.

Im vierzehnten Abschnitte (S. 211 sqq.) folgt nun die Darstellung der Religion Zoroasters. So weit der Verf. wirklich aus zoroastrischen Quellen schöpft, ist sein Bericht getreu, aber er hat, wie man es schon aus seiner Andeutung S. 30 vermuthen konnte, die Religionsvorschriften Zoroasters mit der Lehre der Sipasier in Einklang zu bringen gesucht, daher willkührliche Ausdeutungen dieser Lehre in Menge hier

Digitized by Google

vorkommen, wir können sie natürlich blofs für apokryph halten. Die Quellen, welche unser Verf. benutzt, sind sehr neu, S. 213—260 steht eine Lebensbeschreibung Zoroasters, im Wesentlichen identisch mit der von Anquetil aus dem Zertuscht-nâme gegebenen, welches Anquetil selbst ins funfzehnte Jahrhundert unsrer Zeitrechnung setzt. S. 260—272 folgen Nachrichten über Lehren, welche Zoroaster dem gesammten Menschengeschlechte gegeben haben soll, apokryph, mit wörtlichen Citaten aus dem Desâtîr. S. 272 sqq. steht ein Verzeichnifs der Nosks der Zendavesta, ein solches hatte auch schon Anquetil mitgetheilt, welches Hr. Troyer in den Anmerkungen zu unsrer Stelle unter den Text gesetzt hat. Ein anderes solches Verzeichnifs im neupersischen Originaltext hat Olshausen in den Fragmens relatifs à la religion de Zoroastre, Paris 1829 mitgetheilt. Durch Vergleichung des letzteren Verzeichnisses wird ein Mifsverständnifs klar, welches sich der Verf. des Dabistân zu Schulden kommen liefs. Vergleichen wir nämlich das von ihm gegebene Verzeichnifs der Nosks mit den andern, so findet sich durchaus keine Aehnlichkeit in den Namen. Dafs die Namen der drei ersten Nosks im Dabistân Nichts weiter sind als die Zentworte yathâ . âhû . vairyô, hat schon Shea gesehen. Aber auch die folgenden Worte sind aus dem Zend umgeschrieben, in einer Zusammenstellung, wie sie sich öfter im Zendavesta findet. Ich setze die Worte aus Cod. havn. nro. 5. fol. 4. vso und nr. 12. fol. 1. rcto hieher: yathâ . âhû . vairyô . athâ . ratus . ashât . chît . hachâ . vañghèus. dazdâ . manañghô . skyaŏthnanaṅm . añghèus . mazdâi . khshathrĕmchâ . ahurâr . â . yim . darĕghôbyô . dadat . vâçtârĕm. — Vorstehende einundzwanzig Worte hat der Verf. der von Olshausen herausgegebenen Notiz mit den Namen der einundzwanzig Nosk's zusammengestellt und unser Verf., entweder dieselbe oder eine ganz ähnliche Notiz vor Augen habend, hat diese Worte allein hergesetzt und die nachfolgenden Namen ganz weggelassen. Blofs der Name des sechsten Nosk's steht wirklich im Texte, dafür sind es auch zweiundzwanzig Namen statt einundzwanzig. Die richtige Abtheilung der Worte, so wie einige nöthige Verbesserungen unseres Textes wird man leicht aus den oben stehenden Zendworten und der erwähnten Notiz entnehmen. Was S. 277 sqq. über ein Gespräch Zoroasters mit dem griechischen Weisen Niyâtûs erzählt wird, ist wieder ganz apokryph. Ein griechischer Philosoph dieses Namens ist allerdings auch dem Firdosi bekannt, allein er nennt ihn ausdrücklich einen Christen und setzt ihn in die Zeit von Chosru Parviz (Schâhn: ed: Macan IV. p. 1947 sqq.). Dafs die Zusammenkunft Zoroasters mit Vyâsa eine spätere Dichtung sei, ist ganz natürlich. S. 283—304 steht ein Auszug aus dem Vîrâf-nâme; nach einigem Andern folgt S. 309 sqq. eine Darstellung der zoroastrischen Religion nach dem Sad-der, welches Buch schon durch Hyde bekannt geworden ist. S. 351. 352 werden wir belehrt, dafs die Religionsdarstellung in den erhaltenen Büchern änigmatisch und dunkel sei, dafs es aber ursprünglich zwei Zends gegeben habe (der Verf. hält, wie die meisten Orientalen, Zend für den Namen eines Buches), deren eines das grofse Zend genannt, nicht figürlich geschrieben gewesen, aber während der Herrschaft der Türken verloren gegangen sei. Der Inhalt des grofsen Zend, welcher S. 372 angegeben wird, ist jedoch ganz aus dem Systeme der Mahabadianer genommen. Der kleine Zend sind die noch erhaltenen Theile des Zendavesta.

Es bleibt uns nun blofs noch der letzte Abschnitt dieses Bandes zu betrachten übrig, welcher die Religion *Mazdak's* behandelt. Auch hier können wir den Verf. controlliren. Einen Bericht über diese Secte giebt uns nämlich auch Schahristâni (p. 192—95 ed. Cureton), welcher ganz die Treue unseres Autors bestätigt. Die Stellen, welche unser Verf. als aus dem Desnâd gezogen angiebt p. 375—77 med., stimmen nämlich so genau mit Schahristâni überein, dafs man sie als aus demselben übersetzt annehmen könnte. Dennoch glaube ich nicht, dafs sich der Verf. des Dabistân einer Fälschung schuldig gemacht und Stücke aus Schahristâni als aus dem Desnâd gezogen angegeben habe. Man sieht vielmehr deutlich, dafs beide aus einer und derselben Quelle geschöpft haben, Schahristâni nennt zwar die seinige nicht, sie war aber offenbar persisch geschrieben. Dies geht daraus hervor, dafs er die auch im Dabistân vorkommenden Namen von Würden persisch benennt und wir führen hier die Varianten nach Curetons Ausgabe an. Statt des Hrn. Troyer unverständlichen بانور liest Schahristâni um Nichts besser بالوان, vielleicht ist پهلوان das Richtige, statt des jedenfalls unpassenden دبيروان, head of

Digitized by Google

a monastery steht وبروان, wie Refer. vermuthet, ist دروان, Thürhüter zu lesen. Auch von dieser Secte will unser Verf. noch Anhänger gekannt haben. Was S. 377—78 noch als aus dem Desnâd genommen steht, finde ich nicht mehr bei Schahristâni, wahrscheinlich aber stammt es aus derselben Quelle, als das Vorhergehende.

Haben wir bei dem ersten Theile lange verweilen müssen, so können wir uns bei dem nunmehr folgenden um so kürzer fassen. Er behandelt nämlich die Religionen der Hindus, Juden, Christen und Moslimen und über alle diese haben wir weit vollständigere Nachrichten, als uns der Verf. zu geben im Stande ist. Eben durch diese aber bewährt sich die Treue desselben. Den Anfang machen die indischen Secten, deren Lehren, wie gewöhnlich, von ihm für änigmatisch und metaphorisch gehalten werden. Die erste derselben nennt er Budah Mîmansa und es fragt sich nun, was damit gemeint sei. Dafs das letzte Wort das indische mîmâm̃sâ sei, ist offenbar, nur über das erste können Zweifel entstehen. Ist das Wort eine blofse Umschreibung eines indischen Namens, so kann es blofs Buddha sein, von einer Buddha-mîmâm̃sâ ist aber nirgends etwas bekannt geworden. Möglicher Weise könnte es aber auch das persische بوده, bûdeh d. i. „gewesen" sein und wäre dann Uebersetzung des indischen pûrva. Da jedoch die Lehren, welche angeführt werden, nicht ganz mit denen der Pûrva-mimâm̃sâ übereinstimmen, so hat Hr. Troyer den Namen Budahmimâm̃sâ beibehalten. Als das Höchste werden die Handlungen angesetzt, durch die Werke kann es der Mensch zu jeder Vollkommenheit bringen, selbst Brahma, Vishnu und Çiva sind blofs durch Werke auf den Gipfel ihrer Macht gelangt. Es folgt nun eine Uebersicht der Glaubenslehre dieser Secte, meist nach dem Bhagavatpurâna, von welchem Werke bekanntlich auch eine persische Uebersetzung existirt. Den Haupttheil dieser Beschreibung macht eine Aufzählung und kurze Beschreibung der zehn Avatâras aus, von S. 28—32 folgen sufistische Ausdeutungen, wie dies auch schon am Ende der vorigen Section der Fall war. Besonders zufrieden ist der Verf. mit den Vedas, welche seiner Ansicht nach Argumente für jeden Glauben enthalten. „These volumes, sagt er S. 45, consist of such ingenious parables and sublime meanings, that all who seek may have their wishes fulfilled." Was der Verf. über die Yugas, die Kasten u. s. w. sagt, ist im Ganzen getreu, für uns aber längst bekannt. Wir halten uns nicht mit dem Berichte über die orthodoxe Lehre der Hindus auf, welche S. 53—90 gegeben und deren Anhänger *Smartagâns* (von Smriti) genannt werden, denn auch hier bringt der Verf. blofs das Bekannteste über die gesetzlichen Waschungen, das Beten der Vedas u. s. w. bei. Der Abschnitt über die Vedântaphilosophie S. 90—118 ist gleichfalls getreu, man sieht aber auch hier aus der Rolle, welche die Mâyâ einnimmt, dafs der Bericht aus späteren Quellen geschöpft sein mufs. Ganz kurz ist die Lehre der Sâm̃khya (S. 118—123) behandelt, auch nicht ganz correct, was wahrscheinlich seinen Grund darin hat, dafs Anhänger der Sâm̃khya im jetzigen Indien selten sind und der Verf. sich daher nicht gehörig in derselben unterrichten konnte. Etwas weitläufiger, aber auch nicht genügend, ist die Yogalehre auseinander gesetzt (S. 123—148), man würde es dem Verf. Dank wissen, hätte er die Auseinandersetzung der Lehre etwas erweitert und dafür weniger Lebensbeschreibungen gegeben. S. 148—75 folgen die Lehren der Saktiân (von skr. çakti), der bekannten zügellosen Secten des neueren Indiens; S. 175—84 folgen verschiedene Secten der Vaisknavas, S. 184—197 werden die Vairâgis behandelt, oder vielmehr Lebensbeschreibungen von Einzelnen aus dieser Secte gegeben. S. 197—203 steht eine Beschreibung der Lehren der Charvâkas, S. 203—210 eine ziemlich genau mit Colebrookes bekannter Darstellung übereinstimmende Darlegung der Nyâya. Die Religion der Jainas S. 210—216 wird fälschlich die Religion Buddhas genannt. Ueber die Dogmen der wirklichen Buddhisten hatte der Verf. keine Gelegenheit, sich zu belehren, da sie zu seiner Zeit längst aus Indien vertrieben waren. Etwas länger müssen wir uns bei der nun folgenden zwölften Section authalten. Sie behandelt neuere Secten, die Anhänger einer von ihnen, welche S. 220 sqq. beschrieben wird, nennen sich *Muselman-Sofis* und stimmen in den meisten Lehrsätzen mit den Sofis überein, S. 223 folgen die *Madariân*, sie gehen nackt und ergeben sich dem berauschenden Getränke von Bhang. Auch sie sind moslimisch, sie halten sich zu den Sunniten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 33.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1844.

The Dabistân or the school of manners, translated from the original Persian with notes and illustrations by David Shea and Anthony Troyer.

(Fortsetzung.

Dagegen halten sich die *Jelâliân*, welche sich von Said Jelâl aus Bochara herleiten, zu den Schiiten. Eine ähnliche Secte lebt in Kaschmir, sie nennt sich *Kakan* und schreibt sich von einem *Jbrâhîm* Kakak her, der zur Zeit Jihângîrs lebte. Mehr indisch als die Vorhergehenden sind die *Narayaniân*, die Narayana als das höchste Wesen verehren. Ihr Stifter ist Gosain Haridâs aus Kanîra. Von mehreren kleineren, welche nun folgen, sind die Sonnenverehrer, *Sûryamakhans*, die interessantesten (S. 234 sqq.). Sie theilen sich in zwei wenig von einander abweichende Klassen. Eine andre sind die Chamdrabhaktas oder Mondverehrer (S. 242) und die Manushyabhaktas (S. 244), welche kein Wesen als vollkommner als den Menschen anerkennen. Lesenswerth ist insbesondere der Bericht über die Sikhs S. 246—288, über welche Hr. Prof. Neumann im fünften Bande der Zeitschrift für Kunde des Morgenlandes schätzbare Nachrichten gegeben hat, wobei er jedoch den Dabistân noch nicht benutzen konnte. Die Geschichte der Sikhs wird hier bis auf den Guru Harrayi geführt, welcher 1664 starb. Den Vorgänger desselben, den Guru Har-Govind, kannte der Verf. persönlich und stand in Briefwechsel mit ihm. Bei Erzählung einer Tradition der Sikhs, dafs Bâbâ Nanak in einer früheren Geburt der König Janaka gewesen sei, welcher im Ramayana vorkommt, nimmt der Verf. Gelegenheit, ein langes Stück aus dem Yoga-vasishta einzuschalten. Dieses Buch, welches Hrn. Troyer unbekannt geblieben ist, ist eine Darstellung der Vedântephilosophie, und giebt sich für eine Episode des Ramayana aus. Ungenügend ist das dritte Kapitel über *die Religion der Tibetaner*, was der Verf. auch selbst zu fühlen scheint und wofür er auch hinlänglich entschuldigt ist. Er mufste sich nämlich mit einem Tibetaner vermittelst eines Dollmetschen unterhalten, um das Wenige, was er hier giebt, zu erfahren, wo eine etwas schwierige Frage entstand, vermochte der Interpret nicht immer genügend zu übersetzen.

Interessant, wenn gleich für uns ohne Ausbeute sind das vierte und fünfte Kapitel. Im vierten werden die Juden behandelt, über welche der Verf. lange nichts Bestimmtes ermitteln konnte, bis er einen zum Muhammedanismus übergetretenen Rabbinen, den er Mohammed Sâid Sarmed nennt, kennen lernte. Von ihm hörte er die dürftigen Nachrichten, welche in der ersten Section des fünften Kapitels stehen. Die zweite Section enthält eine Uebersetzung der ersten Kapitel der Genesis (von cap. 1—6. v. 8), sie führt bei ihm den Titel „Buch Adams." Die Uebersetzung rührt von einem gewissen Abhî Chamd her, wurde aber von dem Verf. und dem genannten Rabbinen revidirt. Hr. Troyer hat nicht die Uebersetzung selbst gegeben, aber er hat sie mit 7 Uebersetzungen verglichen und giebt S. 301—304 eine Auswahl der Abweichungen von denselben. Die kurze Darstellung der christlichen Religion und zwar der katholischen, erhielt er von einem Peter Fransai a. h. 1057. (1647 p. Chr.), der unter den Portugiesen in Goa sehr angesehen war.

Das sechste und letzte Kapitel des zweiten Bandes behandelt den Islam und seine Secten, wobei Schahristâni eingestandener Massen die Hauptquelle ist. Es zerfällt in zwei Hauptabtheilungen: die Lehren der Sunniten und Schiiten. Die wichtigsten Secten des Islams sind sehr kurz behandelt, weniger bedeutende dagegen weit ausführlicher.

Der dritte Band endlich behandelt die moslemischen Secten, welche in Indien vorkommen und grofsentheils auch da ihren Ursprung haben. Auch über

Digitized by Google

diese können wir uns kurz fassen. Ueber einige derselben hat schon Colebrooke im siebenten Bande der Asiatic Researches Nachrichten gegeben. Die erste ist die der *Sadikiahs*, welche sich auf den Pseudopropheten Musailama zurückführt, sie erkennt den Qurân nicht an, sondern hält ihn für untergeschoben durch die Nachfolger Muhammeds. Colebrooke kennt gleichfalls eine Secte Sadikier, wir möchten sie für dieselbe halten, wiewohl der Hr. Herausgeber andrer Meinung zu sein scheint. Auch Colebrooke vermuthet, dafs es mit dem hohen Alter derselben nicht ganz seine Richtigkeit haben möchte. Die Secte der *Vahedianer* ist offenbar eine mystische. Gewifs in Indien entsprungen ist die dritte Secte, die *Roschenianer*, von denen wir eine ausführliche Darstellung von *Leyden* As. Res. XI p. 363—418 besitzen. Ihr Stifter ist Bayesîd, der es nicht verschmähte vom Raube zu leben. Das Hauptwerk über diese Religion, ein Gemisch von sufistischen und moslemischen Elementen, ist das vom Stifter selbst geschriebene Hâl-nâme. Ausführlich behandelt unser Verf. auch die Religion Akbars, über die eine Uebersicht im zweiten Bande der Bombay Transactions von Vans Kennedy gegeben ist. Einleitend ist ein Kapitel, in welchem Disputationen von Sunniten und Schiiten, Christen und Juden geführt werden, die Anhänger dieser Lehren bringen sich gegenseitig zum Schweigen. Zuletzt kommt ein Philosoph, der alle diese Personen auf die Widersprüche, welche in ihren Religionen liegen, aufmerksam macht und sie auffordert, in die Religion Akbars einzutreten. Noch mehrere solcher Disputationen werden erwähnt, so wie auch Berufungen berühmter Männer, wie die des Parsen Ardeschir aus Kirmân, worüber wir auch sonst Kunde haben. Die Berufung Adzer Kaivâns und ihren Erfolg haben wir schon oben erwähnt. In Akbars Systeme finden wir Achtung vor jeder Religion mehrmals ausgesprochen, er beruft sich selbst auf die Religionslehren verschiedner Völker, um die Richtigkeit der seinigen zu beweisen. Auch in ihr bildet die Verehrung der Sterne ein Element, auch in ihr wird das Tödten der Kühe und andrer unschädlicher Thiere verboten, wie bei den Sipasiern. Bücher wie Achlâq-i-Muhsini, Kimiâi Saâdet, des Mesnevi von Jelâl eddin Rûmi werden von ihm seinen Anhängern zum Lesen empfohlen. — Mit keiner Lehre stehen aber die Sipasier mehr in Einklang, als mit der, welche hier unter dem Namen Religion der Weisen vorgetragen wird (S. 138 sqq.). Wir finden hier die gewöhnlichen Ingredienzien, aus welchen alle diese Religionen gemischt sind, nur mit muhammedanischer Färbung. Unser Verf. theilt sie in zwei Klassen, die der orientalischen Philosophen, diese sind schon unter den Sipasiern erwähnt worden, und die der occidentalischen. Typische Auslegungen der Himmelfahrt des Propheten und der Spaltung des Mondes u. s. w. sollen von Plato und Aristoteles herrühren. Auch hier finden wir wieder den grofsen Sprung von den ältesten Philosophen in die neueste Zeit. Wie gewöhnlich kennt der Verf. auch von diesen mehrere. Die Hauptwerke, welche diese Leute lesen, sind ein Buch, Alhiât shafâ genannt, dann ein dem Aristoteles selbst zugeschriebenes Buch اسولوجيا oder ايثولوجيا, ohne Zweifel ist dieses Wort mit dem griechischen θεολογία identisch. Zu den Propheten rechnen sie Zertuscht, Agathodemon, Hermes (d. i. Hermes trismegistos, dessen Schrift aus dem Arabischen vom Prof. Fleischer übersetzt worden ist, Zeitschr. für histor. Theol. 1840. H. 1. und der auch sonst noch bei Mystikern z. B. bei Châgâni vorkommt) und den Türken Aghrires (seine Geschichte steht Schahn. ed. Macan. I. p. 181—202, wo Macan übrigens Jghrîres schreibt). Kein Kapitel bestätigt unsere Ansicht von der Unächtheit der yezdanischen Lehre mehr als dieses.

Den Schlufs des Buches endlich bildet ein sehr dankenswerthes Kapitel über die *Sufis* (S. 220 sqq.). Zuerst über die Namen und Wesen Gottes, dann über die verschiedenen Reihen von Engeln, über den menschlichen Geist, den sie von Gott ableiten. Wie aus dem menschlichen Geiste der Laut entsteht, aus dem Laute das Wort und auf diese Weise die Realität einer Sprache zum Vorschein kommt, so wird Gottes Geist zur Substanz, die Substanz zur Form (S. 237 fin.). Auch hier ist die typische Auslegung des Muhammedanismus zum Nachtheile der Darstellung der Lehre vorherrschend. Einzelnes gehört gewifs den Sufis in Indien allein an, wie die Auslegung der indischen Avatâras als sufistische تجليات (manifestations), wie denn auch der Verf. den in Indien lebenden Derwisch Sabjâni zu einer seiner Hauptquellen macht. Von älteren sufistischen Schriften kennt er hauptsächlich den Gulschen-i-râz von Mahmud Schebisteri, welcher auch in Europa durch Hrn. v. Hammers Ausgabe bekannt

Digitized by Google

ist. Es würde zu weit führen, wollten wir ausführliche Auszüge aus diesem Abschnitte geben, wer sich aber für den Gegenstand interessirt, wird hier reichliche Nachträge zu Tholucks bekanntem Buche finden. Den Schlufs machen, wie gewöhnlich, Lebensbeschreibungen.

Aus den vorstehenden kurzen Angaben wird der reiche und lesenswerthe Inhalt des Werkes ersichtlich sein. Wir werden uns auch gestehen müssen, dafs der Verf. die Aufgabe, welche er sich selbst gestellt hat, treulich erfüllte. An einem im siebzehnten Jahrhunderte lebenden Muselmanne wird es uns nicht wundern, dafs er nicht mehr Kritik in Bezug auf seine Quellen angewandt hat.

Wir haben nun noch einen Blick auf das zu werfen, was Hr. Troyer als Herausgeber und Uebersetzer bei dem Werke geleistet hat. Was zunächst die Uebersetzung anbelangt, so hat Ref., während er das Buch las, den persischen Originaltext nicht zur Hand gehabt und hat defswegen die Uebersetzung nicht vergleichen können; er hat indefs auch nicht den mindesten Grund, Mifstrauen in die Genauigkeit des Hrn. Uebersetzers zu setzen. Aufserdem hat Hr. Troyer viele Noten seinem Texte hinzugefügt, die für die meisten seiner Leser eine sehr willkommne Zugabe bilden werden. Wünschenswerth wäre es gewesen, wenn Hr. Troyer Burnoufs Hülfe, die er für das Sanskrit dankend erwähnt, auch für das Zend in Anspruch genommen hätte, worin derselbe allein jetzt Meister ist. Es würden dadurch einzelne Unrichtigkeiten vermieden worden sein, so erklärt z. B. Hr. Troyer S. 22 das Wort Alburz als aus dem persischen برز mit dem arabischen Artikel zusammengesetzt, während dasselbe vom zendischen hara-bĕrĕzaiti herkommt, woraus im Pehlevi ארבורץ und im Neupersischen, mit Veränderung des r in l: البرز wird. So kommt ايزد nicht von sskr. îça, wie S. 95 behauptet wird, sondern von Zend. yazata, was auf die sskr. Wurzel yaj zurückzuführen ist. Doch dies sind Einzelheiten, im Ganzen bilden die Noten, wie schon gesagt, eine willkommne Zugabe. Es bleibt uns nun blofs noch die Einleitung zu betrachten übrig, welche Hr. Troyer dem Buche vorausgeschickt hat. Es ist dies eine Abhandlung von 197 Seiten und behandelt zuerst die Geschichte des Dabistân, seit er den Europäern bekannt wurde. Das Wichtigste daraus haben wir schon oben mitgetheilt. Dann folgt eine Untersuchung über den Namen des Verf.'s, man hat denselben gewöhnlich Mohsan Fâni genannt, weil in Gladwins Ausgabe am Anfange des ersten Kapitels die Worte stehen, Mohsan Fâni sagt: — Man bezog diese Worte auf den nun folgenden Anfang des Buchs, aber, wie die Handschriften erweisen, ist in der Ausgabe nach jenen Worten ein Distichon ausgefallen. Hierdurch wird es nun möglich, dafs Mohsan Fâni blofs der Verf. des Distichons wäre, nicht des ganzen Buches und Ref. ist dies in der That das Wahrscheinlichste, da in den Stellen, welche Hr. Troyer über Mohsan Fâni sammelte, dieser zwar als Verf. eines Divâns, nicht aber eines Werkes genannt wird, das dem vorliegenden gliche. Aufserdem ist es aber unmöglich, etwas Näheres über den Verf. unseres Buches beizubringen und Hr. Troyer fährt der Kürze wegen fort ihn Mohsan Fâni zu nennen. Was Hr. Troyer über den Charakter des Verf.'s unsres Buches sagt, dem können wir blofs beistimmen. Zum Schluss des ersten Paragraphen fügt Hr. Troyer ein Verzeichnifs von drei und zwanzig Schriften bei, die unser Verf. benutzt hat, die in Europa gar nicht, oder blofs dem Namen nach bekannt wurden. Es wäre zu wünschen gewesen, dafs Hr. Troyer auch die Zeit der Abfassung derselben beigefügt hätte, die aus unserm Buche, zum Theil wenigstens, hervorgeht. Der Verf. des unter nr. 3. genannten Buches Darai Sckander, war dem Verf. des Dabistân gleichzeitig, wie man aus I. 360. 370 u. s. w. deutlich ersieht; nr. 5—14. sind alle Anfang des 17. Jahrhunderts geschrieben, von den Schülern Adzer Kaivâns, deren Todesjahre wir oben angegeben haben, die noch übrigen werden wohl aus derselben Zeit herstammen. Diese Schriften existiren auch gewifs noch alle, eine derselben, der Sharistân (nr. 8.), wird in dem 1843 zu Bombay erschienenen Werke von J. Wilson: the Parsi religion unfolded häufig benutzt und angeführt. Von allen diesen Büchern das wichtigste ist aber der Desâtîr, weil sich die übrigen auf ihn berufen. Es ist hier natürlich nicht unsre Aufgabe, eine ausführliche Kritik des Desâtîr zu liefern, wir sind aber um so mehr genöthigt, auf die von Hrn. T. p. XIX—LXV gegebene discussion on the Desâtîr einzugehen, als derselbe ihn ganz gegen unsere Ansicht in eine sehr hohe Zeit hinaufrückt.

Digitized by Google

Zuerst handelt Hr. Troyer von dem Titel des Buches. Es existiren dreierlei Lesarten: *desâtîr*, *dastânîr* und *wasâtîr*. Hr. Troyer entscheidet sich für die letztere, die Verwechselung von d und w ist in persischer Schrift allerdings sehr leicht; die Lesart desâtîr ist die gewöhnliche und gewöhnlich erklärt man das Wort als pluralis von دستور. Hiergegen führt Hr. Troyer gewifs mit Recht an, der pluralis von دستور müsse nach den Regeln der persischen Grammatik دستوران oder دستورها heifsen. Allein in späteren persischen Schriften findet man häufig arabische Endungen an persischen Wörtern und nach der arabischen Grammatik ist desâtîr ganz richtig aus destûr gebildet. Nun folgt bei Hrn. Troyer die Angabe der Gelehrten, welche den Desâtîr kannten und über denselben schrieben. Was die Europäer betrifft, so haben wir auch hiervon am Anfange unsrer Uebersicht dâs Nöthige schon beigebracht, wir müssen aber hier noch die asiatischen Schriftsteller nennen, welche den Desâtîr erwähnen, weil dies für die Altersbestimmung desselben von Wichtigkeit ist. Hören wir, wen der gelehrte und von diesem Buche begeisterte Molla Firuz ben Kâus beizubringen weifs. Er sagt in der Vorrede zu seiner Ausgabe des Desâtîr Tom. II. p. VI u. VII Folgendes: „Der Desâtîr wird von dem Verf. des Sharistân-i-Châr Chemen erwähnt, welcher unter der Regierung von Akbar lebte und ungefähr 1624 p. Chr. unter der Regierung Jihângîrs starb. Dieser Verf. war, wie es scheint, aus Schirâs gebürtig und war, wenn auch äufserlich ein Muselmann, doch eigentlich ein Parsi oder vielmehr ein Schüler Adzer Kaivans, eines philosophischen Einsiedlers, der eine neue Secte auf den Grund der altpersischen Glaubenslehren bildete. Der Desâtîr war ferner dem Hâkem bei Khalif ut-Tebrîz, Muhammed Hussain, dem Verf. eines der besten persischen Wörterbücher, des Borhani Kabi (er lebte zur Zeit Schâh Jihâns) bekannt. In dieser Zeit mufs das Ansehen des Desâtîr grofs gewesen sein, da er den Commentar oft als seine Autorität für altpersische Wörter citirt. Der Autor des Dabistân, der unter der Regierung von Jihângîr und Schâh Jihân gelebt zu haben scheint, erwähnt den Desâtir häufig und nimmt ihn in seinem Berichte über die frommen Dynastien von Mahâbâd und seinen Nachfolgern zu seinem Führer an." Dies sind alle die Schriftsteller, bei welchen Molla Firuz die Erwähnung des Desâtîr findet, und es ist Refer. nicht bekannt, dafs Jemand bei einem älteren Schriftsteller Etwas über denselben gefunden habe. Sehen wir aber die angeführten Schriftsteller genau an, so sieht man, dafs der älteste Zeitgenosse Adzer Kaivans ist und dafs keiner von Allen aufser Indien lebte. Auch dies spricht unsres Erachtens für unsre oben ausgesprochene Ansicht, dafs der Desâtîr in Indien und zwar unter Akbars Herrschaft geschrieben sei.

Bei der Behandlung der Frage über das Alter des Desâtîr, ist es Hrn. Troyer vorzüglich darum zu thun, die von de Sacy, Erskine beigebrachten Gründe gegen denselben zu widerlegen. Diese Gründe sind zweierlei Art, einestheils sind sie aus der Sprache, anderntheils aus dem Inhalte genommen. Die aus dem Inhalte genommenen Gründe sind nach Ansicht des Refer. allein hinreichend, das Alterthum des Buches umzustürzen; denn es ist klar, dafs das Buch doch nicht alt sein könne, wenn man auch das Alter der Sprache zugiebt, falls der Inhalt dagegen spricht. Ueber den Inhalt brauchen wir nicht weiter zu sprechen, das religiöse System des Desâtîr ist dasselbe, wie das der Sipasier im Dabistân dargestellt wird, nur wird es ausführlicher behandelt. Die Gründe, welche für den späten Ursprung des Buches sprechen, liefsen sich leicht noch vermehren, wir verweisen indefs auf de Sacys und Erskines gründliche Untersuchungen. Nur eine Stelle führen wir hier an, welche vorzüglich für die Ansicht des Refer. zu sprechen scheint. Sie steht im Buche des ersten Sûsân v. 24 sqq. und lautet in der Uebersetzung (S. 201) folgendermafsen: „Sie sollen ihre Vergeltung von den Arabern erhalten (nämlich die Perser, wegen Chosru Parviz's Ermordung), 25. sie werden den Ertrag ihrer Missethaten einärndten, von Männern, welche in Grün und Schwarz gekleidet sind, 26. und die Rächer sind eine gierige Bande, 27. welche mit einander streiten und sind Uebelthäter und wissen nicht, was ihr Meister gesprochen hat..... 31. Wenn ihre Religion tausend Jahre gedauert haben wird, wird sie so sein durch ihre Spaltungen, dafs ihr Gesetzgeber, wenn er sie sehen könnte, sie nicht wieder erkennen würde."

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 34.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1844.

The Dabistân or the school of manners, translated from the original Persian with notes and illustrations by David Shea and Anthony Troyer.

(Schlufs.)

Unter den in Schwarz und Grün gekleideten Männern sind natürlich die Aliden und Abbasiden zu verstehen. Man sieht aber auch ferner aus diesen Worten, dafs das Buch erst 1000 nach der Hejra geschrieben sein kann. Auch dies pafst auf Akbars Regierung, er selbst sagte gleichfalls, dafs der Islam nach einem tausendjährigen Bestehen zu Grunde gehen müsse und dafs er defswegen seine Religion stifte (vgl. III. 98). Obwohl nun weder de Sacy noch Erskine unterlassen haben, den jungen Ursprung des Buches aus dem Inhalte und religiösen Systeme desselben darzuthun, so hat doch Hr. Troyer auf diesen Theil ihrer Untersuchungen nur wenig Rücksicht genommen und bemüht sich blofs die Aechtheit der Sprache des Desâtir zu beweisen. Spracherfindung, wie dies de Sacy und Erskine annahmen, scheint ihm schon von vorneherein unwahrscheinlich. Hr. Troyer erinnert dabei an Wilhelm v. Humboldt's Forschungen, in welchen die Sätze aufgestellt werden, die menschliche Sprache sei nicht von Menschen erfunden, sondern im Innern derselben entstanden. Auch ist es Hrn. Troyer unwahrscheinlich, dafs eine Gesellschaft von Menschen sich eine von einem Einzelnen erfundene Sprache aufdringen lassen sollte. Alles dieses kann man zugeben, ohne den Desâtîr und seine Sprache für ächt zu halten; denn es handelt sich hier gar nicht um eine Sprache, welche jemals gesprochen wurde, sie war blofs erfunden worden, um dem Desâtîr das Ansehen eines hohen Alterthums zu geben, man war weit entfernt, dieselbe sprechen zu wollen, vielleicht war sie gar nicht einmal bestimmt gelesen zu werden und wurde defshalb die persische Uebersetzung beigefügt. Dafs aber Bücher mit fingirten Sprachen geschrieben wurden, ist bekannt. Hr. Troyer führt selbst das Beispiel eines Menschen an, welcher sich für einen Eingeborenen der Insel Formosa ausgab und neue Schriftcharaktere und eine Sprache erfand, welche nach ihm dort gesprochen werden sollte: er schrieb mehrere Bücher in dieser Sprache und der Betrug erhielt sich mehrere Jahre. Zum Erstaunen des Ref. aber setzt Hr. Troyer nach Erzählung dieses Beispieles hinzu: We see this example badly supports the cause of forged languages. — Ein für uns noch wichtigeres Beispiel ist die erfundene Sprache der orientalischen Mystiker Balâibalan. Hr. Troyer ist im Irrthum, wenn er glaubt, dafs de Sacy es ungewifs gelassen habe, ob die Sprache todt oder lebend sei, in seiner Beurtheilung des Desâtîr sagt er ausdrücklich, dafs sie blofs zum schriftlichen Gebrauche von den Sufis erfunden worden sei. — Nicht minder unglücklich ist Hr. Troyer nach der Meinung des Ref. auch in Widerlegung der folgenden Einwände de Sacy's, nämlich dafs die Grammatik der Asmânisprache augenscheinlich von der neupersischen copirt sei (calqués l'un sur l'autre). Hr. Troyer glaubt, dieses Argument sei durch die neuere Sprachvergleichung vollkommen widerlegt, Ref. glaubt jedoch, dafs dieses keineswegs der Fall sei. Die Sprachverwandtschaft ist auch bei nahe verwandten Sprachen niemals so grofs, dafs man aus der einen in die andere so knechtisch übersetzen dürfte, dafs immer blofs dieselbe Anzahl Wörter gebraucht und in dieselbe Ordnung gestellt werden dürfte und die Uebersetzung dennoch fliefsend und deutlich würde. Wer aber wird der Uebersetzung des Desâtîr vorwerfen dürfen, dafs sie nicht fliefsend persisch sei? Was endlich den letzten Grund Hrn. Troyers für die Aechtheit der Sprache anbelangt, nämlich die Verwandtschaft mit dem indogermanischen, besonders dem deut-

Digitized by Google

schen Sprachstamme, so stützt sich diese Annahme bloſs auf die von Hrn. von Hammer beigebrachten Beispiele und es ist Ref. unbegreiflich, wie sich Hr. Troyer, welcher sonst den Grundsätzen der neueren sprachenvergleichenden Schule zu huldigen scheint, darauf berufen kann, da gerade diese Schule die Etymologieen Hrn. von Hammers nicht billigt.

Nach dem eben Gesagten wird es Niemand wundern, wenn Ref. zu einem ganz anderen Ergebniſs hinsichtlich des Alters des Desâtîr kommt als Hr. Troyer. Während dieser (S. LI) den Commentar in das siebente Jahrhundert unsrer Zeitrechnung setzt und glaubt, daſs der eigentliche Text noch um einige Jahrhunderte älter sei, so ist es dem Ref. im höchsten Grade wahrscheinlich, daſs Erskine das Richtige gesehen habe, wenn er den Desâtîr in die Zeit Akbars setzt. Die Unächtheit der Sprache ist dem Ref. gleichfalls sehr wahrscheinlich, doch wagt er kein bestimmtes Urtheil darüber abzugeben, sondern überläſst dieses genauerer Forschung. — Manches wäre noch über die nun folgende synopsis of the Dabistân zu sagen, besonders über die Ansichten, welche der Hr. Herausgeber von persischer Geschichte hat, doch wir brechen hier ab, da diese Anzeige ohnedies schon sehr lang geworden ist. Wir wünschen, daſs Hr. Troyer die Bemerkungen, welche wir gemacht haben, aus dem Interesse, welches wir an dem wichtigen Buche nehmen, erklären und nicht als einen Versuch ansehen möge, seine groſsen Verdienste um dasselbe irgendwie zu verkleinern. Wir wiederholen nochmals, daſs wir mit Dank und Achtung sowohl von dem Verf., als dem gelehrten Hrn. Uebersetzer scheiden.

Dr. Fr. Spiegel.

XXIV.

Kaiser Heinrich IV. Drama von Friedr. Rückert. Erster Theil. Des Kaisers Krönung. Zweiter Theil. Des Kaisers Begräbniſs. Frkft. a. M., 1844. *Druck u. Verlag von J. D. Sauerländer.*

Heinrich der Vierte von Deutschland. Eine Trilogie von Hans Köster. Leipzig, 1844; *bei F. A. Brockhaus.*

Seit Ref. zuerst den Versuch machte, von dem gewaltigen, auf poetischer Erfassung einer Ereigniſskette in ihrem innersten historischen Mark ruhenden Eindruck des Rückert'schen Herodes sich selbst eine nähere Rechenschaft zu geben, und das Resultat hiervon im letzten Aprilheft dieser Blätter mitzutheilen, hat es ihm nicht an Gelegenheit gefehlt, sich zu überzeugen, wie nöthig es war, zur Motivirung dieses kaum mit etwas Anderem zu vergleichenden Eindrucks, welcher zunächst nur als ein ästhetisches Factum in ihm selbst vorhanden war, auf die Principien der Tragödie überhaupt zurückzugehen. Denn darin eben zeigt sich die Gröſse des von Rückert gemachten dramatischen Fortschritts, daſs jedem, welcher diesen Eindruck ebenfalls in sich empfindet, derselbe so lange ein Räthsel sein muſs, als er nicht über die alten Maaſsstäbe hinüber auf einen höheren Standpunct der dramatischen Auffassung historischer Begebenheiten überhaupt sich hinauf begiebt. Nun wird zwar jener Eindruck überall, wo er wirklich hervortritt, selbst stark genug sein, sich Bahn zu brechen, d. h. für den Augenblick die aus Gewohnheit entsprungene alte Regel zu erschüttern; daſs aber aus solchen momentanen Erschütterungen ein dauerndes Verneinen der alten Gebundenheit und Befangenheit, ein festes Bejahen der höheren poetischen Umsicht sich hervorentwickele, hierzu hat die Kritik wohl einige Macht in Händen, wenn sie entschlossen genug ist, die Principien der dramatischen Kunst selbst einer neuen Prüfung zu unterwerfen, zuerst in Beziehung auf das, was den wahrhaften Inhalt einer historischen Begebenheitskette bildet, sodann in Beziehung auf die Möglichkeit, diesen Inhalt nicht nur in wesenhaft naturgetreuer, sondern auch in plastisch vereinfachter Form darzustellen. Beiweitem das Meiste von dem, was dem Rückertschen Herodes zu Fehlern angerechnet worden ist, entsprang bloſs aus dem Messen mit unrichtigen Maaſsstäben. Um so erwünschter war es daher dem Ref., als er am Schluſs einer kritischen Berichterstattung über das zweite Stück des Herodes im Juniheft des Mundt'schen Freihafens S. 193—222 durch Hrn. M. Maaſs von seiner Vertheidigung des neuen dramatischen Weges *als eines solchen* eine polemische Notiz genommen fand. Denn da jene Berichterstattung sich ebenfalls das Messen nach unrichtigen Maaſsstäben an mehreren Orten zu Schulden kommen lieſs, so erwartete Ref. im Nachworte, wo die Rede auf ihn selbst kommt, eine indirecte Rechtfertigung jener falschen Maaſsstäbe durch

Digitized by Google

einen Versuch, den neuen dramatischen Weg als solchen als einen nichtigen aufzuweisen, und fand sich auch wenigstens in sofern nicht getäuscht, als der Berichterstatter ihm zwei Instanzen gegen seine aufgestellte Theorie, wenngleich nur flüchtig entgegenwirft, worauf hier zuerst eine rechtfertigende Antwort zu geben, Ref. nicht umhin kann.

Sein erster Einwurf geht gegen den Begriff eines nothwendigen Schicksalsganges, welchen Ref. in dem Laufe der Begebenheiten überall dort sich bilden sieht, wo entgegengesetzte Lebensprincipien mit einander im Kampfe liegen. Hr. Maafs glaubt diesem Begriff sich darum entgegenstellen zu müssen, weil er mit ihm die Annahme einer Willensfreiheit unverträglich hält. Um sich zu überzeugen, dafs diese Gefahr hier nicht im entferntesten vorhanden ist, bedenke er nur einen Augenblick, dafs er einen ähnlichen nothwendigen Schicksalsgang, als wie er in der Rückert'schen Tragödie waltet, täglich an sich selbst erleben kann und oft erleben mufs, ganz unbeschadet seiner Willensfreiheit, wenn er z. B. nur ganz freiwillig einen Brief nach einem entfernten Orte auf die Post giebt. Den Augenblick nachher, wo er abgegangen ist, verwandelt sich des Briefes Inhalt, welcher ursprünglich nur eine freie Willensbestimmung des Absenders war, in eine den vielleicht später sich anders Besinnenden unabwendbar treffende Schicksalsgewalt, deren Folgen, vielleicht die Umwälzung seines ganzen Lebensgeschicks, sich mit eiserner Nothwendigkeit auf ihn wälzen, ohne dafs er irgend über einen seinem freien Willen hierdurch aufgebürdeten fatalistischen Zwang zu klagen hat. Er setze jetzt an die Stelle des abgesendeten Briefes die durch Mariamne mit Herodes eingegangene Ehe, welche ohne Zweifel ursprünglich ein Act ihres freien Willens war. Sobald aber deren Folgen in ihren Söhnen emporwuchsen, war ihre Person an die seinige unwiderruflich gekettet und so in einen Principienconflikt emporgehoben, der ihr nur die Wahl offen liefs, entweder von der Strenge und Ehrlichkeit ihres Charakters abzuweichen oder unterzugehen. Da sie das Erste nicht *wollte*, so hat sie das Zweite *gemufst*, nach unerbittlich nothwendigem Gange ihres Schicksals *gemufst*, so sehr *gemufst*, dafs keine Hoffnung zur Abwendung ihres tragischen Schicksals übrig war. Ohne Zweifel darf in solchen Fällen, wie diesem, von einem eisernen und nothwendigen Schicksalsgange geredet werden, mit vollem Recht. Aber mit welchem Rechte redet hier Hr. Maafs von einem Schicksal, das *über den Persönlichkeiten schwebe, die einzelnen Individuen vollständig knechte, ihnen alle Willensfreiheit raube?* Offenbar mit gar keinem. Er schiebt dem vom Ref. behaupteten principiellen Schicksalsgange ein beliebiges Gespenst unter, vor dem er eine sehr blinde und vage Furcht äufsert. „Des Ref. rigoristische Ansicht von der Unabweislichkeit des Geschehenen verkenne ganz das Element der Willensfreiheit der Individuen, das in die objectiv gegebenen Verhältnisse eingreife und sie nach sich gestalte. Denn wäre das Letztere nicht der Fall, so müfste jede neue Idee, so wie sie am Horizonte des Lebens erschiene, sich sogleich aus sich selbst verwirklichen — dafs dies aber nicht geschehe, dafs sie vielmehr in den meisten Fällen erst eine Reihe der verschiedensten Fassungen und vielfach mifslungenen Versuche durchmachen müsse, ehe sie vollständige Wahrheit werde, dies beweise für die Freiheit der Individuen, die jedes objectiv Gegebene nach dem Maafse ihres Willens mit Kraft oder Schwäche erfassen können." Dieses Räsonnement ist ohne Zweifel an sich alles Beifalls werth, aber wie pafst dasselbe zum Principienconflikt des Herodes? Offenbar gerieth hier der Hr. Berichterstatter bei Gelegenheit des vom Ref. angewandten ominösen Wortes *Schicksal* nur auf einen ihm beliebten Gemeinplatz, wo er nun im vollen Behagen sein wohlgeschultes dialektisches Rofs tummelte, ohne weiter zu sehen noch zu hören, was um ihn herum vorging.

Sein zweiter Einwurf gegen des Ref. Theorie besteht darin, dafs er aufmerksam macht auf die bereits 1826 erschienenen Dramen von Vitet, nämlich die Barricades und die Etats de Blois, als auf frühere genau nach den überkommenen Ueberlieferungen dargestellte geschichtliche Scenen, mit der Andeutung, dafs der vom Ref. als neu behauptete rein historische Weg Rückerts nicht ohne Vorgänger sei, dafs aber diese auf ihm eben so wenig Ruhm geerndtet hätten, als für Rückert darauf zu hoffen wäre. Ref. kennt die Schauspiele Vitets nicht, aber ihre Kenntnifs scheint ihm auch gar nicht nöthig zu sein, um eine Verständigung über den Gehalt dieses Einwurfs herbeizuführen. Was Ref. als neu an der Rückert'schen Methode des historischen Drama's rühmte, war der negative Charakter, weder vorzugsweise Charakterstück, noch

Digitized by Google

Leidenschaftsgemälde, noch Intriguenschauspiel, noch Situationsdrama, sondern eben nur *rein historisches* Drama zu sein, ein Drama, dessen ganze Kraft einzig und ungetheilt ruhe auf der Poesie des wahrhaften Inhalts der Weltgeschichte selbst, und folglich auf der Poesie der Principien. Denn die Hemmungen und Kämpfe der Principien sind der Inhalt der Weltgeschichte. Nun würde es offenbar auf eine blofse schaale Neckerei hinauslaufen, wollte man dem Ref. auch solche Dramen als Erfüllungen seines Ideals entgegenschieben, welche blofs geschichtliche Auftritte den überkommenen Ueberlieferungen getreu darstellen, wie wenn man etwa nach genauen Ueberlieferungen diese oder jene Anekdote aus dem Leben eines berühmten Regenten aufführen oder einen Tag aus seinem Leben getreu copiren wollte, wie er sich anzukleiden, spatzierenzufahren, die Leute anzulassen pflegte u. dgl. Denn es entstände hieraus noch immer nichts weiter, als ein Charakter-, Intriguen- oder Situationsstück, und trotz der äufsersten historischen Treue doch noch immer kein historisches Drama. Es folgt hieraus, dafs ein reinhistorisches und ein genau nach überkommenen historischen Ueberlieferungen gearbeitetes Drama Ausdrücke von ganz verschiedener Bedeutung sind, und dafs folglich Dramen, von denen Hr. Maafs nichts weiter zu rühmen weifs, als dafs sie genau nach den überkommenen Ueberlieferungen dargestellte geschichtliche Auftritte enthalten, *dadurch* noch lange nicht befähigt sind, dem deutschen Dichter den Ruhm der Erfindung des höheren Weges eines rein und nur historischen Drama's im Gegensatz zu den genannten vier untergeordneten dramatischen Species streitig zu machen.

Wenn also beide Einwände des Hrn. Berichterstatters nur beweisen, dafs derselbe an der Stelle der von Ref. aufgestellten Begriffe zufolge unvollkommner Auffassung nach homonymen Wortklängen andere substituirte, so legt er durch die Aeufserung, dafs „ihm „wenigstens die durchgehends witzelnde und tändelnde „Sprache dieser Dramen am allerwenigsten auf einen „von dem Hineingreifen des gewaltigen unabweislichen „Schicksalsfingers in die von ihm dargestellten Be„gebenheiten tief Ergriffenen hinzudeuten scheine" — und dafs „einen eigentlichen Totaleindruck eben so „wenig der erste als der zweite Theil des Herodes „hervorzubringen im Stande gewesen sei" — vollends an den Tag, dafs seine Phantasie sich bisher eben so jungfräulich gegen die Empfängnifs des poetischen Eindrucks vom Herodes selbst zu bewahren gewufst hat, wie sein Verstand gegen die Beunruhigung durch eine neue Theorie. Hr. Maafs gehört zu den Lesern, denen es hier durchaus nicht zur Unehre angerechnet werden soll, dafs sie eine Poesie nur stofflich aufzufassen, nicht aber lebendig aus sich zu recitiren wissen, und denen daher dort, wo die gewohnten poetischen Vorbilder, die Reminiscenzen schon eingeübter Eindrücke weichen, sogleich alle lebendige Anschauung ausgeht. Diese sind aber auch nicht um den Werth eines Gemäldes zu befragen, das sie noch gar nicht haben bei Lichte zu sehen bekommen. Hr. Maafs hat hinter diesen häufigen einbohrenden Doppelschlägen des Ausdrucks an keinem Orte etwas anderes erblickt, als gemeine Wortspiele, er hat unter diesem knappen Gewande der Leidenschaft, unter welchem ihre Muskulatur strotzend schwillt, die Muskeln und geschwollenen Adern nicht entdeckt, er sah nur Tändelei und Kurzweil. Was zeigt er dadurch, als dafs er das Ganze in seinem Innern gar nicht recitirte, dafs er es nur stofflich herunterlas wie man eine Chronik liest, dafs er folglich das Kunstwerk, welches er beschrieb, gar nicht wirklich in Händen hatte. Dies kann ihm aber durch keine Kritik, könnte ihm nur durch eine gelungene Darstellung eingehändigt werden, welche deshalb eben dem neuen Kunstwege so sehr zu wünschen wäre, weil eine lebendige Recitation des Gelesenen, ohne welche kein Drama, am wenigsten aber das Rückert'sche, richtig aufgefafst werden kann, bekanntlich nicht jedermanns Sache ist. Beiläufig mufs Ref. sich auch noch gegen einen ihm am besprochenen Ort aufgebürdeten Anachronismus verwahren. Denn wenn es dort heifst, dafs nach des Ref. Ansicht Shakespeare zuerst über den enggezogenen Kreis der französischen klassischen Tragödie hinausgegangen sei, so ist dies ein Hysteronproteron aus des Hrn. Berichterstatters Fabrik, das derselbe nur in seinem Eifer ihm unterschob.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 35.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1844.

Kaiser Heinrich IV. Drama von Friedr. Rückert. Heinrich der Vierte von Deutschland. Eine Trilogie von Hans Köster.

(Fortsetzung.)

Indem nun Rückert uns zum ersten Male das Schauspiel giebt, sein grofses Werkzeug auf den Gehalt der vaterländischen Geschichte zu wenden, sehen wir ihm auf diesem Boden sogleich einen jüngeren Dichter, Köstern, mit Bearbeitung desselben Stoffes entgegentreten und zeigen, wie sich derselbe Stoff in der Bearbeitung nach einer älteren Methode abspiegelt, und welchen Werth die Eindrücke eines älteren Weges, gegen die des neuen in die Waagschale gelegt, behaupten. Köster hat sich durch mehrere frühere Arbeiten, unter anderen durch seinen leben- und leidenschaftvollen Alcibiades, als ein auf solchen Wettkampf gerüsteter bewiesen, er erscheint Rückerten entgegen nicht als Neuling und Anfänger. Leidenschaft und ausführliche Charakteristik sind die Waffen, mit denen er seine Stellung verficht, seine Stellung auf jener breiten Ebene voll unerschöpflichen Reichthums, welche Shakspeare schien zu einer ewigen letzten Genüge den dramatischen Dichtern eröffnet zu haben. Ihm entgegen spielt sodann Rückert von einem steileren und enger gebauten Wohnsitze herab seine bezaubernde Musik der Principien. Was ist das Resultat? Erwartungsvoll treten wir bei Köster in seine wohlausgerüsteten Scenen voll Kampf, Leben, Liebe, Verzweiflung, Lust und alles dessen, was man die Mittel und das Rüstzeug der Weltgeschichte nennen mufs. Hineingerissen in das vielköpfige Gewühl der Ereignisse fühlen wir uns gefafst von den wilden Strudeln der damaligen Gegenwart, rechts und links zünden unter grollendem Gewölk die Blitze der Leidenschaft. Aber je weniger der Dichter unser eigenes Herz für Zweck und Ziel dieses verworrenen Treibens in Bewegung setzt, je mehr es uns ins Gefühl tritt, dafs Lebendigkeit des überfüllten Gemäldes, Glanz der überfüllten Scene, Pracht der mit psychologischem Luxus sich expectorirenden Charaktere, stolzes Getöne der in Extremen umhertaumelnden Leidenschaft es einzig ist, womit uns der Dichter mehr besticht als rührt, um so mehr geht die Blendung der Phantasie in Uebersättigung über, der Sinnenrausch wird zur Gemüthsöde, und so waten wir endlich ermüdet den immer dunkler werdenden Weg dieser Dramen zu Ende freudelos schwunglos, wie man im Sande watet. Nicht so glänzend und rauschend geht Rückert zu Werke. Statt uns ins breite Gewühl jenes Lebens hineinzureifsen und darin untergetaucht zu halten, weifs er vielmehr mit behutsamer Hand aus dem wilden Busch der Vergangenheit die Blüthen auszuheben, aus denen uns die Farben der Lebensprincipien, um derentwillen jene Kämpfe gekämpft wurden, besonders kenntlich entgegenglühen. Er scheidet den Inhalt der Geschichte von dem Ballast der Vergangenheit ab, und verschont uns mit dem letzteren. Seine Figuren sind transparent, jede glänzt von dem Lichte ihrer substantiellen Gesinnung und weltgeschichtlichen Bedeutung, und indem diese lebendig in uns wiederklingt, erlaubt uns der Dichter nicht in der kalten Rolle von blofs theilnehmenden Zuschauern zu verharren, er klopft an unsere Brust, er zwingt uns, eine Partei zu ergreifen in seinem Spiel, er legt sein Spiel an unser Herz als einen Prüfstein seiner Schläge, unserer innersten Gesinnung und Willensrichtung. Er singt uns im Anfange seines Doppelschauspiels die allerreinesten Töne deutscher Gesinnung, deutscher Scheue und deutscher Treue, ohne doch die Majestät des entgegenstehenden Princips irgend zu verdunkeln. Und wenn auch dieses stille und beglückende Licht des Anfangs die folgenden dunkleren Strecken nur noch mit einzelnen farbigen Strahlen hin und wieder durchschiefst, so berei-

Digitized by Google

tet sich dafür vom dritten Aufzuge des zweiten Theils an ein wahrer Sturm der Begeisterung, der in einem ununterbrochenen Anwachsen uns frohlockend bis ans Ende reifst.

Was nun zunächst den behandelten Stoff betrifft, so berührt Rückerts Doppeldrama sich mit Kösters Trilogie dergestalt, dafs der Inhalt der ganzen letzten Tragödie bei Köster nicht viel über den Raum des dritten und vierten Aufzugs des zweiten Schauspiels bei Rückert einnimmt. Der Inhalt dieser gemeinsamen Strecke ist der Kampf des alten Kaisers mit seinem abtrünnigen Sohne, dem jungen König Heinrich V., dieser Kampf, welcher zuerst den Vater mit einer demüthigenden Niederlage über der anderen zu Boden wirft, und am Ende, da sich das Glück wieder auf seine Seite zu wenden beginnt, mit seinem Tode abbricht. Dieser Tod schliefst bei Köster das Schauspiel. Denn die von Rückert noch mit benutzten ersten Ereignisse aus der Regierung Heinrichs V. gehörten nicht mehr in eine Trilogie, welche sich zum hauptsächlichen Zweck nichts weiter, als eine Charakterentwicklung Heinrichs IV. vorgesetzt hatte, und deren Theile einzig und allein gemäfs der Entfaltung dieses Charakters, gemäfs seinen Eindrücken und Ausbrüchen angeordnet wurden. Daher beschliefst bei Köster dieser Tod das Ganze mit einem tragischen, ja sogar trostlosen und beunruhigenden Eindruck, während im Gegentheil bei Rückert uns dieser Tod gar nicht die Empfindung eines sterbenden, sondern vielmehr die eines auferstehenden Lebens giebt, nämlich unseres eigenen, des deutschen Lebens, welches nun, durch diesen Tod mit sich selbst versöhnt und aufs Neue zusammengeschlossen, siegreich über die Alpen brauset. Die blofse mitleidende Theilnahme für das tragische Ende eines von seinem Sohn gedemüthigten Vaters zergeht als ein untergeordnetes und matteres Gefühl in dem glühenderen für das steigende Lebensprincip eines Volkes, und sobald der Dichter einmal unsere ganze Theilnahme auf die glühenderen, die principiellen Empfindungen gespannt hatte, so konnten nur Ruhepuncte der Principienspannung die Ruhepuncte des Schauspiels bilden, und es wäre durchaus fehlerhaft gewesen, an dem Orte zu schliefsen, wo Köster schlofs, und wo sich in Beziehung auf die Stellung der Principien vor unserm Auge nichts erhebt, als ein grofses Fragezeichen. Es folgt hieraus, dafs das, was Köstern offenbar letzter Zweck war, Charakterschilderung, Rückerten nur als Mittel gelten durfte, so wie ferner auch, dafs, wollte man Kösters Trilogie als eine Reihe von Principienschauspielen beurtheilen, wozu in einzelnen Partieen derselben überaus viel Veranlassung gegeben ist, man einen viel zu strengen Maafsstab anlegen würde, wodurch dieselbe sogleich tief unter ihren wirklichen Werth sinken müfste.

Der verschiedene Gesichtspunct beider Dichter thut sich eben so sehr kund in dem, was sie der gemeinschaftlichen Strecke, die sie zusammen wandeln, vorausgehen lassen. Rückert beginnt sein erstes Schauspiel mit der Darstellung der Ereignisse in Canossa, welche Köster für ganz undarstellungsfähig für einen deutschen Dichter erklärt. Rückerts weltgeschichtlicher Blick war im Stande, in diesem so ungeheuren Sinken des Princips, für welches doch sein eigener Enthusiasmus glühte, einen durch die Gewalt des Felsen Petri herbeigeführten erhabenen Act im grofsen Schicksalsgange der Völker staunend zu begrüfsen, während Köster hier nichts erblickte, als das peinliche Strafurtheil von des Königs unklugem Benehmen gegen die Sachsen, und daher hier keine anderen Worte hatte, als die zum Epilog des zweiten Schauspiels der Narr spricht:

Was nun geschah, Du edles Volk der Deutschen,
Das zu enthüllen Dir, ziemt nicht der Bühne;
Des Vaterlandes Schmach verbirgt sich schamvoll,
Sie leidet nicht die Pein der offnen Scene,
Und freudig schweigt der Dichter dem Bewufstsein,
Dafs solche Zeiten nimmer wiederkehren,
Und dafs die ein'ge Kraft der Gegenwart
Die Mahnung an vergangne Schand' ihm spart.

Köster ertheilt in diesen Worten unwissend der Rückert'schen Arbeit das gröfste Lob, eine kaum mit Anstand lösbare Aufgabe glücklich gelöst zu haben, und zwar, wie jeder Hörer empfindet, mit Erhebung des Nationalgefühls. Ein solcher Sieg lag freilich nur in der Gewalt des neuen Werkzeugs, welches unter dem stechenden Glanze des Gegenprincips eine Demüthigung des Hauptcharakters der Darstellung als nicht unedel zuliefs, die unter den Händen des blofsen Charakterzeichners, wie er uns selbst hier zugegeben hat, plump und verletzend hätte ausfallen müssen. Köster füllte dagegen den Raum der beiden ersten Schauspiele mit den Ereignissen, welche der Bufsfahrt nach Canossa voraufgingen, von der widerwillig vollzogenen Vermäh-

Digitized by Google

lung des Königs mit Bertha an. Wir sehen im ersten Schauspiel die Sachsen an der Harzburg bauen und von Otto von Nordheim zu neuer Empörung gegen den König gereizt werden. Wir schauen es an, wie der König vergebens seine Ehescheidung betreibt, wie er sich durch die Künste eines päpstlichen Legaten voreilig zur Bestätigung der Wahl des Papstes Hildebrand lenken läfst, wie er vor den sich unter Herzog Otto aufs Neue bewaffnenden Sachsen flieht, von ihnen in der Harzburg eingeschlossen wird, sich mit Bertha versöhnt, sich auf dem Herrentage zu Gerstungen vor den Fürsten demüthigt, den Sachsen Alles, was sie begehren, verspricht, und die Verwaltung des Reichs aufs Neue in die Hände des Cölnischen Hanno abgiebt. Das zweite Schauspiel stellt uns dar, wie die Sachsen den geschlossenen Vertrag brechen, und dafür vom König, der sich zu diesem Ende mit den Böhmen verbindet, bei Hohenburg überfallen und geschlagen werden. Von nun an bekommt er seine Bestätigung Hildebrands zu bereuen. Denn die vom Bischof Otto von Ostia überbrachte päpstliche Bulle, die er zerreifst und mit Füfsen tritt, wird die Ursache des Banns, der ihn bald gänzlich zu Boden werfen soll. Vergebens knüpft er Unterhandlungen an mit der Partei der römischen Aufrührer unter Cencius, vergebens läfst er ein zu Worms versammeltes Concilium den Hildebrand verwerfen. Der Bannfluch wirkt, die Fürsten tagen zu Tribur, Bertha bleibt ihm treu, und hält ihn vom Entschlufs der freiwilligen Abdankung zurück, er sendet seinen Kanzler nach Rom, um seine Unterwerfung unter den Papst vorzubereiten. Diese Fülle von Kämpfen und Ränken, die wegen des in ihnen immer wiederkehrenden lästigen Rundgangs von Erfolgen, bei denen der ungeduldig vorwärts strebende Schritt des Königs nach immer erneuerten Mühen nur immer weiter rückwärts gleitet, Rückerten wenig angemuthet zu haben scheint, war Köstern nur darum kein öder und unfruchtbarer Raum für ein Schauspiel, weil es ihm schon genügte, denselben nur von dem Grundstamm seines Hauptcharakters, den er zu zeichnen vorhatte, durchwachsen und durchgrünt zu sehen. Dürften wir hier den strengeren Maafsstab des Principiendrama's anlegen, so würden wir den ungeheuren Fehler zu rügen finden, dafs ein Dichter uns die Katastrophe, worauf das Getriebe zweier Schauspiele einzig und allein hinarbeitet, gänzlich vorenthält, uns also Glieder giebt ohne einen Kopf. Wie sehr umgekehrt die Charakterausmalerei bei Rückert nur als Mittel zu höheren Zwecken gebraucht wird, zeigt der Letztere darin, dafs er den geringeren Reiz einer Schilderung der Gemüthsumwandlung des Königs vor seinem Zuge nach Canossa willig aus Händen gab um des erhabneren Reizes eines grofsen, volltönigen, durch das Ebenmaafs der einfachsten Verhältnisse fesselnden Anfangs willen. Der Principienzwist hat nach langem Zaudern bereits die Katastrophe erreicht, unserm Auge enthüllt sich auf den ersten Blick das Ungeheure. Rückert sucht überhaupt wie ein Adler überall die Höhenpuncte, und geht ohne Umschweife darauf zu, während der Dichter der Trilogie mehr die Breite liebt, alle Fäden ins Weite spinnt, ja die Geduld des Hörers durch die Länge, womit die Personen ihr Inneres auseinandersetzen, nicht selten in Anspruch nimmt. Vor letzterer Gefahr, womit historische Stücke uns von jeher gern bedrohet haben, ist Rückert von vorn herein weit mehr gedeckt durch die rasche und rüstige Natur seines Weges und durch das feine ätherische Feuer des überpersönlichen Interesses, womit derselbe stets die Seele durchwärmt erhält. Kösters Poesie ist durchweg steiferer und schwerfälligerer Natur. Sein Anschliefsen an die Geschichte besteht in der umständlich ausmalenden Art, welche sich die Naturwirklichkeit der geschehenen Auftritte ihrer ganzen Breite nach zur Aufgabe nimmt, anstatt dafs Rückert sich immer nur in der reinen Geschichtswirklichkeit zu bewegen sucht, und durch ein rascheres Fortschreiten dafür sorgt, dafs unser Auge immer auf dem historischen Inhalt als solchem ruhe, während er sich in Beziehung auf die Naturwirklichkeit zwar weder Abänderungen noch Fictionen *von Belang*, wohl aber bedeutende Zusammenziehungen und Vereinfachungen erlaubt. Es ist aber allerdings ein Unterschied zu machen zwischen Naturwirklichkeit und Geschichtswirklichkeit. Wir sind zwar bei unseren geschichtlichen Handlungen Naturwesen, aber nicht Alles, was wir als Naturwesen sind und thun, gehört zu unserer geschichtlichen Wirklichkeit, z. B. nicht das, was sich im Kreise der täglichen Nothwendigkeiten bewegt, welche immer denselben Gang nehmen, wir mögen dabei sonst thun und lassen, was wir wollen. In diesen Kreis gehören z. B. bei einer geschichtlichen Handlung nicht minder die Personen, welche im Augenblick blofs als Werkzeuge

Digitized by Google

agiren. So bieten z. B. Generäle und Staatsräthe, denen ein Fürst auf empfangene Nachrichten Befehle ertheilt, auf der Bühne nur Naturwirklichkeit dar, und daher wird ein solcher Auftritt in der Darstellung immer etwas Lästiges haben. Denn die Umpersonen hängen hier an der einzig geschichtlichen Hauptperson als Ballast. Daher in solchen Fällen Rückert die einzig und allein handelnde Person auch immer lieber allein auftreten und ihre auszuführenden Entschlüsse allein aussprechen läfst, weil das Uebrige der blofsen Naturwirklichkeit angehört, mit welcher er uns in allen Fällen eben so gern verschont, als mit dem Essen, Trinken, Schlafengehen und Ankleiden der Helden. Der Dichter der Trilogie im Gegentheil meidet die Naturwirklichkeit so wenig, dafs er sie oft sogar sucht. Man höre nur S. 277:

Bürgerin. *Grüfs Euch Gott, Herr Zunftmeister!*

Zunftmeister. *Hol Euch der Teufel, Frau Meisterin! Was habt Ihr hier zu thun?*

Bürgerin. *Kam blofs um Euretwillen her, Herr Zunftmeister; wollt' doch sehen, wie drittehalb Centner im Bratenrock ausschauen.*

Zunftmeister. *Habt Ihr mich denn von vorne genug besehen, dann schaut mich auch von der anderen Seite an und geht nach Hause.*

Dergleichen ist Naturwirklichkeit und keine historische, wohingegen das artige Spottliedchen der Kreuzfahrer bei Rückert II. S. 98.

Ich hab' en Herrn, ich hab' en Herrn,
Dem dien' ich ohne Scheue;
Herr Habenichts! ein Habegern
Bin ich, bin meiner Treue:
Ich äfse gerne Haberkern,
Und habe lauter Spreue.

allerdings noch immer der historischen Wirklichkeit angehört.

Das Herabsteigen auf den breiten Boden der Naturwirklichkeit zwang die Dichter des historischen Schauspiels gewöhnlich, für den dadurch entstehenden Ballast der Scene und der Handlung durch aufserordentliche Gewürze entschädigen zu müssen, durch eingewebte Liebesepisoden, seltsame Charaktere, abenteuerliche Fügungen oder erdichtete Zusammenhänge. So hat auch Köster hier dem eingewobenen Liebesverhältnifs des Königs zur Maria, der Tochter eines sächsischen Herren Namens Friedrich vom Berge, die erstaunliche und alle wirklichen historischen Zusammenhänge gleichsam überflügelnde Bedeutung beigelegt, zuerst durch einen daraus hervorgehenden väterlichen Fluch auf des Königs Haupt dessen leidenschaftliche Zerrüttung zu steigern, sodann die Aussöhnung des Königs mit seiner Gemahlin Bertha zu motiviren und dadurch dem ersten Schauspiel die Abrundung eines Leidenschaftsdrama's zu geben, und endlich die Empörung seiner beiden Söhne, welche den Inhalt des dritten Schauspiels bildet, als die Wirkung jenes väterlichen Fluchs erscheinen, sie ihn wenigstens durchgehends so empfinden zu lassen. Auf dem Grunde des durch eine sündhafte Liebe geweckten Fluchs einer erdichteten Person, auf dem Grunde einer Erdichtung also, ruht die ganze tragische Schwere dieser Trilogie. Dem historischen Zusammenhang wird ein moralischer zur Erklärung untergebaut, dem historischen wirklichen Zusammenhang ein moralischer möglicher, die Wirklichkeit wird von der Möglichkeit, das Schwerere wird vom Leichteren, das ideenentflammte Völkerschicksal von einem erdichteten persönlichen Verhältnisse getragen.

Der Charakter Heinrichs IV. ist vom Dichter der Trilogie mit einem Auge aufgefafst worden, welches die durch die Tradition gelieferten Züge zu möglichst schroffen und einschneidenden Auftritten zu verwenden sucht, ohne die möglichen Milderungen für das Licht des Geschehenen eintreten zu lassen, zu denen eine durch lauter Schriftsteller der feindlichen Partei überlieferte Geschichte so stark auffordert, und zu denen sich Rückert in seiner Darstellung desto geneigter gezeigt hat. Auch bei Rückert fühlt sich Heinrich als den tief gesunkenen, aber es ist ein gewisses Hohes und Königliches in ihm nicht untergegangen; bei Köster wird er zur recht gemeinen Natur erniedrigt, zu einer consistenzlosen Seele ohne alle edle und königliche Haltung. Er zeigt sich in allem, was er thut, eben so trotzig, als verzagt, eben so tollkühn, als schwach, eben so unbändig, als leicht zu allem herumzulenken, eben so brutal gegen den ihn anklagenden Vater, als schwächlich furchtsam gegen die Wirkungen des Fluchs.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 36.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1844.

Kaiser Heinrich IV. Drama von Friedr. Rückert. Heinrich der Vierte von Deutschland. Eine Trilogie von Hans Köster.

(Fortsetzung.)

Durch die Unbändigkeit seines Thuns kehren sich seine Thaten wider ihn selbst, durch die Unbändigkeit seines Geniefsens mischt sich schon in den Anfang seiner Genüsse der Ekel. Ohne die Spur einer wirklichen Veredlung oder Erhöhung durch seine Leidensschläge, moralisirt er über sich selbst, recht wie die bodenlos schwachen, und klagt seine schlechte Erziehung an. Endlich mufs er sich krümmen vor der Uebermacht eines Sohnes, dem zwar seine Leidenschaftlichkeit mangelt, der ihn aber an Charakterschwäche wo möglich noch übertrifft. Es ist allerdings einem Dichter vaterländischerseits ein Vorwurf darüber zu machen, wenn er die natürlichen Repräsentanten des Nationalruhms der Vergangenheit in dem wirklichen Lichte, womit ihre Personen und Charaktere glänzen, herabsetzt, oder wenn er von den vielen möglichen Lichtern der Bestrahlung das trübste und ungünstigste wählt. Dazu würde auch durch eine hellere Charakterzeichnung Heinrichs sich die Färbung des Ganzen in dichterischer Hinsicht vortheilhaft erhöhet haben, und es würde wenigstens ein Theil von der Trostlosigkeit und Oede gewichen sein, welche sich nothwendig über ein Gedicht hinbreiten mufste, das seinen Zweck nicht höher stellte, als die ins Weiteste ausgesponnene Zeichnung eines Charakters von so wenig Gehalt zu sein. Giebt man indessen den Charakter Heinrichs IV. zu als einen gänzlich unedlen, läfst man sich gefallen, seinen Sohn Heinrich V. zu einem Schwächlinge herabgesetzt zu sehen, dessen Thun immer nur vom nächstvorhergehenden Eindruck abhängt, und bei dem man freilich nicht begreift, wie er später nach dem Berichte der Wirklichkeit beim Glanze des Krönungsgottesdienstes den Papst Paschalis höchsteigenmächtig gefangen nahm, läfst man sich dies Alles gefallen, so bleibt die Kraft und Lebendigkeit der Darstellung hier, wie bei den übrigen männlichen Charakteren, dem biederen Ulrich von Kosheim, dem weisen Eberhard von Nellenburg, dem albernen Junker Regenger, dem treuherzigen Narren, immer lobend hervorzuheben. Die Durchführung aller Scenen, welche ein männliches Handeln darstellen, sei es kriegerisch oder berathend, leidenschaftlich bewegt oder gemessen ruhig, ernsthaft oder scherzhaft, ist als solche befriedigend zu nennen, sobald man Darstellung der Naturwirklichkeit als Zweck des historischen Schauspiels zugiebt, und dabei sich den oft viel zu grofsen Wortreichthum des Dialogs, der weder Ueberflufs noch Wiederholung scheut, gefallen läfst. Der entgegengesetzte Fall ist mit den weiblichen Charakteren. Die weibliche Empfindungsweise ist dem Dichter so fremd, dafs er kaum kann eine weibliche Person, ohne Anstofs zu geben, auftreten lassen. Unglücklicher Weise ist sogleich der Anfang des Vorspiels zum ersten Drama ein solcher. Der König Heinrich steht hier der so eben mit ihm durch den Cölnischen Hanno vermählten Bertha gegenüber, die er vor unseren Ohren aufs unwürdigste höhnt, und uns damit sogleich auf den untersten Boden seiner unköniglichen Seele blicken läfst. Ein niedriger Mensch kann allerdings so sprechen, wie hier Heinrich spricht, aber solche Empfindungen haben, wie sie Bertha, ehe sie etwas erwiedert, bei Seite spricht (S. 5):

O Gott der Liebe, Du vergiebst es mir,
Wenn trotz des Spottes ich ihn dennoch liebe!

das kann kein Weib in dem Augenblick, wo das erste Gespräch mit einem ihm angetrauten fremden Mann sich mit Worten eines unerträglichen Hohns einleitet. Hier hat den Dichter irgend eine Reminiscenz von der Taubennatur des Weibes oder von der Plötzlichkeit,

Digitized by Google

womit Liebesempfindung beim blofsen Anblick entspringen kann, aber nicht die Natur der Sache geleitet. Solche Worte, wie sie Heinrich unter anderen ausstöfst:

Ich hätt' es nie gedacht, dafs man in Susa
So schüchtern wäre —
Ich seh' es, Ihr wart nicht Freiwerberin
Um meine Hand —
Zwar mufs ich Euch gestehn,
Dafs zum Vermähltsein mir die Laune fehlt —
Die Kerzen brennen nieder — Eure Reize
Lodern empor wie junge Morgenröthe —
Erzählt die Mähre mir von Eurer Liebe —
Denn, gnäd'ge Frau, man sagt, Ihr liebt mich sehr —

solche Worte mufsten bei Bertha, war sie zarterer Natur, Schwindel und Ohnmacht, war sie stärkerer Art, Indignation bewirken. Es schien dem Dichter fremd zu sein, dafs auf die Nerven eines unverdorbenen Weibes ein Ehrenangriff nicht anders wirkt als wie ein Mordanfall. Auf solche Worte eine so lange und so gemessene Rede, und von diesem Inhalt zu erwiedern, wie Bertha S. 5 thut, würde in der Wirklichkeit ein so abgestumpftes Ehrgefühl in der weiblichen Seele voraussetzen, wie es ihr zuzuertheilen des Dichters Absicht nicht sein konnte. Man höre:

Und dennoch sprech' ich: ja, ich liebe Dich
Und werd' mit Liebe Deinen Hohn vergelten! —
Du lächelst, dafs ich also ohne Scheu
Und unberührt von Deinem bittern Worte,
Des Herzens Weh bezwingend, zu Dir sprach, —
Nicht ich um Dich, Du hast um mich geworben,
Ich bin Dein Weib, ein Theil von Deinem Selbst,
Mifsachtend mich, kränkst Du die eigne Ehre: —
So lehr' Dich Selbstsucht, was Dich Edelmuth
Nicht lehren konnte!

Gingen hier jene bei Seite gesprochenen Worte an den Gott der Liebe nicht vorher, so würde Niemand einen Augenblick anstehen, was er von dieser frechen Zunge zu halten habe. Aber jene Worte, so wie der ganze Verfolg, lassen keinen Zweifel, dafs hier nichts weiter ist, als ein verzeichnetes Glied. Dahingegen auf S. 13, wo bei Bertha nicht das weibliche Zartgefühl, sondern der sittliche Verstand in Anspruch genommen wird, sie das Herz auf dem rechten Fleck zeigt.

Auch beim ersten Auftreten Mariens, der Geliebten des Königs, im Anfange des zweiten Aufzuges des ersten Schauspiels bekommt gleich die weibliche Empfindung einen Flecken, den der Dichter ihr doch, wie es scheint, nicht zu geben beabsichtigte. Hier scheint es dem Dichter wiederum unbekannt gewesen zu sein, welch einen Zustand eines weiblichen Gemüthes es anzeige, wenn bei einem so klaren Bewufstsein der eigenen Schande „Mädchen nicht zu sein und auch nicht Weib" und so „verborgne Freude mit scheuer Zähre zu erkaufen" — wenn bei solchem Bewufstsein ohne allen idealischen Gegenhalt im Gemüthe, ohne jenes so tief in der weiblichen Seele liegende und so schwer ausrottbare Gegenbewufstsein von der Berechtigung aller *wahren* Liebe als einer solchen, ja sogar ohne alle auch nur sophistische Entschuldigung, ein Weib in diese Lage kam und in derselben verharrte. War es aber wirklich seine Absicht, hier kein vorzügliches Wesen zu zeichnen, so begreift man wieder nicht, warum gerade Marie vor vielen anderen des Königs Leidenschaft so sehr entflammen konnte, und dies bis zu einem Grade, der nicht blofs Sinnlichkeit athmet (S. 51):

Ja, lafs mir Deine Liebe Alles bleiben,
Ich will durch Deine Liebe Alles sein —
Verlör' ich sie, ich stünd' nicht mehr für mich —
Verlier' ich Dich, verlier' ich meinen Glauben,
Verlier' ich Dich, verlier' ich meinen Gott —
Jetzt bringt mich Deine Liebe aufser mir,
Ich bin zu arm für so viel Reichthum, Kind —

so dafs es auch hier wohl aufser Zweifel kommt, dafs der Dichter ein nicht unedles Weib zu zeichnen vorhatte, aber ihm aus Unkunde der süfsen Illusionen des weiblichen Herzens die Zeichnung mifsrieth. Als Marie im vierten Aufzug als eine schwangere auftritt, da wird dieser Umstand zu einem neuen Glatteis für den Dichter, wenn sie zum König spricht (S. 114):

Mann meiner Seele, wende Dich nicht ab, —
Ich glaub' ins Auge meines Kinds zu schauen,
Wenn ich in Deinem Blick mich wiederfinde —
O Lieb' ist schön, doch schöner Mutterglück!

Diese Vorausnahme des Muttergefühls ist dem Weibe etwas völlig fremdes. Der Dichter hatte es als Notiz im Verstande, dafs Muttergefühl eine noch schönere Empfindung als Liebe sei, und liefs die ganz richtige Bemerkung nur am sehr unrichtigen Orte hervorbrechen. So wenig aber das Muttergefühl vorempfunden werden kann, so sehr wächst durch die Schwangerschaft nothwendig das Gefühl der Unzertrennlichkeit des Weibes von ihrem Gatten, und folglich von der inneren Berechtigung ihrer Liebe, erscheine dieselbe äufserlich auch noch so ungesetzlich. Das Gefühl die-

Digitized by Google

ser Unzertrennlichkeit ist so grofs, dafs ein väterlicher Fluch, der das Haupt des Gatten trifft, daran unmöglich rütteln kann. Es war ein grofser Fehler vom Dichter, bei diesem Ausgang, den das erste Schauspiel nehmen sollte, Marien als eine Schwangere auftreten zu lassen. Alles widerspricht. Es widerspricht erstlich der Mangel alles Gefühls innerer Berechtigung (S. 135):

Mein Herz ist so durchkältet, dafs Gebet,
Vom Hauch der Sünde schaurig angeweht,
Nicht himmelan mehr kann, und gleich der Blüthe
Vom Mehlthau krank, noch unentfaltet stirbt —
Und Racheschwerter zucken durch ein Herz,
Verflucht vom Vater, in mir selbst verflucht,
Fluch dem Geliebten, Fluch dir, armes Wesen,
Erzeugt in sünd'ger Liebe, und dem Hasse
Und der Verachtung einst geboren!

Es widerspricht eben so sehr dieser Lichtblick der Freude nach vollbrachter Entsagung (S. 138):

Das Opfer ist gebracht, der Sieg errungen,
Und Säuseln hör' ich wie von Engelzungen:
„Brich auf, Marie; die dornenvolle Bahn
Ist erst begonnen, doch nicht abgethan;
Das erste Opfer brachtest du dem Herzen,
Das zweite bring' der Welt und ihren Schmerzen!"

Es widerspricht endlich ihre viertägige Fufswanderung mit dem König von der Harzburg nach Gerstungen ohne Nahrung und wärmendes Dach, durch Felsenspalten und über Bergesrücken, in eines Burschen Kleidung, in keckem Wamms, mit keckem Mannesschritt (S. 128. 132). Und was ist der Dank für die so zu Stande gebrachte Aussöhnung zwischen dem König und seinem Weibe, der Bertha? Sie lassen die arme Schwangere gefühllos ziehen, so dafs sie bald darauf, wie wir später (S. 391) erfahren, in einem Waldthale nahe dem Böhmerlande unter freiem Himmel niederkam und umkam. Ist dies nicht ein wenig schauderhaft, und eben daher höchst unwahrscheinlich? Wenn uns früher unsere Dichter den Lauf der Weltgeschichte manchmal durch erdichtete Liebesepisoden verfälschten, so wufste man, warum sie es thaten. Denn sie überschütteten gerade diese Episoden mit einem solchen Glanze ihrer Genialität, dafs man ihnen das Streben verzieh, sich, wenn auch am unrechten Orte, eben in ihrer gröfsten Stärke auszubreiten. Was aber bei Köster diese Liebesepisode soll, die den allerschwächsten Theil des Gedichts bildet, die fast kein gesundes Glied an sich hat, zu der der Dichter sich ganz talentlos quälte, das begreift kein Mensch, wenn er nicht annimmt, dafs der Dichter das, was in unserer bisherigen Art des historischen Schauspiels höchstens zu entschuldigen ist, für eine Anforderung an den Schauspieldichter nahm, und nun mit Gewalt nicht eher ruhete, als bis er den durch anhaltende Gewohnheit zur Regel gewordenen Fehler auch seinem Schauspiel glücklich eingeimpft hatte.

Wenn das erste Schauspiel durch die grofse Liebesepisode die Abrundung einer Leidenschaftstragödie bekam, deren Stamm aus dem Vorspiel emporwuchs und deren Hauptperson Marie ist, so greift im zweiten Schauspiel des Königs Verhältnifs zu Bertha nur am Schlusse dadurch bedeutend ein, dafs sie die Urheberin seines Entschlusses zur Aussöhnung mit dem Papst und zum Zuge nach Canossa wird, indem er sonst nach des Dichters Darstellung zufolge seiner jähen und stürmischen Gemüthsart lieber abgedankt haben würde. Die zweite Tragödie trägt daher noch entschiedener als die erste, die Grundfarbe des Charaktergemäldes. Wir sehen beim Fortrollen der Begebenheiten den trüben und irren Sinn des Königs zum äufsersten gesteigert, ihn gleichsam ganz in die höllische Finsternifs hinausgeworfen. S. 153:

Sieh, meine Seele gleichet jenen Bronnen
In Felsenklüften, deren feuchten Moder
Kein Sonnenstrahl erhellt; — die Klarheit weicht,
Und der krystallne Glanz des reinen Quells
Verwandelt sich in molkig schwarzes Nafs.

S. 166. (Zu den Fürsten):

Ich weifs nicht, glaub' es nicht, dafs meine Macht
Genügt, nach meinem Willen euch zu zwingen;
Doch weifs ich es, dafs meine Macht genügt,
Das ganze Reich in Feu'r und Flamm' zu setzen,
Was nur besteht, in Trümmer zu zerschlagen,
Und soll ich unter ihnen mich begraben,
Ihr Alle stürzt mit mir und meiner Macht.

S. 232. (Zu seinem Kanzler Eberhard von Nellenburg nach dem Siege über die Sachsen bei Hohenburg):

Um Gottes Willen keine Einred', Erhard;
Ich kann sie heute nicht, selbst nicht von Dir
Ertragen — schweig! — Ja, Du hast Recht, —
Ich will nicht Recht, nicht Grund, nicht Ueberzeugung —
Ich will berauscht sein! — —
Dafs es ein gräulich gottverfluchter Anblick,
Wenn sich ein König mit dem Lorbeer schmückt,
Den er mit seines Volkes Blut gedüngt, —
Sieh, Freund, was Du mir sagen könntest, weifs ich —
Denn weil ich fühle, dafs an Sachsens Hafs

Digitized by Google

Mein Thron am Ende doch zerschellen mufs,
Will ich an Sachsens Demüthigung mich lechzen,
Wenn meine Siegeslust auch eitel ist
Und voller Thorheit.

Und so rollt das zweite Schauspiel ab als ein von einer Gallerie historischer Auftritte begleiteter Monolog eines dämonisch in sein Verderben rennenden Geistes. Zwar könnte man hiergegen geltend machen, dafs die Gewalt der Principien unser Gemüth hier eben so stark berührt, als die Gewalt der wahnsinnigen Leidenschaft, z. B. in den Wirkungen des päpstlichen Banns (S. 283), in des Königs Trotz gegen den Papst (S. 266), in der herzerhebenden Bejahung des deutschen Königthums durch die Treue der Wormser Bürger (S. 297). Aber als Principienschauspiel betrachtet, mangelt ihm die erforderliche Einheit. Mit der Spannung zwischen Heinrich und den Sachsen beginnt das Stück um mit der Spannung zwischen ihm und dem Papst aufzuhören, ein Uebergang, der auf diese ganz unvermittelte Weise gemacht ein grelles und unerträgliches Umspringen aus einer Tonart in die andere ist. Daher mufs der Dichter seinen Absichten nach ein Messen mit diesem Maafsstabe durchaus von sich ablehnen.

Der dritte Theil der Trilogie enthüllt uns das freudelose Schauspiel, wie ein Vater von seinem Sohne aus blofser Schwäche zweimal verrathen wird, indem derselbe den Ueberredungskünsten des schlauen Erzbischofs Rothard von Mainz nicht widerstehen kann. Der Dichter zeigt uns dies eine hier vortrefflich, dafs es allerdings noch etwas schwächeres auf Erden giebt, als den Schwächling aus leidenschaftlicher Tollheit, nämlich den Schwächling aus Fadheit. Aber dies ist eben kein vortheilhafter Gegenstand für den Schlufs einer weltgeschichtlichen Trilogie. Die Tragödie beginnt auf der Reichsversammlung zu Mainz, auf welcher der unterdessen zum Kaiser gekrönte Heinrich IV. seinen Sohn Heinrich V. an die Stelle des abtrünnigen Konrad zum deutschen König erwählen läfst, wonach er denselben in Gegenwart seines Schwiegersohns des Friedrich von Hohenstaufen durch einen feierlichen Eid der Treue an sich zu binden sucht. Im Einzelnen giebt es hier wohlgetroffene Züge, z. B. die Aufschüchterung des argwöhnischen Vaters durch den ungestüm eintretenden Sohn (S. 317):

Ei, ei, mein Sohn, treibt Dich so grofse Hast,
Dafs Du den Vater im Gebete störest, u. s. w.

Aber sie sind nicht hinreichend, der Mattigkeit und Trostlosigkeit der ganzen Anlage das Gegengewicht zu halten, und es scheint, als ob der Dichter nur immer ums Einzelne bemüht gewesen ist, wobei er den Eindruck des Ganzen gehen liefs, wie er eben wollte. Das aber ist gewifs ein sehr verkehrtes Thun. Der junge Heinrich widersteht dem Ruthard nicht, wird von den abtrünnigen Fürsten aufs Neue zu ihrem König gewählt, und beginnt von Baiern aus den Aufruhr, worauf der alte Kaiser sich zu einem Zuge gegen ihn entschliefst, den er einen Kreuzzug nennt „die Unnatur auf Erden zu bekämpfen." Aber das kaiserliche Heer von Fritzlar fällt ab, Thüringen und Sachsen verlassen ihn; Nürnberg, Regensburg, Würzburg, Speier unterliegen dem König; der König zieht nach Mainz gegen den Kaiser. Dieser, zu dessen Vertheidigung die Mainzer 20,000 Mann stellen, nimmt aber von ihnen nichts an, als ihre Begleitung bis Bingen auf seiner Flucht nach Cöln. Bei Bingen läfst der Dichter die Aussöhnung zwischen Vater und Sohn erfolgen, die er hier nach dem Sinn der Charakterschwäche des Sohnes für eine wirkliche nimmt, und wovon die Folge die Gefangenschaft des Kaisers war, zuerst auf Burg Beckelheim, hernach in Ingelheim, wo er das Reich durch förmliche Abdankung in die Hände seines Sohnes niederlegen mufste. Die letztere Schmach hat der Dichter dem Kaiser erspart, indem er ihn sogleich nach seiner Gefangennehmung und nach der Abgabe der Reichskleinodien mit dem Bischof Otbert nach Lüttich entfliehen läfst, wo er stirbt. Aber dieser geschichtliche Vorgang erscheint hier im Ganzen auch wieder mehr als Nebenwerk, indem der durchgehende Grundgedanke die Erfüllung des Fluches aus dem ersten Theil bleibt. Marie mufste dort ins Elend entweichen, damit hier (S. 391) der Kaiser in derselben Stunde, wo er sich von seinem zweiten Sohn gefangen und zum zweiten Mal verrathen sieht, in einem gemeinen Reisigen, welcher als Wachtposten an dem Thore seines Gefängnisses schildert, seinen dritten Sohn erkennen kann, den Sohn der im Elend umgekommenen Marie, dem er sich nun natürlich nicht zu erkennen geben mag, und dem er eine Wallfahrt nach dem heiligen Grabe für sich aufträgt. So geht der väterliche Fluch des Friedrichs vom Berge an ihm in Erfüllung, so rächen sich an ihm seine Jugendsünden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 37.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1844.

Kaiser Heinrich IV. Drama von Friedr. Rückert. Heinrich der Vierte von Deutschland. Eine Trilogie von Hans Köster.

(Fortsetzung.)

Dieser moralische Gesichtspunct regiert das Ganze, und der Kaiser selbst kommt in seinen Worten immer wieder auf ihn zurück. Aber dieses schwache Gerüste zum Tragen eines weltgeschichtlichen schweren Inhalts zeigt sich um so gebrechlicher, da der Dichter hier nicht auf dem denkbaren wirklichen Zusammenhang eines mit der Muttermilch gegen den Vater eingesogenen Widerwillens fufst, indem die Mutter bei der Söhne Empfängnifs eine mifshandelte war, sondern statt dessen eine mythische Farce im Stil der alten Schicksalstragödie unterschiebt, an die wir nicht glauben können. So kommt hier ein wunderliches Widerspiel der antiken Tragödie heraus. Denn anstatt dafs wir dort ein wirkliches ernsthaftes Fluchschicksal sich vollziehen sehen an Personen, die nicht daran glauben wollen, sehen wir hier einen Kaiser unter der Last eines Fluches winseln, der nirgends anders wirkt, als blofs in seiner Einbildung.

Nur Einen grofsen Lichtblick giebt es in all dieser unerquicklichen Trübsal, und derselbe soll auch hier, wie sichs gebührt, nicht verschwiegen werden, es ist die Darstellung der Treue der Mainzer Bürger gegen den Kaiser am Ende des dritten Aufzugs (S. 355—370). Warum überstrahlt diese Partie alle übrigen so sehr? Weil es sich in ihr von etwas Höherem handelt, als blofser Darstellung einer Leidenschaft oder eines Charakters, weil es sich handelt um Darstellung einer Volksgesinnung, einer wirklichen weltgeschichtlichen Macht. Solche Töne gehen immer unmittelbar ans Herz, sie sind die Zeichen für den wirklichen Inhalt der Geschichte. Anstatt euch von ihnen blofs überraschen zu lassen, wo sie euch auf eurem Wege zufällig begegnen und zu euren Füfsen ein Licht emporquellen machen, über dessen Wirkungen ihr selbst erstaunen müfst, machet sie lieber selbst zur Hauptsache, und ordnet ihnen alles übrige unter. Lasset uns bei dem, was das Höchste ist, nicht blofs unterweges vorbei gleiten, um endlich bei Eindrücken eines viel schwächeren und matteren Umkreises auszuruhen. Setzet euch nicht ferner der Gefahr aus, euer grofses graues Kupferbild partieenweise mit den hellsten Aquarellfarben buntscheckig zu tünchen, sondern lasset das Ganze einen gleichmäfsigen Antheil nehmen an der Färbung. Malet auch nicht blofs die schwarzen Kupferumrisse eurer Personen mit der Farbe der Principien an, sondern lasset aus dem Stoff dieses Farbenmeeres alles Einzelne hervortauchen und sich bilden. Dann werden eure Gemälde nicht blofs obenhin an die Weltgeschichte erinnern und an ihr vorüberstreifen, sondern sie werden wirkliche Gemälde der Weltgeschichte sein, und es wird sich das Ziel völlig enthüllen, welches die Dichter unserer ruhmvollen Vergangenheit zu sich lockte, da sie zuerst aus der Bahn einer blofsen Charakteristik in die Bahn der Principien umzulenken begannen. Thaten sie dieses wohl darum, damit das, was sie schon als Grundlage eines deutschvolksthümlichen, eines philosophischen Schauspiels empfanden und darstellten, von uns Neueren aus einer Ueberschätzung Shakespeares, wieder zum blofsen gelegentlichen Schmuck, zum blofsen gelegentlichen Blasbalg der Empfindungen herabgesetzt werde? Kann es wohl recht sein, in einem historischen Schauspiel den wahrhaften Inhalt der Geschichte als Nebensache, als Draperie für Charakter, Leidenschaft und Intrigue zu behandeln? So aber ist es im Kösterschen Heinrich der Fall. Ein jeder Theil dieser Trilogie ist ein Charakterschauspiel, welches aber den wirklichen Inhalt der Weltgeschichte nicht in den Hintergrund stellt, ihn sich vielmehr zur geflissentli-

Digitized by Google

chen und lauten Begleitung nimmt. Ein solches mufs immer schwerfällig und mifsgestalt erscheinen. Denn es erregt den Eindruck eines Gesanges, bei dem das Accompagnement die Singstimme zu Boden drückt. Unser ganzer Sinn wird festgeheftet auf die schwache und zitternde Stimme einer einzelnen Leidenschaft, während uns die Posaunen der weltregierenden Principien umtönen. Man darf ein Violinconcert nicht von Posaunenstöfsen begleiten lassen. Der Charakterdichter mufs sich den Inhalt der Weltgeschichte *als solchen* möglichst ferne halten, als einen zu starken. Thut er es nicht, setzt er sich immer der Gefahr aus, dafs durch das zu helle Licht des als nebensächlich behandelten der dunklere Grund der Haupthandlung alle Harmonie und Haltung verliere. Er setzt sich ferner einer Schwerfälligkeit der Behandlung aus. Denn weil er beide Arten von Schauspiel, das Charakter- und das Principienstück neben einander empor und in einander hinein wachsen läfst, so entsteht dadurch eine für jedes dieser beiden Interessen zu schleppende Bewegung. Köster ist in beide Fehler verfallen. Sie vermeiden sich aber ganz von selbst, so wie man sich auf den Rückert'schen Standpunct stellt. Rückert verlegt die Singstimme der Leidenschaft in die Principien selbst, und macht Charaktere, Situationen und Entwicklungen zu ihrer Begleitung. So stellt sich auf einmal die natürliche Ordnung her, indem das Schwächere dem Stärkeren, das Besondere dem Allgemeineren untergeordnet wird. Die Gegensätze der Principien und Gesinnungen werden die strahlenden Lichtquellen für das ganze Gemälde, aus welchen alles Einzelne seine harmonische Beleuchtung empfängt, und Shakespearesche Leichtigkeit stellt sich wieder her durch den Entschlufs, Shakespearen nicht mehr nachzuahmen, sondern endlich einmal rein auf eigenen Füfsen zu stehen.

Im Principiengange des Rückert'schen Doppelschauspiels herrscht ein befriedigendes Ebenmaafs. Wir sehen im ersten Theile gleichsam ein im vollen Halbkreise sich umdrehendes Schicksalsrad vor Augen. Der Anfang ist bei des Königs tiefster Demüthigung. Wir sehen ihn, seine Gemahlin zur Seite, vor den schneebedeckten und in ihren Klusen mit Auflaurern und bewaffneten Mannschaften besetzten Alpen stehen, wie vor Todespforten, durch welche ein entschlossener Gang den Weg zu neuem Leben und neuem Siege bahnen soll. Der sich selbst Ueberwindende, der den Muth hat, sich um begangenes Unrecht zu demüthigen, zwingt das Schicksal. Dem Papst geschieht das Unerwartete, der Knecht der Knechte Gottes in seinem zu den Gestirnen strebenden Stolze sieht sich durch die Demuth des wirkliche Reue empfindenden Königs gezwungen, den gesinnungsvollen Feind seines Princips auf's Neue in seiner Würde zu belassen. Von da an bleibt das Rad in der begonnenen langsamen Drehung, bis am Ende des Stücks die interessanteste Combination entstanden ist. Der Papst als der persönlich Besiegte weicht aus den Thoren Roms, während doch sein Princip im Grofsen das siegende bleibt; der König hingegen siegt mit seinem Gegenpapst persönlich zwar, während doch dabei sein Princip im Ganzen im Sinken bleibt. Hildebrand ist untergehend Sieger einer steigenden Sache, Heinrich ist steigend nur augenblicklich persönlicher Sieger einer sinkenden Sache, um von der Höhe, die er erreicht, gar bald desto härter herunterzustürzen. Versenken wir uns in die feine und sinnige Aufdeckung dieses Getriebes, zu dessen beschaulicher Auffassung der Dichter es nicht an Aufforderungen und Winken fehlen läfst, so glauben wir vor unsern Augen sich die Schicksalsräder nach ihren ewigen Gesetzen langsam und sicher umwälzen zu sehen. Im zweiten Theil drehet sich das Rad der Begebenheiten weiter, bis es wieder an den Punct der tiefsten Erniedrigung des Kaisers anlangt, aus welcher hier aber unmittelbar ein höchstes Steigen seines Princips geboren wird. Denn während sich der Kaiser auf seiner erstiegenen Höhe nicht lange behaupten kann, und in ein allmähliges Sinken geräth, greift der junge Heinrich in die Speichen des Rades, dieses Sinken beschleunigend, aber nur um die listigen Päpstlinge mit List zu täuschen, den Druck des Banns von sich zu schütteln, und, im Innern den väterlichen Grundsätzen treu, mit dem Kaiser nicht auch das Kaiserthum dem Sinken zu überlassen. Dadurch dafs der sterbende Kaiser die ihm durch die aufstehenden Rheinischen Städte auf's Neue zugefallene Macht freiwillig in die Hände des Sohnes zurückgiebt, bereitet er dem Reiche seinen Sieg, das jetzt durch die plötzlich gewonnene Einigkeit solche Kraft entfaltet, dafs es dem jungen Heinrich V. möglich wird, an der Spitze eines gewaltigen über die Alpen geführten Heeres dem Paschalis alles Verlorene wieder abzutrotzen, sowohl Investitur, als Aufhebung des väterlichen Banns

Digitized by Google

und kaiserliches Begräbnifs in Speier. Mit diesem Triumphe endigt das Ganze.

Vorzüglich hervorzuheben ist nun zunächst die poetische Kraft, womit beide Principien, um deren Kampf es sich handelt, uns sogleich in den ersten Aufzügen des ersten Theils vor Augen gerückt werden. Das päpstliche stellt sich in seiner kalten Majestät erhaben und marmorhart dar in der Person Hildebrands selbst, des unerschütterlichen und seiner getreuen Markgräfin Mathilde von Toskana, es ist ein Princip, dessen Gehalt sich leicht auffafst wegen seiner sich in Hildebrand als ausgebildet und fertig abschliefsenden Gestalt, durch die es eben so mächtig war. Das entgegenstehende Princip war schwerer zu zeichnen, weil es das unbestimmtere, mit sich selbst uneinige, in sich selbst noch unklare ist. Aber es ist schwanger mit dem Leben einer geistig höheren Zukunft, und es hat in sich den Vorrang einer wenngleich noch unausgebildeten, doch unverkümmerten und im unmittelbaren Gefühl ihrer eigenen Gesundheit frohen gröfseren moralischen Lebenskraft, gestützt auf Natur und unverschrobene Geradheit des Herzens.' Mit einem Wort, es ist das Tonspiel deutschen Sinns und deutscher Gesinnung, das der Dichter hier auf eine bewundrungswerthe Weise hat die Handlung der beiden ersten Aufzüge durchdringen lassen. Dabei ist über diese Auftritte eine grofse Grazie verbreitet, es ist wie eine fortwährende Verherrlichung deutscher Gesinnung im Gemüthe des Königs, welche durch die lebhaften Gespräche der Lombarden besonders ihre Unterlage erhält, worauf sie leuchten kann. Der Zug, welcher die tiefste Erniedrigung der Person enthält, wird zu einem moralischen Triumphzug. Wir empfinden des Königs Ehrfurcht vor dem Heiligen, welche die zufällige zeitliche Form so sicher vom ewigen Gehalte zu trennen weifs, so wenig in Gefahr kommt, durch die Karrikatur des Heiligen am Heiligen selbst irre zu werden, als eine tiefe Wahrheit und Redlichkeit des Gemüths, und begrüfsen sie, wo sie uns aus den Worten des Königs und der Königin als etwas ganz offenbar Deutsches entgegendringt, mit Stolz und Wärme als ein unveräufserliches Nationaleigenthum. Frische Luft der Alpen, frische Luft einer sündabwaschenden phantastischen Wanderung eines königlichen aus der Nacht des Haders zum Licht der Versöhnung emporklimmenden Paares, frische Luft deutscher Treue, deutscher Offenheit — dies sind die Eindrücke, die wir zuerst empfangen. Deutsche Treue lacht uns heiter aus dem Thun der wenigen getreuen Diener, deutscher Sinn diamanthell aus dem Gemüthe der Bertha entgegen. Die Auftritte, in denen die Lombarden auf so unübertreffliche Weise das Verhältnifs des Königs zum Papst discutiren, sprudeln über von Humor und guter Laune; es ist im ganzen Gewebe dieses Anfangs eine Frohigkeit, eine Elasticität, eine Art von lieblichem Uebermuth, die als Vorgefühl eines frohen Ausgangs, die Scenen manchmal ins Idyllische spielt; die eigene protestantische Gesinnung des Dichters tönt klar und hell durch in den feinsten Wendungen ohne jedoch die Hoheit des entgegengesetzten Princips im mindesten ins Niedrige zu ziehen oder ihm seine Majestät zu verkleinern. Dabei glänzt Alles von dieser klaren Poesie, welche so viele Reize hat ohne zu locken, so einschmeichelnd ist ohne Buhlerei, welche zwar diese Einseitigkeit hat, keinen einzigen breiten und üppigen Flötenton in ihrem Gebiete zu haben, aber auch voll dieser Feinheit ist, welche zwar in Künstelei, aber nie in Niedrigkeit ausarten kann, und die wir deshalb als eine ächt deutsche Ader von der Reinheit der Klopstockischen Muse mit vollem Selbstgefühl auch wieder hier begrüfsen. Durch sie gelingt ihm das Erstaunliche, einen Zug der tiefsten Demüthigung in einen moralischen Triumphzug umzuwandeln, so wie er früher durch sie den jammerreichen Untergang der Mariamme in einen beneidenswerth hohen umzuwandeln verstand. Dies ist der Unterschied des Dichters vom blofsen Charakterzeichner, dafs der erstere ein stilles und geflissentliches Gespräch mit dem Herzen des Hörers anzuknüpfen versteht, während der letztere nur, wie man zu sagen pflegt, malt was es wird. Zwar ist hier nicht jener grofsartig glänzende Eindruck vom ersten Theil des Herodes, wo jedes Wort Todesgewicht hat, und die Katastrophen Schlag auf Schlag ermüdungslos uns treffen. Dagegen bekommen wir hier eine anderartige Entschädigung durch das in so hohem Maafse befriedigte vaterländische Interesse, das namentlich alles in den zwei ersten Aufzügen Vorgehende mit einer lichten Färbung übergiefst, und das Schauspiel zu einem harmonischen Tanze entfaltet. Die hohe Befriedigung des vaterländischen Interesses wird auch am Besten dazu dienen können, diejenigen im harmonischen Bau des neuen Drama's es sich wohnlich und

Digitized by Google

behaglich fühlen zu lassen, welche bisher wegen der Neuheit der Form und der Entlegenheit der Stoffe sich vom ersten Eintritt noch nicht angemuthet fanden, so wie auch diejenigen, welche sich dem Wahn hingaben, unser deutschester Dichter habe sich im Geist seinem Vaterlande entfremdet, weil er unablässig beflissen war, unserem deutschesten Bedürfnifs, dem der Universalität, zur Genüge die Früchte einer Weltliteratur aus allen Völkern und Zonen zu pflücken. Denjenigen hingegen, welche geneigt waren, ihn einer bereits vergangenen Periode zuzuzählen, antwortet er nicht allein durch das neue schärfere dramatische Werkzeug, das er in kühner Selbstständigkeit sich erfand, während die ganze Schaar der Jüngeren sich noch mit den alten stumpfen Instrumenten plagt, sondern auch durch die zeugungsstarke Raschheit, die Tochter jugendlicher Vollkraft, womit seine Arbeiten jede in einem Gusse hervordringen. Möge der Dichter, dessen erste dramatische Töne (in seiner aristophanischen Komödie Napoleon) nur fliegende Funken des reinsten Volksbewufstseins waren, und der in seinem Heinrich auf's Neue gezeigt hat, wie tief er seines Volkes Herz versteht, nicht müde werden, sein Volk mit den prophetischen Tönen der historischen Dichtkunst anzureden, bis es ihm vergönnt, uns von der Bühne herab zu verkündigen, wer wir sind und von wem wir stammen. Der Dichter bedarf des Beifalls seiner Nation, und er wird ihn sich zu erobern wissen.

Die Behandlungsart des historischen Stoffes ist im Ganzen im Heinrich dieselbe geblieben, wie im Herodes. Es waltet auch hier jene historische Treue, welche viel ungerner, als sonst bei uns der dramatische Dichter pflegte, ihre Zuflucht nimmt zu erweiternden Fictionen, dagegen noch viel bereitwilliger, als sonst gewöhnlich war, sich eine Vereinfachung der Handlung erlaubt nach dem Grundsatz einer plastisch-edlen Darstellbarkeit, sobald nur der Begriff dessen, was wirklich geschah, nicht darunter zu leiden hat. Daher denn der Dichter sich völlig frei die Erlaubnifs nimmt, Alles, was als ein Aufserwesentliches, ein Ballast, die plastische Rundung oder die innere Schwere der Scenen beeinträchtigen würde, auszulassen. Im Herodes bezog sich diese Freiheit der Auslassung mehrentheils nur auf Begebenheiten, wie z. B. auf mehrere von Josephus beredt ausgemalte Prunkscenen, seltener auf Personen, wie z. B. bei der Vergiftungsanklage der Mariamme die Person des bestochenen Mundschenken als Ballast fortblieb. Hier ist in letzterer Beziehung eine gröfsere Freiheit angewandt worden, z. B. darin, dafs dem König zwar seine Gemahlin über die Alpenpässe folgt, dieselbe aber ihren kleinen Sohn, den Konrad, den sie in Wirklichkeit mit sich führte, zu Hause läfst; dafs ferner Heinrich hier ohne alles Gefolge die Reise macht, nur von wenigen treuen Dienern umgeben, während die historische Tradition einmal von omnibus consiliariis des Königs redet; dafs ferner Heinrichs Schwiegermutter, die Markgräfin von Savoyen, hier nicht ebenfalls, wie in der Wirklichkeit geschah, entweder mit ihm oder unmittelbar nach ihm die Reise nach Canossa antritt; dafs endlich, bevor er zum Papste kommt, weder sie, noch Bertha, noch der Abt Hugo von Clugny, noch der Markgraf Azzo von Este, bei jenem Fürsprache für ihn einlegen, sondern dafs er allein und zu Fufs und zuerst und überraschend auf Burg Canossa ankommt. Kaum wohl würde sich ein Dichter des vergangenen Stils eine so dreiste Behandlung des Geschehenen erlaubt haben, als in mehreren dieser Puncte enthalten ist, und doch kommt Alles nur hinaus auf die einzige Regel der Vereinfachung, die, ist sie einmal zugelassen, auch gern bis zu diesem Grade ausgedehnt werden kann, wenn nur nicht der Inhalt der Begebenheit, der Begriff dessen, was geschah, dadurch beeinträchtigt wird. Und das ist hier in keiner Art geschehen, ist überhaupt durch die gröfsten und häufigsten Vereinfachungen und Zusammenziehungen nicht so leicht zu besorgen, als durch eine einzige das Gewebe der Begebenheiten empfindlich treffende Erdichtung. Wenn z. B. Schiller den historischen Personen seines Don Carlos einen fingirten Marquis Posa von solchem Gewicht und Bedeutung als Mitspieler zugesellte, wenn derselbe die geschichtliche Verstofsung der Johanna d'Arc als eine ihr vom Himmel verhängte Strafe für eine erdichtete Liebesepisode darstellte, wenn Köster das historische Schicksal Heinrichs von einem erdichteten Vaterfluch abhangen läfst, so ist hierdurch der Begriff dessen, was geschah, wirklich beeinträchtigt, der Dichter hat sich einen willkührlichen Eingriff in das Wesen des Vergangenen erlaubt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 38.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1844.

Kaiser Heinrich IV. Drama von Friedr. Rückert. Heinrich der Vierte von Deutschland. Eine Trilogie von Hans Köster.

(Fortsetzung.

Wenn dagegen Rückert uns bei einer Annäherung zwischen König und Papst die lästigen Vorbereitungen derselben durch eine Schwiegermutter, eine Gemahlin, einen Abt und einen Markgrafen erspart, so geschieht dies nur, weil sie jener lästigen Breite der Naturwirklichkeit angehören, welche immer das, was mit einem Male ganz und schnell geschehen könnte, gern in mehrere ähnliche Ereignisse und Scenen tautologisch auseinanderzieht, und er verfuhr dabei hier wieder ähnlich wie im Herodes, wo er die beiden um ein Jahr von einander entfernt gelegenen Auftritte, in denen die Spannung zwischen Herodes und Mariamme zum Ausbruch kam, in einen einzigen verschmolz. Denn es muſs das Interesse des historischen Dichters sein, die Begebenheiten Schlag auf Schlag wirken zu lassen, ohne daſs ihr poetischer Geist Zeit gewinnt, in den Zwischenräumen, zu denen sie sich in der Naturwirklichkeit oft unnöthigerweise auseinanderziehen, zu verdampfen. Durch Weglassung des Knaben Konrad aber wurde dem Zuge die Gefahr benommen, in ein prosaisches Jammerbild überzugehen, welche hier durchaus entfernt werden muſste. Im Begriff und Sinn der Begebenheit kann es gleichgültig sein, ob auch der Knabe dabei war; so gut als das schwache Weib konnte auch er die Fahrt aushalten. Aber nicht gleichgültig war es, ob beim Hörer sogleich beim Aufgehen des Vorhangs der Ausruf erweckt werden sollte: ach, und das arme Kind! — oder ob er im Gegentheil durch die plastische Harmonie eines ruhig vor Augen stehenden Dualis von Hauptpersonen, ohne die Last und Unruhe eines Anhängsels von Knaben, auf das Würdigste vorbereitet werden sollte auf das milde Licht des folgenden Dialogs. Von solchen bildnerischen Rücksichten und Feinheiten wuſste freilich unser bisheriges Schauspiel fast nichts. Aber ist hierin nicht eben ein Tadel desselben enthalten? In der angegebenen Weise wird dann bei der Behandlung der Geschichte fortgefahren, so daſs es überflüssig wäre, hier das Register von Auslassungen und Zusammenziehungen weiter fortzusetzen. Während der König in Canossa büſst, begiebt sich Bertha zur alten Kaiserin Agnes in ein Kloster zu Piacenza. Nachdem der Papst des Königes Bann gelöset hat, sammeln sich die mit ihm zugleich vom Banne befreieten Bischöfe und Fürsten um ihn in Pavia. Unterdessen wird zu Forchheim von den deutschen Fürsten der Herzog Rudolph von Schwaben zum Gegenkönig erwählt unter Beisitz von zwei päpstlichen Legaten. Der König zieht nach Deutschland, wo ihn zu Regensburg ein unter bischöflichen Fahnen gesammeltes Heer erwartet. Nach wechselndem Kriegesglück kommt der Gegenkönig in einem Treffen an der Elster um, und der König Heinrich, welcher unterdessen seine Tochter Agnes dem Hohenstaufen Friedrich mit der Zugabe des Herzogthums Schwaben vermählt hat, zieht auf's Neue nach Italien, um vom Hildebrand die Kaiserkrone zu empfangen. Da Letzterer sich dessen weigert, belagert er Rom, erobert es (zur Hälfte), macht den Erzbischof Wipert von Ravenna zum Gegenpapst (Clemens III.), und wird zusammen mit der aus Piacenza herbeigekommenen Bertha von dem Letzteren zum römischen Kaiser gekrönt. Hiermit schlieſst der erste Theil. In der ersten Hälfte des zweiten Theils wird eine Fülle von charakteristischen Ereignissen zu einem historischen Gemälde zusammengewoben; die freiwillige Abdankung des Gegenkönigs Hermann, der Tod der Bertha, die Vermählung der Toskanischen Mathilde mit dem jungen Welf, die Wehklage des Kaisers über seinen abgefallenen Sohn Konrad, das Aergerniſs seiner Vermählung mit der Praxedis, die Aufregung der Gemü-

Digitized by Google

ther zu Kreuzfahrten und mönchischer Lebensweise, die Eroberung Jerusalems durch Gottfried von Bouillon, der Tod des abtrünnigen Konrad, die Krönung des jungen Heinrich V. zum deutschen König, der Aufbau des Domes zu Speier zum kaiserlichen Mausoleum, der Tod der beiden Gegenpäpste Clemens und Urban und die Erstarkung der päpstlichen Macht in Paschalis, das Uebergewicht des päpstlichen Ansehens, angeschaut in dem Benehmen des zum Bischof von Bamberg ernannten kaiserlichen Kapellan Otto — bilden die Grundzüge in diesem Gemälde eines immer mehr sinkenden und erschlaffenden Reichs. Da bricht der siegreiche Abfall Heinrichs V. in diese dumpfe Gewitterschwüle ein wie ein reinigender Sturmwind. Friedrich von Schwaben, der für des jungen Königs Treue bürgte, stirbt vor Gram. Die Mainzer rüsten für den Kaiser. Dieser läfst sich überlisten und in der Burg Beckelheim einsperren, wo er die Reichskleinodien abgiebt, und dann, vor dem päpstlichen Legaten, Bischöfen, Fürsten und dem Könige selbst zu Gericht stehend, vom Reiche abdankt; endlich heimlich nach Lüttich entflieht, wo er stirbt, nachdem Herzog Heinrich von Lothringen für ihn gesiegt hat, und die Städte am Rhein, Cöln an der Spitze, daran sind, eine nach der andern für ihn aufzustehen. So wie die Nachricht vom Tode des Kaisers, vereinigt mit seinem auf das Haupt des Sohnes gelegten väterlichen Segen, vereinigt mit der Weigerung eines ehrenvollen Begräbnisses des kaiserlichen Leichnams durch die Bischöfe, erschallt, ändert der König plötzlich seinen Ton, trotzt mit einem mächtigen Heere von Deutschen und Welschen dem Paschalis alles Geweigerte ab, und kehrt als gekrönter Kaiser zurück, um dem Vater im Dome zu Speier das gewünschte Begräbnifs zu gewähren, und seines Reiches Macht durch die Vermählung mit der Prinzessin Mathilde von England zu verstärken. Eine an diese letztere im Traume ergehende Prophezeiung benachrichtigt uns, dafs mit Heinrich V. der Fränkische Kaiserstamm aussterben wird. Die Todtenfeier im Dome zu Speier bildet als ein mit Gesang begleitetes lebendes Bild den Schlufs des Ganzen, so wie das lebende Bild der Kaiserkrönung durch Clemens III. in Rom den Schlufs des ersten Theiles bildete. Von diesen Schlufsbildern hat der Dichter die Benennung der beiden Schauspiele entnommen: des Kaisers Krönung, des Kaisers Begräbnifs. Sonst ist in Beziehung auf die Behandlung des historischen Stoffes noch bemerkenswerth, dafs der Dichter sich nicht gern interessante und auffallende kleine Züge der Geschichte entgehen läfst, auch im Fall dieselben weniger verbürgt oder von einer neueren Kritik angezweifelt sind. Der Dichter mufs sich die Stimmung des gelehrten Kritikers, die seinem Geschäfte nicht günstig ist, durchaus fern halten, er mufs die Rolle des unbefangensten Nacherzählers der Tradition spielen, seine Stimmung darf in dieser Beziehung keine andere sein, als die gläubige, unreflektirende, kindliche. Und defshalb findet Ref. es auch nur zum Schmucke des Schauspiels gereichend, dafs Züge, wie die unverschämte Forderung von vier Bisthümern als Lohn des freien Durchzuges von Seiten der Schwiegermutter Adelheid (I. S. 16), die durch Hildebrand dem König gemachte beschämende Aufforderung zur Wiederholung der ihm vorgemachten Abendmahlsprobe (S. 113 ff.), der Verlust der rechten Hand des Rudolph von Schwaben, womit er schwur, zur Strafe des Meineids durch Gottfried von Bouillon (I. S. 186—87), die Ersteigung der Mauern Roms durch den so vielfach gepriesenen und auch hier von der Sage zum Ersten erhobenen Gottfried von Bouillon (I. S. 225), die Löschung des Feuers im Vatican durch das Gebet des Hildebrand (I. S. 212) und ähnliches andere als Handhaben des Interesses für das Speciellste und entweder als wirklich tief eindringende Züge oder als von der Tradition dem Dichter vorgedichtete und den Geist jener Zeit charakteristisch wiederspiegelnde Gebilde nicht weggelassen wurden. Merkwürdige Worte und Aussprüche, welche die Tradition aufbewahrt hat, behält der Dichter auch gern bei. So z. B. läfst er den Hildebrand, da er aus den Thoren Roms weicht (I. S. 227—28), die Worte sprechen, mit denen derselbe in der Wirklichkeit vier Jahre später zu Salerno sein Leben beschlofs, indem er Segen über alle übrigen von ihm Gebannten, erneuerten Fluch aber über Heinrich und seinen Papst Clemens III. ausstiefs: „ich habe Gerechtigkeit geliebt und Ungerechtigkeit gehafst, darum sterbe ich im Elend." So ist auch der Ausspruch des Gegenkönigs Rudolph vor seinem Ende (I. S. 187):

Bischöfe, die ihr mir die Krone gabt,
Seht zu, ob ihr mich recht geleitet habt!

eine treue Wiedergabe seiner wirklich gesprochenen Worte: videte, qui me solium ejus conscendere fecistis,

Digitized by Google

ut recta via me vestra monita sequentem duxissetis (Chron. Ursperg.). Auch gehört hierher die I. S. 205 vorkommende Besprechung der berühmten Inschrift an der von Hildebrand dem Gegenkönig Rudolph übersendeten Krone. Weniger genau verfuhr der Dichter beim Abgange des vom Sohne überredeten Kaisers nach der Burg Beckelheim (II. S. 193); hier ist es im Gegentheil Köster, welcher die überlieferten Worte „mein Sohn, Gott sei Zeuge und Richter zwischen Dir und mir" in den Zusammenhang des Gespräches aufnahm (S. 383). Den Witz des alten Chronisten, der König Heinrich V. habe den Papst Paschalis um von ihm zum Kaiser geweiht zu werden, festgehalten nach dem Beispiel des Patriarchen Jacob, der zu dem Engel gesagt habe „ich lasse Dich nicht, Du segnest mich denn!" hat Rückert dem Grafen Hermann aus Rheinfranken in den Mund gelegt, als er den Papst gefangen nimmt (II. S. 253). Was den Schauplatz der Begebenheiten betrifft, so ist auch hierin der Dichter in der Regel der Wirklichkeit getreu geblieben, wie wenn er z. B. die Krönung des jungen Heinrich V. (II. S. 103) in Aachen vorgehen läfst, die Köster willkührlich nach Mainz verlegt. Eben so wenig aber hat er sich auch hier vor Umlegungen gescheut, wo dieselben sich bei einer zweckmäfsigen Zusammenziehung einer Ereignifskette als Folge ergaben. So findet auch bei ihm, wie bei Köster, die Scene, wo der alte Kaiser seinem Sohne zu Füfsen fällt und die scheinbare Versöhnung erfolgt (II. S. 187), statt bei Coblenz bei Bingen statt, weil der zugleich mit eingeschmolzene Abschied des Kaisers von seinem Sohne und Abgang nach der Burg Beckelheim von Bingen aus vorging. Und eben so wird die zu Ingelheim dem Kaiser abgedrungene Abdankung hier noch mit nach der Burg Beckelheim verlegt (II. S. 209 ff.), weil die Gefangenschaft in Ingelheim nichts war als eine unmittelbare Fortsetzung derjenigen auf Beckelheim, und also auf diese Weise eine unnütze Zersplitterung und Zerbrechung der einfachen Ereignifskette in mehrere Glieder vermieden wurde. Endlich wurde die Scene der Verhandlung zwischen Heinrichs V. Kanzler Adelbert und dem Papst Paschalis (II. S. 247 ff.), welche mit des letzteren Gefangennehmung endiget, in den Vatican verlegt, weil in ihr der höchsten Kürze wegen, die hier nöthig war, um die Endeindrücke des Schauspiels schlagend zu machen, drei einander ergänzende Vorfälle der Wirklichkeit in eins schmolzen, nämlich die vergeblichen Unterhandlungen des Kanzler Adelbert mit Paschalis während der Synode zu Troyes, der unausführbare Vertrag von Sutri zwischen Paschalis und Heinrichs Abgesandten, während dieser schon an der Spitze seines mächtigen Heeres in Italien stand, und drittens die wirkliche Gefangennehmung des Papstes, die beim Krönungsgottesdienst in der Peterskirche selbst statt fand. Diese drei Ereignisse bieten in consequenter Folge nur die einander ergänzenden Glieder einer einzigen grofsen Begebenheit, und in diesem Sinne hat sie der Dichter aufgefafst und an einen Ort verlegt, an dem keines von ihnen wirklich vorging, der sich aber von selbst und ohne Willkühr darbot. Denn in Rom mufste die Gefangennehmung des Papstes erfolgen, aber eben so sicher schickten sich die vorhergehenden Unterhandlungen nicht für die Peterskirche. Wohin anders konnte also das Ganze verlegt werden, als in die päpstlichen Gemächer? Und so besteht überhaupt der rein historische Charakter, welcher am Rückert'schen Schauspiel zu rühmen ist, nicht darin, dafs es sich etwa ängstlicher, als bisher zu geschehen pflegte, an die Naturwirklichkeit des Geschehenen anklammert, sondern darin, dafs es uns die Geschichte in keiner anderen Beleuchtung erscheinen läfst als in ihrer eigenen, indem es unseren Blick von der Beschauung des Einzelnen stets in die Beschauung des gröfsern Zusammenhangs hinüberleitet, in die Beschauung der Begebenheitsketten, deren Glieder, wo sie in der Wirklichkeit zerbrochen und zerstreut auseinander liegen, das Schauspiel sich bemühet in organisch gesammelter Gestalt und in möglichst plastischer Abrundung vor's Auge zu bringen. So werden wir vom Boden der blofsen Naturgegenwart, vom Boden dessen, was sich den Blicken des gemeinen Lebens zeigt, hier *sinnlich* emporgehoben in die *historische* Gegenwart, welche sich sonst nur dem Blick des die Thaten in ihren gröfseren Zusammenhängen überschauenden Verstandes öffnet. So enthüllen sich in diesem Schauspiel von selbst und ungezwungen die tieferen Hebel des wirklichen Lebens, und das Unwesentliche schält sich vor unseren Augen im anmuthigen Spiel vom Wesentlichen wie die Hülse von der Frucht. Eben darum konnte auch der ganze Stoff des dritten Schauspieles bei Köster kaum die Hälfte des zweiten Schauspiels bei Rückert ausfüllen. Denn Rückert konnte sich hier unmöglich bei den blofsen Rührun-

Digitized by Google

gen begnügen, wie sie überhaupt und ganz im Allgemeinen aus jedem Kampfe zwischen einem Vater und Sohn hervorgehen, und wie sie bei Köster das einzige Thema bilden, sondern er mufste diesen Kampf in seinem Zusammenhange, in seiner individuellen Bedeutung für die ganze damalige Lage der Dinge fassen; er mufste sich von der abstracten und hohlen Sonderauffassung des Einzelnen unter einen blofsen Allgemeinbegriff erheben in die concrete und erfüllte historische Gegenwart selbst in ihren grofsen Zusammenhängen. Hier bot sich als Ruhepunct dieser Zusammenhänge die Erstarkung des Reichs, welche nach des alten Kaisers Tode durch die Versöhnung der beiden gegen einander gespannten Theile hervorgebracht wurde, und deren Gewalt sinnlich am deutlichsten in dem mächtigen Römerzuge Heinrichs V. und der Gefangennehmung des Paschalis angeschaut werden konnte. Darum wurde dem Dichter die Darstellung dieses Erfolges unentbehrlich, ja sie wurde ihm zu einem nothwendigen Theil der Lebensgeschichte Heinrichs IV. selbst; denn nur in ihr konnte Ziel und Schlufs dieses Lebens erscheinen, während das, was bei Köster im dritten Schauspiel den Inhalt bildet, als Mittel zum Ziel, als der beschwerliche Weg zum erwünschten Ende zurücksank. Auch durfte von diesem Gesichtspunct aus das Schauspiel nicht sogleich mit dem Handel zwischen Vater und Sohn beginnen, sondern dieser mufste unter den vielen Anzeichen von des Reichs Verderben und der Schwäche des Regiments in der Hand des alten Heinrich, nur als das letzte äufserste erscheinen, worin der Geist des deutschen Reichs, sich empfindend in der Seele des jungen Heinrich, eine krampfhafte und verzweifelte Selbstrettung versucht, welcher der Vater, indem er sterbend dem Sohn seinen Segen hinterläfst, die Vollendung giebt.

Da nun beschriebenermaafsen auch hier wieder eben so, wie früher bei Rückert, das Augenmerk durchaus auf das Ganze der Begebenheiten, auf ihren historischen Zusammenhang gerichtet ist, so fehlt es auch hier wieder, wie früher, der *Zeichnung seiner Charaktere* in ihrer engen und graziösen Correktheit ganz an jenem Glanz und Turgor einer psychologischen Ausmalung, womit Köster in so üppigem Maafse bei der Hand gewesen ist, dann aber freilich auch an jenen Verschrobenheiten und Verzeichnungen, welche dort mit unterliefen. Wie fein und naturwahr sind bei Rückert die Charaktere der Bertha und der Kaiserin Agnes gehalten in ihrer beiderseitigen tiefweiblichen Eigenthümlichkeit! wie scharfgezeichnet ohne alles Extrem ist der gänzlich unvermittelbare Gegensatz ihrer Gesinnungen bei gleicher Milde des Gemüths! Wie königlich edel, und doch wie wahr und tief ist der Ausdruck der wirklichen Reue in des gedemüthigten Heinrichs Gemüthe, in welchem das Bewufstsein der Selbstüberwindung, wirklich zu büfsen, die Strahlen des Morgenroths eines gereinigten Lebens hereinwirft! Sämmtliche Auftritte, welche Heinrichs V. Verhältnifs zu seinem Vater betreffen, fordern in Beziehung auf Charakteristik kühn Alles zur Vergleichung heraus, was jemals von ähnlicher Art ist gedichtet worden, sowohl wegen der grofsen Naturwahrheit, als auch wegen der feinen und edlen Haltung. Wer fühlt nicht mit dem Vater den ungeheuren Schmerz der Liebe, der sich ausspricht in den Worten (II. S. 188):

O, mit der Hölle, dir zu Liebe, Sohn!

Wem schlägt es nicht an's Herz, das starke Wort des jungen Heinrich (II. S. 230): „Bei Gott, das will ich." Diese Anspruchlosigkeit der Rückert'schen Charakterzeichnung, bei so starker und correkter Bestimmtheit doch niemals breit und als Hauptsache hervorzutreten, giebt ihr nun auch hier wieder wie früher die Eigenthümlichkeit, vor allen übrigen psychologischen Elementen das der Gesinnung und Willensrichtung, das eigentlich praktische und männliche Element, hervorzuheben. Denn es sind Gesinnungsconflikte, welche die weltgeschichtlichen Kämpfe beseelen, es ist die Gesinnung des Menschen, welche ihm sein Schicksal veranlafst, und einen Menschen, welcher sich begnügt ein blofs psychologisches Wesen zu sein, welcher sich ohne Theilnahme an weltgeschichtlichen Ideen und Principien zeigt, nennen wir einen gesinnungslosen. Auf der anderen Seite bildet aber die Gesinnung den zartesten Theil des psychologischen Charakters eines Menschen selbst, den Theil, wo er der Einwirkung der freien Wahl unmittelbar blofs liegt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 39.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1844.

Kaiser Heinrich IV. Drama von Friedr. Rückert. Heinrich der Vierte von Deutschland. Eine Trilogie von Hans Köster.

(Fortsetzung.)

Denn die Gesinnung ist nichts weiter, als eine Willensrichtung in ihren psychologischen Folgen gedacht, wo sie dann die ganze Art des Denkens, Auffassens und Fühlens, der Wünsche und Verabscheuungen, der Sympathieen und Antipathieen bezeichnet, welche mit einer gewissen Willensrichtung nothwendig verknüpft sind. Und eben daher ist Rückerts Charakterzeichnung so fein und tief, aber auch so anspruchlos und einfach, weil er die Charaktere weniger gern in ihrer pomphaften Ausbreitung ergreift, als in ihrem Quell, weil ihm die Gesinnung, die Erzeugerin des Charakters, etwas noch Lebendigeres und Interessanteres ist, als der Schimmer ihres Products. Denn die Gesinnung, dieses Herzblatt, dieser Quellpunct eines Charakters, ist zugleich sein weltgeschichtliches Organ, wodurch er in Verbindung steht mit diesen von Geist zu Geist sich überpflanzenden Discussionen, deren Kette im Laufe der Geschichte nicht abreifst, sondern von Resultat zu Resultat schreitet, und von Jahrzehend zu Jahrzehend neue Fäden anspinnt. Und da Rückert durch seine weltgeschichtliche Tendenz sich gezwungen sieht, auf diese Quellpuncte der Charakteristik den Blick am meisten zu heften, so darf man ihn vorzugsweise einen Dichter der Gesinnung nennen, und alles dessen, was in die Gesinnung eines Menschen als theilnehmend eingeht. Denn wirklich hat er in der Ergreifung dieser zarten und klaren Gegensätze von sich einander theils sympathisch mittheilenden, theils im gegenseitigen Widerstreben alleinständig entwickelnden Gefühlen, Stimmungen, Ansichten, Meinungen, Gedanken, Wünschen, Auffassungen, Grundsätzen, Temperamenten, Bedürfnissen, mit einem Worte aller dieser Elemente, aus denen jene elektrischen Ströme entstehen, welche als Lebensprincipien in ihren Hemmungen und ihrem Widerstreit die weltgeschichtlichen Schicksale bilden, eine Fähigkeit und eine Feinfühligkeit, worin er wohl wenige Nebenbuhler finden möchte. Zwar entsteht durch die vorzügliche Hervorhebung dieser Elemente gewöhnlich das, was man in Vergleichung zur gewöhnlichen und beliebten breiten Charakterausführung skizzirte Charaktere nennen dürfte. Aber ist denn dies so schlimm, wie es einige der früheren Beurtheiler Rückert'scher Dramen haben finden wollen? Erinnert man sich denn gar nicht an die erstaunlichen Wirkungen, welche bereits unsere früheren Dichter durch skizzirte Charaktere auf der Bühne hervorzubringen wufsten, durch einen Alba im Egmont, ein Gretchen im Faust, einen Lester in Maria Stuart, eine Lady Macbeth, eine Ophelia? Sind diese Wirkungen nicht von der Art, dafs sie ernstlich zu der Frage auffordern, ob nicht der richtig skizzirte Charakter in seiner schlagenden und runden Kürze an sich viel dramatischer sei und viel kräftiger wirke, als der ausgesponnene in seiner epischen Breite? Zum wenigsten ist dies gewifs, dafs einem rein historischen Drama die skizzirende Charakteristik angemessener sein mufs, als die weit ausspinnende. Denn der skizzirte Charakter hat sich zu concentriren, um uns in wenigen sicheren Zügen zu sagen, wer er ist, welche Gesinnung ihn beseelt. Daher werden sich also auch die gesinnungsreichsten, die eigentlichen weltgeschichtlichen Charaktere am leichtesten und liebsten in der skizzirten Form ausprägen lassen. Umgekehrt bilden das reichste Thema für ausspinnende Charakteristik die Seelenzustände, in denen sich Gesinnungen erst bilden, oder in denen sie wanken und sich auflösen. Je gesinnungsfester folglich eine Person ist, desto weniger Stoff wird sie geben zu solchem psychologischen Luxus, je gesinnungsloser, also je ungeschichtlicher, desto mehr.

Digitized by Google

Daher auch bei Shakespeare diese Vorliebe für Darstellung charakterschwacher oder stürmisch bewegter und aus ihren Angeln gerissener Charaktere, diese Vorliebe für den Wahnsinn, für die bis zur Selbstironie irre gewordene Willensrichtung, für alle Zustände, die den Willen aufser sich setzen, den Geist bethören. Einen sehr starken Nachklang von dieser für reingeschichtliche Themata ungünstigen poetischen Stimmung giebt uns in Beziehung auf das vorliegende Thema Köster. Denn wenn Rückerts Personen hier immer so entschieden, so gesinnungsvoll, so entschlossen, so klar in sich, so wahr nach aufsen auftreten, als es die Umstände irgend erlauben, so zeigen sich im Gegentheil Kösters Personen in der Regel unentschieden, gesinnungslos, von Eindrücken abhangend, stürmisch-schwach, unentschlossen, unklar in sich, heuchlerisch nach aufsen, manchmal sogar vor sich selbst, und der Dichter zeigt deutlich die entgegengesetzte Neigung, innerhalb des Spielraums der Wirklichkeit die Schwächen des Herzens, die Uebergewalt der Eindrücke, die Erbärmlichkeit der egoistischen Motive hervorzuheben, und die Personen so zu zeichnen, wie sie sich in ihren schwächeren Augenblicken in der Wirklickheit zeigen. Bei der letzteren Auffassung zergeht nun aber jedes vorgetragene Stück Weltgeschichte mehr oder weniger in das alltägliche Jammerlied von menschlichem Egoismus, Schwäche, Eitelkeit und Hülflosigkeit. Der Blick des Hörers wird in der Weltgeschichte vorzüglich auf das geheftet, was daran nicht Geschichte, sondern Misere des täglichen Lebens ist. Um solche selbstzerstörerische Charaktere zu erschaffen, wie bei Köster der alte Heinrich ist, um solche charakterlose Nichtse zu construiren, wie bei Köster der junge Heinrich ist, braucht man nicht erst die majestätischen Rollen des Kampfs zwischen Kaiserthum und Papstthum zu entfalten, man findet dergleichen weit natürlicher und unzweideutiger in gröfserer Nähe. Und während wir so auf's Kleine und Alltägliche angewiesen sind, wird unser Blick für den wirklichen Inhalt der Weltgeschichte nicht geschärft. Wir treiben uns in ihrem Palaste gleichsam beständig in den Bedientenstuben, den Höfen und Ställen umher, in die hohen Säle, wo die Dialogen der Gesinnungen, die Gespräche dessen, um was es sich wirklich handelt, gesprochen werden, dahinein dringen wir nicht. Umgekehrt mufs ein Dichter, welcher den Beruf empfindet, aus diesen Göttergesprächen die Worte, die er erlauschte, behutsam und kühn in einer Reihenfolge plastisch einfacher und edler Auftritte mitzutheilen, in den Charakteren am meisten das aufzufassen suchen, was sich im geschichtlichen Zusammenhange wirklich als bedeutend erweiset. Seinem Blick wird daher alles gesinnungslose und blofs aus Eindrücken entsprungene leidenschaftliche Getose als ein wüster Nebel, der das wirklich Geschehende nur umhüllt und verhüllt, sich lösen und zerstreuen; seine Darstellung wird auf die Lebensmomente zusteuern, in denen die Charaktere als geschichtliche Mächte wirken, und folglich ihre starken Seiten heraus kehren. Wie er überall das Starke, Runde, Klare und Scharfe im Inhalt aufsucht, so werden sich auch nach dem Gesetz der Aehnlichkeit bald dafür bei ihm die kurzen, runden, klaren und scharfen Formen einstellen, und er wird je mehr er sich selbst versteht, desto mehr die Form der weitausgesponnenen Reflexion in der Charakteristik meiden, in welcher eine stete Versuchung zur Ausbildung aller entgegengesetzten Eigenschaften in Beziehung auf die Behandlung des Stoffs lauert. Denn ein jeder solcher ausgesponnener Charakter erhebt das in lauten Worten ins Licht des Bewufstseins, was in der Wirklichkeit im dunklen Schoofs der Brust verschlossen bleibt, ja in der Regel kaum dort zu einem leisen Bewufstsein kommt. Da nun Naturen, welche im Leben diesen Hang zeigen, sich diese unbewufst wirkenden dunkelen Vorstellungsreihen zum Bewufstsein zu bringen, die grüblerischen und nervenschwachen sind, so mufs diese Manier der Ausführung dem Dichter der Gesinnungsstärke nothwendig überall im Wege sein. Wir betrachten die ausgesponnenen Charakteristiken unserer historischen Dramen immer nur als Prachtstücke rednerischer und psychologischer Kunst, und bedenken zu wenig die Armuth und Halbheit der historischen Auffassung, zu deren Verdeckung sie erfunden wurden. Wir stehen im Leben längst auf dem höheren Standpuncte der historischen Betrachtung und sollten daher den Gedanken nicht blind von uns weisen, dafs zu dieser Erhebung sehr schlecht jener vom Auslande erborgte Flitterstaat pafst, der nirgend anderswo entstehen konnte, als auf dem Boden weit niedrigerer Lebensauffassungen. Und endlich dürfte der von allen Auswüchsen gereinigte und knappere Dialog des neuen dramatischen Weges der ausübenden

Digitized by Google

Schauspielkunst ebenfalls etwas sehr Willkommenes sein. Denn bekommen wir die gröfsten und ersten Meisterwerke, bekommen wir Shakespeare auch auf unseren ersten Bühnen jemals anders zu sehen, als in abgekürzter Gestalt? Zeigt sich dadurch nicht deutlich, dafs die nach dem Runden, Raschen und Präcisen ein Verlangen tragende ausübende Kunst sich mit der epischen Breite des alten Weges in einem Mifsverhältnisse sieht? Schreibt der Dichter darum, damit er seine Worte heil und ganz, oder zerstückelt und zerbrochen von den Brettern wiederhallen höre? Hat ein aufgeführtes Schauspiel die Bestimmung, blofse Reminiscenzen zu geben an eine vollständigere Lectüre, oder ist die Aufführung der Zweck des Schauspiels? Bei Rückerts Heinrich erscheint die Aufführung als Zweck, denn Alles, wie es da steht, ladet den Schauspieler ein, ja fordert ihn heraus zur lebendigsten Diction, während Köster unmöglich wünschen kann, dafs eines der Schauspiele seiner Trilogie mit ganz unbeschnittener Fülle des Dialogs zur Aufführung komme, denn er würde sich damit etwas sehr übles wünschen. Die psychologisch ausgezaserte Natur ist als solche immer dem Hörer im Angesicht der Bühne lästig und schleppend, und bringt uns der geniale Schauspieler durch die Kunst, womit er uns das dichterische Feuer seiner Rolle mittheilt, über diesen Mifsstand hinweg, so geschieht dies eben dadurch, dafs er uns durch seine mitgetheilte innere Bewegung ganz vergessen macht, dafs wir überhaupt vor einer Bühne sitzen, dafs er uns durch die Kraft der Rede aus seiner eigenen dramatischen Gegenwart immer künstlich in unser psychologisches Innere zurückdrängt. Shakespeares Stücke wollen daher selbst beim Anschauen so gesehen sein, als ob man sie nur läse, Rückerts Stücke wollen selbst beim blofsen Lesen so gelesen sein, als ob man sie schaute.

Rückert nahm an, dafs mit des Königs Insichgehen vor und bei dem Zuge nach Canossa eine wirkliche Gemüthsverwandlung in ihm vorging, und die Geschichte hat nichts, das diese Annahme verweigerte. Indessen erlauben die überlieferten Züge des Geschehenen in dieser Allgemeinheit, worin sie von den Chronisten aufbewahrt sind, auch wohl die Köster'sche Auffassung eines nur zum Scheine gedemüthigten Gemüths, das fortwährend, weil es in seinem Grunde noch ganz ungebrochen ist, von jedem neuen Kummer mit aller Schärfe gepackt, gedrückt, zermalmt wird, dessen Demuth und Milde, wo sie sich z. B. im Verhältnifs zum Sohn äufsert, jedesmal nur eine aus augenblicklicher Pein und Drangsal hervorgehende Muthlosigkeit ist, die sobald sich der Charakter nur aufzuraffen Luft gewinnt, alsbald wieder in ihr Gegentheil umspringt. Besonders zeigt der recht unvernünftige und gotteslästerliche Fluch, den er gegen seinen Sohn schleudert (S. 407), dafs nur gereiftes Alter und noch mehr als dies, unaufhörlicher Kummer und Gram die Ursachen davon sind, wenn uns der alte Kaiser gesetzter und verständiger erscheint, als zuvor. Rückert hat im Gegentheil Heinrichs Gemüth mit jener Wehmuth umhüllt, welche die Folge einer jeden wirklichen Resignation und Lebensänderung ist, welche aber auch so viel sie dem Geiste an innerer Hoheit und Würde zusetzt, eben so viel dem Gemüth an Jugendfrische und erstgeborener Kraft raubt. Heinrichs edles Gemüth ist angewelkt; die so aufrichtige Verneinung eines abgeirrten Lebenswillens hat etwas von der Verneinung des Lebens überhaupt an sich. Darum ist auch der Titel des zweiten Theils „des Kaisers Begräbnifs" ein sehr passender. Denn sein Leben ist von dem in seiner Kaiserkrönung gefundenen mäfsigen und schnell entschwindenden Glauze an nur eine Pilgerfahrt zu seinem Grabe in Speier, und indem er es selbst als eine solche empfindet, bricht er schon im voraus allen nachfolgenden Leiden als blofsen Nebenereignissen dieser Grabesfahrt den herbesten Stachel des Wehes ab, und so erreichte der Dichter das Grofse, uns ein leidengequältes und scheinbar fruchtloses Lebensende zu malen in der erhabenen Perspektive einer Seelenläuterung, einer Bufse, die sich zwar nicht in Worten, wohl aber in dem Ton aller ihrer Worte ausspricht, und in der Demuth und dem unwiderredenden Herzen, womit sie jedes kommende Leid als einen Lebenszustand, für welchen sie sich nicht zu gut dünkt, in Empfang nimmt. Aus dieser Gemüthsstimmung heraus handelt der edle Kaiser seinem Sohne gegenüber in der wahrsten Demuth, ihm milde zuredend, flehend, sogar zu Füfsen fallend, nur dennoch nicht die Rechte seiner kaiserlichen Person vergebend. Und so wie Köster durch seine Herabdrückung dieses Charakters in's Niedrige für das Bedürfnifs des älteren Weges am leichtesten die unsteten Fackelscheine von Seelenzuständen ohne

Digitized by Google

Halt und Richtung gewann, so gewann Rückert hier dem Zweck des neuen Weges gemäfs dieses hebende und unwankende Licht der Gesinnung, welches den Charakter, von welchem es ausgeht, so sauber, entschieden, klar und sicher beleuchtet, während es zugleich in die Perspektive des Ganzen eingreift als ein principielles Licht, und so den Grundzauber bildet in dieser neuen Kunst, welche nichts Verworrenes, nichts Graues, nichts Ueberflüssiges, nichts Quälendes, nichts Halbes, nichts Ungewisses, nichts Schiefes, nichts Unverdautes begünstiget oder auch nur zuläfst, sondern überall die Gegensätze sich in klaren und breiten Lichtern zu sondern zwingt, während in Kösters Trilogie trotz so manchen gelungenen Zügen, sogar hervorstechenden Schönheiten im Einzelnen, doch das Ganze trübe, grau, dumpf, unsicher, quälend, ermüdend und ohne Befriedigung wie ein chaotischer Nebel vor unserer Phantasie vorüber zieht. Obgleich also Ref. im Ganzen in der Rückert'schen Auffassung des Heinrich einen Meisterzug dieses Dichters erkennt, so hindert ihn dies doch nicht, im Einzelnen mehreres anders zu wünschen. Kaum kann man sich z. B. vorstellen, wie der Entschlufs zu einem kriegerischen Kreuzzuge hervorgehe aus einer so ermatteten Seelenstimmung, wie hier (II. S. 120):

Ich hab' es satt, im Sturm gepeitscht zu stehn,
Und will zum Kreuze kriechen.

Kaum kann man sich vorstellen, woher noch in diesem Heinrich so viel ungestümes Jugendfeuer erwache, als die kurz nach Bertha's Tode mit der Praxedis vollzogene Verbindung voraussetzt. In einer späteren Scene (II. S. 199) hat der Dichter einen trefflichen und psychologisch tiefen Wink gegeben, wie in einer übrigens ganz resignirten Seele auf den gehörigen Anreiz das alte Jugendfeuer für einen Augenblick wieder emporschlägt. Hätte der Dichter es an ähnlichen Winken auch in den früheren Auftritten, so wie auch in denen des ersten Theiles nicht fehlen lassen, so würde man nicht nur den skandalösen Handel mit der Praxedis besser begreifen, sondern die Haltung des Ganzen müfste sicher an Feuer und Erweckthcit gewonnen haben. Auch hätte es der Dichter dann wahrscheinlich vermieden, seinen Heinrich sogar einmal aus Weichheit des Tones ins Süfsliche fallen zu lassen, was gewifs am allerwenigsten zu billigen ist. Ref. meint die Stelle im Gespräch mit dem Bischof Waltram (II. S. 28—29), wo von der in stillem Gram hinsterbenden Bertha die Rede ist:

K. Heinrich.

Wie hat dem Wunsch das Schicksal Hohn gesprochen!
Ihr Blumenherz welkt hoffnungslos gebrochen,
Mit Schmerzenslächeln haucht sie süfsen Duft,
Und von mir abwärts neigt sie sich zur Gruft.

B. Waltram.

Sie wird im Himmel einst ein Engel werden,
Doch lange bleibe sie es noch auf Erden.

K. Heinrich.

Ja, Bischof, meines Lebens Engel wiche,
Wenn meine weifse Rose mir erbliche.

B. Waltram.

Sie tauche sich in neues Morgenroth,
Und speise dich mit süfsem Lebensbrod.

Auch der darauf folgenden Scene (II. S. 31 ff.), worin Bertha selbst auftritt, um bei ihrer treuen Kunigunde im thüringischen Gebirge zu sterben, kann Ref. wegen des darin herrschenden süfsen und schwindsüchtigen Tons keinen Geschmack abgewinnen. Jedoch sind sind dies nur einzelne Flecken, welche zwar das Gemälde stellenweise zu verdunkeln, aber der grofsen Conception des Ganzen keinen wesentlichen Eintrag zu thun vermögen. So grofs nun der Gegensatz der alten Heinriche bei Rückert und bei Köster ist, eben so grofs der der jungen, nur dafs man hier noch weniger zweifelhaft sein kann, welcher von beiden Auffassungen man den Vorzug geben solle. Denn dieser Charakter schwebt bei Köster unseren Augen kaum noch vor als eine Person, er wird zu einem blofsen Conglomerat von Eindrücken. Wir fragen bei so ungeheuren und so plötzlichen Schwankungen der Gesinnung mit Recht, ob dort, wo sie möglich sind, nur noch so viel Kraft des Willens übrig bleiben könne, den egoistischen Trotz zu gebären, womit sich ein Sohn gegen seinen Vater empören kann. Auch wird uns durch diese Art der Auffassung alle ästhetische Gröfse vorenthalten, welche dieser Charakter in unseren Augen zu entfalten fähig ist.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 40.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

August 1844.

Kaiser Heinrich IV. Drama von Friedr. Rückert. Heinrich der Vierte von Deutschland. Eine Trilogie von Hans Köster.

(Schluſs.)

Denn er ist weder böse noch gut, und schwebt ohne Theilnahme zu erwecken vor unserem kalten Blick als graue verschwimmende Nebelgestalt, während er bei Rückert sicher und scharf gezeichnet steht, das Gute wollend, aber zum guten Zweck das Böse thuend, eine dem alten Kaiser aus dem Meere seiner Jugendirrsale schroff und hart entgegendrohende Klippe seines Glücks, ein aus dem Ehebette der miſshandelten Gattin ihm widerwillig entgegengestiegener, ihm zum Trotz gestalteter Zweig seines eigenen Fleisches und Bluts. Wo des Vaters offene Milde und standhafte Aufrichtigkeit nicht mehr fruchten, gewinnt des Sohnes Hinterlist als das kräftigste Mittel gegen die mit ähnlichen Waffen, mit Verläumdung und Lug streitende Gegenseite eine Art von Berechtigung, und schlägt dort siegreich und unwiderstehlich durch wie ein Zorn Gottes, wo die Macht des väterlichen aufrichtigen und milden Regiments zu Ende geht, und das Reich in immer tiefere Anarchie sinkt. Jauchzend geht daher von da an unser ganzes Herz mit dem kühnen jungen Heinrich empor, als mit einem zwar nicht so lauteren und reinen, aber stärkeren Gefäſse des deutschen Heldengeistes, der das leck gewordene Schiff des Reichs mit Macht wieder flott macht. Er wird in unserer Phantasie zur empörten Gegenwelle gegen Hildebrands stolze Brandung, mit welcher das Doppelschauspiel begann, und welcher sie zwar spät nachfolgt, aber um ihr die wirkliche Höhe zu halten, während des alten Heinrichs unglückliches Regiment in die Senkung des Thales gleitet. Man kann dieses als ein wahres Muster von principieller Auffassung für einen Dramatiker hinstellen. Dabei ist das Verhältniſs zwischen Vater und Sohn wahrhaft edel und königlich gehalten. Während bei Köster der Kaiser den Sohn enge und ängstlich umspionirt, und uns das an's Lächerliche streifende Bild giebt von einem Alten, der verlegen umhertrippelt, unmögliche Dinge möglich zu machen, oder von einem Vormund, der bei der Unschuld einer Mündel, die sich selbst nicht bewacht, auf Wache steht, benimmt sich bei Rückert der Kaiser gegen seinen Sohn als Mann gegen Mann. Zwar hat er dem Sohn vor dessen Krönung zum Könige unter Bürgschaft des Friedrich von Hohenstaufen einen speciellen Schwur der Treue abgenommen, aber dieser erscheint in diesem Zusammenhange nur als eine kaltblütig ersonnene Vorsichtsmaaſsregel, um dem Gemüth eines ihm entfremdeten Sohnes, dem er aus politischen Gründen die Königskrone nicht vorenthalten mochte, doch irgend eine Schranke anzulegen. Im Uebrigen benimmt er sich auch hier resignirt (II. S. 120):

Sie werfen auch nach meinem Sohn das Netz;
So grob sind dessen Fäden: geht er drein,
So will er's selber..

Und was hätte er auch beginnen wollen gegen diesen entschlossenen Willen, der mit so durchdringender Verachtung auf seine sogenannten Verführer herabblickt (II. S. 139):

Nun mögen die Verführer meiner Jugend,
Die Schürer meiner Ehrgeizflamme, kommen,
Mit seichten Gründen buhlen um mein Ohr,
Und mich zu überreden sich berühmen!
Sie thätens nicht, hätt' ich's nicht schon gethan.

Wir werden dabei trotz dem Unnatürlichen der Stellung vom Dichter immer noch von Zeit zu Zeit zart und schonend erinnert an die Unzerreiſslichkeit des Bandes zwischen Vater und Sohn, wenn z. B. der junge Heinrich zum Friedrich von Hohenstaufen spricht (II. S. 168—69):

Darfst Du mich schelten einen schlechten Sohn,
Weil Du als Eidam Deinen Schwäher liebst,

Digitized by Google

Und Dir einbildest, ihn als Sohn den Vater,
Und mehr zu lieben? bilde Dir's nicht ein!
Du weifst nur nicht, auf welche Art ich liebe,
Und niemand soll es wissen vor der Zeit.

Oder, wenn der grimmige Schmerz des Vaters darum, weil der Feind, unter welchem er leidet, sein Sohn ist, in herzschneidende Wehmuth hinträufelt (II. S. 198):

Das wird ein schönes Trauerstück, Herr Werner,
Wo wir Zuschauer und Mitspieler sind.
O, meine Roll' ist schwer, wär' ich sie los!
Doch möcht' ich die nicht meines Sohnes spielen.

Gegen solche Naturwahrheit sticht als häfslich und lästig ab jener erkünstelte und gemachte Vaterfluch bei Köster (auf S. 407), welchen Rückert selbst auf folgende schöne Art parodirt, anspielend auf die wirkliche Kinderlosigkeit Heinrichs V. (II. S. 186):

Ich dachte meines Sohnes Abfall einst
Durch meines Eidams Königswahl zu rächen;
Nun räche selber sich mein Sohn an sich,
An Sohnesstatt erziehend seine Neffen,
Und nie geboren sei ein Sohn ihm selbst.
Ja, Gott versag' ihm gnädig einen Sohn,
Dafs der an ihm nicht thu, wie er am Vater!

Dafs dies eine wirkliche Parodie des Köster'schen Vaterfluches sei, wird daraus wahrscheinlich, dafs Rückert auch an mehrere andere Stellen des Köster'schen Schauspiels parodirend angespielt hat. So erscheint z. B. die wehklagende und beschwörende Rechtfertigung des Kaisers gegen die Bischöfe von Mainz, Cöln und Worms (S. 394—95 bei Köster) hier in einer heitreren Form wieder (II. S. 208—9), und das feierliche Anlegen der von den Rufacher Bürgern zurückgebrachten Reichsinsignien (S. 417 bei Köster) ist hier zu einem gemüthlichen Scherz auf Bitten der guten Rufacher geworden (II. S. 223), wozu sich dasselbe in der That auch weit besser schickte. Und damit kein Zweifel bliebe, dafs ein Dichter den andern kannte, sehen wir sogar die Person Kösters dem Drama eingewoben, und zwar in anerkennender Weise mit Beziehung auf den Spruch des alten Mainzer Bürgers (S. 360 bei Köster):

Wenn dann die Ritter uns'rer Schneider lachen,
So lass't die Schmied' der Ritter Rechnung machen!

Der Kaiser Heinrich fragt nämlich in Beziehung auf diesen Reim, welchen, wie berichtet wird, die Mainzer auf den Gassen singen und der ihm gefällt, wer ihn gemacht habe, und da er erfährt, dafs der Mann Köster heifse, so spricht er, dafs er sich denselben merken wolle (II. S. 183).

Wenn nun Rückert in Beziehung auf die *Verarbeitung des historischen Stoffes* und die *Zeichnung der Charaktere* wenig zu wünschen übrig liefs, so wünschte Ref. dasselbe behaupten zu können in Beziehung auf eine *gleichmäfsige Sorgfalt der Ausarbeitung aller einzelnen Scenen.* Eine solche ist zwar noch durchaus vorhanden in *den drei ersten Aufzügen* des ersten Theils. Tadellos ist hier die Würde des Anfangs, höchst energisch wirken die Gespräche der Lombarden, lebendig und naturtreu ist die Ankunft des Königs bei'm Pförtner der Burg Canossa, von schwer übertreffbarer Erhabenheit und Gröfse ist die Unterredung zwischen Mathilde und Hildebrand, von grofser Wirkung ist auch das Selbstgespräch des Königs, ehe er zu Canossa eingeht, voll lieblicher Heiterkeit sind die Auftritte der harmlosen Dienerschaft, voll Feinheit das Gespräch zwischen Bertha und Agnes; dies alles trägt den Stempel, mit gröfster Liebe und Hingebung ausgeführt zu sein. Auch die Auftritte des dritten Acts, welche sich um die Königswahl Rudolphs drehen, sind befriedigend ausgeführt, und auch bei ihnen wirkt das humoristische Element sowohl im Gespräche der beiden päpstlichen Legaten, als in dem des Königs mit seinem ehrlichen Ulrich von Kosheim lebendig und erweckend. Dagegen sind es im vierten und fünften Aufzuge nur einzelne Scenen, die sich auf dieser Höhe der Ausführung halten, namentlich die des Dichters wieder völlig würdige Scene, wie der König dem Friedrich von Hohenstaufen seine Tochter Agnes zum Weibe giebt (I. S. 178—79), ferner die Scene, worin Mathilde dem Papste vergeblich zum Frieden räth (I. S. 193—196), endlich der höchst gemüthliche und ansprechende Auftritt im Kloster Farfa (I. S. 214—220) und noch einiges andere, wogegen das übrige mehr oder weniger stiefmütterlich behandelt ist. Im vierten Aufzuge ist es ein unüberschauliches Kriegsgewirre, das uns in halbentworfenen Zügen vor den Augen gaukelt, wobei der Schauplatz unstet hin und herfliegt, und uns durch immer neue eben so schnell als sie kommen, wieder für immer entschwindende Personen beunruhigt. Es wäre hier, um den Schwindel zu vermeiden, durchaus nöthig gewesen, dafs der Dichter sich für seine Darstellung einen festeren Standpunct nahm, entweder im Feldlager Heinrichs oder im Feldlager

Digitized by Google

Rudolphs, und diesen dann mit gröfserer Liebe ausmalte, als hier irgendwo geschehen ist. Dann würden die eingeflochtenen historischen Züge, entweder im ruhigen oder leidenschaftlichen Bericht vorgetragen, glänzen, statt dafs sie uns jetzt, indem sie in einer fast allzuhandgreiflichen Darstellung vorüberfliegen, nur ängstigen und zerstreuen. Unsere Aufmerksamkeit wird zu wenig gesammelt, wird in ihrer Zerstreuung zu flüchtig hie ein wenig und da ein wenig interessirt, und wir bekommen zu sehr den Eindruck von einer Strecke in der Geschichte, über welche der Dichter nur so hineilt, weil er sie nicht vermeiden konnte. Im fünften Aufzuge bekommt unser Interesse zwar wieder bessere Ruhepuncte, aber auch hier würden wir höher gehoben werden, zerstreute uns nicht zu sehr der springende Scenenwechsel, und liefe nicht die Ausarbeitung zu unfruchtbar meistentheils nur an äufseren Thatsachen hin, recht im Contrast mit den drei ersten Aufzügen. Hätte er uns statt der hineingeschneiten römischen Scenen mit Cencius und Rusticus (I. S. 200 u. S. 211), welche die Aufmerksamkeit nur unangenehm auf neue schnell erscheinende und wieder verschwindende Personen zerstreuen, lieber seine köstlichen Longobarden noch einmal vorgeführt, Bertha früher in die Handlung gezogen, Hildebrands Person eine gröfsere Rolle zu spielen gegeben, und vor allem uns Heinrichs eigenes Innere tiefer erschlossen, so hätte sich hier wohl ein Eindruck erreichen lassen, der nicht hinter dem der drei ersten Aufzüge zurückgesunken wäre. Aber so wie das Werk nun vorliegt, verhalten sich die drei ersten Aufzüge zu den beiden letzten wie ein ausgeführtes und vollendetes Gemälde zu einem nicht fertig gewordenen. Im zweiten Theil ist vollkommne Vollendung vorhanden in den *drei letzten Aufzügen*, die im eigentlichen Sinn gar nichts zu wünschen übrig lassen. Hier bilden die Höhe die Auftritte auf Beckelheim. Aber auch die Apostrophe an Welf und Bouillon (S. 116—17), der Auftritt mit dem Kapellan Otto, der Abfall des jungen Heinrich, des Vaters Angst darum (S. 156—57), der Fufsfall des Vaters vor dem Sohne, endlich der Zug des deutschen Heeres über die Alpen (S. 241—46) sind höchst ausgezeichnete Momente. Hier befand sich der Dichter überall im Feuer, und theilt uns sein Feuer mit. Nicht so ist es in den beiden ersten Aufzügen des zweiten Theils. Ueber Mangel an Sorgfalt in der Ausarbeitung ist hier zwar nicht zu klagen, wohl aber über eine zu grofse Fülle zusammengedrängten Stoffs, und auch einigemale über die blofsen Zweckdialogen, welche nur zu dem Ende vorhanden sind, uns mit etwas Vorgefallenem gesprächsweise bekannt zu machen, wie z. B. das frostige Gespräch zwischen Kaiser Heinrich und Markgraf Werner (S. 49—52), welches blofs die Heirath zwischen Welf und Mathilde an's Tageslicht fördert, die doch weit besser kurz und schnell erwähnt worden wäre. Eben so hätte Ref. den Klostervogt von Quedlinburg (S. 24—27) lieber als einfachen Botschaftsüberbringer vernommen, statt dafs er, blofs um zu sagen, wie Markgraf Ekbert starb und wo Bertha sich befindet, den Kaiser in ein Gespräch verwickelt, das doch keines ist und also den Hörer nur ungedulig macht. Auch macht die Gesprächsform, worin das von der Praxedis angerichtete Skandal sich uns mittheilt (S. 77—78), den Bericht mehr frostig, als lebendig. Zwar kann das langsame Abfragen von Nachrichten von höchster Wirkung im Trauerspiel sein, wenn z. B. die mitzutheilende Nachricht von der Art ist, dafs sie einen hohen Grad des Affekts entweder beim Frager oder beim Gefragten erzeugt; auch dann, wenn das kalt und ruhig Abgefragte von der Art ist, dafs es beim Hörer Schrecken und Staunen erregen mufs. So wirkt diese Form der Mittheilung vortrefflich in den Lombardenscenen des ersten Theils, nicht minder im Herodes bei der Erzählung vom Untergange des Aristobul im Gespräch der fünf Hofleute, und bei der Erzählung von Herodes Raserei im Gespräch der beiden gallischen Leibwächter. Ist dagegen das Mitzutheilende nur ein neuer Zufall im Wechsel der Ereignisse, den zu wissen uns für das Verständnifs des Folgenden oder auch nur zu einer vollständigen Uebersicht der Zeitlage nöthig ist, wie der Tod eines Markgrafen Ekbert, das Skandal einer Praxedis, die Reise einer lebensmüden Bertha, der diplomatische Meisterstreich einer klugen Mathilde, da soll der Dichter die hierfür viel zu grandiose Form des langsamen Abfragens nicht mifsbrauchen, sondern den Hörer über das nun einmal nicht zu ersparende lieber in gröfster Kürze hinwegführen, damit wir an keinem leeren und affektlosen Puncte ohne Noth aufgehalten werden, und damit kein Auftritt jemals vor unserem Auge spiele, welcher nicht sein Recht dazusein durch den unmittelbaren poetischen Gehalt, der in seiner Situation und seinem Pathos liegt,

Digitized by Google

fühlbar macht. So würde auch der Anfang des ersten Aufzuges sich gehoben haben, wenn uns der Kaiser hier, ähnlich wie im Anfange des dritten, *allein* entgegen träte, uns seine Stimmung, die Lage des Reichs, den Tod des Hildebrand, den schwachen Widerstreit des Gegenkönigs Hermann verkündigend. Unsere Phantasie empfinge so wichtige Zeitanschauungen aus dem Spiegel des bewegten kaiserlichen Gemüths mit Wohlgefallen und Spannung, und vor uns stünde als Träger dieses Zeitbildes in einfacher Würde die kaiserliche Person. Statt dessen müssen wir die ziemlich uninteressante Zurechtweisung eines schmeichlerischen Bischofs aus dem Munde des Kaisers mit in den Kauf nehmen, die sich hier so breit macht, als sei sie und nicht das, was der Kaiser S. 15—16 spricht, der eigentliche Inhalt des Auftritts. Der Hörer hat so den doppelten Nachtheil, erstlich einem uninteressanten Auftritt beiwohnen zu müssen, und zweitens wegen der dadurch bewirkten Herabspannung der Aufmerksamkeit leichter die Puncte, auf welche es wirklich ankommt, zu überhören. Freilich würde es noch besser gewesen sein, hätte sich zur Eröffnung des zweiten Theils eine belebte in die damaligen Zeitrichtungen eingreifende Scene von der Höhe und Schönheit des Bildes der Kreuzfahrer (S. 89—98) finden lassen. Aus diesem allen geht hervor, dafs dieses neue Werk Rückerts sich an scenischer Kunstvollendung mit dem voraufgegangenen Herodes nicht messen kann. Denn wenn das Doppeldrama des Herodes die unübertreffliche Symmetrie bot, im ersten Theile ein schon für sich befriedigendes Ganze zu bilden, das mit hinreifsender Gewalt und unaufhörlicher Steigerung seinem furchtbaren Ende zurollte, wozu dann der zweite Theil als Vergröfserungsspiegel des ersten mit ganz parallelem Gliedbau hinzuwuchs, ebenfalls in einer gleichmäfsigen Steigerung von Anfang bis zu Ende, so leidet im Heinrich das Ende des ersten Theils am sinkenden Flug, der Anfang des zweiten am stockenden Gang. Und so würde für eine Aufführung noch immer nur der erste Theil des Herodes in Vorschlag zu bringen sein.

Zuletzt kann Ref. sich nicht enthalten, noch aufmerksam zu machen auf die grofse Klarheit und Durchsichtigkeit im Rückert'schen Stil, welche kein geringer Vorzug dieses Dichters ist. Dieser Stil weifs die einfache Lebensrede in ihren eigenen erhöhten Momenten so zu erfassen, dafs sie sich nicht selten erhöhet zum Sententiösen und Veredelten; aber dies ist immer wie eine entblühete Blume, niemals wie ein eingesetzter Schmuck. Geräth der Lombarde in's Deklamiren, so fühlt man es, wie sich der Sprecher dabei Zwang anlegt, um durch den Wortbombast sich selbst stärker in's Feuer zu treiben, man fühlt, hier wollte der Dichter mit Fleifs Bombast und Schwulst reden lassen. Geräth der Papst Hildebrand in's Deklamiren, so empfangen wir den Eindruck einer Rede, die sich nur dadurch bis zur Deklamation steigert, dafs ihr Inhalt, während sie geredet wird, den Sprechenden selbst mit Ehrfurcht erfüllt. Wie sehr sticht gegen solche Naturwahrheit ab der mit Beschwörungsformeln und Jeremiaden erfüllte durchgehende Wortprunk bei Köster, und die kostbaren und erkünstelten Gleichnifsreden unserer meisten jüngeren Dramatiker! In dieser Beziehung kann Rückert gar nicht genug als Muster empfohlen werden. Bei ihm ist überall Natur, Offenheit, Geradheit, Wahrheit und Klarheit, und er flickt nicht zusammen, sondern schneidet immer aus dem Ganzen. Auch ist der leichte und schöne Bau des jambischen Verses bei ihm nicht aufser Acht zu lassen, sondern jedem Strebenden zum Studium zu empfehlen. Denn minder gut fliefsende, obschon sonst noch ganz correkte Verse, wie II. S. 18:

Die off'ne Treu war nicht ohn' heimlich Falsch.

gehören hier schon zu den grofsen Seltenheiten, und man sieht es besonders auch durch die Vergleichung zwischen Rückerts und Kösters Versbau, dafs der Jambus nicht ein sich ganz wie von selbst machender Vers ist, der leicht einem jeden gelingt. Köster ist in dieser Beziehung weit zurück. Nicht nur, dafs seine Wortwendungen oft unbehülflich, seine Versfüfse oft holpricht sind, es laufen auch viele wirkliche Uncorrektheiten mit unter, wie:

S. 10. *Ich komme arglos, mit gering Gefolge.*
S. 51. *Mein Sinn ist oft unheimlich Trachtens voll.*
S. 62. *Und klage niemals mehr bei schwer'rer Ahndung.*
S. 87. *Mein König, 'ne Gesandtschaft gleich 'nem Heer.*
⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑ — ⏑ —
S. 107. *Ich spreche unter frei Geleit.*
S. 110. *Mein Kopf zum Pfande.*
S. 140. *Viel Fürsten sind der Krone würd'gre Männer.*

Solche Verse sollten doch *heutigestages* nicht mehr vorkommen können. Desto wohlthuender springt der correkte Druck der Trilogie in's Auge gegen den des Doppelschauspiels, welches voll ist von entstellenden Druckfehlern, z. B. I. S. 156 *Opferfest* statt *Osterfest*, II. S. 61 *der Kalben* statt *des Kalbens*, II. S. 241 *welchen* statt *welschen*, II. S. 242 *Irrea* st. *Ivrea*, u. s. f.

C. Fortlage.

Digitized by Google

№ 41.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1844.

XXV.

Die christliche Lehre von der Dreieinigkeit und Menschwerdung Gottes in ihrer geschichtlichen Entwicklung. Von Dr. Ferd. Christian Baur. 3 Thle. Tübingen, 1841 — 1843; *bei E. F. Osiander.* 948. 917. 1035 S.

Das Werk, welches unter genanntem Titel uns zur Anzeige und Besprechung vorliegt, erweckt schon durch den Namen seines Verfassers bedeutende Erwartungen, und zugleich Erwartungen der bestimmtesten Art. Wenn Hrn. Dr. Baurs dogmengeschichtliche Leistungen sich durch Meisterschaft der Entwicklung, rücksichtlose Durchführung des Grundgedankens, Kühnheit der Auffassung, umsichtigen Scharfblick, überraschende Zusammenstellungen und vor allem durch sichre, männliche Bewufstheit des zum Ziele Gesetzten auszeichnen, und wenn bei überwiegender Richtung auf Gesammtbetrachtung um so mehr die gründlichste Durcharbeitung des äufsern Stoffs, die mühsamste Quellenforschung zu bewundern ist, so verwendet Dr. Baur diese trefflichen Gaben bekanntlich im Dienste derjenigen Auffassung, welche sich selbst am liebsten durch den Namen der begrifflichen vor andern kenntlich macht und auszeichnet. Demzufolge darf man, nach der Scheidung, welche in letzter Zeit vor sich gegangen ist, von gegenwärtigem Werke eine mit der bis dahin geltenden in entschiednem Gegensatz befindliche Behandlung des Dogma erwarten. Und in der That wird in dem ersten Abschnitt des ersten Bandes, als dem mit dem dunkelsten, vieldeutigsten Zeitraum sich beschäftigenden, eine vollkommne Umwälzung auf dem Gebiet der ältesten Kirchen- und Dogmengeschichte versucht, kaum Eine Erscheinung an der Stelle gelassen, welche ihr einstweilen das Urtheil der bewährtesten Forscher angewiesen hatte. Mit welchem Recht, auf welche Begründung hin, dies zu untersuchen, so einläfslich als der Raum es gestattet, ist unsre vorläufige Aufgabe, wobei wir jedoch aller neuen Mittheilungen, Belehrungen u. s. w., dergleichen ein Mann wie Dr. Baur überall nicht leicht, von uns nun gar nicht zu gewärtigen haben dürfte, von vornherein uns zu bescheiden erklären. Sondern einfach wollen wir darauf merken, wie die hier vollzogne Anschauungsweise mit der Geschichte und ihren urkundlich vorliegenden Thatsachen stimmt, welche wirkliche Förderung also der Dogmengeschichte durch die Leistungen des Hrn. Verf.'s auf dem angegebnen Gebiet erwachsen ist.

In der *Einleitung*, S. 1 — 128, wird zunächst die Aufgabe bestimmt, und zwar dieselbe nicht auf das Dogma der Trinität an sich beschränkt, sondern zugleich auf die übrigen Lehren der engern Theologie, die von der Schöpfung und Erhaltung der Welt, von den guten und bösen Engeln, und vom Gottmenschen, deren Mittelpunct dasselbe bildet, in Beziehung auf welche es sich erst vollständig erfüllt, ausgedehnt. Nur wenn, was in der Idee der Dreieinigkeit ideell enthalten ist, der Unterschied und die Einheit, in der Welt und im Gottmenschen zu seinem realen Unterschied sowohl als seiner realen Einheit gelangt, ist die Lehre von der Dreieinigkeit zu ihrer Wahrheit für die denkende Betrachtung erhoben; ohne diese reale Beziehung aber bleibt das Dogma von der Einheit des Wesens und einer Dreiheit der Personen, welche Personen sind und nicht sind, ein blofser Schematismus, ein nichtssagendes Spiel mit leeren Begriffen. Daher müssen für eine tiefer eindringende geschichtliche Untersuchung alle jene, so eng in einander eingreifenden, Lehren zusammengenommen und mufs, wenn dieselben auch in ihrer geschichtlichen Entwicklung grofsentheils weit auseinanderliegen, diese Mangelhaftigkeit selbst nur als der geschichtliche Prozefs vom Standpuncte der Idee aus erfafst und in seinen einzelnen Momenten nachgewiesen werden. Dafs Gott ein

Digitized by Google

dreieiniger Gott ist, ist die das Christenthum sowohl vom Heidenthum als vom Judenthum unterscheidende Grundlehre. An dieser Lehre mufs sich daher auch ganz besonders der charakteristische Unterschied des Christenthums vom Heidenthum und Judenthum herausstellen. Betrachten wir nun die beiden Momente des Unterschieds und der Einheit als das Wesentliche der christlichen Dreieinigkeitslehre, und beziehen die Lehre nicht blofs auf das Verhältnifs Gottes zu sich, sondern auf die angegebne Weise auch zur Welt und zum Menschen, so ist das Charakteristische des Heidenthums und Judenthums in dieser Hinsicht so zu bestimmen, dafs, während im Heidenthum das Moment des Unterschieds noch nicht einmal zu seinem Rechte kommt, im Judenthum zwar der Unterschied in seiner vollen Realität gesetzt, um so mehr aber das andre Moment, die den Unterschied aufhebende Einheit, demselben noch fremd geblieben ist. Dieses Verhältnifs wird nun an den einzelnen Gestaltungen des vorchristlichen Gottesbewufstseins nachgewiesen, erstens am Heidenthum als indischer, persischer, ägyptischer und griechischer Religion, welche letzte ihre andre Seite am Platonismus hat, zweitens am Judenthum als alttestamentlicher Religion und alexandrinischer Religionsphilosophie. In dem Dualismus, welcher beide Religionsformen der vorchristlichen Zeit nicht über das Moment des Unterschiedes hinauskommen liefs, besteht das Mangelhafte, welchem gegenüber das Christenthum nun das Moment der Einheit in seinem vollen Rechte geltend zu machen hat. Wie aber der Grund dieses Mangels jener beiden Religionen eigentlich darin liegt, dafs in ihnen der Unterschied selbst noch nicht zu seiner vollen Bedeutung durchgedrungen ist, so kommt erst im Christenthum mit der Aufhebung des Unterschieds auch die wahre Bedeutung des Unterschieds zum Bewufstsein. Blieben jene bei dem Gegensatz von Gott und Welt stehen, so schreitet hier dieser Gegensatz zu dem tiefern zwischen Gott und dem Menschen fort. Konnten die beiden Momente, um deren Ausgleichung es sich handelte, auf dem vorchristlichen Standpuncte nur so gefafst werden: Gott und Welt sind Eins in der Verwirklichung der Idee und die sich verwirklichende Idee ist zugleich die von der Wirklichkeit abstrahirende, aus ihr entfliehende Idee, so stellen sich diese Sätze auf dem Standpunct des Christenthums in folgende um: Gott und Mensch sind Eins im Selbstbewufstsein des Geistes und Gott ist der sich selbst wissende und in diesem Wissen mit sich selbst identische Geist. Von dieser abstracten Bestimmung des reinen an sich seienden Begriffs, wie sie als Ergebnifs der geschichtlichen Entwicklung diese selbst schon zur Voraussetzung hat, wendet die Untersuchung sich nun zu dem Anfang zurück, um zuvörderst, ehe sie dem Gang des kirchlichen Dogma's nachgeht, die concreten Bestimmungen in's Auge zu fassen, welche als die Elemente des christlichen Trinitätsbegriffs in den Schriften des neuen Testaments vorliegen.

Das Subject, mit welchem Gott Eins ist, beginnt diese Erörterung, ist nicht der Mensch überhaupt, sondern das bestimmte, einzelne Individuum Jesus. An welchen Bestimmungen, wird gefragt, entwickelt sich der Begriff dieser Einheit? Als allgemeinste ergiebt sich hier das Prädicat des υἱὸς θεοῦ in dem Sinne, in welchem es nur die gewöhnliche Bezeichnung des Messias ist. Indem dieser υἱὸς θεοῦ, näher υἱὸς τοῦ θεοῦ, mit dem Prädicat des Χριστός belegt wird, ist er unter den Begriff des heiligen Geistes gestellt, der heilige Geist als das Vermittelnde zwischen ihm und Gott aufgefafst. Dies ist die gemeinsame Vorstellung der neutestamentlichen Schriftsteller, sofern sie noch nicht, wie Johannes, das Verhältnifs durch den Begriff des Logos vermittelt werden lassen. Der nächste Moment ist die höhere Bedeutung, zu welcher sich der Begriff des υἱὸς θεοῦ in der Christologie des Paulus fortbildete; das in Christo wirkende höhere Princip ist ihm nicht sowohl der heilige Geist im gewöhnlichen Sinne, als vielmehr der Geist, sofern er überhaupt das Princip des Lebens im weitesten Sinn ist, wie aus der Hauptstelle der paulinischen Christologie, 1 Cor. 15, 45 ff. vergl. V. 21, erhellt, in welcher der erste und zweite Adam wie das psychische und pneumatische Princip, wie der irdische und der himmlische Mensch, unterschieden werden. Wie sich dieses Princip in Christo durch seine Auferstehung in seiner vollen Kraft und Wirksamkeit erwiesen und in dem Auferstandenen Allen als das den Tod überwindende mitgetheilt worden, so ist er selbst durch seine Auferstehung und Erhöhung — Röm. 8, 34 — der κύριος oder der Sohn geworden, welcher, gleichsam an der Stelle Gottes selber, so lange die Welt regiert, als noch feindliche, dem Erlösungsplane widerstrebende, Mächte

Digitized by Google

zu überwinden sind. Dann aber, wenn Alles unterworfen ist, unterwirft sich auch Christus und kehrt somit das göttliche Princip, nachdem es im ganzen Verlauf des Lebens und Wirkens Christi sich bethätigt hat, in die Einheit Gottes zurück. So sehr nun Paulus auf dieser, mit dem menschlichen Dasein Christi beginnenden, Seite den Begriff des υἱὸς θεοῦ verfolgt, so sehr liegt die gegenüberstehende Seite eines präexistirenden, von Gott unterschiedenen göttlichen Princips, das in einer näheren Beziehung zu der Person Jesu als dem υἱὸς θεοῦ stünde, aufserhalb seines Gesichtskreises.

Diese Behauptung ist in der That zu überraschend neu, als dafs sie nicht einen Jeden stutzig machen und ihm gleich mehrere Stellen auf einmal ins Gedächtnifs rufen sollte, in denen die Präexistenz doch gar zu ausdrücklich gelehrt wird. Sind nicht die Briefe an die Philipper, Kolosser — die Briefe an die Philipper und Kolosser sind unächt, oder, wie Dr. Baur sich milder und allmähliger ausdrückt, enthalten eine Christologie, die wir als eine eben so ächt paulinische anzusehn, mit der ersten völlig gleichzustellen, Bedenken tragen müssen, die zu so manchen andern Kriterien des zweifelhaften Ursprungs dieser kleinern Briefe zu rechnen ist. Dafs diese andern Kriterien in der That mit dem hiesigen zusammengehören und in Eine Klasse zu rechnen sind, glaubt man gern. Dergleichen Gewaltstreiche werfen ein übles Licht auf die Anschauungsweise, die ihrer bedarf. Den Kolosserbrief hat bisher nur Meierhoffs peinliche, buchstabenquälende und partikelzählende Kritik, ohne allen Erfolg, anzutasten gewagt, die Aechtheit des an die Philipper achtet ein Kritiker von der Freisinnigkeit und Schärfe de Wette's über allen Zweifel erhaben. Und wenn auch so noch das Versuchte sich erzwingen liefse! Dem aber stehen, aufser dem ganzen Zusammenhang der paulinischen Auffassung Christi, vor allem Stellen wie Cor. 8, 6. als unbedingte Hindernisse entgegen. Denn Röm. 9, 5. wollen wir dahingestellt sein lassen. Zwar hat bei der Auslegung auch dieser Stelle Baur, wie er selbst zugiebt, fast alle orthodoxen und nichtorthodoxen Erklärer, unter letztern sogar Straufs, gegen sich, allerdings aber mufs, bei der Zweifelhaftigkeit der Beziehung des ὢν ἐπὶ πάντων θεός, Jedem auf die entgegengesetzte Seite zu treten, unbenommen bleiben. Nur die Frage Baur's nach auch nur Einer Analogie aus jener frühen Zeit dafür, dafs ein Prädicat dieser Art, wie es allein dem höchsten, absoluten Gott zukommen könne, Christo wäre beigelegt worden, betrifft das Verständnifs der Stelle nicht, da das Prädicat kein so absolutes, nur θεὸς, nicht ὁ θεὸς, gesetzt ist. Soll aber nur gemeint sein, dafs der göttliche Name dem Erlöser damals noch nicht beigelegt worden, so steht dem der Brief des Plinius an Trajan entgegen, wenn man doch einmal gezwungen sein soll, neben den neutestamentlichen Schriften sich noch auf andre Documente zu berufen. Allein auch die angezogne Korintherstelle verwirft und sucht Baur durch die Argumentation zu entkräften, dafs der Umfang und Inhalt des δι' οὗ τὰ πάντα nur durch den Begriff des κύριος bestimmt werden könne, der paulinische κύριος aber nirgend etwas anderes und mehr als der Herr der Gemeinde in dem gedachten, die Präexistenz nicht berührenden Sinne sei. Nun kann jedoch, erstens, das spätere τὰ πάντα unmöglich anders als das dicht voranstehende gefafst werden und hat zunächst von diesem, nicht einer sonst woher mitgebrachten Auslegung des κύριος sich seinen Umfang und Inhalt bestimmen zu lassen, und bleibt, zweitens, selbst wenn man denselben an dem Begriff des κύριος abmifst, die Sache doch unverändert, da die Behauptung von der angegebenen Bedeutung dieses Begriffs auch eben nur eine solche ist, wie sich das sowohl aus der paulinischen Christologie im allgemeinen, wenn man sie ungezwungen aus den paulinischen Briefen entwickelt, als näher aus Cor. 2, 8., wo von dem κύριος τῆς δόξης die Rede ist, ergiebt. Die Stellen ferner Röm. 8, 3. und Gal. 4, 4., die ebenfalls das vormenschliche, bei Paulus durchgängig dem irdischen Leben zu Grunde liegende, am ausdrücklichsten im Philipper- und Kolosserbrief gelehrte Dasein Christi voraussetzen, werden ganz unberücksichtigt gelassen; insofern freilich mit Recht, als, wer jene Korintherstelle zu beseitigen gewufst, unbedingt das Vorurtheil für sich hat, mit diesen fertig werden zu können. Wie ganz ohne Grund in der Sache übrigens und nur durch äufserliche Noth veranlafst der Satz von dem hier zum erstenmal entdeckten christologischen Unterschied zwischen diesen kleinern und den andern Briefen ist, erhellt am leichtesten, wenn man die einschlagenden Stellen beider Abtheilungen vergleicht und da das ἐκένωσε ἑαυτὸν, μορφὴν δούλου λαβὼν in dem ὅτι δι' ὑμᾶς ἐπτώχευσε, πλούσιος ὢν 2 Cor. 8, 9., das εἶναι ἴσα θεῷ und ἐν μορφῇ θεοῦ ὑπάρχων in dem

Digitized by Google

εἰκὼν τοῦ θεοῦ 2 Cor. 4, 4.; das ἐν ὁμοιώματι ἀνθρώπων γενόμενος in dem τὸν ἑαυτοῦ υἱὸν πέμψας ἐν ὁμοιώματι u. s. w. des Römer- und dem ἐξαπέστειλεν ὁ θεὸς τὸν υἱὸν αὐτοῦ des Galaterbriefes; endlich das ἐν αὐτῷ ἐκτίσθη τὰ πάντα in dem δι' οὗ τὰ πάντα seine Parallele und, wenn es deren bedürfte, Stütze findet *).

Zu dem υἱὸς θεοῦ kommt nun aber bei Paulus nach Baur noch das πνεῦμα θεοῦ hinzu, als das die durch Christus objectiv erworbene Gnade subjectiv aneignende Princip. In dem πνεῦμα συμμαρτυροῦν τῷ πνεύματι ἡμῶν, ὅτι τέκνα θεοῦ ἐσμὲν, kehrt der zum Selbstbewufstsein der Gläubigen gewordene Geist Gottes in die absolute Einheit zurück, Gott vermittelt auf diese Weise sich mit ihm selbst. Mit der paulinischen Trinitätslehre, wie sie am bestimmtesten in der Stelle 2 Cor. 13, 13. ausgesprochen ist, stimmt am meisten zusammen das in der Taufformel bei Matth. 28, 20. gebotene Bekenntnifs. Auch hier ist in dem υἱὸς keineswegs ein der geschichtlichen Erscheinung Jesu vorangehendes Verhältnifs enthalten. Den Uebergang zum metaphysischen Begriff des Sohnes macht erst der johanneische Logosbegriff. Diesen als gangbare Vorstellung aus der alexandrinischen Religionsphilosophie in das christliche Dogma aufgenommen sein zu lassen, ist eine ungenügende Ableitung, da die Stelle, welche er später erhielt, in der Vorstellung der ältesten Christen schon durch das πνεῦμα ἅγιον besetzt war. In dem Begriff des Pneuma mufs daher die Veranlassung, die Logosidee aufzunehmen, nachgewiesen werden. Das Pneuma ist das in der unmittelbaren Gegenwart sich wirksam erweisende Princip. Als solches wird es nach der Entfernung Jesu den Jüngern mitgetheilt. Man scheint sich aber zwischen dieser Geistesmittheilung und dem Hingange Jesu einen sehr realen Zusammenhang gedacht zu haben. So lange nämlich Jesus selbst auf Erden gegenwärtig gewesen war, war in ihm die absolute Einheit und Fülle des Geistes beschlossen, Joh. 3, 34., also konnte damals derselbe nicht zugleich in den Jüngern sein, vielmehr erst nach dem Hingang Jesu von ihm, dem Einen, auf die unendliche Vielheit der Subjecte übergehen. Anders scheint die Stelle Joh. 7, 39. kaum verstanden werden zu können. Zwar sucht man den Grund für die Bedingtheit der Geistesmittheilung gewöhnlich in der subjectiven Vermittlung durch den Glauben, in der höheren Reinheit und Selbstthätigkeit des religiösen Lebens der Jünger nach des Meisters Tod und Auferstehung, aber diese Auffassungsweise findet Baur gar zu subjectiv und modern. Was war natürlicher fragt er dagegen, als dafs man die reale Beziehung, welche die Sendung des Geistes zum Hingang und zur Erhöhung Jesu haben sollte, näher so bestimmte, dafs man annahm, so lange Jesus seinen messianischen Beruf auf Erden erst noch erfüllte, sei er auch das Eine Subject der göttlichen Gnade gewesen, nach seinem Hingang aber könne der, von ihm gleichsam entlassene, Geist nun erst Denen mitgetheilt werden, in welchen das messianische Werk realisirt werden sollte?

(Die Fortsetzung folgt.)

*) In seiner Abhandlung über die Composition und den Charakter des johanneischen Evangeliums, theologische Jahrbücher von Zeller III, 4, 1844, verweist Dr. Baur, bezüglich der mit nichten die Präexistenz Christi voraussetzenden, bisher aber so verstandenen Stellen des Römer- und Corintherbriefs auf die von seinem Schüler *K. R. Köstlin*: der Lehrbegriff des Evangeliums und der Briefe Johannis, S. 307 ff. gemachten Bemerkungen, welche wir deshalb hier in Kürze mittheilen. Die Stelle 1 Cor. 10, 4. spreche, behauptet Köstlin, eher gegen ein vormenschliches Sein der Persönlichkeit Christi, sofern hier dieselbe der jener Engel, Hebr. 1, 7., die sich in Winde und Feuerflammen verwandeln lassen, gleich erscheine. Aus ihr gehe nur hervor, dafs Christi Geist, nicht er selber als Person, dafs das πνεῦμα ζωοποιοῦν, als zur Umkleidung mit der σάρξ bestimmt, längst vor der Geburt Christi bestanden habe, *welche Geburt nichts andres gewesen als die Verbindung dieses πνεῦμα mit einem Körper.* Röm. 9, 5. brauche, auch wenn man das τὰ πάντα strenger nähme, nicht nothwendig ἐκτίσθη ergänzt zu werden, sondern etwa „beherrscht, erhalten wird," so dafs Paulus mit dieser Redensart *nicht die Schöpfung, sondern nur die Erhaltung und Regierung der Welt dem Herrn zuschreibe.* 2 Cor. 8, 9. Γινώσκετε γὰρ τὴν χάριν τοῦ Κυρίου ἡμῶν Ἰησοῦ Χριστοῦ, ὅτι δι' ὑμᾶς ἐπτώχευσε πλούσιος ὤν, ἵνα ὑμεῖς τῇ ἐκείνου πτωχείᾳ πλουτήσητε, sei zu übersetzen *„Er war arm, während er reich war," reich als gnadenspendender Erlöser, arm als durch Entsagung und Erniedrigung Erlöser.* Man dürfe wohl sagen, dafs in dieser Stelle nie Jemand die Präexistenz gesucht haben würde, wäre sie nicht anderweitig bekannt gewesen.

Digitized by Google

№ 42.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1844.

Die christliche Lehre von der Dreieinigkeit und Menschwerdung Gottes in ihrer geschichtlichen Entwicklung. Von Dr. Ferd. Christ. Baur.

(Fortsetzung.

Wir nun finden, dafs es kaum eine unnatürlichere, dem christlichen Bewufstsein, wie es in den Schriften des neuen Testaments vorliegt, fremdere Erklärung geben könne. Subjectiv und modern ist ein Lob, wenn das objectiv und antik ist. Diese Lostrennung des Geistes von Jesus nun, wird fortgefahren, konnte man sich aber nicht denken, ohne die Voraussetzung eines andern göttlichen Princips. Wie hätte er sich zum Himmel erheben können, ohne das πνεῦμα ἅγιον, welches ihn allein zum υἱὸς θεοῦ machte? Erhob er sich aber gleichwohl ohne dieses, das ihn ja zunächst nur für seinen messianischen Beruf befähigte, so mufs das von dem πνεῦμα verschiedene Princip schon unabhängig von demselben in ihm vorhanden gewesen sein, und er konnte somit, da das πνεῦμα nur das Princip seiner irdischen Erscheinung und Wirksamkeit ist, am Ende derselben in seiner überirdischen Würde nichts sein, was er nicht schon vor seinem menschlichen Sein an sich gewesen war. In dieser Hinsicht ist besonders bemerkenswerth, wie bei Johannes der überirdische Zustand, in welchen Jesus nach seinem Tode einging, als ein, dem καταβαίνειν ἐκ τοῦ οὐρανοῦ entsprechendes, ἀναβαίνειν des υἱὸς τοῦ ἀνθρώπου, ὅπου ἦν τὸ πρότερον als ein δοξάζεσθαι τῇ δόξῃ, welche er hatte beim Vater πρὸ τοῦ τὸν κόσμον εἶναι, dargestellt wird. Wir sehen hieraus, wie man aus der Idee der höhern Würde und Herrlichkeit, zu welcher man sich Jesus als den κύριος durch seine Auferstehung und Himmelfahrt erhoben dachte, auf sein vormenschliches und vorweltliches Sein zurückschlofs und jene Würde sich nur als die Rückkehr zu demjenigen denken konnte, was er seiner höhern Natur nach von Anfang war. Worin dieser Rückschlufs sich verräth, an welchen Merkmalen Dr. Baur das sieht, wird unerwähnt und so der Leser, der von selber schwerlich darauf verfallen wird, es mitzusehen aufser Möglichkeit gelassen. Und hier nun läfst Baur sich zur Bezeichnung des so erschlofsnen vorweltlichen Seins den philonischen, in das allgemeine Bewufstsein der Zeit übergegangnen, Logosbegriff darbieten und so hat denn auf diese Weise die Präexistenz Christi ihr wissenschaftliches Verständnifs gefunden. Wir dürfen uns die Mühe ersparen, gegen die aufgezeigte Dialektik des christlichen Bewufstseins weitläuftig zu polemisiren. Diese Betrachtungsweise mufs von selbst an der einfachen, exegetisch sich ergebenden und auch ziemlich allgemein herrschenden zu Grunde gehen, welche einen Unterschied allerdings unter den Evangelien, einen Fortschritt der christologischen Bestimmungen in den neutestamentlichen Schriften anerkennt, aber keinen, der nicht in der Uebereinstimmung sich aufhöbe, in welcher sie alle Darstellungen des Einen Christus sind, der, indem er wirklich der Gottmensch und mit eins der ganze Gottmensch war, dadurch seiner Gemeinde die Arbeit erspart hat, hintennach die einzelnen Momente seines Begriffs aus sich heraus und rückwärts in ihn hinein zu setzen.

Die weitere Untersuchung geht auf das Verhältnifs über, welches zwischen dem johanneischen und dem philonischen Logosbegriff statt findet, bestimmt dasselbe, zwischen den entgegengesetzten Erklärungen Lückes und B. Bauers die Mitte haltend und giebt als den Unterschied und Fortschritt des johanneischen den an, dafs die Einheit Gottes und der Welt, wobei auch die alexandrinische Religionsphilosophie noch stehen geblieben, hier zur Einheit Gottes und des Menschen geworden ist. Dafs der in seinem Sohn geoffenbarte, ewige, an sich seiende Gott auch ein dem menschlichen Selbstbewufstsein immanenter Gott ist, ist der wesent-

Digitized by Google

lichste Inhalt des christlichen Gottesbewufstseins und die Aufgabe der Speculation ist est nun, dieses Glaubensinhaltes sich so zu bemächtigen, dafs er als Inhalt der absoluten Idee, als Resultat des Processes, durch welchen sie sich nach ihren verschiedenen Momenten mit sich selbst vermittelt, gedacht werden kann. Dieselben Momente, die überhaupt die Selbstbewegung des Geistes bedingen, sind daher auch als die den Entwicklungsgang der Trinitätslehre bestimmenden Epochen anzusehen. Es ist eine objective und eine subjective Seite dieses geschichtlichen Processes zu unterscheiden; auf beiden Seiten durchläuft der von Moment zu Moment fortschreitende Geist eine gleich einseitige Richtung, worauf er sodann erst, der Negativität beider Richtungen sich bewufst geworden, aus dieser noch unwahren Gestalt seiner selbst zu seinem wahren Wesen zurückkehren, in der Objectivität der absoluten Idee mit freier Selbstbestimmung sich mit sich selbst zusammenschliefsen kann. Jene Periode vorherrschender Richtung auf das Objective, in deren Beginne, vermöge des Anstofses, welcher von dem, seinem Wesen nach mit dem Zuge zur Objectivität behafteten, Heidenthume ausging, sich auch die christliche Speculation vorzugsweise der Lehre von Gott und der Natur Gottes zuwandte, erstreckt sich bis zur Reformation, nur mit dem Unterschied, welchen die Scholastik des Mittelalters als die Periode der vorherrschenden Verstandesdialektik begründet. Die Reformation ist die Epoche des von der Macht der Objectivität sich losreifsenden, in sein eignes Selbst sich zurückwendenden, in den Inhalt seines subjectiven Bewufstseins sich vertiefenden Geistes. Der Gegensatz, in welchen erst die neuere Zeit zu jener rein subjectiven Richtung sich setzte und die hohe objective Bedeutung, welche der Trinitätslehre, als der wesentlichsten Lehre des Christenthums, auf dem Standpuncte der speculativen Theologie gegeben wird, zeigt, dafs nunmehr auch für dieses Dogma eine neue, mit dem allgemeinen Wendepunct der neuern Philosophie und Theologie auf's innigste zusammenhangende, Epoche begonnen hat. Diesen drei Perioden des Dogma entsprechend werden weiter drei verschiedene Richtungen der Bearbeitung des Dogma, als die gläubig kirchliche, die subjectiv raisonnirende, die kritisch speculative unterschieden und in sichern scharfen Zügen mit Meisterhand verzeichnet.

Mit der ersten Periode: das Dogma der alten Kirche bis zur Synode von Chalcedon, beschäftigt sich der erste Band des Werks. Dieser Zeitraum zerfällt wieder in drei, mit den Synoden zu Nizäa, Konstantinopel und Chalcedon schliefsende, Abschnitte. Erster Abschnitt: von der ältesten Zeit bis zur Synode in Nizäa, zur symbolischen Festsetzung des Dogma von der Homousie des Sohnes mit Gott dem Vater; S. 132--342. Erstes Kapitel: die ältesten der Logosidee vorangehenden und von ihr unabhängigen Vorstellungen; S. 132—163. In dieser ältesten Zeit unterscheidet der Verf., noch ehe das Dogma durch die Logosidee in eine lebendigere Bewegung kam, drei verschiedene Vorstellungen, welche jedoch alle, so weit sie auch auseinander gehen, mehr oder minder Elemente aus dem Judenthum an sich tragen: die gewöhnliche judaisirende Lehre, die gnostische der bekannten gnostischen Parteien und die jüdisch gnostische. Die gewöhnliche judaisirende Vorstellungsweise soll nicht blofs durch die Secten der Ebioniten und Nazaräer, sondern auch durch die sogenannten apostolischen Väter vertreten werden, indem alle diese Schriftsteller, den Verfasser der später fallenden ignazianischen Briefe ausgenommen, als höchstes von Gott unterschiedenes Princip nur den heiligen Geist kennen. Wohl sei auch bei den andern von einem schon vor der Weltschöpfung existirenden Sohn die Rede, allein bei näherer Betrachtung falle derselbe doch wieder mit dem heiligen Geiste zusammen und zwar am deutlichsten bei dem Hirten des Hermas. Letzteres erhärtet Baur, hierin an frühere Dogmenhistoriker sich anschliefsend, aus jenem Gleichnifs P. H. III. 5, 5., wie uns scheint, nicht auf glückliche Weise. Die Parabel ist in der Kürze folgende. Ein Herr pflanzt einen Weinberg und vertraut ihn seinem treuesten Knechte an, dieser verwaltet sein Amt über Erwarten gut und der Herr beräth sich mit seinem Sohne, wie er ihn belohnen solle und beschliefst, ihn zum Miterben seines Sohnes zu machen. Der Herr, deutet Hermas selber sein Gleichnifs, ist Gott der Schöpfer, der Sohn der heilige Geist, der Knecht der Sohn Gottes. Hier, sagt nun Baur, ist also zwar von einem Sohn Gottes die Rede, aber der Sohn wird gradezu der heilige Geist genannt. Allein offenbar wird hier doch auseinandergehalten: Gott der Schöpfer, der heilige Geist und der Sohn Gottes. Dafs der heilige Geist unter dem Bild des Sohnes des Herrn dargestellt

Digitized by Google

wird, mufs man dem Gleichnifs, das man deswegen schlecht gedacht und verwirrend nennen mag, auf Rechnung setzen. Will man das nicht und sich lieber an die Worte klammern, so gewinnt man damit auch nichts, sondern macht die Sache nur gar übel; denn wenn der Sohn des Herrn, welcher Herr Gott ist, doch Gottes Sohn ist, so beräth sich demnach Gott mit Gottes Sohn über den Sohn Gottes und kommt Identität also freilich, aber eine sehr unpassende zu Tage. Wenn aber auch aus dieser Stelle also Baurs Ansicht nicht begründet werden kann, so wollen wir doch über dieselbe nicht absprechen, sondern die ganze, nicht so leicht zu erledigende Frage unentschieden lassen. Aber selbst zugegeben, Baur hätte in Bezug auf den Hirten des Hermas Recht, was für eine Berechtigung ist vorhanden, das, was von Hermas gilt, nun auf alle apostolischen Väter auszudehnen? Angegeben wird keine; finden in den Schriften selbst läfst sich auch keine, vielmehr exegetisch nur und auf's Bestimmteste das Gegentheil beweisen; denn während in dem Brief des römischen Klemens Christus als der Sohn Gottes bezeichnet wird, welcher, obgleich er in Herrlichkeit gekonnt hätte, in Niedrigkeit zu uns kam; im Barnabasbriefe als der Sohn Gottes, der Herr der Welt, der um unsretwillen Mensch geworden und gestorben ist, und so ähnlich im Briefe des Polykarp, findet sich bei allen nirgends eine Spur der hier ihnen zugeschriebnen Vereinerleiung dieses Sohnes mit dem heiligen Geiste, so dafs man zuletzt nur auf die gleiche Benennung des Hermas wie der andern als apostolischer Väter angewiesen bliebe, wenn nicht aus mehrfachen Aeufserungen hervorginge, dafs für Baur die Vorstellung eines von Vater und Geist getrennten vorweltlichen Seins Christi und die Logosidee ein und dasselbe sind, folglich alle Schriftsteller, welche diese nicht haben, jene nicht haben dürfen. Hinsichtlich dieses Punctes entsteht uns aber hier noch eine neue Mifslichkeit. Die Schrift des Barnabas setzt den Hebräerbrief voraus. Der Hebräerbrief hat die fragliche Präexistenz, hat die Logosidee nicht, und gleichwohl die hieraus nothwendige Identificirung auch nicht. Dieses, demzufolge für die Untersuchung nicht unwichtigen Hebräerbriefs aber wird in dem ganzen Verlauf derselben mit keinem Worte gedacht. Weiter weist der Brief des Klemens auf den Philipperbrief Pauli, um den es die nämliche Bewandtnifs hat, zurück. Wie diese Sache anzusehen, auch darüber bleibt man ohne Fingerzeig. Der aufgestellten Theorie gemäfs müssen die Briefe an die Philipper und Kolosser in die Zeit nach den apostolischen Vätern fallen. Sollten sie das wirklich, so bemerken wir nur noch, dafs dann jenes oben geäufserte Bedenken „die zweite Form der paulinischen Christologie mit der ersten völlig gleich zu stellen," in der That ein äufserst mildes, gemäfsigtes Bedenken war. Etwas Auffallendes, schliefst die Erörterung, hat allerdings diese unmittelbare Identificirung des Sohns in seinem vorweltlichen Sein mit heiligen Geist, um so mehr, da man sich diesen nur als Kraft, jenen nur als selbstständiges Subject denken kann. Aber die Sache erklärt sich so, dafs der Geist übertragungsweise Sohn genannt wurde, als der, Sohn zu werden, von Anfang an Bestimmte. Vertritt demnach der Geist hier durchaus die Stelle, die in der Folge dem Logos gegeben wurde, so wäre es doch willkürlich, darum diese ältesten Väter einer Verwechslung des Logos und Geistes zu beschuldigen, da wir keinen Grund haben, die Logosidee als ihnen bekannt und geläufig anzunehmen.

Bei Gelegenheit der apostolischen Väter lohnt es sich übrigens der Mühe, noch einmal auf die Baur'sche Ableitung der Logosidee zurückzublicken. Datirte man sich, hatte es dort, Behufs der objectiven Fassung des Verhältnisses von Christi Hingang und der Geistessendung geheifsen, datirte man sich, wie wir aus Ap. Gesch. 1, 4. 8. und 2, 1 f. sehen, nach der herrschenden Vorstellungsweise die Wirksamkeit des Geistes in der christlichen Gemeinde von einem bestimmten Zeitpuncte und dachte man sich eben deswegen, was damit sehr eng zusammenhängt, dieselbe nicht als eine im subjectiven Bewufstsein des Gläubigen allmälig erfolgende, geistige Entwicklung, sondern als eine mit Einem Male von oben herab über die Gesammtheit der Gläubigen kommende und sie ergreifende Macht, als einen über sie sich ergiefsenden und von ihnen aus sich immer weiter verbreitenden Strom des geistigen Seegens, was war natürlicher — und nun die bekannte Geistesentlassung und die Geistesverlassenheit, in die dadurch Christus geräth, in der er sich nach einer andern Bedingung und Quelle seiner Subsistenz umsieht und in dem Logos sie findet. Zunächst nun scheint diese Ableitung schon mit der Christolo-

Digitized by Google

gie des Paulus in Verwicklung zu gerathen. Denn sofern „die herrschende Vorstellungsweise" von der Geistessendung als aus dem transcendenten, mythischen Charakter des Christenthums nothwendig herfliefsend, dies doch auch schon zu Pauli Zeiten wird gewesen sein, könnte demgemäfs auch Paulus seinen Christus nicht in dem alten Princip des Geistes, sondern nur gleichfalls in dem neuen des vierten Evangeliums, dem Logos, haben erhöht werden lassen. Oder darf, was aus dem geltend gemachten Grunde bei Johannes natürlich war, bei Paulus, wo der nämliche Grund obwaltet, minder natürlich scheinen? Gehen erst dem johanneischen Christus die Augen darüber auf, dafs, da er am Pfingstfest Alles von sich gegeben, er selbst gar kein Recht mehr, keine Möglichkeit hat, weiter fort zu existiren, während der paulinische gar nichts merkt und sorglos, als wäre noch alles beim Alten, dahinlebt? Bei unsern Vätern kehrt diese Schwierigkeit gesteigert wieder. Hier, wo die Vorstellung der Präexistenz zum ersten Mal auftritt, sollte doch, wenn irgend wo, auch deren natürliche Voraussetzung, die Trennung des Geistes nämlich von Christo, und natürliche Folge, sein Niedersitzen beim Vater als der, welcher er von Anfang an war, als Logos, vorfindlich sein. Statt dessen aber identificiren sie vielmehr geradezu vorweltlichen Sohn und Geist. Und dies nicht ohne wieder eine neue Mifslichkeit. Zwar hatte der Verf. auch den υἱὸς θεοῦ des Paulus unter die, allen neutestamentlichen Schriften, aufser dem vierten Evangelium, so weit es seinen Logosgedanken streng durchführt, gemeinsame Vermittlung des Geistes gestellt, aber in der weitern Entwicklung der paulinischen Trinität war diese, freilich auch ganz unhaltbare, Auffassung mehr zurück und Geist und Sohn auf die bestimmteste Weise auseinandergetreten. Näher, hiefs es da, gestaltet sich das Trinitätsverhältnifs nach der paulinischen Lehre auf folgende Weise: An der Spitze des Ganzen steht der absolute, über alles erhabene, in der Alles in Allem scienden Einheit sich mit sich selbst zusammenschliefsende Gott. Dieser göttliche Selbstvermittlungsprocefs hat nun aber eine doppelte, eine objective und subjective Seite; auf jener steht der Sohn, auf dieser der Geist. Wie im Sohne vermittelt sich Gott auch im Geist mit sich selbst, nur ist der Geist das Princip der subjectiven Vermittlung.

(Die Fortsetzung folgt.)

XXVI.

Index lectionum in universitate litteraria Halensi per hiemem anni $18\frac{44}{45}$ *habendarum.*

In der Vorrede zu dem Lectionskatalog der Vorlesungen im Wintersemester $18^{44}/_{45}$ auf der Universität Halle behandelt Hr. Professor Meier die Stelle des *Festus* unter dem Artikel *praeteriti senatores*, welche in der Müllerschen Ausgabe p. 246 so lautet: *donec Ovinia tribunicia intervenit, qua sanctum est, ut censores ex omni ordine optimum quemque* curiati *in senatum legerent. Quo factum est, ut qui praeteriti essent et loco moti, haberentur ignominiosi.* Das Wort *curiati* hat den Bearbeitern des Festus und den Römischen Historikern Schwierigkeit gemacht; man wollte dafür *curiatim* oder *centuriatim* lesen. Hr. Meier widerlegt diese Vermuthungen und schlägt selbst *iurati* vor, ganz richtig und hiemit den Punkt treffend, weshalb es fortan für eine Schande galt von den Censoren in der Liste der Senatoren übergangen zu werden. So lange die Wahl der Censoren ein blofses Privaturtheil über jemandes Würdigkeit war, konnte bei dem Getriebe republikanischer Parteiungen und der Verschiedenheit bürgerlicher Ansichten auch das Urtheil hochgestellter Würdenträger im Staat keine moraliche Bedeutsamkeit haben: wenn aber die Censoren *schwuren* die Besten zu wählen, so war ihre Erklärung, dafs jemand nicht zu diesen gehöre, falls er doch dazu gehören sollte (als einer der schon im Senat safs) eine Beschimpfung. Die tribunicische Lex Ovinia, welche den Schwur einführte, ist sonst nicht bekannt, und man weifs nicht, in welches Jahr sie gehört. Hr. Meier stellt die Ansicht auf, sie sei durch die willkührliche und leichtfertige Senatswahl, welche Appius Claudius im Jahre 313 (richtiger 312) vor Chr. (s. Livius im 9ten Buche) hielt, hervorgerufen, also bald nachher gegeben worden. Dies ist allerdings sehr wahrscheinlich, nur streitet der Umstand dagegen, dafs Livius bis zum Jahre 293 vor Chr. (mit welchem seine Geschichte im 10ten Buche abbricht) nichts von einem so interessanten Gesetz erwähnt. Es wäre also wohl möglich, dafs die Lex Ovinia in die Zeit gehört, wo auch Plebejer Censoren werden (zuerst im Jahre 280 vor Chr.) und wo man geneigt sein mochte die Censur in ihrer ehemaligen patrizischen Unabhängigkeit oder Willkührlichkeit mehr und mehr zu beschränken. Wenn Festus sagt, *die besten ex omni ordine zu erlesen*, so streitet Hr. Meier gegen die Erklärung dieser Worte, als seien damit die drei Stände der Bürgerschaft, Senat, Ritterschaft und Plebs, gemeint; denn, sagt er, zur Zeit des Ovinius gab es noch keinen bleibenden Ritterstand im Staate, indem er erst durch Gracchus Gerichtsordnung entstand. Dies ist richtig, aber trifft den Festus nicht, der offenbar von dem Ovinischen Gesetze in eigner Person und wie er es ansah spricht. In dem Gesetze selbst müssen gewisse andere Bestimmungen, die Herkunft, Vermögensklasse und die zurückgelegten Dienstjahre betreffend, gewesen sein. Ex omni ordine kann wirklich in dieser Verbindung nichts anderes heifsen als „aus jedem Stande," d. h. aber factisch: aus denen, die entweder zu Fufs (in der ersten Classe) oder unter den Rittern zu Rofs ihre Dienstjahre zurückgelegt haben. Z.

Digitized by Google

№ 43.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1844.

Die christliche Lehre von der Dreieinigkeit und Menschwerdung Gottes in ihrer geschichtlichen Entwicklung. Von Dr. Ferd. Christ. Baur.

(Fortsetzung.)

Was im Sohn dem Subjecte als objectiv Gegebnes gegenübersteht, soll durch den Geist in das Bewufstsein des Subjects aufgenommen, mit dem Selbstbewufstsein des Subjects Eins werden. Diese Stellen genügen, um zu sehen, dafs hier Vater, Sohn und Geist genau gesondert, jedem seine eigenthümliche Sphäre, und zwar dem Geiste die in das einzelne Subject und die Verbindung der Einzelnen als Gemeinde fallende, zugeeignet wird. Desto befremdender und unerklärlicher ist es daher, wenn die apostolischen Männer dieses bestimmte Verhältnifs wieder so ganz verwischen, dafs bei ihnen Geist und Sohn zusammenfallen und in vorpaulinische Unbestimmtheit zurücksinken. Wenn es dem Begriff, ohne dafs wir wüfsten, gestattet ist, auf diese Weise von einem längst verlafsnen Puncte, ungefördert und unbereichert, noch einmal auszulaufen, so ist wenigstens nicht einzusehen, wodurch die absolute Methode sich hierin von den Mängeln jeder andern unterscheidet. Fielen aber dennoch der heilige Geist und der Sohn seiner Präexistenz nach bei diesen Schriftstellern, welche als die ersten von einer Präexistenz etwas wissen, überein, hatte man sich folglich in der Zeit vor dem vierten Evangelium schon an diese Identität gewöhnt und mit ihr beholfen, dann ist, wenigstens vorläufig, noch unerklärt, wie jenes Evangelium zu der Scheidung kam, die es einführt, da im Begriff des Pneuma gezeigtermafsen der Anlafs nicht liegen konnte, ohne als ein eben so wirksamer schon lange vorher darin gelegen haben zu müssen. Und an diesen Rückblick knüpft sich von selbst die Bemerkung, ein wie beschwerlicher Uebelstand es ist, dafs in dem Buche die Betrachtung der neutestamentlichen Trinitätsvorstellungen von der übrigen Entwicklung getrennt wird, ein Uebelstand, der überdies in dem dogmengeschichtlichen Standpunct des Verf.'s seiner Begründung entbehren dürfte. Wenn die bisherige Dogmengeschichte allerdings den biblischen Glaubensinhalt, vermöge des specifischen Unterschiedes, den sie zwischen ihm und seiner spätern geschichtlichen Verarbeitung setzt, von dieser zu scheiden, veranlafst war, so scheint für die rein begriffliche Behandlungsweise, mit Verwischung jenes Unterschiedes in eine gleichmäfsig ineinandergreifende Entwicklung, auch diese Veranlassung wegzufallen. Einen neutestamentlichen Kanon giebt es für Baur gar nicht, die Hälfte der Paulinen, das Johannisevangelium, die Apostelgeschichte u. s. w. sind, als erste Ergebnisse des dogmengeschichtlichen Processes, selber in diesen verflochten, warum sie also, als wenn sie das nicht wären, demselben abgesondert an die Spitze stellen? Nebst dieser Zersplitterung sind ferner die damit zusammenhängenden vielen unbestimmt gehaltnen Andeutungen, die halb verhüllten halb mit merklicher Behutsamkeit ausgesprochnen, manchmal auch ganz im Dunkel gelafsnen Prämissen doch gar nicht unwichtiger Erörterungen ein sehr störender, vielleicht aber absichtlicher Fehler des ersten Abschnittes unsres Werks. Was zwar Keinem entgehen kann, ist, dafs der Hr. Verf. an der ältesten Dogmenbildung dasselbe versucht, was Strafs an der evangelischen Geschichte ausgeführt hat: wie dort hauptsächlich die Person des Erlösers und concrete Thatsachen, werden hier nur mehr die Grundvorstellungen und Lehren der ersten kirchlichen Gemeinden als Vergegenständlichung und objective Gestaltung des neuen religiösen Bewufstseins nachgewiesen. Aber wäre nur nicht gerade hier bei der eigentlichen Tendenz und Aufgabe jene vorenthaltende Behutsamkeit dem Verständnifs so hinderlich. Natürlich mufs man nun, wo man über einen Punct

Digitized by Google

völlig rathlos gelassen wird, die Sache von dem eben bezeichneten Gesichtspuncte sich zurecht zu legen suchen. Da wird aber nicht leicht Jemand, wenn er z. B. liest „datirte man sich, wie wir aus Ap. Gesch. 1, 4. 5. und 2, 1 ff. sehen, nach der herrschenden Vorstellungsweise die Wirksamkeit des heiligen Geistes in der christlichen Gemeinde von einem bestimmten Zeitpunct," auch wenn er berücksichtigt, dafs der Hr. Verf. über den Ursprung der Apostelgeschichte seine eignen Ansichten hat, den Satz ihm unterzuschieben sich getrauen, dafs die Vorstellung von der Plötzlichkeit der Geistesmittheilung sich in der Kirche erst ziemlich spät gebildet habe, sondern lieber, ehe er ohne hinlängliche Befugnifs einer solchen, der Hegel'schen Auffassung doch schwerlich angemefsnen, Vermuthung Raum giebt, einfach an das wirklich Gesagte sich halten. Wohl aber mufs hinsichtlich jener Zerstücklung und dieser Unbestimmtheit die Vermuthung auszusprechen uns erlaubt sein, wie der letzte Grund derselben darin liegen mag, dafs der Verf. mit dieser schwierigen, für seinen Standpunct wohl nie ganz begreiflichen ersten Zeit und ihren Erscheinungen selbst noch nicht so auf's Reine gekommen ist und, trotz seiner glänzenden Combinationsgabe, kommen konnte, als es zu einer vollständigen, ununterbrochnen, durchsichtigen, dem Ideal, welchem er nachstrebt, einigermafsen entsprechenden Darstellung, vielleicht von ihm selber gewünscht wird.

Den apostolischen Vätern, bei welchen alles das Verhältnifs Gottes zur Welt und zum Menschen Vermittelnde in der einfachen jüdischen Vorstellung des heiligen Geistes enthalten ist, werden als Gegensatz die gnostischen Systeme, mit ihren fast polytheistischen Reihen göttlicher Ausflüsse und Kräfte gegenübergestellt. Um den richtigen Gesichtspunct für die vorliegende Erscheinung zu gewinnen, mufs man sich auf den Standpunct des philonischen Systems zurückstellen. Die Gnosis ist das durch philonische Speculation über sich selbst hinausgetriebne, auf den Standpunct der absoluten Idee gestellte, mit orientalischen und griechischen Philosophemen bereicherte und durch alles dies untergegangne Judenthum, innigst verwandt mit der alexandrinischen Religionsphilosophie, mit welcher ihr die platonische Form der Speculation gemeinsam zum Grunde liegt. In letzter Beziehung führt uns das Verhältnifs, in welchem die beiden Momente, um die es sich hier handelt, das Moment der Einheit und des Unterschieds, in allen gnostischen Systemen zu einander stehen, immer wieder auf die Idee eines göttlichen Selbstvermittlungsprocesses zurück, welcher die an sich seiende Einheit des unendlichen und endlichen, des göttlichen und menschlichen Geistes zu seiner wesentlichen Voraussetzung hat. Es ist die Geschichte des absoluten Geistes selbst, die wir vor uns haben; und alle jene Wesen, die hier in ein bestimmtes Verhältnifs zu einander treten, der an sich seiende Geist in seiner reinen Abstractheit, die Aeonen, in welchen er zum concreten, selbstbewufsten Subject wird, die Sophia, der in sich negirte, aber auch seiner Negation sich bewufste Geist, der Demiurg, der sich selbst äufserlich gewordene, seines Bewufstseins entäufserte Geist, der Mensch, als der Wendepunct, in welchem die zerstreuten und vereinzelten Lichtkeime und geistigen Elemente sich wieder zur Einheit des Bewufstseins sammeln und concentriren, und endlich Christus, die Einheit aller von ihrer materiellen Gebundenheit sich losreifsenden und zur absoluten Freiheit des Geistes aufstrebenden Kräfte, alle diese Wesen sind eben so viele Momente des Processes, durch welchen der Geist sich hindurchbewegt, um, wie er aus sich herausgegangen, auch wieder in sich zurückzukehren. Das Ende ist so dem Anfang gleich, aber der Geist hat in diesem Résultat den Begriff seines Wesens realisirt. Dem philonischen System gegenüber zeigt sich der Fortschritt darin, dafs Gott nicht blofs als reines abstractes Sein, sondern als Geist, als der denkende, sich selbstbestimmende Geist gedacht wird. Wiewohl nun auf diese Weise der Geist auch in der endlichen Welt sich seiner Einheit mit sich selbst bewufst und damit über die philonische Idee hinausgeschritten ist, so bleibt nichtsdestoweniger doch der Gnosticismus in der antiken Weltansicht befangen: auch ihm ist die Wirklichkeit nicht die Erfüllung, sondern die Verunreinigung und Entleerung der Idee. Daher die ascetische Lebensansicht und jener bedeutsame Doketismus der Gnostiker.

Wenn wir zuvörderst an dieser Auffassung das Zurückgehn auf den Standpunct des matten philonischen Dualismus, statt auf den des schrofferen altorientalischen, für verfehlt halten, so thun wir dies doch nicht in der Meinung, als wenn die hier auf den Gnosticismus angewandte Betrachtungsweise nicht auch

Digitized by Google

unter jener Bedingung möglich, oder auch nur schwerer gewesen wäre. Es ist bekannt, wie dieser, durch allen Zwiespalt der Wirklichkeit hindurchgedrungne, Monismus unsrer Zeit auch allem Dualismus geschichtlicher Systeme dadurch als überlegen sich zu erkennen giebt, dafs er sich selbst ihm als seinen eigentlichen Sinn und seines Herzens innre Meinung unterschiebt. Mufs unter den Gnostikern doch sogar Marcion als von einem, dessen Gott sich in seinen Unterschied dirimire, von sich reden lassen. Desto leichter fällt eben bei den Gnostikern der Zwang auf, der mit einer solchen Behandlung ihnen angethan wird. Die Männer, die in zügellos sehnsüchtiger, überschweifender, Dichtung möchte man fast lieber sagen als Speculation, über der Erde unzählige Himmel aufthürmten und über diesen Himmeln und ihrem Herrscher, dem Gott der Mitte, die Sophia thronen und sie selbst, die Königin der sichtbaren Welt, nur eine unwürdige Verstofsne der reinen Idealwelt sein liefsen, des Pleroma's, das in unerreichbarer Höhe über den Erdenhimmeln schwebt, und nun über dieses Pleroma wieder und seine Aeonengeschlechter den höchsten Gott, den unendlich Erhabnen, auch von Aeonen Unbegriffnen, setzten, diese Männer waren jenem zufriednen Einverständnifs mit der Wirklichkeit wahrlich fern, jenem behaglichen Bewufstsein vollkommensten Zuhauseseins in dem Jetzt und Hier, welches das Diesseits als die Diremtion Gottes begreift und die an sich seiende Einheit des unendlichen und endlichen Geistes zu seiner Voraussetzung hat. Wir enthalten uns, die Willkürlichkeit des an die Systeme gelegten Maafstabes im Einzelnen nachzuweisen und wenden uns zu der dritten Gestalt dieser Gruppe, den Klementinen.

Baur erblickt in den Klementinen eine jüdische Bildung des Gnosticismus, widerspricht dem aber durch die eigne Rechtfertigung dieser Klassification; denn wenn dieselben jüdisch sein sollen, sofern sie den jüdischen Monotheismus im strengsten Sinne festhalten, gnostisch aber, da sie gleichwohl den Einen Gott unter den Gesichtspunct desselben Vermittlungsprocesses stellen, so würde sich aus diesem, dem gnostischen Vermittlungsprocefs sich bequemenden, jüdischen Monotheismus wohl der Charakter der Klementinen als gnostisches Judenthum, nicht umgekehrt aber als jüdischer Gnosticismus ergeben. Diese Bestimmung ergiebt sich aber auf's Deutlichste auch aus den Homilien selbst. Der starre Monotheismus, auf den sie zuletzt immer wieder zurückkommen, das vorwiegend praktische Interesse, das sie verfolgen, der äufserliche knechtische Gesetzesgeist, welchem sie huldigen, in welchem sie als stärkste Stütze der Sittlichkeit die Furcht betrachten, läfst sie als wesentlich nichtgnostische, so wie die ausdrückliche Polemik gegen die Gnostiker als gegengnostische, wenn auch noch so bedeutend von ihrem Gegensatz beeinflufste, Richtung erkennen. Dafs Baur den Klemens nichtsdestoweniger zum Gnostiker macht, hängt mit seinem selbst wieder willkürlichen Begriff des Gnosticismus, der diese Erscheinung über Gebühr verallgemeinert, zusammen. Als innerstes Merkmal des Gnostischen mufs durchaus die Lehre vom Mittelgott festgehalten werden. In dem Demiurgos wird der jüdische Monotheismus auf eine Weise verletzt, die zwischen beiden Richtungen eine bestimmte Scheide zieht. Wider diesen Demiurgos aber, als das eigentlich gnostische Princip, kämpfen auch die Klementinen durchgehends und thun so selber Einspruch gegen Zusammenwerfung mit dem Gnosticismus, ihrem verhafstesten Gegner. Eben an dem Begriff des Demiurg's scheitert aber weiter auch Baur's Einreihung des Gnosticismus unter die judaisirenden Erscheinungen. Zwar ist der Ausdruck, dafs die betrachteten drei Vorstellungsweisen sämmtlich mehr oder minder Elemente aus dem Judenthum an sich trügen, unbestimmt genug, und würde diese Behauptung anzugreifen, wohl Niemand Veranlassung haben, aber die eigentliche Meinung müssen wir, zunächst hinsichtlich der gnostischen Vorstellungsweise, für unrichtig erklären. In dem Demiurgos, auch der gemäfsigtern Systeme, wird Jehovah tief unter den höchsten Gott, das Judenthum unter die wahre Religion, herabgesetzt. Damit sollten aber die Gnostiker billigerweise vor dem hier an ihnen geübten, von ihrer Seite so wenig veranlafsten Unrecht geschützt gewesen sein. Dem Marcion freilich, der die Frommen des alten Testaments und die Erzväter insgesammt im Hades sitzen und dort verbleiben läfst, während die Heiden erlöst werden, dem geschieht schon ganz Recht, wenn er zur Strafe dafür einstweilen nun selber unter die Juden zu sitzen kommt. Endlich hätten aber auch die apostolischen Männer nicht unter die judenchristlichen Erscheinungen gestellt werden dürfen. Wie es mit der Behauptung, auf welche hin so mit ihnen verfahren wird, der von der Iden-

Digitized by Google

tität ihres Sohnes und Geistes, beschaffen ist, haben wir oben gesehn.

Bei dem folgenden zweiten, die von der Logosidee ausgehenden Kirchenlehrer abhandelnden Kapitel, S. 163—186, dürfen wir uns auf eine blofse Angabe des Inhalts beschränken. Die Bedeutung, welche die Logosidee seit der Mitte des zweiten Jahrhunderts erhielt, scheint sich sehr einfach aus dem vierten Evangelium herleiten zu lassen. Befremdend ist dabei nur, dafs, wenn das johanneische Evangelium schon zu Ende des ersten Jahrhunderts vorhanden war, bei einer Klasse von Schriftstellern, in welche insbesondere die Verfasser des Hirten und der pseudoklementinischen Homilien gehören, nicht nur der Bekanntschaft mit der Logosidee, sondern auch einer Stelle für dieselbe ermangeln, und dafs die Logosidee, auch wenn wir als ihren Ausgangspunct das gedachte Evangelium betrachten, zuerst in demselben Kreise erscheint, in welchen die montanistische Bewegung fällt. Jedenfalls ist bemerkenswerth, dafs auch der Montanismus, je ausschliefslicher er dem πνεῦμα die Sphäre seiner Wirksamkeit in der unmittelbaren Gegenwart anwies, dasselbe Interesse, über das πνεῦμα den Logos, als das ihm vorangehende höhere Princip zu stellen, haben mufste, aus welchem überhaupt die Aufnahme dieser Idee in den christlichen Lehrbegriff zu erklären ist; und die folgende Entwicklung wird zeigen, dafs die Geschichte über den Conflikt, in welchen die beiden hier einander gegenüberstehenden Vorstellungen mit einander kamen, nicht völlig schweigt. — Die kirchlichen Schriftsteller, welche die Logosidee in ihrer ursprünglichen, noch minder entwickelten Form vertreten, sind hauptsächlich Justin der Märtyrer, Tatian, Theophilus von Antiochien, Athenagoras, Jrenäus, Tertullian. Cyprian, Novatian, Laktantius, die ebenfalls hieher gehören, kommen wenig in Betracht. Die beiden Alexandriner sind von den hier Genannten zu unterscheiden. Ihre sinnlichste Gestalt hat hier die Logosidee darin, dafs der Logos als ein in einem bestimmten Zeitpunct und durch einen bestimmten göttlichen Act aus Gott hervorgegangenes, zwar wesentlich göttliches, aber Gott untergeordnetes Wesen, beschrieben wird. Am sinnlichsten beschreibt den Moment des Hervorgehens Theophilus, der ihn mit Hülfe der Weisheit aus den göttlichen Eingeweiden herausgeworfen werden läfst. Aehnlich Tatian. Was der Logos auf diese Weise wurde, mufste von dem, was er früher war, unterschieden werden: er war früher ideell, der Potenz nach vorhanden, in ihm existirte alles zuerst als Gedachtes. Dies Verhältnifs bestimmt Theophilus, als der erste, durch seine Unterscheidung eines λόγος ἐνδιάθετος und λόγος προφορικός. Wie Denken auch ein Sprechen, und umgekehrt, sei, entwickelt Tertullian. In diesem Verhältnifs liegt der Grund, warum allgemein der Moment des Hervortretens des Logos und der Moment der Weltschöpfung identisch gedacht wurde. Als blofse Idee hatte auch der Logos gleichsam nur eine halbe Existenz. Anders unterscheidet Athenagoras eine ideelle und reelle Seite des Logos. Der Sohn Gottes ist der Logos des Vaters in der Idee und Wirklichkeit nur, sofern er sowohl das Urbild aller Dinge als das Princip ihrer Wirklichkeit ist. Als der zuerst Erzeugte ist er doch nicht erst geworden, sondern ging nur hervor, um in der noch unförmlichen Materie die Idee zu verwirklichen. So ist ihm seine Erzeugung nur die Aeufserung seiner weltbildenden Thätigkeit, nicht der Hervorgang aus Gott als persönlichen Wesens, wie den zuvor Genannten, deren Vorstellungsweise der Begriff der Emanation zu Grunde liegt. Durch ein möglichst enges Verhältnifs zum Vater und durch die Verwahrung, dafs damit keineswegs eine Verminderung der Substanz des Vaters gegeben sei, suchte man das Anstöfsige, das die Emanationsidee haben konnte, zu entfernen. Freier von derselben halten sich unter diesen ältesten Kirchenlehrern nur Athenagoras und Jrenäus. Letztern hielt seine Bekämpfung der Gnostiker davon zurück. Als zu menschlich verwahrt er gleichfalls die Unterscheidung eines λόγος ἐνδιάθετος und προφορικὸς. Die Folge dieser Stellung ist bei Beiden, dafs, indem kein bestimmter Moment des Hervorgehens festgehalten wird, man im Unklaren bleibt, wieweit sie den Sohn persönlich gedacht haben. Doch kehrt in verfeinerter Form die Emanation zurück; so, wenn Athenagoras den Geist als Ausstrahlung Gottes, Jrenäus Sohn und Geist als progressio und figuratio bezeichnet. Mit dieser Emanationsvorstellung ist bei den Genannten von selbst die Subordination gegeben, um so ausdrücklicher, als jene stärker hervortritt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 44.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1844.

Die christliche Lehre von der Dreieinigkeit und Menschwerdung Gottes in ihrer geschichtlichen Entwicklung. Von Dr. Ferd. Christ. Baur.

(Fortsetzung.)

So bei Tertullian, der dazu das Eigenthümliche hat, die drei Momente der Trinität als eben so viele Zeitperioden zu unterscheiden; vermittelst des Schöpfungswortes tritt aus dem Wesen Gottes der Logos hervor, dessen Wirksamkeit sich auch auf die Erscheinung Christi erstreckt; wie der Sohn aus dem Vater, so, in der Periode des Montanismus, der Geist aus dem Sohn. Die Ausgleichung dieser abgestuften Dreiheit mit der Idee der Einheit Gottes fand man, theils in der sie untereinander verbindenden moralischen, theils in der aus der Emanation sich ergebenden Wesens-Einheit. An diese Trias, wie zuerst Theophilus sie nennt, schloſs sich nun in weiterer Abstufung die Sphäre der Engel an, in welcher das göttliche Princip sich weiter bis in's Unbestimmbare individualisirt. Nun findet sich aber bei Irenäus und Tertullian auch die bemerkenswerthe Andeutung einer Idee, in welcher das Verhältniſs des Logos zum Menschen als ein wesentlich inneres aufgefaſst, die Menschwerdung des Logos aus der an sich seienden Idee desselben abgeleitet wird. Unter dieselbe, eben angegebne Betrachtung des Hervorgangs des Logos als Verwirklichung seiner Idee, stellte man auch das Verhältniſs des Logos zum Menschen, sofern er von Anfang die Bestimmung der Menschwerdung hatte. So lange der Logos noch nicht Mensch geworden, war sein Bild am Menschen noch bloſse Idee und darum weil der Mensch dies Bild eigentlich noch gar nicht hatte, muſste er der Sünde anheimfallen. Erst in dem menschgewordenen Logos ist die Schöpfung des Menschen vollendet. Zum Begriff des Sohnes Gottes gehört es eben so wesentlich, im Menschen wirklich zu werden, als wieder der Mensch nur in seiner Einheit mit dem menschgewordnen sein wahrhaft substanzielles Sein hat; demnach ist die Menschwerdung nicht bloſs in der Zufälligkeit des Sündenfalls veranlaſst, sondern als Nothwendigkeit in der Idee Gottes und dem Wesen des Menschen begründet und nicht mit Einem Male, sondern in der ganzen vorhergegangnen Menschengeschichte, verwirklicht.

Als Ausgangspunct aller dieser Vorstellungen haben wir die Emanationsidee zu betrachten. Je bestimmter diese zu Grunde lag, desto mehr erhielt das Trinitätsverhältniſs den Charakter eines Naturprocesses. Zuletzt kommen die betrachteten Kirchenlehrer immer wieder auf diesen zurück; abgesehen von dem Emanationsproceſs, erscheint das Verhältniſs als ein bloſs zufälliges, durch den schlechthinigen Willen Gottes gesetztes, weshalb auch das Verhältniſs Gottes und der Welt ohne alle speculative Begründung bleibt, wie am deutlichsten aus Tertullians Polemik gegen Hermogenes erhellt.

Drittes Kapitel. Die alexandrinischen Kirchenlehrer Klemens und Origenes. S. 168—243.

Je weniger die ältesten Kirchenlehrer dem Zuge zur platonischen Abstraction der Idee zu widerstehen vermochten, desto mehr muſste, als die Logosidee Eingang gefunden hatte, die Frage sich aufdringen, wie diese concrete Anschauung des Logos, zumal der so sinnlich bestimmte Act seines Hervorgehens aus Gott mit dem Begriff eines so überwesentlichen Gottes zu vermitteln sei. Dies der Standpunct, auf welchem Klemens und Origenes sich befinden. Besonders der erste bleibt bei der Bestimmung Gottes rein beim Negativen stehen. Diese Tendenz muſste sich denn auch auf den Logos ausdehnen, und das äuſserste Zurücktreten des Unterschieds seiner vom Vater zur Folge haben, so daſs gerade die vermittelnde Bedeutung des Logos durchaus unerklärt und nichts übrig bleibt, als,

Digitized by Google

entweder die ganze menschliche Erscheinung für jenes doketische Drama der Menschheit zu halten, wofür sie Klemens selbst ausgiebt, oder, wenn sie Realität haben soll, sie einem andern, geringern Logos zuzuschreiben, über dessen Verhältnifs zu jenem höhern dann schlechthin nichts weiter gesagt werden kann. Mehr auch dem Unterschied sein Recht werden zu lassen, versuchte, kraft seines überhaupt lebendigern Gottesbegriffs, Origenes. Dieser Unterschied ist daher der Hauptpunct, von welchem aus seine Lehre vom Logos aufgefafst werden mufs. Näher bestimmt sich dieser Unterschied in dem Verhältnifs der Unterordnung, das aus der Absolutheit Gottes sich ergiebt. An der Unterscheidung des Einen Gottes, ὁ θεὸς, von seinem Logos, θεὸς, widerlegt sich für Origenes der Einwurf der Vielgötterei, heben sich aber auch freilich seine eignen absoluten Logosprädicate, als αὐτοσοφία, αὐτοαλήθεια, wieder auf. Seine genauere Gestaltung erhält das Verhältnifs durch das Hinzukommen des heiligen Geistes, der dieselbe abgeleitete Stellung zum Sohn, wie dieser zum Vater, einnimmt. So treten zuletzt nur in der Ewigkeit des Seins die drei einander subordinirten Wesen wieder in das Verhältnifs der Gleichordnung. Je mehr in allen andern Bestimmungen das Moment des Unterschiedes überwiegt, desto mehr erhebt sich die Frage, welches Gleichgewicht Origenes demselben in dem Moment der Einheit entgegengesetzt habe. Dieses nun ist erschöpft in dem moralischen Verhältnifs der Willenseinheit. In alle dem haben wir nur eine Modification der tertullianischen Subordinationsvorstellung. Der Hauptunterschied und der wesentliche Fortschritt besteht jedoch darin, dafs durch die Veränderung der Emanationsidee die Trinitätsvermittlung dem Gesichtspunct eines Naturprocesses enthoben wurde. Um jene endlichen Bestimmungen abzuschneiden, geht Origenes um so tiefer auf das Absolute der Gottesidee zurück und leitet aus dem Begriff Gottes das ewige Sein des Sohnes ab. Nur schwankende Bestimmungen finden sich aber über das Sein des Sohnes selbst, darüber, was in dem Wesen des absoluten Gottes Grund zu seiner Vaterschaft ist. Indem Origenes zwischen der Ableitung aus dem Wesen und aus dem Willen Gottes sich nicht entscheidet, nehmen von ihm zwei Richtungen ihren Ausgang, deren jede zu dem schroffsten Gegensatz der andern sich fortbildete.

Aber das wahrhaft Speculative der Trinitätslehre, geht die Entwicklung weiter fort, nimmt in dem Systeme des Origines erst da seinen Anfang, wo es nach der gewöhnlichen Ansicht aufzuhören scheint. Um in diese ihre speculative Bedeutung tiefer einzudringen, müsse man sie mit seiner Lehre von der Welt zusammenfassen. Die Ewigkeit der Welt sei eine eben so wesentliche Lehre des Origenes, als die des Sohnes, indem er die Ewigkeit beider aus dem Begriffe Gottes, als des Absoluten, schliefse. Gehe man nun aber auf die weitere Frage zurück, warum denn Gott überhaupt, sowohl Vater eines Sohnes, als Schöpfer einer Welt ist, so sei die Antwort auf den letzten Satz eine viel unmittelbarere, indem, wenn Gott nicht Schöpfer wäre, er auch nicht der Allmächtige und Allgütige sein würde, nicht so unmittelbar hingegen aus der Idee seiner, als des Absoluten, sich ergebe, wie durch den Mangel des Sohns die göttliche Absolutheit gefährdet werde. Wenn also auch Gott, wird hieraus gefolgert, ohne einen Sohn gedacht werden könne, so doch nicht, als der welcher er seiner Natur nach sein solle, ohne das Dasein einer gleich ewigen Welt. Diese Argumentation nun dürfte schon die Meinung des Origenes wesentlich verändert und entstellt haben. Origenes schliefst, was dieselbe stillschweigend voraussetzt, zunächst und in den hier in Betracht kommenden Stellen keineswegs das Dasein des Sohnes, so wenig als der Welt, aus der Idee Gottes als des Absoluten; das ewige Sein beider allerdings, aber dieses folgt erst selbst aus dem der Deduction unbedürftigen geschichtlich gegebnen Dasein, dem Dasein und der Gottesidee, deren Anwendung auf dasselbe ihm das Prädicat eines ewigen zu Wege bringt. Baur's eigne Darstellung hatte wenige Seiten vorher das anerkannt. Giebt es also, wurde dort als der Gedanke des Origenes hervorgehoben, giebt es also, wie für das christliche Bewufstsein feststeht, einen Sohn Gottes, so kann er nur gleich ewig mit Gott gedacht werden. Nichtsdestoweniger lautet es in der gegenwärtigen Entwicklung nun weiter: Allein schon hier stehen wir auf einem Puncte, auf dem wir die Trinitätslehre des Origines mit seiner Lehre von der Welt in offenbaren Widerstreit kommen sehen. Wie kann denn das ewige Sein der Welt, oder das Dasein der Welt überhaupt, daraus geschlossen werden, dafs Gott als der Absolute auch der absolut Thätige und Wirksame sein müsse, wenn doch

Digitized by Google

Gott als der Absolute auch Vater des Sohns ist, und der innere Drang des göttlichen Wesens, sich zu offenbaren und mitzutheilen, oder sich in einem Andern aufser sich zu objectiviren, schon durch den ewigen und in Ewigkeit fortdauernden Act der Zeugung des Sohns seine vollkommne Befriedigung finden mufs? Aber wie kann man, liefse sich dagegen fragen, mit diesem seltsamen Uebergang von der Ewigkeit der Welt ohne weiters auf überhaupt das Dasein der Welt eine Beweisführung eröffnen und dann für das Ergebnifs den Origenes verantwortlich machen? Gott der Vollkommne ist Schöpfer der Welt, Vater eines Sohnes, Vaterschaft und Schöpferschaft gehören also zu seiner Vollkommenheit, müssen also, so wahr Gott der von Ewigkeit Vollkommne ist, selbst ewige Beziehungen Gottes sein, das ist die Schlufsweise des Origenes. Und wenn sich nun auch in andern Stellen Versuche bei ihm finden, den in der Offenbarung gegebenen göttlichen Unterschied aus dem Gottesbegriff selbst abzuleiten, so dürfte auch auf dieser Seite, um nicht statt der Weltanschauung des Alexandriners eine ganz andre herauszubringen, in den Consequenzen seiner Grundgedanken nicht weiter, als er selbst sie verfolgt und anerkannt hat, gegangen werden, und immer müfste die entgegengesetzte Seite, auf welcher die Erfahrung, die Geschichte der Ausgangspunct des Speculirens ist, bei ihm nicht blofs auch, wiewohl Baur selbst dies auch vermissen läfst, sondern mit vorwiegendem Nachdruck, als diejenige nach welcher der Schwerpunct des Systems fällt, berücksichtigt werden. Verlangen aber die Ideen des Origenes eine solche Behandlung, dann betrifft es ihn auch wenig, wenn man weiter sagt: entweder könne also die Zeugung des Sohnes nur mit der Schöpfung der Welt identisch genommen werden, oder, wenn beide als verschiedne göttliche Acte unterschieden werden sollten und die Zeugung nur als der immanentere und darum auch ursprünglichere Act zu denken sei, fehle es dann an einem genügenden Motiv für die Weltschöpfung; und berührt ihn gar nicht, wenn bei der solcherweise bewiesenen Unmöglichkeit, nach Origenes Sohn und Welt so auseinanderzuhalten, dafs sie nicht immer wieder in Einen Begriff zusammenfielen, nun, da der Begriff der Welt eine unmittelbarere und concretere Realität als der des Sohnes habe, gefolgert wird, es sei bei ihm demnach nur die Welt, die in dieses immanente Verhältnifs zu Gott trete. Ein genügendes Motiv zur Weltschöpfung nachzuweisen, ist Jemand nur so weit verpflichtet, als er die Schöpfung speculativ zu begreifen sich zur Aufgabe gestellt hat, und von mittelbarerer oder unmittelbarerer Realität Zweier ist für den nicht die Rede, dem Beide auf's allerunmittelbarste, nämlich als thatsächliche Erfahrungsgegenstände vorliegen. Frägt man dagegen in einem andern Sinn nach gröfserer oder geringerer Unmittelbarkeit, so fällt bei Origenes, dem die Welt erst im Logos ihr Dasein hat, die Antwort umgekehrt aus. Dieses immanente Verhältnifs der Welt zu Gott soll nun näher folgendermafsen ein Verhältnifs Gottes zum Sohn, als von der Welt unterschiedenen, überflüfsig und unmöglich machen. Eine der merkwürdigsten, in ihrer speculativen Bedeutung für das System zu wenig erkannten, Bestimmungen sei, dafs Origenes die geschaffne Welt nicht als eine unendliche, sondern endliche setze, aus dem Grund, weil Gott eine unbegränzte Reihe der Dinge nicht zu umfassen vermöge, einem Grund, der also im Selbstbewufstsein Gottes gelegen sei. Daraus, dafs in der unendlichen Reihe auf einander folgender endlicher Welten das an sich Mögliche und das Wirkliche in einander aufgingen, folge unmittelbar, dafs das Endliche an sich ein wesentliches und nothwendiges Moment des göttlichen Selbstbewufstseins sei, Gott nur in der endlichen Welt zum Bewufstsein seiner selbst gelangen könne. Schlössen aber nach diesem so eng im Selbstbewufstsein Gottes Gott und Welt sich zusammen, wo bleibe dann noch eine Stelle für den Sohn? Dem entgegen halten wir uns an den einfachen Satz des Origenes, einen den man nicht erst weitläuftig zu folgern braucht, dafs Gott in seinem Sohn, als der absoluten Vernunft, sich selber begreift. Hat aber Gott sein Selbstbewufstsein in seinem Logos, so ist nun umgekehrt zu fragen, wo bleibt demnach noch eine Stelle für die Welt, für *die* Welt, an welcher Gott erst zum Bewufstsein seiner selbst zu gelangen hätte? Wäre diese Anschauung die seine, wie nahe lag, ja wie unvermeidlich war ihm dann, die Ewigkeit der Welt, welche er lehrt, gleich aus dem Ungedanken, dafs Gott je sollte bewufstlos gewesen sein, zu erhärten? Baur behauptet zwar auch, der Sohn, als der vollkommne, adäquate Reflex des absoluten Wesens des Vaters, könne schon als Solcher keinen Gegenstand des göttlichen Selbstbewufstseins abgeben, allein Baur

Digitized by Google

selbst wies doch früher das doppelte Bestreben des Origenes nach, einmal, den Sohn so nahe als möglich dem absoluten Wesen des Vaters, das andre Mal, dem Endlichen, Geschaffnen zu bringen, woher also, dafs hier nur jene erste Seite in Betracht kommen soll? Soll aber dennoch die andere das Selbstbewufstsein Gottes in seinem Logos verhindern, so kann nach Origenes Gott auch nicht in der Welt, also überall nicht seiner sich bewufst werden; denn wenn ja nur Endliches von ihm umspannt werden kann, und nun die einzelnen Welten allerdings endlich, die Reihe derselben aber doch wieder unendlich ist, so wiederholt sich hier ganz dieselbe Schwierigkeit, die, wenn sie beim Sohn eins war, auch bei der Welt ein Hindernifs sein mufs. Damit freilich sich zu helfen, dafs man sagt, unter jener steten Aufeinanderfolge endlicher Welten vermöchte man sich nichts zu denken, von selbst fielen sie immer wieder in den gemeinsamen Begriff der Endlichkeit zusammen, ist ein Ausweg, den nicht jeder wird nachgehen, am wenigsten Origenes gutheifsen können. Ueberhaupt würde Origenes dieser ganzen Zumuthung blofser Innerweltlichkeit Gottes wohl noch entschiednern religiösen Abscheu als speculativen Widerspruch entgegengesetzt haben; kann sein, aus blofser Beschränktheit, aber um so lieber sollte man ihn stehen lassen, wo er einmal steht, und nicht für Undank obendrein Andre besser machen wollen als sie sind.

Im Verlauf der hier in ihren Ausgangspuncten angedeuteten, glänzenden, kunstvollen aber auch äufserst gewaltthätigen Entwicklung wird gezeigt, wie der Begriff des Sohns zu seiner wahren Realität erst in der Vielheit logischer Subjecte komme, die Freiheit der individuellen Geister als das von Gott Unterschiedene aufgefafst, worin er sich zur Einheit mit sich selbst vermittle, das Wesen des Christenthums, die in ihm sich darstellende Wirksamkeit des Logos, als blofser logischer Procefs begriffen, die Erscheinung des Logos im Fleische für blofse Accommodation zu der Fassungskraft der Menschen ausgegeben, wobei alles historische Geschehensein, sofern es den Punct bezeichne, von welchem aus der Mensch in die allgemeine Bewegung des in der Menschheit wirkenden vernünftigen Princips, in die Sphäre der denkenden Betrachtung eintritt, nur auf Seite des Menschen falle, der Satz: der Nus sei im Fall zur Psyche erkaltet, so übertragen: dafs der Mensch seinem substanziellen Wesen nach der zur Seele abgekühlte Geist, Kälte gleich Negativität, sei, und endlich als Princip des Systems das Ineinandersein des Endlichen und Unendlichen, ohne welches sich Origenes das absolute Wesen Gottes nicht denken könne, aufgestellt. Wer hierin die wahren, lebendigen Züge des origenistischen Systems wiedererkennt, wird auch die Meinung der Väter bei der Verdammung des Systems darin wiederzuerkennen im Stande sein, dafs besonders die Lehre von der Präexistenz der Seelen und der *einstigen* allgemeinen Wiederbringung — denn auf einstigen liegt wohl der Nachdruck — das Wesentliche des christlichen Princips verletze, als nach welchem nämlich das Subject in der concreten Wirklichkeit seines Bewufstseins sich mit Gott Eins wissen dürfe, während so die Einheit des Göttlichen und Menschlichen nach platonischer Weise eine für das Bewufstsein des Subjects jenseitige, transcendente sei.

Viertes Kapitel. Die Monarchianer oder Unitarier S. 243—306.

Wie die Kirchenlehrer, von denen bisher die Rede war, den Unterschied in der Einheit hervorhoben und den wahren Begriff des Sohns in ihm nur als eines für sich bestehenden Wesens erkennen konnten, so hielten dagegen die Monarchianer um so mehr an der absoluten, jeden solchen Unterschied ausschliefsenden, Einheit Gottes fest. Unter ihnen lassen sich zwei Richtungen unterscheiden: die einen verbanden mit dem unitarischen Interesse das eigenthümlich christliche, Christus in eine möglichst innige Verbindung mit Gott zu setzen, die andern verfolgten ausschliefslich jenes erstere und betrachteten Christus zunächst nur von dem Gesichtspunct eines blofsen Menschen. Die einen bewegen sich in ihrer Christologie vom göttlichen, die andern vom menschlichen Standpuncte aus.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 45.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1844.

Die christliche Lehre von der Dreieinigkeit und Menschwerdung Gottes in ihrer geschichtlichen Entwicklung. Von Dr. Ferd. Christ. Baur.

(Fortsetzung.)

1. Die eine Seite der Unitarier: Praxeas, Noetus, Sabellius.

Praxeas hielt an dem strengen Grundsatz der Einheit Gottes fest; von einem reellen Unterschiede zwischen Vater, Sohn und Geist wollte er nichts wissen, diese Namen bezeichnen ihm nur den Einen Gott. Dafs dieser Eine Gott einen Sohn habe, läugnete er nicht, aber er bezog die Zeugung des Sohns nur auf die übernatürliche Erzeugung des Menschen Jesus und verstand unter dem Sohn nicht den ganzen Menschen, sondern nur das Fleisch. Da er sich zwischen dem Geist und dem Fleische nichts Vermittelndes dachte, in so fern ist der von den Gegnern ihm zugeschriebne Patripassianismus wirklich seine Lehre, doch besteht die Gehässigkeit der Beschuldigung darin, dafs, da doch Praxeas zwischen Vater und Sohn in Gott nicht unterscheidet, willkürlich für den Namen Gottes der des Vaters gesetzt wird. Merkwürdig ist bei Praxeas besonders die so sichtbare Tendenz, jeden im Wesen Gottes gemachten Unterschied in der reinen Identität des göttlichen Wesens mit sich selbst aufzuheben. Nehmen wir an, dafs er und Tertullian über die Trinitätslehre eben so verschieden dachten, als sie eine verschiedene Stellung zum Montanismus hatten, und bedenken dann, wie der Montanismus seiner Natur nach die Ausbildung des auf der Logosidee beruhenden Unterordnungssystems sich mufste angelegen sein lassen, so erscheint es natürlich, dafs die Gegner des Montanismus ihren Widerspruch auch besonders gegen die Lehre vom Logos richteten, dieser ganzen trinitarischen Unterscheidung die unterschiedlose Einheit entgegensetzend. Dafs aber die Gegner des Montanismus so entschieden gegen die Logosidee auftreten konnten, dieser Umstand wird von dem Verf. benutzt, um beiläufig die Aechtheit des johanneischen Evangeliums zu verdächtigen. Allein dafs eine Richtung wie die, der hypostatischen Logoslehre so abgeneigte, monarchianische noch in dieser Zeit entstehen und Anhänger finden konnte, ist, wie schon von mehreren Seiten bemerkt worden, kein hinlänglicher Grund zu dem ausgesprochnen Verdacht, wenn man erwägt, dafs in jener Zeit die Entwicklung des kirchlichen Bewufstseins überhaupt noch weniger durch den festen Kanon schriftlicher Urkunden bedingt war und besonders Leute von mehr praktischem Interesse, zu denen wir Praxeas und seine Anhänger rechnen dürfen, nicht genöthigt waren, die damals noch nicht zu den wesentlichen Elementen des kirchlichen Bewufstseins gehörige Logoslehre sich anzueignen. Bei diesem aber ist obendrein noch hervorzuheben, dafs die von Baur hier ihm gegebne, so unbedingt der Logoslehre gegenüber auf die schlechthinige Einheit Gottes dringende Stellung nicht einmal gewifs, sondern in Tertullians Darstellung Grund vorhanden ist, die Möglichkeit einer mildern für ihn in Anspruch zu nehmen. Baur stellt das zwar gegen Neander in die entschiedenste Abrede und behauptet, dafs der Name des Sohns nur auf das Fleisch, nirgend wie auf eine Unterscheidung der Gottheit in sich angewandt werde; doch bezeugt die Schrift gegen Praxeas zu stark das Gegentheil. Die erste Stelle c. P. c. 26: Sufficit etc. entkräftet Dr. Baur freilich, indem er den Text verbessert und statt filius dei deus est — spiritus dei liest, eine Aenderung, die der Zusammenhang allerdings rechtfertigt; desto klarer aber ist jenes Sichselbstzumsohnmachen des Vaters in der andern Stelle c. 10. enthalten. Dort heifst es: ipse se sibi filium fecit, und wird diese, den Tertullian so sonderbar bedünkende, Vorstellung, die er also doch auch nicht selbst wird erfunden haben, durch das „inquiunt" ausdrücklich

Digitized by Google

und wiederholentlich den Anhängern des Praxeas in den Mund gelegt, ja nicht blofs diese Vorstellung, sondern auch die Art, wie sie dieselbe vertheidigten, in ihren eignen Worten angeführt. Ist nun freilich dieses, was bemerkt wird, richtig, dafs bei den Patripassianern sich von der Logosidee nichts finde, so ist doch auch nicht minder wahr, dafs von der hier ihnen zugetheilten namentlichen Bekämpfung dieser Idee nichts nachgewiesen werden kann, und bleibt also die Möglichkeit stehen, dafs, so weit dieselben durch die Unhaltbarkeit ihrer streng gefafsten Lehre irgend einen Unterschied in dem göttlichen Wesen einzuräumen sich gedrungen sahen, dieser an eine weniger hypostatische Logosvorstellung sich anschlofs. Dafs aber Praxeas und Noetus zu den Alogern möchten gehört haben, das hätte auch nicht als leise Vermuthung aufgestellt werden sollen, sowohl des ganzen, der Geistesrichtung jener Aloger des Epiphanius durchaus fremden Standpunctes unsrer Männer, als auch eben aus den Gründen, die Baur selbst, zwar nicht berücksichtigt, aber anführt. Tertullian, der, was Praxeas wollte, doch ziemlich wird gewufst haben, und der ja sonst einem Ketzer nichts schenkt, sollte das ganze 20ste Kapitel durch und weiter mit Stellen des Logosevangeliums streiten, gegen Praxeas, der doch dies Evangelium nicht anerkannt hätte? Und warum nicht anerkannt? Aus nicht ein wenig Grund mehr, als ihn auch zur Verwerfung der paulinischen Briefe hätte zwingen müssen. Nun berufen sich aber Praxeas und Noetus sogar selber auf johanneische Stellen. Dr. Baur läfst fallen, dafs dies Anbequemung dürfte gewesen sein. Und doch müfste nach seiner Vermuthung die dogmatische Aufgabe dieser Männer mit in der Bekämpfung des vierten Evangeliums bestanden haben. Um diese zu erfüllen, bequemen sie sich an, um das Evangelium als unächt zurückzuweisen, berufen sie sich auf dasselbe! Die fernere Combination des Patripassianismus mit der montanistischen Bewegung, derweise, dafs jener aus Gegensatz zum trinitarischen Montanismus zu seiner Lehre von der unterschiedlosen Einheit gekommen sei, ist blofse Hypothese und eine um so unwahrscheinlichere, als es wahrscheinlich ist, dafs für den ursprünglichen Montanismus der Unterschied der göttlichen Principien noch nicht von der Bedeutung war, welche sie zu ihrer Voraussetzung hat. Vgl. Neanders Kirchenge. 2. Aufl. Bd. 2. D. Mont.

Noetus, welcher die Identität des Subjects, das seiner menschlichen Erscheinung nach Jesus war, mit dem Einen absoluten Gott noch stärker als Praxeas hervorzuheben scheint, dem derselbe Eine Gott Vater und Sohn zugleich ist, und bei welchem die Ansicht durchblickt, dafs es überhaupt zur Natur Gottes gehöre, nach Verschiedenheit des Bedürfnisses verschiedene Namen und Gestalten anzunehmen, steht in nächstem innern Zusammenhang mit Sabellius. Ueber dieses speculativsten Unitariers Lehre folgt nun eine Auseinandersetzung, welcher wir fast durchweg beistimmen müssen. Gegen die, bis auf die neueste Zeit allgemein, auch von Neander festgehaltne, Voraussetzung, dafs Sabellius den Vater mit Gott oder der Substanz des göttlichen Wesens identificirt habe heifst es, mufs mit Schleiermacher die Unterschiedenheit der Monas, als der göttlichen Substanz von den Prosopen, welche zu dieser alle sich gleicherweise verhalten, behauptet werden. Schon aus dem Begriff des πρόσωπον ist dieselbe wahrscheinlich, während der Ausdruck τριώνυμον πρόσωπον, welchen die Kirchenlehrer auf die sabellianische Dreieinigkeit anwenden, aus dem Sprachgebrauche, der πρόσωπον mit ὑπόστασις gleichbedeutend nimmt, sich erklärt. Jedes dieser drei Prosopen hat seine bestimmte Zeit. Hiebei kann zunächst darüber kein Zweifel sein, dafs die Entstehung der Welt mit dem Vaterwerden der Gottheit zusammenfällt, Sabellius sich den Vater, wie als Gesetzgeber, so auch als Schöpfer dachte. Ist aber Weltschöpfung und Gesetzgebung das dem Vater zufallende Amt, so kann das Prosopon des Sohns erst später auftreten. Schon bei der Schöpfung ging zwar der Logos hervor, aber dieser Hervorgang war dem Sabellius noch keineswegs die Gestaltung des zweiten Prosopon und es ist eine ungegründete Vermuthung Neanders, dafs Sabellius den Namen des Sohns auch auf den Logos angewandt habe; das zweite Prosopon entstand erst durch die eigenthümliche Verbindung, in welche die Gottheit mit einem menschlichen Individuum trat. Was die Dauer dieser Verbindung betrifft, so wird, mit Neander gegen Schleiermacher, eine an das irdische Leben Christi geknüpfte, vorübergehende wahrscheinlich gefunden. Nach dieser, mehr vorbereitenden und einleitenden, Untersuchung folgt nun aber des Hrn. Verf.'s nähere Auffassung der sabellianischen Trinitätslehre. Die Ansicht des Sabellius kann in ihrem ganzen Zusam-

Digitized by Google

menhang gar wohl auch so gedacht werden: Das Allgemeinste, die alles umfassende Substanz ist Gott, welcher in seinem reinen Ansichsein der Schweigende ist. Geht er vom Schweigen zum Reden über, so entsteht mit dem Logos und durch ihn die Welt. Der Logos ist das Princip, durch welches das zur concreten Wirklichkeit gewordene Sein getragen und gehalten wird. Nun erst folgen die drei πρόσωπα, als die Momente oder Perioden des geschichtlich sich entwickelnden Weltverlaufs: die Periode des A. T. in dem πρόσωπον des Vaters, die des N. T., so weit sie die irdische Erscheinung Christi betrifft, in dem πρόσωπον des Sohns und die, mit den Aposteln beginnende, Periode der christlichen Kirche in dem πρόσωπον des Geistes. Alle πρόσωπα zusammen sind die wechselnden Formen der Weltentwicklung, und wenn sie verschwunden sind, geht auch der Logos in Gott zurück. Wie er der erste Anfang aller Wirklichkeit des Seins war, so ist er auch das Letzte, in welchem alles Seiende sein Ende hat und die Schöpfung in das uranfängliche Schweigen zurücksinkt. Aus dieser Gestalt der sabellianischen Vorstellung erklärt nun Baur die Verwandtschaft, die man zwischen der Lehre des Sabellius und der der Stoiker finden wollte, indem man den Sabellius beschuldigte, von den Stoikern gelernt zu haben, dafs Gott sich abwechselnd ausdehne und zusammenziehe. Doch ist diese Vergleichung ja eben so passend, wenn man bei der alten Ansicht stehen bleibt: auch nach dieser findet jenes Ausdehnen und Zusammenziehen statt. Dies ist freilich ganz richtig, dafs so im Grunde dasselbe Verhältnifs zwischen der Monas und dem Logos, wie zwischen der Monas und Dyas im pseudoklementinischen System sich ergebe, die Dyas oder der Logos die Ausdehnung der sich zuletzt wieder in sich zusammenziehenden Monas und die drei Prosopen nur die wechselnden Formen der Dyas selbst oder des Logos seien, allein dies ist auch grade das Bedenklichste. Stand es so um die Abweichung des Sabellius, dann wäre doch auf's Höchste befremdend und wohl ohne Beispiel auf dem Gebiet der Dogmengeschichte zwar nicht sowohl der Umstand, wie alle bisherigen Bemühungen so ganz die wahre Spur verfehlt und auf so weit abliegende Irrwege sich hätten verlocken lassen, als dafs die Väter, jedenfalls die einzigen Zeugen für das was Sabellius gelehrt, ihnen hierin sämmtlich vorangegangen und uns über die Hauptsache gänzlich ohne Andeutung gelassen hätten. Denn offenbar mufste in diesem Fall berichtet werden, nicht, wie jetzt einstimmig, dafs die Monas oder der Vater, sondern vielmehr, dafs der Logos sich in die drei Prosopen entfalte. Und was war auch leichter aufzufassen und zu bemerken als diese ja früher schon vorgekommne Lehre einer göttlichen Dyas?

Zum Schlusse eröffnet der Verf. uns einige interessante Blicke in den Zusammenhang, welcher von seiner dogmengeschichtlichen Betrachtungsweise aus für den so verstandnen Sabellianismus mit andern Erscheinungen sich ergeben würde. Darüber könne kein Zweifel sein, dafs das Aegypterevangelium derselben speculativen Richtung des ebionitischen Judenthums angehöre, die wir aus den klementinischen Homilien näher kennen. Aus diesem Evangelium hat Sabellius, wie aus einer Angabe des Epiphanius erhellt, geschöpft, um so leichter erkläre sich daher, wie er die klementinische Idee, dafs die Gottheit sich abwechselnd ausdehne und zusammenziehe, so nahe berühre. Da nun aber auch der Montanismus, wenigstens in einzelnen seiner Elemente, auf dieselbe Form des Judenthums zurückgehe, so stünden wir hier auf dem Puncte, auf welchem wir sowohl die tertullianische Trinitätstheorie, sofern dieselbe ihre charakteristische Form durch die Einwirkung des Montanismus erhalten, als auch die sabellianische aus derselben speculativen Grundansicht hervorgehen sähen, einer Ansicht, der zufolge die Gottheit aus dem Gesichtspuncte einer zur Dyas und Trias sich bestimmenden Monas betrachtet worden.

Es wird wohl ziemlich allgemein einleuchtend sein, dafs auch nach Dr. Baur's Deutung des Sabellianismus der Gegensatz zwischen der Schleiermacherschen und Neanderschen Auffassung die Hauptfrage bleiben wird. Jede dieser kann sich auf solche Angaben in den Berichten berufen, welche die andere ausschliefsen. Was hier etwa die erste voraus hat, wiegt die andre durch höhere Gedankenwahrscheinlichkeit auf. Wendet man sich in dieser Verlegenheit zu den Quellen selbst, so mag vielleicht, alle Zeugnisse genau gegeneinander gehalten, und den Punct, worauf es ankommt, fest in's Auge gefafst, folgende Anschauung mit den verschiednen Aussagen der Väter am besten übereinstimmen und auch durch die meiste geschichtliche Wahrheit sich empfehlen. Vor aller Offenbarung ist Gott die Gottheit an sich, die Monas. Zum Behuf der Welt-

Digitized by Google

schöpfung läfst die Monas aus sich den Logos hervorgehen, im Verhältnifs zu welchem und zu der durch ihn geschaffnen Welt sie als Vater bestimmt wird, die Monas in das Prosopon des Vaters tritt. Dies das erste der drei Prosopen, das schwächste, unselbständigste unter ihnen, sofern es noch nur an der Monas ist, an ihr als blofse Modification haftet, als blofse Beziehung ihrer zum Logos und zur Welt. So hält es zwischen der Monas und den beiden andern die Mitte, bildet den Uebergang. Der Logos, als der, Sohn zu werden, Bestimmte, ist der Anfang des zweiten, im wirklich erschienenen Sohn vollendeten, Prosopon. In ihrer Beziehung zu dem Logos, als dem Sohn gewordnen, ist die Monas Vater in der tieferen, eigentlichen Bedeutung. Im Verhältnifs zu der noch nicht durch den Sohn erlösten Welt, ist der Vater zugleich Gesetzgeber, während vom Sohn im alten Testament nicht die Rede ist, weil dem Logos an sich der Name des Sohnes nicht zukommt. Das Prosopon des Sohnes unterscheidet sich von dem des Vaters dadurch, dafs es nicht mehr blofs an der Monas ist, sondern in ihm dieselbe als eigne Gestaltung nach aufsen tritt. Aehnlich ist es dem ersten darin, dafs auch es in seinem Anfang, dem Logos noch nicht den vollen Begriff des Prosopon verwirklicht. Dies thut von vorn herein das des Geistes, welches unvermittelt bei dem Rückgang des zweiten in's Dasein tritt. Abweichen würde diese Auffassung von der Schleiermacherschen darin, dafs die Monas zu den Prosopen sich nicht auf gleiche Weise verhielte, worin sie mit der Neanderschen übereinkäme, übereinkommen mit jener darin, dafs alle von der Monas zu unterscheiden wären, worin sie von dieser abwiche.

2. Die andere Seite der Unitarier: Theodotus, Artemon, Beryllus, Paulus.

Das Charakteristische der Lehre des Theodotus und Artemon spricht sich darin aus, dafs sie Christus für einen blofsen Menschen gehalten haben sollen, so dafs die Hauptfrage nur diese ist, wieviel sie neben dem Menschlichen Göttliches, neben dem Natürlichen Uebernatürliches anerkannt haben. Ihre Richtung ging nicht von oben nach unten, sondern umgekehrt, darauf bedacht, von dem festen Boden des Gegebnen aus Göttliches und Menschliches mit der kritischen Schärfe des reflectirenden Verstandes auseinander zu halten, weshalb sich erwarten läfst, dafs das eigentlich Trinitarische aufserhalb ihres Gesichtskreises lag. Dafür beschäftigt sich die Untersuchung über diese beiden Monarchianer desto genauer mit jener Behauptung der Artemoniten, dafs ihre Lehre eigentlich die älteste sei, welche Behauptung weder ein leeres Vorgeben sein, noch durch die bei Eusebius angeführte Berufung auf ältere, nicht einmal der römischen Kirche angehörige Schriftsteller widerlegt werden könne, sondern an dem nachgewiesnen Unterschied in der Lehre der Unitarier sich geschichtlich rechtfertige. Die Frage, um die es sich gehandelt, meint Baur, wäre gewesen, ob Christus als Gott zu prädiciren, als ein vom Vater unterschiedenes, für sich bestehendes göttliches Wesen anzusehen sei, welche Frage, vermöge der Identität, die nach dem johanneischen Prolog den Begriffen λόγος und θεὸς von den Kirchenlehrern gegeben worden, zugleich die andere, ob Christus als Logos zu betrachten sei, in sich geschlossen. Dafs er als Logos Gott war, habe als das Hauptmoment gegolten. Wenn es nun auch, wie aus der Polemik der Klementinen ersichtlich, schon zu deren Zeit an Solchen nicht gefehlt habe, welche Christus den Gottesnamen beilegen wollten, so habe dies doch in einer Gemeinde, so überwiegend judaisirenden Charakters als die damalige römische, nicht durchdringen können, und hieraus erkläre sich von selbst, warum Praxeas in Rom so günstige Aufnahme gefunden, während nicht lange nachher Theodotus und Artemon dort verdammt wurden. Dafs der Name und Begriff Gottes nur Einem Subject zukommen könne, darüber sei man, mit Ausnahme jener Gedachten, allgemein einverstanden gewesen; die Möglichkeit jedoch zweier, sehr verschiedener, Richtungen von diesem gemeinsamen Anfangspunct aus, habe sich erst durch Theodotus und Artemon an's Licht gestellt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 46.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1844.

Die christliche Lehre von der Dreieinigkeit und Menschwerdung Gottes in ihrer geschichtlichen Entwicklung. Von Dr. Ferd. Christ. Baur.

(Fortsetzung.)

Die arge Verwirrung, in welche die fraglichen Verhältnisse durch diese Zurechtlegung gebracht werden, mufs unmittelbar ins Auge fallen. Besafs die römische Gemeinde zur Zeit des Praxeas einen überwiegend judaisirenden Charakter, dann konnte sie unmöglich anders, als an der Lehre dieses Mannes den gröfsten Anstofs nehmen. Soll aber mit diesem Charakter des Praxeas Lehre nichtsdestoweniger vereinbar sein, dann wird der Begriff des Jüdischen so über Vermögen erweitert, dafs er alle geschichtliche Wahrheit verliert, zur Anwendung auf historische Erscheinungen unbrauchbar wird. Soll die römische Gemeinde in dem Sinn judaisirt haben, dafs nicht einmal der Patripassianismus ihr zu stark war, dann ist die Behauptung ihres jüdischen Gepräges ungefährlich und besagt thatsächlich dasselbe, was die entgegengesetzte ihres heidenchristlichen sagen will; soll darum aber eben so gut der Artemonitismus bei ihr einen Anschliefsungspunct haben finden können, so mufs man sich dem schon im Interesse begrifflicher Bestimmtheit und Klarheit widersetzen. Eine judenchristliche Gemeinde, deren Richtung einem Praxeas nicht ungünstig ist und zugleich den Anhängern eines Artemon mit Recht zur Berufung für ihre Ansicht dienen kann, mufs ein Judenthum bekennen, das, völlig gleichgültig gegen das Verhältnifs Gottes zur Welt und zum Menschen, sich mit dem leeren Namen der Einheit Gottes zufrieden giebt, und ein Christenthum, welches, in derselben Genügsamkeit an die hohle Vorstellung, dafs das Gottesprädicat nur Einem Subjecte eigne, sich haltend, unbekümmert zusieht, ob darüber Christus, von dem es doch den Namen trägt, selber dieser Eine Gott, oder wesentlich ein blofser Mensch wie alle andern sei. So lange man, wird fortgefahren, Christus blofs deswegen nicht als Gott prädicirt wissen wollte, weil man das Göttliche in ihm unmittelbar mit dem Wesen Gottes selbst identificirte, konnte nicht wohl die Besorgnifs einer Beeinträchtigung der göttlichen Würde Christi entstehen — nein freilich, bei der Behauptung, dafs in Christo Gott selber leibhaftig herabgestiegen sei, konnte diese Besorgnifs nicht wohl entstehen — sobald man aber von der Lehre von der Einheit Gottes zu dem weiteren Satze fortging, dafs Christus, ebendeswegen weil neben dem Einen Gott kein andrer Gott sein könne, nur als Mensch anzusehen sei, konnte man auf der Einen Seite in diesem Satze nur eine das christliche Bewufstsein verletzende Consequenz erblicken, während man auf der andern, im Bewufstsein des Gemeinsamen, wovon man ausging, sich damit beruhigen zu dürfen glaubte, dafs ja auch jene andre, aus alter Zeit überlieferte, Lehrweise Christus nicht als ein für sich bestehendes göttliches Subject betrachte. Dagegen möchte man nun freilich denken, ein christliches Bewufstsein, dessen positive Sorge sich auf die baare Abstraction beläuft, den Gottesnamen nur Einem Subject zukommen zu lassen, während seine negative darin sein Bewenden hat, Christus nur nicht als ein für sich bestehendes göttliches Subject zu prädiciren, ein solches christliches Bewufstsein hätte, in dem getrosten Sicherheitsgefühl seiner unverletzbaren, den äufsersten Widersprüchen überlegnen Allgemeinheit, über das kleine Aergernifs, das die Artemoniten, man sieht nicht recht ein wie, ihm gaben, sich ruhig hinwegsetzen können. Dieses Gemeinsame, dafs man in der römischen Kirche wenigstens Christus bis jetzt nur als Sohn Gottes, nicht als Gott für sich zu denken gewohnt gewesen, gab nun, nach Baur, den Unitariern der zweiten Klasse einen Schein des Rechts, sich gleichfalls auf die Identität ihrer Lehre mit der älte-

Digitized by Google

sten Ueberlieferung zu berufen, wogegen eben so sehr erhelle, welche Ursache die Gegner zu haben glauben mufsten, diesen Anspruch zurückzuweisen. Und nun habe es, indem man die bisherige unitarische Lehre in zwei völlig auseinanderlaufende Ansichten sich zertheilen gesehn, ganz in der Natur der Sache gelegen, die Wahrheit in der Mitte zu suchen. Die Realität des Menschlichen sei somit zwar anerkannt worden, um aber der Consequenz auszuweichen, dafs neben dem Einen Gott Christus nur Mensch sein könne, habe man Christus zu einem von Gott unterschiedenen, für sich bestehenden göttlichen Subjecte gemacht. Hiezu habe sich von selbst die Logosidee geboten, die durch den zum Bewufstsein gekommnen unitarischen Gegensatz nun zu desto allgemeinerer Annahme empfohlen worden. Seitdem sei denn auch nicht mehr von Zweifeln an der Aechtheit des johanneischen Evangeliums die Rede und habe z. B. der heftigste Gegner des Montanismus, der römische Presbyter Cajus, seinen Widerspruch auf die Apokalypse beschränkt.

Beryllus von Bostra. Wenn es bei der vorangestellten Eintheilung der unitarischen Lehrmeinungen auffallen konnte, dem Beryllus seinen Platz in der zweiten Reihe angewiesen zu sehen, so wird in der nunmehrigen Darstellung ein solches Verfahren gegen die abweichenden Urtheile Schleiermachers und Neanders begründet. Beryll soll unter den Monarchianern zweiter Klasse im Allgemeinen die Stelle einnehmen, welche unter denen der ersten Noetus behauptet. Das Negative, Schroffe und Abstofsende, das eine Ansicht in ihrer ersten Gestalt noch habe, mildere und hebe sich dadurch, dafs das anfangs noch Unbestimmte näher bestimmt werde. Auf diese vorläufige Festsetzung des Standpunctes Berylls folgt eine Kritik des Schleiermacherschen Verständnisses von jenem bei Eusebius gebrauchten Ausdruck ἰδία οὐσίας περιγραφή, welche den Mifsgriff, denselben auf eine Umschreibung des göttlichen Wesens zu deuten, in der gründlichsten Weise aufdeckt. Nur dies sei der Sinn, dafs der Erlöser vor seiner Menschwerdung überhaupt noch keine reelle, objective Existenz gehabt habe, sondern höchstens eine ideelle, mit der blofsen Vorherbestimmung zusammenfallende, welche denn auch nach dem Fragment des Origenes über den Titusbrief Beryll wirklich gelehrt zu haben scheine. Indem nun aber, abgesehn von dieser ideellen, nicht weiter in Betracht kommenden Existenz, Christus, was er als persönliches und als göttliches Subject sei, erst sei seit seiner Menschwerdung, so erhelle auch, dafs das Substanzielle der Person Christi auch nach der Lehre Berylls im Menschlichen bestehe und erst von diesem Standpuncte aus das Göttliche bestimmt werde. Allein so unmittelbar klar möchte das doch nicht sein. Eben dafs Beryll auf das vormenschliche Sein des Erlösers, wenn auch nur als Vorherbestimmung, Nachdruck legte, in seiner Person den ewigen Mittelpunct der Geschichte erkannte, scheint ihn von der Gesellschaft der Artemoniten auszuschliefsen. Doch läfst hieraus allein sich freilich nichts entscheiden und müssen die sonstigen Aussagen hinzugezogen werden. Dieselbe Stelle, welche von dieser Vorherbestimmung spricht, lautet folgendermafsen. Sed et eos, qui hominem dicunt Dominum Jesum praecognitum et praedestinatum, qui ante adventum carnalem substantialiter et proprie non extiterit, sed quod homo natus patris solam in se habuerit deitatem, ne illos quidem sine periculo esse ecclesiae numero sociari. Wir erkennen mit Baur in diesen Worten die Lehre Berylls wieder. Gleich nach denselben folgt in dem Fragment die Beschreibung der patripassianischen Vorstellung, so dafs man, in der Erinnerung an jene bekannte andre Stelle des Origenes und vermöge des natürlichen Gegensatzes, den die Artemoniten zu dieser Vorstellung bilden, eben die Artemoniten in den angeführten Worten gemeint zu finden erwarten könnte. Allein dem entgegen ist wieder, dafs kurz vor unserm Satze solche, welche in Christus einen blofsen Menschen erblickten, schon zur Sprache gekommen waren, ein Umstand, der uns also umgekehrt geneigt machen mufs, hier Andersdenkende zu suchen. Und dieser Vermuthung entspricht gewifs das patris deitas der Stelle selbst. Wenn nun einerseits dieser Ausdruck für sich an die patripassianische Vorstellung anstreift, wenn dagegen auf der andern, wie das natürlich ist, wo man das reale, persönliche Dasein des Erlösers erst mit der Menschwerdung entstanden sein liefs, allerdings die menschliche Erscheinung zum Ausgangspunct genommen und so an die Artemoniten erinnert wird, während zwischen diesen beiden Annäherungen an die erste sowohl als die zweite Klasse jene praecognitio und praedestinatio die Mitte hält, so wird durch dies Alles in dieser Nebenstelle bereits eine Anschauung empfohlen, die in Berylls

Digitized by Google

Lehrweise eine Vermittlung zwischen genannten beiden gegensätzlichen Klassen erkennt. Bestimmter tritt eine solche Stellung in den vielbesprochenen Worten bei Eusebius, Kap. 6, 33, hervor. Beryllus, wird dort berichtet, ξένα τινὰ τῆς πίστεως παρεισφέρειν ἐπειρᾶτο, τὸν σωτῆρα καὶ κύριον ἡμῶν λέγειν τολμῶν μὴ προϋφεστάναι κατ' ἰδίαν οὐσίας περιγραφὴν πρὸ τῆς εἰς ἀνθρώπους ἐπιδημίας, μηδὲ τὴν θεότητα ἰδίαν ἔχειν, ἀλλ' ἐμπολιτευομένην αὐτῷ μόνον τὴν πατρικήν. Unter dem ἐμπολιτεύεσθαι will Baur zwar nur eine besondere Einwirkung der Gottheit auf den Menschen Jesus, deren Annahme dann den Unterschied Berylls von Artemon ausmache, bezeichnet finden. Dieser Ausdruck sei nicht blofs, wie man ihn gewöhnlich nehme, von einem Wohnen und Handeln der Gottheit in dem Erlöser zu verstehen, sondern wie der Bürger da, wo er als Bürger lebe, auch einheimisch und recht eigentlich zu Hause sei, solle mit jenem Satz gesagt werden, der Erlöser habe zwar keine eigne Gottheit, sondern nur die des Vaters gehabt, aber diese habe so in ihm gewirkt, dafs er während seines Lebens in einer stetigen und vertrauten Gemeinschaft mit dem Vater gestanden. Anders sei der Ausdruck nicht zu nehmen, somit nur von einem, eine moralische Einheit des Erlösers mit dem Vater begründenden Sein und Wirken Gottes in ihm; ἐμπολιτεύεσθαι, wenn es auch den Begriff der Inwohnung in sich schliefse, bezeichne zugleich ein freies Verhältnifs zwischen dem Erlöser und dem Vater, wie ja auch der Bürger da, wo er als Bürger wohne, mit andern ihm gleichen Subjecten zusammen sei. Dr. Baur will sich also streng an das Wort halten und zwar dessen etymologische Bedeutung. Nun ist es aber ein ziemlich allgemeiner Grundsatz, dafs, um in den Sinn eines Schriftstellers einzudringen, es eine sehr mifsliche Sache ist, dies auf dem Wege etymologischer Ableitung zu versuchen, in dem Grade bedenklicher, als der Schriftsteller einer streng begrifflichen, schulgerechten Ausdrucksweise fern steht. Wo der Sprachgebrauch hinlänglich nachweisbar ist, darf bei der Auslegung die Wurzelableitung zurücktreten, jedenfalls nicht mit jenem in Streit gerathen wollen. Dafs ἐμπολιτεύεσθαι anders nicht genommen werden dürfe, ist eine Behauptung, die sich auf gar nichts stützt. Nach dem Thesaurus des Stephanus 3. Th. braucht von den griechischen Kirchenvätern nur Gregor von Nazianz das Wort in der Bedeutung „verkehren;" bei den vier bis fünf andern dort namhaft gemachten, zu denen auch Eusebius mit der fraglichen Stelle gehört, läuft die Bedeutung durchgängig auf das einfache „inwohnen" hinaus, so dafs also das Baur'sche Verständnifs aller Wahrscheinlichkeit ermangelt; doch auch an sich ist dasselbe gekünstelt und mühselig. Der Begriff der Einwohnung soll nicht ganz aufgegeben, aber zu einem blofsen Einwirken geschmälert werden. Freilich, liefse man jenen fallen, und übersetzte das Wort, wie es bei Klassikern vorkommt, schlechthin „verkehren," so würde der Gegensatz zu dem μηδὲ τὴν θεότητα ἰδίαν ἔχειν, ἀλλ' κ. τ. λ. gar zu lahm. Hält man ihn aber irgendwie zurück, so kann unter Einwohnung nur wesentliche Einwohnung verstanden werden, da doch die Wirkung nicht selbst wieder einwohnen kann. Und wollte man nun es halb so streng und genau mit des Verf.'s eignen Worten nehmen, als er mit dem ἐμπολιτεύεσθαι des Eusebius es nehmen möchte, was für eine Anschauung käme dann zu Tage! Wenn die Gottheit des Vaters, so eigentlich oder uneigentlich sie nun immer dem Menschen Jesus mag eingewohnt haben, wie ein Bürger da, wo er als Bürger ist, so in diesem Menschen einheimisch und recht eigentlich zu Hause gewesen sein, wenn sogar, wie der Bürger da, wo er als Bürger ist, mit andern ihm gleichen Subjecten zusammen ist, ein dem entsprechendes Verhältnifs zwischen ihr und dem Menschen bestanden haben soll! Erhebt Dr. Baur aber gegen das andre Verständnifs unsres Wortes den Einwand, die Entstehung der Persönlichkeit Christi könne nicht von dem Einwohnen Gottes in einer menschlichen Natur abgeleitet werde, indem das Einwohnen die Persönlichkeit, das ὑφεστάναι κατ' ἰδίαν περιγραφὴν schon voraussetze, so könnte danach, wenn wir anders den Hrn. Verf. richtig verstehen, auch nicht z. B. von einer Selbstmittheilung Gottes in der Schöpfung gesprochen werden, weil ja diese Mittheilung ebenfalls schon die Schöpfung voraussetzt; und kehrt er dann seinen Widerspruch auch gegen jenen unmöglichen Fall, sobald man ihn trotzdem als wirklich annähme, mit der Wendung, dafs dann ja die Persönlichkeit des Sohns substanziell mit der Gottheit des Vaters Eins sein, wir also in Beryll einen Monarchianer der ersten Klasse haben würden, so ist darauf zu entgegnen, dafs die θεότης πατρικὴ doch noch etwas andres als der θεὸς πατήρ, der θεὸς ist. Denken wir uns unter der θεότης πατρικὴ einen

Digitized by Google

Ausflufs des göttlichen Wesens, der mit dem Menschlichen des Erlösers sich zu einer Persönlichkeit zusammengeschlossen, und nun recht gut, von diesem Menschlichen aus betrachtet, als dasselbe beseelend, ihm innewohnend aufgefafst werden kann, so ist damit den Nachrichten wohl am meisten Genüge gethan, und dem Beryll ein Standpunct angewiesen, in welchem, als gleicherweise von dem artemonitischen und patripaschitischen verschieden, für Eusebius das Recht lag, die Lehre des Bischofs von Bostra durch die überkommne eigenthümliche Beschreibung auszuzeichnen. Noch ist dann nur die Frage übrig, wie Beryll das Menschliche in Christo sich vorgestellt habe, oder kann darüber vielmehr keine Frage mehr sein, da mit einer solchen Anschauung die Annahme einer besondern menschlichen Seele unvereinbar ist. Bei Baur kann freilich im umgekehrten Sinn hierüber nicht mehr gezweifelt werden. Aber wie kann ein unbefangener Leser, wenn er bei Sokrates h. eccl. 3, 7. erfährt, dafs eine wider Beryll versammelte Synode in ihrem Schreiben an denselben die Lehre von einer menschlichen Seele ausdrücklich vorgetragen, umhin, hieraus zu entnehmen, dafs also Beryll von einer solchen nichts werde wissen gewollt haben? So entscheidet denn auch dies dritte Zeugnifs gegen Dr. Baur's Urtheil und für die von ihm zurückgewiesene Ansicht. Allein noch eine vierte Stelle zieht Dr. Baur hieher, in der wir jedoch behaupten müssen, dafs an Beryll gar nicht gedacht werde — jene Stelle im zweiten Buch des Commentars über das Johannesevangelium, Kap. 2. Wenn es nämlich dort heifst, ἢ ἀρνουμένους τὴν θεότητα τοῦ υἱοῦ, τιθέντας δὲ αὐτοῦ τὴν ἰδιότητα καὶ τὴν οὐσίαν κατὰ περιγραφὴν τυγχάνουσαν ἑτέραν τοῦ πατρὸς, so soll die auffallende Uebereinstimmung des Ausdrucks dieser Stelle mit dem der besprochenen des Eusebius keinen Zweifel lassen, dafs Origenes hier namentlich den Beryll vor Augen gehabt. Aber die ganze Uebereinstimmung erstreckt sich doch nicht über den Ausdruck οὐσίαν κατὰ περιγραφὴν hinaus, während die beschriebene Vorstellung selbst mit der Beryll's nichts gemein hat, und was diesen dann betrifft, so ist, wie auch Baur nicht verkennt, derselbe zur Bezeichnung eines selbstständigen persönlichen Daseins bei Origenes nicht ungewöhnlich, vergl. den Schlufs des ersten Tomus in Joh. Wie auch, wenn Beryll auf diese Weise geradezu als der Repräsentant der artemonitischen Partei den Patripassianern hätte gegenübergestellt werden können, würde sich das mit der auszeichnenden, ungewöhnlichen Schilderung, die Eusebius von seiner Lehre macht, vertragen. Und dann wollen wir schliefslich noch dies hinzufügen, dafs, wenn Beryll mit den Theodotianern und Anhängern Artemons wesentlich dieselbe Ueberzeugung getheilt hätte, dann seine Bekehrung durch Origenes mehr als verdächtig und selbst als Erdichtung zu wenig in seiner Denkart veranlafst erscheinen müfste.

Zu Beryllus Theodotus und Artemon steht Paulus von Samosata in demselben Verhältnifs, in welchem wir Sabellius zu Noetus und Praxeas stehn sahn; wie durch Sabellius die Ansicht der ersten Klasse, so erhielt jene andre Ansicht durch Paulus von Samosata ihre gleich entsprechende wissenschaftliche Vollendung. Auf Artemon weisen uns daher auch die alten Schriftsteller von Paulus immer wieder zurück und in keiner Angabe sind sie einstimmiger als darin, dafs er, wie Artemon, Christus für einen blofsen Menschen gehalten habe. Gleichwohl wollte auch Paulus das Göttliche nicht ausschliefsen; in dem Menschen Jesus, wie er von unten her wirkte, wehte von oben herab der göttliche Logos. Da sich Christus auf diese Weise nur durch den höhern Grad der göttlichen Einwirkung vor den Propheten auszeichnete, so fragt sich um so mehr, wie Paulus über die übernatürliche Erzeugung gedacht, jedoch ist am wahrscheinlichsten, dafs er dieselbe nicht geläugnet habe. Indem Paulus den Logos auf den Menschen Jesus nur als göttliche Weisheit einwirken liefs, konnte er ihn auch nur als das Princip einer höhern moralischen Vollkommenheit betrachten, die sich unter dieser Einwirkung mehr und mehr entwickelte, in welcher Hinsicht die Beschuldigung sehr bezeichnend für den ganzen Standpunct des Paulus ist, erst in Folge dieser Fortschritte sei er Gott geworden, was nur so verstanden werden kann, dafs er das immanente, aber sich erst entwickelnde göttliche Princip und die vollständige Entwicklung desselben als Einheit zusammenfafste und dafs er auch diese Immanenz sich nicht als eigentliche Einwohnung, sondern als blofse stetige Einwirkung dachte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 47.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1844.

Die christliche Lehre von der Dreieinigkeit und Menschwerdung Gottes in ihrer geschichtlichen Entwicklung. Von Dr. Ferd. Christ. Baur.

(Fortsetzung.)

Wegen dieses höhern in dem Menschen Jesus wirkenden Princips sowohl, als seiner übernatürlichen Erzeugung, konnte er ihn denn auch Sohn Gottes nennen; doch auch unter dieser Bestimmung konnte er ihn nur als ein vom göttlichen Logos verschiednes Subject betrachten, nicht von einer Herabkunft des Sohnes Gottes reden. Ein Sohn Gottes existirte für ihn erst nach der Geburt Jesu; in Frage der Präexistenz durfte Paulus nur so weit gehen, von der wirklichen Erscheinung Jesu seine ewige Vorherbestimmung zu unterscheiden.

Bis hieher wird Niemanden an dieser Darstellung der Lehre des Samosateners etwas in den Quellenberichten Unbegründetes, oder auch nur von den bisherigen Darstellungen Abweichendes auffallen. Aber wie es uns schon einige Male bei den Entwicklungen des Baur'schen Werkes gegangen ist, dafs die nachkommende tiefere und letzte Erfassung des Gegenstandes zugleich mehr oder minder eine Entstellung desselben war, so dürfte es sich auch mit dem Wesentlichen des im weitern Verlauf der gegenwärtigen Behaupteten verhalten. Wie des Paulus Theorie die sichtbare Tendenz verfolge, wird fortgesetzt, alles substanziell Göttliche von der rein menschlichen Person Christi auszuschliefsen, Gott und Christus so viel möglich als zwei verschiedene Subjecte auseinander zu halten, so stehe hiemit die hohe Bedeutung, welche er dem Begriff des Persönlichen, wie überhaupt, so insbesondre in seiner Lehre von Gott gebe, im engsten Zusammenhang. Nicht nur seien Gott und Christus wie zwei für sich bestehende Personen, zwischen denen eben deswegen nur ein freieres, moralisches Verhältnifs statt finden könne, einander gegenübergestellt, sondern es könne auch Gott selbst seinem höchsten Begriffe nach nur als Person gedacht werden. Im strengen Festhalten an der absoluten Einheit des göttlichen Wesens werde dem Begriff des Persönlichen in Beziehung auf Gott eine um so intensivere Bedeutung gegeben; wie der Mensch in der Einheit mit seinem Logos ein persönliches Wesen, sei Gott in seinem Logos selbstbewufster, persönlicher Gott. In seinem Unterschiede von diesem, alttestamentlicher Weise als Einheit aufgefafsten, Gott habe Christus nur Mensch sein können, um so mehr aber habe nun Paulus geltend gemacht, dafs Christus als Mensch Gott in gleicher persönlicher Einheit gegenüberstehe, dafs auch nach seiner Theorie, wie nach der kirchlichen Lehre, die Zweiheit von Personen sich ergebe, die zum wesentlichen Inhalt des christlichen Bewufstseins zu gehören schienen, wenn Vater und Sohn als zwei persönliche Wesen unterschieden wurden — nämlich von oben her Gott und von unten her Christus, als Mensch. Hierin aber, dafs beide, Gott und Mensch, als gleich vollkommne Personen, als nur darin, dafs sie beide Persönlichkeiten sind, zusammenkommende, sonst völlig verschiedene, für sich bestehende Subjecte aufgefafst wurden, spreche sich auch von dieser, das Verhältnifs Gottes zum Menschen betreffenden, Seite der jüdische Standpunct des Paulus aus. Während aber bei dem gleichfalls des Judaismus beschuldigten Sabellius die gottmenschliche Einheit nicht ausgeschlossen, nur das Menschliche in Christus zu einem verschwindenden Momente des Göttlichen gemacht werde, falle dagegen bei Paulus das Uebergewicht doch zuletzt auf die Seite des Menschlichen, sofern er das Persönliche in Gott sich durchaus nur nach der Analogie der menschlichen Persönlichkeit gedacht habe, so dafs, von dieser Seite betrachtet, sein Standpunct der gerade Gegensatz zu dem des Sabellius sei. Der gött-

Digitized by Google

liche Logos wirke zwar auf den Menschen ein, aber der Logos sei ja an sich eigentlich nur der innere Mensch selbst und der Mensch könne demnach aus sich selbst, durch die fortgehende Entwicklung und Vervollkommnung seiner sittlichen Kraft, zur göttlichen Würde emporstreben. Diese Entschiedenheit in der Durchführung einer Ansicht, die als ein allgemeiner Typus einer bestimmten Lehrweise anzusehen sei, gebe der Lehre des Paulus ihr eigenthümliches Interesse. Für das, was hier nach unserm Dafürhalten ganz über den Vorstellungskreis des Paulus von Samosata hinausgeht, stützt sich der Hr. Verf. auf das 7te Kap. der 65sten Häresie des Epiphanius: φάσκουσι γὰρ, ὅτι ἄνθρωπος ἦν ὁ Ἰησοῦς καὶ ἐν αὐτῷ ἀνέπνευσεν ἄνωθεν ὁ λόγος· καὶ ταῦτα περὶ ἑαυτοῦ ὁ ἄνθρωπος λέγει· ὁ πατὴρ γὰρ ἅμα τῷ υἱῷ εἷς θεὸς, ὁ δὲ ἄνθρωπος κάτωθεν τὸ ἴδιον πρόσωπον ὑποφαίνει καὶ οὕτως τὰ δύο πρόσωπα πληροῦνται. Vorher, sagt Baur, führe Epiphanius mehrere Aussprüche Jesu an, Joh. 14, 9. 8, 18. u. s. w. um die ἄνοια des Samosateners in Hinsicht der Identität des Vaters und des Logos zu widerlegen: wenn der Logos im Vater gewesen wie das Bewufstsein im Menschen, wie Christus dann in eigner Person habe reden können? Gleichwohl, fahre Epiphanius fort, suchten diese ὑπηρέται τῆς τῶν Ἰουδαίων αἱρέσεως sich gegen ihren Judaismus zu rechtfertigen und sagten: ein Mensch war Jesus, und der Logos beseelte ihn von oben herab und alles dies — Joh. 14, 9. u. s. w. — spricht der Mensch von sich. Denn der Vater ist in Verbindung mit dem Sohn, — dem Logos — der Mensch aber bildet von unten her eine eigne Person, und so sind die zwei Personen vollständig da. Hieraus gehe, meint Baur, wohl deutlich genug hervor, dafs Paulus solche Stellen wie Johannes 14, 9. „wer mich sieht, sieht den Vater" nur so genommen wissen gewollt, Jesus sage hier blofs, dafs er ein eben so persönliches Subject wie der Vater selbst sei, dasselbe Bewufstsein seiner selbst in sich habe wie der Vater. Aber diese Deutung entspricht sicher eben so wenig der damaligen Zeit, als der Stelle des Epiphanius. Deren einfacherer Zusammenhang ist nur folgender. Epiphanius streitet dort gegen die von Paulus behauptete Identität des Vaters und des Logos mit Christi eignen Aussprüchen, welche die Annahme einer Zweiheit erfoderten. Diese Zweiheit läfst er nun den Paulus sich anheischig machen, ebenfalls herzustellen. Auch er, meint Paulus, habe zwei Personen, den mit seinem Logos zu Einem Gott verbundnen Vater und den eine eigne Persönlichkeit ausmachenden Menschen von unten, in welchem von oben der Logos geweht habe. Dieser Mensch nun sage Solches von sich aus — natürlich als derjenige, mit welchem der Logos in dieser Verbindung steht, nicht als der, welcher eben so gut wie Gott selbst eine Person wäre, eine durch kein Wort veranlafste Auslegung. Meint dagegen Baur, nur mit ihr stimme die sonst unerklärbare nachstehende Entgegnung des Epiphanius: πῶς οὖν ἄνθρωπος θεὸς δύναται εἶναι, — πῶς δύναται ἄνθρωπος εἶναι ψιλὸς κατὰ σὲ, λέγων, ὁ ἑωρακὼς ἐμὲ, ἑώρακε τὸν πατέρα; εἰ γὰρ ὁ ἄνθρωπος ὡς ὁ πατὴρ, οὐδὲν διαλλάττει ὁ πατὴρ τοῦ ἀνθρώπου: so ist nicht einzusehen, warum Epiphanius dem Samosatener nicht soll erwidern dürfen und was dabei so unverständlich ist: ein Mensch könne doch so nicht von sich reden, sonst wäre ein Mensch ja wie Gott der Vater und Gott der Vater also wie ein Mensch. Denn etwas andres will unser Kirchenvater hier offenbar nicht sagen. Beruht daher Baur's neue Anschauung von der Lehre des Paulus auf dieser Stelle, so scheint sie auf einem blofsen Mifsverständnifs zu beruhen.

Das fünfte Kapitel 306—342, als das letzte des ersten Abschnittes behandelt die Schüler des Origenes, den alexandrinischen und römischen Dionysius, den Anfang des arianischen Streits und die Synode zu Nizäa. Mit einem Auszuge aus demselben schliefsen wir diesen Artikel, indem wir eine übersichtliche Inhaltsangabe und allgemeinere Besprechung des ganzen Werks uns für einen zweiten, später folgenden versparen.

Unter den so sehr verschiedenen Vorstellungen, welche sich schon in der kurzen Zeit, seitdem das Dogma in Bewegung gekommen, über das Trinitätsverhältnifs gebildet haben, scheint die gröfste Verschiedenheit der Ansicht zunächst in dem Gegensatz der Trinitarier und Unitarier zu liegen, welcher ausging von der Verschiedenheit der Ansicht über die Frage, ob der Sohn als selbstständiges persönliches Wesen vom Vater zu unterscheiden, oder in der absoluten Einheit des göttlichen Wesens nur als der immanente Logos Gottes oder des Vaters zu denken sei. Da aber die Persönlichkeit des Sohns auch unabhängig von der des Logos in die menschliche Existenz Christi

Digitized by Google

gesetzt werden kann, so stehen am weitesten auseinander die beiden Theorien des Sabellius und des Paulus von Samosata. Diese beiden unitarischen Vorstellungen wurden aber schon jetzt über die Sphäre hinausgedrängt, die sich das kirchliche Dogma für seine weitere Entwicklung abgränzte und die entschiedene Richtung ging nur auf eine solche Einheit, welche zugleich eine wesentliche Dreiheit sein sollte. Allein auch in dieser engern Sphäre stellte sich nun wieder ein doppeltes Interesse heraus, dessen Hauptmoment in der Frage über die Ewigkeit des Sohnes lag. Origenes hatte es versucht, die Unterordnung des Sohns unter den Vater mit der Ewigkeit seines Seins so zusammenzudenken, dafs beide gleich wesentliche Momente seines Begriffs sein sollten; aber gerade die Kirchenlehrer, welche wir mehr oder minder als Schüler des Origenes anzusehen haben, hielten die Einheit jener beiden Momente nicht auf die gleiche Weise fest, sondern hoben die Unterordnung auf eine Weise hervor, die von selbst die Voraussetzung in sich schliefst, dafs sie das Prädicat der Ewigkeit fallen liefsen. Von dem System des Origenes kamen sie wieder auf das platonisirende Subordinationssystem zurück, das auch jetzt noch das gangbarste war. Als der eigentliche Vertreter dieses Systems kann der alexandrinische Dionysius gelten. In jenem gegen die Sache des Sabellius an die libyschen Bischöfe Euphranor und Ammonius erlafsnen Schreiben behauptet er die Wesensfremdheit, Geschöpflichkeit und das ἦν ποτε, ὅτε οὐκ ἦν des Sohnes. Sogar die homousianischen Kirchenväter können, wenngleich sie es mit dem Gegensatz gegen den Sabellianismus entschuldigen, nicht läugnen, dafs Dionysius über den Unterschied des Sohnes und Vaters sich ächt arianisch ausgedrückt habe. Nähere Beachtung verdient, wegen ihres eigenthümlichen Lehrbegriffs und des Verhältnisses, in welchem derselbe sowohl zum Sabellianismus als zum nizänischen Symbol steht, die Schrift des römischen Dionysius an den alexandrinischen und an die libyschen Bischöfe. Drei verschiedene Vorstellungen sind es, welchen derselbe seine eigne entgegensetzt: erstens die geradezu tritheistische, die, wie es scheint, die Vorstellung derselben libyschen Bischöfe war, welche sich an den römischen Dionysius gewandt hatten, zweitens die sabellianische, und drittens die arianisch lautende des alexandrinischen Dionysius. Was die eigne Vorstellung des römischen Dionysius betrifft, so behauptete er, erstens im Gegensatz gegen die Sabellianer: der Sohn ist nicht mit dem Vater Eins, sondern von ihm verschieden; zweitens im Gegensatz gegen die Tritheisten: er ist mit dem höchsten Gott unzertrennlich verbunden; und drittens gegen den alexandrinischen Dionysius: der Sohn ist von Ewigkeit gezeugt. Es sind also zwar drei Hypostasen, aber nicht drei Götter. Wie Dionysius diese beiden, einander aufhebenden, Begriffe zur Einheit des Bewufstseins zu verbinden wufste, ist nicht ganz klar, da er sich hierüber nicht weiter ausgesprochen hat. Schon jetzt hätte vielleicht der später so erbittert geführte Streit seinen Anfang genommen, wenn der friedliebende alexandrinische Bischof nicht vielmehr den gegebenen Anstofs möglichst wieder gut zu machen gesucht hätte. Dies that er so, dafs er zwar seinem Subordinationssystem treu blieb, von demjenigen aber, worin er in der Antithese gegen den Sabellianismus zu weit gegangen war, oder von der Annäherung an den Arianismus, um der Kürze wegen diesen Ausdruck zu gebrauchen, zu dem alten platonisirenden Emanationssystem zurücklenkte. Seitdem auf diese Weise von zwei Seiten gegen ein die Klippe des Arianismus schon so nah berührendes Subordinationssystem ein so bedeutender Widerspruch erhoben worden war, ging nun das überwiegende Interesse dahin, den Sohn dem Vater so viel möglich gleichzustellen, und so sinnlich die Emanationsvorstellungen waren, deren sich der alexandrinische Dionysius ohne Bedenken bediente, so wurde nun das eigentliche Moment derselben darin gefunden, das Verhältnifs des Vaters und Sohns als ein nach der Analogie der natürlichen Verhältnisse, von deren Anschauung man ausging, immanentes und deswegen auch im Wesen Gottes von Ewigkeit begründetes anzusehen. Diese physischen Analogieen mufs man vor Augen haben, um den Begriff der Homousie in seiner ursprünglichen Bedeutung aufzufassen. Homousie ist demnach so viel als Homogeneität. Diesen Begriff nahm nun der alexandrinische Dionysius mit demselben Interesse für sich in Anspruch, mit welchem er sich früher gegen denselben erklärt zu haben scheint.

Bedenkt man, wie die beiden Momente, um die es sich hier handelte, das der Einheit des Sohns mit dem Vater und das des Unterschieds in demselben alexandrinischen Dionysius sich zu einander verhielten, wie

Digitized by Google

er ohne innern Haltpunct zwischen zwei unvermittelten Gegensätzen hin und her schwankte, so begreift man recht gut, was auch aus den Berichten sich herausstellt, wie zufällig die äufsere Veranlassung sein mochte, die den arianischen Streit zum Ausbruch brachte. Die bisherige Vorstellungsweise, welche im Gegensatz gegen die schon vor ihr ausgeschlofsnen beiden Extreme sich als die Ansicht der Mehrheit und insofern als die kirchliche Lehre geltend machte, enthielt zwei auseianderstrebende Elemente in sich, welche, so sehr man sich auch alle Mühe gab, sie in einer erkünstelten Einheit zusammenzuhalten, sich doch immer wieder von derselben losmachten und ihrem eignen Zuge folgten; es kam nun nur darauf an, dafs einmal die eine der beiden einander gegenüberstehenden Bestimmungen mit Entschiedenheit aufgefafst und mit strenger logischer Consequenz festgehalten wurde. Dies gethan zu haben ist das Charakteristische des Arius und das Moment, an welchem, wie man auch sonst über seine Individualität und geistige Richtung urtheilen mag, seine Bedeutung für die Geschichte des Dogma hängt.

Einem Lehrbegriff gegenüber, der den Unterschied des Sohns vom Vater so stark hervorhob wie der des Arius, mufste die Gegenpartei um so mehr von der Identität des Sohnes mit dem Vater ausgehen. Indem der Grund der Sohnschaft des Sohns in der Natur der Gottheit gefunden wird, hat der Sohn einen absoluten Vorzug vor allem andern, was sonst im Verhältnifs der Sohnschaft zu Gott steht. Um jedoch der Einwendung zu begegnen, dafs man durch diese Bestimmung des Verhältnisses zwei ungezeugte Wesen erhalte, und dafs nur entweder das Eine oder das Andre gedacht werden könne, dieser Dualismus oder das Entstandensein aus Nichts, wird an den grofsen Unterschied zwischen dem ungezeugten Vater und dem aus Nichts Entstandenen erinnert, sofern dieser Gegensatz nur durch die eingeborne Natur des Sohnes vermittelt werden könne. Dies der unaussprechliche, alle Vorstellung übersteigende, daher auch alles Körperliche ausschliefsende, Begrift der Zeugung des Sohns. Gleichwohl hängt an diesem völlig transcendenten Begriff der Zeugung der ganze Unterschied der beiden Lehrbegriffe. Sofern der Gezeugte als der Abhängige auch das Endliche, der von Ewigkeit Gezeugte, demnach sowohl endlich als unendlich ist, schliefst der Begriff beide Momente in sich, sowohl das Endliche als das Unendliche. Dafs nun der abstracte Gegensatz des Endlichen und Unendlichen nur durch die concrete Einheit des Endlichen und des Unendlichen vermittelt werden könne, darin hatten unstreitig die Gegner des Arius vollkommen Recht; sobald es aber darauf ankam, diese Einheit auf einen bestimmten Begriff zu bringen, bewegte man sich immer nur in dem Kreise von Vorstellungen, die sich selbst aufhoben und den Begriff dieser Einheit für das Bewufstsein nie vollziehen liefsen. Wie widersprechend ist es, diese Zeugung des Sohnes als etwas über alle Kategorieen des menschlichen Denkens Hinausliegendes anzusehen, während doch zugleich behauptet wird, die adäquateste Anschauung dieses ganz eigenthümlichen Verhältnisses sei das immanente Verhältnifs des Lichts und Lichtstrahls. Soll, wie dies unstreitig der eigentliche Sinn der Kirchenlehrer ist, durch solche Naturanschauungen ein adäquater Begriff der Sache selbst gegeben werden, so wird Gott selbst als Naturwesen gedacht und alle jene so oft wiederholten Erinnerungen, dafs man an nichts Körperliches und Natürliches denken dürfe, müssen ihren Zweck nothwendig verfehlen: der ewige Zeugungsprocefs der Gottheit ist derselbe Naturprocefs, durch welchen das Licht seine Strahlen von sich ausströmt. Hält man diese Naturanschauung fest, so verwickelt man sich in neue Widersprüche; geht man von der Grundlage der Naturanschauung ab, so hat die ganze Vorstellung keinen Haltpunct mehr. Die Zeugung des Sohnes, ohne dafs das durch diesen Begriff gesetzte Endliche des Sohns näher bestimmt wird, ist ein völlig inhaltsleerer Begriff, der den Unterschied des Vaters und Sohns nie zu seiner reellen Bedeutung kommen läfst, und das wahre Verhältnifs der beiden einander gegenüberstehenden Vorstellungen kann daher nur so bestimmt werden, dafs die eine den Unterschied noch gar nicht zu seinem Rechte kommen läfst, die andre aber die Einheit dem Unterschied völlig aufopfert.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 48.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1844.

Die christliche Lehre von der Dreieinigkeit und Menschwerdung Gottes in ihrer geschichtlichen Entwicklung. Von Dr. Ferd. Christ. Baur.

(Schlufs.)

Bei diesem Stande der Sache thut man dem Arius sehr Unrecht, wenn man seine Lehre, wie auch noch in der neuern Zeit gewöhnlich geschieht, so tief unter die der Gegner herabsetzt und über seine dogmatische Richtung überhaupt nur ein ungünstiges Urtheil fällt. Auf dem Standpunct, auf welchem ursprünglich beide Theile standen, hat die eine Lehre eben so viel oder eben so wenig speculativen Gehalt als die andre. Erwägt man nun aber, wie unbestimmt noch die ganze bisherige Vorstellungsweise über den Unterschied des Vaters und Sohns war, so kann man ein ächt speculatives Interesse bei Arius darin nicht verkennen, dafs er sich gedrungen fühlte, aus diesem Spiel des Unterschieds Ernst zu machen, daher auch kein Bedenken trug, dem in dem Begriff der Zeugung immer nur ideell gesetzten Unterschied seine volle Realität zu geben. Hieraus ergiebt sich von selbst, was von der Ansicht Derer zu halten ist, welche den Ursprung des Arianismus theils in einem dialektischen, theils in einem kosmologischen Interesse finden wollten. Arius konnte den Unterschied, auf den es ihm ankam, nur vermittelst des dialektisch unterscheidenden und trennenden Verstandes hervorheben; dafs aber Arius eine solche Richtung nahm, kann nur aus der speculativen Bedeutung erklärt werden, welche die Hervorhebung dieses Moments gerade auf diesem Punct der Entwicklung des Dogma haben mufste. Geht dagegen Schleiermacher auf ein kosmologisches Interesse zurück, so kann man allerdings in sofern sagen, dem Arianismus habe ein solches zu Grunde gelegen, als derselbe die Tendenz hatte, die Endlichkeit des Sohnes der Endlichkeit der Welt gleich zu setzen. Dies kosmologische Interesse war aber kein andres, als das eigentlich speculative, das ihm zu Grunde lag: dem Unterschied des Sohnes vom Vater dadurch erst seine wahre, reelle Bedeutung zu geben, dafs die Endlichkeit des Sohnes in die Endlichkeit der geschaffnen Welt selbst gesetzt wurde.

Nach dem bisherigen Gange der Streitigkeiten und Verhandlungen über das Dogma von der Trinität kann man voraus schon keine andre Entscheidung erwarten, als auf der Synode zu Nizäa erfolgte. Das ganze Moment dieses ersten allgemeinen, von einer ökumenischen Synode aufgestellten Symbols hängt an dem Begriff der Homousie. Die richtige Ansicht von dem Verhältnifs des Sohnes zum Vater ist nur die, welche dasselbe aus dem Gesichtspuncte des Verhältnisses, in dem der Abglanz zum Lichte steht, betrachtet und dieses Verhältnifs als Bild der Wahrheit nimmt. Wenn man dagegen die Scheu des Eusebius und anderer Mitglieder der Synode, von einer οὐσία des Vaters und einem ὁμοούσιος zu reden, hervorheben und daraus schliefsen wollte, diesen Vätern seien die hergebrachten Emanationsvorstellungen um so fremder gewesen, so scheint es im Gegentheil, dafs man nur deswegen Bedenken trug, die Sache geradezu mit ihrem eigentlichen Namen zu bezeichnen, weil man sich gar zu gut bewufst war, wie wenig man sich dieser Vorstellungen entschlagen könne, sobald es darauf ankam, das Verhältnifs des Vaters und Sohns auf einen bestimmteren Begriff und Ausdruck zu bringen. Hieraus ergiebt sich aber auch, wie sehr wir den Sinn der nizänischen Formel verfehlen würden, wenn wir ihrer Homousie den Begriff einer numerischen Einheit unterlegen wollten. Ihre Homousie ist nur die Gleichheit des Vaters und Sohns, sofern beide als Personen zwar für sich bestehen, in dem Gemeinsamen ihrer Natur aber substanziell Eins sind. Die Lehre des nizänischen Symbols ist daher wesentlich dieselbe mit der-

Digitized by Google

jenigen, die schon bisher als die rechtgläubige galt, und der Unterschied besteht nur darin, dafs die Väter der nizänischen Synode jede Vorstellung einer Unterordnung des Sohns unter den Vater, soweit sie nicht durch den Begriff der Zeugung selbst gegeben war, und alles, was auf eine körperliche Theilung und Trennung des göttlichen Wesens hinzuweisen schien, mit der gröfsten Strenge auszuschliefsen suchten. Die Gleichheit sollte, mit Ausnahme des Einen Punctes, eine absolute sein; allein dieser Eine Punct setzte doch immer wieder eine Unterordnung, welche die Gleichheit in blofse Aehnlichkeit verwandelte; der Begriff der Gottheit geht, wie auch schon der Ausdruck der Formel selbst zeigt, so sehr in dem Begriff des Vaters auf, dafs der Sohn alles, was er als Gott ist, nur durch die Vermittlung des Vaters ist, also aus dem absoluten Gott nur zu einem mittelbaren Gott wird, und obgleich man es sich bewufst war, dafs dieses Verhältnifs nur als ein immaterielles und rein geistiges zu betrachten sei, so wenig war man noch im Stande, dasselbe sich anders als nach der physischen Analogie des Emanationsverhältnisses zu denken.

H. Rossel.

XXVII.

Entstehung des deutschen Königthums von Heinr. von Sybel. Frankfurt a. M., 1844. 8.

Dies Werk ist eines der anregendsten, was seit lange über die ältere deutsche Geschichte erschienen ist. Es zerfällt in drei Abschnitte, von denen die ersten beiden gewissermafsen die Einleitung liefern zum dritten, welcher die eigentliche Aufgabe des Buches behandelt. Jene beiden nämlich handeln von den Formen des öffentlichen Lebens und der Herrschaft, wie sie sich bei den deutschen Völkern zuerst vorfinden oder auf wesentlich deutschem Grund und Boden entwickeln; der dritte Abschnitt dagegen thut dar, wie *das* Königthum, welches dann Wurzel und Ausgang der Herrschaftsverhältnisse im mittelalterlichen Europa (mit Ausnahme der Slawenreiche) geworden ist, auf einer Ineinanderwirkung germanischer und römischer Elemente beruht. „Weder die germanische Geschlechtsverfassung noch das römische Kaiserthum ist die Quelle des späteren deutschen Staates, sondern die Verbindung beider und die Befruchtung der germanischen Natur durch die römische Bildung."

Wir übergehen hier die beiden einleitenden Abschnitte, theils weil wir sie als die ihrer Bedeutung nach zurücktretenden Partieen des Buches betrachten, theils weil ihre Besprechung Ref. unter andern auch zu manchen polemischen Erörterungen nöthigen würde; und das scheint uns die schlechteste Art ein Buch, dessen Inhalt der Freude über gewonnene Resultate so viel Raum gewährt, wie das vorliegende, aufzunehmen, wenn man diese Freude durch die Sackleinwand der Mäkelei an Einzelnem filtrirt. Wo die Sache nur auf einem Puncte in ihrem wahren Verhalten frei wird, räumt sie allmälig schon selbst auf; und diese Polemik, die aus der Gestaltung der Sachen kömmt, die nicht kritisch sondern positiv fortschreitet, ist dann auch eine solche, der sich am Ende jeder gern unterwirft — überlassen wir es also derselben, mit der Zeit festzustellen, ob der Verf. Recht habe in den Zeiten nach Cäsar eine so wichtige Aenderung in dem Verhältnifs der deutschen Stämme zu Grund und Boden anzunehmen, wie er thut, oder ob er hierin Unrecht habe, wie Ref. glaubt — und was dergleichen mehr ist; selbst auf solche Stellen des Buches, wo der Verf. dem Ref. offenbar Unrecht thut, wie aufser anderen Stellen z. B. S. 10 not. 2 (der Verf. braucht nur den Abschnitt über die eorlas in den rectitt. wieder nachzulesen und damit die so allgemein gehaltenen Sätze der citirten Note zu vergleichen, und Ref. hegt zu ihm das Vertrauen, er wird selbst finden, in wie weit diese Note ein Unrecht enthält), wollen wir hier weiter keine Zeit verwenden, sondern unbefangen *dem* nachgehen, was uns an dem Buche wirklich freudig überrascht hat.

In Deutschland findet sich bei vielen Gelehrten ein Widerwille, der Einwirkung der Römer auf die Gestaltung deutscher Verhältnisse irgend etwas Bedeutendes einzuräumen: wie sollte, so fragt man, das morsche, überlebte Römerwesen dazu gekommen sein, mafsgebend für das jugendlich kräftige, mit seinem sittlichen Geiste von Anfang an höher fliegende Germanenvolk geworden zu sein? — Wir antworten auf diese Frage *einmal* mit den Worten unseres Autors: „selbst die begabteste Nation erscheint nothwendig untergeordnet einer minder talentvollen aber weiter entwickelten gegenüber" — *sodann* damit, dafs es eine

Digitized by Google

reine Einbildung ist, unser jetziges deutsches Volk für ein „aliarum gentium adventibus et hospitiis minime mixtum" zu halten; — *unser* deutsches Volk, ja! *das* deutsche Volk seit seiner Entstehung im Karolingerreiche überhaupt, ist nur in untergeordnetem Grade noch ein Naturproduct, und Römisches ist durch Römer und Romanen genug bis zu jener Zeit der Entstehung und seit dieser Zeit hineingekommen, um jenen Bettelstolz gegen Rom nur lächerlich erscheinen zu lassen. Wir können glücklicher Weise auf denselben verzichten, ohne im mindesten unsere Eigenthümlichkeit oder Unabhängigkeit zu gefährden — die eigenthümliche Völkermischung, aus welcher unser deutsches Volk (allerdings so dafs ein ursprünglich germanischer Kern den leitenden, bestimmenden Grundstock, den Geist dieser Völkerbildung immer hergegeben hat) entstanden ist, macht uns kein anderes Volk nach, und gegen alle bleiben wir scharf genug gesondert trotz dem, dafs wir ihnen zugeben können, gewisse Mischungselemente auch mit ihnen gemein zu haben — ja! gerade durch unsere eigenthümliche Mischung sind wir in Wahrheit das *Herzvolk* Europas geworden, das welches bei aller abscheidenden Eigenthümlichkeit auch wieder zuführende Sympathieen zu Wenden und Magyaren, wie zu Romanen und Kelten in hinlänglichem Mafse hat.

Der Verf. zeigt nun, wie in den Zeiten der Völkerwanderung die Herrschaftsverhältnisse in der deutschen Welt sich unter römischen Einflüssen, zum Theil geradezu nach römischen Vorbildern umwandelten — doch scheidet er hiebei in der deutschen Welt aus, *erstens* den scandinavischen Norden, der erst später und mittelbar durch die südlicheren deutschen Stämme von diesen römischen Einflüssen erreicht ward: „was der Norden von den Resultaten der alten Welt empfangen hat, ist ihm erst durch den christlichen Feudalstaat vermittelt worden." Sodann *zweitens* scheidet der Verf., worüber man sich zunächst wundert, ab: die *Langobarden* — letztere jedoch nur, weil er es zu schwer findet, aus den vorliegenden Datis einen ähnlich sicheren Beweis für seine Ansicht zu ziehen, wie hinsichtlich der gotischen und fränkischen oder angelsächsischen Stämme. Ref. möchte wünschen, der Verf. hätte die Angelsachsen mit den Langobarden in gleiche Kategorie gebracht, denn abgesehen davon, dafs das Buch über die Verhältnisse des Königthumes bei den Angelsachsen viel Vortreffliches im Einzelnen leistet, ist doch sichtbar bei diesem Volke der römische Einflufs noch dünner als bei den Langobarden. Dagegen die gotischen Verhältnisse, für welche von Glöden schon so Tüchtiges vorgearbeitet hatte, und die fränkischen vor allen (zugleich die für die Geschichte und Bildung unseres Volkes wichtigsten) sind durch das vorliegende Werk in eine neue, und wie Ref. glaubt durchaus klare, reine Bahn gebracht worden.

Die Betrachtung der gotischen Verhältnisse beginnt in diesem dritten Abschnitte mit dem Zusammenstürzen der Gotenreiche im Osten Europas durch den Einbruch der Hunen, in Folge dessen eine grofse Anzahl gotischer Stämme *Föderaten* des römischen Reiches wurden. „Sie traten der Form nach genau in die bekannten Verhältnisse barbarischer Heeresabtheilungen, wie diese seit dem Bündnisse Roms mit Batavern und Mattiaken ausgebildet worden waren: sie waren cum militia Romana in unum corpus redacti." — „Die Föderaten dieser Zeit behielten ihr Privatrecht" — nämlich: unter sich; „das römische Recht trat (auch in privatrechtlichen Beziehungen) ein, sobald einer der paciscirenden Theile Römer war." Da diese Föderaten überdies in Folge der Verwirrung, die im Geleite der hunischen Siege über die gotischen Völkerschaften hereingebrochen war, allmälig „eine bunt zusammengerottete Masse verschiedener Völkertheile" bildeten, war für die Gestaltung staatsrechtlicher Verhältnisse nicht einmal mehr die ursprüngliche patriarchalische Grundlage vorhanden. Die Goten waren, wenn sie neue Reiche anstrebten, nun wohl zu Entwickelungen auf römischer Grundlage gezwungen; höchstens *soweit* waren noch Trümmer des alten fürstlichen Wesens übrig, um einzelne Männer vor der Masse des Volkes mehr hervorzuheben; suchen diese Einzelnen aber gröfsere Macht, „so ist der einzige gesetzliche Weg dazu die Ernennung durch das (römische) Reichsoberhaupt." „Sie erfüllen den Senat mit der Toga geschmückt, obgleich sie nachher mit Spott den heimischen Pelz hervorsuchen; sie romanisiren sich sogleich und finden sich mit Leichtigkeit, sie, die Ungebildeten, in den Wegen der Uebercultur zurecht. Im Heere dienen sie unter römischen Befehlshabern und trachten den römischen Würden mit Eifer nach; der Kaiser ernennt und versetzt sie, bald deutsche Häuptlinge zu römischen Abtheilungen, bald stellt er umgekehrt Rö-

Digitized by Google

mer an die Spitze der föderirten Schaaren." Da, ohne darum aufzuhören ein römischer Feldherr zu sein, vielfach römische Generale sich gegen den Kaiser wendeten, sich zuweilen an seinen Platz stellten, oder ihm doch in einzelnen Provinzen die Gewalt streitig machten, indem sie selbst als Imperatoren auftraten, oder einen Imperator gegen ihn aufstellten, war auch den deutschen Häuptlingen, welche römische Feldherrn wurden, ein sehr freies Feld eröffnet, sich öffentliche Gewalten anzueignen, ohne dadurch ihr Verhältnifs *im* Reiche geradehin aufzugeben. „Der wichtige Punct bei diesem Hergange ist also nicht, dafs der Feldherr den Kaiser bedrohen kann, sondern dafs (auch dann) sein Heer ein *römisches* bleibt." „Der Grund der formalen Unterthänigkeit unter Rom, in welcher trotz aller Schwankungen der thatsächlichen Politik die Gotenkönige bis auf Eurich beharren, ist also nicht blofs das Streben nach einem Rechtstitel für ihre Eroberungen den Provincialen gegenüber. Es ist das Gefühl der Folgerichtigkeit, welches ihnen dem *eignen* Volke gegenüber ein officielles Aufgeben ihrer ersten Grundlagen mifslich erscheinen läfst." — Diese letzte Bemerkung und alles, was sich unter dem Beigebrachten auf deren Bewährung bezieht, bezeichnet bestimmt den Fortschritt, den die historische Erkenntnifs in diesem Buche macht, in Vergleich mit dem, was Ref. selbst schon früher ausgesprochen hatte, um die vulgären Urtheile über die Stellung der Gotenreiche zum Römerreiche zu charakterisiren.

Wie es aber bei den aus den Föderaten hervorgegangenen West- und Ostgoten war, so im wesentlichen noch bei mehreren anderen verwandten deutschen Stämmen. „Die Römer halten sich, indem sie eine Kriegerschaar, sei es eine Hundert- oder Gefolgschaft, aufnehmen, bei ihrem Contracte, wie es unter solchen Umständen niemals anders sein kann, *an den Anführer*, und machen an diesen Anforderungen oder setzen Rechte bei ihm voraus, wie sie ein römischer Feldherr besitzt." Dies ist dann der Ausgangspunct einer neuen Herrschaftsstellung der Anführer, und zu deren Begründung tragen die Trümmer der alten Beziehungen nur in so fern bei, als sich nach ihnen die vorausgehende Geltung der Personen mifst; als sie also mit schuld sind, dafs gerade *dieser* Mann, *diese* Familie in höherem Ansehen steht, und daher als *Anführer* den Contract mit den Römern schliefsen kann. So treten Vandalen und Burgunden zu Rom in Verhältnifs — ihre Anführer, die Barbarenkönige, schliefsen Dienstvertrag mit dem Imperator, und dadurch erhalten sie selbst ihren Dienstgefolgen und Stämmen gegenüber wieder eine festere, mächtigere, bedeutendere Stellung als sie vor dem Vertrage mit den Römern irgendwie haben konnten. Am klarsten werden nun diese Behauptungen an der Geschichte des Ostgotenreiches in Italien entwickelt. Der Imperator Zeno trägt im Jahr 489 dem gotischen Häuptling Dietrich auf „ein Heer für den italischen Krieg zu bilden; da strömten Goten, Breonen, Rugen, Gepiden, Römer zusammen; unter den Goten natürlich nicht blofs Unterthanen der Amaler: hier war es durchaus ein *römischer* Feldherr, der eine Menge einzelner Deutschen (mit Römern) zu einem *römischen* Heere vereinigte. Die Herrschaft des *römischen Rechts* in dem so entstandenen Reiche ist höchst begreiflich. In den Grundsätzen entspricht der Hergang genau dem Verlaufe der westgotischen Anfänge; auf beiden Seiten ist ein römisches Heer, dessen Anführer als *solcher* seine Untergebenen beherrscht und gegen den Imperator eine selbstständigere Stellung gewinnt. Der Unterschied zwischen beiden ist nur ein factischer und betrifft unmittelbar nur das Kaiserthum: Alarich kömmt als *Aufrührer*, Dietrich als *Beamteter* empor, so erhält das Reich des letzteren *vollständig römischen* Charakter, während in dem des ersteren das öffentliche Recht sich römisch gestaltet, das Privatrecht der Föderaten aber wie bisher das germanische bleibt."

Weshalb der Verf. Gregors Nachricht von der Verwandtschaft aller Frankenkönige soweit verdünnen will, dafs sie nur noch ein sinnlicher Ausdruck sein sollte für die Thatsache, „dafs damals die Chatten, Sigambrer, Amsivarier ihre Gedanken über diese kleinen Verbände hinaus erstreckt, und den Sachsen, Frisen, Alemannen gegenüber sich als eine nationale Einheit zu fühlen gelernt hatten" — ist nicht wohl abzusehen. Da sich der Ausdruck *parentes* im späteren Latein auf alle Verwandte, Cognaten sowohl als Agnaten, bezieht, braucht man ja nicht sofort an einen einigen Mannsstamm der Frankenkönige, sondern kann an Verwandtschaft durch Verschwägerung denken.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 49.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1844.

Entstehung des deutschen Königthums von Heinr. von Sybel.

(Schlufs.)

Wie viel Werth die ältere deutsche Welt auf Heirath der Fräulein in *kein minderes* Geschlecht, namentlich der Königstochter in ein *nicht königliches* Geschlecht, legte, ist bekannt, und von den Schwestersöhnen gilt wenigstens bei Tacitus: „sororum filiis idem apud avunculum, qui ad patrem honor." Sonst ist allerdings richtig, was der Verf. hinsichtlich der alten Stammbäume der Frankenkönige sagt: „es ist klar, das einzige sichere Ergebnifs dieser Varianten ist die völlige Dunkelheit, welche schon im sechsten Jahrhundert über allen Verhältnissen vor Childerich I. lag. Die Namen einiger Könige, des Chlojo, Chlodobod, Merowech waren alles, was sich aus der Vergessenheit gerettet hatte, ohne irgend eine Notiz über den Umfang und Zusammenhang ihrer Herrschaft. Man verband sie, wie einen jeden der Wunsch, das mächtige Königshaus in seinen Ahnen zu verherrlichen, es eben lehrte. Unsererseits müssen wir mit Childerich beginnen und für alles Frühere uns mit den Rückschlüssen begnügen, die wir aus dessen Geschichte zu bilden vermögen."

Childerich ist Herr in Dorneck (Tournay). Dafs er Kammerich nicht besessen, ist aus dem Verfolg der Geschichte klar; was er sonst in den Niederlanden gehabt, ist nicht näher nachzuweisen. Auch aus Dorneck aber wird Childerich eine zeitlang vertrieben, und der zeither von ihm geleitete Theil des salischen Gebietes unterwarf sich unmittelbar dem römischen Heermeister Aegidius, der später nichts dagegen that als Childerich wieder von den Seinen als König angenommen ward und an ihm einen guten Verbündeten gegen die Westgoten hatte. Als Anführer eines römischen Hilfszuges kam Childerich weiter in die Höhe. Auch nach des Aegidius Tode hielt Childerich an dem römischen Hilfs- und Dienstvertrag; eroberte in dieser Stellung Ingan (Angers) gegen die Goten und Inseln an der gallischen Küste gegen die Sachsen, die sie occupirt hatten. Wahrscheinlich nistete er sich auch schon in Paris ein. Kurz! bald war seine Hauptmacht nicht die, welche er als kleiner Frankenkönig in Dorneck und anderen belgischen Gegenden besafs; sondern die welche er als *römischer* Anführer fränkischer Hilfs- und Miethshaufen auf römischem Gebiete selber hatte, denn auch gegen die Gebiete der Burgunden bei Lingen (Langres) hin scheint er sich ausgedehnt zu haben. „Eine eigentliche Territorialherrschaft in den genannten Gegenden soll allerdings hiemit nicht behauptet werden." Der Verf. vermuthet zwischen Childerich und Aegidius, und dann nach des letzteren Tode, zwischen Childerich und Paulus und Syagrius ein ähnliches Verhältnifs wie zwischen dem Alanenkönige Sangiban und Aetius, als Sangiban Valenz und später Gegenden nördlich der Loire von dem römischen Heermeister angewiesen erhalten hatte. „Wenn wir also Childerich in Angers, in Paris mächtig finden, so bezeichnet dies nur eine militärische Station unter römischer Hoheit; das Verhältnifs ist im Grunde ganz dasselbe, wie bei Westgoten und Burgunden, und nur dadurch verliert es seine Erkennbarkeit, dafs bei dem lockeren Zusammenhange dieser Gegenden mit dem Reiche der Zustand sich nicht in eben so feste Ordnung bringen läfst." Dies ist nun der eigentliche Anfang und Ausgangspunct der fränkischen Herrschaft in Gallien: „Childerich, der wie Alarich in der Heimath nichts gewesen wäre als der Aelteste eines unbedeutenden Stammes, zieht als römischer Heeresfürst in den Landen zwischen Seine und Loire umher, ohne dafs Jemand ihm in den Weg zu treten wagte; aus der Beute des einen Sieges gewinnt er die Kräfte zu weiteren Fortschritten; der römische

Digitized by Google

Dienst, der ihm keine wahre Unterthänigkeit mehr auferlegt, gibt ihm die Formen, durch welche er überall herzuströmende Genossen im Gehorsam erhält." Das, was Chlodowech (Hludwig) hernach diese Verhältnisse erweiternd hinzufügt, ist nun nur, dafs er Syagrius aus seiner Stellung verdrängt, selbst in diese Stelle eintritt und dadurch so unabhängig wird, als dieser war. „Indem er den Syagrius vernichtete, änderte er ganz sicher nichts an der Verfassung dieser Provinzen, als die Person dessen, der hier als Stellvertreter des Imperators galt. Nachdem er darauf zwei deutsche Kriege durchgefochten, wandte er sich zur endlichen Feststellung seines Verhältnisses zu den selbstständigen Possessoren" — den Armoricanern. Inzwischen wird er Christ, und die Armoricaner schliefsen sich ihm endlich an. „Was noch von römischen Besatzungen im Lande war, trat massenweis in fränkischen Dienst. — Damit war die Territorialität des fränkischen Königthumes ausgesprochen und vollendet. Vergleichen wir den Hergang mit der Entwickelung der gotischen und burgundischen Reiche, so zeigt sich vor allem der Unterschied, dafs eine Bezwingung der Provinzialen, wie sie Chlodowech ausführen mufste, dort an keiner Stelle nothwendig war. Doch wäre es irrig, daraus auf einen Gegensatz der Principien zu schliefsen. Gerade umgekehrt zeigt sich der Ursprung aller dieser Herrschaften so entschieden von der Verbindung mit Rom abhängig, dafs die Bewältigung der Provinzen den Franken am schwersten wird, *weil* hier die Provinzen schon früher sich von Rom losgesagt haben. In diesem Zusammenhange hat es allerdings einen prägnanten Sinn, dafs Chlodowech nach seinem burgundischen und gotischen Kriege im Jahr 508 sich den Titel eines Proconsul von Constantinopel aus übertragen läfst: es ist nach seinem bisherigen Verhalten eine Mafsregel, die wir mit Athaulfs römischem Bündnisse nach der Empörung Alarichs vergleichen können. Ihre Bedeutung betrifft eben so sehr das germanische Heer wie die römischen Unterthanen; *sie stempelt die königliche Würde im Ganzen als ein Erzeugnifs römischer oder romanischer Gesinnung.*"

Hinsichtlich der Angelsachsen gründet sich die Darlegung zunächst darauf, dafs unleugbar Unternehmungen deutscher Recken nach Grofsbritannien schon lange Zeit vor Hengist statt fanden. Von der einen Seite werden nun diese Unternehmungen dargestellt als Raub- und Eroberungszüge, nämlich von der sächsischen Seite; von der anderen Seite, der britischen, ist dagegen von den früheren Unternehmungen nicht als von etwas Bedeutendem die Rede, und Hengist und Horsa erscheinen als Föderaten des Vortigern, der hier an der Spitze der romanisirten Britten auftritt. „Der Unterschied zwischen dieser und der sächsischen Ansicht leuchtet auf den ersten Blick ein. Bei der sächsischen ist nicht abzusehen, wie der bisherige Zustand demokratischer Volksgemeinden und freier Comitate hätte verändert werden sollen; die britische legt den Ton durchaus auf den Vertrag zwischen dem Bretwalden und dem deutschen Aedheling, macht also diesen zum Träger aller neuen Einrichtungen, und stellt damit einen Punct fest, von dem aus monarchische und römisch-celtische Rechte in die deutschen Gemeinden Eingang finden können."

Es würde hier zu weitläuftig sein auszuführen, dafs doch der Ausdruck demokratische Gemeinde nicht ganz gut auf den älteren Zustand der Sachsen, Angeln und Jüten pafst. Im Beowulf werden uns diese älteren Zustände in einem lebendigen Bilde vorgeführt; wäre in ihnen die Gemeinde irgend ein so wichtiges Moment gewesen, wie unser Verf. glaubt, sie müfste doch auch irgendwo sich zeigen. Allein das Leben erscheint hier als wesentlich bedingt durch die Haltung und die Berechtigung aristokratischer Landeshäuptlinge. Von deren Stellung war ein kleiner Schritt zu der Ausbildung königlicher Gewalt im nachherigen angelsächsischen Sinne, und dafs dieser Schritt auch ohne das Dazwischengreifen eines römischen Fódus möglich gewesen, beweisen doch wohl die späteren Gründungen sächsischer Fürstenthümer in England, bei denen von keinem Fódus mehr die Rede sein konnte. Das blofse jahrzehntelange Verhalten einer Coloniebevölkerung im Kriegszustande gegen die frühere theils unterworfene, theils zurückgedrängte Einwohnerschaft bringt die Ausbildung monarchischerer Gewalten mit sich. *Einigen* Einflufs römischer und keltischer Muster auf die Bildung des angelsächsischen Königthumes können wir immerhin zugeben — in *dem* Umfange, wie er hier mehr vorausgesetzt und gemuthmafst als dargelegt wird, scheint er uns aber unstatthaft, weshalb wir schon oben den Wunsch äufserten, der Verf. möchte die Angelsachsen mehr in dieselbe Stellung gebracht haben, die er den Langobarden zu-

Digitized by Google

theilt. Die Haupteinwirkung römischer Muster auf die angelsächsischen Verhältnisse wird wohl gekommen sein durch die zahlreichen deutschen Colonisten, die seit des Carausius Zeit von den Römern selbst auf der Insel angesiedelt und nun schon gewissermafsen in einen Theil römischer Lebensformen eingewohnt waren.

Was so der Verf. in den ersten drei Paragraphen dieses dritten Abschnittes in der Darlegung der äufseren Ereignisse bewährt hat, sucht er in den folgenden auch in der Gestaltung der inneren Verhältnisse zu verfolgen — und er behandelt diese Aufgabe mit gleichem Scharfsinn, mit gleich umfassender Gelehrsamkeit. Hier wird es uns jedoch schwerer blofs auszüglich zu folgen, und wir schliefsen diese Anzeige mit dem Wunsche, das aus dem Buche und über dasselbe Mitgetheilte möge recht Viele antreiben zu näherem Studium desselben und seines reichen Inhaltes.

H. Leo.

XXVIII.

Eburacum or York under the Romans. By C. Wellbeloved. York: sold by R. Sunter and H. Sotheran; and by Logman, Brown, Green and Longmans, London. 1842. *X. u.* 168. *gr.* 8.

Unter den Stätten Englands, wo die Spuren der Römischen Herrschaft sich am häufigsten und deutlichsten erhalten haben, nimmt das alte Eboracum, das jetzige York, ohne Zweifel einen der ersten Plätze ein: entweder hatte dort die neuere Zeit mit ihren Veränderungen über und unter der Erde ihr Recht nicht so sehr geltend gemacht, wie an anderen Orten oder das alte Eboracum selber war zu bedeutend, um ganz ausgelöscht werden zu können. Was in früheren Zeiten an Römischen Alterthümern erhalten war oder gelegentlich entdeckt wurde, ist theils von dem gelehrten Cambden in seinem bekannten Werke Britannia Romana (zuerst erschienen 1607) beschrieben worden: und er sah zu seiner Zeit noch Manches, was jetzt entweder nicht mehr sichtbar oder in Privatsammlungen übergegangen und so für den allgemeinen Nutzen verloren ist: theils hat auch York seinen eigenen Geschichtsschreiber gehabt, Drake, der mit besonderem Fleifs Alles aus der Römerzeit Vorhandene sammelte. Indessen fehlte es diesen, sonst gelehrten, Antiquaren an der nöthigen Unbefangenheit im Urtheil. Was soll man dazu sagen, wenn Camden wirklich vollständig glaubt, was die Sage erzählt, in der Kirche der heiligen Helena in York sei das Grabmahl des Kaiser's Constantius, der dort starb, entdeckt worden und die Todtenlampe, die bei seiner Beerdigung angezündet worden sei, habe sich noch brennend vorgefunden? Oder wenn er der mittelalterlichen Sage von der Geburt Constantin's des Grofsen vollständigen Glauben beimifst, die im Widerstreit mit aller Chronologie und allen sonstigen Nachrichten steht? Nach ihr soll Constantin in York geboren sein; diese Annahme war freilich im Mittelalter so allgemein, dafs noch auf den Concilien von Constanz und Basel im 15ten Jahrhundert die Gesandten England's aus dem Grunde den Vorrang vor denen von Frankreich und Castilien in Anspruch nahmen, weil „es eine allbekannte Thatsache sei, dafs das Königliche Haus von England Helena und ihren Sohn Constantin den Grofsen, den ersten Kaiser, der Kirchen zu bauen erlaubt hätte, hervorgebracht habe; denn beide seien in der Königlichen Stadt York geboren." Auf andere Weise, aber nicht minder stark versah sich der Geschichtsschreiber York's, der den gröfstmöglichen Ruhm und die höchste Blüthe in den Römerzeiten der Stadt, deren Gedächtnifs er feierte, aneignen wollte. Er nimmt unter andern an, York, das in alten Zeiten, da noch nicht andere Städte, besser durch ihre Lage dazu geeignet, mit ihm rivalisiren konnten, allerdings einen nicht unbedeutenden Handel trieb und auch wohl, weil die Ouse, an der es liegt, schiffbar ist, mit der See in Verbindung stand, habe vollständige Docks, „gefüllt mit allerlei Schiffen, Galeeren und Booten für Nutzen und Vergnügen" gehabt, und der ganze Morast, der heut zu Tage Foss-islands heifst, habe in den Römerzeiten diese Docks gebildet — eine Annahme, die aller Wahrscheinlichkeit entbehrt.

So war also wohl Grund vorhanden, auch ohne weitere äufsere Veranlassung, die Geschichte der Stadt, die unter den Römern in politischer und militärischer Hinsicht die erste Stelle in Nordbritannien eingenommen hatte, von Neuem zu untersuchen und daran, was von Alterthümern vorhanden war, anzuknüpfen. Es fand sich aber auch eine solche äufsere Veranlassung in der nicht unbedeutenden Vermehrung, welche die Sammlungen der Röm. Alterthümer durch

Digitized by Google

die Entdeckungen erfuhren, die in Folge der vielfachen Eisenbahnbauten und anderer Einrichtungen theils in der Stadt theils in ihrer Umgegend gemacht wurden. Es entstand der Wunsch, diese alle an einem Orte zu vereinen und ihr Uebergehen in Privathände oder alsbaldige Zerstörung zu verhüten. Die Yorkshire Philosophical Society nahm sich der Sache an: sie erlangte von der Stadt die vorhandenen Alterthümer zum Geschenk, und neben dem hauptsächlichsten Denkmal der Römerzeit, dem Thurme und der Mauer, die einst die Befestigungen des Römischen Eboracum bildeten, steht ihr Museum, das ein passendes Local für die schon früher vorhandenen und neu aufgefundenen Alterthümer enthält. Mr. Wellbeloved, dem das Geschäft, diese zu ordnen, geworden war, wollte auch zu ihrer Bekanntwerdung beitragen: er hielt nach Englischer Sitte über sie in eben jenem Museum Vorträge und diese Vorträge bilden die Grundlage des vorliegenden Werkes. Die Form ist zwar verändert, der ganze Plan und die Einrichtung aber wurden durch den Zweck, für den es ursprünglich bestimmt war, bedingt. Auch merkt man wohl hier und da an der Färbung der Rede, dafs sie ursprünglich zum mündlichen Vortrage bestimmt war.

Mr. W. konnte nicht ein Publicum voraussetzen, das mit der Geschichte der Römischen Herrschaft in Britannien und mit den Römischen Antiquitäten so bekannt war, dafs es in einer blofs gelehrten Erläuterung hätte Vergnügen und Nutzen finden können. Er beginnt daher mit einer Einleitung, welche über den Fortschritt der Römischen Waffen und dann über die Legionen, Lagerplätze und Stationen der Römer handelt. Der erste Theil über die Eroberung des Landes ist mit Benutzung der neusten Untersuchungen von Englischen Antiquaren und unbefangenem Urtheil geschrieben. Mr. W. hält sich frei von den vielen Sagen, an die einheimische Schriftsteller so gerne glauben mögen. Neue Untersuchungen in Betreff von Localitäten hat er nicht, aber er verknüpft die vorhandenen mit grofsem Geschick zu einem anschaulichen Bilde.

Zu den schwierigen Puncten der Geschichte Britanniens unter den Römern gehört sein Verhältnifs zu Augustus. Caesar hatte das Land, wie Tacit. Agricol. c. 13. sich ausdrückt, den Nachkommen mehr gezeigt als erobert übergeben, was freilich nicht die Schuld des Feldherrn und seiner Unternehmung, die Hr. W. mit Unrecht als schlecht angelegt und schlecht ausgeführt betrachtet, war. Wie verhielt sich nun Augustus? Hr. W. spricht sehr kurz darüber: er zeiht indessen Horaz Od. 3, 5 der Schmeichelei, wenn er sage: *praesens Divus habebitur Augustus adjectis Britannis imperio.* Wir halten dies nicht dafür, sondern für die getreue Erzählung dessen, was wirklich geschehen war. Dafs Augustus zu verschiedenen Zeiten ernstliche Absichten hatte, Britannien zu erobern, wissen wir aus Dio Cass. 49, 38; 53, 23 u. 25 und Horaz. Od. 1, 21, 13 u. 1, 35, 29; schon der Wunsch, zu vollenden, was sein Vater begonnen, mufste ihn dazu treiben, wie er denn ja auch dessen Pläne in Germanien weiter verfolgt hat. Indessen die Kostspieligkeit und die möglicher Weise lange Dauer einer solchen Unternehmung bewog ihn, die Unterhandlungen, welche die Gesandten der britischen Könige in Gallien begannen, anzunehmen. Das Resultat derselben erfahren wir aus Strabo IV, 5, 3 οἰκείαν σχεδόν τι παρεσκευάσαν τοῖς Ῥωμαίοις ὅλην τὴν νῆσον, womit ganz das von Schneidewin in einer Abhandlung „Caesar Augustus und Britannien" (in den Verhandlungen des Philologenvereins vom Jahre 1843 p. 40 sq.) an das Licht gezogene Fragment aus Livius stimmt: *Caesar Augustus populo Romano nuntiat regressus a Britannia insula, totum orbem terrarum tam bello quam amicitiis Romano imperio subditum.* Die britischen Könige entschlossen sich zu einer förmlichen Anerkennung der Oberhoheit Rom's: ihre Gesandten kamen nach Rom und schwuren dort Treue und Frieden mit dem Reich; denn ganz richtig, glaube ich, bezieht Schneidewin Sueton's Worte Octav. 21 Quorundam barbarorum principes in aede Martis Ultoris jurare coëgit, mansuros se in fide ac pace, quam peterent, auch auf die Gesandten Britanniens. Wahrscheinlich entschlossen sie sich auch, den von Caesar ihnen auferlegten Tribut zu zahlen. Daher dann Augustus in der Folge etliche britische Fürsten an seinem Hofe hatte und gelegentlich ihre Thronstreitigkeiten schlichtete.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 50.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1844.

Eburacum or York under the Romans. By C. Wellbeloved.

(Schlufs.)

Der wichtigste und zweifelhafteste Punct indessen in Britanniens ältester Geschichte ist die Entstehung der Befestigungswerke, die von den Römern im Norden der Provinz zum Schutze gegen die Barbaren aufgeführt wurden. Hr. Wellbeloved spricht darüber weitläuftig nach den neusten Untersuchungen, die an Ort und Stelle von Hodgson, dem Geschichtsschreiber von Northumberland, vorgenommen wurden. Camden's Meinung, die nachher trotz einzelner Abweichungen die gewöhnliche geblieben ist, ging dahin, der südlichere Theil dieser Befestigungswerke, bestehend aus 3 ziemlich parallel laufenden Erdwällen und einem Graben, rühre von Hadrian, der nördliche, bestehend aus einer 8 F. dicken und 12 F. hohen Mauer mit Thürmen und Brustwehren, einem davorliegenden 25 F. breiten und 20 F. tiefen Graben und endlich zwei Militairstrafsen, die neben der Mauer hinlaufen, rühre von Septimius Severus her. Die Entfernung der beiden Befestigungslinien von einander ist sehr verschieden: sie beträgt an einer Stelle 1360 Fufs, an einer andern nur 35 F., ja zuweilen berühren sie einander. Die Mauer ist überdem bei Wallsend an der Tyne 2 Engl. Meilen, an der entgegengesetzten Seite 3 Meilen länger als der Erdwall. Hodgson erklärt dagegen: er sei allmählig zu der festen Ueberzeugung gekommen, dafs beide Befestigungslinien, sowohl die Mauer als die verschiedenen Erdwälle, von ein und derselben Person und Zeit herrühren. Die Gründe, die er anführt, beruhen zum Theil auf dem Anschauen der Localität, worüber es für den, der nicht lange Zeit an Ort und Stelle weilte, zu entscheiden unmöglich ist. Er sagt, beide Werke verriethen eine auffallende Einheit in Plan und Ausführung, so dafs sie nicht aus verschiedenen Zeiten stammen könnten. Die Mauer läuft auf den höchsten Hügeln und Bergrücken entlang, und bildet die bei weitem stärkere Vertheidigungslinie; der Erdwall ist von leichterem Material und bildet die schwächere Linie. Er vermuthet daher, die Truppen, welche die Gränze vertheidigen sollten, hätten zwischen der Mauer und dem Erdwall gelegen: jene hätte zum Schutz gegen die Barbaren, dieser gegen etwanige Aufstände der Briten selber, vielleicht auch nur dazu gedient, um die Truppen von den Eingebornen abzusondern und zu isoliren. Ein entscheidender Beweis aber für die Einheit der Werke ist es, dafs in der Mauer und den damit verbundenen Lagerplätzen Inschriften gefunden werden, die theils Hadrians theils anderer Personen, die unter ihm lebten, Namen tragen. Die Inschriften selber werden nicht angeführt, auch sind sie Ref. sonst nicht zugänglich: er sieht sich daher aufser Stande darüber zu urtheilen.

Mr. W. tritt der Ansicht von Hodgson entschieden bei, auch aus dem Grunde, weil Severus, der gleich nach seiner Rückkehr von Caledonien starb, keine Zeit gehabt habe, ein so bedeutendes Werk zu vollenden. Die einzige Schwierigkeit liegt nur in dem Zeugnifs von Spartian, Eutrop, Orosius, Cassiodor, die dem Severus eine Befestigungslinie von dem einen Meere bis zum andern zuschreiben. Mr. W. stellt ihnen das Stillschweigen von Dio und Herodian entgegen, die bei der verhältnifsmäfsigen Ausführlichkeit, mit der sie von Severus' Krieg in Caledonien reden, schwerlich ein so bedeutendes Werk übergehen konnten: Spartian, Eutrop und die übrigen hätten überdem zu lange nach Severus gelebt, um von seinen Thaten genaue Kunde geben zu können. Er verwirft also ihr

Digitized by Google

Zeugnifs ganz und gar. Wir stimmen dem nicht bei. Spartian hatte bei seinem Berichte seine Quellen, wahrscheinlich einen den Zeiten von Severus nahe lebenden Autor. Eutrop, Orosius, Cassiodorus haben, wie ihr Ausdruck bezeugt, mit ihm aus demselben Autor geschöpft und eben dies kann wieder als Beweis dienen, dafs die Nachricht nicht ganz verwerflich ist, sondern nur von den unwissenden Compilatoren falsch aufgefafst und dargestellt wurde, wie es denn ja offenbar lächerlich ist, wenn es bei Spartian heifst: *Britanniam (quod maximum ejus imperii decus est) muro per transversam insulam ducto utrimque ad finem Oceani munivit, unde etiam Britannici nomen accepit*, als ob nur durch Anlage von Befestigungsarbeiten jener Ehrentitel erworben werden konnte. Es ist nur *eine* Steinmauer vorhanden und auch die Spuren keiner andern gefunden: Spartian spricht aber sowohl bei Hadrian als bei Severus von einem murus, nicht agger. Leicht also ist die Vermuthung, dafs Severus nur das alte verfallene Werk Hadrian's ausbesserte, eine Notiz, die Dio und Herodian als unbedeutend übergingen; die Spartian, der von der Grofsartigkeit der Werke gehört hatte, mit besonderem Preise begleitete. Die Gröfse und Dauerhaftigkeit der Mauer selber spricht eher für Hadrian's als für Severus' Zeiten: der letztere hatte überdem die Idee, die ganze Insel, auch Schottland, zu unterwerfen und sicherlich erreichte er seinen Zweck in der Gegend bis zu dem weit nördlicheren Wall von Antoninus Pius. Diesen also, nicht die südlichere Mauer, mufste er seinem ganzen Plane nach vergröfsern und mit einer Mauer versehen, wenn er überhaupt ein so grofses Werk unternehmen wollte.

In dem zweiten Abschnitt der Einleitung handelt Mr. W. zuerst über die Legionen und das Kriegswesen der Römer überhaupt, ohne dem Gelehrten Neues darbieten zu wollen. Er kommt dann zu den Legionen, die in Britannien standen. Es sind dies vier, die II Augusta, die VI Victrix, die IX Hispanica, die XX Valeria (denn dafs dies und nicht Valens ihr Beiname gewesen, zeigt Borghesi sulle iscrizioni Romane del Reno etc. Roma 1839 p. 43). Interessant ist der Widerspruch, in den Dio 55, 23 in der bekannten Aufzählung der Legionen seiner Zeit, mit den Inschriften, die sich in Britannien gefunden, kommt. Jener sagt, die Legio VI Victr. habe ihr Standquartier im unteren Britannien: aus diesem erhellt, dafs sie seit Antoninus Pius in York stand. War also dem Dio York im südlichen Britannien? Nannte er vielleicht das nördliche nur das jenseits des Hadrians-Walles gelegene? Andere Legionen waren nur vorübergehend in Britannien z. B. mit Claudius; nur auf den Münzen von Carausius finden sich noch die Namen anderer, doch scheint es mit ihnen eine ganz besondere Bewandtnifs zu haben.

Nach einigen einleitenden Bemerkungen über die alten Städte Britanniens im Allgemeinen und die Gründung von York insbesondere, die er in Agricola's zweiten Feldzug (79 n. Chr.) setzt, kommt Hr. W. zu der Lage und dem Umfang des alten Eboracum: er geht dabei von dem Polybischen Lager aus. Er sagt, offenbar sei York anfangs eine Militairstation, ein fester Punct gewesen, um den Waffen der Römer einen sichern Anhaltpunct im Norden der Insel zu gewähren. Nachher, nimmt er nun an, habe man dies Lager mehr und mehr befestigt, es seien allmählig ordentliche Mauern und Thürme entstanden, aber die Gestalt des Ganzen sei nicht verändert worden. Das Hauptdenkmal der Römischen Zeit in York ist nun ein Thurm, der ein regelmäfsiges Vieleck bildet, nach innen offen, die Mauer unten 6 Fufs 8 Zoll dick, und, so weit er uns erhalten, etwa 18 Fufs hoch. Im Innern hat dieser Thurm einen Durchmesser von etwa 33½ Fufs und er war durch eine Mauer von beinahe 3 Fufs Dicke in zwei Abtheilungen getrennt. Der Höhe nach bildete er mehrere Stockwerke, die beiden untern etwa von 5 Fufs Höhe: die Kammern des zweiten Stockwerks hatten Oeffnungen, zum Erspähen des Feindes eingerichtet. Der Thurm bildete die Ecke der Mauer: auf der südlichen Seite längs der Ouse ist noch jetzt ein Stück der antiken Mauer erhalten. Die neuere Zeit führte zu weitern Entdeckungen in Betreff der Richtung der Mauer. Man fand im Norden von jenem Thurme etwa 600 Fufs entfernt die Spuren eines antiken Thores und zwischen diesem und dem Thurme die Ueberreste anderer alten Befestigungswerke, ebenfalls in Thürmen bestehend, nur kleiner als jener, mit Brustwehren und zum Theil mit einer Art von Schiefsscharten, die verschlossen werden konnten. Auch auf der entgegengesetzten Seite fand man ähnliche, obwohl weniger deutliche Ueberreste. Darnach

Digitized by Google

berechnet nun Hr. Wellbeloved den Umfang des alten Eboracum. Die früheren Antiquare hatten ihn etwa dem des heutigen York gleich angenommen und namentlich auch behauptet, Eboracum habe sich über die Ouse auf deren rechtem Ufer ausgebreitet. Die Gründe, worauf sich diese letztere Behauptung stützte, scheint Hr. Wellbeloved richtig widerlegt zu haben, und ich denke auch, die ganze Richtung der Mauer zeigt, dafs sie sich längs des Flusses erstreckte, nicht über denselben hinwegging. Aber darin können wir Hrn. Wellbeloved nicht beistimmen, wenn er nun als den Umfang von Eboracum ein Viereck annimmt, dessen eine Seite etwa 650, die andere etwa 550 yards betragen habe. Das ist viel zu wenig für eine Stadt, die, wie er selber glaubt, die erste in Nordbritannien war, die nicht unbeträchtlichen Handel trieb und viel Soldaten in sich beherbergen sollte. Auch die ganze Voraussetzung, worauf diese Berechnung beruht, können wir nicht billigen. Die Form einer neuen Stadt mufste sich ganz nach der jedesmaligen Localität richten. Noch viel weniger aber folgte man so genau der alten Form des Lagers, dafs man, wie Hr. Wellbeloved annimmt, an jeder Seite der Mauer nur ein Thor gemacht hätte, so dafs man, wenn man von einem Stadtwall ein Thor gefunden hätte, daraus alles Uebrige finden könnte. Solche Annahmen sind trügerisch: der Wunsch mehr zu ergründen als möglich ist, verleitet sehr leicht dazu.

Ebenso wenig können wir daher billigen, was über die öffentlichen Gebäude in dem Römischen Eboracum gesagt wird, zuerst über das Kaiserliche Palais. Wir zweifeln, ob es überhaupt ein solches gegeben: Hadrian und Severus und auch Constantius werden es sich wohl auch in einem Privathause haben gefallen lassen: es hat sicherlich nicht in allen Städten, wo die Kaiser sich aufhielten, auch besondere Paläste für sie gegeben. Nach Hrn. W. lag es an der Stelle des Praetorium, dieses vor der porta decumana und diese wieder am Flusse, und darnach allein wird sein Platz bestimmt! denn von Ueberbleibseln ist auch nicht eine Spur. Mehr findet sich von den Vorstädten, die sich besonders in Südwesten jenseits des Flusses ausgebreitet zu haben scheinen; und es ist merkwürdig, was Mr. W. anführt, dafs bei vielen Römischen Städten in England sich deutliche Zeichen von Vorstädten ausserhalb des Umkreises der Mauern finden, ein Zeichen von dem friedlichen Zustande, der eine Zeit lang wenigstens in Britannien herrschte.

Nach diesen Bemerkungen kommt Hr. W. zu den erhaltenen Antiquitäten selber: er spricht über die Wohnhäuser, Mosaiken und Bäder p. 66 — 73, über Tempel, Altäre und Votivtafeln bis p. 94, von Grabdenkmälern bis p. 116, von irdenen Gefäfsen und Ziegeln bis p. 129, von kleinern Artikeln zum Nutzen oder Zier bis p. 133, endlich über Münzen bis p. 145. Jedem Abschnitte schickt er Einiges voraus, das den Leser mit den Gewohnheiten der Römer in Bezug auf die entdeckten Gegenstände im Allgemeinen bekannt machen soll. Ref. will die Abschnitte nicht einzeln durchgehen: die beschriebenen Antiquitäten sind für die Geschichte von York wichtig, neue Resultate im Allgemeinen gehen daraus nicht hervor: er will nur einiges, was von gröfserem Interesse ist, hervorheben. Mosaiken haben sich hauptsächlich zwei gefunden, beide aber sind jetzt verloren und nur von einem existirt eine, diesem Werke nicht beigefügte, Zeichnung. Unter den religiösen Gegenständen verdient die meiste Beachtung ein Mithrasdenkmal, sehr roh gearbeitet und in der Darstellung nicht besonders abweichend von den sonst bekannten Denkmalen, aber deswegen sehr merkwürdig, weil es das einzige seiner Art ist, das sich in England findet — wonach die Aeufserung der neusten Schriftsteller über den Mithrasdienst, welche das Vorkommen solcher Denkmale in England läugnen, zu berichtigen ist. Bei dem alten Barcovicus (Housesteads) in Northumberland an der Hadriansmauer ist überdem neuerlichst eine Mithrasgrotte entdeckt worden, welche manche auf den Mithrasdienst bezügliche Gegenstände enthielt; das dabei befindliche Relief, das besser, als das von Eboracum war, wurde leider zertrümmert gefunden.

Unter den Inschriften ist merkwürdig zuerst die p. 88. (Platte X) beschriebene und abgebildete, von der aber durchaus keine genügende Erklärung gegeben wird, und auch Hr. W. weifs nicht, wie er sie lesen soll. Sie steht auf einem Votivaltar in verwitterten und wunderlichen Schriftzügen: besonders ist die erste Zeile verwischt, so dafs ohne eine etwas kräftigere Emendation kein Sinn herauszufinden ist. Wir lesen sie folgendermafsen:

Digitized by Google

MATRABVS. SACRVM.
M. MINV. MVDE.
MIL. LEG. VI. VIC.
GVBER. LEG. VI.
V. S. L. L. M.

Die erste Zeile war von den Englischen Antiquaren erklärt worden: Mat(ribus) Af(ricis) Ita(licis) Gal(licis), was entschieden falsch ist; denn ein Soldat wird nicht so vielen verschiedenen Localgottheiten seine Verehrung bezeugen wollen: noch viel weniger ist richtig, was ein anderer Gelehrter vorschlug M(arti) Aet(olico) Af(ro) Ita(lico) Gal(lico). Ich verbessere daher, wie oben angegeben, und vergleiche die Helvetische Inschrift bei Orell. n. 2080, wo dieselbe Form und Dedication sich findet. Und in dem alten Britannien zumahl scheint die Verehrung der Localgottheiten, die Matres hiefsen, sehr allgemein gewesen zu sein. Der Name des Soldaten selber *Mude* klingt barbarisch genug, wird aber auch nicht Römischer, wenn man ihn verbessert. Schwierigkeit macht nun noch die vierte Zeile. Indessen der Soldat, der diesen Stein setzte, bezeichnet sich als solchen schon in der dritten Zeile und was sollte er nun noch hinzufügen? War er auch vom gemeinen Soldaten etwa zu einem centurio oder einer andern Charge, die für einen solchen erreichbar war, aufgestiegen, so würde er doch nicht, dafs er miles gewesen, besonders aufführen. Ich erinnere mich nie dergleichen in Inschriften gelesen zu haben. Es ist also *Guber.* auf *Matribus* oder *Matrabus* zu beziehen und ich lese es Gubernatricibus leg. VI. Meine Erklärung ist folgende. Die sechste Legion hatte eine gefährliche Expedition unternommen, wahrscheinlich zur See, denn darauf geht gubernare: sie war glücklich zurückgekehrt und der Soldat setzte für sich den Gottheiten, denen er unterwegs ein Gelübde gethan, diesen Stein. Man vergl. die auf ähnliche Veranlassung entstandene Inschrift bei Orelli n. 1271.

Von den übrigen Inschriften heben wir heraus die schon bei Grut. p. 485, 1 nach Camden und zuletzt bei Orell. n. 190 herausgegebene, welche das einzige Zeugnifs, dafs Eboracum Römische Colonie war, und zugleich die einzige Erwähnung eines VI vir in Britannien enthält. Sie lautet indessen, wie sich nach wiederholter Untersuchung gefunden, so: M. VEREC. DIOGENES. IIMI VIR. COL. || EBOR. IBIDEMQ. MORT. CIVES. BITVRIX || CVBVS. HAEC. SIBI. VIVVS. FECIT, nicht wie Orell. in der zweiten Zeile hat ITEMQ., wodurch sie unverständlich wird.

Von aufgefundenen Münzen hat Hr. W. wenig zu berichten: theils sind überhaupt nicht viele und nicht besonders interessante in York gefunden worden, theils sind sie sogleich in Privathände übergegangen. Er beschreibt nur eine kürzlich aufgefundene Goldmünze von Carinus, die zu den selteneren gehört. Er schliefst sein Buch mit einer Aufzählung der Strafsen, die nach Eboracum führten und es mit den übrigen Römischen Niederlassungen verbanden. Nur der Römische Name von York erregt noch einige Zweifel: Hr. W. schreibt Eburacum, wie es in einigen Handschriften des Itinerarium Antonini steht und was einige frühere Englische Antiquare vorgezogen hatten. Ptolemaeus, der Eboracum schreibt, und die oben citirte Inschrift, die einzige, in welcher der Name vorkommt, sind indefs zu gewichtige Zeugen, als dafs von ihnen abgewichen werden könnte. An und für sich freilich ist beides richtig, wie aus der Vergleichung mit den ähnlichen Namen Gallischer Städte (S. 44) erhellt. Ganz Recht dagegen scheint Hr. W. zu haben, wenn er Eborăcum mit kurzer vorletzter Silbe dem gewöhnlichen Gebrauche der Engländer, die Eborācum sprechen, vorzieht. Zwar bei einem alten Dichter kommt der Name, so viel wir wissen, nicht vor und im Mittelalter wechselt der Gebrauch; aber die Gallischen Namen auf acum, deren es eine grofse Menge giebt, Magontiacum, Camaracum, Gesoriacum, und Völkernahmen z. B. Bellovaci, werden entschieden kurz gesprochen.

Die äufsere Ausstattung des Werkes ist vorzüglich schön: ein Plan des alten York, wie Hr. W. es sich denkt, mit seinen Vorstädten, ein anderer des heutigen York und 17 andere auf das Sauberste ausgeführte lithographische Platten, dienen dem Texte zur Erläuterung, dem ganzen Buche zum Schmucke.

A. W. Zumpt.

Digitized by Google

№ 51.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1844.

XXIX.

Hedendaagsch Kerkregt bij de Hervormden in Nederland door Herm. Joh. Roijaards, Dr. en Hoogleeraar in de Godgeleerdheid, te Utrecht. Twee Deelen. Utrecht, 1834. 1837.; *bij J. Altheer. XII u.* 261, *XII u.* 448 *pp.* 8.

Wenn die neueren Rechtslehrer wohl fast ohne Ausnahme darin übereinstimmen, dafs das deutsche Privatrecht auf gewissen gemeinrechtlichen Principien ruhe, deren Erkenntnifs für die wissenschaftliche Einsicht in jedes deutsche Partikularrecht unumgänglich nöthig ist, und dafs andrer Seits die Erforschung eines einzelnen deutschen Partikularrechts selbst dem tieferen Verständnisse des gemeinen deutschen Rechts wesentlichen Vorschub leiste, so scheint auch für das gegenseitige Verhältnifs des gemeinen und partikularen Kirchenrechts eine gleiche Annahme gerechtfertigt werden zu können. Denn so fest und übereinstimmend auch die Grundlagen des gemeinen Kirchenrechts sein mögen, so treten dieselben doch zum Theil erst vollständig und deutlich in den partikularen Gestaltungen hervor und die Ermittelung derselben wird daher, selbst abgesehen von der Nothwendigkeit für die Anwendung in concreto, schon an sich ein dringendes Bedürfnifs. Wir behaupten dies zunächst vom *römisch-katholischen Kirchenrechte*, wenn schon an Widersprechenden es nicht fehlen wird, zumal an solchen, welche die Mühe der Erforschung des Partikularen scheuen; wir wenden jenen Satz aber auch auf das *evangelisch-katholische Kirchenrecht* an und dürfen wohl wenigstens von protestantischer Seite allgemeiner Zustimmung versichert sein. Es würde eben so auf einem Irrthum beruhen, wenn man daraus, dafs dem Partikularen im römisch-katholischen Kirchenrechte eine Bedeutung beigelegt wird, eine Negirung des Princips der Katholicität folgern wollte, als wenn man auf der andern Seite behauptete, dafs dem evangelischen Kirchenrechte überhaupt eine gemeinsame (katholische) Grundlage fehle und alles evangelische Kirchenrecht nur partikular sei. Eine solche Ansicht kann nur aus einem absichtlichen oder irrthümlichen Verkennen des Begrifs der evangelischen Kirche selbst und des darauf beruhenden Kirchenrechts hervorgehen. Allerdings ist das katholische Moment des Protestantismus vielfach und mehr als gebührlich bisher hintangesetzt und die Partikularität zu sehr in den Vordergrund gestellt worden; es ist aber nunmehr unsere Aufgabe das richtige Verhältnifs des Allgemeinen und Gemeinsamen zum Besondern und Eigenthümlichen im evangelischen Kirchenrechte zu befestigen. Dies wird um so erfolgreicher gelingen, je mehr die Partikularrechte aller protestantischen Länder in ihrer Vollständigkeit uns vorliegen. Für Deutschland ist in der neuesten Zeit viel hoher Anerkennung Würdiges geleistet, nicht minder aber auch manches Treffliche in andern Territorien zu Tage gefördert, wovon bisher in Deutschland noch nicht die nöthige Kenntnifs genommen ist. Dies gilt insbesondere von dem in der Ueberschrift genannten Werke, über welches hier referirt werden soll.

Die evangelische Kirche der Niederlande hat für Deutschland im Allgemeinen und für Preufsen im Besondern eine grofse Bedeutung, welche bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts aus mannigfachen engeren Verbindungen hervorleuchtet, aber auch seitdem, wenn dieser Nexus schon meistens gelöst worden, keineswegs als geschwunden angesehen werden darf. In den Anfängen der kirchlichen Entwickelungen Hollands und der Rheinlande erkennen wir Einen grofsen gemeinschaftlichen Act, aus welchem alle folgenden Organisationen hervorgegangen sind. So abweichend nun auch der gegenwärtige Organismus von dem ursprünglichen in jedem der beiden Länder geworden,

Digitized by Google

so ruht derselbe doch auf der gleichen gemeinschaftlichen Basis, welche ungeachtet der verschiedensten Schicksale und Umwälzungen nicht vernichtet werden konnte. Daher erscheinen die Kirchen beider Länder als Schwestern, welche ihre Verwandtschaft weder verleugnen können und dürfen, noch wollen, welche aber die eine in dieser, die andre in jener Hinsicht einen Vorsprung gewonnen hat und somit wohl geeignet ist, in ihren Vorzügen als Muster zu dienen. Hat namentlich die evangelische Kirche Deutschlands die Niederlande in der Wissenschaft vielfach überflügelt (m. s. *Augusti* Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand der Kirche und Theologie im Königreiche der Niederlande, in seinen Beiträgen zur Geschichte und Statistik der evangelischen Kirche. Heft II. (Leipzig 1837. 8.) und *Ullmann* zur Charakteristik der holländischen Theologie gegenüber der deutschen, in den theologischen Studien und Kritiken 1844 Heft III.), so hat sich die holländische Kirche in der Praxis manchen Vorzug errungen und insbesondre auf dem Gebiete des Kirchenrechts schon einzelne Prärogativen erreicht, nach welchen in Deutschland, namentlich in den Rheinlanden und viel mehr in den übrigen Provinzen der preufsischen Monarchie, noch gestrebt wird. Wir wollen hier des Beispiels wegen nur an einzelne Beziehungen in dem Verhältnisse zum Staate und dessen Behörden, an die Wirksamkeit des Moderamens der Synode während der Zeit, da diese selbst nicht versammelt ist, und dergl. m. erinnern.

Wie in manchen deutschen Territorien Jahrhunderte hindurch für das Kirchenrecht nichts weiter geschah, als dafs man Repertorien und Sammlungen der Gesetze und sonstigen Erlasse der Behörden anlegte, die Forderungen der Wissenschaft aber weder nach Form, noch Inhalt befriedigte, so beschränkte man sich auch in den Niederlanden bis in die neuere Zeit auf ähnliche Zusammenstellungen (s. Roijaards I, 15 folg.). Daneben ist aber stets für die historische Entwickelung der niederländischen Kirche Treffliches geleistet worden, wie aus der literarischen Uebersicht in *Benthems* holländischer Kirch- und Schulen-Staat (Frankfurt und Leipzig 1698. 8.) S. 720 folg., bei *Theodor Fliedner* Collectenreise nach Holland und England. B. II. (Essen 1831. 8.) S. 481 folg., *Augusti* a. a. O. vollständig erhellt. Ganz besonders ist *van der Tuuk* Handboek und *W. Broes* Kerk en Staat neben *Ypey* en *Dermout* Geschiedenis hier auszuzeichnen. In der Hauptsache fehlte es daher nicht an den erforderlichen Materialien zu einer wissenschaftlichen Bearbeitung des Kirchenrechts, welcher sich dann *Roijaards* mit dem besten Erfolge unterzogen. Ihn trieb dazu eben so wohl das Bedürfnifs der Wissenschaft als der Praxis, daher bezeichnet er die Schrift auch als: Een Handboek voor Akademische lessen; alsmede ten gebruike van Predikanten en Leden van Kerkelyke Vergaderingen. — Seine Berechtigung zur Uebernahme der Arbeit führt er darauf zurück, dafs das Kirchenrecht eben so zum Rechtsstudium als zur Kirchengeschichte gehöre, daher auch Theologen dazu berufen seien. Wohl dem Lande, in welchem die Geistlichkeit diesen gemeinsamen Beruf anerkennt und demselben Kraft und Eifer widmet! Der früher in Deutschland gepflogene Streit, ob das Kirchenrecht zur Jurisprudenz oder zur Theologie zu rechnen sei, ist als beseitigt anzusehen, die Forderung aber, dafs Theologen sich diesem Studium mit Liebe ergeben möchten, noch immer ein unerfüllter Wunsch geblieben. Es ist in der That eine auffallende Erscheinung, dafs evangelische Geistliche noch immer nicht einsehen wollen, wie unentbehrlich ihnen die Kenntnifs des Kirchenrechts sei, um sowohl den damit auf's Genaueste vertrauten römisch-Katholischen gegenüber gerüstet zu sein, als auf dem Gebiete der eigenen Kirche sich ihres Rechts bewufst zu werden, und gegen irrige und liberalistische Zumuthungen ihre Grenzen zu wahren. Gerade in unsern Tagen wird dieses Studium mehr als je den Theologen nothwendig, und Hr. Roijaards hat sich daher einen doppelten Dank auch von Deutschland her verdient, dafs er durch sein eigenes Beispiel die Nachläfsigen angeregt, zum Bewufstsein ihrer Pflicht zu gelangen. Der Verf. bemerkt, dafs die Theologen bei der Beschäftigung mit dieser Disciplin sich nicht eine so umfassende Aufgabe, als gemeinhin die Juristen, zu stellen gewohnt sind, indem jene, sowohl römisch-Katholische als Protestanten, sich auf die Erörterung des Rechts ihrer Confession zu beschränken pflegen, während die Juristen das Recht der verschiedenen Confessionen mit einander verbinden: „tegen welke methode door sommigen, ook Regtsgeleerden, de niet ongegronde bedenking gemaakt werd, dat hierdoor de grondige bevefening van het Kerkregt niet bevorderd, maar veeleer belemmerd werd, wijl vaak,

Digitized by Google

of het Protestantsche, of het Roomsch-Katholieke Kerkregt zich niet in gelijkmatige bewerking mogt verhengen etc." Der Verf. erklärt sich somit für die Separationsmethode, der auch Ref. den Vorzug zugesteht, schliefst aber dadurch doch nicht die gemeinsame Behandlung des Rechts der verschiedenen Confessionen aus. Da er selbst sich auf das Recht der reformirten Kirche beschränkt, bleibt noch das der römisch-Katholischen und Lutheraner andern Bearbeitern vorbehalten. An Materialien fehlt es auch dafür nicht (vergl. beim Verf. B. I. S. 11. 12 wegen der römisch-Katholischen, wo aber *Van Espen* auffallender Weise nicht genannt ist, und wegen der nichtreformirten Protestanten B. I. S. 15 f. verb. *Fliedener* a. a. O. B. II. S. 42 f. *Augusti* a. a. O. Achter Beitrag): möchte der Verf. daher bald Nachfolger finden!

Der eigentliche Zweck des Werks ist die Darstellung des geltenden Rechts (Ik bepaalde my alleen by het hedendaagsche Kerkregt, daar dit en geheel onbewerkt lag, en voor praktisch gebruik meest noodig was); indem der Verf. aber wohl einsah, dafs eine gründliche Einsicht ohne Zurückführung der bestehenden Zustände auf die Vergangenheit nicht erlangt werden konnte, schickt er auch überall die geschichtliche Darstellung voraus. Er erklärt diese für besonders nothwendig „in een' tijd, waarin bij sommigen geheele onkunde van den geest van het Hervormde Kerkregt bestaat, des te gevaarlijker, naarmate men door anderen hier en daar beginselen van Kerkregt hoort verkondigen, die luide in strijd zijn met den geest onzer Hervormde Kerk en harer wetgeving" (I. pag. VI. VII. II. pag. II.). Die gegenwärtige Arbeit soll übrigens nur die Vorläuferin einer umfangreicheren historischen Ausführung sein, eines Handbuchs, während uns jetzt ein Lehrbuch dargeboten ist.

Die Schrift beginnt mit einer Einleitung, in welcher die Begriffe Kirche, Kirchen- und kanonisches Recht, insbesondere Niederländisches Kirchenrecht zergliedert, die Quellen des ältern und neuern Rechts und die Uebersicht des Ganzen nachgewiesen werden. Daraus erkennt man sofort den Standpunct des Verfassers, den man als einen wahrhaft evangelischen bezeichnen mufs, sowohl in Beziehung auf die Stellung, welche er als Glied der reformirten Kirche einnimmt, als gegenüber den anderen protestantischen Gemeinschaften und der römischen katholischen Kirche. Die Einleitung giebt daher auch nur zu wenigen Gegenbemerkungen Anlafs, wie insbesondere gegen die Eintheilung von: *het natuurlijke Kerkregt* (jus eccl. naturale), dat uit het denkbeeld der Kerk, uit de allgemeene gronden van natuurregt en zedekunde wordt afgeleid, en aan de zedewet getoetst wordt, en *het stellige Kerkregt* (jus eccl. positivum), dat op stellige, wettelijke, bepalingen rust: (§ 2 pag. 6 7), wobei auf die Schriften von Krug, Droste-Hülshoff, Walter u. a. hingewiesen wird. Der Vf. läfst hier nämlich unberücksichtigt, dafs die Idee *der Kirche* schon an sich positiv sei, da die Kirche als solche die christliche ist, — er bleibt aber fern von den Irrthümern und Auswüchsen eines auf allgemeinen, nicht christlichen Grundlagen erbauten sogenannten Kirchenrechts, eben so fern aber auch von der Ansicht, als ob in der heiligen Schrift bereits das System des Kirchenrechts enthalten sei, hält dagegen mit Recht für nöthig, überall an die Schrift selbst anzuknüpfen, wie er §. 7 S. 17 und in der Vorrede zu Band II. pag. IV treffend äufsert „Immers, ofschoon ik verre af ben van de meening, dat wy uit het Evangelie een stelsel van Christelijk Kerkregt kunnen opmaken, daar se Kerkgenootschappen, als van menschelijke instelling en vorm, grootendeels verschillen van de Godsdienst, die van hoogeren, goddelijken oorsprong is; zoo zijn toch de beginselen van Christelijk Kerkregt, uit het Evangelie te putten, hetwelk de eeuwig geldige toetssteen blijft van alle kerkelijke bepalingen." Von gröfserer Wichtigkeit ist aber beim Verf. die Eintheilung des Kirchenrechts in das öffentliche (*het openbare*) und private *(het bijzondere)*, so wie in das innere *(het inwendige)* und äufsere *(het uitwendige Kerkregt)* in der sonst gangbaren Weise, gegen welche hier Weiteres auszuführen nicht erforderlich zu sein scheint, da in Deutschland sich gewichtige Stimmen bereits dagegen erklärt haben. Herr Roijaards stützt aber auf diese Distinctionen sein ganzes System, indem er im ersten Theile das öffentliche äufsere, im zweiten das private innere Recht darstellt, dadurch aber den eigenthümlichen alle Theile des Kirchenrechts durchdringenden Charakter verwischt oder wenigstens trübt und verdunkelt. (vergl. *Richter* Lehrbuch des Kirchenrechts §. 5, der zweiten Ausgabe). Der erste Theil: *Over de Hervormde Kerk in Nederland:* zerfällt in drei Abschnitte (Afdeelingen), über Wesen und Form der Kirche *(aard en vorm)*, ihre Verfassung und Verwal-

Digitized by Google

tung *(bestuur)* und ihr Verhältnifs zum Staate und zu anderen Confessionen *(Staatskerkregt)*. Der zweite Theil behandelt das kirchliche Leben: *Over het kerkelijke Leven:* und zwar *kerkelijke personen, zaken, handelingen.*

Diese Anordnung und Vertheilung des Stoffes erweckt mannigfache Bedenken und nöthigt sowohl zur Verbindung von Lehren, die gar keine Beziehung zu einander haben, als zur Trennung zusammengehöriger Materien und überdies zu Wiederholungen. Das Theilungsprincip selbst vermag auch der Verf. nicht consequent festzuhalten, daher erklärt er B. I. pag. 29 „Dit kerkelijke leven van den Hervormden Christen in Nederland leert dus de *inwendige Zijde* van ons Kerkregt kennen, doch tevens slechts de *uitwendige Zijde* van zijn Godsdienstig leven." — Während der Charakter der Synodalverfassung im Ganzen Theil I Abschn. I gezeichnet ist, wird im Abschn. II die Verfassung im Besondern dargestellt, dabei zugleich von den einzelnen Gliedern der verschiedenen Verwaltungskreise gesprochen. Darauf folgt in Theil II Abschnitt I die Betrachtung der einzelnen kirchlichen Glieder, insofern sie nicht als Genossen eines Collegii, sondern an und für sich in Erwägung kommen („Wij onderscheiden de kerkelijke vergaderingen van bestuur, en derzelven Leden als zoodanig ... van de kerkelijke personen, waar zij niet als Leden der vergaderingen, maar afzonderlijk, optreden" B. I. pag. 78). Diese Distinction ist allerdings statthaft, ja erforderlich, sie durfte aber nicht zu einer so völligen Auseinanderreifsung in Hauptabschnitten genommen werden. Noch auffallender ist die Trennung der Lehre über die Verwaltung der Kirchengüter (Theil I Abschn. II) von der Erörterung der einzelnen Kirchengüter selbst (Theil II Abschn. II). Diese werden aber zusammen als Kirchensachen mit den kirchlichen Büchern und Schriften (die heil. Schrift, Symbole und Formulare, Katechismen, liturgische Schriften, Gesangbücher u. s. w.) betrachtet, da man vielmehr den gröfseren Theil dieser Bücher in der Einleitung §. 7: Bronnen vor het Nederlandsche Hervorm Kerkregt: vollständig dargestellt hätte erwarten sollen und nicht in einer blofsen vorläufigen Uebersicht. Der Verf. verkennt übrigens nicht das Auffällige dieser von der sonst üblichen und natürlichen Ordnung abweichenden Systematik, und sucht sie mit der Eigenthümlichkeit des Niederländischen Kirchenrechts zu erläutern („Intusschen eischt het Nederlandsche Hervormde Kerkregt, bij de behandeling van kerkelijke zaken, eene geheel andere orde, dan welke in het Duitsche Protestantsche Kerkregt gewoonlijk voorkomt" B. II pag. 97). Daraus aber, dafs „de Duitsche Evangelisch-Luthersche Kerken meer kerkelijke zaken mit de Roomsche Kerk hetten overgehonden, dan de Hervormde, met name onze Vaderlandsche Kerk" und dafs die letztere ihre eigenthümliche Einrichtung, Gang, Entwickelung hat, rechtfertigt sich noch immer nicht die ungewöhnliche und gezwungene Zusammenstellung beim Verf. Der Begriff „*het kerkelijke leven*" als „het bestaan, de verrigtingen en gedragingen der Hervormden, zoover zij door de kerkelijke wetgeving zijn voorgeschreven, of althans tot kerkelijke handelingen zich uitstrekken" (B. II pag 1) scheint überhaupt zu weit gefafst, wenn darunter aufsen den kirchlichen Handlungen auch das ganze Personen- und Sachenrecht begriffen wird.

Können wir uns hiernach mit der systematischen Anordnung des Herrn Roijaards nicht wohl befreunden, so müssen wir auf der andern Seite der Ausführung der einzelnen Lehren selbst unsern vollen Beifall schenken. Der Verf. beginnt regelmäfsig mit der Darstellung des Princips der heiligen Schrift, als dem ewigen Prüfstein (de eeuwig geldige toetssteen), giebt darauf einen geschichtlichen Abrifs des früheren Verhältnisses (wobei wir mitunter eine gröfsere Ausführlichkeit ungern vermissen) und entwickelt dann das bestehende Recht, unter Angabe der Quellen, aus denen er sehr zweckmäfsig die entscheidenden Stellen wörtlich aufgenommen hat. Auch die literarischen Nachweisungen sind zur Genüge vorhanden, und zwar nicht nur aus der holländischen, sondern auch der deutschen Literatur, mit deren Erzeugnissen der Verf. aufs Genaueste bekannt ist.

Nach dieser allgemeinen Charakteristik wenden wir uns zur Relation über das Einzelne selbst.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 52.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1844.

Hedendaagsch Kerkregt bij de Hervormden in Nederland door Herm. Joh. Roijaards.

(Fortsetzung.)

Der erste Theil des Werks umfafst die reformirte Kirche: in haren tegenwoordigen aard, eigenschappen, vorm, bestuur. Der Verf. geht dabei von dem göttlichen Ursprunge der Kirche überhaupt aus, unterscheidet aber die einzelnen kirchlichen Genossenschaften, welche nicht wie die Kirche an sich ein vollkommenes göttliches Gepräge haben, und tritt der römisch-katholischen Auffassung mit Bestimmtheit entgegen. Als allgemeinere Principien, Charakterzüge (algemeene Karaktertrekken) bezeichnet er 1) Het kerkelijke Genootschap is menschelijk van oorsprong en inrigting; 2) is gegrond op de zuivere leer van Jezus en de Apostelen; 3) het altijd geldend beginsel is vrijheid van geweten en vrijheid van onderzoek; 4) het Hervormde Kerkengenootschap is veranderlijk in deszelfs vorm naar tijden en plaatsen; 5) is vrij en zelfstandig in deszelfs werkzaamheid; 6) heeft ten doel de zedelijk-godsdienstige entwikkeling der Gemeenteleden (B. I. pag. 31 seq.). Diesen Grundsätzen entsprechen auch die besonderen Rechte, welche die reformirte Kirche an sich und gegenüber dem Staate besitzt, nämlich 1) het regt van Geloofsbelijdenis (jus confessionis); 2) van de Eerdienst (jus sacrorum); 3) om haar eigen bestuur te regelen (jus regiminis); 4) om haare Leeraren te kiezen, te beroepen en in te wijden (jus sacerdotii); 5) om hare geloofsbelijdenis, eerdienst, kerkelijke inrigting en bestuur, in overeenstemming met den Bijbel te wijzigen of te veranderen naar de werkelijk bestaande behoeften (jus reformationis); 6) het regt van kerkelijk opzigt en tucht (jus disciplinae et excommunicationis) a. a. O. pag. 41 seq.).

Nach dieser Darstellung der „*Aard*" folgt im ersten Abschnitte die „*Vorm*" der niederländischen reformirten Kirche. Es beginnt der Verf. mit einer Bezeichnung der ursprünglichen kirchlichen Verfassungsformen und reiht daran die Presbyterial-Synodalverfassung, als die der reformirten Kirche überhaupt. Die eigenthümliche Gestaltung dieses Organismus bringt Hr. Roijaards mit der republikanischen Organisation des Staats in Zusammenhang („de Presbijteriaal-Synodale Kerkvorm scheen althans met den zich ontwikkelenden Republikeinschen geest onzer Vaderen overeen te komen etc."), er läfst aber einen andern hierbei mitwirkenden und zum Theil (nämlich in Deutschland) allein entscheidenden Factor unberücksichtigt, die Verschiedenheit der Confession des Landesherrn, welcher das alte Bekenntnifs aufrecht zu erhalten bestrebt war, und der Unterthanen, welche sich für die Reformation entschieden hatten. Der daraus entstehende Conflict bewirkte, dafs die neu sich bildenden evangelischen Gemeinen das Kirchenregiment, völlig getrennt von der Staatsgewalt, handhabten, und so auch für die spätere Zeit eine Scheidung des jus in sacra vom jus circa sacra, nicht blofs im Begriffe, wie auch bei den Lutheranern, sondern in den Verwaltungsorganen bewirkten, namentlich die Vereinigung beider Regimente in der Hand des Landesherrn verhinderten. (Den weitern Beweis für dieses Verhältnifs, das wir übrigens auch bei den Lutheranern unter gleichen Voraussetzungen wieder finden, giebt die geschichtliche Ausführung in des Referenten Darstellung des evangelichen Kirchenrechts von Rheinland-Westphalen. Königsberg 1844.). Eine andere Lücke zeigt sich beim Verf. darin, dafs er die unmittelbare Entstehung der Presbyterial-Synodalverfassung in den Niederlanden aus dem Zusammenhange mit der Verfassung der Waldenser nicht hervorgehoben hat (vgl. das cit. rhein.-westphäl. Kirchenrecht S. 73 folg.). Uebrigens ist nicht blofs in der Schweiz, Schottland,

Digitized by Google

England und den Niederlanden, wie der Verf. S. 48 angiebt, sondern auch in einzelnen Theilen Deutschlands mehr oder minder vollständig die Presbyterial-Synodalverfassung in voller Wirksamkeit (m. s. die Uebersicht bei *Richter* Lehrbuch des Kirchenrechts § 31. 164) —. Wir erhalten nunmehr eine Skizze der früheren kirchlichen Form in den Niederlanden von 1568 (Synode zu Wesel) bis 1795, mit allgemeiner Bezeichnung der in diesen Zeitraum fallenden Synoden und der von denselben erlassenen Kirchenordnungen; dann wird der Uebergang zur späteren Form durch die französische Herrschaft, und endlich die seit 1816 begründete neue und noch jetzt bestehende Verfassung nachgewiesen.

Während dieser ganze Abschnitt (bis § 21 S. 77) in der Hauptsache nur eine äufsere, mehr statistische Darstellung giebt, den Umfang gewissermafsen bezeichnet, enthält der zweite Abschnitt (§ 22—43. S. 78—194) die Ausführung, den Inhalt, die specialisirte Verfassungsform sowohl der älteren Zeit, als der Gegenwart.

Seit der Synode zu Wesel zerfiel die gesammte reformirte Landeskirche Anfangs in vier, seit 1618—1619 in drei Kreise, welche die Kirche repräsentirten. Das leitende Princip war dabei: Es soll keine Kirche, kein Diener, kein Aeltester, kein Diaconus einen Vorzug, eine Herrschaft über den andern haben, sie sollen vielmehr allen Argwohn und böse Gelegenheit vermeiden: (Art. 1. der Synode zu Emden von 1571). Dem widersprach aber nicht eine gewisse Subjection zur Erhaltung der Ordnung, eine Art hierarchia jurisdictionis, wenn man diesen Begriff hier analog anwenden will: denn in Zweifel- und Streitfällen bedurfte man höherer Instanzen und einer definitiven Entscheidung. Demnach stand an der Spitze jeder Gemeine ein Presbyterium (*Kerkeraad*, Kirchenrath), zusammengesetzt aus der Ortsgeistlichkeit und den Presbytern (Laien-Aeltesten), so wie ursprünglich auch den Diaconen. Der Geschäftskreis desselben umfafste die Leitung der Gemeine überhaupt, insbesondere aber die Aufsicht und Kirchenzucht, Ausfertigung von Zeugnissen, die Aufbewahrung der Kirchenbücher. Von diesem sogenannten *kleinen Kirchenrath* unterschied man den *grofsen*, zu welchem noch die Diaconen und die früheren Presbyteren und Diaconen zugezogen wurden und deren Zusammentritt bei der Wahl eines Predigers erfolgte.

Ueber dem Kerkeraad stand die *Klasse* (Kreissynode), gebildet in bestimmten Kreisen von den Abgeordneten der Presbyterien, je einem Geistlichen und Aeltesten und geleitet von drei Moderatoren, einem Präses, Assessor und Scriba. Die Klasse erschien als die höhere Instanz für den Kirchenrath, und besafs im Besondern die obere Aufsicht und Disciplin (daher konnte sie die excommunicatio major verhängen, während das Presbyterium nur das Recht hatte, vom heiligen Abendmahle auszuschliefsen, auch konnte sie Prediger und Aelteste suspendiren und absetzen), dann auch die Prüfung der Studirenden der Theologie, die Approbation der Prediger, die Ertheilung der Zeugnisse für diejenigen, welche zu einer Stelle in einer andern Klasse berufen wurden. Besondre deputirte Geistliche der Klasse hatten die Schlüsse derselben in Vollzug zu setzen, auch die regelmäfsige Visitation der Kirchen und Schulen zu übernehmen und über ihre Wirksamkeit in der Klassical-Versammlung Bericht abzustatten.

Sämmtliche Klassen einer jeden Provinz gehörten zur *Provinzial-Synode*, welche aus Abgeordneten der ersteren zusammengesetzt war, nebst zwei weltlichen Commissarien (twee Commissarissen-Politiek), zur Wahrnehmung des Interesses der Provinzialstaaten, und einem Abgeordneten des Magistrats des Synodalorts. Auch gehörten zur Synode Deputirte von den übrigen Provinzial-Synoden als Correspondenten. Die Aufgabe der Provinzial-Synode war die Erhaltung des Bandes der Einheit zwischen den Klassen, Gemeinen und Lehrern, die Bewahrung der reinen evangelischen Lehre, die Beschlufsnahme als Kirchengericht in solchen kirchlichen Angelegenheiten, welche nicht beim Kirchenrath oder der Klasse erledigt worden, die Unterstützung bedürftiger Kirchen und Personen innerhalb und aufserhalb des Landes. — Gerade in der letztern Beziehung bestand auch eine genauere Verbindung der niederländischen Synode mit den Synoden von Jülich, Berg, Cleve und Mark, weshalb auch gegenseitig öfter Correspondenten zu den Versammlungen abgeschickt wurden (m. s. die cit. Geschichte des Kirchenrechts von Rheinland-Westphalen S. 236 u. a.). Schwierige Fragen, welche Lehre und Verfassung berührten, schickte man sich gegenseitig zur Beantwortung, wie die Acten der rheinischen Synoden mannigfach ergeben, so wegen Uneinigkeit zwischen der Universität

Digitized by Google

und den Predigern (Acten der Bergischen Synode von 1677), wegen der Erledigung einiger casus matrimoniales, wegen des bekannten Streits über das Ronsdorfer Glaubensbekenntnifs (Bergische Synode von 1759) u. a. m.

Die Provinzial-Synoden standen endlich unter der *National-Synode*, die von je zwei Predigern und je zwei Aeltesten aus jeder Provinz gebildet werden sollte. Diese „algemeene Versamelinge aller Nederlandsche Kerken" (s. beim Verf. S. 52. 53) trat aber seit 1580 nur fünfmal zusammen, die vierte zu Haag 1586, die fünfte zu Dordrecht 1618—1619, und unterblieb seitdem. Ihr eigentlicher Zweck sollte berühren: die Lehre, das Kirchenregiment und besondere Sachen, welche in den Provinzial-Zusammenkünften nicht ausgeführt oder beendigt werden konnten oder die alle Kirchen gemeinschaftlich angingen. Da diese Bestimmung nicht zur Vollziehung kam, blieben die Provinzial-Synoden die höchste Instanz für jede Provinz. Die Einheit der sämmtlichen Provinzen wurde aber durch die Absendung der Correspondenten erhalten, freilich nicht genügend, weshalb der Verf. nicht umhin kann, wiederholt zu bemerken (m. s. S. 58. 81. 87 u. a.): „De vierde vergadering, die der nationale Synode . . behoorde wel tot de instellingen onzer Kerk, maar was na 1618 niet aanwezig, waardoor de eenheid, die in den vorm gemist werd, ook in het bestuur niet gevonden werd."

Diese Organisation blieb in voller Wirksamkeit bis zur französischen Invasion, seit welcher die Abhaltung der Provinzial-Synoden meistens gehindert wurde; doch erfuhr die Verfassung selbst keine Abänderung. Nach der Begründung des Königreichs Holland, unter der oberen französischen Leitung, ward eine neue Einrichtung beschlossen, nach welcher insbesondere die noch fehlende Nationalsynode in's Leben treten sollte. Vor der Ausführung erfolgte aber 1810 die Einverleibung Hollands zum französischen Reiche und man beabsichtigte nun die französische Verfassung einzuführen (s. S. 60 Anm. 2. vergl. meine oben cit. Schrift S. 770 folg.). Die Restitution des Oranischen Hauses hinderte jedoch die Vollziehung und die älteren Institutionen mit Modificationen kamen durch das Reglement vom 6ten Januar 1816 wieder zur Geltung. Nach dem Inhalte dieses Gesetzes, so wie der späteren Verordnungen, besondern Instructionen und Schlüssen der Synoden giebt der Verf. eine detaillirte Schilderung der nunmehrigen Verfassung, bei welcher aber passender von den untergeordneten zu den höheren Collegien ausgegangen wäre, während in der Schrift der umgekehrte Weg eingeschlagen ist.

Wie früher besteht für jede Gemeine ein: *Kerkerad:* (§. 32, 33), gebildet aus den Geistlichen und: de achtenswaardigste, kundigste en voornaamste Leden. Wo es an solchen Gliedern fehlt, soll der Prediger mit dem Klassikal-Moderamen die Angelegenheiten des Presbyterii besorgen. Die Zahl der Aeltesten und Diaconen richtet sich nach der der Prediger, ihre Ernennung erfolgt durch den Kirchenrath. Dieser selbst ist aber ein ordentlicher, enger (gewone) oder ein aufserordentlicher, breiter (buitengewone, breede), zu welchem letztern auch die Diaconen gehören. Davon unterscheidet sich aber der grofse Kirchenrath, welcher sich an den Orten findet, wo neben der niederdeutschen auch eine französische Gemeine besteht, deren gemeinsame Interessen von ihm wahrzunehmen sind, während die besonderen von speciellen Presbyterien besorgt werden.

Mehre Gemeinen bilden die *Klasse* (§. 29—31), deren Verwaltung einer: *Klassikal Bestuur of eene Commissie van Moderatoren voor het kerkelijk Bestuur in het klassikaal Ressort*, also einem Klassikal-Moderamen zusteht. Dazu gehört ein Präses, der zugleich in dem Provinzial-Moderamen steht, ein Secundus (Stellvertreter des Präses), der als Assessor fungirt, ein Scriba und zwei bis vier deputirte Prediger (nach der Gröfse der Klasse oder der Zahl der Mitglieder), so wie Ein Aeltester oder Alt-Aeltester (gewesener Aeltester) (Ouderling of Oud-Ouderling). Die Wahl der Mitglieder erfolgt, indem für jeden die Repräsentanten der ganzen Klasse (Klassikale Vergadering) sechs aus ihrer Mitte vorschlagen, welche vom Provincial-Moderamen auf drei reducirt werden, von denen dann der König einen ernennt. Der Aelteste bleibt im Moderamen Ein Jahr, die deputirten Prediger fungiren zwei, der Scriba drei Jahre, der Präses und Assessor so lange, als sie zum Provincial-Moderamen gehören. Die Moderatoren versammeln sich regelmäfsig alle zwei Monate. Ihr Geschäftskreis umfafst die Visitation, Disciplin (Kirchenzucht in erster Instanz, bei Sachen des Presbyterii in zweiter), die Prüfung und Zulassung der Schulmeister, die Sorge für vacante Ge-

Digitized by Google

meinen, die Aufsicht bei Berufung, Befestigung und Entlassung der Prediger, die Beförderung der Liebesgaben, die Aufsicht über die Wittwenkasse der Klasse und die Sorge für Wittwen und Waisen der Prediger, die Vollziehung der Aufträge des Provinzial-Moderamens und die Berichterstattung an das Departement des Ministerii über Personalveränderungen in den Ringen u. s. w. — Neben dem Klassikal-Moderamen giebt es noch für die Klasse eine: *Klassikale Vergadering:* eine jährliche Versammlung sämmtlicher Prediger nebst den Aeltesten, die nach früherer Sitte zur Klassikal-Versammlung zu kommen pflegten, und deren Function als: kerkelijk Kiescollegie: in der Bestimmung der Sechszahl für Vacanzen im Moderamen, in der Abnahme der Rechnung über die Wittwenkasse und anderer Fonds, so wie in der Wahl eines: klassikalen Quaestor (Schatzmeisters) besteht. — Jede Klasse zerfällt in Ringe (Kreise), welche: *Ringsvergaderingen* (Kreisversammlungen) halten, nämlich Zusammenkünfte der Prediger des Kreises, um die Wahrnehmung vacanter Gemeinen, besonders während des Gnadenjahrs, zu ordnen, den Zustand ihrer Gemeinen darzulegen und über dessen Verbesserung zu berathen, die Beiträge zur Wittwenkasse u. s. w. zu entrichten, auch besonders um den wissenschaftlichen Fortschritt der Geistlichen zu befördern. Die Leitung dieser Versammlungen übernimmt ein von den Predigern frei gewählter: Praetor, dem ein Scriba zur Seite steht.

Die dritte Art kirchlicher Kollegien bilden: *Provinciale Kerkbesturen* (Provinzial-Moderamen) (§ 28). Es gehören dazu Ein Prediger aus jeder Klasse, ein Scriba (gewöhnlich einer der Prediger der Provinzial-Hauptstadt) und Ein Aeltester oder Alt-Aeltester aus Einer der Klassen, die abwechselnd einen solchen senden. Die Prediger und der Aelteste werden wie beim Klassikal-Moderamen gewählt, der Scriba aus einer vom Provinzial-Moderamen bezeichneten Dreizahl vom Könige ernannt. Für jedes ordentliche Mitglied (Primus) wird zugleich nach demselben Wahlmodus ein Stellvertreter (Secundus) erkoren, der im Verhinderungsfalle des Primus eintritt. Den Präses bestimmt der König unmittelbar aus sämmtlichen Moderatoren. Der Präses und der Aelteste fungiren Ein Jahr, der Scriba und die übrigen Glieder drei Jahre. Die ordentliche Versammlung wird dreimal jährlich gehalten, daneben aufserordentliche, so oft es das Bedürfnifs erheischt. Uebertragen ist dem Moderamen die Sorge für den Gottesdienst, die gute Ordnung und die Handhabung der kirchlichen Gesetze in der Provinz, und zu dem Behufe auch eine gesetzgebende Gewalt in seinem Kreise, auf Grundlage der allgemeinen Verordnungen. Es erscheint als zweite Instanz für die von der Klasse in erster Instanz beurtheilten Sachen (eine fernere Appellation ist unstatthaft), übt die höhere Disciplin, entscheidet über die Zulassung der Kandidaten zum Predigtamte, besitzt die Censur über theologische Schriften.

An der Spitze der ganzen kirchlichen Verwaltung steht die *allgemeine Synode* („De Synode oefent het hoogste kerkelijk bestuur uit"). Zu derselben gehören als permanente Mitglieder ein Secretair und ein Schatzmeister (Quaestor), jener aus den Predigern im Haag, dieser aus den Aeltesten in Amsterdam aus einer von der Synode proponirten Dreizahl durch den König ernannt. Wechselnde Glieder sind dagegen aus jedem Provinzial-Moderamen ein von diesem frei erwählter Prediger, und Ein Aeltester, der nach der Reihe von einem der Provinzial-Moderamina erkoren wird. Ein Deputirter erscheint auch von den französischen (Waalsche Kerken) und Einer von den ost-indischen Kirchen, aus den für diese bestehenden Commissionen genommen. Alle diese haben ein votum decisivum bei den Berathungen; dagegen haben noch drei Deputirte von den reformirten theologischen Facultäten zu Leyden, Utrecht und Gröningen nur ein votum consultativum („geene concluderende, maar eene praaedviserende stem"). Nur der Aufsicht wegen, aber ohne jede Stimme, wohnt der Synode das Haupt des Ministerii des reformirten Cultus nebst einem Secretär bei, oder statt des Ministers einer oder mehre weltliche Commissarien reformirten Bekenntnisses. Alle ordentlichen Glieder der Synode haben auch Stellvertreter (Secundi). Das Moderamen der Synode besteht aus einem Präsidenten, Vice-Präsidenten, Secretär und Schatzmeister.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 53.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1844.

Hedendaagsch Kerkregt bij de Hervormden in Nederland door Herm. Joh. Roijaards.

(Schlufs.)

Die Synode tritt jährlich im Haag am ersten Mittwoch des Monats Juli zusammen, und aufserdem in Nothfällen nach besonderer Genehmigung des Königs. Der Geschäftskreis des Collegii begreift die Aufsicht über die Kirche im Ganzen und Einzelnen, insbesondere den Gottesdienst, die Lehre und Zucht und Ordnung. Allgemeine Verordnungen werden von ihr begutachtet oder entworfen und dann vom Könige sanctionirt. Als richterliche Behörde bildet die Synode die zweite Instanz für Sachen, die in erster beim Provinzial-Moderamen verhandelt sind, und die erste Instanz für solche Angelegenheiten, wegen derer an das Ministerium appellirt werden kann.

Da die Synode in ihren Sessionen nicht alle vorkommenden Sachen zu erledigen vermag, ergab sich die Nothwendigkeit zur Bestellung besonderer Commissionen. Nach fortgesetzten Verhandlungen seit 1821 kam 1826: *De synodale Commissie voor de binnenlandsche noodlijdende Kerken* zu Stande. Mannigfache Klagen über Eingriffe der römisch-Katholischen trugen ferner zur Bildung einer: *Synodale Commissie van Correspondentie* bei 1824, die sich bald zu einer Centrale Commissie erweiterte und welcher verschiedene das Verhältnifs beider Confessionen berührende Angelegenheiten zugewiesen wurden. Es erschien nun zweckmäfsiger, die Geschäfte der beiden Commissionen, denen man noch andere hinzuzufügen beabsichtigte, einem einzigen Collegium zu übertragen, und daher entstand im Jahre 1827 die: *Algemeene Synodale Commissie der Nederlandsche Hervormde Kerk:* mit dem Plane, „auf dafs die reformirte niederländische Kirche länger als 14 Tage repräsentirt sei," somit die in der Zwischenzeit beim Ministerium angebrachten Sachen *kirchlich* durch die Synode erledigt und nicht durch den Staat entschieden würden. Auch sollten die Schlüsse der Synode, nach der Auflösung derselben, durch die Commission ordentlicher ausgeführt werden. Man folgte hierbei dem Vorgange der Lutheraner, welche eine Synodal-Commission zu gleichem Zwecke schon früher besessen hatte. In der Instruction für die Commission vom 26. November 1827 heifst es: „Zij outhout zich van het maken van nieuwe bepalingen, het veranderen van bestaande verordeningen, of het invoeren van nieuwe inrigtingen, maar is bevoegd om dartoe voordragten aan de Synode te doen." Sie ist also nur eine ausführende und verwaltende Behörde, welche aber die Kirche repräsentirt, so lange die Synode nicht beisammen ist. Sie besteht aus sieben Mitgliedern, zwei beständigen (dem Präsidenten und Secretär der Synode) und fünf anderen, welche aus Predigern, Aeltesten oder Alt-Aeltesten nach einer von der Synode proponirten Zweizahl vom Könige ernannt werden. Jährlich tritt ein Mitglied aus, das aber wieder wählbar ist. Aus keiner Provinz darf mehr als ein Glied erkoren werden, mit Ausnahme von Süd-Holland, wo neben dem Secretär noch Einer gewählt werden kann. Die Commission hält jährlich drei ordentliche Sitzungen im Haag und versammelt sich aufserordentlicher Weise auf Veranlassung des Geistlichen Ministerii.

In dem Abschnitte über die Verfassungsform giebt das Lehrbuch noch speciellere Nachweisungen (§ 34 flg.) über die mit der reformirten Landeskirche verbundenen Wallonen, Hochdeutschen, Englischen und Schottischen Gemeinen, so wie die niederländischen Kirchen in Ost- und West-Indien, und theilt die Rechtsgrundsätze mit über die Secretäre, Quästoren, Stellvertreter (Secundi of Plaatsvervangers) und die bei der Verwaltung der Kirchengüter beschäftigten Kirchenvögte, Empfänger, Verwalter, Notabeln, Stimmberechtigte u. s. w.

Digitized by Google

Vergleicht man den jetzt bestehenden Organismus mit dem älteren, so zeigt sich ein unverkennbarer Fortschritt in der gröfseren äufseren Einheit durch Vermittlung der Synode und allgemeinen Synodal-Commission; eben so ist es ein Vorzug, dafs die Deputirten nicht so, wie früher, streng an die Vollmacht ihrer Committenten gebunden sind („alle Leden van Kerkbestuur stemmen hoofdelijk, zouder eenigzins gehouden te zijn aan lastbrieven." Allg. Reglem. Art. 4. s. S. 85); ferner ist die Sorge für schleunigere Erledigung aller zur Beurtheilung kommenden Angelegenheiten durch die gegenwärtige Einrichtung wesentlich befördert und erleichtert. Auf der andern Seite besafs aber die ältere Verfassung bedeutende Vorzüge, welche nicht berücksichtigt zu haben der die neuen Organisationen schaffenden Synode zum Vorwurfe gereicht. Vor allem ist dies das zu grofse Uebergewicht des geistlichen Standes in dem Moderamen der Klassen, Provinzen und der Synode selbst. Die Presbyterial-Verfassung ist dadurch in der wesentlichsten Grundlage verletzt und die Reformirten werden in der Hinsicht sehr durch die lutherische niederländische Kirche übertroffen, deren Synode zur Hälfte von Predigern und Laien gebildet wird, eben so wie auch das unter derselben stehende zweite Collegium, die Synodal-Commission, besetzt ist. Nachtheilig ist auch der zu schnelle Wechsel der Glieder des Moderamens. Die innere Einheit der gesammten reformirten Kirche war früher in höherem Grade vorhanden; inwiefern dies aber Folge der älteren Verfassung sei, mufs dahin gestellt bleiben (m. s. noch *Fliedner* a. a. O. und *Hase* Kirchengeschichte (5te Aufl.) S. 539). Bei einem Vergleiche der niederländischen Einrichtungen mit den deutschen am Rhein und Westphalen ergeben sich für jene meistens nach der Seite hin gewisse Vortheile, welche aus dem Verhältnisse zum Staate hervorgehen. Dies zeigt sich schon z. B. darin, dafs die allgemeine Synodal-Commission in den Niederlanden leicht zu Stande kommen könnte, während die Einführung des Collegium qualificatum in Rheinland-Westphalen noch immer besonderen Schwierigkeiten unterliegt (vgl. die oben cit. Schrift S. 916 u. a. m.). Ueber die Stellung der reformirten Kirche zum Staate überhaupt giebt aber der dritte Abschnit: *Staatskerkregt* nähere Auskunft.

Der Verf. erläutert den Begriff: Staatskirchenrecht (§ 44.), als: de Regten naar buiten, die het uitwendig Kerkrecht vestigen, en in zooverre dezelve de betrekking van Kerk en Staat bepalen: und giebt (§ 45 S. 196—208) eine genaue Uebersicht der Systeme, welche nach und nach über das Verhältnifs von Kirche und Staat aufgestellt worden sind. Mit der deutschen Literatur ist er auch hierbei ganz vertraut und er folgt auch der in Deutschland hergebrachten Weise der Charakteristik der verschiedenen Theorieen. Wir hätten aber von ihm wohl eine Darstellung der eigenthümlichen Auffassung der holländischen Schriftsteller über das fragliche Verhältnifs erwarten dürfen. So wie wir es billigen, dafs er seine Landsleute mit den Resultaten der Forschungen Deutschlands in dieser Materie bekannt macht, können wir wohl auch zugleich fordern, dafs er die wissenschaftlichen Resultate, wie sie in den Niederlanden gewonnen wurden, uns nicht vorenthalte. Das einfache Citiren einzelner holländischer Autoren zusammen mit deutschen reicht nicht hin; vielmehr mufste, wie der Einflufs deutscher Wissenschaft auf Holland, auch die Einwirkung Hollands auf Deutschland näher geschildert werden. Im Einzelnen betrachtet er das Episcopal-System als den Uebergang vom Katholicismus zum Protestantismus; das Territorial-System verwirft er („dit Territoriaalstelsel schijut in strijd met de belangen en de vrijheid der Evangelische Kerk etc."); das Collegial-System erscheint ihm als geeignet zum Uebergange auf das reformirte Kirchenrecht einzelner Territorien aufserhalb Deutschlands. Calvin suchte aber jeden Einflufs des Staats auf die Kirche auszuschliefsen und befestigte das Princip, nach welchem die Kirche sich selbstständig regiere („dat het gezag over de Kerk bij de Kerk zelve berustte"). Hierauf beruhen drei Systeme 1) das der unbedingten kirchlichen Freiheit („dat der oubepaalde kerkelijke vrijheid"), welches sich in kleineren Kirchengenossenschaften, ganz besonders in Nord-Amerika findet, „dat ideaal van kerkelijke vrijheid, maar even onvolkomen in de uitvoering!" 2) Das System des Schutzes (dat der Bescherming), nach welchem vom Staate Beschirmung und Förderung der Kirche beansprucht wird. 3) Das System der Majestätsrechte des Staats (dat der Majestätsregten van den Staat). Das zweite ist anerkannt in Genf, in der Presbyterialkirche Englands und besonders in Schottland, das dritte ist aber dasjenige, dessen Verwirklichung die Gegenwart erstrebt, namentlich auch in Deutschland. — Dafs diese

Digitized by Google

Auffassung eine mangelhafte sei, bedarf wohl keines Beweises. Auffallend ist besonders, wie der Verf. in den nord-amerikanischen Zuständen ein Ideal kirchlicher Freiheit finden kann, da vielmehr die höhere innere Einigung der Kirche mit dem Staate in der Idee des Reiches Gottes als das ideale Verhältnifs zu betrachten sein dürfte. Das dritte System ist für die Praxis in den Staaten gemischter Confession das natürliche; doch darf nicht unbeachtet bleiben, dafs die Confession des Landesherrn selbst zu einer wesentlichen Modification dieses Systems beiträgt, was selbst die römisch-katholische Kirche anerkennt, indem sie dem katholischen Staatsoberhaupte gröfsere Befugnisse überläfst, wenn schon allerdings dieser Kirche das Princip unbedingter Freiheit, zugleich mit den erforderlichen Einwirkungen auf den Staat selbst, am Meisten zusagt. Diese Rücksicht auf die Mitgliedschaft des Fürsten und die dadurch bedingten Patronatrechte berührt der Verf. übrigens am Schlusse des § 46. S. 212, nachdem er die aus den verschiedenen Systemen fliefsenden Grundsätze bezeichnet, wobei er die in Deutschland übliche Terminologie recipirt hat. Hieran schliefst er (§ 47—52) die Schilderung der niederländischen Verhältnisse selbst. Ein kurzer historischer Abrifs geht voran (vergl. die Literatur S. 213 Anm.). Die ursprünglich befolgten Grundsätze Calvin's über das Kirchenregiment konnten nicht mehr verwirklicht werden, seit der Staat Einflufs auf die Kirche gewann, und es bildeten sich zwei Parteien, welche unter heftigen Streitigkeiten ihre Principien durchzusetzen suchten. Die praktische Nothwendigkeit ergab sich aus dem Bestehen einer Staatskirche, und Staat und Kirche wurden vielfach vermengt. Der Staat wirkte auf die kirchliche Gesetzgebung durch die weltlichen Commissarien und die städtischen Magistrate, er übte selbst ein liturgisches Recht (s. S. 219), gewann Einflufs auf die Besetzung geistlicher Stellen, inspicirte die Verwaltung des Kirchenguts, entschied Lehrstreitigkeiten u. s. w. Nachdem seit 1795 die reformirte Kirche aufhörte, Staatskirche zu sein, und seit 1814 die Ordnung des Landes wieder hergestellt, mufste statt des früheren schwankenden Zustandes ein festes Princip aufgestellt werden, um so mehr, als die verschiedenen nunmehr gleichberechtigten Confessionen zusammen Berücksichtigung fanden (vgl. Art. 190 folg. des Grundgesetzes von 1815). Hiernach besteht allgemeine Gewissensfreiheit, gleicher Anspruch auf Schutz und Recht für die sämmtlichen recipirten Kirchen. Dem Staate selbst gebührt das jus reformandi, das jus inspectionis secularis, das jus advocatiae. Indem der Inhalt dieser Rechte sorgfältig zergliedert wird, folgert der Vf., dafs keins der älteren drei Systeme als herrschend für die reformirte Kirche zu betrachten sei, folglich auch keine Rechte des Fürsten über die Kirche aus denselben hergeleitet werden können. Der Landesherr hat kein jus in sacra (regten in de Kerk), sondern nur ein jus circa sacra (gezag over de Kerk), wie dasselbe durch das Grundgesetz selbst näher bestimmt ist. Diesem Landesgrundgesetze zur Seite steht das allgemeine Reglement, als das specielle Grundgesetz der Reformirten nebst den besonderen Reglements und Verordnungen, die aber gröfstentheils aus dem allgemeinen Reglement entsprossen oder abgeleitet sind. Aus diesen Quellen werden noch die wichtigeren Beziehungen zwischen Staat und Kirche, so wie der Geschäftskreis des geistlichen Ministerii und der Provinzial-Behörden nachgewiesen.

Als zum Staatskirchenrecht gehörig berührt der Verf. noch im § 53 das Verhältnifs der reformirten Kirche zu den andern Kirchengenossenschaften. Bis zum Jahre 1795 war die reformirte Kirche die herrschende, alle anderen Confessionen waren nur geduldet. Nur Reformirte konnten Aemter und Bedienungen im Staate übernehmen. Seit der Scheidung der Kirche vom Staate wurden die bürgerlichen und politischen Rechte den Gliedern aller Confessionen zuerkannt. Das innere Verhältnifs der verschiedenen Kirchen ist seitdem auch friedlicher geworden, namentlich das der Reformirten zu den Lutheranern, wenn schon die Union zwischen beiden nicht zu Stande gekommen ist. („gedachtig, dat het de spreuk was van alle wijzen: haast u langzaam!").

Der Gegenstand des zweiten Theils ist die Darstellung der Rechtsverhältnisse des kirchlichen Lebens, welches zur Beförderung des höheren geistlichen Lebens dienen soll. Der erste Abschnitt spricht von den kirchlichen Personen (§ 2—13). Indem der Verf. das allgemeine Priesterthum aller Reformirten festhält, verwirft er den Unterschied von: Priesterorde und: Leeken, und statuirt nur den: Leeraars*stand*, maar geene afzonderlijke orde. Die hergebrachte Eintheilung von status communis und specialis bildet das Fundament der weiteren Ausführung. Jenen haben alle Mitglieder der reformirten Kirche, welche nach der Taufe das Glaubensbekenntnifs (belijdenis des geloofs) abgelegt, und insbesondere auch die Studirenden der Theologie, den status specialis aber besitzen Candidaten, Prädicanten, Consulenten, gottesdienstliche Unterweiser (Katechismuslehrer und — Lehrerinnen, Krankenbesucher), Aelteste und Diakonen, und Kirchenbeamte und Diener (Küster, Vorleser, Vorsänger und Organisten). Ueber alle wird eine höchst lehrreiche detaillirte Nachweisung mitgetheilt. Statt des früher üblichen examen praeparatorium der Proponenten und des peremtorium (S. 19) der Candidaten durch die Klassikal-Versammlung, ist in neuerer Zeit ein Tentamen vor der theologischen Facultät nach 2 bis 3jährigen Studien, und nach Vollendung des theologischen Cursus von 4 Jahren ein Examen vor dem Provinzial-Moderamen eingeführt. Bei demselben wird der Eid gegen Simonie (S. 29 Anm. 3) und auf die Symbole u. s. w. (S. 30 Anm. 2) abgelegt. Nach beendetem 22sten Lebensjahre sind die also approbirten Candidaten wählbar zum Predigtamte. Die Uebernahme des Amts setzt aber voraus 1) die Ernennung *(benoeming)*, insofern Patrone u. s. w. berechtigt sind; 2) die Berufung *(beroeping)* durch den Kirchenrath; 3) die Bestätigung (*approbatie*), als ein dreifaches Gutfinden *(drieërlei*

Digitized by Google

goedkeuring) der Gemeine durch dreimalige Proclamation, der Kirche, d. i. des Klassikal-Moderamens, und des Staats, indem der Berufbrief des Presbyterii durch das Klassikal-Moderamen dem Ministerium zur Placetirung eingeschickt wird; 4) die Befestigung *(bevestiging)* durch Auflegung der Hände. — Consulenten sind die Vertreter des Prädicanten in vacanten Gemeinen. Ueber die Garnison- und Feldprediger, so wie die Prediger für die Indischen Kirchen spricht der Verf. mit derselben Genauigkeit, wie über alle andern oben genannten kirchlichen Personen. Der zweite Abschnitt: von den kirchlichen Sachen (§ 14—36. S. 97—257) ist aber so ausführlich geworden, da in demselben vollständig von der heil. Schrift, den Symbolen, Formularen, Katechismen, Gesangbüchern u. s. w. gehandelt ist. Aufserdem ist darin noch die Rede von den Kirchengütern und Gebäuden, so wie von den Fonds der Synode, Klasse u. s. w., den Wittwenkassen und den mannigfachen frommen Stiftungen, von dem Predigergehalte, den sonstigen Emolumenten und Freiheiten derselben, endlich auch den Kirchensiegeln, — eine im Ganzen durchaus unpassende Zusammenstellung.

Der dritte Abschnitt: Von kirchlichen Handlungen zerfällt in vier Kapitel, indem im Einzelnen die Acte betrachtet werden, welche sich auf die gottesdienstlichen Versammlungen, Unterweisung, kirchliche Sorge und Aufsicht und Kirchenzucht beziehen. (§ 37—67 S. 258—406.) Im ersten Kapitel: Kerkelijke handelingen, tot de Godsdienstoefeningen betrekkelijk, beschreibt der Verf. die gottesdienstliche Ordnung im Allgemeinen und giebt dann im Besonderen die Bestimmungen über das Vorlesen der heiligen Schrift, den Kirchengesang, das Gebet, die Predigt, die Sacramente, Festtage, christliche Zeitrechnung, Dank- und Bettage, die Ehe und Conventikeln. Auch in diesem Abschnitte befindet sich manches Eigenthümliche und Beachtenswerthe. Was insbesondere die Ehe betrifft, so weist der Verf. den von der deutschen Gesetzgebung vielfach abweichenden Entwickelungsgang des Niederländischen Eherechts nach. Die Vermengung von Staat und Kirche ist dabei von besonderem Einflusse gewesen. Die Nothwendigkeit der kirchlichen Einsegnung ward schon auf der Synode zu Wesel 1568 ausgesprochen (s. S. 317 Anm. 4). Die bürgerliche Gesetzgebung bereits aus dem Ende des sechszehnten Jahrhunderts, mehr noch die folgende hat dann wesentlich eingewirkt und die Functionen der Kirche, auch der Synode insbesondere, waren nur auf Vollziehung der bürgerlichen Anordnungen beschränkt. Nach der Auffassung des Staats erschien die Ehe zwar als eine göttliche Einrichtung, die Gesetzgebung aber vollzog er selbst und übertrug nur die Ausführung der Kirche, mit der Erlaubnifs auch vor den bürgerlichen Gerichten die Trauung zu vollziehen Seit der Verordnung vom 7ten Mai 1795 (S. 319) wurde die bürgerliche Vollziehung der Ehe in erweitertem Maafse üblich, ohne aber die kirchliche Befestigung auszuschliefsen, welche von der Synode daher auch ausdrücklich befohlen ist. Auch über die gemischten Ehen werden S. 322 folg. einige Notizen mitgetheilt, welche aber für deutsche Leser nichts Neues enthalten. — Das zweite Kapitel: Kerkel. handelingen, tot het Godsdienstig Onderwijs betrekkelijk enthält nur eine Ausführung über die Katechisationen, während im dritten: Kerkel. handel., tot kerkelijke zorg en toezigt betrekkelijk die Verhältnisse der Seelsorge (herderlijke zorg, cura pastoralis) und der Aufsicht erörtert werden. Die letztere erfolgt *durch den Pfarrer* allein oder in Gemeinschaft eines Aeltesten besonders mit Hausbesuchung (vergl. die interessanten Data in § 51); *durch den Kirchenrath* mit Führung der Kirchenregister, Ausfertigung der Zeugnisse der Gemeindeglieder, Handhabung der censura morum, Inspection der Katechismuslehre, so wie der gottesdienstlichen Unterweisung (für diese besteht eine eigene Commission, welche monatlich eine Versammlung hält und jährlich dem Kirchenrathe Bericht erstattet); *durch das Klassikal-Moderamen* mittelst der Kirchenvisitation bei Lehrern, Kirchenräthen und Gemeinen; *durch das Provinzial-Moderamen* mit der Approbation theologischer Bücher und Authorisation von Bibel-Ausgaben; *durch die Synode* mit der Authorisation der Gesangbücher, und sonstiger Inspection, insbesondere auch der Examina. — Das letzte Kapitel: Kerkelijke handelingen, betrekkelijk kerkelijke tucht erörtert die kirchliche Disciplin sowohl nach ihrem allgemeinen Charakter und den Abstufungen, als mit Rücksicht auf die einzelnen dabei wirksamen Behörden, was theilweise schon oben angedeutet worden ist.

Einige Schlufsbetrachtungen, Verbesserungen und ein Register beenden dieses Werk, dessen Wichtigkeit wohl schon zur Genüge aus dieser gedrängten Anzeige erhellt. Diese Bedeutung der Schrift ist für uns bei der bevorstehenden neuen Gestaltung der evangelischen Kirche um so höher anzuschlagen, als die Synodal-Presbyterial-Verfassung in ihren einzelnen Zügen und Anwendungen noch immer nicht zur Genüge in Deutschland bekannt geworden. Unsere bisherigen Lehr- und Handbücher des Kirchenrechts berücksichtigen noch viel zu wenig diese Verfassung, während die Nothwendigkeit einer ganz speciellen Darstellung neben der Darlegung der Consistorial-Verfassung sich immer bestimmter herausstellt. Die Materialien dazu fehlen jetzt nicht mehr und würden durch eine Uebersetzung der Schrift des Herrn Roijaards in erfreulicher Weise vermehrt werden. Möchte uns eine solche bald zu Theil werden! H. F. Jacobson.

Digitized by Google

№ 54.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1844.

XXX.

System der speculativen Ethik, eine Encyklopädie der gesammten Disciplinen der praktischen Philosophie von Dr. Johann Ulrich Wirth. Erster Band. Reine Ethik. Heilbronn, 1841. *X.* 196 *S. Zweiter Band. Concrete Ethik. Ebendas.* 1842. *VI.* 543 *S.*

Um dieses Werk richtig zu würdigen, um nicht durch viele Behauptungen desselben befremdet und zu ungerechtem Urtheil verleitet zu werden, hat man sich zu vergegenwärtigen, was von Vorgängern in diesem Gebiete geleistet worden ist. Dies wird unser *erstes* Geschäft sein. Daran soll sich dann *zweitens* eine gedrängte Darstellung des Systems schliefsen, welches im vorliegenden Werk exponirt ist; *endlich* soll die Beurtheilung desselben folgen.

1. Auch wem das frühere Werk des Verf.'s unbekannt wäre, würde aus dem vorliegenden sehn, dafs sich der Verf. viel mit der Hegel'schen Philosophie beschäftigt hat, und Ref. wird sich bei der heutigen Manier jeden in eine bestimmte Klasse zu setzen nicht wundern, wenn man, trotz der Polemik des Verf.'s, denselben einen Hegelianer nennt. Von noch gröfserem Einflufs aber möchte auf die Ausbildung seiner ethischen Ansicht gewesen sein, was Schleiermacher für die Ethik gethan hat; an diesen ist darum zuerst zu erinnern. Wenn irgend Etwas, so spricht für die grofse Bedeutung seiner „Kritik der bisherigen Sittenlehre," dafs ein Buch, welches so geschrieben ist, wie es ist, einen solchen Einflufs hat gewinnen können. Ich glaube, auch der exaltirteste Anhänger Schleiermachers wird die Lectüre dieses Buchs frei aufathmend schliefsen, so sehr ist es (abgesehn von der Anordnung) durch den gleichzeitigen Purismus, der alle ausländische Worte flieht, und Hellenismus in Constructionen und Wendungen, durch den Mangel aller Citate bei der ungeheuren Masse von Anspielungen, die des Mannes kolossale Gelehrsamkeit beurkunden, dem Leser schwer gemacht, die Resultate zu überblicken. Von dem Negativen abgesehn, sind diese in folgende Puncte zusammen zu fassen: 1. Die Ethik ist einseitig und unvollständig, wenn sie nicht zugleich Pflichten- Tugend- und Güter-Lehre ist. 2. Die Ethik mufs *alles* menschliche Handeln umfassen. 3. Die Ethik als Glied des ganzen philosophischen Systems kann nur mit und in diesem vollständig dargestellt werden. Allen diesen Forderungen sucht nun Schleiermacher nachzukommen in seinen, an seine Kritik sich anschliefsenden, Arbeiten für die Ethik. Diese finden sich bekanntlich in den von der Akademie herausgegebnen Abhandlungen über den Pflichtbegriff u. s. w., und in den nach seinem Tode herausgegebnen Vorlesungen über Sittenlehre. Betrachten wir in umgekehrter Ordnung zuerst die letzte Forderung, so spricht es die allgemeine Einleitung nicht nur aus, dafs die Ethik aus einem allgemeinen Wissen abgeleitet werden müsse, sondern sie ist selbst der Versuch einer solchen Ableitung, indem sie von Lehrsätzen aus der Dialektik ausgeht, und, die Ethik gegen die drei andern realen Wissenschaften abgrenzend, derselben ihre Stelle im System anweist. Was den zweiten Punct betrifft, so hat kaum Einer vor ihm in der Ethik so weit umfassende Formeln aufgestellt, das Hineinnehmen sonst ganz vernachläfsigter Thätigkeiten — man denke an die wissenschaftliche und künstlerische Thätigkeit, an die freie Geselligkeit u. s. w. —, die Verschmelzung des Rechtlichen und Moralischen sind Eigenthümlichkeiten, welche Schleiermachers Ethik charakterisiren. — Gehn wir endlich zu dem zuerst Bemerkten über, so will Schleiermacher nicht, dafs, wie er es an den Stoikern tadelt, Tugenden und Pflichten unter einander geworfen und eben so unmethodisch von Gütern gesprochen werde, sondern die ganze Ethik soll

Digitized by Google

eine Darstellung des höchsten Gutes sein, und eben so soll die ganze Ethik als System von Pflichten dargestellt werden u. s. w. So soll keine dieser Darstellungen vor der andern den Vorzug verdienen. Indefs kann doch nicht geleugnet werden, dafs Schleiermacher selbst einer dieser Darstellungsweisen einen gewissen Vorzug einräumt. Wir brauchen uns nicht einmal auf die ausdrückliche Erklärung in der Kritik zu berufen, das ganze Werk zeigt, wie ihm der Begriff des höchsten Gutes am Meisten geschickt für die Wissenschaft erscheint, während der Pflichtbegriff dieser Forderung am wenigsten entspreche. Dasselbe zeigt sich in der Ethik selbst. Würden diese drei „formalen" Begriffe wirklich in gleichem Range stehn, so müfsten sie offenbar die Puncte angeben, in welchen die Ethik den ihr coordinirten Wissenschaften zugewandt ist. In der That läfst er den Pflichtbegriff der Geschichte, den Tugendbegriff der Naturwissenschaft entsprechen, der Begriff des Guts aber entspricht ihm nicht etwa der Naturkunde, sondern der alle vier umfassenden Wissenschaftslehre oder Weltweisheit, — dies heifst doch offenbar nur, dafs, wie der Pflichtbegriff der sei, durch dessen Anwendung die Ethik sich am Meisten einer empirischen Disciplin annähme, so der des höchsten Guts der, wodurch sie eine philosophische Disciplin sei. Daher Aeufserungen, welche dem Pflichtbegriff fast nur technische Bedeutung zuschreiben, daher trotz der Behauptung, dafs die Ethik als Wissenschaft *nicht* die imperativische Form haben solle, die Pflichtformeln nur Imperative sind. Kurz, wir werden ihm nicht Unrecht thun, wenn wir wenigstens den Keim der Ansicht bei Schleiermacher finden, dafs die Auffassung der höchsten ethischen Idee als Pflicht zwar nothwendig aber die niedrigste, als höchsten Gutes dagegen die höchste sei. —

Wenden wir uns nun zu der Gestalt, welche die Ethik in dem Hegel'schen System gewonnen hat und gewinnen mufste, so hat, wie das bei einem so abgerundeten System nicht anders zu erwarten war, Hegel dieselbe, so kurz sie auch in manchen Parthien behandelt ist, doch als integrirenden Bestandtheil des ganzen Systems dargestellt. Sie nimmt bei ihm die mittlere Parthie der Lehre vom Geiste ein. Eben darum aber mufs Hegel aus der Ethik Vieles ausschliefsen, was Schleiermacher in derselben behandelt. Der Begriff des Geistes fällt bei Hegel mit dem Begriff der Freiheit und also auch der wirklichen Thätigkeit zusammen. Der erste Theil der Geisteslehre betrachtet die Stufenfolge von Freiheitserscheinungen bis dahin, wo die Freiheit als der Trieb erscheint, sich in die Objectivität hineinzuführen d. h. als Wille. Alle diese Gestalten zeigen uns also die Freiheit, wie sie nur subjectiv ist, — die *Psychologie* ist die Lehre vom nur subjectiven Geiste. (Auch Schleiermacher schliefst die Psychologie aus der Ethik aus, freilich, indem er sie ganz von der Geisteslehre absondert und der Naturwissenschaft zuweist). Die Freiheit, welche in der höchsten psychologischen Erscheinung Objectivität zu sein tendirte, diese als wirkliche Objectivität ist der Gegenstand des zweiten Theils der Geistesphilosophie, der Lehre vom objectiven Geist nach Hegel (d. h. der *Ethik*). Wie schon diese Bezeichnung andeutet, treten uns hier zwar höhere aber auch noch nicht die höchsten Formen der Freiheit entgegen. Wie die Subjectivität ein Mangel ist, so ist es auch die Objectivität, und so zeigt diese ganze Sphäre einen steten nie ganz überwundenen Conflict jener beiden Momente. Zuerst nämlich wird (im s. g. Naturrecht) die Freiheit betrachtet, wie sie als vorgefundne Welt existirt, die freilich aus dem Willen geboren ist, doch aber dem subjectiven Wollen als äufserliche darum zwingende oder gefürchtete Macht gegenüber steht d. h. das *Recht*. Weiter geht (in der Moral) die Betrachtung dazu über, dafs das subjective Wollen, aber nicht wie es die Psychologie betrachtet, sondern wie es Etwas für *Recht* erkennt, über die Handlung entscheidet, d. h. zur Betrachtung der moralischen Gesinnung. — Endlich betrachtet die Ethik diejenigen Gestalten, welche Hegel als „sittliche" im engern Sinne bezeichnet, die weder blofse Rechts-Institute sind noch auch blofs moralische Verbindlichkeit haben — die Ehe wird, wo sie blofser Vertrag oder blofse Gewissensehe ist, zum gröbern oder feinern Concubinat —, sondern eine höhere Einheit dessen, was vorher betrachtet. Diese „sittlichen Mächte" sind objectiv wie das Recht, sie wurzeln aber und bestehn nur durch die Gesinnung. Trotz dem aber kommt das Individuum diesen sittlichen Mächten gegenüber nicht zu seinem vollen Recht, es bleibt ein blofses Accidenz an denselben, „ob das Individuum sei, gilt der objectiven Sittlichkeit gleich," sie ist „die ewige Gerechtigkeit, gegen die das eitle Treiben der Individuen nur ein anwogendes

Digitized by Google

Spiel bleibt" (Hegel). Hier in dieser ganzen Sphäre kommt es eben deshalb zu keinem wahren Frieden, der nur dort hervortreten kann, wo das Individuum sich als berechtigt, jene allgemeine Macht zugleich als Liebe und Barmherzigkeit weifs. Darum zeigt sich hier in diesem ganzen Gebiete das Verhältnifs, dafs die objective Macht für das Subject „bindende Pflicht ist," — (d. h. *Gesetz*, durch das Gesetz aber wird der Mensch nicht selig, weil das Gesetz den tantalischen Widerspruch in sich enthält) — und auch die höchste Form des objectiven Geistes der Geist der Geschichte (Weltgeist) zeigt uns noch den *endlichen* Geist. (Ich weifs wohl, dafs man jetzt sagt: nach Hegels Lehre sei die Philosophie der Geschichte der Schlufspunct des Systems, obgleich *er* die Aesthetik u. s. w. darauf folgen läfst). Der Geist in seiner wahren Freiheit — Absolutheit, Unendlichkeit — tritt uns erst dort entgegen, wo das einzelne Subject *sich* als *absolut* (absolvirt) weifs, weil es in jener Macht sich repräsentirt weifs, und eben so jene Macht *absolut* ist, weil sie nicht ein blofses Sollen für das Subject ist, sondern in dem Subjecte *sich* spiegelt. Die Sphäre der Versöhnung ist daher die Sphäre des absoluten Geistes, mag der Genufs der Versöhnung nun darin bestehn, dafs das Subject dieselbe als aufser sich geschehend anschaue, oder darin, dafs es dieselbe in sich erfahre, oder endlich darin, dafs es dieselbe als nothwendig begreife. Sobald Hegel die Ethik als Wissenschaft vom *objectiven* Geiste fafste, so war es darum nothwendig, dafs er die künstlerische Thätigkeit, das religiöse Leben, die wissenschaftliche Beschäftigung *nicht* in derselben behandelte, und anstatt des Vorwurfs, den man ihm gemacht hat, dafs er das Verhältnifs von Kirche und Staat nur in einer Anmerkung behandelt, mufste man ihm vielleicht vorwerfen, dafs er es überhaupt in der Philosophie des Rechts gethan. In diesem Puncte mufs also natürlich die gröfste Differenz zwischen Hegel und Schleiermacher Statt finden. — Fragen wir nun endlich, wie es sich bei Hegel hinsichtlich jener drei formalen Grundbegriffe verhalte, so sagt er das Wesentliche sei „die Entwicklung der sittlichen Verhältnisse, die durch die Idee der Freiheit nothwendig sind." Da alle diese Verhältnisse *Güter* sind im Schleiermacher'schen Sinn, so kann man denen Recht geben, welche behaupten, Hegel habe die Ethik nur als Güterlehre dargestellt. Indefs, obgleich nur beiläufig, weist er den andern Begriffen doch auch ihren Ort an. Bei dem Uebergange nämlich von der Moralität zur Sittlichkeit sagt er, diese Verhältnisse erschienen dem Subject als bindende Pflichten, und es unterscheide sich also seine Darstellung von einer Pflichtenlehre, „dadurch, dafs die sittlichen Bestimmungen sich als nothwendige Verhältnisse ergeben, hiebei stehen geblieben und nicht zu jeder derselben noch der Nachsatz gefügt wird: also ist diese Bestimmung für den Menschen eine Pflicht." Eine ähnliche Aeufserung findet sich hinsichtlich der Tugend. Auch nach Hegel wäre es also *möglich* die ganze Ethik als Pflichtenlehre darzustellen, (freilich hat diese Behauptung hier einen ganz andern Sinn als bei Schleiermacher, bei dem, um sein Beispiel festzuhalten, diese beiden Behauptungsweisen sich verhalten sollen, wie der Kreis, einmal durch concentrische Kreise, das andere Mal durch sich schneidende Diameter getheilt). Weil aber dabei nicht sowohl jene sittlichen Gestalten selbst, als vielmehr *ihr Verhältnifs zu dem Subjecte* betrachtet würde, der moralische Standpunct aber gerade der des Verhältnisses ist, so scheint es passender, wie Michelet dies — offenbar im Sinne des Meisters — gethan hat, diese beiden Begriffe vor der Abhandlung der sittlichen Verhältnisse zu entwickeln. Und auch hierin mufste Michelet den Sinn des Systems getroffen haben, dafs er die Tugend als das mehr unmittelbare Verhältnifs voranstellt. In Hegels Rechtsphilosophie selbst tritt uns ein gewisses Schwanken entgegen, welches begreiflich ist, da die Tugend, d. h. die Virtuosität der Sittlichkeit, eben sowohl glückliches Naturell als auch Resultat pflichtmäfsigen Handelns sein kann. Als die principiellen Differenzpuncte zwischen der Hegel'schen Ethik und der Schleiermachers werden wir also hervorheben müssen, dafs nach Hegel *nicht* alle menschliche Thätigkeit in der Ethik behandelt wird, und dafs jene drei formalen Begriffe *nicht* gleiche Dignität haben, sondern der Tugend-, Pflicht- und Güterbegriff eine Stufenfolge verschiedener Auffassungen des Ethischen darbieten. —

2. An die beiden charakterisirten ethischen Systeme schliefst sich nun das des Verf.'s und zwar so, dafs er in Vielem sich mit Hegel einverstanden erklärt, in Vielem von ihm abweicht, und eben so sich zu Schleiermacher verhält. Um durch diese Behauptung nicht den Verdacht zu erwecken als trete uns hier ein

Digitized by Google

systemloser Eklekticismus entgegen, versuchen wir, den Gang des vorliegenden Werks zu reconstruiren: Zunächst kommt hier die *Einleitung* in Betracht (§ 1 — 5), welche den Begriff der Ethik zu fixiren und sie gegen die andern Glieder des Systems abzugrenzen sucht. Hier erklärt sich nun der Verf. auf das Entschiedenste dagegen, dafs man der Ethik nur den objectiven (und darum endlichen) Geist zum Object gegeben habe, vielmehr ist die Ethik „die Wissenschaft des absoluten Geistes als des sein absolutes Selbstbewufstsein zu seiner eben so unendlichen Realität verwirklichenden Willens." Ihre encyclopädische Stellung wird darum so entwickelt: das System des Wissens, wozu die Logik als wahrhafte Wissenschaftslehre die Erhebung darstellt, betrachtet das Absolute als Welt*wesen*, Welt*seele*, Welt*geist*. Der letztere ist *zunächst*, wie die Weltseele, *natürlich* bestimmt, und als solcher der Gegenstand der Anthropologie (welche nicht nur den subjectiven Geist, sondern die ganze begeistete Gattung betrachtet); das *Weitere* aber ist, dafs er nicht in seiner Natur verharrt, sondern in Religion, Metaphysik und Kunst, die sich wie Verstand, Vernunft und Phantasie verhalten, Selbstbewufstsein gewinnt. Dieses Selbstbewufstsein aber *verwirklicht* er endlich in *seiner* Natur und der ganzen tellurischen Leiblichkeit und in dieser Verwirklichung ist er die Sittlichkeit, d. h. der absolute Geist. Da die Metaphysik erst zu gründen ist, so wird die Sittlichkeit in ihrem Verhältnifs nur zur Religion und zur Kunst zu betrachten sein. Die Religion ist das reflectirende Bewufstsein vom Gefühl der substanziellen Einheit mit dem Allgemeinen. Darum ist ihre Form der Verstand. In jener Reflexion wird ihr das Allgemeine zu einem transscendentalen Objekt, einem unsinnlichen Dinge, von dem das reflectirende Bewufstsein sich getrennt (Sündenfall), mit dem aber auch Eins (Versöhnung) weifs. In dieser ist erst der absolute Geist wirklich, und die Religion wird zu einer ethischen Macht, freilich nur zu einer besonderen Potenz der absoluten Sittlichkeit, so dafs es falsch wäre sittliche Erscheinungen, welche in einem andern Princip wurzeln (wie das Recht im objektiven Geiste), nur aus dem religiösen Princip ableiten zu wollen. — Wie die Religion den Verstand, so hat die *Kunst* zu ihrer Form die Phantasie, die nicht blofse Einbildungskraft ist, sondern ihre Gebilde aus der Vernunft schafft. Die Kunst ist eine höhere Potenz als die Religion und das metaphysische Selbstbewufstsein. [Den eigentlichen Beweis kann nur die Psychologie des Verf.'s geben, der Grund den er p. 9 angibt, ist sehr seltsam: da es doch die Religion ist, der die Kunst ihre Tempel baut u. s. w. Aus diesem *dienenden* Verhältnifs sollte man eher das Gegentheil folgern. Ueberhaupt enthält der § 4 vieles Schwankende: so möchte, dafs der Sculptur, *weil* sie unmittelbar in die *praktische* Sphäre eingreift, die höchste Stelle eingeräumt wird, sich weder rechtfertigen noch mit dem vereinigen lassen was der Verf. in diesem selben § und sonst von der dramatischen Kunst sagt]. Von einem negativen Verhältnifs der Sittlichkeit und Kunst kann nicht die Rede sein, da jene ja dieselben Conflicte (arbeitend) versöhnt, deren Versöhnung diese (spielend) darstellt. Darum ist auch die Kunst eine ethische Potenz, sie ist aber in der absoluten Sittlichkeit nur Potenz, dies geschieht indem auch das Schöne der klaren Vernünftigkeit untergeordnet wird. — Als alle Sphären des absoluten Geistes sich unterordnend ist daher die Ethik die absolute Wissenschaft des absoluten Geistes. —

Die *reine Ethik* (p. 20—196) hat aus dem Begriff des Absoluten abzuleiten, was die Einleitung im Gegensatz gegen andere Formen nachzuweisen suchte, „dafs der Geist in der Form freier Sittlichkeit die wahrhafte Existenz des Absoluten sei." Sie ist für die Ethik was die Wissenschaft von den allgemeinen Kategorien für die Philosophie überhaupt. Sie hat die allgemeinen Begriffe auseinanderzulegen, welche *einen jeden* concreten Act des sittlichen Willens construiren. Mit dem Absoluten mufs also begonnen werden. Dieses ist zunächst in seinem reinen abstractesten Begriff als das noch Ununterscheidbare, d. h. als *reine Einheit* zu denken (p. 21): denn welchen Begriff man von demselben aufstellen mag, das mufs er schlechterdings enthalten, dafs es die Identität alles aus ihm Gewordenen, alles Endlichen, dafs es also unendliche Einheit ist. Diese aber kann am Anfange nur als reine Einheit bestimmt werden (p. 75).

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 55.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1844.

System der speculativen Ethik, eine Encyklopädie der gesammten Disciplinen der praktischen Philosophie von Dr. Johann Ulrich Wirth.

(Fortsetzung.)

In diesem Begriff aber soll der Widerspruch liegen, dafs diese Einheit als das Nichts aller Bestimmtheit selbst die *Bestimmtheit* ist, ein Widerspruch in welchem die unendliche Einheit sich ewig als Bestimmtes setzt und über dieses hinausgeht und aus dem eben deshalb die unendlich vielen Endlichen resultiren, — die *Natur*. Aus dieser Vielheit sehnt sich die Einheit in sich zurück um actu zu sein, was sie ursprünglich und an sich ist, eine Sehnsucht die sie nicht durch das Aufgeben des Schaffens befriedigt sondern so, dafs sie die gesetzte Vielheit in die atome Einzelheit zurücknimmt, um nun aus dieser unendlichen Einzelheit, Monade, Ichheit das Bestimmte aber als eins mit dem Unendlichen zu schaffen. Dies ist der *Wille* und sein Werden aus dem Absoluten (p. 23). So ist der Wille die Selbstactualisirung des Absoluten, des Willens Schöpfung die Versöhnung des Widerspruchs, in welchen sich Gott in der ersten Schöpfung begeben mufste (p. 24). Das rein ideelle Wesen des Willens hat der erste Theil der reinen Ethik zu betrachten, *die ethische Metaphysik* (p. 25—39). Sie betrachtet das *Gute*, nicht wie es Product des Willens ist, sondern in seiner metaphysischen Natur, d. h. wie es das Wesen aller Dinge, im specifischen Sinne aber, d. h. als der zu sich gekommene Weltzweck das eigentliche Wesen des Willens ist. Dieser Begriff wird entwickelt und gezeigt wie das Gute zunächst zu fassen ist als dem Bösen gegenüberstehend und also als die eine Seite des Gegensatzes, wie es ferner genommen werden mufs als die Mitte und das Maafs der Gegensätze, wie es aber in seiner absoluten Wahrheit nur gewufst wird als die Entgegengesetzten in sich aufnehmend, und darum ihre unendliche Einheit. So ist das Gute Quell und Resultat des Bösen, als Beides es beherrschend. Indem aber das Gute so als realer Lebensprocefs sich erweist, geht es aus der erscheinungslosen Idealität in der es die ethische Metaphysik betrachtete, in die reale Erscheinung über und ist hier Gegenstand der *ethischen Anthropologie* (p. 39—98). Sie hat den Willen als Werden aus seiner ursprünglichen Natur zu begreifen, und umfafst daher nur *das* Anthropologische was unmittelbare Beziehung aufs Sittliche hat, und eben so das nicht mehr, was schon durch eine umbildende Thätigkeit des Geistes auf seine Natur entstanden ist. Zuerst betrachtet die ethische Anthropologie *den natürlichen Willen*. Die Momente des Guten erscheinen hier wegen der Natürlichkeit als auseinander fallende besondere Gewalten, eigenthümliche Triebe, und darum sind hier als wesentliche Momente zu betrachten: der sittliche Trieb, das radicale Böse, und ihre Einheit der natürliche Zustand. Jene beiden bieten uns Erscheinungen, die ihren *metaphysischen Grund* im Absoluten selbst haben, die dritte stellt uns das Wechselleben beider Formen dar, das als Unschuld bezeichnet werden kann. Gerade wegen des Widerspruchs aber, der in diesem Wechselleben liegt, mufs sich der Geist aus ihm herausziehn, und in solchem aus der Natur in sich Gehen ist der Wille *intellectueller Wille*, welchen die Anthropologie zweitens betrachtet. Unter dieser Ueberschrift wird zuerst das Gute betrachtet wie es zum Bewufstsein seiner selbst kommt und praktische Intelligenz ist, ferner diese wie sie sich gegen das empirisch Gegebene bethätigt; in dieser Energie ist sie erst wahrhafter Wille oder zeigt Freiheit (deren verschiedene Momente ausführlich erörtert werden). Diese als das Sicherreichen der unendlichen Einheit ist der eigentliche Zweck ihres Schaffens, und hat eben deshalb ihre wahre Rea-

Digitized by Google

lität nur dort wo der Wille (des Subjects) sich als Eins setzt mit dem substanziellen Geist, in welchem Verhältnifs Freiheit und Nothwendigkeit wahrhaft versöhnt sind. Die wahre Einheit des substanziellen Willens und der intellectuellen Freiheit ist das *Gewissen*, das dritte Object der ethischen Anthropologie, welches eben sowol in jenem als in diesem wurzelnd, sowol als ursprüngliches als auch als gebildetes zu fassen ist. Zugleich bahnt dieser Begriff den Uebergang zur *ethischen Kosmologie* (p. 98—196), welche zeigt wie die sittliche Idee zunächst in die eigne Leiblichkeit und dann weiter in die ganze tellurische Leiblichkeit eingebildet wird, oder welche das erst Seele- dann Welt-Werden derselben darstellt. Ihren Inhalt bilden die reinen Formen der Sittlichkeit im eigentlichen Sinne des Worts, deren Substanz das Gute (der Gegenstand der ethischen Metaphysik), deren Organ das natürliche Leben des Geistes (ethische Anthropologie) gewesen war. Dieses Werden der allgemeinen Substanz zum Geist einer freien Welt ist ein Procefs, indem sich vorerst die allgemeine Substanz in das Bewufstsein der Einzelnen erhebt, aber ohne schon deren subjectiver Wille zu sein, vielmehr nur in der Bestimmung, ihn sich zu unterwerfen, — das Sittliche *als absolute Norm*. Die Begriffe des Gesetzes, der Pflicht und des Erlaubten zeigen hier die dialektische Stufenfolge; ihnen entsprechen die Begriffe des Wissens, Sollens, Dürfens. Der letzte derselben aber macht den Uebergang zum *Sittlichen im Elemente der Persönlichkeit*. Die verschiednen Formen desselben verhalten sich zu dem zuerst betrachteten wie die Tugend zur Pflicht. Die Tugend zeigt nämlich die in der Pflicht negativ gesetzten Triebe als vom Sittlichen beseelt. Diese Beseelung aber geschieht nicht unmittelbar, deshalb hat die Tugend zu ihrer Voraussetzung das subjective Böse und die Ascese, aus welcher das Subject zur *frei* gesetzten Einheit mit der Objectivität des Sittlichen als seiner Seele zurückgeht, worin eben die Tugend entsteht. (Am Ausführlichsten wird hier das subjective Böse betrachtet, das sich von dem radicalen wie freie That von Naturbestimmtheit unterscheidet. Es wird, nachdem die Begriffe des Schuldigseins, der Zurechnung u. s. w. erörtert sind, durch die Stadien des Vergehns, des Lasters bis zu dem Puncte hindurchgeführt, wo es als continuirlicher allgemeiner Zustand erscheint). In der Tugend ist die Vernunft d. h. das Allgemeine zu dem das Individuum Beseelenden geworden; indem sich so das sittliche Universum im Gemüthe des Einzelnen bewegt, dieser also nur will und sich empfindet in diesem universellen Geiste, fallen in ihn entgegengesetzte Bestimmungen, deren Lösung die Liebe als die Grundtugend ist, d. h. das Sichanschauen des Universalgeistes in den Einzelnen. Indem sich diese Grundtugend actualisirt, in jedem Actualisiren aber Zweck und Mittel oder Inhalt und Form sich unterscheidet, so zerfällt die Grundtugend in zwei Klassen von reinen oder Cardinal-Tugenden, d. h. in solche sittliche Potenzen, die durch alle sittlichen Sphären hindurchgehen und nicht (wie z. B. Tapferkeit) nur einer angehören. Ihre wahre Wirklichkeit hat dann endlich die Tugend in dem tugendhaften Handeln, welches sich dadurch, dafs es eine continuirliche durch die Gesinnung gesetzte Reihe ist, von der pflichtmäfsigen Handlung wesentlich unterscheidet, und aus der Anschauung des Sittlichen als einer Totalität fliefst, in welcher jede Potenz eben so sehr Mittel als in sich Selbstzweck ist. Das Sittliche als diese Totalität ist *das höchste Gut*, das (eben wie die absolute Norm) objective Gültigkeit hat, zugleich aber (wie die Tugend) als freie Geistigkeit sich zeigt, kurz nichts Anderes ist als die begeistete Wirklichkeit der allgemeinen Vernunft. Als dieses allgemeine aber in sich begeistete, hervorgebrachte, aber immer neu sich hervorbringende Werk ist das höchste Gut, die Verwirklichung des Weltzwecks oder die Herrschaft über die Natur, ist objectiver Organismus, ist endlich, weil er begeisteter in die Subjectivitäten reflectirter Organismus ist, von diesen empfundene Glückseligkeit. Darum gehn namentlich die ethisch-kosmologischen Begriffe der Pflicht und der Tugend in diesem Begriffe zusammen. Er enthält sie beide, darum erscheinen in dem sittlichen Organismus die sittlichen Bestimmungen immer wieder als Pflichten für den Einzelnen oder als Tugenden an ihm, die beide das stete *Werden* jenes Organismus bedingen. Demnach ist das Gut, obgleich es neben ihm Tugenden und Pflichten gibt, doch die Pflichten und Tugenden aus sich zeugende Macht. Darum mufs Schleiermachers Formel so berichtigt werden: In dem Begriffe der Pflicht ist weder der der Tugend noch des Guts, in dem der Tugend aber ist der der Pflicht nicht aber des Guts, und in dem des Guts ist der der Pflicht und der Tugend enthalten.

Digitized by Google

Wie das Gute sich als das das Böse überwindende erwies, so ist auch das höchste Gut als das das höchste Uebel überwindende und darum sich entwickelnde zu fassen. —

Der zweite Band enthält die concrete Ethik (p. 3—543). Die ganze Welt des Sittlichen ist nur als ein System darzustellen, in dem die drei Begriffe der ethischen Kosmologie die Elemente bilden und darf deshalb weder das Ganze unter *einem* dieser Begriffe, noch auch je eine Sphäre desselben nur unter einem dargestellt werden. Der Begriff des Organismus hatte sich als der die andern beiden umfassende erwiesen, und so ergeben sich folgende drei Verhältnisse: entweder ist der Tugendbegriff oder der der Pflicht der im sittlichen Organismus herrschende oder beide durchdringen sich gegenseitig, und darum hat die concrete Ethik darzustellen das System der individuellen, der objectiven, der absoluten Sittlichkeit. Jede dieser Sphären wird immer alle drei Grundbegriffe enthalten (z. B. die individuelle Sittlichkeit die *Pflicht* der Selbsterhaltung, die *Tugend* der Mäfsigkeit, die Ehe die ein *Gut* ist u. s. w.), nur wird in jeder ein andrer Begriff der herrschende sein.

Das *System der individuellen Sittlichkeit* (p. 6—77) betrachtet die identischen Formen derselben, wo die sittliche Individualität nur als abstractes oder allgemeines Fürsichsein zur Sprache kommt, das als solches die Pflicht hat sich zu erhalten und zu behaupten, ferner die differenten Formen derselben, die uns das Individuum zeigen, wie es seine natürlichen Besonderungen (Geschlecht, Talent u. s. w.) in selbst gesetztes verwandelt oder *bildet*, endlich die concreten Formen derselben, deren höchste die Ehe, weil sie die Gestalten der individuellen Sittlichkeit abschliefst, und den Uebergang zu höheren macht, eben deshalb der Sanction dieser höheren bedarf. — Das *System der objectiven Sittlichkeit* umfafst die Philosophie des Rechts (p. 78—390). Der Staat, der hier betrachtet wird, zeigt den sittlichen Geist in seiner Objectivität. Da seine Aufgabe ist, die tellurische Natur zu bewältigen, so ist zunächst sein Element die Industrie. Er befafst aber zugleich alles Sittliche; seine eigenthümliche Form ist das objective Gelten des Willens in seiner Allgemeinheit, und da dies den Begriff des Rechts giebt, so sind Staat und Rechtsorganismus Wechselbegriffe. Die Existenz des Rechts ist nur der Staat. Darum bildet der Staat die Mitte zwischen der individuellen und absoluten Sittlichkeit, und Hegels Anordnung mufs dahin rectificirt werden, dafs die Moralität in zwei Hälften zerfällt, die im Staat als ihrem Centrum identisch sind und von denen die eine, die individuelle unter, die andere, die absolute, über ihn hinausfällt. Die Philosophie des Rechts befafst zuerst *das bürgerliche Recht* (89—166). Hier wird gezeigt, wie die Totalität des Staates sich in besondere, Rechtstotalitäten besondert, was durch die *Theilung der Production* und die dadurch hervortretenden Stände geschieht, und wie der Einzelne, nachdem er sich seinem Stande eingelebt seinen Antheil an der Gesammtproduction als Eigenthum erhält. In dieser Spitze der Vereinzelung aber erscheint nothwendig der jener Selbstdifferenzirung der sittlichen Substanz entgegengesetzte Zug des Einzelnen zur Totalität hin, ein Zug der zunächst den *Vertrag* zur Folge hat, seine eigentliche Wahrheit aber in der *Gemeinde*, in welcher eine concrete Einheit jener Substanzialität, die sich in der Ständegliederung zeigte, und der Freiheit, welche sich im Vertrage bethätigte, zum Vorschein kommt, und die, wie die Familie die individuelle, so die bürgerliche Sittlichkeit abschliefst, und den Uebergang zum *Staatsrecht* bildet (p. 167—338). Hatte im bürgerlichen Recht sich die Vernunft nur als ein Elementarreich von selbstständigen besondern Einheiten gezeigt, so zeigt dagegen das Staatsrecht wie die allgemeine Rechts-Idee sich aus sich als ein Ganzes constituirt. Diese Constituirung ist Werden zur Wirklichkeit und damit Selbstunterscheidung, daher mufs der Staat in qualitative Differenzen auseinander gehn, welche als besondere Mächte in besonderen Rechtskreisen gelten, bei aller ihrer relativen Selbstständigkeit einem Grundwillen subjicirt sind. Was hierin enthalten ist, wird nun nach seinen einzelnen Momenten entwickelt und demnach zuerst das *Staatsoberhaupt* als die Centralgewalt nach Aufsen und Innen, ferner die *gesetzgebende Gewalt* hinsichtlich ihrer Organisation, ihres Geschäftskreises und seiner formalen Verhältnisse, endlich, am Ausführlichsten, die *Staatsverwaltung* betrachtet. Sie ist die Thätigkeit des Staats, das allgemeine Gesetz in das Concrete einzuführen und schliefst das Finanzsystem, die polizeiliche Thätigkeit und die Rechtspflege in sich. — Der Widerspruch, dafs im Staate das Recht, d. h. die allgemeine Vernunft seine innere und äufsere Bestimmt-

Digitized by Google

heit in der besonderen Nationalität hat, löst sich dadurch, dafs der besondere Staat über sich hinausgeht und sich mit andern Staaten einigt, daraus ergiebt sich ein System von Rechtsbeziehungen der Staaten unter sich, deren System das *Völkerrecht* ist, zu dem sich die Staaten verhalten, wie die Gemeinden zum Staat, und das eben deshalb seine Existenz nur dem Bewufstsein verdankt, dafs der Staat nicht das Höchste für den Willen ist. Die *friedlichen Völkerverhältnisse*, die das Souveränitätsverhältnifs der Völker, ihre Verträge und das stabile Organ für beide die Diplomatie zu ihren Erscheinungsformen haben, die *feindlichen Verhältnisse*, unter welchen der Krieg in seinen einzelnen Momenten zu verstehen ist, führen endlich auf die Idee der *Staatenallianz* als dem eigentlichen Ende des Völkerrechts, welches selbst aber über die Form des blofsen Rechtes hinausgehend wesentlich auf dem Geiste, der freien Sitte, als seiner Norm beruht. Darum bahnt es den Uebergang dazu was im dritten und letzten Theil, der concreten Ethik zu betrachten ist, dem *System der absoluten Sittlichkeit* (p. 391—543). Die Innigkeit, welche die individuelle, die Allgemeinheit, welche die objective Sittlichkeit charakterisirten, vereinigen sich in der absoluten Sittlichkeit, welche das Leben des allgemeinen Geistes darstellt, wie er sich als Subjectivität activirt indem er sich in dem Einzelnen erfafst; als Totalität aller früheren, ist die absolute Sittlichkeit ein Organismus, ein Reich, das jene frühern in sich schliefst, aber nicht mehr wie die Familie durch den individuellen Geist oder wie der Staat durch Volksthümlichkeit beschränkt, sondern das Reich der *Humanität* ist. Da die absolute Sittlichkeit Identität der subjectiven und objectiven ist, so darf sich nichts in ihr finden, was nicht aus der Subjectivität, der Innerlichkeit geflossen ist. Der Ausgangspunkt ist daher in ihr das Denken und da dieses ein dreifaches ist, verständiges (reflectirendes), vernünftiges, anschauendes, so gibt es auch drei Formen der absoluten Sittlichkeit. Erstlich nämlich die aus dem reflectirenden Denken fliefsende oder die Verwirklichung des reflectirenden Bewufstseins vom Absoluten zu einem System des Willens, die im *System der religiösen Sittlichkeit* (p. 395—472) betrachtet wird, und als deren Momente sich der Cultus (d. h. das subjectiv religiöse Leben), das Kirchenrecht (d. h. das Leben in der Kirche), endlich die praktische Religiosität erweisen, welche letztere das Leben in der religiösen Liebe ist, welche sich in den verschiedenen Tugenden bethätigt. Die letzte Action der religiösen Sittlichkeit (Missionsthätigkeit) bahnt durch ihre universelle Tendenz den Uebergang zum *System der intellectuellen Sittlichkeit* (p. 472—506). Sie besteht darin, dafs der Geist den ganzen Inhalt des Seins in das höchste Wissen erhebt um es aus diesem neu zu erzeugen. Nach ihrem intensiven Gehalt betrachtet ist sie das Höchste des ganzen ethischen Gebiets. Aber in dieser ihrer höchsten Form ist sie nicht auf einmal da, sie hat vielmehr selbst einen Procefs des Werdens im *Organismus des Unterrichts*, welcher in seinen wesentlichen Momenten construirt, dessen Verhältnifs zu Staat und Kirche erörtert wird etc.; im Resultate desselben, welcher zugleich der den ganzen Unterricht hervortreibende Zweck ist, erscheint sie in ihrer lichten reinen Gestalt als das *speculative Leben*, welches in der speculativen Wiedergeburt beginnend, in der speculativen Seeligkeit endigt. Es ist aber in den bisher betrachteten Formen der absoluten Sittlichkeit der Gegensatz der Vernunft und Sinnlichkeit noch unvermittelt geblieben. Dieser letzte auch wird überwunden in dem *System der schönen Sittlichkeit* (p. 506—543). Die Vollendung des Sittlichen ist, dafs es unter die Form des Schönen trete. Die schöne Sittlichkeit nimmt daher ihren Inhalt aus den frühern Gebieten und gestaltet ihn, indem sie die in der Religion und Wissenschaft liegenden ethischen Begriffe zur unmittelbaren Lebendigkeit entfaltet. Damit tritt die schöne Sittlichkeit als eine besondere neben den übrigen Formen auf, nimmt sich eine besondere Zeit, den Abend und Sonntag des Lebens hinweg und es ist darum der Genufs des schönen Elements sittlich nur nach der Arbeit. Weil die schöne Sittlichkeit (wie die religiöse) die beiden Elemente des Objectiven und Subjectiven vereinigt, so ist auch ihre Eintheilung jener analog und zuerst wird die *objective Form* derselben betrachtet, wo das Verhältnifs derselben zum Staat zur Sprache kommt. Die *subjective Form* zeigt uns die schöne Sittlichkeit im Elemente des Einzelnen, der Familie, endlich der Gesellschaft. Im geselligen Spiel ist die höchste Spitze erreicht und dieses Ende der schönen Sittlichkeit ist zugleich der Schlufs des ganzen Systems. —

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 56.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1844.

System der speculativen Ethik, eine Encyklopädie der gesammten Disciplinen der praktischen Philosophie von Dr. Johann Ulrich Wirth.

(Schlufs.)

3. Der Auszug aus dem vorliegenden Werk ist in solcher Extension gegeben, weil wir es für aufserordentlich bedeutend halten, und weil seine Hauptbedeutung, die wissenschaftliche Strenge in der Gliederung nur durch das ausführliche Hervorheben der Uebergänge gehörig ins Licht gesetzt werden konnte. Dafs wir daher gerade die concrete Ethik kürzer behandelt haben, geschah theils weil die Fülle des Stoffs uns nöthigte auf Angabe der einzelnen Abschnitte uns zu beschränken, theils weil gerade die ausführlichere Darstellung der reinen Ethik dem Leser dieser Anzeige Winke genug gegeben haben wird, wie er sich das Ausgelassene zu ergänzen habe. Indem wir jetzt zu einigen kritischen Bemerkungen übergehn, werden wir dabei den *Inhalt* dieses ethischen Systems in's Auge fassen, dann zu der dabei befolgten *Methode* übergehn und endlich einige Bemerkungen über die *Darstellungsweise* und den Styl folgen lassen. Was nun zuerst den Inhalt betrifft, so werden gewifs Manche den Verf. tadeln, dafs er in die Ethik aufgenommen habe, was gar nicht mehr in dieselbe hineingehöre, so die künstlerische, wissenschaftliche u. s. w. Thätigkeit. Allein wer von dem, was die beiden am Anfange dieser Anzeige charakterisirten ethischen Systeme geltend gemacht haben, auch nur Notiz genommen, wird wenigstens gestehn müssen, dafs der Verf. hier nicht allein stehe, wer sich zu einem von beiden bekennt, wird sich mehr oder minder mit ihm einverstanden erklären müssen. Hinsichtlich Schleiermachers liegt dies auf der Hand; nicht nur dafs er in seiner Kritik es fordert, in seiner Sittenlehre hat er es gezeigt, dafs *alles geistige* Leben, soweit es sich als Willensbethätigung zeigt, unter die Pflichtformeln oder unter die Ausdrücke für die Bestimmung des höchsten Gutes fallen müsse. Aber auch welche sich an Hegel anschliefsen, müssen am Ende gestehn, dafs die Differenz zwischen dem System des Verf.'s und dem Hegels mehr in der Anordnung und den Worten liegt als in der Sache. Der Vf. begreift (s. II. p. 398) unter Sittlichkeit „die ganze Welt des Geistes," darum mufs ihm die Ethik die volle Construction dieser Welt begreifen, also *alles* Handeln befassen. Nun ignorirt das Hegel'sche System weder *die* Bethätigung des Geistes, welche in dem Zustandekommen des Kunstwerks sich zeigt, noch *die*, welche es als den religiösen Cultus bezeichnet, es betrachtet aber beide nur an einer andern Stelle, jene nämlich am Ende der Aesthetik, da wo das Schöne sich als Erleben des Schönen im Kunstgenufs zeigt, diese am Ende der Religionsphilosophie. Würde die letztere nur das speculative Gegenbild zur Dogmatik sein, so hätte der Verf. Recht, dafs im Hegel'schen System die religiöse Sittlichkeit keinen Platz habe. Dies ist aber nicht der Fall, sondern die Religionsphilosophie enthält eben so sehr einen Theil, welcher zur theologischen Moral das speculative Gegenbild ist. Ref. will nicht leugnen, dafs in Hegels Vorlesungen, und nun gar in der Encyklopädie, die theoretische Seite der Religion besonders hervorgehoben ist, er ist sich aber der völligen Uebereinstimmung mit Hegels System bewufst, wenn er die Bethätigung des religiösen Glaubens eben so ausführlich betrachtet und dasselbe — er freut sich hier seiner Uebereinstimmung mit dem Verf. — durch die Momente des religiösen, kirchlichen und religiös-sittlichen Lebens hindurchführt. — Der Verf. trennt dies, ja sogar den Cultus, weil er ein Handeln ist, ganz von der Religionsphilosophie, die ihm also nur die Bedeutung der speculativen *Dogmatik* behält. Darum können wir dem Vf. nicht zugeben, dafs der Hegel'schen Betrachtungsweise wesentliche Lebens-

Digitized by Google

sphären absolut unbegreiflich bleiben müfsten, vielmehr ist — immer von der Anordnung, die wir durchaus nicht für unwesentlich halten — die Differenz zwischen seinem und dem Hegel'schen System diese: Er betrachtet das Leben des Geistes, welches sich als individuelle und objective Sittlichkeit zeigt, weil aber die Religion, Wissenschaft und Kunst auch *ins Leben* treten, so betrachtet er sie soweit sie sittliche Potenzen sind unter dem Namen absolute Sittlichkeit, und das System alles dessen, was das praktische Leben des Geistes constituirt, giebt ihm den Inhalt der praktischen Philosophie oder *Ethik*. — Hegel betrachtet gleichfalls, was der Vf. individuelle und objective Sittlichkeit genannt hat, und bestimmt nur dies als Gegenstand der praktischen Philosophie oder *Ethik*, deren Schlufspunct das bildet, was Hegel Weltgeschichte nennt, der Vf. aber Werden der Staatenallianz nennen mufs. Er betrachtet gleichfalls das Praktischwerden der Kunst und der Religion, weil es aber die *Kunst* ist, welche hier sittliche Potenz wird, deswegen betrachtet er sie in der Aesthetik, und eben so die *Religion*, auch wo sie sittliche Potenz wird, in der *Religionsphilosophie*. — Mehr Anstofs als dies, dafs Vieles, was man gar nicht, oder höchstens als Adiaphoron in Ethiken zu finden pflegt, hier als wirklich Sittliches aufgenommen ist, wird ohne Zweifel erregen, was der Vf. als höchste Erscheinung der Sittlichkeit bezeichnet. Wir sind überzeugt dafs Viele, die (wie dies wohl geschieht) von seinem Buch nur Vorrede und Ende lesen, — jene um zu sehn, von welchen Prämissen es ausgeht, diese um zu sehn, was dabei herauskommt, — wenn sie hier finden, das Liebhabertheater sei die höchste Spitze der Sittlichkeit, dafs sie sich kreuzigen und segnen, und wenn gar (wie wir glauben) der Vf. ein Pfarrer ist, diesen zur Excommunication vorschlagen werden. Wir wollen diesen zuerst nur entgegensetzen, dafs Schleiermacher auch ein Pfarrer war — wollte Gott, dergleichen Pfarrer wären häufiger — und dafs in seiner Sittenlehre das gesellige Spiel auch gewaltig nahe an die Kirche herangerückt ist. Eine bessere Rechtfertigung aber als in dieser Autorität, liegt darin, dafs wenn dem Verf. einige wenige Sätze zugegeben werden, von welchen als von seinen Prämissen dieses Werk ausgeht, man nothwendig zu diesem Resultate kommen *mufs*. Alle die Prämissen des Vf.'s anzugeben wäre unmöglich. Die Ethik ist ihm (die Philosophie der Geschichte ausgenommen, die noch auf sie folgen soll) der Schlufspunct des Systems, setzt also alle andern philosophischen Disciplinen voraus, von diesen giebt nun der Verf. zu verstehn, sie seien (zum Theil wenigstens) noch nicht da; aus den wenigen Andeutungen aber die er giebt, z. B. dafs die Dialektik das Weltwesen betrachte, diese Disciplinen in seinem Sinne construiren, möchte Niemanden gelingen; diese Andeutungen sind so spärlich gegeben, dafs nicht einmal deutlich wird, wie die Dialektik und Metaphysik sich unterscheiden sollen — denn unterschieden sollen sie sein — viele Aeufserungen weisen darauf hin, dafs Metaphysik die ganze theoretische Philosophie ist, andre widersprechen dem u. s. w. Für jenen so anstöfsigen Punct aber genügt es, nur *eine* Prämisse des Verf.'s zu kennen, um einzusehn, dafs der Verf. zu dem kommen mufste, wozu er gekommen ist (oder wenigstens nahe dazu heran). Das ist nämlich die Voraussetzung, dafs die Kunst eine höhere Manifestation des Geistes sei als die Religion und Wissenschaft. Der Grund, den der Vf. öfter anführt, ist ein psychologischer: so gewifs die Anschauung (Phantasie) höher steht als die Reflexion (Verstand) und Vernunft, so gewifs u. s. w. Giebt man diese Stellung der Kunst zu, die ihr bekanntlich früher von dem Identitätssystem und jetzt von Vielen angewiesen wird, die da meinen, über Hegel hinaus zu sein, giebt man ferner zu, was man kaum wird leugnen können, dafs es sittliche Aufgabe sei, seine isolirte Stellung aufzugeben, so kommt man zur geselligen Kunstproduction und geselligem Kunstgenufs — es sei denn (was vielleicht noch consequenter wäre) bei dem nationalen Kunstgenufs zu endigen und darum das Volksfest nicht jenem unterzuordnen. Doch davon sogleich. Um jenen Punct handelt sich's darum; den Beweis für die Richtigkeit seiner Anordnung hat der Vf. nicht gegeben, darum heifst es hier, wenn man sich vor seinen Consequenzen fürchtet, principiis obsta.

Gehn wir zur *Methode* des Verf.'s über, so ist dies die dialektische. Er weist in dem betrachteten Begriff Widersprüche auf und zeigt, dafs ihre allein mögliche Lösung einen neuen und höhern Begriff ergibt. Im Ganzen ist diese Dialektik wirklich eine immanente nicht nur durch äufsere Reflexion hervorgebrachte, ja in vielen Parthien handhabt er die Methode mit Meisterschaft. Auf der andern Seite

Digitized by Google

kann aber doch nicht geleugnet werden, dafs öfter der Fortgang erschlichen wird. So gleich am Anfange. Wir wollen dem Verf. zugeben, dafs das Absolute zunächst Einheit sei. Wie wird nun der Fortgang gemacht? Man höre: p. 21: „Diese reine Einheit, wie „sie am Anfange ist, ist das schlechthin Abstracte, „das Nichts aller Bestimmtheit, das ... nur sich gleich „ist. Aber eben dieses sich Gleiche, das sich nur auf „sich bezieht, ist die Bestimmtheit, *denn* (?) diese ist „eben das nur mit sich Zusammengehn, sich auf sich „Beziehn der reinen Einheit. Das Absolute setzt sich „*also* (?) in seiner Unbestimmtheit als das Bestimmte „u. s. w. Die reine Expansion des Absoluten ist als „reine Continuität weil sie noch keinen Gegensatz „hat reine Contraction in sich, sie ist das Ende das „nur sich selbst im Anfange erfafst. Aber damit (freilich *damit*) ist ein Widerspruch gesetzt u. s. w." Dies heifst offenbar einen Widerspruch hineinlegen um ihn nachher herauszubringen. — Eben so kommt es vor, dafs bei der weitern Entwickelung eines Begriffs der Verf. hinsichtlich der Reihenfolge, in welcher die einzelnen Momente desselben betrachtet werden, sich nicht allein durch die Sache bestimmen läfst, sondern den Entscheidungsgrund wo anders hernimmt. So sind im ersten Theil die Begriffe Pflicht, Tugend, höchstes Gut entwickelt und es hat sich gezeigt, dafs der Pflichtbegriff der unterste sei. Die concrete Ethik schliefst sich an diese Begriffe an, es wird gezeigt, dafs nur ein dreifaches Verhältnifs möglich sei: „entweder ist der Tugend„begriff oder der Pflichtbegriff der im sittlichen Orga„nismus herrschende, oder beide durchdringen sich in „ihm absolut" II p. 4. Warum ist *hier* der Tugendbegriff vorangestellt, und warum die Gestaltung des Sittlichen wo er vorherrscht zuerst betrachtet? Der Verf. fühlt, dafs der Parallelismus mangelt, allein der Grund der p. 5 angeführt wird: „Aus der Entzweiung „des Geistes in seine Substanz oder sein Wesen und „das Ich flofs in der reinen Ethik zunächst der Pflicht„begriff, nun folgt daraus als das Erste die individuelle „Sittlichkeit, weil nunmehr jene Entzweiung nicht mehr „in ihrer ursprünglichen Abstraction, sondern schon als „Grund eines sittlichen *Lebens* erscheint" — dieser Grund, wenn er wirklich einer *sein* sollte, mufste mehr hervorgehoben, und was er besagt selbst begründet werden. Jetzt erscheint das Voranstellen der individuellen Sittlichkeit vor die objective — eine Hauptdifferenz zwischen dem Verf. und Hegel — um so mehr als willkührlich, als am Schlufs des Werks bei Betrachtung der schönen Sittlichkeit die objective Form derselben, wo der Kunstgenufs national wird (Kunstausstellung, Volksfest) der subjectiven Form vorausgestellt wird, und eben deshalb die höchste Befriedigung in die gesetzt wird, welche einem *eigenthümlichen Kreise* angehört. Es hat etwas Störendes, dafs während alle Kreise mit dem Universalismus endigen, der in welchem der Verf. den höchsten sieht, eine Ausnahme macht. — Ein andrer wichtiger Punct, wo wir die Anordnung des Verf.'s nicht durch die Natur der Sache bedingt sehn, zeigt uns denselben mehr als wir wünschten mit Hegel's Darstellung einverstanden: p. 172 werden die Momente des staatsrechtlichen Organismus unter *a*) *b*) *c*) entwickelt. Unter *c*) wird richtig gezeigt wie die verschiedenen Gewalten Einem Grundwillen subjicirt sein müssen, und dann p. 173 so fortgefahren: „Hieraus ergibt sich einfach die Eintheilung des Staats. Das Erste und Wesentliche" (— eben deswegen aber nicht das Erste, sondern wie der Verf. richtig oben gesagt hatte, das Dritte) — „ist das Staatsoberhaupt." Durch diese Stellung des Staatsoberhaupts, die also aus des Verf.'s Darstellung nicht folgt, entsteht (ganz wie bei Hegel) der Uebelstand, dafs im ersten Abschnitt eine Menge von dem anticipirt werden mufs, was die andern beiden enthalten, und dafs eben deswegen der Begriff der Souverainetät, mit welchem der Verf. mit Recht sein Völkerrecht eröffnet, sich nicht als der Schlufs des Staatsrechts ergab. Es ist doch nicht zufällig, dafs das höchste Souverainetätsrecht nach Innen — das Begnadigungsrecht — mit dem höchsten nach Aufsen — dem Recht zu Krieg und Frieden — in der Person des Monarchen sich paart, in dem das Volk sich als Subject erschaut. — Ferner möge noch ein Punct erwähnt werden, wo offenbar die Reflexion auf empirisch Gegebenes die Consequenz der Deduction getrübt hat. An mehrern Orten seiner Schrift hat der Verf. als Stufen der Intelligenz den reflectirenden Verstand, die Vernunft, die Anschauung bestimmt. Bei der Betrachtung der intellectuellen Sittlichkeit ergibt sich daraus, dafs die Intelligenz in den Procefs des Werdens eintreten mufs, die Nothwendigkeit des Unterrichtswesens. Hier aber werden als die verschiedenen Formen der Intelligenz, denen die verschiedenen Schulen entspre-

Digitized by Google

chen sollen, Vorstellung, Reflexion, Vernunft unterschieden (II p. 479). Warum? Irren wir nicht weil diesen Dreien die empirisch vorgefundenen Volks-, Real- und gelehrten Schulen zu entsprechen scheinen. Gewifs, consequenter wäre die Darstellung geworden, hätte der Verf. an seine frühere Eintheilung sich gehalten und der gelehrten Schule eine Kunst-Akademie übergeordnet. Er hätte dann zugleich die Widersprüche vermieden, dafs *die* Schule, die besonders auf den Religionsunterricht angewiesen sein soll (die Volksschule) itzt *Vorstellungs*schule ist, während gerade die Religion *nicht* Vorstellung sein sollte, sondern Reflexion. — Wenn wir dann endlich zu ganz Speciellem übergehend, dem Verf. eine Kleinigkeit aufstechen, wo er sich gegen den Geist der Methode versündigt, so geschieht es aus demselben Grunde, aus welchem Horaz nur dem Homer nicht vergeben will, wenn er schläft. Der Verf. hat II. p. 285 sehr hübsch entwickelt, warum die Injurie unsittlich sei, auch wo sie ein wahres Urtheil enthalte. Den Uebergang zur Verläumdung macht er nun so: „die injuriöse Aeufserung behandelt den Andern in den Schimpfworten, die meist aus dem Thiergeschlechte hergenommen sind, nicht mehr als Menschen, die Injurie ist also — (Wetter! das ist ein Also) — an sich ein falsches Urtheil über den Andern. Eine solche falsche Aussage von ehrlosen Handlungen eines Andern ist aber die Verläumdung." — Dergleichen Dinge machen den Laien leicht mifstrauisch gegen die Methode, den aber, der es nicht ist, gegen die Redlichkeit dessen, der sie handhabt. Wir wollen, wie gesagt, darin nichts sehn als ein Homerisches Schlummern.

Sollen wir nun noch einige Worte von der Darstellungsweise des Verf.'s sagen, so haben die Meisterstücke philosophischer Stylistik, wie sie in den Arbeiten eines Straufs, Vischer, Zeller uns vorliegen, uns freilich gewöhnt, die Anforderungen an einen Würtemberger hoch zu stellen. Aber wenn wir sie auch herabstimmen, so müssen wir bei diesem Werke öfter die Bestimmtheit des Ausdrucks vermissen. Die an die Naturphilosophie erinnernde „Expansion und Contraction," die aufserordentliche Vorliebe für den Ausdruck „Monade" u. s. w. geben der Darstellung etwas Nebulases, die Verwechslung von Sittlichkeit und Ethik, die öfter vorkommt, eben so die von christlich und theologisch, die gleichfalls vorkommt, sind stylistische Unachtsamkeiten, die am Ende doch ihren Grund darin haben, dafs die Begriffe nicht bestimmt genug gefafst wurden. Zu solchen halbbildlichen Ausdrücken rechnen wir auch, wenn der Uebergang von der Einheit zur Natur (in Gott wie der Verf. sagt) mit dem Worte Schöpfung bezeichnet wird u. s. w., es ist an vielen Orten kaum möglich zu unterscheiden, was phänomenologischer, was realer Procefs sein soll, und es ist dem Ref. gerade bei diesen Stellen wieder recht deutlich geworden, wie die Einführung des Gottesbegriffs, ohne dafs doch mit diesem Wort das Object des *religiösen* Bewufstseins bezeichnet wird, so oft gerade das Gegentheil von dem wirkt, was es sollte. Wir müssen aber dem Verf. das Zeugnifs geben, dafs in allen diesen Beziehungen der zweite Theil sehr vortheilhaft gegen den ersten absticht. Wir sehn mit grofser Spannung der von ihm versprochenen „Philosophie der Geschichte" entgegen.

Dr. Erdmann.

XXXI.

***Godofredo Hermanno diem XVIII. m. Oct. anno MDCCCXLIV gratulatur in qua abhinc annos quinquaginta docendi veniam assequutus est Academia Lipsiensis. Lipsiae. pag.* 31. 4.**

Hr. Prof. Westermann begleitet den Glückwunsch der Leipziger Universität an den hochverdienten nunmehr seit 50 Jahren unablässig thätigen Lehrer mit einer Abhandlung *de litis instrumentis, quae extant in Demosthenis oratione in Midiam.* Er geht von der anerkannten Bemerkung aus, dafs die den Demosthenischen Reden beigefügten Documente nicht von dem Redner selbst herrühren, d. h. mit seinen Reden von ihm selbst edirt, sondern von späteren Grammatikern oder Rhetoren hinzugefügt sind. Es handelt sich dabei aber um die Frage, aus welchen Quellen und mit welcher Treue diese für die Erklärung der Reden und für die Geschichte wichtigen Documente gesammelt und redigirt sind.

Die der Rede um den Kranz beigegebenen Documente sind bereits vielfach geprüft, bezweifelt und vertheidigt worden. Hr. Prof. Westermann unternimmt nun dasselbe Geschäft hinsichtlich der Zeugenaussagen und der Gesetze, die der Rede gegen Midias beigefügt sind. Die Zeugnisse sind seiner Ansicht nach sämmtlich *erdichtet*, d. h. den Angaben des Redners gemäfs mit dem Schein der Authenticität von einem späteren Erklärer erfunden, und Hr. W. bemüht sich dies im Einzelnen durch die darin enthaltenen sachlichen Irrthümer und Spuren späterer Gräcität nachzuweisen. Die beigegebenen Gesetze konnten allerdings entweder Abschriften der aufbewahrten Gesetzestafeln sein, oder aus den gelehrten Sammlungen der Verfasser Attischer Alterthümer entnommen worden sein, aber Hr. Westermann neigt sich auch in Betreff der 5 in der Midiana citirten Gesetze dahin, sie für ein Machwerk der Späteren zu erklären, angefertigt nach den indirecten Anführungen der Redner und mit Anwendung sonst bekannter Nachrichten und gesetzlicher Formeln. Movet suspicionem, sagt er p. 18, quod sero demum ista omnia adjecta sunt, auget quod pars eorum, testimonia dico, sine omni dubio (sic) ementita sunt atque ficticia, conficit quod in his ipsis legibus nonnulla insunt, quae vera esse prorsus nequeunt et in quibus explicandis atque defendendis tantundem insumendum est argutiarum, quantum simplicitatis antiquitus in scribendis legibus adhibitum esse in confesso est. Er erhebt und verstärkt deshalb die Zweifel und setzt die mancherlei Unangemessenheiten von Neuem ins Licht, welche die neusten Erklärer durch ihre sachlichen und sprachlichen Conjecturen mehr oder weniger beseitigt zu haben glaubten, und findet allerdings die entscheidenste Beseitigung der Schwierigkeiten darin, wenn der nicht allzu scharfsichtigen Combination des alten Philologen zugeschrieben wird, was dem in der Sache lebenden Redner zuzuschreiben nicht möglich ist.

Die Entscheidung, ob, in jedem einzelnen Falle, der Anklage oder der kunstgemäfsen Vertheidigung versöhnender Interpreten Recht zu geben sei, ist weder leicht noch ohne neue ausführliche Darlegung des Sachverhältnisses zu geben. Einstweilen mag es genügen mit diesen wenigen Zeilen auf eine neue Wendung des Streites aufmerksam zu machen, die für die Bearbeitung der Attischen Redner und Staats-Alterthümer nicht ohne Folgen sein wird. Z.

Digitized by Google

№ 57.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1844.

XXXII.

Lateinische Grammatik von C. G. Zumpt, Dr. Neunte Ausgabe. Berlin, bei Dümmler 1844.

Die neunte Ausgabe von Zumpt's Lateinischer Grammatik liegt vor uns, zwischen ihrem ersten Entstehen und jetzt grade ein Menschenalter; eine Zeit grofser Entwicklung im Gebiete des menschlichen Geistes. Wer da weifs, einen wie grofsen Einflufs auf die Bildung des jugendlichen Geistes, und zwar grade bei denen, welche sich für eine höhere Entwickelung bestimmen, die Lateinische Grammatik ausübt, wird in einer solchen nicht blofs ein wissenschaftliches Hilfsmittel für einen beschränkten Zweck, sondern ein Werkzeug zur höheren Ausbildung überhaupt erkennen, und ihr daher einen Werth und Einflufs auch über die Grenzen der Sprachwissenschaft hinaus einräumen. Die vorliegende Grammatik nun hat innerhalb dreifsig Jahre zehnmal in erneuerter Gestalt und meist in vielen tausend Exemplaren die Presse verlassen; denn schon ehe ihre erste *Auflage* i. J. 1818 erschien, hatte ihre erste *Anlage* i. J. 1814 das Licht der literarischen Welt erblickt unter dem Titel: „die Regeln der Lateinischen Syntax" mit zwei etymologischen Anhängen. Dieses Büchlein, zunächst durch das Bedürfnifs des Unterrichts hervorgerufen, wurde die Grundlage zu der nachherigen Grammatik und bildet den Kern zu allen ihren neun Auflagen. Wir haben dieselbe von diesem ersten Entstehen durch alle Stadien verfolgt, wie sie von 237 Seiten bis zu 774 allmählich anwuchs, sich organisch von Innen heraus, aus ihrem Grundprincipe, den prosaischen Lateinischen Sprachgebrauch, so wie er uns Regel sein mufs, vollständig darzulegen, immer weiter und ansehnlicher entwickelnd und ihre Nahrung nehmend aus dem ganzen Gebiete der classischen Latinität und philologischen Gelehrsamkeit.

Bei ihrem ersten Entstehen war allgemein verbreitet und fast allein im Gebrauch die *Brödersche* Grammatik, denn die Märkische war veraltet und *Wencks* sowie *Grotefends* Sprachlehren hatten im Verhältnifs zu jener nur ein geringes Publicum gefunden. Jener alten Autorität also stellte sich die Zumptische Grammatik gegenüber und mit so glücklichem Erfolge, dafs sie in wenigen Jahren dieselbe nicht nur fast gänzlich verdrängte, sondern selbst eine solche Bedeutung gewann, dafs sie in die Sprachen beinahe aller Völker, wo Lateinisch gelernt wird, übersetzt wurde.

Dieser ausgezeichnete Erfolg war und ist begründet auf der Eigenthümlichkeit des Werkes, welche ihm den Vorzug vor den ähnlichen sichert. Der Verfasser, ausgerüstet mit einer umfassenden Kenntnifs der classischen Latinität, ging gleich bei der ersten Anlage davon aus, den Lateinischen Sprachgebrauch, wie er sich aus den mustergültigen Prosaikern, vorzugsweise aus Cicero, erkennen läfst, zur Grundlage seines grammatischen Gebäudes zu machen und aus dieser die Gesetze der Sprache herzuleiten: die Regeln für die Lateinische Sprache am Lateinischen selbst zu erkennen, nicht die einer anderen oder einer allgemeinen durch philosophische Abstractionen erfundenen Grammatik auf das Lateinische zu übertragen. Daher ward der Gang seiner Grammatik eben so naturgemäfs, wie einfach und übersichtlich, welche letzteren Eigenschaften besonders sie für den Schulunterricht so geeignet machten. Die Erscheinungen der Sprache selbst wurden der leitende Faden, an welchem sich die Sprachgesetze aneinander reihten: in ihrer Besonderheit im etymologischen, in ihrer Verbindung im syntaktischen Theile; und während beide lehrten, wie man *emendate* und *apte* schreibe, fügte die *Syntaxis ornata* die dritte Hauptlehre der Rhetorik aus, auf welche Weise man *ornate* schreibt. In dieser Ausdehnung erschien die Gramma-

Digitized by Google

tik schon in der 3ten Auflage 1823, und dieselbe Form ist ihr auch geblieben. Was sie seitdem zugenommen hat, so bedeutend es auch ist, hat sie nur an innerer Vollendung der einzelnen Theile oder durch die Aufnahme von Anhängen gewonnen, welche letzteren mehr zur Erleichterung des Schulunterrichtes ihr beigefügt sind, als weil sie wesentliche Bestandtheile einer Lateinischen Sprachlehre wären, wie die Anhänge vom Römischen Calender, vom Römischen Gewicht u. s. w.

Der innere Ausbau der einzelnen Theile, welcher mit jeder Auflage bedeutender wurde, und dem Werke allmählich eine Vollendung verschafft hat, die es von einer Schulgrammatik zu einem wissenschaftlichen Lehrgebäude der Lateinischen Sprache umwandelte, war freilich hauptsächlich der Erfolg der immer tiefer eindringenden und umfassender werdenden Studien des Verf.'s., wurde jedoch zugleich nicht unbedeutend durch die Theilnahme erleichtert, welche das Werk bei Freunden und bei Widersachern fand. Eine Anzahl specieller Untersuchungen, die es anregte, Kritiken und Beiträge aller Art gaben dem umsichtigen Vf. Gelegenheit seinem Werke nach und nach eine immer gröfsere Vollendung zu geben, seiner Grammatik auch dreifsig Jahre nach ihrem ersten Entstehen noch die erste Stelle unter den Lateinischen Grammatiken zu sichern und alle Stürme, welche die speculative oder die vergleichende Sprachforschung gegen ihr Gebäude erregten, siegreich abzuwehren.

Zu den bedeutendsten Erscheinungen, welche neben ihr im Verlaufe der Zeit erschienen und zugleich mit ihr zwar zunächst den Schulunterricht berücksichtigten, aber auch den höheren philologischen Anforderungen zu genügen strebten, so dafs sie nicht blofs Regeln für die Schüler sondern zugleich ein Repertorium classischer Latinität für die Lehrer enthielten, — gehören: erstens die ausführliche Lateinische Grammatik von *Otto Schulz*, besonders ausgezeichnet durch einen praktischen Tact für den Unterricht. Ferner die Lateinische Grammatik von *L. Ramshorn*, reich an Bemerkungen, Beispielen und feinen Distinctionen; doch ist bei letzteren oft ein geistiges Mikroskop nöthig, um die feinen Unterschiede noch wirklich zu bemerken, und wie unzuverläfsig mitunter die Beispiele sind, ist schon an anderen Orten nachgewiesen. Nächstdem *K. Reisigs* Vorlesungen über Lateinische Sprachwissenschaft, herausgegeben von *Haase*, ein eben so rühmliches Zeugnifs von Pietät gegen einen mit Recht hochgeschätzten verstorbenen Lehrer wie ein Beweis tüchtiger Sprachforschung und umfassender Studien des Herausgebers. Endlich Grammatik der Lateinischen Sprache von *Krüger*, eine gänzlich umgearbeitete Ausgabe der Lateinischen Schulgrammatik von Grotefend, eine rationale Behandlung der Lateinischen Grammatik mit Benutzung der Forschungen im Gebiete der vergleichenden Sprachlehre und mit einer modificirten Anwendung der grammatischen Theorien *Beckers*. Hierzu kommen noch andere anerkennungswerthe Bestrebungen, wie von *Billroth* und *Ellendt*, *Feldbausch*, *Weifsenborn*, eine in der Form und Behandlungsweise möglichst vollendete und namentlich für den Schulgebrauch angemessene Darstellung der Lateinischen Sprachgesetze zu geben. Doch neben allen diesen hat die Zumptische Grammatik ihre Stellung und Anerkennung behauptet, weil sie, wie keine ihrer Nebenbuhlerinnen in gleichem Mafse, auf Lateinischem Boden entsprossen und mit Lateinischem Safte genährt unter der pflegenden Hand eines Gelehrten herangewachsen war, der sich würdig an die Häupter aus der Blüthezeit altclassischer Philologie anreiht. Dafs man einem jenen früheren Meistern altclassischer Gelehrsamkeit ähnlichen Geiste begegnet, fühlt man bei jeder Zeile; man wandelt überall auf Römischem Boden an der Hand des Deutschen Führers; man vermifst nirgends die Ausbeute früherer Studien und der Bemühungen Anderer auf demselben Gebiete, fühlt sich aber auch nirgends eingeengt, wie in einer angefüllten Rüstkammer, wo die Waffen und Werkzeuge vieler Zeiten und Orte zusammengetragen sind.

Wir sind bei unserm Lobe nicht blind geblieben gegen die einzelnen Mängel auch dieser Grammatik und werden auch bald nachher Einiges herausheben, das wir anders wünschten; aber wenn wir uns den steten Erfolg und die ausgebreitete Anerkennung der Zumptischen Grammatik erklären wollen, obgleich sie doch mit einer gewissen Sprödigkeit sich von den modischen Bestrebungen in der Grammatik fern gehalten hat, so scheint uns der Grund davon in dem, was wir angegeben haben, zu liegen.

Die einzelnen Veränderungen und Zusätze der neuen Auflage zu erwähnen, so wichtig diese auch theilweise sind, ist nicht der geeignete Raum in diesen kritischen Jahrbüchern, zumal da jene zu einer gröfseren

Digitized by Google

Umgestaltung einzelner Theile nicht geführt haben; sie haben aber diese Grammatik wieder merklich ihrer Bestimmung näher geführt, nämlich dafs eine jede grammatische Frage aus dem Lateinischen Sprachgebiete der classischen Zeit und der sonst beim Schulunterrichte gangbarsten Autoren darin ihre Lösung finde. Jedoch sagt der Hr. Verf. mit richtiger Selbstschätzung p. IV: „Immer blieb und bleibt auch jetzt noch Einiges zurück, was entweder noch nicht vollständig beobachtet oder auf sein tieferes Gesetz zurückgeführt ist, oder wofür sich der unbedingt beste Ausdruck noch nicht gefunden hat."

Um zu prüfen, wie weit sich dieses Selbsturtheil auf Einzelnes anwenden liefse, lasen wir das 1ste Buch von Cicero de officiis durch, eine Schrift, die von Lateinischen Grammatikern vorzugsweise angezogen ist; ob vielleicht selbst aus dieser noch manches nicht vollständig beobachtet sei oder ob jede grammatische Frage daraus ihre genügende Lösung jetzt in unsrer Grammatik finde. Aus dieser Lectüre ergab sich nun für die Syntax noch folgende kleine Nachlese.

§ 380 ist zu der Behauptung, dafs *videri* durchaus persönlich gebraucht werde, zu bemerken, dafs es in der Bedeutung von *placet* auch unpersönlich gebraucht sei z. B. I, 32 Qui imitamur, quos cuique visum est. Mehr Beispiele bietet Freund's Lexikon. — § 472 ist am Schlufs der übrigens ganz umgestalteten Lehre vom *Ablativus modi* immer noch gesagt: „*zuweilen voluntate facere*, mit freiem Willen, gleich *sponte*," da doch jenes, wie die Lexica und aufser den hier angeführten Stellen Cic. off. I, 9, 4 ausweisen, *häufig* ist. — § 487 bei dem Ausdruck des Maafses, um wieviel eine Sache die andre übertrifft, vermifsten wir, dafs bei gegenseitigen Beziehungen auch bisweilen *eo* ausgelassen sei, wie I, 21, 9 Quae *faciliora* sunt philosophis, *quo minus* multa patent in eorum vita. Das Meiste hierüber findet sich bei Ruhnken ad Rutil. I, 4, p. 17. Auch mufste § 488 Anm. 2, dafs für die Ablative *multo tanto* etc. zuweilen adverbialisch *multum*, *tantum* stehe, hingewiesen werden auf die vom Hrn. Verf. selbst in seiner kleinen Ausgabe de *officiis* nach den besten Mss. aufgenommene Lesart I, 28, 8 *nihil minus* quam philosophis — magnificentia et despicientia adhibenda sit; und auf I, 30, 13 *multum* dispares. — § 565 möchte bei *ut qui* hinzuzufügen sein: „hiermit ist nicht zu verwechseln *ut qui* bei der Anführung von Beispielen mit dem Indicativ. I, 7, 3 *ut qui* quondam in vacua *venerunt* — ut *qui* bello *potiti sunt*." — § 572 wäre bei *modo*, *dummodo* etc. noch zu bemerken, dafs bei der Wahl der Tempora des Conjunctivs dieselbe Rücksicht Statt findet wie § 571 bei *utinam* angegeben war z. B. I, 25, 13 quae placet Peripateticis et recte placet, *modo ne laudarent* iracundiam et *dicerent*. — § 586 möchte darauf aufmerksam zu machen sein, dafs das Futurum statt des Imperativs im Lateinischen den Befehl *mildert*, ihn oft nur indirect hinstellt, im Deutschen dagegen den Ausdruck *gröfserer Entschiedenheit* hineinlegt. Daher brauchen die Lateiner auch das Futurum bei der Aufstellung von Regeln: I, 28, 3 Sed poëtae, quid quemque deceat, ex persona *judicabunt*; und so besonders häufig in den uns erhaltenen Lehrbüchern. — § 614 könnte zu den Verbis *beschliefsen* mit dem Infinitiv noch *cogito* hinzugefügt werden: I, 7, 9 qui *nocere* alteri *cogitat*. — § 700 ist die Behauptung, dafs *am häufigsten hic* für das Deutsche *der folgende* bei Anführungen gebraucht werde, sehr fraglich; nach meiner Erfahrung möchte ich dies vielmehr von *ille* behaupten, da *hic* gewöhnlich auf das Vorhergehende sich bezieht. Auch dies hat sich im 1ten Buche de officiis mir wieder bestätigt: I, 23, 6 Quamquam *hoc* (das Vorhergehende) animi, *illud* (das Folgende) etiam ingenii magni est. 22, 10 Illud autem optimum est (nemlich was nun folgt). vgl. 33, in.; 26, 8 Sed *haec* quidem hactenus; *illud* autem sic est judicandum. — § 709, 6 mufste für *quisquam* nach *si* st. *aliquis* oder *quis* zur Verstärkung der Ungewifsheit das Beispiel de off. 1, 31 Omnino, *si quidquam* est decorum, nihil est profecto magis, quam aequabilitas universae vitae wegfallen, da Cicero hier durchaus nicht mit Ungewifsheit sprechen konnte, indem er nach seiner Ueberzeugung keinen Zweifel in die Existenz des *decorum* setzen durfte. Die Stelle ist also entweder corrumpirt und es ist *quidpiam* zu lesen oder ganz ungewöhnlicher Art und darum nicht hier als Beispiel zu gebrauchen. — § 714 war zu den Worten: „So werden auch statt derjenigen Substantiva, welche *die Person der Handelnden* in bestimmten einzelnen aber nicht bleibenden Zuständen ausdrücken, lieber Umschreibungen durch das Verbum und Pronomen relat. gewählt" einzufügen: *oder die Handlung selbst* (z. B. 1, 25, 1 ut, *quaecunque agunt*, ad eam (utilitatem civium) referant. — Zu

Digitized by Google

den mit § 757 schliefsenden Pleonasmen hätte noch hinzugefügt werden können der Gebrauch von *facere* nach einem andern Verbum, wo wir das vorhergehende Verbum zu ergänzen pflegen, wie I, 1, 1 ut ipse — semper cum Graecis Latina *conjunxi*, neque id in philosophia solum — *feci*, wozu die Bemerkung Heusingers zu vergleichen ist. — § 800 mufste zu: „Jedoch in *relativen* Sätzen schliefst sich quisque eng an das Relativum" eingeschoben werden: „*und fragenden*;" das darauf folgende Beispiel scheint diesen Zusatz auch vorauszusetzen. — § 808 leidet die Behauptung: „Sehr viel seltener, also nicht nachzuahmen, sind solche (Beispiele), wo *non vero*, *non tamen* um Sätze zu verbinden gebraucht wird; jedoch *non enim* ist ebenfalls gewöhnlich," an falscher Consequenz und Ungenauigkeit. Denn erstens sind Beispiele nicht deshalb, weil sie viel seltner sind, nicht nachzuahmen; dafs aber die Verbindungen mit *non vero* und *non tamen* seltener sind, liegt darin, dafs sie nachdrücklicher sind, und dieselbe Bewandnifs hat es mit *non enim*. Zu *non tamen* sind mir aufser den im Lexicon Quintilianeum gesammelten Stellen aus Curtius vorräthig IV, 13, 19. VI, 1, 6. 10, 7. VIII, 12, 6. zweimal; IX, 4, 17. Auch konnte hier zugleich darauf aufmerksam gemacht werden, dafs *Neque autem* bei classischen Autoren nicht gefunden wird, sondern nur *non autem*, weil (nach Hand Tursell. I, p. 586) der Begriff des in *autem* enthaltenen Gegensatzes durch *neque* schon ausgedrückt ist.

Diese Nachlese wollen wir nur als ein Zeugnifs für unseren Wunsch angesehen wissen, dafs die einzelnen Theile dieser Sprachlehre ihrer inneren Vollendung und ihrer Bestimmung, ein ausreichender grammatischer Commentar für alle Classiker im Bereiche der Schule zu sein, immer näher geführt werden mögen. Jetzt noch Einiges über die Fassung einzelner Regeln.

So bereitwillig nämlich der Hr. Verf. bei jeder neuen Auflage gewesen ist, alle nothwendigen Abänderungen im Einzelnen vorzunehmen, eben so hat er sich bisher gegen gröfsere Umgestaltungen gesträubt. Und mit Recht, da er den Gebrauch der Grammatik beim Schulunterrichte berücksichtigte, welcher doch ihr eigentliches und vorzüglichstes Feld ist. So ist es gekommen, dafs dem ursprünglichen Principe getreu, die Sprachgesetze aus den Erscheinungen in der Sprache herzuleiten, immer noch der Unterschied der vier Tempora des Conjunctivs (§ 524) an den hypothetischen Sätzen deutlich gemacht, und daraus erst § 527 der Conjunctivus potentialis hergeleitet wird, wodurch man freilich nicht von vorn herein zu einer bestimmten und deutlichen Einsicht in das Wesen des Lateinischen Conjunctivs gelangt, sondern erst durch die Erklärung der verschiedenen Erscheinungen desselben.

Ein anderer Fall ist der Gebrauch und die Construction der Partikel *quin* § 538—542. Um eine vollkommene Einsicht hierin zu gewinnen, mufs zuvörderst *quin* in eine relative und eine fragende Partikel geschieden werden. Zur relativen Bedeutung gehören die § 538 und 539 angeführten Fälle; jedoch mufs hier statt des gewöhnlichen Unterschiedes *der* gemacht werden, dafs *quin* 1) für *qui non*, *quae non*, *quod non*, bisweilen auch für den Accusativ steht; 2) für den Ablativ *quo* oder *qui non*, wohin *facere non possum*, *fieri non potest*, *nulla causa est* u. dergl., so wie die Ausdrücke der Entfernung aus §. 540 mit nachfolgendem *quin* gehören. Das fragende *quin* steht 1) zunächst direct mit dem Indicativ (§. 542), oder auch mit Vernachläfsigung der ursprünglichen Bedeutung mit dem Imperativ oder mit der ersten Person Plur. des Conjunctivs; 2) indirect mit dem Conjunctiv nach *non dubito* u. s. w. (§ 540). Denn *non dubitat quin brevi Troja sit peritura* kann füglich übersetzt werden: „er zweifelt nicht, wie Troja nicht in Kurzem untergehen sollte;" dagegen *non multum abest quin miserrimus sim* „es fehlt nicht viel, in wiefern ich nicht der Unglücklichste sein sollte" gehört zur relativen Auffassung. Auf diese Weise erklärt sich am leichtesten das scheinbare Abundiren der Negation im abhängigen Satze.

Endlich scheint es mir zweckmäfsiger, die Regeln über *quum* (§ 577—582) so zu ordnen: *Quum* ist *causale* oder *temporale*. Das causale *quum* regiert stets den Conjunctiv, das Temporale in den Vordersätzen, weil die vorangehende Zeit zur nachfolgenden sich wie der Grund zur Folge verhält; dagegen in Nebensätzen und Erweiterungssätzen regiert das temporale *quum* den Indicativ, weil in diesen alle Analogie der Ursächlichkeit aufhört. Wie aber auch jetzt die Regel § 577 in. gefafst ist: „*quum temporale* steht *an und für sich* mit dem Indicativ," gewährt sie, zumal für den Schüler, noch keine klare Vorstellung.

Möge der gelehrte Hr. Verfasser diese Bemerkungen als einen neuen Beweis der Theilnahme für ein Werk ansehen, dem der Referent wie ein grofser Theil der jetzt lebenden Freunde der Römischen Literatur einen nicht unbedeutenden Antheil an seiner Kenntnifs der Lateinischen Sprache zuschreibt. Wir wünschen nur, dafs es demselben vergönnt werde, noch recht lange unter den Meistern der altclassischen Philologie mit gewohnter Thätigkeit und ungeschwächter Kraft fortzuarbeiten, um sein Werk der beabsichtigten Vollendung immer näher zu führen.

E. Bonnell.

Digitized by Google

№ 58.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1844.

XXXIII.

Theologischer Commentar zum Alten Testament. Von M. Baumgarten, philos. Dr., theol. Lic., Privatdocenten zu Kiel. Erster Theil. Erste Hälfte. Kiel, 1843. *Universitäts-Buchhandlung. Zweite Hälfte* 1844. 8.

Es ist gewifs eine richtige Einsicht in ein tief begründetes Zeitbedürfnifs, welche den Verf. des vorliegenden Commentars zur Herausgabe desselben bestimmte. Die bisherigen über das Ganze des A. T. sich erstreckenden Commentare können in keiner Weise mehr den gerechten Anforderungen der Gegenwart genügen. Das seit einigen Jahren angefangene exegetische Handbuch zum A. T. scheint nicht nur sehr ungleich gerathen zu wollen, sondern ist auch seiner ganzen principiellen Anlage nach von der Tendenz, welche unser Verf. verfolgt, verschieden. Das, was so Viele unsrer Zeitgenossen sehnlichst begehren, tiefere Einsicht in das A. T. nicht in blofs aphoristischer Weise, sondern seinem inneren organischen Zusammenhange nach, finden sie in jenen Werken nicht erreicht. Und doch spricht sich ein solches Verlangen um so stärker aus, je gröfser noch immer für Viele die Kluft ist, welche den alttestamentlichen Inhalt und das eigene theologische Bewufstsein von einander scheidet, und je schwerer das Detail der neueren Untersuchungen auf diesem Gebiete für so manchen zu überschauen ist, die grofsen Divergenzen aber, welche hier fortwährend unter den Theologen herrschen, zu immer erneuerter, streng wissenschaftlicher Erforschung des Schriftinhalts hindrängen.

So müssen wir es denn zugleich von vorn herein aussprechen, dafs die Anforderungen, welche an ein so umfassendes und mit Schwierigkeiten aller Art verbundenes Werk gestellt werden müssen, nicht dieselben sein können, wie der Maafsstab, den wir an kritische Special-Untersuchungen oder exegetische Monographieen zu legen haben. Wir wissen sehr wohl, dafs es hier gilt in ungemein viel Fällen die Bahn zu brechen und den Weg zu ebnen, eine Betrachtung, welche dem Verf. billiger Weise zu Gute kommen mufs. Andererseits kann es aber auch nur zur Förderung eines solchen Unternehmens selbst gereichen, wenn sich der Verf. und der Leser der Idee desselben in ihrem Verhältnisse zu ihrer Ausführung klar bewufst werden, namentlich in wie weit das angefangene Werk den tiefer erkannten Bedürfnissen der Zeit wahrhaft zu entsprechen geeignet sei oder nicht.

Der Verf. selbst sieht sein Unternehmen als ein gewissermafsen reformatorisches auf dem Gebiete der alttestamentlichen Exegese an (Einl. S. LXXXV). Er beginnt das Werk mit einer verhältnifsmäfsig ausführlichen Entwickelung der Geschichte der alttestamentlichen Schriftauslegung in der christlichen Kirche und setzt sich mit demjenigen, was in dieser Hinsicht bisher erstrebt und geleistet worden, aus einander. Wohl wäre hier zu wünschen gewesen, der Verf. hätte uns, statt sich in Schilderung einzelner Persönlichkeiten zu verlieren, eine schärfere Zeichnung und Kritik der verschiedenen Richtungen selbst geliefert und die principiellen Unterschiede als solche klarer und bestimmter heraustreten lassen; vor allen aber war es wohl der Tendenz dieser sogenannten „allgemeinen Einleitung" entsprechend, den eigenen Standpunct in seinem Verhältnisse zu dem vorher geschilderten ausführlicher darzulegen und zu begründen. Wir sind in dieser Beziehung also an den Commentar selbst gewiesen, welcher uns denn auch freilich über jenes Verhältnifs nicht lange im Unklaren läfst.

Fassen wir die Stellung des Rationalismus zum A. T. im Allgemeinen und diejenige Einwirkung, welche derselbe auf die alttestamentliche Exegese ausgeübt hat, insbesondere in's Auge, so reicht sein Ein-

Digitized by Google

flufs weiter, als, wie oft geäufsert wird, blofs dahin, dafs durch das skeptische Verhalten dieser Richtung die Aufmerksamkeit der Theologen auf gründlichere Erforschung und Prüfung des Details gerichtet worden sei. Hat doch in dieser Beziehung die ältere Orthodoxie den Rationalismus vielfach überflügelt und eine Fülle von Detail-Gelehrsamkeit entwickelt, aus welcher ergiebigen Quelle die spätere Nachwelt eben so oft schöpfte, als sich undankbar gegen ihre Vorgänger erwies. Nimmer hätte der Rationalismus solche nachhaltige Siege über die Orthodoxie erringen können, hätte nicht in dem principiellen Gegensatze beider auf seiner Seite eine grofse Wahrheit gelegen, die endlich gegen längere Verkennung durchbrechen und ihr Recht behaupten mufste. Diese Wahrheit liegt in der ganzen Stellung der Theologie zu der Geschichte des A. T., indem die geschichtliche Erscheinung des alten Bundes ihrer subjectiven, menschlichen, natürlichen Seite nach, in ihrer progressiven, naturgemäfsen Entwickelung zu einer Anerkennung gebracht wurde, die ihr früher vielfach versagt war. „Um zu erkennen, sagt Baumgarten, I, S. LXIV., was durch die Arbeiten dieser Männer für das Verständnifs des A. T. geleistet ist, mufs man die Jahrhunderte der Kirche heraufgekommen sein, mufs es mit Schmerzen gesehen haben, wie das natürliche, irdische Element der Geschichte Israels in der Kirche noch niemals zur ruhigen und gesicherten Geltung hat kommen können, sondern so oft es einmal stärker in's Bewufstsein getreten, alsbald wieder zurückgedrängt wurde. Wenn man diesen Gang mit innerer Theilnahme gemacht hat, so wird man zunächst einmal ausruhen in dem Gedanken, dafs endlich durch die Anstrengung deutscher Wissenschaft jene vernachläfsigte Seite zur Evidenz gekommen ist."

Gern haben wir den Verf. mit seinen eigenen Worten seine Ueberzeugung, welche wir im Allgemeinen auch theilen, aussprechen lassen, gestehen dann aber auch um so unumwundener unsre Verwunderung darüber, wie wenig bei ihm selber jene so „zur Evidenz gekommene Seite" der Behandlung des A. T. ernstliche und strenge Berücksichtigung gefunden hat. Je schärfer der Rationalismus die natürliche und rein menschliche Seite des A. T. in's Auge gefafst hat, desto sorglicher hat er auch diejenigen Mittel, welche zum Verständnifs desselben nach dieser Seite hin dienen, namentlich in seinen neueren Entwickelungs-Stadien ausgebeutet und geltend gemacht. Strengere Geschichtsforschung, und insbesondere eine philologische Zucht im Gegensatze zu alter und neuer Ungebundenheit sind durch seine Einwirkung direkt und indirekt in ihre Rechte eingetreten und die unentbehrlichsten Requisite des Exegeten geworden. Der vorliegende Commentar hat aber schwerlich die Aufgabe der Zeit in dieser Beziehung gehörig erkannt und gewürdigt: er verhält sich vielmehr mit einer gewissen Sprödigkeit gegen dasjenige, was, sei es nun in mehr anregender Weise, sei es als Resultat, der Forschungsgeist nach der erwähnten Seite hin zu Tage gefördert hat. Von einem selbstständigen Verhältnisse des Verf.'s in dieser Hinsicht kann überhaupt nicht die Rede sein. Grofse Nachtheile hat namentlich die Vernächläfsigung strengerer linguistischer Forschung dem Buche bereitet. Man darf dasselbe nicht ohne grofse Behutsamkeit in dieser Beziehung benutzen. Vergleichen wir z. B. die Auslegung der Genesis mit der vorangehenden von *Tuch*, so wird man kaum gewahr, wie dieser in philologischer Hinsicht viel Tüchtiges darbietende Commentar eine gehörige Einwirkung auf seinen Nachfolger ausgeübt hat: jedenfalls ist der Tuch'sche Commentar fortwährend ein unentbehrliches Hülfsmittel und nichts weniger als abrogirt durch Baumgarten. Es ist schlimm, dafs der Verf. von den eigentlichen philologischen Schwierigkeiten oft gar keine Ahnung zu haben scheint, daher er sie so vielfach mit gänzlichem Stillschweigen übergeht. Am deutlichsten zeigt sich dies bei den poetischen Stücken des Pentateuch, wo noch so viel Schwieriges und Räthselhaftes zu lösen ist, der Verf. aber mit der gröfsten Leichtigkeit über alles derartige hinwegeilt.

Stände der Verf. nicht in einem von uns bezeichneten schiefen Verhältnisse zu demjenigen, was er selbst als eine wichtige Errungenschaft der neuen Theologie anerkennen mufs, wie wäre es wohl möglich, dafs er auf wenigen Seiten (S. LXXXVII ff.) eine „Einleitung in den Pentateuch" liefert, worin man die wichtigsten allgemeinen Fragen über den Pentateuch beantwortet und berührt zu finden erwartet, daselbst aber nur einige Andeutungen über die Mosaische Abfassung antrifft, welche sogleich die Abneigung des Verf.'s beurkunden, sich auf solche Dinge einzulassen, darum aber auch am wenigsten geeignet sind,

Digitized by Google

der von ihm vertheidigten Sache irgendwelchen Respekt einzuflöfsen. Sollte diese Art von Apologetik wieder aufkommen, — was freilich kaum zu befürchten ist — so würde dies die beste Manier sein, dem Rationalismus in die Hände zu arbeiten. Hätte der Verf. doch nur an *Olshausen* in dieser Beziehung gedacht, in dessen Commentar diese Partie eine, wenn auch nicht erschöpfende, aber doch ganz andere Würdigung gefunden hat als in vorliegendem Falle. — Ueberhaupt hat der Verf. dem Anscheine nach gar kein rechtes Herz auf geschichtliche Fragen und Erörterungen sich tiefer einzulassen, daher er es z. B. höchst „bedenklich" findet, wenn man die natürlichen Anschliefsungspuncte für die ägyptischen Plagen und Wunder mit Consequenz aufsucht und geltend macht. Eben so wenig kann er sich in Betreff des Durchganges der Israeliten durch das rothe Meer in die noch neuerdings so wichtigen und ergebnifsreichen, von *Robinson* angestellten Untersuchungen und Combinationen finden. Er zieht es vielmehr vor, auf Ps. 104, 4. zu verweisen, mit der Bemerkung: „ein solcher mit pneumatischer Urkraft ausgerüsteter Wind hat wohl so viel Macht über das armselige Element des Wassers, dafs es auseinander fahren mufs, um den Heerschaaren Gottes Bahn zu machen." Doch hierfür wären Beispiele in Masse aufzuweisen; wir bemerken nur noch, dafs durch diesen Commentar man oftmals ganz in die alte d. h. antiquirte philologische Willkühr hineingeräth und insbesondere die Philologie sich häufig den Vorurtheilen des Verf.'s beugen mufs. Wie wäre es sonst wohl möglich, dafs, um nur das zunächst Vorliegende hier zu berühren, so oberflächlich über בָּרָא geredet wird, wie es S. 3 geschieht (vgl. dagegen besonders *Tuch*, S. 17 ff.), und wobei Genes. 1, 21. 27. nicht einmal richtig im Sinne der Genesis verstanden ist, oder dafs S. 5 der Verf. zu der „altjüdischen Ansicht" zurückkehren zu müssen meint, „nach welcher Elohim Gott mit Einschlufs der Engel bezeichnet," oder dafs nach dem Verf. S. 8 היתה Gen. 1, 2. eben so wohl *war* als *ward* bedeuten könne, wobei er sich unkritisch genug auf Stellen wie Gen. 2, 10. beruft u. s. w. Hätte der Verf. Redensarten wie das אֲנָנָה מְמַנָּה Gen. 16, 2. mit gesundem philologischem Blicke gewürdigt, wie konnte er dann wohl auf Einfälle kommen wie folgender: „Das Weib ist von Gott gesetzet wie ein Bau (s. 2, 22.) und darum will es erbauet werden durch das was seine Bestimmung ist. So sucht die Gemeinde, welche von Christus gesetzet ist zu einem Hause Gottes im Geiste, nichts eifriger als ihre Erbauung" (S. 194).

Doch diese Andeutungen führen uns auf eine zweite Seite der Betrachtung, welche die Auslegung des Verf.'s darbietet und die wir am füglichsten dadurch würdigen werden, dafs wir sein Verhältnifs zu der bisherigen orthodoxen und supranaturalistischen Behandlungsweise des A. T. näher würdigen. Wenn der Rationalismus zwar den alten Bund als geschichtliche Erscheinungsform strenger fafst und darin ein gewisses Recht behauptet, so erkennt er jedoch in derselben nur einen Factor an. Verkennend die Eigenthümlichkeit des hebräischen Geistes, unfähig in die eigenthümliche specifische Macht und Prägnanz dieses Geistes sich zu versenken, vermag er nicht die Aeufserungen dieses Geistes, das theokratische Leben in seinem historischen Processe zu begreifen, gerade die bedeutendsten Erscheinungen in dieser Geschichte bleiben ihm räthselhaft und unverständlich, noch weniger wird die Geschichte ihrer innern Einheit, ihrem tieferen Organismus nach zum Verständnifs erhoben. Der Rationalismus endet daher immer nur mit Gewaltthat, mit violenter Verkehrung oder Vernichtung der Geschichte. Der Rationalismus hat daher nur ein Recht einem solchen Supranaturalismus gegenüber, welcher sich von der ächt geschichtlichen Basis losreifsend nur die objective Seite der alttestam. Geschichte in's Auge fafst und überall nur das Göttliche in abstracter Weise wahrnehmend, die Erscheinungsformen desselben in ihrem Zusammenhange mit den Formen des natürlichen Daseins unberücksichtigt läfst, also die natürliche, menschliche Seite der Geschichte ignorirt. Auch hier kommt man zu demselben Extrem, wie im Rationalismus. Die alttestamentliche Geschichte gestaltet sich zu einem Aggregate, einer Fülle von einzelnen wunderbaren Erscheinungen, aber der sie durchziehende und einigende Faden kann nicht gefunden werden, so lange nur die transscendentale Seite in starrer Einseitigkeit festgehalten wird. Die rechte Vermittelung und Ausgleichung, kraft welcher das Göttliche als ein das Menschliche nicht negirendes, sondern wahrhaft durchdringendes, das Menschliche aber als ein das Göttliche eben so wenig aufhebendes,

Digitized by Google

wohl aber beschränkendes erkannt wird, mithin eben so sehr ein falscher Spiritualismus als grober Ebionitismus vom A. T. fern gehalten wird, dies ist die Aufgabe der gegenwärtigen Theologie. Je bestimmter und klarer dieselbe erfafst wird, desto gesunder wird allemal der historische Boden sein, auf welchem sich eine wahre wissenschaftliche Behandlung des A. T. auferbauet. Wer mit dem Gange, den in unsern Tagen die alttestamentliche Kritik und Exegese genommen hat, vertraut ist, der kann nicht verkennen, dafs auch diesem Ziele kräftig entgegen gearbeitet wird. So wenigstens steht die Sache keineswegs, wie Baumgarten S. LXXXIII ff. meint, als ob in der „bisherigen Weise der theologischen Reaction gegen die kritisch-historische Behandlung und Mifshandlung des A. T. nur der negative Gewinn des Widerspruches, höchstens die Beseitigung einzelner Irrthümer enthalten sei, im Uebrigen aber nur Repristination sich finde. Am wenigsten hat jedenfalls der Verf. ein Recht solche Anklagen zu erheben, je weniger gerade von ihm dafür geschehen ist, die „lang und hart verkannte Geschichtlichkeit des A. T.," die „menschliche Geschichte" desselben wieder zu Ehren zu bringen. — Freilich zeigt der Verf. bisweilen, dafs es ihm an gutem Willen nicht fehle. Wie er auf den innern Zusammenhang der Behandlung der alttestamentlichen Geschichte mit der Einseitigkeit in der Christologie hinweiset und dabei etwas pathetisch ausruft: „auch hier ist von Grund aus anzufangen und endlich einmal (sic!) die Menschheit Christi, der selige Trost aller Gläubigen, in ihrem völligen, unverkümmerten Rechte in die Christologie aufzunehmen" — so spricht er sich auch in Bezug auf das A. T. dahin aus: „der ganze Chor der Jahrhunderte ist mir zusammengeklungen in die eine Stimme, welche Geschichte fordert, Geschichte, die Leib und Geist ist, Leib und Geist, aus welchem das Wunder aller Wunder der Mensch Jesus Christus wundersam gewirket worden." Allein wie stehen mit solchen Vorsätzen die Ausführungen des Verf.'s im Verhältnisse? Schwerlich möchte er in seiner gegenwärtigen theologischen Entwickelung, die wir als eine Krise anzusehen uns mehrfach berechtigt glauben, den Beruf empfangen haben, hier die rechte Geschichte, „die Leib und Geist ist" zu reproduciren.

Wie auf Seiten der negativen Kritik in neuester Zeit eine Richtung sich erhoben hat, welche einen Krieg auf Tod und Leben der Geschichte ankündigt und sich darin gefällt, zu Gunsten einer banalen philosophischen Weltanschauung die Geschichte zu reguliren und zu carrikiren, so haben sich jüngst auch auf der Seite der positiven Kritik Versuche gezeigt, die in ähnlichem romantischem Ungestüm auf die Geschichte loszugehen und sie in positiver Weise neu zu beleben und zu gestalten meinen — ein Beweis, wie es fortwährend nach den verschiedensten Seiten hin den ernsten und redlichen Kampf gilt gegen Phantasterei aller Art, die eben so tief im Wesen unsrer Zeit liegt als sich gern überall eindrängen und die mühsame, besonnene historische Forschung verdrängen möchte. In dieser letzteren Weise hat *Hofmann* in seinem Werke über Weissagung und Erfüllung eine Gährung in die alttestamentliche Exegese zu bringen gesucht, welche falls sie allgemeine Geltung und consequente Durchführung finden sollte, der Tod aller gesunden Geschichtsforschung und Exegese sein würde. Denn indem sich dieses Buch darin gefällt, bald den alttestamentlichen Schriftgehalt auf eine ungebührliche Weise auszuleeren und zu verflachen, um damit einen selbstgemachten geschichtlichen Procefs aufrecht erhalten zu können (wie bei den Psalmen, dem Hohenliede u. s. w.), bald in eine supranaturalistische Ueberspannung hinein geräth, um möglichst bestimmte Prädictionen zu erzielen, auch wo der Text zu dem Ende wahrhaft gemartert werden mufs (wie etwa Micha 5, 1 ff.), bald sich in eine mystische und abstruse Naturanschauung verliert, welche dem A. T. mit aller Gewalt aufgebürdet werden mufs (wie in der Auffassung von 1 Mos. 1—3.), zeigt es noch ein so plan- und principienloses Umherirren seines Verf.'s, ein so ungesundes exegetisches Verfahren, dafs die Naivetät nur Verwunderung erregen kann, mit welcher derselbe neulich behauptet hat, der Schrift ihr volles Recht widerfahren zu lassen.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 59.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1844.

Theologischer Commentar zum Alten Testament. Von M. Baumgarten.

(Schluſs.)

Verlohnt es sich doch kaum der Mühe, da noch weiter zu streiten, wo eine so arge Selbsttäuschung stattfindet! Um so bedauernswerther ist es, daſs Baumgarten sich einem solchen Führer in diesem Commentare angeschlossen hat, so daſs in dem ersten Theile desselben namentlich Hofmann durchweg die Auctorität bildet, auf welche er sich bezieht, und wir freuen uns, daſs der zweite Theil schon etwas weniger Spuren dieser Abhängigkeit — gewiſs nur zu seinem Vortheile — an sich trägt.

Es soll nicht geläugnet werden, daſs es dem Werke an einzelnen treffenden und scharfsinnigen Bemerkungen fehle; diese werden vielmehr der späteren Exegese sicher zu gute kommen. Allein es zeigt daneben auch so starke Mängel, welche uns ihren Grund in jener exegetischen Neuerungssucht des Verf.'s zu haben scheinen, vermittelst deren er oft das scheinbar Geistreiche dem Wahren vorzieht, oder einen an sich richtigen und schönen Gedanken nicht umhin kann, da anzubringen, wohin er nicht gehört, oft sich aber auch in jenes phantastische Gebiet verliert, auf welchem dann nicht mehr von Auslegung, sondern nur von Einfällen die Rede sein kann. Wir wollen uns dabei nicht an diejenigen Partieen halten, in denen der Verf. direct von *Hofmann* abhängig ist, da wir nicht gesonnen sind die inventa des Letzteren einer Kritik zu unterwerfen: der zweite Theil des Buches möge vielmehr an einigen Beispielen zeigen, zu welchen Verirrungen den Verf. noch immer der von ihm betretene Weg geführt hat.

Zunächst fehlt der Exegese Baumgarten's durchaus jenes richtige Maaſs, welches die Schwierigkeiten des Textes in ihrer rechten Bedeutung zu würdigen und darnach dem Einzelnen seine rechte Stellung zum Ganzen zu geben weiſs. Welcher Kundige wird es wohl dem Verf. Dank wissen, wenn er sich z. B. II, S. 535 bei dem Prädicate *Fels* in Bezug auf Gott über das Haften an dem Dualismus von Geist und Natur u. s. w. ausläſst, eine Bemerkung, welche beiläufig gesagt zum nächsten Verständnisse des Textes, so wie zur Erklärung der Differenzen unter den Auslegern gar Nichts austrägt? Oder in welchem Verhältnisse steht wohl die Bearbeitung des schwierigen Abschnittes 4 Mos. 21., namentlich der Erzählung von der ehernen Schlange zu andern Partieen des Buches, wie etwa der langen Diatribe über das Reden der Eselin Bileams (S. 356 — 362), wo der Verf. den Vorgang als einen äuſserlichen zu rechtfertigen sucht in einer Weise, die freilich zu nichts weniger geeignet ist als zu überzeugen. — Indem der Verf. vorzugsweise seinen eigenen Gedanken nachhängt und die Tugend des Exegeten, Selbstverläugnung und williges Eingehen in das Object, nicht übt, vermag er es nicht bei allem Dringen auf Geschichte und treues Auffassen der Geschichte, es zu irgend einer wahren und genügenden geschichtlichen Anschauung zu bringen. Das Schwierigste in dieser Beziehung soll oft durch einige leicht hingeworfene Bemerkungen abgethan werden. Einen merkwürdigen Belag dafür enthält namentlich die Art, wie der Verf. den Abfall der Israeliten in der Wüste behandelt (S. 100 ff.). Der Verf. begnügt sich hier mit den Redensarten: „Jehovas hat Israel jetzt vergessen," „weil Israel Jehovah von Mose getrennt hat, so ist ihm Mose als Erlöser aus Aegypten ein rein natürlicher und äuſserlicher Mensch geworden," „diesem Haften an der Aeuſserlichkeit entspricht nun, daſs Israel sichtbare Götter verlangt," „damit ist Israel auf den Standpunct der Heiden zurückgetreten," u. s. w. Wie viel läſst sich bei diesen eben so zuversichtlich als unbegründet hingestellten Sätzen erinnern! Wie konnte

Digitized by Google

Israel überhaupt Jehovas vergessen, wenn es wirklich erfahren hat dasjenige, was der Pentateuch in dieser Hinsicht berichtet? Diese Frage bleibt gänzlich bei dem Verf. unbeantwortet. Er übersieht aber auch, dafs der Pentateuch gar nicht so geradezu von einem „Vergessen Jehovas" und einem „Zurücktreten auf den Standpunct der Heiden" redet. Dann entstände eben ein Bruch in der Geschichte, den wir wenigstens in keiner Weise auszugleichen und zu heilen vermöchten. Und welch eine Vorstellung, dafs Moses dem Volke mit Einem Male ein rein natürlicher und äufserlicher Mensch geworden sei! Auf welchen Grund stützt sich eine solche Annahme, die eben so ohne historischen Anhaltspunct als in sich ungereimt ist? Und welch ein neuer Sprung, wenn aus dieser äufserlichen Vorstellung von Moses sofort das Verlangen des Volkes nach sichtbaren Göttern hergeleitet wird. Sah das Volk die sichtbare Gottheit, welche es verlangte, als Führer durch die Wüste, als Ersatz für Moses an, so konnte ja unmöglich das Bild von demselben ein so äufserliches geworden sein. Immer ist aber damit noch nicht die Frage beantwortet in Betreff dieses Herabsinkens des Volkes auf eine Stufe des Naturcultus, sobald die frühere Geschichte desselben und das bisherige Verhältnifs des Gesetzgebers zum Volke scharf in's Auge gefafst wird. Es kommt hier alles an auf richtige Einsicht in das innere Verhältnifs des Volkes zum Naturcultus überhaupt. Ueber dieses aber giebt uns der Commentar keinen Aufschlufs und doch ist dies der Cardinalpunct der ganzen Untersuchung, durch dessen Verkennung oder falsche Erledigung Mifsverständnisse aller Art erzeugt sind. Ihnen vorzubeugen, sie gründlich abzuschneiden, dürfte dem Verf. kaum irgendwie gelungen sein. — Aber nicht immer hält sich der Vf. noch in diesen Schranken. Während hier noch die Phantasie desselben die historischen Mittelglieder und Bindungsmittel überspringt, ergeht sie sich anderweitig in desto ungezügelterer Weise. Der Tod Mosis wird Deut. 34. als ein tragisches Ereignifs dargestellt: der Mann, der nahe am Ziele seines Strebens und Wirkens stehend, in ungeschwächter Lebens- und Geisteskraft abscheidet, ist ein jedenfalls tragischer Charakter. Von diesem Gesichtspuncte aus sagt der Erzähler Deut. 34, 6: Moses sei begraben worden im Moabitischen Gebiete, ohne dafs man selbst später sein Grab wufste. Zu dem tragischen Ende des Gesetzgebers gehörte noch das *Unscheinbare* seines Begräbnisses. In *Moab* ward er begraben, wo er starb (vgl. Vs. 6. mit Vs. 5.): nicht die Ehre, welche Jacobs und Josephs Gebeinen widerfuhr, geschah den seinigen. Er blieb im Tode ungeehrt, wenn auch tief betrauert. Zu dem göttlichen Strafworte: „du sollst nicht hinübergehen" (Vs. 4.) und dessen ganzer Erfüllung gehörte nicht nur der Tod (Vs. 5.), sondern auch das Begräbnifs Mosis (Vs. 6.). In diesen allein richtigen Gedankengang der Erzählung kann sich aber unser Verf. nicht finden. Er thut so als ob über das ויקבר Vs. 6., in Betreff des dazu gehörigen Subjectes gar kein Zweifel obwalten könne, und Jehovah als Subject nothwendig zu ergänzen sei, da doch wenn der Sinn sein sollte: Jehovah *selbst* habe Moses bestattet, das Subject nothwendig ausgedrückt sein müfste. Doch wie gesagt, über alles dieses verliert der Ausleger kein Wort, und läfst desto geschäftiger die Phantasie walten, die sich hier als eine ächt Rabbinische bewährt. Das Wort 34, 7, sagt er S. 566, bezeichnet zwar einerseits einen Beweis besonderer Gnade, andererseits stellt eben dies den Mose einem *Verbrecher* gleich, der sein Leben verwirkt und in der Mitte seiner Tage zum Tode geführt wird. Als ob alle in der Blüthe des Lebens dahin sterbende Verbrecher wären und Verbrecher nicht auch als abgelebte Greise ihr Leben verlieren könnten! Wer freilich mit solchen Uebertreibungen beginnt, dem ist es nicht weiter zu verargen, wenn er gerade diesen Todesfall bezeichnet als „einen furchtbaren Triumph der Todesmacht, bei welchem alle menschliche Natur verzagen und verzweifeln mufs." Nachdem so die „ganze Tiefe des Todes Mosis" durchschauet worden ist, wird es dem Commentator leicht, seine Auffassung zu rechtfertigen, nämlich in folgender Weise: „die Sache ist diese, dafs nachdem der Todesgewalt gegen Moses wegen seiner Sünde völlig freier Spielraum gelassen ist, augenblicklich derselben Einhalt gethan wird (sic!) und Jehovah der Gott des Heiles und des Lebens den Leichnam Moses aus der Macht des Todes zurücknimmt und ihn selber bestattet." Aber diese Identificirung des Begrabens, sei es auch durch Jehovah selbst, und des Entreifsens aus der Macht des Todes ist eben die unglückliche Fiction, welche den Verf. zu so beklagenswerthen Mifsgriffen verleitet.

Wir wollen mit dem Verf. nicht darüber lange

Digitized by Google

rechten, dafs in Bezug auf die gesetzlichen Abschnitte des Pentateuch viel zu wenig geschehen sei, viele auch der dringlichsten Fragen ihre Erledigung nicht gefunden haben. Denn die Vorarbeit auf diesem Gebiete ist im Allgemeinen bis jetzt noch kümmerlich und nur Einzelnes erst mit tüchtigem wissenschaftlichem und theologischem Geiste untersucht. In Bezug auf die Hauptgegenstände des Ceremonial-Gesetzes folgt der Verf. vielfach *Bähr*, aber auch neueren Berichtigungen und Modificationen der *Bähr*'schen Ansichten, wie bei den Opfern *Kurtz* (das Mosaische Opfer 1842). Schlimm ist es aber auch hier, dafs wo der Verf. eigene Forschungen vorträgt, dieselben von demselben Geiste mafsloser Willkühr und zuchtloser Phantasie durchzogen sind, so dafs sie der Wissenschaft nicht weiter zu Gute kommen können, sondern nur zur Warnung vor dieser Art von Deutelei dienen müssen. Wir verweisen hier nur beispielsweise auf das S. 167 ff. über den Kleider-Aussatz Bemerkte, wo der Vf. sich berechtigt glaubt, über das Wesen der Kleidung so zu philosophiren: „das Kleid ist dem Menschen nicht eine blofse Aeufserlichkeit, sondern hängt innerlich mit dem Wesen und Zustande seines Lebens zusammen. So wie wir schon bei den Priesterkleidern auf 1 Mos. 3, 21. zurücksehen mufsten, so wird der grofse Ernst, mit welchem hier das Gesetz die Flecken des Kleides behandelt, nur dann verständlich, wenn wir das Kleid in dem Lichte jener Stelle erkennen." Nun wir meinen, der „grofse Ernst" des Gesetzes in diesem Falle erkläre sich vollständig aus der Betrachtungsweise des Aussatzes, von welcher es ausgeht, aus dem gewaltigen Rigorismus, mit welchem es den Aussatz als das sprechendste Symbol der Sünde und des Verfallenseins an den Tod nicht blofs in seinen stärksten, sondern auch in allen feineren, ihm verwandten oder ähnlichen Erscheinungsformen angesehen und behandelt wissen will. Dafs es dem Gesetze dabei gar nicht wesentlich und allein auf die Kleider ankommt, erhellt ja deutlich genug daraus, dafs es nicht blofs von einem Aussatze an Kleidern, sondern auch an Stoffen überhaupt, selbst an Geräthen von Leder (vgl. Levit. 13, 51. „was irgend aus Leder gefertigt ist") redet. Bei dem Aussatze an Häusern mufs der Verf. selbst nachher wieder einlenken (S. 174 ff.). Schwerlich kann derselbe daher die fragliche Gesetzesstelle 3 Mos. 13, 47 ff. im Einzelnen genau angesehen haben, wie er sich denn auch nur in allgemeinen Räsonnements über dieselbe ergeht. Am wenigsten aber bietet sie einen Stützpunct dar für die von ihm citirte und oft gemifsbrauchte Stelle 1 Mos. 3, 21. nach seiner Auffassung derselben. Die einfache und offenbare Beziehung dieser Stelle auf 2, 25. und 3, 7. kümmert unsern Verf. nicht im Mindesten. Fafst man diese drei Stellen in ihrer rechten Beziehung auf einander, so kann der Gedanke von 3, 21. nur dieser sein: das vor dem Falle des Menschen nicht vorhandene, sondern erst nach demselben erwachte mit dem Schuldbewufstsein eng zusammenhängende Schaamgefühl erhielt nunmehr eine ausdrückliche göttliche Sanction und Willens-Erklärung: es sollte aufrecht erhalten werden, mit ganzer Strenge in Kraft verbleiben. So enthält die Stelle unbefangen aufgefafst nichts anderes als die rein ethische Bezeichnung des Gewissens in seiner Beziehung zu Gott und dem göttlichen Willen. Unser Ausleger aber trägt bei dieser Gelegenheit (vgl. I, S. 64—68) zuerst eine ausführliche Betrachtung über das Tödten der Thiere und den so in die Natur eingedrungenen Tod vor (was beiläufig bemerkt gar kein im Texte selbst hervorgehobenes Moment bildet und demgemäfs durchaus nicht als ein Hauptgedanke in jener Weise gefafst werden darf), sodann über die Idee der Bekleidung. So wird dann das Resultat gewonnen: „in der Bekleidung des Menschen durch die Hand Gottes erkennen wir die Ueberwindung der ersten Spuren der Todesmacht und die reale Weissagung des neuen Lebens. — Das Wunder der Bekleidung ist die Geburt und Darstellung des neuen Menschen." Das nennt man denn in der Sprachweise dieser Klasse von Exegeten, dem A. T. seine Leiblichkeit belassen und nicht einer durch falsche Bildung eingetretenen Vergeistigung desselben huldigen. Nunmehr begreifen wir auch, wie *Hofmann* neuerdings den fast in's Unglaubliche gehenden Ausspruch thun konnte: „ob Gott dem Menschen ein Kleid von Fell giebt, dafs er es anziehe, oder das Land Kanaan, dafs er darin wohne, oder die verklärte Menschennatur Jesu Christi, dafs er ihre Kraft verspüre: immer schenkt er ihm ein Unterpfand seiner Erneuerung. Nimmt der Mensch dasselbe, wie es ihm geboten wird, so ist er vor Gott gerecht und innerlich neu geworden."!! Und bei alle dem bildet man sich noch ein, der Geschichte recht eigentlich zu ihrem angestammten guten Rechte zu verhelfen! Wann wird man erkennen, wie diese in das Gebiet des Physischen

Digitized by Google

sich verlierenden Speculationen aller gesunden historischen Anschauungsweise spotten? Man vergleiche nur beispielsweise noch einmal die Auffassung des Nasiräats-Gesetzes bei Baumgarten II, S. 274 ff. Zunächst wird in Bezug auf die vorgeschriebene Enthaltung vom Weine die Erklärung verworfen, als ob derselbe allein seiner berauschenden Eigenschaft nach in Betracht komme, sondern als sinnlicher Genufs überhaupt. „Das Gewächs des Weinstocks wird von Jehovah als dasjenige gewiesen, dessen er sich zu enthalten habe, nicht etwa blofs in wiefern es berauschende Kraft in sich habe und also offenbare Unordnung veranlasse, sondern nach allen seinen Theilen, in wiefern dieses Gewächs als das vornehmste aller sinnlichen Genüsse gilt und darin also das allgemeine Mifsverhältnifs des Menschen zum sinnlichen Genusse zum Vorschein kommt." Allein ganz abgesehen davon, dafs dieser letztere Gedanke gar nicht so ohne Weiteres in dem Gesetze gefunden werden kann, so widerlegt den Verf. der einfache Text, indem zu dem „Wein" noch aus- und nachdrücklich „berauschendes Getränk" שֵׁכָר hinzugesetzt ist. Daraus ergiebt sich auch schon, was auch noch aus andern Gründen genugsam dargethan werden kann, dafs das Gesetz auf die Verordnung in Betreff der Priester 3 Mos. 10, 8 ff. zurücksieht und aus dieser sein Verständnifs erhalten mufs, und Baumgarten hat sehr Unrecht gethan, dies gegen *Bähr* ganz willkührlich abzuläugnen. Dafs der Wein „nach allen seinen Theilen" verboten wird, erhellt schon aus der Fassung des Gesetzes selbst, nämlich, wie es schon bei *Carpzov* appar. antiqq. s. cod. p. 153 heifst, ne scilicet illarum rerum suavitate et dulcedine illectus, vini caperet desiderium. — Aerger noch als mit dem Weine geht aber der Verf. mit dem Gebote des Wachsenlassens der Haare um. Hier indessen begnügen wir uns mit einer blofsen Relation, denn einer Widerlegung bedarf doch wohl schwerlich in unsern Tagen noch eine Ansicht wie folgende: „das lange Haupthaar als die natürliche Bedeckung und Beschirmung des Hauptes, welche die künstliche als das entsprechende Correlat fordert (!), ist das Zeichen der Abhängigkeit von einer andern gegenwärtigen Macht. So trägt das Weib langes Haar und geht mit bedecktem Haupt vor dem gegenwärtigen Manne, der ihr Haupt ist (1 Cor. 11, 5—7. 10). Der Mann aber hat das Haupt geschoren und unbedeckt, denn er ist allem Gegenwärtigen über frei als das Bild und die Herrlichkeit Gottes. Der Nasir begiebt sich nun dieser natürlichen Freiheit und Selbstständigkeit, so wie er dem allgemeinen Freudengenusse entsagt; denn gleichwie der Geist der Freude in die unreine Lust hinabgezogen wird, so verkehret sich das Gefühl der Kraft und Selbstständigkeit in Hochmuth und Vermessenheit. Darum tritt der Nasir ab von dem Boden der natürlichen Kraft und Mannhaftigkeit und stellet sich im Geiste als das Weib unter die Macht Jehovas und dessen zum bleibenden Zeichen trägt er langes Haar." Unverantwortlich ist es, dafs der Urheber dieser Ansicht es nicht einmal der Mühe werth hält, auf neuere sehr gründliche Erörterungen gerade dieses Umstandes, welche ihm nicht unbekannt sein konnten, nur irgendwelche Rücksicht zu nehmen: ein Sicherheitsgefühl dieser Art ist kaum anders denn als traurige Anmafsung und Eitelkeit zu bezeichnen.

Irren wir nicht, so hat der Verf. eine starke Neigung, sich geistig von Andern abhängig zu machen: seine Arbeit trägt vielfach das Gepräge einer Unselbstständigkeit, welche von den Eindrücken des Augenblickes hingenommen wird und es nicht zu freier Aneignung und Verarbeitung des Objectes zu bringen vermag. Dies zeigt sich nicht blofs in dem bereits oben Bemerkten, sondern auch in der Art, wie der Vf. sich zu anderen Arbeiten stellt, wie namentlich zu Bertheau, dessen allerdings im Einzelnen manche höchst scharfsinnige und treffende Bemerkung enthaltende Buch (die sieben Gruppen Mosaischer Gesetze. Göttingen 1840) doch einer viel eingehenderen und schärferen Kritik gewürdigt werden mufste als es hier der Fall ist. Auf dieses Schwanken, diese Unsicherheit des Verf.'s gründen wir indefs die Hoffnung, dafs derselbe noch nicht mit sich abgeschlossen habe und sich gegenwärtig in einer Krisis befinde, aus welcher bessere und hoffentlich tiefere Eindrücke ihn herauszureifsen nicht verfehlen werden. Möge es ihm gelingen, sich frei zu machen von dem Haschen nach blofs subjectiven Einfällen und scheinbar geistreichen Gedanken, und das wahre Ziel der biblischen Exegese, die gewissenhafte und treue Durchdringung des Schriftgehaltes von dem subjectiven Geiste, von ihm immer klarer und bestimmter erkannt und dann rastlos verfolgt werden.

Dr. Haevernick.

Digitized by Google

№ 60.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

September 1844.

XXXIV.

Ἀνατροπὴ τῶν δοξασάντων, γραψάντων καὶ τύποις κοινωσάντων, ὅτι οὐδεὶς τῶν νῦν τὴν Ἑλλάδα οἰκούντων ἀπόγονος τῶν ἀρχαίων Ἑλλήνων ἐστίν, ὑπὸ Ἀναστασίου Γεωργιάδου Λευκίου κτλ. Ἐν Ἀθήναις, 1843. *kl.* 8.

Auch in Deutschland ist die Fallmerayersche Griechenfrage noch nicht als abgemacht anzusehen; nicht die Griechenfrage aus dem politischen Standpuncte ihrer Zukunft, sondern die aus dem historischen Gesichtspuncte ihrer Vergangenheit, die Frage wegen der Abstammung der heutigen Bewohner Griechenlands. Mag Fallmerayer über den Ursprung und über das eigentliche Wesen der griechischen Revolution vom Jahre 1821 urtheilen, wie er will; mag er in Betreff der politischen Zukunft Griechenlands und des griechischen Volks eine Ansicht haben, wie er will, und mag er sogar alles wahre Heil für Beide einzig und allein und wirklich und wahrhaftig von Rufsland erwarten und diese kühnen Erwartungen und Hoffnungen den Griechen selbst unterlegen: es kann dies Alles ein falsches Urtheil, eine falsche Ansicht, eine Täuschung sein, der er sich hingegeben hat, aber es bleibt doch immer eine Angelegenheit, die zunächst nur der subjectiven Ueberzeugung angehört, und wegen welcher er auch zunächst nur sich selbst Rechenschaft schuldig ist. Anders ist es dagegen mit der Frage wegen der Abstammung der heutigen Griechen, und mit der Behauptung Fallmerayers, dafs die heutigen Griechen die Nachkommen der Slawen und Albanesen seien, die sich in früheren und späteren Jahrhunderten in einer solchen Weise in Griechenland, zunächst in der Halbinsel des Peloponneses, festgesetzt hätten, dafs alles ursprüngliche Leben in den älteren Bewohnern des Landes verdrängt und verwischt worden, und dafs nicht Ein Tropfen altgriechischen Blutes in den Bewohnern des heutigen Griechenlands vorhanden sei. Jedenfalls ist das eine Behauptung, wegen welcher Derjenige, der sie aufstellt, nicht blofs sich, sondern auch Andern, und vornehmlich den Griechen unserer Tage Rechenschaft schuldig ist; und man kann sich daher nicht wundern, dafs, wie diese Fallmerayer'sche Griechenfrage auch bei uns, in Deutschland selbst, keineswegs abgemacht ist, und man hier aus guten Gründen, namentlich bei der offenbaren Uebertreibung, mit der Fallmerayer überall nur Slawisches in dem Volksleben der Bewohner des heutigen Griechenlands erblickt, denn doch billig Bedenken trägt, nach dem alten: Αὐτὸς ἔφα seiner Ansicht unbedingt zu huldigen und auch gar nichts Altgriechisches in dem Volksleben der heutigen Griechen anzuerkennen, so noch mehr die Griechen selbst dieser Ansicht entgegentreten, dieselbe bekämpfen und die angeblichen Gründe, auf denen sie beruht, so wie die daraus gemachten Folgerungen und Schlüsse bestreiten. Das ist in neuerer Zeit, während man vielleicht in Deutschland die Sache auch für die Griechen abgemacht wähnte, auf verschiedene Weise geschehen. Dem Unterzeichneten ist zufällig die im Jahre 1842 in Athen herausgegebene, vorzugsweise wissenschaftliche Zeitschrift: Ῥαδάμανθυς, zugekommen, in welcher (No. 24 f.), unter der Aufschrift: Ὁ ἱστορικὸς τῆς Βαυαρίας Κ. Φ. Φαλμερεύερ, jene griechenausrottende Meinung des baierischen Geschichtschreibers, wenn auch nur mit allgemeinen Gründen von dem Griechen Bybilakis, Verfasser des Schriftchens: „Neugriechisches Leben" (Berlin, 1840; vergleiche Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik, 1840, zweite Hälfte, No. 106) bestritten wird. Aehnliches soll auch in der, mehr politischen Zeitschrift: Ἀθηνᾶ, so wie in andern Schrif-

Digitized by Google

ten von Griechen, die dem Unterzeichneten nicht zu Gesicht gekommen sind, gelegentlich geschehen sein. Der beiden, im Jahre 1843 in Athen erschienenen Schriften des Soph. Oikonomos, Περὶ Μάρκου τοῦ Κυπρίου, und Paparrigopulos, Περὶ τῆς ἐποικήσεως Σλαβικῶν τινων φυλῶν εἰς τὴν Πελοπόννησον, ist in diesen Blättern (vergleiche Jahrbücher u. s. w. 1843, zweite Hälfte, und 1844, zweite Hälfte), bereits ausführlicher gedacht worden, und es ist daraus wenigstens so viel nicht undeutlich abzunehmen gewesen, dafs und in welcher Weise man von Seite der Griechen die Kritik gegen die Angriffe Fallmerayers zu üben gewufst hat, namentlich aber hat dem Verfasser der, übrigens erst begonnenen letztgedachten Widerlegungsschrift, Paparrigopulos, das Verdienst einer besonnenen, wissenschaftlich gründlichen Kritik durchaus nicht abgesprochen werden können. Welchen Nutzen diese Erörterungen und Untersuchungen für die Sache selbst haben, und wie sich darnach die Ansicht über die gedachte Griechenfrage auch in Deutschland gestalten werde, mag, auch wenn es nichts weniger als gleichgültig ist, doch hier ganz auf sich beruhen; von Fallmerayer selbst ist eine Aenderung seiner Meinung, unter Ausscheidung aller und jeder Uebertreibung, unter Zurückführung der ganzen Frage auf wirklich historische Thatsachen, unter redlicher Anerkennung dessen, was die Gegenwart offen darlegt, ohne auf Nebenpuncte ein gröfseres Gewicht zu legen, als recht ist, wohl nimmer zu erwarten.

Zu den Gegnern Fallmerayers unter den Griechen hat sich nun auch der Verfasser der vorliegenden Schrift, Levkias, Professor der Medicin an der Universität Athen, gesellt. Er hat dieselbe bereits vor einigen Jahren geschrieben (S. 66), und zwar in altgriechischer Sprache, wie schon ihr oben angegebener Titel lehrt, sie aber auch zugleich für alle diejenigen, die des Altgriechischen nicht mächtig sind, ins Lateinische übersetzt (S. 104). Allerdings hat der Verfasser seinen Gegenstand nicht so streng in's Auge gefafst, und namentlich nicht, oder doch nicht ausschliefslich aus dem historischen Gesichtspuncte, wie Paparrigopulos, der Prüfung und Untersuchung unterworfen, und es ist ihm nicht gerade darum zu thun gewesen, die Ansicht Fallmerayers bis zu ihrem Ursprunge zu verfolgen und sie in ihrer Grundlage anzugreifen. Vielmehr hat er, nach demjenigen selbst, was er darüber bemerkt, sich nur auf Weniges beschränken wollen, um nachzuweisen, dafs Fallmerayer bei dem, was er gegen die Griechen sagt, sich irre, wenn es nicht absichtlich geschehen; er hat auf die Momente aufmerksam machen wollen, die derselbe ganz unbeachtet gelassen, oder auf die er zu wenig Gewicht gelegt hat; er hat auf die Uebertreibungen, Widersprüche, falschen Deutungen und irrigen Schlufsfolgerungen hingewiesen, woran seine Hypothese leide oder worauf sie gegründet sei; er hat auf Beispiele anderer Nationen aufmerksam gemacht, die analog Manches in dem Leben des griechischen Volks erklären, ohne dafs es nöthig wäre, zu einer gewaltsamen Erklärung seine Zuflucht zu nehmen, wie Fallmerayer in Betreff der Griechen; er hat besonders darthun wollen, wie sehr Fallmerayer bemüht gewesen, Gründe für seine Meinung, wenn auch nur scheinbare, zusammenzusuchen und aufzufinden.

Besonderes Gewicht legt der Verfasser, und mit allem Rechte, S. 8 darauf, dafs die griechische Sprache fast in ganz Griechenland, mit Ausnahme einiger Inseln, Flecken und Dörfer, wo die Einwohner nur Albanesisch redeten, gesprochen werde, und er fragt mit Recht, wie das, so wie die Erhaltung altgriechischer Sitten und Gebräuche zu erklären sei, wie dies nur möglich sein könne, wenn in früheren Jahrhunderten alle Griechen im Peloponnese u. s. w. ausgerottet worden seien. Wer konnte, fragt er, die Slawen u. s. w. in einem solchen Falle Griechisch lehren, und was konnte dieselben veranlassen, es zu lernen und die Sitten u. s. w. der Griechen anzunehmen? Zwar nimmt Fallmerayer in dieser Hinsicht und Behufs der Erklärung dieser Erscheinung in ersterer Beziehung zu der Annahme seine Zuflucht, dafs Griechen aus Jonien in den Peloponnes gekommen seien, die die dortigen Slawen Griechisch gelehrt hätten (S. 20. 22); indefs leuchtet wohl von selbst ein, was und wie viel von solcher Erklärung, auch wenn die Thatsache selbst, worauf sie beruht, gegründet ist, zu halten sei. — An manche Orte, in unzugängliche Berge und auf einzelne Inseln, wohin die Griechen beim Eindringen fremder Horden flohen, kamen, sagt der Verfasser S. 10, keine Slawen u. s. w.; was sind dort die Menschen? sind sie

Digitized by Google

nicht Griechen? oder was sind sie sonst? In Thracien, Macedonien und Thessalien giebt es Striche, wo nur bulgarisch geredet wird; anderswo, auf Inseln, z. B. auf Hydra, wird albanesisch gesprochen, obgleich sich bei ihnen zugleich altgriechische Sitten u. s. w. finden, und während anderswo, in Epirus, auf Kreta, Cypern u. s. w. die Türken selbst, nicht ihre, die türkische Sprache, sondern griechisch reden (S. 10—12). Dabei macht auch der Verfasser aufmerksam (S. 14), dafs noch jetzt bei den, griechisch redenden Bewohnern des Landes ganz altgriechische Worte gebräuchlich sind, womit man sogleich die, auch schon von Andern gemachte und mit Belegen unterstützte Bemerkung (S. 58 und 102) verbinden mag, dafs manche im Munde des griechisch redenden Volks erhaltene Worte, die türkisch, bulgarisch u. s. w. zu sein scheinen, dennoch dem Ursprunge nach rein altgriechisch und nur äufserlich verderbt sind. Freilich meint er S. 58 mit vollem Rechte, dafs es dazu nicht boeotischer Ohren, sondern einer ἀκοὴ ἑλληνικὴ εὐπαθὴς καὶ εὐαίσθητος, d. i. eines feinen griechischen Gehörs bedürfe, wie es allerdings viele Fremde, die nach Griechenland gekommen, nicht mitgebracht hätten. Auch weist der Verfasser in dieser Hinsicht S. 56, vergl. mit S. 98, auf die gegenwärtige Sprache der Lakonen (Tzakonen) und die in ihr enthaltenen offenbar altgriechischen Worte hin, die freilich Fallmerayer nicht anerkennen wolle. Hiermit steht in Verbindung, was S. 16 f. von den im Schoofse der gegenwärtigen Bewohner Griechenlands erhaltenen altgriechischen Vorstellungen, Sitten und Gebräuchen, Spielen u. s. w. gesagt wird, wenngleich nicht verkannt werden kann, dafs in diesen Manches von dem, was der Verfasser anführt, so wie auch von dem, was der obgenannte Grieche Bybilakis zusammengestellt hat, auf welchen unser Verfasser sich bezieht, nicht von besonderem und entscheidendem Gewichte ist, indem es, weil dergleichen (was Zauberei, Zaubermittel, Aberglaube, Vorbedeutungen u. s. w. anlangt) auch andern, auch den slawischen Nationen eigenthümlich ist, noch nicht auf eine Verwandtschaft mit den alten Griechen hinweist und darauf schliefsen läfst. Insofern aber wirklich altgriechische Sitten u. s. w. bei den jetzigen Bewohnern Griechenlands sich erhalten haben: schliefst eine solche Erscheinung wirklich nicht die Annahme, dafs die alten Griechen gänzlich ausgerottet worden seien, geradezu aus. Durch wen wären sie sonst eingeführt worden? — etwa durch Griechen aus Jonien, wie Fallmerayer in Betreff der griechischen Sprache annimmt?

Von der historischen Seite, wie schon bemerkt, greift der Verfasser der vorliegenden Schrift die Fallmerayersche Meinung weniger an, obschon er die falschen und gezwungenen Deutungen einzelner Stellen der Byzantiner, die Fallmerayer zu seinen Zwecken unternommen, so wie die sich zu Schulden gebrachten Anachronismen u. s. w. rügt (S. 36). Eben so rügt er gegen ihn die Unkenntnifs der alt- und neugriechischen Sprache (S. 36 f.), und belegt seine Behauptung mit zwei, schon von Andern geltend gemachten, allerdings wahrhaft schlagenden Beispielen, die sich übrigens auch noch hätten vermehren lassen. Unglaublich ist es in der That, was S. 38 bemerkt wird, dafs Fallmerayer das Wort περιβόλιον für slawisch ausgeben wollen. Welch Gewicht derselbe für seine Meinung auf die slawischen oder slawisch klingenden Namen von Städten, Dörfern u. s. w. in Griechenland legt, und dafs darauf an sich für diese Meinung kein Gewicht zu legen sei, wird, wie das die Sache verdient, nur kurz bemerkt. Anderes hätte vielleicht nicht so kurz abgefertigt werden sollen, als hier zur Widerlegung Fallmerayers geschehen ist, während Manches, was der Verfasser im Einzelnen gegen denselben anführt, auch wenn es nicht von bedeutendem Gewicht ist, doch das unwiderleglich darthut, dafs Fallmerayer auf jede erdenkliche Weise bemüht gewesen ist, Gründe für seine Meinung aufzufinden, auch wenn sie noch so weit hergeholt und oft noch so sehr gesucht sind, dafs es in der That schwer ist, satiram non scribere. Es wird schon damit gegen jene Meinung Viel gewonnen, dafs man auf den Mangel an Unparteilichkeit und Unbefangenheit hinweist, der sich im Einzelnen und im Allgemeinen bei den Erörterungen und Untersuchungen Fallmerayers herausstellt, noch mehr aber bei den Ergebnissen, zu welchen er gelangt, sich zu Tage legt, so dafs man eigentlich zu der Ueberzeugung kommt, er habe diese Ergebnisse bei seinen Erörterungen und Untersuchungen geradezu beabsichtigt und erstrebt, nicht aber habe er sie, frei und auf natürlichem Wege, unabhängig von Vorurtheilen und Eingenommenheit gegen die Griechen und

Digitized by Google

das griechische Element, ohne besondere Vorliebe für die Slawen und den Slawismus, an der Hand einer unparteiischen und unbefangenen Kritik gewonnen. Daher ist es auch im Einzelnen, was gewisse Gründe Fallmerayers für seine Meinung anlangt, in der That gar unnöthig, sich mit einer Widerlegung solcher Gründe zu beschäftigen, da es mit solchen Gründen nur darauf ankommt, einem jeden Tropfen altgriechischen Bluts in den Adern der christlichen Bevölkerung des heutigen Griechenlands, einer jeden Verwandtschaft der heutigen Griechen mit den alten Griechen, und dem Dasein altgriechischer Elemente in dem Volksleben der Bewohner des heutigen Griechenlands eine jede Anerkennung zu bestreiten und zu versagen, und immer und überall nur slawisches Blut, nur slawische Elemente zu suchen und zu finden. Es kann Niemanden ernstlich einfallen, die christliche Bevölkerung des heutigen Griechenlands im Ganzen oder im Einzelnen für die ächten und unvermischten Nachkommen der alten Hellenen ausgeben zu wollen und anzusehen; es kann aber auch gar nicht darauf ankommen, die Sicherheit des Stammbaums, die Richtigkeit der Genealogien erweislich zu machen, selbst wenn dies hier im Einzelnen und auch sonst in ähnlichen Fällen möglich wäre, und gleichsam eine Art Ahnenprobe zu liefern; sondern nur darauf kommt es an, ob, auch bei nicht abzuläugnender Unsicherheit des Stammbaums und nicht genügend zu führender Ahnenprobe, doch das griechische Element, doch der griechische Geist, vor dem slawischen und albanesischen in der christlichen Bevölkerung des heutigen Griechenlands vorherrsche. Auch hierbei wieder kann es nicht auf Aeufserlichkeiten, nicht allein, und auch nicht einmal vorzugsweise, auf historische Thatsachen (wer kann jetzt noch nach so langen Jahrhunderten ihren Umfang und den Umfang ihrer Wirkungen untersuchen und nachweisen wollen?), nicht auf blofse Namen ankommen; vielmehr mufs, sollte man meinen, bei Beantwortung jener Frage Alles nur auf das innere Volksleben, auf Sitte, Charakter, Geist und Gemüth, auf Anlagen des Geistes und Herzens, auf Leidenschaften und Neigungen, und selbst auf Untugenden zurückgeführt, und darnach mufs die Frage beantwortet werden, ob in den heutigen sogenannten Griechen slawische oder griechische Elemente vorhanden seien, und welches von ihnen vorherrsche. Nimmt man diese Frage nicht von dieser Seite; hält man sich nur, oder doch vorzugsweise, an gewisse Aeufserlichkeiten in dem Leben der heutigen Griechen; wirft man Alles untereinander, um dann aus der Verwirrung früherer Jahrhunderte mit einigem Glücke die slawische Abstammung der heutigen Griechen behaupten zu können; sieht man in dieser, zum Theil selbstbereiteten Verwirrung alles Andere nicht, was damit im offenbarsten Widerspruche steht und um das Glück der slawischen Abstammung die Griechen zu bringen droht; geht man nun gar so weit, für die Griechen alles Glück der Zukunft in der slawischen Abstammung und in ihrer politischen Unterordnung unter das Moskowiterthum zu erblicken, und vielleicht gar, um diese Meinung von der Unterordnung Griechenlands unter das Moskowiterthum um so glücklicher begründen zu können, ihre slawische Abstammung rücksichtslos zu behaupten und selbst mit gesuchten Gründen nachweisen zu wollen: so trifft nicht nur, die Sache subjectiv genommen, das ein, was dort Goethe sagt: man merkt die Absicht, und man ist verstimmt; sondern es mufs auch eingestanden werden, dafs auf solche Weise die reine lautere Wahrheit nicht gefördert, und auch das Glück der Gegenwart nicht begründet werden kann.

D. Theod. Kind.

Digitized by Google

№ 61.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1844.

XXXV.

*Wissenschaftliche Kritik der evangelischen Geschichte. Ein Compendium der gesammten Evangelienkritik mit Berücksichtigung der neuesten Erscheinungen bearbeitet von Dr. A. Ebrard *). 2 Theile. Frankfurt a. M. bei H. Zimmer. gr. 8. XVI u. 1112 S.*

Erster Artikel.

Unter den apologetischen Schriften, welche durch die neueren Bekämpfungen der Wahrheit der evangelischen Geschichte hevorgerufen sind, nimmt die vorliegende, das Werk eines jungen Gelehrten (gegenwärtig a. o. Prof. d. Theol. zu Zürich), welcher sich durch dasselbe bei dem gröfseren theologischen Publicum zuerst bekannt gemacht hat, einen sehr rühmlichen Platz ein, und nach der Einsicht und Tüchtigkeit, welche der Verf. in einzelnen Parthien beweist, würde er ohne Zweifel noch Gediegeneres und von bleibenderem Werthe leisten können und geleistet haben, wenn er nicht von vorne herein darauf ausginge, zu Vieles zu leisten, nämlich mehr als sich leisten läfst. Hr. E. gehört nämlich zu denjenigen Apologeten, welche, wie einst gegen den Wolfenbüttler Fragmentisten der Superintendent *J. H. Refs* u. a. **), so gegen die Behauptung von Strauſs und Consorten, die evangelische Geschichte sei *auch darum* nicht zu glauben, weil die einzelnen Evangelisten einander in ihren Berichten widersprechen, den Satz geltend zu machen suchen, dafs die Nachrichten der Evangelien einander schlechterdings nicht widersprechen, und die sich somit auch im Gegensatz befinden gegen diejenigen — gegenwärtig wohl ziemlich zahlreichen — Theologen, zu denen zu gehören auch Ref. gleich von vorne herein bekennen will, welche behaupten, die evangelische Geschichte, als Grund unseres christlichen Glaubens, sei durchaus glaubwürdig, obwohl es nicht an Widersprüchen und geschichtlichen Ungenauigkeiten in den Berichten der Evangelisten fehle. Der Verf. will zwar in seinem Werke laut Titel und Vorrede ein „Compendium der gesammten Evangelienkritik" geben, „Alles beachten und würdigen, was irgend für Kritik der Evangelien Wichtiges aufgetaucht ist." Aber im Laufe des Werkes beschäftigt er sich doch ganz besonders und grofsentheils ausschliefslich mit der Beleuchtung der Strauſsischen und anderen neuesten Behandlungen der evangelischen Geschichte, und glaubt vollständig erwiesen zu haben, dafs für denjenigen, der nicht an dem übernatürlichen Charakter der evangelischen Geschichte Anstofs nehme, dieselbe, wie sie von den vier Evangelisten erzählt werde, voll Einheit und Harmonie sei, dafs in diesen Schriften, den einen Punct der Möglichkeit des Uebernatürlichen vorausgesetzt, weder Widersprüche noch überhaupt historische Schwierigkeiten enthalten seien (s. z. B. S. 271. 747. 749. 1108 u. a.). Dabei will der Verf. rein auf kritischem Wege verfahren. Er rügt es, dafs die älteren Apologeten die Reinheit der kritischen Thätigkeit durch Einmischung dogmatischer Voraussetzungen, indem es ihnen als Dogma galt, die Authentie der biblischen Bücher anzuerkennen, hätten trüben lassen; es habe bei ihnen der Kritik an freier Bewegung gefehlt; bei dem Mangel an Muthe zu zweifeln, hätten sie sich mit freiwilliger Fessel beengt und hätten Enantiophanien durch Scheinlösungen beseitigt geglaubt, indem sie, wo die verschiedenen Schriftsteller nicht übereinstimmten, den Ausdruck des einen *drehten*, um in ihm denselben Sinn zu finden, wie in dem des andern

*) Auf dem Titel des zweiten Theiles nennt der Verf. sich mit seinem vollständigen Vornamen *Joh. Heinr. Aug.* und bezeichnet sich als Minist. verb. div., Dr. philos, Lic. und Privatdocent der Theologie in Erlangen.

**) Vergl. *Lessing's* Duplik, am Anfange.

Digitized by Google

(S. 2 sq.); auch *Olshausen* stehe insofern noch auf dem Standpuncte der altkirchlichen Kritiker, dafs er dem *dogmatischen Bedenken* der Gegner gegenüber von *seinen dogmatischen Voraussetzungen* aus operire und daher den rein historischen Thatbestand nicht kar hervortreten lasse, wobei die Sache sich so ausnehme, als ob zwar, wer die *dogmatischen* Ueberzeugungen des Apologeten theile, den Text so drehen und wenden könne, dafs die *historischen* Widersprüche mit verdeckt würden, als ob aber doch die negative Kritik mehr Recht habe, wenn sie die — geschichtlich-harmonistischen oder chronologischen — Widersprüche aufdecke (S. 19). — Wir fürchten jedoch, dafs der Verf. in dieser Schilderung des kritischen Charakters früherer Apologeten zugleich den seiner eignen Kritik, wie sie sich in wesentlichen Parthien seines Werkes zeigt, gezeichnet habe. Er macht nirgends zwar dogmatische Gründe zum Beweise der völligen Harmonie und Geschichtlichkeit der evangelischen Berichte geltend und über die Inspiration dieser Schriften hegt er auch gar nicht den streng kirchlichen Begriff. Treffend bemerkt er und ganz im Sinne des Ref., S. 1054 sq. Anm., die Inspiration habe nur auf den niedersten Stufen in einem Mittheilen eines Fremden, Aeufserlichen bestanden; je höher die Offenbarung stieg, und vollends im N. T., habe die Inspiration je mehr und mehr darin bestanden, dafs die ganze *Person* des Schriftstellers mit all ihren Individualisirungen in den Dienst der Wahrheit genommen und vom heiligen Geiste durchdrungen ward; wefshalb auch der Ursprung der *Form* der von den neutestamentlichen Schriftstellern vorgetragenen Lehren (wie z. B. die vom Logos) auf Seiten der historischen Entwicklung und Ausbildung derselben zu suchen sei. So behauptet er auch gar nicht überall eine wörtliche Genauigkeit der Evangelisten in der Mittheilung der Reden Christi, weder was die Form und Verbindung derselben noch die Angabe ihrer Veranlassung betrifft, indem die Evangelisten keine Protocollisten gewesen seien, und schwerlich angenommen werden könne, dafs sie genau auswendig gelernt und behalten hätten, was Jesus z. B. gegen die Pharisäer und Schriftgelehrten das eine, und was das andere Mal gesprochen habe (S. 514). Wenn der Verf. nun aber (ebendas.) auch die auf diesem Wege entstandenen Abweichungen der Evangelisten von einander nicht für Widersprüche gehalten wissen will, so ist das ein neuer Sprachgebrauch, den der Verf. am wenigsten möchte vor denjenigen zu rechtfertigen vermögen, welche er in seinen Werken bekämpft; es kann dort seine Meinung doch nur die sein, es sei das kein in Betracht kommender irgend Wesentliches berührender Widerspruch. Allein obwohl man nach dem vorher Mitgetheilten glauben sollte, des Verf.'s Dogmatik vertrüge es gar wohl, bei den evangelischen Schriftstellern in äufserlichen unwesentlichen Dingen, wie in chronologischen Angaben, in der Aufeinanderfolge und Verknüpfung der Begebenheiten u. dergl., einzelne Widersprüche und unabsichtliche geschichtliche Ungenauigkeiten zuzugeben, so scheint das doch keineswegs der Fall zu sein. Nirgends giebt er einen wirklichen Widerspruch zwischen den Erzählungen der Evangelisten zu, nirgends auf offene Weise eine aus Unkunde und Versehen begangene geschichtliche Unrichtigkeit oder Ungenauigkeit. Wenn man aber beachtet, auf welche Weise er mitunter die Scheinwidersprüche und die scheinbaren Schwierigkeiten in geschichtlichen Angaben beseitigt, so werden gewifs auch aufserhalb des Kreises der Straufsianer und Bauerianer nicht Wenige sein, denen sich die Ueberzeugung aufdrängt, dafs der scharfsinnige Verf. selbst sich am wenigsten durch seine Argumentationsweise befriedigt finden würde, wenn sie sich auf Schriften eines andern Gebietes als des biblischen Kanons bezöge, und wenn nicht bei ihm — obwohl er es nirgend ausspricht — von vorne herein dogmatisch das feststände, dafs es in den Schriften dieses Gebietes wirkliche Widersprüche und unabsichtliche geschichtliche Ungenauigkeiten nicht geben könne. — Doch folgen wir dem Verf. selbst in dem Gange seiner Untersuchungen, wobei wir uns indessen begnügen müssen, nur Einzelnes näher zu besprechen.

Das Werk zerfällt — aufser der Einleitung S. 1—28, welche im Allgemeinen die Aufgabe der Kritik wie die der Apologetik bespricht und einen geschichtlichen Ueberblick der neueren Behandlungen beider giebt, endlich den Plan des Ganzen darlegt — in zwei Theile: I. Betrachtung des in den 4 Evv. uns vorliegenden Stoffes (wofür es S. 28 etwas passender heifst: Betrachtung des zu kritisirenden Objects, der Evangelien so wie der darin enthaltenen Geschichte), und zwar in zwei Abtheilungen: 1) nach der formalen Seite; 2) nach der materialen. II. Kritik der evangelischen

Digitized by Google

Schriften und der evangelischen Geschichte, gleichfalls in zwei Abtheilungen: 1) Kritik der evang. Geschichte (genauer S. 28 bezeichnet als Antikritik (kritische Beleuchtung) der einzelnen negativen Hypothesen); 2) Kritik der evangelischen Schriften (Untersuchungen über deren Entstehung).

Thl. I. Abth. I. (S. 31—192) zerfällt in 6 Kapitel, von denen das *erste* Vorbemerkungen enthält, allgemeine Bemerkungen über Chronologie und Akoluthie der Evangelien (letzterer sehr passende Ausdruck nach *Chemnitz*), so wie über Synoptik und Harmonistik, die *vier folgenden* allgemeine Betrachtungen über die Evangelien, über ihren Plan und die daher sich ergebende akoluthistische Anordnung der einzelnen und im Verhältnifs zu einander geben, das *sechste* aber die Chronologie der Evangelien behandelt, nämlich Untersuchungen über die Schatzung des Quirinius und über den Lysanias von Abilene anstellt. — Die Grundsätze, welche Kap. I. für Synoptik und Akoluthistik aufgestellt werden, sind in der Allgemeinheit, worin sie gegeben werden, richtig. Die ersteren beziehen sich darauf, welcherlei Erzählungen in den verschiedenen Evangelien sich auf dieselben Thatsachen beziehen. Der Verf. erkennt es mit fast allen neueren Auslegern mit Recht als gar wohl möglich, ja als das Wahrscheinlichere an, dafs mehrere Schriftsteller, welche ein Factum erzählen, in manchen Puncten divergiren (S. 64 sq.). Wenn er dann aber (S. 65) es als Hauptfrage bezeichnet, „ob verschiedene Berichte keine *Widersprüche* enthalten, oder, mit anderen Worten, ob die Divergenzen sich aus der subjectiven Freiheit der Auffassung erklären lassen," so ist die Voraussetzung ohne Zweifel die, dafs bei den Evangelisten die subjective Freiheit der Auffassung niemals den Einflufs könne gehabt haben, etwas thatsächlich Unrichtiges in den Bericht hineinzubringen, und dafs daher, wenn in den ähnlichen Berichten zweier Evangelisten sich nicht blofs formale Divergenzen, sondern reale Widersprüche — mögen sie noch so Unwesentliches betreffen — vorfinden, sie sich auf verschiedene Thatsachen beziehen; eine Voraussetzung, zu der ohne Festhaltung des alten Begriffes der Inspiration nicht so ohne weiteres Berechtigung stattfindet. — Nicht unrichtig ist zwar im Allgemeinen, was der Vf. als weitere Grundsätze aufstellt, dafs zwei verschiedene Begebenheiten, wenn sie in derselben Sphäre vorfallen, gar wohl in manchen Puncten einander ähnlich werden können (S. 64), und eben so, dafs sich gar wohl denken lasse, dafs Christus einen Ausspruch, ein Gleichnifs und dergl. bei verschiedenen Anlässen wiederholt habe (S. 67 sq.). Allein für die Anwendung dieser Sätze auf die Entscheidung über einzelne Fälle in unseren Evangelien ist nicht aufser Acht zu lassen, dafs, wenn schon in dem Berichte einer und derselben Begebenheit oder Rede die Darstellungen verschiedener Referenten mannigfaltig von einander abweichen werden, dieses nothwendig noch in einem höheren Grade der Fall sein wird, wenn ihre Berichte sich auf verschiedene einander nur mehr oder weniger ähnliche Begebenheiten oder auf Aussprüche bei verschiedenen Veranlassungen beziehen; bei den letzteren wird diese Verschiedenheit schon stattfinden, wenn sie in der ursprünglichen Sprache mitgetheilt werden, noch mehr, wenn in einer fremden. Angenommen daher auch, dafs Christus dieselben Gnomen, Gleichnisse, Strafreden oder sonstige Aussprüche zu verschiedenen Zeiten wiederholt hat, so haben wir doch, wenn in unseren Evangelien solche Reden so vorliegen, dafs sie ungeachtet mancher Abweichungen doch theilweise selbst im griechischen Ausdruck, auch wo dieser sich nicht von selbst ergab, zusammentreffen, alle Ursache zu vermuthen, dafs sie hier so vorliegen, wie sie nach einem und demselben Vortrage des Herrn sich fixirt hatten, wenn auch die Evangelisten in der Angabe der Veranlassung nicht übereinstimmen sollten. Darnach ist es sicher falsch, wenn der Verf. z. B. die antipharisäische Rede Luc. 11, 37—54. für ursprünglich nicht identisch mit den entsprechenden Aussprüchen Matt. 2, 23. hält (S. 143; weniger entschieden spricht er sich indessen darüber später aus S. 514. 608 Anm. 1).

Eine übersichtliche Geschichte der evangelischen Harmonistik giebt der Verf. S. 36—56, worin Ref. unter den älteren Werken S. 36 das des *Theophilus* von Antiochien (Hieron. de vir. illustr. 25. u. Ep. 53. ad Algasiam) vermifst, unter den späteren S. 54 Anm. das des Schottischen Theologen *Jac. Madvight* (1756 deutsch 1772) und den Commentar von *Paulus*. Ein arithmetisches Versehn findet sich S. 52, wenn der Verf. bei Beurtheilung der Bengelschen Harmonistik behauptet, dafs es unmöglich sei, eine gewisse Zahl von Elementen dergestalt zu drei verschiedenen Malen zu mischen, dafs nicht einzelne derselben in allen drei

Digitized by Google

Mischungen eine relativ gleiche Stellung gegen einander erhielten; vielmehr wenn die Elemente in zweien dieser Mischungen gerade die umgekehrte Stellung gegen einander erhalten, wie *a*, *b*, *c*, *d* und *d*, *c*, *b*, *a*, so ist dadurch, mag die Stellung in der dritten Mischung sein wie sie wolle, die Möglichkeit ausgeschlossen, dafs zwei Elemente in allen drei Mischungen eine gleiche Stellung gegen einander erhalten. —

Der Verf. selbst aber sucht sich den Weg zur Gewinnung einer gesicherten und vollkommenen Harmonie der Evangelien zuvörderst durch Untersuchung derselben in akoluthistischer Hinsicht zu bahnen. Indem er von der Frage ausgeht, welchen bestimmten Plan die einzelnen Evangelisten bei der Abfassung ihrer Werke gehabt hätten, ob den einer Lebensbeschreibung des Herrn oder den einer blofsen Sammlung einzelner Züge aus seinem Leben oder einen pragmatischen oder dogmatischen Zweck, knüpft er daran die damit in Verbindung stehende Frage über den chronologischen Charakter derselben an, ob und inwieweit die verschiedenen Evangelisten haben akoluthistisch, in der wirklichen Aufeinanderfolge der Begebenheiten, erzählen wollen. Indem er dann die Anordnung der Begebenheiten in den verschiedenen Evangelien betrachtet, weist er überall auf die Art der Verbindung der einzelnen Erzählungen hin, dergleichen er fünferlei unterscheidet: 1) allgemeine Schlufsformeln, die den Temporal- und Real-Zusammenhang bestimmt unterbrechen; 2) *lose* Verbindungen, ohne Bestimmung des *vor* oder *nach*; 3) *unbestimmte*, mit Angabe des *vor* oder *nach*, aber ohne Angabe, des *wie lange darnach*; 4) *mittelbare*, mit Angabe eines mittelbaren Nach; 5) *unmittelbare*, mit Angabe eines unmittelbaren Nach. So sucht er zu finden, wo die Evangelisten, auch wenn sie im Ganzen nicht darauf ausgehen, chronologisch zu schreiben, dieses dennoch theilweise, durch eine gröfsere oder kleinere Reihe von Erzählungen hindurch, thun und das durch die angewandten Verbindungen andeuten. Solche gröfsere oder kleinere Reihen von Ereignissen, welche bei einem Evangelisten bestimmt akoluthistisch an einander gehängt sind, nennt er *Synechien* so wie *Syndesmen*, wenn sich eine Synechie des einen Evangelisten mit der eines andern zu einer Art Kette verbindet. Indem der Verf. auf diese Weise unsere Evangelien vergleichend betrachtet, findet er auch in *dem* Theil der Evangelien, welcher sich mit der Geschichte des öffentlichen Lebens des Herrn beschäftigt, nicht blofs ungeachtet der mancherlei Abweichungen in der Aufeinanderfolge der Begebenheiten nirgends einen Widerspruch, sondern glaubt auch ohne alle Conjectur und Willkühr, rein an die bestimmten vorliegenden Data sich haltend, eine ganz vollständige Akoluthie für diese Begebenheiten gewinnen zu können, in welcher Eigenschaft der Evangelien er den Finger Gottes erkennt (vergl. S. 74. 135. 168 sq. u. a.). Wo die Evangelisten selbst nicht akoluthistisch erzählen, hat das nach seiner Ansicht seinen Grund nicht in einer unrichtigen oder auch nur mangelhaften Kenntnifs, sondern nur in dem besonderen Plane derselben, und eben daraus erklärt er auch die Auslassung von einzelnen Ereignissen oder ganzen Reihen von Begebenheiten und Reden in dem einen oder andern Evangelium. — Schwerlich aber wird der Verf. bei allem auf diese Untersuchung gewandten Fleifse und theilweise bewiesenem Scharfsinne unbefangene Beurtheiler befriedigen. Vieles ist in seinen Erklärungen unnatürlich und gezwungen, Vieles entschieden falsch.

Für das erste Evangelium wird der Zweck und Hauptgesichtspunct des Schriftstellers im Allgemeinen richtig auf die gewöhnliche Weise gefafst, S. 76 sqq. Doch ist zu viel gesagt, wenn der Verf. behauptet, der Evangelist habe diese Absicht schon durch Kap. 1, 1. klar ausgesprochen, und dabei auch auf das βίβλος γενέσεως Gewicht legt. Denn was der Verf. auch sagen mag, so bezieht dieses sich sicher nicht auf das ganze Evangelium, wie auch wohl nicht blofs auf die Genealogie, sondern auf die Erzählung über die Geburt des Herrn Kap. 1. 2., und ist auch sprachlich zu erklären, wie schon in Luther's Uebersetzung: Buch, Erzählung, von der Geburt, dem Ursprunge Jesu Christi, gleich wie Genes. 5, 1. das *griechische* αὕτη ἡ βίβλος γενέσεως ἀνθρώπων: Schrift über den Ursprung der Menschen; vergl. ib. 2, 4. Für diese Erklärung spricht bei Matth. auch v. 18: τοῦ δὲ Ἰησοῦ Χριστοῦ ἡ γένεσις (nach der echten Lesart) οὕτως ἦν.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 62.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1844.

Wissenschaftliche Kritik der evangelischen Geschichte. Ein Compendium der gesammten Evangelienkritik mit Berücksichtigung der neuesten Erscheinungen bearbeitet von Dr. A. Ebrard.

(Fortsetzung.)

Darnach kann in dieser Formel nach dem Sinne des Schriftstellers keine Andeutung enthalten sein, „dafs er ganz die alt-theokratische Weise der Geschicht-„schreibung befolgen und die Geschichte Jesu als Aus-„führung seiner Genealogie betrachten wolle" (S. 77); wohl aber giebt sich sein Gesichtspunct in der Bezeichnung Jesu als „Sohnes des David, des Sohnes des „Abraham," so wie in der Voranstellung der Genealogie überhaupt und in der Gestaltung derselben schon einigermafsen zu erkennen. — Dafs dieser Evangelist in der Darstellung der öffentlichen Thätigkeit des Herrn sein Augenmerk vergleichungsweise wenig auf die Chronologie und wirkliche Aufeinanderfolge der Begebenheiten richtet, was sich auch abgesehen von der Vergleichung der anderen Evangelien, wie namentlich des Lucas und des Johannes, aus der Art und Weise schliefsen läfst, wie er in so manchen Parthien das der Sache nach Gleichmäfsige und Verwandte zusammenstellt, ist vom Verf. nicht in gehörigem Grade anerkannt. Er meint, dafs wir nach dem Plane des Evangelisten, wonach derselbe zu zeigen hatte, wie Jesus mit dem Neuen nach und nach hervortrat, wenn auch keine akoluthistische Anordnung des ganzen Buches, doch ein Rücksichtnehmen auf die Zeitverhältnisse zu erwarten haben. So betrachtet er die Wunder Kap. 8. 9. als in akoluthistischer Folge erzählt, während sich wohl nicht verkennen läfst, dafs sie mit der vorhergehenden Bergpredigt vom Evangelisten hauptsächlich nur zusammengestellt sind, um zu veranschaulichen, wie Jesus, nachdem er mehrere Jünger um sich versammelt, öffentlich wirksam gewesen sei, sowohl lehrend, als auch Wunder, namentlich wunderbare Heilungen verrichtend. So sind auch die beiden Erzählungen über die Entweihung des Sabbath Kap. 12, 1—8. 9—14. wohl schwerlich wegen der Gleichzeitigkeit zusammengestellt, sondern wegen der inneren Verwandtschaft. Noch weniger läfst sich zweifeln, dafs der Evangelist in den gröfseren Reden, die er mittheilt, wie Kap. 5—7. 10. 11. 13. 23. 24—25., vielfältige Aussprüche des Herrn, welche verschiedenen Zeiten und Veranlassungen angehören, wegen ihrer sachlichen Verwandtschaft zusammengestellt hat; was der Verf. nur selten und in sehr beschränktem Maafse anerkennt. Dagegen läfst sich allerdings nicht leugnen, dafs es nach der Darstellung des Evangelisten den Anschein hat, als seien die verschiedenen in diesen Reden vereinigten Aussprüche vom Herrn alle in dieser Verbindung vorgetragen und hätten sich auch die einzelnen Begebenheiten in der Reihefolge an einander angeschlossen, worin sie hier mitgetheilt werden. Anders würde es nicht leicht aufgefafst werden, wenn wir blofs dieses eine Evangelium hätten, und dieses Verhältnifs gehört mit zu den Schwierigkeiten, welche die Beschaffenheit des ersten Evangeliums der Kritik darbietet, und welche jedenfalls sich schwerer erklären lassen bei der traditionellen Annahme der Abfassung desselben durch einen Apostel, der an dem Verlaufe der Begebenheiten auf fortgehende Weise als unmittelbarer Zeuge theilgenommen hatte, als wenn es als das Werk eines etwas ferner stehenden Gläubigen betrachtet wird, welcher den Stoff anderweitig überliefert vorfand und ihn dann seinem besonderen Zwecke und seiner Eigenthümlichkeit gemäfs verarbeitete. — Bei der Tabelle, welche der Verf. S. 83 sqq. über die akoluthistischen Data des Matthäus giebt, liefse sich Manches bemerken. So ist es, wenn wir uns blofs, und das beabsichtigt hier doch der Verf., an die Darstellung des Evangelisten und die Weise,

Digitized by Google

wie bei ihm die Begebenheiten verknüpft sind, halten, schwerlich gerechtfertigt, wenn Stellen wie 8, 5. 14. 23, 28. 9, 1. bloſs als mittelbare und nicht als unmittelbare Verbindungen bezeichnet werden; so auch 9, 15. — Nicht minder unrichtig ist, wenn der Verf. in der Angabe der akoluthistischen Data des *Marcus* S, 96 sqq., Stellen wie 2, 1. 3, 1. als *lose* Verbindungen (ohne Bestimmung des *vor* oder *nach*) bezeichnet; an der ersteren Stelle wird ja durch das δι' ἡμερῶν die im Folgenden berichtete Heilung des Gichtbrüchigen ausdrücklich einige Zeit nach der des Aussätzigen gesetzt; wie kann denn der Verf. aus dieser Verbindung ersehen, daſs dem Marcus „offenbar die Stellung „jener Begebenheit zu dieser und überhaupt nicht „bekannt sei;" und an der letzteren Stelle steht das εἰσῆλθε πάλιν (εἰς τὴν συναγωγήν) offenbar im Gegensatze gegen das Wandeln auf dem Felde, wo sich das unmittelbar vorher Berichtete ereignete. Im Allgemeinen aber schreibt er unter den Synoptikern dem Marcus am meisten akoluthistisches Streben zu, glaubt, derselbe habe die Akoluthie der Begebenheiten, so weit ihm bekannt war, wiedergegeben, seinem Plane gemäſs, die öffentliche Erscheinung Jesu dem Heidenvolke dramatisch in kurzen Bildern darzulegen, und so durch den unmittelbaren Eindruck zu überführen, ohne Beweismittel zu geben und daher auch die übernatürliche Geburt des Herrn nicht hervorhebend; wobei der Verf. die wichtigsten Momente in Betreff des Planes des Evangelisten schon in dem als einen Mahnruf gefaſsten Anfange Kap. 1, 1. angedeutet findet. — Dagegen über den *Lucas* urtheilt der Verf., daſs derselbe auf Akoluthie gar nicht ausgegangen sei, daſs sich vielmehr bei ihm eine bis ins Feinste ausgeführte Real-Eintheilung finde, wobei der Evangelist stets den Gegensatz Judenthum und Heidenthum vor Augen habe und zeigen wolle, wie das A. T. seine Erfüllung im Christenthume habe, wie es zum Wesen dieser Erfüllung gehöre, nicht auf das leibliche Volk Israel sich zu beschränken, sondern überzugehen auf alle Völker, wie das Christenthum mithin eine geistige und keine fleischliche Erlösung sei, S. 115 sqq. — Diese Charakteristik des dritten Evangeliums ist in hohem Grade verfehlt. Man kann sich nichts Verkehrteres denken, als das Verhältniſs des Matthäus und des Lucas so anzusehen, als ob der erstere Evangelist sein Augenmerk mehr auf chronologische oder akoluthistische Anordnung gerichtet hätte, als der letztere, dieser aber mehr auf Real-Eintheilung. Wir geben dem Vf. gerne zu, daſs das καθεξῆς Luc. 1, 1. an sich nicht nothwendig auf eine chronologische Reihefolge führt, sondern auch in Beziehung auf eine nach einer bestimmten Sachordnung gemachte Zusammenstellung gesagt sein könnte. Aber hier in dieser Verbindung, wo die Rede ist von einem Berichten geschichtlicher Ereignisse, die auf einander gefolgt sind, denen der Schriftsteller allen von Anfang an sorgfältig nachgegangen sei und von denen er dem Theophilus eine zuverläſsigere Erkenntniſs verschaffen will, ist im höchsten Grade wahrscheinlich, daſs Lucas hat ausdrücken wollen, er sei darauf ausgegangen, die einzelnen Begebenheiten nach der wirklichen Reihefolge zusammenzustellen, so weit ihm nämlich dieses nach seiner Kenntniſs des Verlaufs der Dinge möglich war. Haben bei ihm auch die Verbindungen der verschiedenen Begebenheiten meistens etwas Unbestimmtes, so hat das seinen Grund gewiſs nur darin, weil ihm etwas Genaueres über ihr zeitliches Verhältniſs zu einander nicht bekannt war; aber sicher hat er von verschiedenen Begebenheiten nicht die eine früher gestellt als die andere, wenn ihm bekannt war, daſs sie in der Wirklichkeit erst auf diese gefolgt war. Hätte Lucas überhaupt einen so bestimmten Plan und Gesichtspunct, wie der Verf. annimmt, gehabt, so würde er auch schwerlich unterlassen haben, in dem Proömium darüber seinem Theophilus irgend etwas anzudeuten, was aber, wie der Verf. selbst bekennt, durchaus nicht der Fall ist. Der von dem Verf. angenommene, die Erfüllung des A. T. im Christenthume nachzuweisen, läſst sich auch am wenigsten von einem Schriftsteller erwarten, der dem jüdischen Volke nicht angehörte und der für einen Mann schrieb, von dem sich dasselbe gleichfalls mit der gröſsten Wahrscheinlichkeit annehmen läſst. So falsch hier die ganze Ansicht des Verf.'s ist, so unnatürlich erscheint sein Urtheil über Einzelnes, wodurch er sie zu begründen sucht, z. B. wenn er meint, die auf die Parabel vom Säemann folgenden vier Erzählungen Kap. 8, 19—56. seien als Beispiele zu jenem Gleichnisse beigegeben (S. 129 sq.), oder, die Speisung der 5000 sei an die Installation der 12 Jünger vom Lucas wohl besonders auch deſshalb angefügt, um dadurch die geistige Bildung und den Grad der Gereiftheit derselben in's Licht zu setzen (S. 130 sq.) u. a.

Digitized by Google

Hinsichtlich des Joh. Ev. schliefst der Verf. sich an Frommann's Ansicht über den Plan desselben an, und findet mit ihm in der Absicht des Evangelisten, den Kampf Jesu mit der Finsternifs und den Sieg durch scheinbaren Untergang darzustellen, den Grund, wefshalb er seine Begebenheiten vorzugsweise aus den Festreisen und dem Aufenthalte des Herrn in Jerusalem auswählt, wo die Macht der Finsternifs concentrirt war; wobei er mit Recht annimmt, dafs nicht nur die einzelnen erwähnten Festreisen chronologisch geordnet sind, sondern Johannes überhaupt durchweg akoluthistisch und chronologisch zu schreiben beabsichtigt, S. 147 sqq., vgl. S. 1005. — Da nun nach der Stellung des Evangelisten zum Herrn, die Echtheit der Schrift vorausgesetzt, aller Grund ist anzunehmen, dafs seine Darstellung in dieser Beziehung richtig und genau ist, so frägt sich, wie damit die der Synoptiker zu vereinigen. — Der Verf. findet in Stellen wie Matth. 2. 23, 37. (diese Stelle ist S. 161 gemeint, nicht 13, 27.) Luc. 13, 34. — Matth. 27, (nicht 25,) 57; Luc. 10, 38., Matth. 2. 4, 25. Marc. 3, 7. Beweise, dafs auch den Synoptikern die früheren Festreisen Jesu nicht unbekannt gewesen seien (S. 161 sq.). Davon ist aber nur das richtig, dafs der Inhalt dieser Stellen allerdings theilweise nicht zweifeln läfst, dafs Jesus auch schon vor dem letzten Passah mehrmals in Jerusalem öffentlich wirkend mufs aufgetreten sein, und dafs sie also mit dazu dienen, die Johanneische Darstellung zu bestätigen. Aber eine ganz andere Frage ist, ob den synoptischen Evangelisten selbst dieses Verhältnifs bestimmt bewufst gewesen ist, was sich aus jenen Stellen eben so wenig erweisen läfst, als z. B. aus dem Matth. 11, 21. Luc. 10, 13. mitgetheilten Weherufe über Chorazin und Bethsaida, dafs diesen Evangelisten über die hier vorausgesetzte wiederholte wunderthätige Wirksamkeit des Herrn in jenen Städten etwas Mehreres, als sie berichten, und über Chorazin überhaupt irgend etwas Specielles bekannt gewesen sei; in welchem Falle man vielmehr grade wegen dieser Stellen ausdrückliche Mittheilungen darüber erwarten würde. Eben so wenig kann aus einer an sich so losen Zeitbestimmung, wie Luc. 17, 11.: καὶ ἐγένετο ἐν τῷ πορεύεσθαι αὐτὸν εἰς Ἱερουσαλὴμ, gefolgert werden (wie S. 162), dafs dem Lucas selbst nicht unbekannt gewesen sei, es habe sich das dort Erzählte auf einer andern früheren Reise nach Jerusalem begeben als derjenigen, die 9, 51. als die letzte (genauer: als die vor seinem Leiden) bezeichnet ist. — Die nach dem ersten in öffentlicher Wirksamkeit in Jerusalem zugebrachten Osterfeste gemeldete Reise nach Galiläa Joh. 4, 3. 43 sqq. identificirt der Verf. mit der Matth. 4, 12. Marc. 1, 14. Luc. 4, 14. berichteten festen Uebersiedelung nach diesem Lande. Die Schwierigkeit aber, dafs es dort beim Matthäus v. 17 heifst: ἀπὸ τότε ἤρξατο ὁ Ἰησοῦς κηρύσσειν κ. λ. findet für den Verf. nicht statt; Matthäus erzähle nur die *öffentliche Wirksamkeit* Jesu, welche *nach* der Uebersiedlung und *nach* der Gefangensetzung des Täufers begann (S. 159 sq. Anm.). Der Verf. meint dieses, wie auch die folgenden Worte zeigen, so, dafs Jesus bis dahin überhaupt keine *öffentliche* Wirksamkeit geübt habe. Es gehört das zu den nicht selten wiederkehrenden Argumentationsweisen des Verf.'s, von denen Ref. glaubt, dafs wenn derselbe sie bei seinen Gegnern gefunden hätte, er sich zur Bezeichnung derselben nicht sehr gelinder Ausdrücke würde bedient haben. Setzt nicht der ganze vorhergehende Abschnitt bei Johannes, unter andern Kap. 2, 23 sqq. 3, 2. 22 sqq. 4, 45, auf's Deutlichste voraus, dafs Jesus auch schon bis dahin auf öffentliche Weise durch Lehre und Wunder wirksam gewesen war? Diese selben Stellen zeigen deutlich, dafs dem Johannes auch von Jerusalemischen Wundern viel mehrere bekannt waren als er ausdrücklich erzählt, und dafs es daher ungenügend, ja falsch ist, wenn der Vf. zur Erklärung des Schweigens der Synoptiker über die früheren Ereignisse in Jerusalem bemerkt (S. 169 Anm.), dafs, während der galiläischen Facta eine Legion war, der Jerusalemischen Facta, welche sie etwa hätten berichten können, nur *zwei* gewesen seien, die Heilung am Teiche Bethesda und die Auferweckung des Lazarus. Wefshalb hier nicht wenigstens noch die Heilung des Blindgebornen mit genannt wird, weifs Ref. nicht, glaubt aber, dafs der Verf. Wenige davon bereden wird, dafs (nach S. 567) die Erweckung des Lazarus in den Plan der Synoptiker, wenigstens des Matth. und des Luc., nicht gepafst hätte! Eben so wird es nicht an vielen Solchen fehlen, die es fortwährend — anders als der Verf. S. 167 — unglaublich finden, dafs Matthäus sich hätte so ausdrücken können, wie 19, 1.: καὶ ἐγένετο, ὅτε ἐτέλεσεν ὁ Ἰησοῦς τοὺς λόγους τούτους,

Digitized by Google

μετῆρεν ἀπὸ τῆς Γαλιλαίας καὶ ἦλθεν εἰς τὰ ὅρια τῆς Ἰουδαίας πέραν τοῦ Ἰορδάνου, wenn er gewufst hätte, dafs Jesus ehe er in die hier bezeichnete Gegend, nach Peräa, kam, nach Jerusalem gegangen war und dort das Enkönien-Fest gefeiert hatte.

Zur Erklärung der chronologischen Schwierigkeit hinsichtlich der Schatzung des Quirinius Luc. 2, 1 sqq. will der Verf. statt σῦτη mit Paulus αὐτὴ aussprechen, und zwar hier ἀπογραφὴ von einem eigentlichen Census verstehen, aber ἀπογράφεσθαι v. 1 und v. 3 von einem blofsen Katastriren, Einregistriren zur Zählung der Einwohner, welches Augustus für das ganze Reich sammt den Social-Staaten angeordnet habe, und welches alsbald auch in den letzteren und so auch in Judäa, aber von dem Social-Fürsten und nach der im Lande üblichen Form, vorgenommen sei, während die Veranstaltung des eigentlichen Census erst nach der Verwandlung des Landes in eine römische Provinz durch den syrischen Landpfleger Quirinius geschehen sei. Ref. hält diese Erklärung für nicht weniger unstatthaft wie so manche andere. Wenn es v. 1 heifst, Augustus habe ein Edict erlassen, dafs alle Welt solle ἀπογράφεσθαι, und v. 3, es seien — diesem Edicte gemäfs — Alle hingegangen ἀπογράφεσθαι, so konnte der Schriftsteller unmöglich dazwischen v. 2 sich so ausdrücken: die ἀπογραφὴ selbst geschah als erste nicht damals, sondern — erst 11 Jahre später, da, wenn hier von einem solchen Gegensatze die Rede wäre, man v. 2. durchaus einen anderen an sich auch bestimmteren Ausdruck, wie etwa ἀποτίμησις erwarten würde. Ref. bemerkt noch gegen den Verf.: 1) dafs seine Erklärung über den Zweck, den Lucas bei der von ihm gewählten Bezeichnung der Zeit und bei der Hinweisung auch auf den späteren Census vor Augen gehabt habe (S. 185 sq.), etwas durchaus Gezwungenes und Verschrobenes hat; 2) dafs Augustus, um sich eine Kenntnifs zu verschaffen, quantum civium sociorumque *in armis*, was er in dem breviarium totius imperii eigenhändig verzeichnet hatte (Sueton. Octav. 101), auch nicht im mindesten nöthig hatte (S. 178 sq.) eine Zählung der sämmtlichen Bewohner oder auch nur der männlichen Bewohner des Reichs und der Social-Staaten veranstalten zu lassen; 3) dafs aus Apostg. 5, 37. sich gar nicht ergiebt (S. 176. 181), dafs dem Lucas, selbst wenn wir ihm, was doch der Verf. wohl gewifs nicht thut, besonderen Einflufs auf die Concipirung der Rede des Gamaliel zuschreiben wollten, eine genauere Kenntnifs über die Zeit der Schatzung des Quirinius und deren Verhältnifs zur Zeit der Geburt des Herrn gehabt habe. — Den Luc. 3, 2. erwähnten Lysanias von Abilene, hält der Verf. mit vielen Auslegern für einen von dem älteren schon 34 v. Chr. ermordeten verschiedenen Fürsten des Namens; und das ist auch wohl das Wahrscheinlichste, wenn gleich Ref. nicht mit dem Verf. glaubt, dafs die Stellen des *Josephus* Ant. XIX, 5, 1. B. J. II, 12, 8. sich als Beweise für dessen Existenz anführen lassen.

Abth. II. (des ersten Theiles, § 43—114. S. 193—750) betrachtet der Verf. den Stoff der Evangelien nach seiner materialen Seite. Er behandelt hier die einzelnen Begebenheiten der evangelischen Geschichte nach der Reihe, wie er in den bisherigen Untersuchungen glaubt gefunden zu haben, dafs sie der Zeit nach auf einander gefolgt sind, was er schon S. 171—174 in einer tabellarischen Uebersicht hingestellt hat. Er schickt hier bei den einzelnen Paragraphen eine gedrängte Erzählung der Thatsache voran, wie er glaubt, dafs sich dieselbe nach den einzelnen oder gemeinschaftlichen Berichten der dieselbe enthaltenden Evangelien ergebe, so dafs daraus sich auch die verschiedene Gestaltung der Berichte selbst erkläre, und giebt dann mehr oder weniger ausführliche exegetische, theilweise auch dogmatische Beleuchtungen der scheinbaren in dem Verhältnifs der verschiedenen Relationen oder in dem Berichte der einzelnen Evangelisten an sich liegenden Schwierigkeiten. — Dafs der Verf. die Differenzen der verschiedenen evangelischen Berichte und anderweitige geschichtliche Schwierigkeiten in denselben nur als scheinbare gelten läfst, ergiebt sich schon aus dem bisher Mitgetheilten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 63.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1844.

Wissenschaftliche Kritik der evangelischen Geschichte. Ein Compendium der gesammten Evangelienkritik mit Berücksichtigung der neuesten Erscheinungen bearbeitet von Dr. A. Ebrard.

(Fortsetzung.)

Unter den gegebenen Erläuterungen finden sich manche im Allgemeinen recht gute Auseinandersetzungen und feine treffende Bemerkungen, z. B. § 46 über die Geburt des Herrn; über den Zweck der Wunder und deren Verhältnifs zur Natur S. 244 sq.; über den Grund der Verwunderung der Maria bei den Worten Symeons S. 245; über die Anwendung der Geifsel bei der Reinigung des Tempels S. 326; über den Zweck Jesu bei dem Befehl an die Samariterin ihren Mann zu rufen S. 342, so wie über den Charakter des daran sich anschliefsenden Gespräches Christi mit seinen Jüngern S. 343; über den Grund des Befehls Jesu an den geheilten Gergesener, seine Errettung zu verkünden, in Verhältnifs zu des Herrn sonstiger Verfahrungsweise S. 385 sq.; über den Zweck der Parabel vom ungerechten Haushalter S. 519 sq.; über die Auslassung der Einsetzung des Abendmahls beim Johannes S. 638 sqq., so wie über die Bedeutung dieses Mahles (in reformirtem Sinne) S. 645 sqq. u. a. Recht genügend sind ferner S. 465 sqq. die chronologischen Schwierigkeiten beseitigt, welche B. Bauer aus dem Josephus gegen die Erzählungen der Evangelisten über den Grund der Gefangensetzung und die Hinrichtung des Täufers geltend gemacht hat. — Beachtenswerth sind auch die Bemerkungen § 51. 52. über das Verhältnifs des Göttlichen und Menschlichen in Christo nach der biblischen Lehre, obwohl Ref. es nicht anders als für einen durchaus verfehlten Ausdruck betrachten kann, dafs Christus bei seiner Menschwerdung auch die metaphysischen Eigenschaften Gottes, Allmacht, Allwissenheit und Allgegenwart besessen habe. Mehr noch hat Ref. sich durch die Bemerkungen über den Zustand der Todten, welche Jesus erweckte (S. 400 sq.), angesprochen gefühlt. — Nicht selten begegnen wir aber auch hier sehr unbefriedigenden oder durchaus unnatürlichen Erklärungen. Hinsichtlich des Geschlechtes des Herrn wird Joseph, was über die Angaben des N. T. hinausgeht, ohne weiteres als der älteste Stammhalter der jüdischen Königslinie betrachtet, auf dem das Recht der Thronfolge ruhte, und dabei gleichfalls ohne weiteres behauptet, dafs ein von der Maria geborner Sohn durch ihre nachherige Vermählung mit demselben dieses Thronfolge-Recht bekommen mufste (S. 222; vgl. S. 199. 261). Er legt der Genealogie bei Matthäus dann auch den Zweck unter, nicht Jesu leibliche Abstammung, sondern seine Berechtigung zur Thronfolge nachzuweisen, nicht einen genealogischen, sondern einen juridischen Stammbaum zu geben, und durch die Eintheilung in die drei Dekatessaraden den aufmerksamen Leser auf die Beachtung mancher verborgenen Beziehungen und Andeutungen zu veranlassen, wie namentlich bei der dritten Reihe *der*, dafs mit *Lange* u. a. aufser dem Joseph auch die Maria als ein besonderes Glied mitzuzählen sei; was sicher die am wenigsten wahrscheinliche Weise ist, die Berechnungsweise des Genealogisten zu erklären. Die vom Lucas gegebene Genealogie hält der Verf. für die der Maria, wofür allerdings, wenn wir auf ihre ursprüngliche Bedeutung sehen, Mehreres spricht, was aber gleichwohl, wenn wir auf die Weise ihrer Einführung Kap. 3, 23., so wie auf Kap. 2, 4. achten, nicht in dem Sinne des Evangelisten scheint gelegen zu haben; von diesem sind auch ohne Zweifel, nicht von dem ursprünglichen Concipienten der Genealogie, die Worte ὡς ἐνομίζετο hinzugefügt. Denn diese können nur parenthetisch gemeint sein, in dem Sinne, dafs indem Jesus als Sohn des Josephs aufgeführt werde,

Digitized by Google

dieses nach der gewöhnlichen Meinung — der Juden — geschehe, während er in der That nicht dessen natürlicher Sohn sei. Diesen Sinn würde aber ein ganz selbständiger Schriftsteller nicht leicht auf die Weise: ὢν, ὡς ἐνομίζετο, υἱὸς Ἰωσήφ ausdrücken: der da war, wie er dafür gehalten ward, ein Sohn Josephs. Wohl aber kann man sich denken, dafs wenn der Evangelist in der von ihm benutzten Quelle vorfand: ὢν υἱὸς Ἰωσήφ, er um Mifsverständnifs abzuwehren das ὡς ἐνομίζετο einschalten konnte. — In der Geschichte vom Stern der Mager wird Matth. 2, 2. 9. das ἐν τῇ ἀνατολῇ — entschieden falsch — gefafst: beim Aufgehen, und in der letzteren Stelle die Worte προῆγεν αὐτοὺς, ἕως ἐλθὼν ἔστη ἐπάνω οὗ ἦν τὸ παιδίον nach altrationalistischer Weise wahrhaft auf die Folter gespannt (S. 247 Anm. 253 sq.). Die Erscheinung selbst hält der Verf. für einen wirklichen, zugleich mit einer besonderen Conjunction der Gestirne, neu aufleuchtenden Stern, Planeten oder Fixstern, und meint, dafs davon, Gott habe sich an einen Irrthum accommodirt, hier nicht die Rede sein könne, da ihre Deutung sich gar nicht auf willkührliche Systeme trüglicher Astrologie, sondern auf die Weissagung Bileams gründete; zu welcher Behauptung der Verf. jedoch nur dann Berechtigung haben würde, wenn er glaubte annehmen zu können, dafs der aus Jacob hervorgehende Stern Num. 24, 17. nicht von einem israelitischen Fürsten, sei es der Messias oder ein anderer, sondern von einem wirklichen Stern am Himmel zu verstehen sei; das ist aber doch sicherlich nicht seine Meinung. — Die joh. Taufe hält der Verf. für ein Symbol, nicht, wie die jüdischen Waschungen, der Reinigung, sondern des Bekenntnisses völliger Unwürdigkeit und Verdammlichkeit, für ein Zeichen, dafs der Mensch ganz den Tod verdiente (S. 284), und in dieser Bedeutung derselben, als der Erklärung dem Tode verfallen zu sein, findet er den Grund, wefshalb auch Jesus sich taufen liefs (S. 396 sq.). Ref. bekennt aber, hier einen genügend erklärenden Zusammenhang nicht entdecken zu können. — Dafs Johannes Jesum vor der Taufe nicht kannte (Joh. 1, 33.), erklärt der Verf. aus des Täufers frühzeitigem Verweilen in der Einsamkeit der Wüste Luc. 1, 80. (nicht v. 40. S. 290), welchem Zuge die Eltern weder sich entgegensetzen, noch sonst durch *menschliche* Veranstaltung ein Zusammentreffen beider Knaben oder Jünglinge künstlich herbeiführen wollten; bei den Worten des Täufers aber Matth. 3, 14. läfst er es unentschieden, ob sie durch den unmittelbaren Eindruck der Erscheinung Jesu veranlafst sind, oder der Geist ihn dem Täufer schon vor dem Taufacte als Messias bezeugte; zu letzterer Annahme indessen würde Joh. 1, 33. immer nicht recht stimmen. — Als Subject des Sehens nimmt der Verf. auch bei Matth. 3, 16. und Marc. 1, 10. den Täufer an (S. 293); was beim Matth. allerdings, wie Ref. schon anderswo geltend zu machen gesucht hat, im höchsten Grade wahrscheinlich ist, aber nur wenn man auf Johannes, nicht aber, wie der Verf., auf Jesum auch im vorhergehenden Gliede das Pronomen αὐτῷ bezieht; dagegen es bei Marc. grammatisch allein zuläfsig ist, in εἶδε Jesum als Subject anzunehmen. — Die Versuchung des Herrn wird rein geschichtlich und als äufserliche Thatsache gefafst, dabei aber die entgegenstehenden Schwierigkeiten wenig gründlich beleuchtet. Wenn der Verf. meint, dafs der Satan Jesum von einem zum andern Orte ohne Zweifel durch höhere Kräfte gebracht habe, als das gewöhnliche Hingehen (S. 303), so läfst er ganz unbeachtet, dafs Jesus dabei offenbar als in der Gewalt des Satans befindlich, als von ihm abhängig erscheinen würde; eine nach des Ref. Dafürhalten sehr bedeutende Schwierigkeit, die aber bei der Darstellung des Matth. und Luc. (παραλαμβάνει αὐτὸν ὁ διάβολος, ἀναγαγὼν αὐτὸν, ἤγαγεν αὐτὸν, ἔστησεν αὐτὸν) überhaupt schwer zu beseitigen ist, so lange man die rein geschichtliche Ansicht der Sache glaubt festhalten zu müssen. — Einen sehr geschraubten und unklaren Charakter hat die Erklärung, welche der Verf. von den Worten des Herrn Joh. 2, 19. giebt (S. 325); man merkt jedoch so viel deutlich, dafs er τὸν ναὸν τοῦτον nicht von dem Leibe oder der Person Christi versteht, sondern von dem Tempel selbst als dem theokratischen Heiligthume; dabei versteht er aber gleichwohl nicht blofs das λύσατε τὸν ναὸν τοῦτον von der eben begonnenen Verwerfung des Herrn durch die Juden, als womit der Tempel aufhörte theokratisch zu sein, und das Recht, die Wohnstätte Gottes zu sein, auf die christliche Kirche überging, sondern auch das ἐγερῶ von der Auferstehung Jesu, und die drei Tage als prophetische Angabe in Beziehung auf diese; das Niederbrechen und Wiederbauen (?) des jerusalemischen Tempels sei Jesu also ein passender Typus für die innerliche Verstockung gegen das sich auf Erden offenba-

Digitized by Google

rende Göttliche. — Dafs der Verf. die joh. Erzählung von der Tempelreinigung auf eine von der durch die Synoptiker berichteten verschiedene Begebenheit bezieht, darüber wollen wir nicht viel mit ihm rechten, da sich schwerlich läugnen läfst, dafs eine solche Begebenheit sich zwei Mal an verschiedenen Osterfesten habe zutragen können. Doch ist Ref. von jeher der entgegengesetzten Meinung gewesen, welche schon *Origenes* (in Joh. T. X, 15.) als die von den Meisten befolgte bezeichnet, und glaubt, dafs bei der ganzen Art und Weise, wie die Synoptiker den Gesammtstoff ihrer Geschichte der öffentlichen Wirksamkeit des Herrn vertheilt haben, ohne alle Andeutung, dafs die galiläischen Begebenheiten auch durch frühere Festreisen nach Jerusalem unterbrochen sind, sich sehr wohl denken läfst, dafs sie in die an's Ende gestellten jerusalemischen Ereignisse Einzelnes aufgenommen haben, was sich nicht an dem letzten, sondern an einem früheren Osterfeste ereignet hatte. Ohne Rücksicht auf die Stellung aber würde jetzt nicht leicht jemand darauf verfallen, was die Synoptiker berichten, für ein anderes bedeutend späteres Ereignifs zu halten als das johanneische, was auch der Verf. selbst nicht in Abrede stellt (S. 600); denn die stattfindenden Differenzen sind so geringfügig, dafs sich nicht selten selbst gröfsere zwischen den Erzählungen der Synoptiker unter einander über dieselben Thatsachen vorfinden. — Für entschieden falsch dagegen ist es zu achten, wenn der Verf. Luc. 4, 16—30., von der Verachtung, die Jesus in seiner Vaterstadt Nazareth erfahren, ohne weiteres (§. 63. 70.) mit älteren Auslegern auf eine andere und zwar frühere Begebenheit bezieht als Matth. 13, 54—58. Marc. 6, 1—6. Das von Lucas Berichtete stellt er an's Ende der Kap. 3. mit der — schwerlich angemessenen — Ueberschrift: „Jesus noch im Hause der Eltern", zusammengefafsten Begebenheiten, wozu er aufserdem als vorhergehend die Ereignisse Joh. Kap. 2—4. rechnet, dagegen das von Matth. u. Marc. Erzählte in spätere Zeit gesetzt wird. Allein es ist sicher nicht genügend, bei Luc. v. 23.: ὅσα ἠκούσαμεν γενόμενα εἰς Καπερναοὺμ blofs auf „die „von Kana aus in Kapernaum geschehene Heilung „des Sohnes des βασιλικὸς" zu beziehen (S. 352 sq. Anm. 6); offenbar wird hier in der vom Lucas aufgenommenen Erzählung selbst ein längerer vorhergegangener Aufenthalt des Herrn in Kapernaum mit mehrfach daselbst bewiesener wunderbarer Thätigkeit vorausgesetzt. Lucas hat also nur der Begebenheit eine zu frühe Stellung gegeben, und zwar aller Wahrscheinlichkeit nach wohl, wie schon von Anderen mit Recht bemerkt ist, wiefern er durch diese Begebenheit es veranlafst betrachtete, dafs Jesus in Galiläa seinen Aufenthalt nicht in Nazareth, dem Wohnorte seiner Eltern, nahm, sondern in Kapernaum. Fällt aber die Begebenheit des Lucas, der sie aller Wahrscheinlichkeit nach schon schriftlich vorgefunden hat, später, als er sie gestellt, nachdem Jesus schon längere Zeit in Galiläa und namentlich in Kapernaum auch durch Wunderthätigkeit wirksam gewesen war, so ist gar kein irgend genügender Grund, dieselbe für eine andere als die von den beiden anderen Synoptikern nur kürzer erzählte zu halten. — Als nicht minder falsch ist es zu achten, wenn der Verf., Marc. 3, 20. 21. als in keinem Zusammenhange mit ib. v. 31 sqq. stehend betrachtet (S. 369 sq. 430 sqq.). Er versteht v. 21. οἱ παρ' αὐτοῦ nicht von der Mutter und den Brüdern des Herrn, sondern von den mit ihm vielleicht verwandten wenn auch nur befreundeten Bewohnern der Herberge, in welche Jesus eingekehrt war (v. 20.), welche, da sie im Hause den Lärm draufsen hörten, wo er begeistert mit Lehren beschäftigt war, in der Meinung, er sei überspannt, geisteskrank, herausgetreten seien, ihn festzunehmen, was sie indessen unterliefsen, da sie beim Heraustreten aus dem Hause sich von ihrem Irrthume überzeugten. So verschiedene Erklärungen diese Stelle schon erfahren hat, so doch schwerlich eine unstatthaftere und gezwungnere als diese. So wie es v. 20 heifst: καὶ ἔρχονται εἰς οἶκον, nämlich Jesus und die von ihm eben erwählten Apostel, kann das καὶ ἀκούσαντες . . ἐξῆλθον unmöglich so gemeint sein, dafs die Bewohner des Hauses aus demselben herausgetreten seien, um ihn festzunehmen; und so unbestimmt und allgemein an sich der Ausdruck οἱ παρ' αὐτοῦ ist (s. *Fritzsche* z. d. St.), so kann er hier unmöglich die Bewohner des fremden Hauses bezeichnen, wiefern sie irgend mit ihm verwandt oder befreundet waren. Der Ausdruck bezeichnet hier ohne allen Zweifel die Familie des Herrn, seine Angehörigen, und erklärt sich in seiner Allgemeinheit nur, wenn namentlich die nächsten derselben gemeint sind, wo dann nicht wohl gezweifelt werden kann, dafs der Evangelist namentlich an seine Mutter und an seine

Digitized by Google

Brüder gedacht und dieses als Vorbereitung auf das v. 31 sqq. Berichtete erzählt hat. — In der Geschichte von der Austreibung der Dämonen auf dem Gebiete von Gergesa erklärt der Verf. die Differenz des Matthäus, der von zwei Besessenen redet, von den beiden anderen Synoptikern, bei denen durchweg nur von einem die Rede ist, daher, dafs der erstere Evangelist nach seiner Gewohnheit zwei ähnliche Ereignisse in eines zusammenfafst, nämlich hier mit der Heilung des Besessenen von Gergesa die spätere ganz (?) ähnliche in der Synagoge zu Kapernaum Marc. 1, 23 sqq. Luc. 4, 33 sqq. (S. 380). Dabei wird jedoch unbeachtet gelassen, dafs dieses immer eine die Leser irre führende geschichtliche Ungenauigkeit von Seiten des ersten Evangelisten sein würde, die sich nicht leicht erklären läfst, wenn wir ihn uns in fortgehender Begleitung des Herrn als theilnehmenden Augenzeugen der Begebenheiten und von deren Hergange und Verhältnifs genau unterrichtet denken. Was den Ort der Begebenheit betrifft, so hält der Verf. die recip. Lesarten fest, bei Matth. Γεργεσηνῶν, bei Marc., Luc. Γαδαρηνῶν, indem er sich denkt, dafs der Erstere, der für jüdische Leser schrieb, denen die Gegend bekannt war, ein sonst wenig bekanntes Dorf genannt habe, welches unmittelbar am Ufer lag, die beiden anderen aber die etwas weiter entfernte allbekannte Stadt Gadara, welche auch Matthäus selbst gemeint haben soll, wenn er nachher (8, 33 sq.) erzählt, die Hirten seien geflohen καὶ ἀπελθόντες εἰς τὴν πόλιν ἀπήγγειλαν κ. λ.). Allein diese letztere Annahme, dafs hier die πόλις sollte von einem andern Orte gemeint sein als demjenigen, wonach vorher ausdrücklich die Gegend, wo sich das Ganze ereignete, bezeichnet war, ist offenbar durchaus unnatürlich. Aus Origenes in Joh. T. VI, 24. läfst sich aber mit ziemlicher Bestimmtheit ersehen, dafs zur Zeit dieses Kirchenvaters Γεργεσηνῶν sich noch gar nicht in Handschriften der Evangelien befand; er trägt es als Conjectur vor, dafs das die echte Lesart sei und erst von da an scheint es auch in die Handschriften gekommen zu sein, während zur Zeit des Origenes die gewöhnliche Lesart Γερασηνῶν war und daneben eine zweite Γαδαρηνῶν. Da nun die Veränderung der ersteren in die letztere sich gar leicht erklärt, nicht so aber umgekehrt, so ist Ref. von jeher der Meinung gewesen, dafs in allen drei Evangelien Γερασηνῶν, was auch *Lachm.* aufgenommen hat, die echte Lesart, dieses aber, da die Begebenheit nicht bei der arabischen Stadt Gerasa vorgefallen sein kann, nur ungenaue Schreibung von Seiten der Evangelisten und wahrscheinlich das vom Origenes vermuthete Gergesa gemeint ist; bei einem so wenig bekannten Städtchen läfst sich auch wohl denken, dafs es von einem evangelischen Schriftsteller, dem wieder die anderen folgten, im Schreiben mit einer ähnlich lautenden bekannteren Stadt verwechselt werden konnte. — In der Geschichte vom Wandeln auf dem Meere hat der Vf. die Schwierigkeit, welche das Verhältnifs der johanneischen Erzählung zu der des Matthäus und Marcus darbietet, sehr oberflächlich behandelt und durch blofse Verhöhnung der Gegner beseitigen zu können gemeint (S. 482 sq.), während schon Chrysostomus die stattfindende Differenz erkannt hat und daher in seinen Homilien zum Matth., was freilich sicher falsch, das vom Joh. Erzählte als ein anderes σημεῖον betrachtet wie das bei Matth. und Marcus. Gewifs würde, wenn wir blofs die johanneische Erzählung hätten, kaum ein Streit darüber sein, dafs 6, 21. so gemeint wäre; die Jünger wollten Jesum ins Schiff aufnehmen und waren im Begriff es zu thun, aber ohne dafs es dazu kam, weil in demselben Augenblick das Schiff schon, ohne dafs sie es wufsten, nahe am Lande war; und schwerlich würde Johannes sich so ausgedrückt haben: ἤθελον οὖν λαβεῖν αὐτὸν εἰς τὸ πλοῖον, καὶ εὐθέως τὸ πλοῖον ἐγένετο ἐπὶ τῆς γῆς, εἰς ἣν ὑπῆγον, wenn ihm bewufst gewesen wäre, dafs Jesus wirklich noch im Schiffe mit den Jüngern eine Strecke, ehe sie an's Land kamen, fortgefahren wäre. Es läfst sich demnach hier das Stattfinden einer wirklichen Differenz wohl nicht in Abrede stellen, wo denn für die gröfsere Genauigkeit der joh. Darstellung gar sehr der Umstand spricht, dafs sich nach derselben überhaupt die ganze Sache unverkennbar einfacher gestaltet, als nach der der beiden andern Evangelisten; was indessen Ref. hier nicht weiter ausführen will. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 64.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1844.

Wissenschaftliche Kritik der evangelischen Geschichte. Ein Compendium der gesammten Evangelienkritik mit Berücksichtigung der neuesten Erscheinungen bearbeitet von Dr. A. Ebrard.

(Fortsetzung.)

S. 491 macht der Verf. es *B. Bauer* zum Vorwurfe, nicht zu wissen, dafs Joh. 7, 8. im zweiten Gliede das ταύτην nach aller Wahrscheinlichkeit unecht sei und οὔπω, „die von der überwiegenden Mehrzahl „der codd. völlig verbürgte Lesart" nicht *nicht*, sondern *noch nicht* heifse. Allein die äufseren Zeugen sind gar nicht gegen das ταύτην in diesem zweiten Gliede, sondern im vorhergehenden, und was den andern Punct betrifft, so läfst sich nach den äufseren Zeugnissen mit der gröfsten Wahrscheinlichkeit annehmen, dafs das von *Griesb.*, *Knapp* u. a. aufgenommene οὐκ wirklich die älteste und echte Lesart ist, welche erst später wegen der anscheinenden Schwierigkeit und wegen des Gebrauches, den *Porphyrius* namentlich davon machte, mit οὔπω vertauscht ist. — Die Perikope von der Ehebrecherin Joh. 7, 53 — 8, 12. hält der Verf. für echt Johanneisch S. 494 sqq., verfährt aber nicht blofs sehr oberflächlich in der Beleuchtung der inneren Schwierigkeiten, sondern in der Betrachtung der äufsern Zeugnisse wahrhaft leichtsinnig. Es ist unbegreiflich, wie er behaupten kann, die äufseren Zeugen gegen die Echtheit seien *ganz unbedeutend*, während sich aus ihrer Betrachtung mit der gröfsten Wahrscheinlichkeit nachweisen läfst, dafs bis nach der Mitte des 4. Jahrh. die Perikope in keinem Theile der Kirche als Johanneisch bekannt gewesen ist, weder im Abendlande, noch in Griechenland und Aegypten, noch in der syrischen und armenischen Kirche, sie erst seit jenem Zeitpuncte zuerst in der abendländischen Kirche theilweise als Johanneisch bekannt erscheint, und es in den übrigen Theilen noch viel länger dauert, bis wir sie nur von Einzelnen auf diese Weise betrachtet und behandelt finden: Erscheinungen, welche bei der Voraussetzung, dafs der Abschnitt schon ursprünglich einen Bestandtheil des Joh. Evangeliums ausgemacht habe, durchaus keine befriedigende Erklärung finden; da sich schlechterdings nicht denken läfst, dafs etwa die Besorgnifs, die Milde des Erlösers gegen die Ehebrecherin möchte von Unverständigen und Leichtsinnigen gemifsdeutet und gemifsbraucht werden, sollte hingereicht haben, einen ganzen echten Abschnitt dieses Evangeliums während mehrerer Jahrhunderte in allen verschiedenen Theilen der Kirche ganz mit Stillschweigen zu übergehen oder ganz aus dem Texte der biblischen Handschriften auszumerzen. In mehrfacher Beziehung ungenau und falsch ist auch des Verf.'s Angabe über die Uncial-Handschriften, welche die Perikope nicht enthalten, z. B., dafs die Lücken, welche in der Gegend C, J (es ist gemeint L) Δ haben, deutlich ergeben, dafs ihre matres den Abschnitt hatten; vielmehr ist, was Δ betrifft, ganz klar, dafs der Codex, woraus dessen Schreiber abschrieb, 8, 12. unmittelbar an 7, 52. anreihte (s. *Hitzig* über Johannes Marcus S. 206); dasselbe war aller Wahrscheinlichkeit nach mit dem Original des cod. L der Fall, dessen Schreiber hier eine Lücke liefs, weil er wohl noch hofite Gelegenheit zu erlangen, den ihm vielleicht aus der Vulgata oder anderweitig bekannten Abschnitt auch Griechisch nachzutragen; in C aber fehlen hier (ähnlich wie in A) bekanntlich zwei Blätter Kap. 7, 3 — 8, 34, wobei aber nach dem sonstigen Verhältnifs sich berechnen läfst, dafs sie unsere Perikope nicht können mit enthalten haben. — Was aber den wirklichen Ursprung dieser Perikope betrifft, so läfst sich mit der gröfsten Wahrscheinlichkeit annehmen, dafs ihr Inhalt im Wesentlichen geschichtlich ist. Sie kann aber ursprünglich auch we-

Digitized by Google

der, wie *Schulz* meint, dem Lucas angehört haben, obwohl sie sich in einigen Handschriften in diesem Evangelio findet, noch auch dem Marcus, dem neuerdings *Hitzig* sie ohne und gegen alle äufsere Zeugnisse hat vindiciren wollen. Auch aus diesen Evangelien würde sie nicht aus sämmtlichen oder fast sämmtlichen Handschriften ausgeworfen sein. Ref. zweifelt nicht, dafs unsere Erzählung eben die ist, von der *Eusebius* H. E. III, 39. meldet, dafs sie vom Papias mitgetheilt sei (περὶ γυναικὸς ἐπὶ πολλαῖς ἁμαρτίαις διαβληθείσης ἐπὶ τοῦ κυρίου) und sich auch im Ev. der Hebräer befunden habe. In das letztere war sie wohl aus dem Werke des Papias aufgenommen. Aus dem einen oder dem andern kannte sie auch der Vf. der constit. apost. l. II, 24. Ohne Zweifel das Gefallen, welches man an dieser Erzählung fand, die sich in der That auch vor den gewöhnlichen apokryphischen durch ihren innern Charakter so vortheilhaft auszeichnet, erzeugte den Wunsch, dieselbe in der Kirche zu bewahren und war Veranlassung, dafs man zu einer Zeit, wo man den kanonischen Evangelien nicht blofs alle anderen entschieden nachsetzte, sondern gar keinen Gebrauch derselben in der Kirche gestattete, dieselbe in die Sammlung der ersteren mit aufzunehmen anfing, wobei sich dann begreift, sowohl dafs sie hier nur allmälig Eingang fand — in der abendländischen Kirche früher als in der übrigen, in einzelnen Gegenden erst sehr spät und niemals ganz allgemein, — als auch, dafs sie nicht in allen Handschriften dieselbe Stellung erhielt, und die Zeugen, welche sie haben, so auffallend viele und bedeutende Varianten darbieten. — Wenig Beifall wird es finden, wenn der Verf. den von Jesu in der antipharisäischen Rede genannten von den Juden ermordeten Propheten Zacharias zwar für den 2 Chron. 24, 20 sqq. als Sohn Jojada's bezeichneten hält, ihn aber wirklich als den Sohn eines Berechja betrachtet und Jojada als seinen Grofsvater, Vater des Berechja, welches Verhältnifs zur Zeit Jesu noch aus den Genealogien oder sonst dem Volke bekannt gewesen sei S. 515 sqq., wobei der Verfasser sich so ausdrückt, als ob dieser Prophet als ein Sohn Berechja's auch bei Lucas (11, 51.) bezeichnet werde, was doch nur bei Matth. (23, 35.) der Fall ist. Ohne Zweifel hat der Erlöser den Zacharias gar nicht nach seinem Vater bezeichnet, wie es bei Luc. der Fall ist, und ist υἱοῦ Βαραχίου ein Zusatz des ersten Evangelisten, hervorgegangen aus einer Verwechselung des hier gemeinten Propheten mit dem nach-exilischen desselben Namens, nach der Weise wie dieser Sach. 1, 1. 7. bezeichnet ist. — Verfehlt ist, wenn der Verf. S. 541 sq. die Differenz, welche zwischen dem Johannes und den Synoptikern hinsichtlich des Charakters der Weissagungen Christi über sein Leiden stattfindet, daraus erklärt, dafs die joh. Aussprüche dieser Art vor allem Volke im Anfange seiner Thätigkeit vorgetragen seien, die in den Synoptikern allein zu den Jüngern gegen Ende seiner Thätigkeit. Denn sind nicht die Aussprüche Joh. 14, 1 — 4. 18 sqq. 16, 16. 19 sqq. vom Herrn am Abende vor seinem Leiden im vertrauten Kreise seiner Jünger geredet und tragen sie nicht gleichwohl wesentlich denselben eigenthümlichen und von dem synoptischen abweichenden Charakter an sich wie die übrigen vom Johannes mitgetheilten? — Die Erzählungen der Synoptiker über die Blindenheilung zu Jericho bezieht der Verf. auf zwei verschiedene Thatsachen, von denen die eine Luc. 18, 18 sqq. sich beim Einzuge Jesu in die Stadt begeben habe, die andere Marc. 10, 46 sqq. später beim Herausgehen aus derselben, welche beide Matth. 20, 29 sqq. combinirt habe (S. 574 sqq). Aber das Verhältnifs, worin die Erzählungen des Lucas und Marcus auch der Form nach zu einander stehen, macht diese Erklärungsweise zu einer höchst unnatürlichen und unwahrscheinlichen, abgesehen davon, dafs die Darstellung des Matth. doch immer als eine ungenaue erscheinen würde, wiefern er ausdrücklich die Heilung beider geschehen läfst, als Jesus mit seinen Jüngern aus der Stadt herausging. — Der Salbung des Herrn in Bethanien giebt der Verf. ihre chronologische Stellung mit Recht nach der johanneischen Darstellung (§ 98); aber nicht leicht wird er besonnene Leser davon überzeugen, dafs Matthäus und Marcus hier mit Bewufstsein und Absicht aus inneren Gründen gegen die Akoluthie erzählt und dieses auch angedeutet haben. Auf den Marcus zumal ist die angewandte scholastische Argumentation ganz unpassend, da dieser Evangelist ja hier (14, 1 sqq.) gar nicht mit aufgenommen hat, obwohl der Verf. es ihm ausdrücklich mit beilegt (S. 581. 582), dafs Jesus seinen Jüngern zwei Tage vor Ostern seine Ueberantwortung an diesem Feste verkündigt habe. — Auf's Unverkennbarste zeigt auch die Erzählung von dem Einzuge des Herrn in Jerusalem, dafs den Synoptikern nicht kann bewufst gewesen

Digitized by Google

sein, dafs derselbe schon die Tage vorher in Bethanien zugebracht hatte; unmöglich hätten sie sich so ausdrücken können, wie namentlich Luc. 19, 29. (ὡς ἤγγισεν εἰς Βηθφαγὴ καὶ Βηθανίαν) und Marc. 11, 1., wenn ihnen bekannt gewesen wäre, dafs Jesus den Tag grade von Bethanien ausgezogen war und dort übernachtet hatte. Der Verf. ist freilich auch hier anderer Meinung und führt S. 586 zur Erläuterung ein Beispiel an, welches aber wenig glücklich gewählt ist. Denn ein verständiger Erzähler wird nicht leicht sich so ausdrücken: „da ich von Magdeburg aus in die Ge„gend von Halberstadt und Wernigerode an den Fufs „des Harzes gekommen war, schickte ich einen Boten „voraus," wenn er es so meint und verstanden haben will, er habe schon Halberstadt hinter sich gehabt und dort mehrere Tage übernachtet. — Noch Vieles, sehr Vieles könnten wir aus dieser Abtheilung hervorheben, wo des Vf.'s Argumentation auf ähnliche Weise bei manchem Scharfsinnigen, was beigebracht wird, als unbefriedigend, oder als schief, unnatürlich oder ganz verfehlt erscheint; jeder Paragraph, fast jede Seite bietet dergleichen mehr oder weniger dar, und es konnte daran nicht fehlen bei der durch das Ganze sich hindurchziehenden Voraussetzung, dafs alle vier Evangelisten eine eben so vollständige als genaue Kenntnifs von dem ganzen Verlaufe der evangelischen Geschichte und von allen einzelnen Ereignissen besafsen, dafs, wo der eine etwa unvollständiger und ungenauer erzählt als der andere, das nicht unbewufst und unabsichtlich, sondern aus besonderen mit seinem ganzen Plane zusammenhangenden Gründen geschehen sei, dafs alle Differenzen nur Enantiophanien seien. Nur zweierlei will Ref. hier noch berühren, und zwar Solches, wo der Vf. das Verhältnifs der Sache wenigstens bis zu einem gewissen Puncte richtiger erkannt hat als manche andere selbst der neuesten Ausleger, und auch sehr Beachtenswerthes beibringt. Dieses ist der Fall §. 105 hinsichtlich des Tages des letzten Mahles des Herrn und seines Todes, und § 107. in der Unterscheidung des zwiefachen geistlichen Verhöres Jesu. Was den ersteren Punct betrifft, so ist kaum begreiflich, wie aufser Anderen auch *Tholuck* noch in der neuen Ausarbeitung seines Commentars über den Johannes (1844) sich hat zu der Ansicht bekennen können, die johanneische Darstellung lasse die Auffassung zu, Jesus sei am Haupttage des jüdischen Passahfestes, am 15. Nisan, gekreuzigt worden und habe das letzte Mahl mit seinen Jüngern zu der bei den Juden für das Essen des Passah-Lammes gewöhnlichen und gesetzlichen Zeit gefeiert, da sich durch die ganze Darstellung dieses Evangelisten so unverkennbar die entgegengesetzte Voraussetzung hindurchzieht, dafs Jesus am 14. Nisan gekreuzigt sei, vor der gesetzlichen Zeit des Passah-Mahles. Dieses wird von unserm Verf. mit Recht anerkannt und geltend gemacht. Er legt dabei ein entscheidendes Gewicht besonders auf die Stellen 18, 28. 19, 14. und bemerkt, was die letztern betrifft, mit Recht, wie sich kaum etwas Unnatürlicheres denken lasse, als dafs Johannes den ersten Ostertag sollte als παρασκευὴ τοῦ πάσχα in dem Sinne eines in den Zeitraum des Passah-Festes fallenden Freitags bezeichnet haben, zumal sich gar nicht erweisen lasse, auch nicht aus Marc. 15, 42, dafs παρασκευὴ schon an sich die Bedeutung von *Freitag* gehabt habe, es vielmehr diesen Sinn erst durch die bestimmte Beziehung auf den folgenden Sonnabend erhalte. Ref. kann nur nicht zugeben (S. 628 sq.), dafs aufser 19, 31. nicht auch schon 13, 1. gegen die andere Ansicht ein bedeutendes Gewicht abgiebt, da der Evangelist dort unverkennbar die Zeit des begonnenen Mahles am Abende vor dem Leiden als πρὸ τῆς ἑορτῆς τοῦ πάσχα bezeichnet, was sicher nicht hätte geschehen können, wenn jenes Mahl nach Ablaufe des 14. Nisan zu der für das Passah-Lamm gesetzlichen Zeit gehalten wäre; in welchem Falle auch die Jünger schwerlich auf die Deutung hätten kommen können, welche sie noch ib. v. 29. den Worten des Herrn an den Judas gaben, da dann schon die als Sabbath zu haltende Zeit des Festes angebrochen wäre. Ref. hält es auch für im höchsten Grade unwahrscheinlich, wo nicht unmöglich, dafs zu der Zeit der hohe Rath hätte nicht etwa in den mittleren Tagen des Festes, sondern an dem sabbathlichen Haupttage Jesum haben gefangen nehmen, verhören, vor dem heidnischen Landpfleger anklagen, aus der Stadt führen und kreuzigen lassen können, und letzteres nicht blofs ihn, sondern mit ihm zwei andere Verurtheilte, die aller Wahrscheinlichkeit nach schon seit längerer Zeit gefangen gesessen hatten und mit deren Hinrichtung es wohl schwerlich solche Eile hatte, ohne dafs dies an sich als eine arge Entweihung des Festes und Brechung des Sabbathes sollte betrachtet sein. Auch in den synoptischen Evangelien selbst finden sich einzelne

Digitized by Google

Spuren, die darauf hinführen, dafs der Tag der Kreuzigung des Herrn kein sabbathlicher, also nicht der erste Ostertag gewesen ist, wie z. B. Luc. 23, 56 sq., dafs die galiläischen Frauen, als sie vom Grabe zurückkehrten, Specereien bereitet, dann den Sabbath vorschriftsmäfsig geruht hatten, und darauf am Tage nach dem Sabbathe mit den Spezereien zum Grabe zurückgekehrt seien; denn am 15. Nisan hätten sie eben so wenig Spezereien bereiten dürfen als am eigentlichen Sabbathe (Exod. 12, 16. Lev. 23, 7. Num. 28, 18. Deut. 16, 8.); und so hätte dieser Tag eigentlich auch nicht wohl als die παρασκευή, als der Rüsttag zum Sabbathe bezeichnet werden können, wie doch mit dem Todestage Christi auch bei den Synoptikern (Luc. 23, 54. Marc. 15, 42. Matth. 27, 26.) geschieht. — Gleichwohl aber scheinen die Synoptiker deutlich vorauszusetzen und zu erzählen, Jesus habe das letzte Mahl, bei welchem er das heilige Abendmahl einsetzte, zu der bei den Juden für das Essen des Passah-Lammes gewöhnlichen Zeit gehalten, Luc. 22, 7. Matth. 26, 17. Marc. 14, 12. Dieses erkennt der Verf. gleichfalls an. Um nun aber dieses mit der joh. Erzählung zu vereinigen, ohne einen Widerspruch zwischen beiden anzuerkennen, nimmt er an, dafs damals nicht das ganze Volk das Passah-Lamm an *einem* Tage gegessen, sondern sich in zwei Tage getheilt habe. Er sucht nachzuweisen, dafs es rein unmöglich sei, dafs die ungeheure Menge Lämmer, welche am Osterfeste geschlachtet wurden — nach Joseph. B. J. ergab eine auf des Cestius Befehl veranstaltete Zählung eine Summe von über 256000 — in der gesetzlichen Weise in dem dafür bestimmten Raume innerhalb der drei Abendstunden eines einzigen Tages hätten geschlachtet werden können; es sei daher anzunehmen, dafs man dazu den vorhergehenden Tag mit hinzugenommen habe, und so seien wohl besonders die Galiläer und überhaupt die Aermeren gezwungen gewesen, diesen Tag, den 13. Nisan, dazu anzuwenden, da die Vornehmeren sich ohne Zweifel den 14., als den eigentlichen Tag, vorbehalten hätten (S. 630 sqq.). Spuren, dafs man damals wirklich auf das Schlachten und Essen des Passah-Lammes zwei Tage gewandt habe, findet der Vf. *a*) darin, dafs Josephus Ant. 11, 15, 1. von acht Tagen der ungesäuerten Brodte zu seiner Zeit rede, während er anderswo in Beziehung auf die frühere Zeit immer nur sieben Tage nenne, der ursprünglichen mos. Institution gemäfs; *b*) darin, dafs Matth. 26, 17. Marc. 14, 12. der Tag, wo das Passah-Lamm geschlachtet ward, ἡ πρώτη τῶν ἀζύμων heifst. Allein diese Beweisführung ist nicht treffend. Josephus macht hinsichtlich der Zahl der Tage des Ungesäuerten nirgends einen Unterschied zwischen seiner Zeit und der älteren; vielmehr wie er a. a. O. sagt: ἑορτὴν ἄγομεν ἐφ' ἡμέρας ὀκτὼ, τὴν τῶν ἀζύμων λεγομένην, so sagt er III, 10, 5., wo das Fest des Ungesäuerten als 7 Tage dauernd bezeichnet wird: τελοῦμεν αὐτὴν κατὰ φρατρίας κ. λ. Die verschiedene Zählung selbst aber hat ihren Grund ohne Zweifel nur darin, weil theilweise der 14. Nisan, an welchen schon das Gesäuerte aus den Häusern entfernt werden mufste, mit zu den Tagen des Ungesäuerten gerechnet und als erster derselben bezeichnet ward. Ohne Zweifel ist auch dieser Tag von den beiden ersten Evangelisten gemeint als ἡ πρώτη τῶν ἀζύμων, Matth. 26, 17. Marc. 14, 12., sicher aber nicht, wie der Vf. annimmt (S. 634 Anm.) der 13. Nisan; denn dann würden 9 Tage des Ungesäuerten herauskommen, wovon auch Josephus nichts weifs. Dafs aber diesem jüdischen Geschichtschreiber überhaupt nicht das Mindeste davon bekannt war, dafs in den letzten Zeiten des zweiten Tempels ein Theil des jüdischen Volkes das Passah-Lamm einen Tag früher als der übrige Theil und als der mosaischen Vorschrift gemäfs war, schlachtete und afs, zeigt grade jene erste Stelle (B. J. VI, 9, 3.) auf's Deutlichste. Darnach findet auch durchaus keine Wahrscheinlichkeit statt, dafs, wenn es Luc. 22, 7. heifst: ἦλθε δὲ ἡ ἡμέρα τῶν ἀζύμων, ἐν ᾗ ἔδει θύεσθαι τὸ πάσχα, der evang. Schriftsteller dieses sollte bestimmt vom 13. Nisan gemeint haben (S. 634 sq.). Somit kann Ref. dem Verf. nicht zugeben, dafs die joh. und die synoptische Darstellung in diesem Puncte durchaus keine thatsächliche Differenz geben. Es bleibt vielmehr, dafs, wie durch die joh. Darstellung sich unverkennbar die Voraussetzung hindurchzieht, Jesus sei am 14. Nisan gekreuzigt und habe das letzte Mahl mit seinen Jüngern am Abende des 13. gehalten, so die Synoptiker berichten, es habe dieses letzte Mahl an dem für das Essen des Passah-Lammes gesetzlichen und gewöhnlichen Abende stattgefunden, wonach der Freitag, an dem der Herr gekreuzigt ward, in dem Jahre auf den 15. Nisan würde gefallen sein.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 65.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1844.

Wissenschaftliche Kritik der evangelischen Geschichte. Ein Compendium der gesammten Evangelienkritik mit Berücksichtigung der neuesten Erscheinungen bearbeitet von Dr. A. Ebrard.

(Schluſs.)

Hier spricht dann aber ganz abgesehen von allem Urtheile über den Ursprung der einzelnen Evangelien die innere Wahrscheinlichkeit durchaus zu Gunsten der joh. Darstellung, daſs Jesus nicht am sabbathlichen Ostertage hingerichtet ist; wozu kommt, daſs, wenn dieses dennoch stattgefunden hätte, sich die Entstehung der joh. Darstellung durchaus nicht, weder bei Voraussetzung der Echtheit noch der späteren Abfassung des Evangeliums, auf irgend natürliche Weise erklären läſst; dagegen sich wohl denken läſst, daſs, wenn Jesus, wie wir nach den Synoptikern und 1 Cor. 11, 23 sqq. nicht zweifeln können, das letzte Mahl vor seinem Leiden zur Einsetzung des heiligen Abendmahles zum Gedächtnisse seines Todes benutzt und ihm eine gewisse Beziehung auf das unmittelbar bevorstehende alttestamentliche Passah gegeben hat, sich die Voraussetzung bilden konnte, er habe dieses Mahl an demselben Abende gehalten, an welchem die Juden gesetzlich das Passah-Lamm aſsen, wenn er es auch, wohl grade in Voraussicht des ihm unmittelbar Bevorstehenden, einen Tag früher gehalten hatte. — Was aber die Oster-Streitigkeiten im 2. Jahrh. betrifft, wobei die Quatvordecimaner, wie schon Polykarp, sich auf den Apostel Johannes beriefen, der das Fest nach ihrer Weise an dem für das jüdische Passah-Lamm gesetzlichen Tage, gefeiert habe, so erklärt sich dieses gar wohl durch folgende Betrachtung. Die Praxis der Quatvordecimaner hat sich ursprünglich gar nicht im Gegensatze gegen die andere, später occidentalische, gebildet. Sie war ohne Weiteres herrschend bei den mehr judenchristlichen Gemeinden, wie ohne Zweifel in der älteren Jerusalemischen, so auch in der Ephesinischen, welche ursprünglich auch viele Judenchristen enthielt, wie sich aus der Erzählung der Apostelgeschichte über ihre Gründung ersehen läſst und sich durch Apoc. 2, 1 sqq. bestätigt. Sie hatten aus der Sitte ihres Volkes die Feier des Passah und das Essen des Passah-Lammes am Abende des 14. Nisan herübergenommen, indem sie hieran die Feier der Einsetzung des heiligen Abendmahles anschlossen. So war der Apostel Johannes es in Jerusalem gewohnt gewesen, so fand er es in Ephesus, und er konnte, zumal nach der Innerlichkeit seiner ganzen Richtung, keine Aufforderung in sich fühlen, hier in der Beziehung eine Aenderung zu veranlassen, Opposition gegen eine Praxis einzulegen, die bis dahin wenigstens in seinem Kreise noch gar nicht mit einer anderweitigen in bewuſsten Streit gekommen war, indem ihm, daſs Jesus das letzte Mahl mit seinen Jüngern einen Tag früher als das jüdische Passah fiel, gehalten hatte, gar nicht als etwas an sich Wesentliches erscheinen konnte, da Jesus ja doch in den vorhergehenden Jahren das Passah nach der Weise seines Volkes und zu der gewöhnlichen Zeit gefeiert und auch das letzte Mahl zu dem jüdischen Passah in eine gewisse Beziehung gesetzt hatte. Somit läſst sich aus der Geschichte dieser Streitigkeit schwerlich abnehmen, was der Verf. daraus glaubt entnehmen zu können (S. 635 sqq. vergl. 1098 sq.), daſs Johannes Jesu letztes Mahl als ein eigentliches Passah-Mahl müsse betrachtet haben, welches der Herr an gleichem Tage wie wenigstens ein Theil der Juden gehalten habe, so wenig als sich daraus mit *Bretschneider*, *Schwegler* u. a. ein Beweis gegen die Echt-

Digitized by Google

heit des vierten Evangeliums entnehmen läfst. — In der Betrachtung des „geistlichen Verhörs" (§. 107.) erkennt der Verfasser mit Recht, dafs nur die Synoptiker das eigentlich officielle Verhör vor dem Kaiphas und dem versammelten Synedrium berichten, Johannes aber ein vorläufiges, welches Hannas, zu dem Jesus zuerst geführt ward (18, 13), aus neugieriger oder leidenschaftlicher Hast mit ihm anstellte, der demnach unter ὁ ἀρχιερεὺς v. 19. wie v. 15. 16. zu verstehen ist. V. 24., mag man dort die Partikel οὖν lesen oder nicht, zeigt deutlich, dafs Hannas Jesum zum Kaiphas erst hat fortführen lassen, nachdem das v. 19—24. gemeldete Verhör vorhergegangen war, und mit Recht bezeichnet der Verfasser es (S. 666 Anm.) als eine halsbrechende Operation, wenn so viele Ausleger — wie noch *Lücke*, *Tholuck*, *Meyer*, *de Wette* u. a. — dieses als das vom Kaiphas gehaltene ansehen und ἀπέστειλεν als Plusquamperfect fassen wollen; nothwendig hätte es sich dann an das Vorhergehende wenigstens durch ein γὰρ anschliefsen müssen, obwohl es auch dann noch wenig natürlich gewesen wäre. Es hat auch das Verhör beim Johannes an sich nicht im mindesten den Anschein eines officiellen vor dem versammelten Synedrium gehaltenen, da man doch erwarten würde, dafs wenn dieser Evangelist einmal davon gehandelt hätte, er etwas Genaueres über den weiteren Gang dieses Verhörs und den darnach gefafsten Beschlufs würde mitgetheilt haben, während es nach der ganzen Oekonomie dieses Evangeliums nicht auffallend erscheinen kann, dafs der Schriftsteller darüber gar nichts Specielles mitgetheilt hat, da er wohl nicht im Stande war, darüber Mehreres und Genaueres zu geben, als er seinen Lesern schon anderweitig bekannt voraussetzen konnte, wie auf der andern Seite die Synoptiker das Verhör vor dem Hannas übergehen konnten, da es doch keinen officiellen Charakter hatte. Die Schwierigkeit entsteht nur hinsichtlich des Ortes, wo die Verleugnung des Petrus vorfiel. Dies war nach der klaren Erzählung des Johannes deutlich auf dem Flur oder Hofe des Gebäudes, wohin Jesus zuerst geführt worden war, also der Wohnung des Hannas, dagegen nach Matth., Marc., und wie man gewöhnlich annimmt, auch nach Luc., auf dem des Pallastes des Kaiphas, wo sich auch das Synedrium versammelte. Hier nimmt nun der Verfasser an, dafs Kaiphas und sein Schwiegervater Hannas einen und denselben Pallast bewohnt hätten; und damit wäre die Differenz gehoben. Allein sollte wohl Johannes sich so ausgedrückt haben wie v. 24.: ἀπέστειλεν αὐτὸν ὁ Ἄννας δεδεμένον πρὸς Καϊάφαν τὸν ἀρχιερέα, wenn er wufste, dafs Beide in demselben Hause wohnten? Referent glaubt nicht, ist vielmehr der Meinung, dafs hier zwischen den Evangelisten wirklich eine Differenz anzuerkennen ist, jedoch nicht zwischen dem Lucas und Johannes. Der Bericht des Lucas läfst sich mit dem des Johannes sehr gut vereinigen; wir müssen nur, wenn Lucas Kap. 22, 54. erzählt, die Schaarwache habe Jesum in das Haus des Hohenpriesters geführt, dies vom Hause des Hannas verstehen, was bei ihm nach Kap. 3, 1. und besonders Act. 4, 6. gar nicht unwahrscheinlich ist. Auf die Wegführung in den Pallast des Kaiphas bezieht sich bei Luc. erst v. 66: ὡς ἐγένετο ἡμέρα, συνήχθη τὸ πρεσβυτέριον τοῦ λαοῦ, ἀρχιερεῖς τε καὶ γραμματεῖς καὶ ἀνήγαγον αὐτὸν εἰς τὸ συνέδριον ἑαυτῶν. Da geschieht denn nach Lucas die dreimalige Verleugnung des Petrus im Hause des Hannas, vor der Wegführung Jesu nach dem Pallaste des fungirenden Hohenpriesters, was auch nicht gegen die joh. Darstellung ist, da auch sie nicht nöthig macht, die zweite und dritte Verleugnung (v. 25—27.) erst nach der Wegführung des Herrn zum Kaiphas zu setzen, sondern sie während des Verhörs vor dem Hannas vorgefallen sein können. Mit Joh. v. 22. 23. ist auch sonder Zweifel im Zusammenhang, was wir Luc. v. 63—65. lesen. Dagegen wird Matth. 26, 57. ausdrücklich Kaiphas als der Hohepriester genannt, wohin Jesus gleich unmittelbar nach seiner Gefangennehmung durch die Schaarwache gebracht sei, bei dem sich auch das Synedrium alsbald versammelt habe und in dessen Wohnung sich die dreifache Verleugnung begeben habe. Hier ist nun aber die wahrscheinlichste Erklärung wohl die, dafs in der ursprünglichen Relation dieser Begebenheit, welche der erste Evangelist benutzt hat, wie noch jetzt bei Lucas, der Name des Hohenpriesters, zu dem Jesus zuerst geführt ward, nicht genannt war, und dadurch der Verfasser des ersten Evangeliums veranlafst ist, an den fungirenden, den Kaiphas, zu denken; wo dann natürlich war, dafs er dort alsbald das Synedrium zusammenkommen und das Verhör beginnen liefs; worüber ihm dann

Digitized by Google

die Verleugnung des Petrus mehr in den Hintergrund trat und von ihm erst später nachgetragen ist. Dafs aber Jesus überhaupt zuerst zum Hannas geführt ward, erklärt sich auch gar wohl, wenn er nicht mit dem Kaiphas zusammen wohnte; da Hannas auch nach seiner Absetzung scheint einen bedeutenden Einflufs im Synedrium behalten zu haben und er die Verfolgung des Herrn wohl besonders mit pharisäisch-gesetzlichem Eifer betrieben hatte.

Bleek.

XXXVI.

***Briefe aus und nach Kurland während der Regierungsjahre des Herzogs Jakob. Mit Rückblicken in die Vorzeit. Von Otto v. Mirbach. Zwei Theile. Mitau,* 1844.*; bei Lucas.* 8.**

Die Eigenthümlichkeit einer frühern Zeit, wo man glaubte in Yorke's und Jacob's atheniensischen Briefen, in Polyclet's römischen Briefen aus der Feder des Franzosen de Theis und in ähnlichen Schriften für historische Stoffe eine leichtere Form aufgefunden zu haben und durch den Schein eines vertraulichen, rückhaltlosen Verkehrs den Lesern die Ereignisse näher zu bringen, hat sich in dem vorliegenden Buche des Hrn. von Mirbach zum zweiten Male erneuert. Denn bereits im Jahre 1835. schrieb derselbe in ähnlicher Form Briefe über die letzten Zeiten der römischen Republik und beurkundete darin Belesenheit und Fleifs, ohne jedoch ein lebendiges Interesse für die Briefschreibenden Personen oder ein klares Bild der Begebenheiten erzeugen zu können. Freilich ist dies auch schwer zu vollbringen. Denn wo ein historischer Vorrath in der bequemen Form von Briefen an einen Freund mitgetheilt werden soll, da geschieht dies am Besten, wenn er, wie in den Briefen Fr. von Raumer's aus Paris und London, in schickliche Gruppen nach Ländern und Zeiten vertheilt ist, wodurch für den gelehrten Geschichtsforscher hinreichende Sicherheit gewährleistet und zu gleicher Zeit für den Freund geschichtlicher Unterhaltung eine Sammlung reicher, anziehender Gemälde aufgeschlossen wird.

In den kurischen Briefen können die drei jungen Männer, Heinrich von Galen, Georg und Melchior Fölkersam, die Leser keineswegs in einem hohen Grade für sich einnehmen. Dann wie sehr sich auch der Verf. bemüht hat in Heinrich von Galen und dann in Melchior Fölkersam das kriegerisch-diplomatische Element und in Georg Fölkersam die höfisch-staatswirthschaftliche Seite des curländischen Lebens hervortreten zu lassen, so bleiben doch diese Figuren trotz vieler angehäufter, nützlicher Notizen steif und ohne Leben und Frische. Selbst gewöhnliche Ausdrücke und Wendungen sind nicht ohne einen gewissen pedantischen Anstrich und die lateinischen Floskeln, so gewöhnlich sie auch in der Bildung eines jungen Edelmanns im siebzehnten Jahrhunderte waren, verrathen nur zu oft die Mühe, mit welcher sie angebracht sind. Heinrich Fölkersam besonders, der sich „als Hofschranze mit seinem glanzledernen Haarbeutel, mit Bandschleifen hinten und vorn" (I. 136.) selbst verspottet und lieber im Zimmer der Herzogin lesen als auf die Jagd gehen will (I. 227.), hat uns mehr als einmal an den jüngern Plinius erinnert, der seinem rüstigen Oheim, als dieser ihn zur Besteigung des Vesuv aufforderte, entgegnete: *se malle studere.* Und wie den Briefen dieses Letztern Geist, Gelehrsamkeit und Feinheit des Urtheils durchaus nicht abzusprechen ist, ihnen aber das warme Gepräge des praktischen und selbstständigen Geistes fehlt und den meisten seiner Personen, die doch wirklich existirt haben, das wahre Leben, so ermangeln auch die Briefe des Hrn. von Mirbach jenes dramatischen Interesses, wodurch die Briefe des Cicero so hoch über denen eines seiner eifrigsten Bewunderer stehen, als welcher Plinius sich überall kund giebt.

Sehen wir hiervon ab, so verdient gewifs das patriotische Bestreben des Verfassers seine Landsleute mit den Begebenheiten ihrer Heimath und mit der Geschichte derselben bekannt zu machen, alles Lob und zeigt uns den curländischen Edelmann in einer seiner Stellung durchaus würdigen Gesinnung. Georg Fölkersam schwärmt zwar für seine lieben Alten, für Horaz und Virgil (und auch das würden ihm jetzt nur wenige Adlige *so* nachthun), er bedient sich gern ihrer Worte oder führt längere Stellen aus ihnen an, aber er ist auch eben so eifrig für die Geschichte seines vaterländischen Her-

Digitized by Google

zogthums eingenommen und beklagt es mit derselben erst so spät bekannt geworden zu sein. „Ist es wohl erlaubt, frägt er, dafs wir in der Schule mit Babyloniern und Aegyptern, mit Griechisch und Lateinisch geplagt, in der Geschichte unsers eignen Vaterlandes aber und in unsrer eignen Sprache völlig unwissend gelassen werden" (I. 63.) und wiederholt nun an mehrern Stellen (I. 79. II. 64.) solche Herzensergiefsungen, die vielleicht selbst in den jetzigen Verhältnissen seines Vaterlandes gar nicht ungeeignet sind. Um eines solchen Zweckes willen hat Hr. von Mirbach einzelne Abschnitte der curländischen Geschichte, besonders solche, die derselben, „obgleich sie kaum über ein Jahrhundert alt ist, ein grofses, fast welthistorisches Interesse gegeben haben," (II. 44.) ausführlicher geschildert. Zu diesen rechnet er nun vor allen die Theilnahme der curländischen Herzöge an den nordischen diplomatischen und kriegerischen Verwickelungen in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts und hat theils aus urkundlichen Nachrichten in den Archiven zu Mitau und Goldingen, theils durch Zusammenstellung der hierher einschlägigen Nachrichten aus den gedruckten Werken Gebhardi's, Ziegenhorn's, Blomberg's, Cruse's und andrer ein wohl ausgeführtes Bild dieser Zustände geliefert. Im Vordergrunde desselben steht Herzog Jakob Kettler nebst seiner Gemahlin Louise Charlotte, einer brandenburgischen Prinzessin. Sein Antheil an den schwedisch-polnischen Händeln, seine politischen Berechnungen und mercantilischen Entwürfe, namentlich die Erwerbung der Insel Tabago und ihr Einflufs auf den curländischen Handel (Br. 24. 25.), endlich die völkerrechtliche Gefangennehmung der genannten beiden Fürstlichkeiten durch schwedische Truppen am 30sten September 1658. (II. 109 ff.) und die darauf folgende „schwedische Noth" in Curland — alles dies ist in einer übersichtlichen, genauen Darstellung vorgetragen worden. Daneben sind nun die curländischen Sitten und Gebräuche, die Vergnügungen und Belustigungen, die Messen zu Mitau, die Kleidertrachten, die Gelage, Schlittenfahrten und Jagden, sowohl am Hofe als in den adligen und bürgerlichen Häusern so dargestellt, dafs jene politischen Händel dadurch eine angenehme Abwechselung erhalten. Endlich ist auch die Verfassung des Landes überall berücksichtigt und da eben so die landwirthschaftlichen und gewerblichen Verhältnisse, die Eisenhämmer, Glashütten, Pulvermühlen, Tuchfabriken und Schiffbaustätten genau beschrieben und hier und da durch statistische Nachweisungen erläutert sind, so empfangen die Leser in diesen fleifsigen Sammlungen schätzbare Einblicke in die binnenländischen Verhältnisse Curlands im siebzehnten Jahrhunderte, wie sie jedem Vaterlandsfreunde willkommen sein müssen. Mehrere Ansichten von Städten und Schlössern versinnlichen auch den nicht Einheimischen das berglose Land mit seinen ausgedehnten Flächen, die vor allen zur Jagd geeignet sind, weshalb ihrer denn auch nicht selten in diesen edelmännischen Briefen gedacht ist.

Andre gleichzeitige Begebenheiten in London, Paris, Moskau und Warschau so wie die Schicksale der drei curländischen Regimenter in holländischem Dienste, während des Feldzugs im Jahre 1672, geben den jungen Curländern Gelegenheit zu brieflichen Mittheilungen in das Vaterland. Es ist hier nichts Neues zu finden und der Verfasser hat auch wohl nur zeigen wollen, wie ein junger Curländer von Adel aus dem Kriegslager die Weltbegebenheiten anzuschauen gewohnt war. Da Melchior Fölkersam im Sommer 1672. in die Gefangenschaft des kriegerischen Bischofs von Münster, Bernhard von Galen, gerieth, so giebt dies im zweiten Briefe Gelegenheit zu längern Nachrichten über die Verzweigungen der westphälischen und curländischen Adelsgeschlechter, die nicht blofs für die grade Betheiligten anziehend sind, sondern auch den Geschichtsfreunden überhaupt einen nicht unbedeutenden Stoff darbieten.

K. G. Jacob.

Digitized by Google

№ 66.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1844.

XXXVII.

Grundzüge der wissenschaftlichen Botanik nebst einer methodologischen Einleitung, als Anleitung zum Studium der Pflanze, von M. J. Schleiden, Dr., aufserord. Prof. zu Jena. Erster Theil. Leipzig, 1845. 329 S. 8.

Nachdem man, abgeschreckt durch den vielleicht zu ätherischen Flug einer naturphilosophischen Bearbeitung der Botanik, schon seit längerer Zeit sich einer ausschliefslich empirischen Richtung in dieser Wissenschaft hingegeben hatte, ist neuerlich wieder das Bedürfnifs einer wenn auch nicht philosophisch speculativen, doch einer gedankenmäfsigen Auffassung dieser Wissenschaft gefühlt worden. Es bleibt dabei, wie bei allen Naturwissenschaften, immer der Weg am schwierigsten, wie man von der sinnlichen Empirie, in der uns die Natur zunächst gegenübersteht, zur Idee; oder von der Idee der Natur wieder zur Empirie zurück gelangen soll, und eigentlich drehen sich alle Streitigkeiten über eine philosophische Auffassung der Natur allein um diesen Punct; denn dafs uns eine Erkenntnifs des geistigen Gehalts der Natur wünschenswerth ist, läugnen auch die ärgsten Empiriker nicht, und dafs umgekehrt die Naturideen in den Erscheinungen der sinnlichen Welt nachgewiesen werden sollen, haben alle Naturphilosophen immer erstrebt. Die Wissenschaft geht auch hier, ihren ewigen Entwickelungsgesetzen gemäfs, fort, und namentlich fehlt es in der wissenschaftlichen und physiologischen Botanik neuerer Zeit nicht an monographischen Arbeiten ersten Ranges, die, wenn gleich die dabei befolgten Grundsätze nicht ausführlich ausgesprochen sind, dennoch allen Anforderungen, welche die sinnliche Empirie, wie die Naturphilosophie daran zu machen haben, vollkommen entsprechen; Arbeiten, in denen der reiche Inhalt der Natur naturgemäfs dargestellt und ein durchaus philosophischer Gedanke gewonnen worden ist. Das Verlangen geht aber jetzt von gewisser Seite auf Handbücher, und diese in philosophischer Form zu geben ist die Bestrebung. Wir besitzen dergleichen, neuerlich erschienene, nunmehr zwei, die ganz in demselben Geist gearbeitet sind, und nach demselben Ziel hinstreben, nämlich die Zelle als das Grundorgan aller inneren Pflanzengebilde, diese Gebilde sämmtlich als Metamorphose der Zellen zu betrachten, sogar den Embryo durch Hineinwachsen der Pollenschlauchzelle in das Ei nach der alten Evolutionstheorie entstehen zu lassen, und im Uebrigen nach dem Princip der Metamorphosenlehre die äufsere Gliederung der Pflanze zu beschreiben: das Werk von Endlicher und Unger, und das gegenwärtige. Ungeachtet dieser Uebereinstimmung in ihren Haupttendenzen stellt sich der Verf. des gegenwärtigen Werks dem Werk von Endlicher und Unger sehr tadelnd gegenüber, und sucht seine Verschiedenheit der Bearbeitung vorzüglich durch seine eigenthümliche philosophische Methode zu begründen. Die Darstellung dieser philosophischen Methode nimmt in gegenwärtigem Bande mehr als die Hälfte des ganzen Buchs (11 Bogen; das ganze Buch hat 21 Bogen) ein, und der Verf. legt ein so grofses Gewicht darauf, dafs er alles Unglück der von ihm angenommenen Unwissenschaftlichkeit der bisherigen Botanik allein auf den Mangel dieser philosophischen Methode, in dem wegwerfendsten Tone gegen alle sonstigen Leistungen, schiebt. Er thut sich auf seine philosophische Kunst so viel zu Gute, dafs er sogar schon eine besondere Broschüre (Schelling's und Hegel's Verhältnifs zur Naturwissenschaft. Leipzig 1844.) darüber hat drucken lassen, deren Hauptinhalt hier in aller Ausführlichkeit wiederholt wird. Der Verf. gesteht Schelling und Hegel nicht die geringste Einsicht in die Naturphilosophie zu, und glaubt diesen Heroen gegenüber allein durch seine philosophische Methode Licht

Digitized by Google

in der Wissenschaft zu schaffen, wobei denn Hegel und Schelling überall auf's Herabwürdigendste zur Seite geschoben werden. So spricht der Verf. (S. 41) von der „ganzen Verderbtheit und Verworrenheit der „Schelling'schen und Hegel'schen Physik;" und meint „die Repräsentation der philosophischen Wissenschaf„ten auf den Universitäten habe sich so unglücklich „gestaltet, dafs wir im Allgemeinen weit um 100 Jahre „zurückgesetzt sind, dafs das ganze, durch die ausge„zeichnetsten Männer im ernsten Nachdenken erworbene „geistige Eigenthum gegen phantasiereiches Geschwätz „und arrogantes Absprechen in holen Phrasen daran „gegeben sei u. s. w." „Die Anforderung Schelling's, „aus einem Grundsatze heraus den reichen lebendigen „Gehalt der Wirklichkeit zu entwickeln, habe schon „Fries als absurd nachgewiesen; (S. 18) Hegel sei durch preufsische Schulpolizei eingeführt und abgeschafft (?), sei nur als eine ephemere Erscheinung zu betrachten, die einer zu tieferen philosophischen Studien unfähigen Generation für einige Zeit die Köpfe verwirrte u. s. w. Diejenigen, welche Hegel einen Philosophen nennen, hätten sich vorher nie orientirt was Philosophie sei; Hegel habe überall seine Unwissenheit in den Naturwissenschaften documentirt; die Vergötterung der Menschengeschichte, worauf am Ende alles Gehaltvolle (also doch!) bei Hegel hinauslaufe, sei das an allem Wahrheitsprincip verzweifelnde sich Hingeben an den Umschwung des Schicksals u. s. w." (S. 19). Was aber Schelling anbetreffe, so müsse der Verf. leider anerkennen, dafs er einen eben so bedeutenden, als verderblichen, Einflufs auf die Naturwissenschaften ausgeübt habe. Schelling's grofsartige Unwissenheiten in Betreff des Fallgesetzes seien bei Seite gelegt worden; aber in der Wissenschaft vom Organismus habe seine Lehre durch zufällige äufsere Verhältnisse begünstigt einen verderblichen und hemmenden Einflufs auf die gesunde Entwickelung der Wissenschaften ausgeübt u. dergl. m. (S. 20). Wer in diesem Geschwätz Friesische Redensarten erkennt, der möchte auf des Verf.'s eigene philosophische Methode, die alle Fehler von Hegel und Schelling wieder gut machen soll, nicht sehr neugierig sein. Allein da gegenwärtiges Buch die Philosophie auf Naturkunde anwendet, und in zweiter Auflage erscheint, so ist es vielleicht der Leser wegen nicht unzweckmäfsig diese Methode hier zu erwähnen und zu prüfen. Der Verf. unterscheidet zwei philosophische Methoden in der Botanik: die dogmatisirende, und die inductive, welche letztere die Seinige ist. Die dogmatisirende Methode schreibt der Verf. Unger und Endlicher zu, und ergeht sich in eine Kritik der Darstellung des Blüthenbodens der Pflanzen aus Axen- und appendiculären Theilen in dem botanischen Handbuch dieser Autoren, und tadelt daran, dafs nicht bei allen Pflanzen der Discus am Blüthenboden ein Axenorgan sein möchte, daher die Schlufsfolgerungen der Endlicher'schen Methode ganz unrichtig seien (S. 25). Seine Friesische Methode, behauptet der Verf., gehe von einer festen Grundlage aus. Diese Grundlage sei nun die sinnliche Anschauung einmal der äufseren Körperwelt; dann des innern Ichs. Die Thätigkeiten des Ichs seien aber vorübergehend, und als das Andauernde desselben könne man nur das Vermögen (potentia) ansehen. Dabei kommen wir nun auf drei Grundvermögen: Erkenntnifs, Gefühl und Wille. Diese Vermögen seien aber auf das Innigste verbunden, und darauf beruhe das Gesetz der Association zur gegenseitigen Anregung der Thätigkeiten untereinander. Die Erkenntnifs sei nun zuerst sinnliche Erkenntnifs und die Einzelnheiten derselben fielen dem Gesetz der Association anheim, daher denn bei Anschauung einer Rose gleich eine Verbindung mehrerer Eigenschaften derselben (Farbe, Geruch) erkannt würde, und wenn von diesen mehreren Eigenschaften nur einzelne gewählt würden, so entständen die Abstractionen, die entweder qualitativ oder quantitativ wären. Weiter finde man aber doch, dafs nicht alle Vorstellungen aus sinnlichen Anregungen entspringen, vielmehr komme nur der äufsere Gehalt aus den Sinnen; aber die Erkenntnifskraft gebe die vernünftige Form, und so könnten sich auch aus der Form der Erkennifskraft Erkenntnisse bilden; dies seien *apriorische*, durch geistige Schemata oder Kategorieen entstandene. Ferner müsse man auch mathematische, durch unmittelbare Anschauung von Raum und Zeit entstandene, und philosophische Erkenntnisse, die durch das Denken entstanden seien, unterscheiden. Einer erklärenden (theoretischen) Wissenschaft könne nichts anheimfallen, was nicht der mathematischen Behandlung fähig sei, und alles Uebrige sei Gegenstand der Idee des Schönen

Digitized by Google

oder Guten. So entständen zweierlei Weltansichten: Natürliche Weltansichten und Ansichten aus der Idee des Absoluten (transcendentaler Idealismus).

In Betreff der Ansichten der Körperwelt, nenne man die Ursache der Wirkung der Materie: Kraft, und die mathematische Form der Wirkung einer solchen Kraft sei: Natur*gesetz*. Wir hätten also Gesetz und Thatsachen, und könnten in der Erkenntnifs entweder vom Gesetz oder von den Thatsachen ausgehen. Gehe man vom Gesetz aus, so finde eine Anwendung allgemeiner Begriffe a priori (der Kategorieen) Statt, wodurch die allgemeinsten Gesetze erhalten würden, unter denen die Natur stehen mufs, was die Bedingung für die *Möglichkeit* der Erfahrung sei. Hierauf beruhe die theoretische Entwickelung aus constitutiven Principien. Dann aber sei die *inductive Methode* eine solche, die von den Thatsachen der morphologischen Weltansicht ausgehe, wobei die Gestalten und Artenbegriffe, deren veränderliche Eigenschaften und Entwickelungsgeschichte als erste Regeln gelten, aber dennoch die Schemata zur Anwendung kommen.

Diese inductive Methode auf die Botanik angewendet, müsse unmittelbar mit gewissen Thatsachen beginnen und (dies ist ganz richtig; wir werden aber weiterhin sehn, dafs der Verf. Schlufsfolgerungen als Thatsachen unterschiebt) dürfe nicht einmal eine Definition der Botanik vorher geben, um nichts Ungewisses zu dulden. Hierbei sollte man freilich glauben, der Verf. wäre doch am Ende seiner inductiven Wissenschaft auf die Definition von Botanik gekommen, allein es ist sein Princip geblieben, den Inhalt seiner Wissenschaft gar nicht zu bestimmen, und so fährt er auf den Gegenstand los, und niemand kann ihm vorwerfen, dafs er den Inhalt nicht getroffen oder erschöpft hätte, weil er keine Definition gegeben hat. Nur gelegentlich fällt der Verf. unbewufster Weise aus seiner Rolle, indem er auf Andere schimpft; und so heifst es denn S. 153: „Botanische Begriffe sind der „Inhalt der Wissenschaft von den Pflanzen und nicht „Wörterklaubende Philologie." Wir wollen indessen dem Verf. durch die Exposition seiner Methode noch etwas weiter folgen, um sie dann im Ganzen beurtheilen zu können. Man müsse also mit der morphologischen Weltansicht in der Botanik anfangen und dabei bewege man sich in subjectiven Bildern und Schematen (den Kategorien) (S. 52). Ein allgemeines Naturgesetz, d. h. überall bestätigte Erfahrung, sei es, dafs alles Feste aus Flüfsigem entstehe. (Dies spricht der Verf. dem Thales nach, denn sonst müfste er nach seiner festen inductiven Methode zugestehen, dafs auch Flüfsiges aus Festem entstehen könne; warum sollte die Welt nicht eben so gut aus Eis als aus Wasser entstanden sein, und entsteht nicht das Blut aus der verflüfsigten festen Nahrung?) Dabei ist nun der Verf. ängstlich besorgt, dafs seine Zellenhypothese, die aber wohlgemerkt schon vor der botanischen Anwendung der inductiven Methode da war, inducirt werde, und nimmt sogleich an, dafs die Gestalt aus der Mutterlauge entstehe, und das Feste einen Theil Mutterlauge einschliefse, wodurch die Zelle glücklich erklärt sei (S. 54). Leben der Zelle sei dann Wechselwirkung zwischen Mutterlauge und Gestalt. Die Zellen seien nun (ganz plötzlich) lebendige Wesen, und ihr Verhältnifs zur Mutterlauge sei der Organismus. Nur was in dieser Zellendefinition (S. 56) (also doch den Zellen zu Liebe eine Definition gegen den Grundsatz des Verf.'s) enthalten sei, gelte für die Pflanze; alles übrige nicht und sei nicht vorhanden.

Das Räthsel des Lebens sagt der Verf. (S. 56) zerfalle in zwei Probleme. 1. Die Construction (ist diese apriorisch oder aposteriorisch?) periodischer sich erhaltender und bewegender Kräfte. 2. Die Construction des Gestaltungsprocesses. Die Lösung beider falle nicht innerhalb der Grenzen des Organischen. Der Organismus wird also nicht aus seinem eigenen Inneren, sondern aus fremden Kräften erklärt. Die erstere Construction sei bereits gelöst durch die Construction des Sonnensystems, das der einfachsten Form eines Lebensprocesses sei, der auf den von uns sogenannten Grundkräften beruhe. Von den übrigen Weltkörpern (der Verf. sagt nicht welche, und scheint die Sonne ganz abgesondert davon betrachten zu dürfen, wie überhaupt mehr davon zu wissen, als vom Monde und den Planeten) können wir nur die Erde erforschen, allein hier werde die Sache verwickelter, weil die wirkenden Kräfte schon abgeleitet und complicirt seien. In noch höherer Potenz schwieriger und verwickelter werde die Aufgabe der Construction der Kräfte bei den endlich sogenannten Organismen, weil die Complicationen immer gröfser würden. Der Unterschied von Welt und Organismus ist also blofs die ganz mechanische, gröfsere Complication des letzten, nicht seine

Digitized by Google

eigenthümliche Lebenskraft. Aber ihm (dem Verf.) scheine es klar, (aber warum hat er es den Lesern nicht auch klar gemacht und läfst diese Klarheit in sich sitzen? schade) dafs die *Möglichkeit* der Auflösung der organischen Probleme darauf beruhe, dafs die in Rechnung zu ziehenden Elemente mathematisch mefsbar gemacht würden. Die Möglichkeit sei wenigstens in Abstracto, wenn auch nicht in Concreto, wie denn die Berechnung der Sonnenbewegung nur deshalb unmöglich sei, weil ihre Complicationen die menschliche Fassungskraft übersteigen (aber dennoch will der Verf. aus der Construction des Sonnensystems das organische Leben ableiten); nicht aber weil sie den mathematischen Gesetzen nicht unterworfen sei. Dies ist die Gelehrsamkeit des Verf.'s über die Kräfteconstruction der Pflanze nach der inductiven Methode. Wer diese nicht eingesehen habe, verfalle in abenteuerliche Träumereien, sagt der Verfasser. Von der Construction des organischen Gestaltungsprocesses sagt er, dafs auch diese *nicht in das Gebiet des Organischen* falle, sondern in das Gebiet des Unorganischen, und die Annahme einer besonderen Lebenskraft für den Bildungstrieb, und die Annahme der aristotelischen Entelechie, habe nur Verwirrung (doch wohl nur in dem Gehirn des Vf.'s) hervorgebracht. Man nenne die uns unbekannten Ursachen der auch nur mangelhaft bekannten Thatsachen Lebenskraft (S. 58). Der Mangel daran sei, dafs man sie nicht messen und nach mathematischen Gesetzen bestimmen könne (S. 59) wie die Gravitationskraft; was daran liege, dafs die organischen Kräfte mit solcher Schnelligkeit bildend und zerstörend wirkten, dafs man mit den Messungen nicht ankommen könne. (Der Verf. weifs also gar nicht was alles im Organischen gemessen und gewogen worden ist; er kennt seine eigenen Leute, eine ganze medicinische Schule, die Jatromathematiker, gar nicht; weifs gar nicht, dafs was er durch seine inductive Methode sucht in so ausgebreitetem Maafse dagewesen ist, dafs er die schönste Gesellschaft gefunden hätte. Er kennt die Werke von Sanctorius, Borelli, Hales gar nicht, weifs nicht dafs Sanctorius 20 Jahre in der Wageschale gesessen hat und doch nicht gefunden was der Verf. mit Trotz gegen alle Andersdenkende finden zu können inducirt!) Eine Lebenskraft annehmen, sagt der Verf., heifse nichts weiter, als sagen: das Leben habe eine Ursache; was sich von selbst verstehe. Die Lebenskraft als eine dem Organismus eigene, von den physikalischen Kräften verschiedene Grundkraft anzusehen, sei ein Unding. „Es kann nur von einem im höchsten Grade Unwissenden in Abrede gestellt werden, dafs an den sogenannten (aber warum nennt sie denn der Verf. auch so) Organismen eine Menge Erscheinungen hervortreten, die blofs den physikalischen und chemischen Thätigkeiten angehören;" es sei gewifs, dafs Elektricität, Galvanismus, Schwerkraft, Cohäsion, auf organische Körper wirken; aber — von keiner einzigen der genannten und der übrigen physikalischen Kräfte kenne man jetzt die Gesetze der Wirksamkeit im organischen Körper (S. 59). (Aber wozu quält sich denn Verf. mit Dingen, die er nicht kennt und wovon er nichts wissen kann, herum?) Wenn man auch zugeben wolle, dafs neben jenen anorganischen Kräften noch eine besondere Lebenskraft da sei, so könne man sie dann erst induciren, wenn alle unorganischen Kräfte des Organismus bis ans Ende durchforscht seien (S. 60), bis dahin sei es Unwissenheit oder Trägheit eine Lebenskraft anzunehmen. (Es ist schade, dafs der Verf. nicht sagt, ob dieses Ergebnifs seiner inductiven Studien apriorische oder aposteriorische Weisheit ist). Der Verf. sagt, wo er sich des Wortes Lebenskraft, Bildungstrieb bediene, sei es ein blofses Zeichen, dafs seine Unwissenheit hier anfange (S. 61). In den Begriffen von Mikrokosmus und Makrokosmus, sagt der Verf., spielen Verworrenes und Klares eine Rolle. Das Klare sei, dafs ein gesetzmäfsiges Spiel von Kräften das Bestehen und Vergehen im Weltgebäude wie im Organismus bedinge; darin liege das Richtige und Klare des Gleichnisses. Das Falsche und Verworrene liege darin, dafs man die Selbstständigkeit der Kräfte des Makrokosmus auch auf den Organismus übertragen und diesem ein selbstständiges Leben zugeschrieben habe. Es gebe aber für uns keinen selbstständigen Organismus (S. 62). (Dies wird sich wohl nur von dem geistigen Organismus des Hrn. Schleiden sagen lassen). Die Erde sei durch das Sonnensystem, der Organismus durch die Erde bedingt, und so in unendlicher Reihe weiter. (Aber, wodurch ist denn das Sonnensystem bedingt? Hier hört die inductorische Consequenz des Verf.'s auf).

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 67.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1844.

Grundzüge der wissenschaftlichen Botanik nebst einer methodologischen Einleitung, als Anleitung zum Studium der Pflanze, von M. J. Schleiden.

(Fortsetzung.)

Es sei eine Confusion der Begriffe von organischen und unorganischen Stoffen zu sprechen. (Wir werden aber sogleich sehen, dafs der Verf. unter besondern Ueberschriften von den organischen und den unorganischen Stoffen der Pflanzen handelt). Organische Stoffe, wie Zucker, könnten krystallisiren, gleich den unorganischen, und organische Stoffe (welche? das erfahren wir nicht, wahrscheinlich die Fiction der Mutterlauge) könnten sich zur Zelle gestalten. Die organischen Stoffe entstehen unter der Herrschaft eines organischen Bildungstriebes; aber welchem. Bildungstriebe (man erinnere sich bei diesem Worte, dafs hier die Unwissenheit des Hrn. Schleiden anfängt) diese Stoffe anheimfallen, sei von der Natur der Stoffe unabhängig. Auf diese Art, sagt der Verf., habe er sich die Producte des organischen Bildungstriebes einzugrenzen gesucht; doch erfährt man nicht zu welchem Zweck; da der Verf. den Unterschied von organischen und anorganischen Stoffen nicht anerkennt, und doch sich eine Grenze beider macht.

Die Grenzbestimmung der Pflanze gegen das Thier sei nur als Aufgabe zu nennen, die nicht zu lösen sei (ist das apriorisch oder aposteriorisch?) Der einfachste Organismus sei die Zelle, und wie daraus möglicher Weise zwei verschiedene Arten von Organismen hervorgehen könnten, müsse man sehen. Es sei durch Veränderung der Kugelform der Zelle deren Ausdehnung, Combination, Aneinanderlagerung eine endlose Mannigfaltigkeit von Formen möglich. Der einfachste Lebensprocefs der Zelle werde durch die Medien, worin die Bildung vor sich gehe, sehr complicirt, daraus werde nun der Unterschied von Pflanze und Thier erklärlich. (Dieser Unterschied ist also dem Verf. ein rein quantitativer). In der Pflanze sei die Formbildung der Zelle vorherrschend; im Thier werde die Ausbildung der Lebenskraft überwiegend (man erinnre sich, dafs hier bei der Lebenskraft die Unwissenheit des Verf.'s angeht) (S. 64). Das Wesen des Thiers würde also darin bestehen, dafs die Wechselwirkung zwischen Mutterlauge und Gestalt gröfser würde. Auch sagt der Verf. (S. 54), die bildende Kraft (Anfang der Unwissenheit) bleibe ein Aeufseres von allen Seiten her wirkendes, und sei durch keine Einwirkung von Innen bedingt, wonach denn das Thier blofs äufserlich und nicht dem *innern* Princip nach von der Pflanze verschieden wäre. Die Erde enthalte den Bildungstrieb für sich und für die Organismen. Bei der Schöpfung der Mineralien bleibe diese bildende Kraft im Embryonenzustande; in der Pflanze trete das Kindesalter ein; hier trage mit kindlichem Stolze die Natur ihre bunten Gestalten äufserlich zur Schau. Das Mannesalter sei die Thierbildung, welche sich über den Organen zusammenschliefse. Der Verf. ergiefst sich dabei in poetische Vergleiche: die reine Lust am Schönen leite das Bestreben der Pflanzenkräfte, und lasse wie ein muthwilliges Kind der Laune die Zügel schiefsen. Dies wäre also doch eine gelegentliche Definition der Pflanze, und zwar nach den Lebenskräften, worin der Verf. ganz unwissend zu sein angiebt, aus welcher ein Naturforscher das Wesen der Pflanzenbildung erkennen soll. Demgemäfs soll die Anatomie der Thiere nur innere Organe kennen lernen; in der Pflanze seien keine inneren Organe, sondern nur äufsere Formen; daher die Morphologie hier die Anatomie ersetze (S. 65). Beide hätten aber die *höhere* (!) Anatomie, die Histologie, gemeinsam, und dadurch komme die Zellenbildung, als das einzige, innere Gewebe der Pflanze zum Vorschein; wobei denn aber der Widerspruch unerör-

Digitized by Google

tert bleibt, dafs da das Thier auch nur aus Zellen zusammengesetzt sein soll, der Unterschied von Thier und Pflanze durch die kindlichen und jugendlichen Zellen nicht klar wird. Es bleibe aber bei dem nicht erklärten Unterschied, und der Verf. geht weiter zur Induction dieses Unterschiedes, obgleich er ihn im Wesentlichen leugnet. Der Verf. bringt nämlich durch seine inductive Methode jetzt erst heraus, dafs die Pflanzen eine Metamorphose hätten, dies sei ein physiologischer Unterschied von den Thieren, obgleich ihm nicht entgeht, dafs Aehnliches bei den Insecten viel auffallender ist, und er die Metamorphosen der polypenartigen Thiere (der Pflanzenthiere) gar nicht zu kennen scheint; denn sonst würde er gesehen haben, dafs auf diese Thiere ganz seine kindliche Pflanzendefinition pafst. Wie sich der Mensch in dieser inductiven Reihe verhält, kommt gar nicht zur Sprache; dieser müfste von vorn herein das Greisenalter repräsentiren, wenn der Verf. sich selbst nicht etwa zu den Thieren rechnet.

Der Verf. geht aber sonst, unbekümmert um alle widersprechenden Erscheinungen der Natur, in seinen inductiven Consequenzen weiter, und behauptet, in der Pflanze müsse sich die ganze Physiologie auf das Leben der Pflanzenzelle reduciren; die ganze Lebensthätigkeit der Pflanze sei Zellenfunction, und was daraus nicht abgeleitet werden könnte, sei kurzweg unbedeutend und unbekannt! (S. 67) (Der Bandwurm hat keinen Kopf und soll keinen Kopf haben!) Dieser Ausspruch gehört zu dem Extremsten und Frechsten, was ein Naturforscher gegen die Sprache der Pflanzennatur zu behaupten wagen kann, und wir machen nur darauf aufmerksam, um weiter unten die unglücklichen Folgen daraus näher zu bezeichnen.

Seine Erörterung, sagt der Vf., biete keine Merkmale dar, die uns in Stand setzen könnten, Thier und Pflanze zu unterscheiden, aber sie deute die Richtung an, in der wir diese Unterschiede zu suchen haben. Alles was Linnée u. A. über den Unterschied zwischen Pflanze und Thier gesagt hätten, sei nichts gegen die inductive Theorie des Verf.'s (S. 66). Diese läuft nun darauf hinaus, dafs Thiere, die nach dem Verf. nur aus einer Zelle bestehen, wie die Monaden, diese Zelle nach Innen einstülpen und einen Magen bilden, wobei der Verf. wieder ganz ignorirt, dafs überall, wo sich ein Magen bildet, dieser durch Dehiscieren von Innen nach Aufsen sich bildet; aber dies gehört zu den Dingen, die unbekannt bleiben müssen, wenn es mit der inductiven, embryonischen und kindlichen Zellentheorie weiter gehen soll.

Die Eintheilung der Naturkörper in Steine, Pflanzen und Thiere sei unwillkürlich durch die inductive Methode nach den Gesetzen der Association der Bilder dieser drei Reiche entstanden, indem sich dabei die allgemeineren Merkmale von den bestimmteren Schematen (Kategorieen) abgesondert hätten; wie die Abstraction des Baums von den Schematen der Linde, Weide u. s. w. Von solchen logischen Formen der Anordnung (also nur formell) gehe die Botanik aus (S. 69), man schreite zur genaueren Unterscheidung in immer künstlichere logische Unterschiede weiter, um das Gedächtnifs zu erleichtern. Dadurch komme die *Eine Aufgabe* der Botanik zur Ausführung, nämlich die Specification des Pflanzenbildungstriebes (hier ist also die Unwissenheit des Verf.'s in das letzte Ziel der Botanik gerathen) (S. 70. 71), woraus denn eine genaue Charakteristik und systematische Anordnung der Bildungsprocesse hervorgehe, die Gegenstand der systematischen Botanik sei. Zu dem Begriff eines *natürlichen* Systems kann aber der Verfasser dabei durch seine Induction nicht kommen; er sagt: die Aufgaben zur Lösung seien noch nicht einmal klar erkannt, und er leugnet also auch nach seinem Grundsatz, dafs alles was sich nicht aus der Zellentheorie ableiten lasse, unbekannt sei (S. 67), die Existenz eines natürlichen Systems kurzweg ganz und gar, und hofft dieses erst von einer allgemeineren Kenntnifs der Fries'schen inductiven Methode (S. 76). Der ganze Reichthum der Stufen- und Reihenentwickelung des Pflanzenreichs vom Pilz bis zur Rose ist der Einsicht des Verf.'s gänzlich verschlossen, wie die inneren Organe im Thier (S. 67). Alles was die wissenschaftliche Botanik jetzt leisten könne sei: 1. Eine Specification der Bildungstriebe und Naturtriebe, was also nach des Verf.'s eigenem Ausdruck nichts als eine Specification seiner Unwissenheit wäre. Der Vf. versteht darunter: die vegetabilische Stofflehre, die Formenlehre (Morphologie) und die Organologie, worin alle Lebenserscheinungen im Organismus auf das Spiel der chemischen und physikalischen Kräfte zurückgeführt werden sollen. Das natürliche System glaubt der Verf. inductorisch verspotten zu können (S. 17).

Digitized by Google

Obgleich der Verf. seine inductorische Methode in der Botanik im Allgemeinen kenntlich genug dargestellt hat; so ist ihm bei näherer Ueberlegung doch eingefallen, dafs diese Methode nicht unbedingt anwendbar sei, sondern dafs ihre Anwendung für seinen Zweck an gewisse Bedingungen geknüpft werden müsse, ohne welche es mit dieser Methode nicht gehe. Der Verf. giebt daher schliefslich noch eine besondere Darstellung der Bedingungen, unter denen man nur die von ihm gewünschten Resultate mit dieser Methode erzielen könne (S. 131—158), unter der Ueberschrift: von der Induction insbesondere. Er leitet nun seine Absichten hier so ein: Wir werden von den Thatsachen zur Theorie geführt durch Induction, Hypothese (!) und Analogie. Aber alle drei sind blofse Wahrscheinlichkeitsschlüsse, die für sich keine logische Gewifsheit haben. Die Schlufsformen gelten nur, insofern sie im Einklang mit der ganzen Erkenntnifskraft, und den daraus abzuleitenden Principien stehen. Stehen sie damit nicht in Einklang, so sind Induction und Analogie für den Unwissenden die Führer zum Irrthum und zum Unsinn. Als Regeln für den Gebrauch der Inductionen gelten daher bestimmte leitende Maximen. Diese sind nun: 1. Dafs Jeder der mit Erfolg in der Botanik durch Induction zu höherer Einsicht gelangen will, kritisch-philosophisch, d. i. Friesisch gebildet sei. Der Verf. citirt immer und immer das Handbuch der Logik von Fries, und giebt die nöthigen Auszüge daraus, die wir nicht wiederholen können. 2. Dann aber setze die Induction auch eine Orientirung im System der menschlichen Erkenntnisse, und die Induction in der Botanik eine Orientirung im System der botanischen Wissenschaften voraus. (Also könnte man diese doch schon ohne Induction lernen!) Die Induction gebe nur *allgemeine* leitende Maximen; die botanische Disciplin gebe die *speciellen* leitenden Maximen. Es sind also zweierlei leitende Maximen als Factoren in des Verf.'s wissenschaftlicher Botanik enthalten. Der inducirende Botaniker müsse aber auch encyklopädische (!) Kenntnisse in den übrigen Zweigen der Naturwissenschaften haben, damit keine Widersprüche entständen (S. 134), und wenn man chemische Inductionen in der Botanik machen wolle, müsse man zugleich chemische Kenntnisse haben. (Wirklich!) So seien denn in der Botanik, um richtig zu induciren, zweierlei Maximen vorweg nothwendig:

1. Die Maxime der Entwickelungsgeschichte. Der Verf. giebt sich hier Mühe zu beweisen, dafs bisher gar keine Entwickelungsgeschichte in der Botanik angewendet sei, und glaubt die Nothwendigkeit derselben zuerst gezeigt zu haben, daraus, dafs alle organischen Körper und so auch die Pflanzen eine Entwickelungsgeschichte hätten. Er befindet sich aber hier in einem Zustand, der gegen seine eigenen Maximen ist; denn er kennt den alten Streit um das Wort: Natur*geschichte* nicht, woraus er hätte lernen können, dafs man eben deshalb diese Disciplin nicht Naturbeschreibung sondern Naturgeschichte genannt hat, weil darin die Entwickelungsgeschichte der Naturkörper gelehrt werden soll. Die Entwickelungsgeschichte hat nur seit der Linnéeischen Metamorphosenlehre Fortschritte gemacht; aber sie ist immer da gewesen. Die düstere Schilderung also, die der Verf. von dem bisherigen Mangel aller Entwickelungsgeschichte macht, ist ganz aus der Luft gegriffen, jedes gute Handbuch der Naturgeschichte hätte ihn seinen Irrthum können erkennen lehren, und er irrt in weiten Abwegen, wenn er glaubt jetzt erst die Entdeckung gemacht zu haben, dafs die Pflanze eine Reihe sich auseinander bildender Formen und Zustände darstelle; dafs es in diesem Betracht bisher finstere Nacht in der Botanik gewesen, und mit seiner Entwickelungsgeschichte erst das lang ersehnte Licht anfange (S. 136). Die Sorge, dafs wir ohne ihn in einem trostlosen Zustande bleiben würden, ist also ganz ohne Noth entstanden. Man sieht sehr bald, dafs die ganze Aengstlichkeit des Verf.'s wegen der Entwickelungsgeschichte daher entsteht, dafs andere Botaniker seine Pollenschlauchgeschichte, wodurch inducirt werden soll, dafs der Pollenschlauch in die Keimblase wachse und den Keim bilde, nicht in der Natur begründet finden und für eine leere Phantasie halten. Darauf läuft seine ganze Polemik gegen Mirbel und Meyen hinaus, wobei er aber die eigentlich schlagenden Aufdeckungen seiner Irrthümer ganz ignorirt. Wenn also der Verf. S. 141 sagt: Jede Induction in der Botanik sei zu verwerfen, die nicht durch Entwickelungsgeschichte orientirt ist; so mufs dies vielmehr heifsen: Jede Induction in der Botanik ist zu verwerfen, die nicht in der Pollenschlauchgeschichte orientirt ist, d. h. den Embryo nicht für einen Pollenschlauch hält. Die ganze botanische Induction des Vf.'s gilt nur unter dieser Bedingung.

Digitized by Google

2. Die zweite Maxime ist die der Selbstständigkeit der Pflanzenzelle. Folgende Sätze will der Verf. hier als unbestreitbar vorausgesetzt wissen: *a*) Die einfachsten Pflanzen bestehen nur aus einer einzigen Zelle. Protococcus. *b*) Die anderen Pflanzen sind *wesentlich* ganz aus einfachen Zellen zusammengesetzt. *c*) Bei den Cryptogamen ist die Spore eine einzelne Zelle, aus welcher sich eine neue Pflanze entwickelt. *d*) Bei vielen Moosen trennt sich eine einfache Zelle und entwickelt sich zu einer neuen Pflanze. Marchantia polymorpha, Gymnocephalus androgynus. *e*) Bei höheren Pflanzen (Malaxis, Ornithogalum) können *regelwidrig* mehrere Zellen aus dem Blatt hervortreten und zu neuen Pflanzen aufwachsen.

Auf diese Weise, sagt der Vf., läfst sich nun schon vollkommen (!) der Schlufs begründen, dafs im Wesentlichen das Leben aller Pflanzen im Leben der Zelle enthalten sein mufs, und selbst im Zusammenhang mit der ganzen Pflanze nie so ganz untergeordnet wird, dafs es nicht unter begünstigenden Umständen wieder als ganz selbstständig hervortreten könnte; dafs wir daher den vollständigen aber einfachsten und daher verständlichsten Ausdruck des Lebens aller Pflanzen in dem Leben der einzelnen Zelle suchen und finden müssen, und dafs wir also das Leben der ganzen Pflanze nur als eine Modification des Zellenlebens anzusehen haben. Dies sind die Schlufsfolgerungen des Verfassers. Vorausgesetzt, dafs die obigen Thatsachen (*a*—*e*) ganz richtig wären, so hat sich der Vf. an einer anderen Stelle seinen Irrthum selbst bewiesen. Er sagt nämlich (S. 146), indem er von der fehlerhaften Analogie spricht, dafs es ganz unrichtig sei, wenn man so schliefsen wollte: Thiere und Pflanzen sind organische Wesen; die Thiere haben eine geschlechtliche Fortpflanzung; also haben auch die Pflanzen eine geschlechtliche Fortpflanzung. Gerade so falsch aber, als dieser von ihm selbst getadelte Schlufs, ist der obige über die Zellenindividualität.

Der Vf. schliefst nämlich: Mehrere einfache Pflanzen stellen entweder einfache Zellen dar, oder pflanzen sich durch Sporen fort, die einer Zelle ähnlich sind, und zwei Pflanzen können *regelwidrig* aus Zellen Keime bilden; — also besteht das ganze Leben aller übrigen Pflanzen allein in dem Leben der einzelnen Zelle. Ein solcher Schlufs ist so willkürlich, widersinnig und ungerechtfertigt, dafs des Verf.'s ganze Exposition seiner inductorischen Methode selbst dagegen streitet, und er hier geradezu gegen seine eigenen Principien schliefst. Wahrscheinlich denkt der Verf., was er in seinem inductorischen Uebermuth an einer anderen Stelle ausspricht: Quod licet Jovi, non licet bovi; wobei er sich natürlich für den Jupiter hält, der mit seinen inductorischen Schlufsfolgerungen schon einmal darunter donnern könne.

Allein von diesen verkehrten Schlufsfolgerungen abgesehen, so sind die vom Verf. (*a*—*e*) angegebenen Voraussetzungen nicht alle richtig. Richtig ist nur, dafs die homorganischen (nicht alle z. E. die Farren, auch viele Moose nicht) Cryptogamen aus individuellen Zellen (Schläuchen) gebildet oder zusammengesetzt sind, und dafs ihre Sporen (Saamen) oft einfache Blasen oder Körner darstellen. Dies liegt in der Natur der homorganischen Pflanzen, in denen jeder Schlauch alle Functionen in sich vereinigt, was wir in dem Werk über Natur der lebendigen Pflanze zuerst durch Versuche gezeigt haben. Vor uns hat dies niemals jemand bewiesen. Die Sporen der Farren aber sind schon keine einfachen Zellen mehr, obgleich immer noch homorganisch; und was der Verf. bei Ornithogalum und Malaxis einzelne regelwidrig sich fortpflanzende Zellen nennt, sind nicht einzelne Zellen, sondern eine Brut von jungen Zwiebeln und Knospen, wie sie ähnlich bei anderen Pflanzen ganz regelmäfsig vorbrechen. Diese junge Brut höherer Pflanzen ist aber in ihrer inneren Organisation aus so vielen organischen Systemen zusammengesetzt, wie die ganze Pflanze, und der Vergleich mit einzelnen Zellen ist widernatürlich und unstatthaft. Der Irrthum, dafs die Zwiebelbrut in einfachen Zellen bestehe, rührt von Turpin her, und der Verf. spricht es nach. Sind aber nun diese Voraussetzungen falsch, so ist natürlich die ganze Schlufsfolgerung nach des Verf.'s eigenen Ausdrücken (S. 131. 132. „Die Inductionen, leichtfertig angewendet, werden die Quelle aller Verkehrtheiten und Phantasieen, welche der Wissenschaft verwirren." „Induction ist für den Unwissenden und unvollkommen Orientirten der sichere Führer zum Irrthum und zum völligen Unsinn)" ganz unstatthaft.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 68.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1844.

Grundzüge der wissenschaftlichen Botanik nebst einer methodologischen Einleitung, als Anleitung zum Studium der Pflanze, von M. J. Schleiden.

(Fortsetzung.)

Endlich haben wir zu bemerken, dafs der Verf. hier, wo es sich nach seiner ausdrücklichen Erklärung um Thatsachen handelt, die den Inductionen zu Grunde gelegt werden sollen, ganz fälschlich Schlufsfolgerungen anstatt der Thatsachen unterschiebt. Der Verf. will nämlich die Selbstständigkeit der Pflanzenzelle als eine bewiesene unbestrittene *Thatsache* feststellen, von der er bei seinen Inductionen ausgehen kann. Was thut er aber? Er macht eine *Schlufsfolgerung und legt diese Schlufsfolgerung, als ob es eine Thatsache wäre, seinen Inductionen zu Grunde.* Ein solches quid pro quo ist bei der von dem Verf. so streng geforderten logischen Consequenz etwas unerhörtes, und wenn wir ihm auch gerade keine absichtliche Täuschung unterlegen wollen, so läfst doch ein Irrthum der Art keine gute Folgerungen über das ganze Verfahren des Verf.'s machen, und man mufs hier billig fragen: ist das die ganze Erkenntnifskraft und der Einklang mit den daraus abgeleiteten Principien des Verf.'s, die solche Dinge zu Tage gefördert haben? Man vergleiche nur was der Verf. S. 129. 130 über Corda und Nees v. Esenbeck sagt. Ja, was noch mehr ist, der Verf. giebt selbst noch (S. 144. 145) Beispiele falscher Inductionen, die, auch wenn die Thatsachen richtig wären, lange nicht so schlimm sind, wie seine eigenen. Er behauptet hier nämlich: alle Schlufsfolgerungen über die Ernährung der Pflanzen, über das Aufsteigen des Saftes im Frühling beruhten auf unhaltbaren Analogieen mit den Thieren, und will seinen Lesern durch allgemeine Redensarten weis machen, dafs alles was über Ernährung und Athmung der Pflanzen geschrieben sei, für die Vergessenheit geschrieben sei, weil man dabei seine Zellenhypothese nicht zu Grunde gelegt hätte. Der Verf. aber, anstatt die Versuche, welche von Anderen gemacht worden sind, im Geiste seiner Zellenhypothese zu wiederholen und überhaupt nur zu zeigen, dafs er den Inhalt derselben zu verfolgen im Stande ist, zieht mit seiner inductorischen Methode dagegen zu Felde und schiebt Anderen Fehler unter, die er allein macht, wobei er sich die willkührlichsten Fictionen aus der Luft zu greifen erlaubt.

Er sagt: „ältere Physiologen (was neuere gethan haben scheint der Verf. gar nicht zu wissen) bauten auf dem Aufsteigen des Saftes im Frühling und der Continuität des Lumens der Spiralgefäfse ihre Theorie der Bewegung der Nahrungsflüssigkeit, deren Nothwendigkeit auch nur in Folge einer unhaltbaren Analogie mit den höheren Thieren postulirt wurde. Dabei setzten sie stillschweigend voraus, dieselbe Erscheinung, dieselben Organe würden sich bei weiterer Untersuchung auch wohl bei den übrigen Pflanzen finden. Tausende von Pflanzen sind seitdem untersucht, die keine Spur von sogenannten Gefäfsen zeigen, die keine Andeutung eines solchen Aufsteigens der Säfte zeigen, noch mehr sind einzelne Pflanzentheile: Saamenknospen und Antheren bekannt geworden, die oft (also doch nicht immer) gar keine oder nur wenige nicht bis zum punctum saliens (des Verf.'s nämlich: den Pollenschläuchen) hinreichende Gefäfse haben, und gleichwohl mufs in ihnen eine lebhafte Saftbewegung Statt finden." Mit solchen Redensarten will der Verf. die falsche Induction früherer Physiologen zeigen; wir sagen Redensarten, denn es sind falsche Schlufsfolgerungen und falsche Thatsachen zu Grunde gelegt. Es ist nicht die Analogie mit den Thieren gewesen, sondern die Beobachtung grofser, immer wiederkehrender und immer fortlaufender Naturerscheinungen; Naturerscheinungen, die nur derjenige die Vermessenheit

Digitized by Google

haben kann leugnen zu wollen, der nichts davon aus eigener Erfahrung weiſs, die zu der Annahme vom Aufsteigen des rohen Holzsaftes geführt haben. Analogieen dieser Erscheinungen mit den Thieren sind später gemacht worden, aber diese haben die Wahrheit der Erscheinungen nicht ändern können; auch ist diese Lehre später durch Arbeiten, deren Gröſse dem Verf. gänzlich unbekannt zu sein scheint, hinreichend berichtigt und ergänzt worden. Wenn also der Verf. sagt: tausende von Pflanzen seien seitdem untersucht und keine Spur eines solchen Aufsteigens gefunden worden, so zeigt der Verf. nur seine Unwissenheit in allem dem, was seit Sarrabat, Reichel und Duhamel bis auf die neueste Zeit in dieser Lehre Groſses geschehen ist, und nur in dieser Unwissenheit kann er sich einbilden durch seine fixe Zellenhypothese so etwas ungeschehen zu machen. Der Verf. hätte nur eine einzige von den tausenden Pflanzen nennen sollen, von denen er seinen Lesern vorspiegelt, daſs sie untersucht sein sollten, und er würde keine einzige gewuſst haben. Dies ist also das Verfahren, dessen sich der Vf. bei seiner inductiven Methode bedient. Dies ist das ernste wissenschaftliche Streben, das endlich einmal in der Botanik erwachen soll (S. 185). Der Verf. will Anderen die Splitter aus dem Auge ziehen und sieht seine eigene Balken nicht.

Nachdem wir nun der Wahrheit getreu und möglichst mit den eigenen Worten des Verf.'s den Lesern die neue philosophisch inductorische Methode des Vf.'s obiger Schrift vorgeführt haben, gehen wir dazu über, einen aus der Natur der Sache entnommenen Maaſsstab der Beurtheilung daran zu legen. Dabei tritt uns zuerst der Ausfall des Verf.'s gegen die Hegel'sche und Schelling'sche Naturphilosophie entgegen, den wir hier nicht übergehen können, weil es sich um bestimmte Anwendung philosophischer Principien auf die Pflanzennatur handelt; weil uns hier eine eigene philosophische Auffassung derselben geboten wird, die im Gegensatz gegen die genannten philosophischen Systeme auftritt, und wir diese Auffassung nur in Beziehung auf dieselben beurtheilen können. Da Hr. v. Schelling noch lebt, so kann es nicht unsere Aufgabe sein, denselben hier vertheidigen zu wollen, obgleich das von ihm entwickelte Princip der Manifestation der Idee des Lebens im Organismus, gegenüber den mechanischen und chemischen Ansichten der Organisation, Stoff genug dazu bieten würde; allein ich muſs auf's Bestimmteste meine höchste Indignation darüber aussprechen, daſs ein unmündiger Mensch, wie ein Wüthender, auf ein gereiftes wissenschaftliches Leben herfällt, ohne etwas anders thun zu können, als es zu beschmutzen. Ich nenne Hrn. Schleiden einen unmündigen, weil er es seiner eigenen Theorie und seiner Praxis nach ist. Der Theorie nach ist er es, weil er selbst sagt, daſs kein organisches Leben den Grund seiner Existenz in sich sondern in Dingen auſser sich habe, und er selbst sich, davon nicht ausgenommen hat, auch überhaupt Pflanze, Thier und Mensch nicht unterscheiden kann; der Praxis nach ist er es, weil er nicht mit eigenen Waffen, sondern mit Friesischen Kategorieen ficht, und auch nicht einen Funken *eigener* schöpferischer Geistesentwickelung dabei zeigt. Er spricht immerfort von Selbstdenken; verlangt, daſs Andere selbst denken sollen und doch läſst er Hrn. Fries für sich denken, und bläht sich mit diesen fremden Gedanken auf, daſs er platzen möchte. Es giebt Verhältnisse im Menschenleben, wo alle, auch die entgegengesetzten Partheien, einig sein müssen, in dem was zu thun ist; und zu diesen Fällen gehört der gegenwärtige, wo ein edles wissenschaftliches Leben unedel behandelt wird. Zu Hegel haben wir aber ein anderes Verhältniſs, und glauben eine Stimme darin zu haben, wenn von seiner Naturphilosophie gesprochen wird, wenn wir gleich nicht behaupten, daſs wir nur aus den Kategorieen der Hegel'schen Naturphilosophie selbst sprechen dürfen, vielmehr eine weitere Durchbildung derselben durch die organische Natur längst für wünschenswerth erklärt haben. Was wirft Hr. Schleiden dem Hegel vor? Assertorische Redensarten über seine Unwissenheit in der Naturkunde, über seine Vergötterung der Menschengeschichte; ein an Wahrheitsprincip verzweifelndes Hingeben an den Umschwung des Schicksals. Was die Unwissenheit in der organischen Naturkunde, warum es sich hier handelt, betrifft, so ist sicher die Bewandertheit Hegels in der historischen und encyklopädischen Naturkunde, die man doch einem Philosophen nur zumuthen kann, lange nicht zu vergleichen gewesen mit der Unwissenheit, die Hr. Schleiden selbst von sich eingesteht, und womit er sich brüstet; und was die sachliche Durchforschung betrifft, so ist Hegel unzweifelhaft frei gewesen von den fixen Ideen der Zellenindividualität, die Hr.

Digitized by Google

Schleiden zum Mittelpunct aller seiner Inductionen macht, wobei er Schlüsse für Thatsachen unterschiebt, und andere Thatsachen, die alle Welt sieht, nicht sehen kann, aus Angst, dafs seine Zellenhypothese dabei untergehen möchte. Hegel ist sicher im Dienste der Wissenschaft untergegangen; aber Hr. Schl. verfährt so, als ob seinetwegen die Wissenschaft untergehen solle. Er hat sich in dieser Beziehung selbst die Wahrheit gesagt. Man sagt zwar gewöhnlich als Sprichwort: Kinder und Verrückte sagen in ihrer Unschuld die Wahrheit; aber Hr. Schl. hat sie auch unbewufst sich selbst gesagt. Aufser dem bereits Angeführten fügen wir nur noch hinzu, wie der Vf. S. 157 nach Goethe (zur Naturwissenschaft und Morphologie II. 114.) anführt: „Besonders macht sich das Falsche dadurch stark, dafs man es mit oder ohne Bewufstsein wiederholt als ob es wahr wäre." Dies pafst aber auf Nichts besser als auf die immer wiederholte Pollenschlauchgeschichte, wodurch Hr. Schl. die alte Evolutionstheorie wieder heraufbeschwören will, ohne einmal die Gründe zu kennen, die schon Blumenbach gegen Hartsoecker und Haller, man möchte sagen, für uns bis zum Ueberflufs aufgestellt haben. Bei seiner scharfsinnigen Induction sollte es dem Verf. doch nicht entgehen, dafs kein vernünftiger Mensch seine Evolutionstheorie *mehr* glaubt, *als* etwa dafs der Storch die Kinder bringe; aber dennoch wiederholt er sie immerfort. Eine Verfälschung der Wahrheit durch unrichtige Voraussetzungen und durch Ignoriren wichtiger Thatsachen hat sich Hegel gewifs niemals zu Schulden kommen lassen, und wenn der Verf. von Hegel sagt, er habe sich am Wahrheitsprincip verzweifelnd dem Umschwung des Schicksals hingegeben, so mufs man Hrn. Schl. fragen, warum er nur wenigen Autoritäten, von denen er etwas hofft, auf's kriechendste huldigt, und alle diejenigen, aus deren Werken er sich restaurirt, verläugnet und beschimpft? Dafs man alltägliche Redensarten über ehrliche Liebe zur Wissenschaft, über Ernst in Förderung höherer Zwecke derselben einfallen läfst, kann eine anderswohin gerichtete That nicht bemänteln. Was der Verf. über die Vergötterung der Menschengeschichte durch Hegel sagt, könnte in seinem Sinne selbst wahr sein, ohne H. im Geringsten zum Vorwurf zu gereichen, und wäre wenigstens liebreicher und vernünftiger, als dafs der Verf. den Menschen durch seine inductive Methode zum Krystall und zur Zelle, wie die Natur den Polypen, versteinert. Man pflegt ja sonst wohl so weit zu gehen, Gott in der Natur erkennen zu wollen: warum hätte Hegel nicht den Menschen zu Gott erheben sollen. Ist denn im Menschen nichts Göttliches vorhanden? Hegel hat dem Göttlichen nachgestrebt, wie Hr. S. der chemischen Fäulnifs und der mechanischen Schwere nachstrebt, und immer von höheren Dingen spricht, während er immer tiefer sinkt, in der beschränkten Weise seiner sinnlich gebundenen und wir möchten hinzufügen: ganz dyskrasischen Vernunft (S. 37).

Inzwischen tritt die Schmach, die der Verf. Hegel anthun will, erst recht deutlich hervor, wenn man seine Friesische Inductionstheorie mit der Hegel'schen Logik und mit der Natur zusammenhält. Hr. S. hat Kategorieen (Gedankenschemata), worin er seine sinnlichen Wahrnehmungen einrahmt. Er weifs aber durchaus nicht wo diese Schemata herkommen; behauptet z. B. Kant habe sie erfunden (also!), weifs aber nicht, dafs sie Aristoteles schon unterschieden hat, was er in jedem griechischen Lexicon hätte finden können, auch wenn er gar keine Geschichte der Philosophie studirt hätte. Was Hegel schon als etwas dem Aristoteles Abzubittendes andeutet, dafs man sich an ihm vergangen habe, seine Wahrheiten zu nehmen und auf ihn zu schelten, das ist unseren botanischen Philosophen heut noch dicke Wolke. Aber diese historische Unkunde ist noch das bei weitem Geringste. Der Verf. kennt nämlich den organischen Gedankenzusammenhang der Kategorieen untereinander nicht im Geringsten. Die Kategorieen sind ihm absolut fertige Schemata, wie die Schablonen der Maler, oder wie die Gläser in einem Guckkasten; es sind ihm passive Rahmen, worin er seine sinnlichen Bilder einrahmt und aufschichtet. Dafs die Kategorieen selbst Gedankenbestimmungen sind, die jeder Mensch eben so nacherfinden mufs, wie Aristoteles, davon weifs unser botanischer Friesiane nichts. Er weifs auch nichts davon, dafs Hegel diese Kategorieen so gut hat, wie sie alle logischen Handbücher seit Aristoteles gehabt haben, und dafs sie also Kant und Fries nicht erst zu erfinden brauchten. Noch viel weniger weifs er, dafs Hegel (eigentlich schon Fichte) diese Kategorieen aus den Vernunftbestimmungen abgeleitet hat, dafs er aber die Kategorieen nicht als den ganzen Geist der Wissenschaft ansieht, wie Fries, sondern als formelle Be-

Digitized by Google

stimmungen der Allgemeinheit und Nothwendigkeit (das Apriorische), wobei es aber mit dem Auffassen der Dinge in den abstracten Formen von Raum und Zeit noch gar nicht abgethan ist, sondern aufser dem Formalismus der gewöhnlichen logischen Kategorieen noch die, die Kategorieen und den ganzen Procefs der Kategorieen (die Dialektik) schaffende Vernunft nothwendig ist. Der Verf. dieser Schrift hat die Kategorieen nicht im Geringsten begriffen, er will aus den Kategorieen beweisen und induciren und kann die Kategorieen (seine Schemate) selbst nicht beweisen. Er steckt in einem Formalismus von mechanischen Consequenzen, in denen kein Anfang und kein Ende ist, die es also nie zu einem ganzen abgeschlossenen Begriff bringen können. Die Kategorieen liegen ihm unverdaut im Gehirn, wie Steine im Magen, um die sich der Magen immerfort zusammenzieht und bewegt, ohne ihr Inneres auflösen zu können. Daher geht Hr. Schl. mit seinen Schematen immer rund um die Dinge herum und kommt niemals in ihr Inneres, es ist eine ganz formelle botanische Diplomatie. Ja er hat nicht einmal empirisch die Kategorieen *ganz* in sich aufgenommen, sondern nur den schlechtesten Theil derselben, den Mechanismus von inductorischen Consequenzen, die gleich zusammenbrechen, wenn man ihnen den äufserlichen Ausgangspunct wegnimmt; aber das Beste, man darf sagen, das wirklich Grofse, was für die organischen Naturwissenschaften in der kritischen Philosophie liegt, die *Kategorie der Zweckbestimmung*, diese kennt der Verf. in der Gallerie seiner Schemate gar nicht. Daraus entspringen denn alle seine Verkehrtheiten, von denen wir Einige oben mit seinen eigenen Urtheilen nachgewiesen haben und kein Ende finden würden, wenn wir sie ihm alle nachweisen wollten. Daraus entspringt ferner seine Unfähigkeit den Organismus aus sich selbst zu begreifen, und sein wüstes Umhertreiben in der Sonnen- und Sternenwelt, um aus dieser die Ursache des Lebens im Organismus abzuleiten. Der Verf. möge nur die Kant'schen Kategorieen erst recht studiren; er behauptet zwar ein kritischer Philosoph zu sein, und will gegen Schelling und Hegel mit seiner Kritik herfahren, giebt sogar hochtrabende Regeln über kritisches Verfahren; aber wir müssen es ihm gänzlich abstreiten, dafs er den geringsten kritischen Verstand hat, und dafs er den ganzen Inhalt der kritischen Philosophie kenne; *denn er kennt den Begriff der organischen Zweckmäfsigkeit nicht einmal*; nicht einmal die Kantische Definition, dafs der Organismus in sich selbst Mittel und Zweck ist. Gerade das Bischen Organische, was in der kritischen Philosophie ist, dafs weifs unser botanischer Jatromathematiker nicht, und quält sich mit allem Mechanismus herum, der im Himmel und auf Erden ist; aber kömmt nicht zu dem Organismus, den er darstellen will. Wenn er nur seinem philosophischen Mephistopheles ganz gefolgt wäre, so hätte er doch zum organischen Selbstzweck kommen müssen, aber so weit hat er den Kriticismus nicht verfolgen können; bei ihm hat dieser nur den Zweck auf Andere zu schimpfen, die er gar nicht verstanden hat. Er will uns beweisen, dafs der Organismus nicht den Grund seiner Existenz in sich, sondern in Sonne, Mond und Sternen habe. Wenn Hr. S. diesen Beweis, dafs er den Grund seiner Existenz nicht in sich habe, von sich selbst geführt hätte, so möchte dieser richtig geworden sein, aber für die organische Pflanzen- und Thierwelt giebt er durch seine Beweisführung nur den Beweis seiner Unwissenheit. Unwissenheit, sagt der Verf. in diesem Betracht auf sich selbst passend, Unwissenheit ist immer mit Phantasieen bei der Hand (S. 134). Er hat daher auch nicht im Geringsten begriffen, was es mit dem Begriff der organischen Lebenskraft, des Bildungstriebes, kurz mit dem ganzen physiologischen Dynamismus für eine Bewandnifs hat. Er hat keine Ahnung davon, dafs diesem Begriff der Lebenskraft allein die, wenn gleich unzergliederte, tiefe Einsicht des Selbstzwecks der Organisation zu Grunde liegt. Gerade dafs der Organismus Mittel und Zweck in sich selbst ist, dafs der Organismus dadurch in sich selbstständig ist, seine Kraft in sich hat; gerade dieses ist der alleinige Begriff der Lebenskraft. Man darf sagen, dafs es das höchste Ziel der kritischen Philosophie für die organischen Studien gewesen ist zu diesem Begriff zu gelangen; die kritische Philosophie wäre für die organische Studien so gut als gar nicht da gewesen, wenn der Begriff des organischen Selbstzwecks nicht darin wäre, aber bis zu diesem Punct hat sich der Vf. durch die Kritik nicht durchwühlen können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 69.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1844.

Grundzüge der wissenschaftlichen Botanik nebst einer methodologischen Einleitung, als Anleitung zum Studium der Pflanze, von M. J. Schleiden.

(Fortsetzung.)

Er beweist uns umgekehrt, der Organismus habe die Mittel (die Lebenskräfte) nicht in sich, sondern in mechanischer Gravitation und chemischer Fäulnifs der Aufsenwelt. Er könnte aus der kritischen Philosophie selbst lernen, wie unwissend er ist; wenn er sie nur studiren wollte; und wir können unmöglich glauben, dafs verständige kritische Philosophen, wie Fries, einen Menschen wie Hr. Schl. als den ihrigen möchten anerkannt haben. Und dieser Mensch will behaupten: „die Repräsentation der philosophischen Wissenschaften auf den Universitäten habe sich so unglücklich gestaltet, dafs wir weit um 100 Jahre zurückgesetzt sind, dafs das ganze im ernsten Nachdenken erworbene geistige Eigenthum gegen phantasiereiches Geschwätz und arrogantes Absprechen in holen Phrasen daran gegeben sei." Eine Behauptung, die doch wohl einzig und allein nur auf ihren Autor pafst; der gewifs zu den verdorbensten Schülern des Hrn. Fries gehören möchte. Ein Mensch der nicht fähig ist die Schemate seiner Kategorieen aus seiner gesunden Vernunft abzuleiten; ja der nicht einmal weifs, von wem ihre wissenschaftliche Darstellung herrührt, will das organische Leben und seine Lebenskraft aus der Gravitation des Sonnensystems ableiten, wie es kaum die Astrologen und Geisterseher des Mittelalters gewagt haben. Wir möchten bei dieser Gelegenheit wiederholen was wir schon an einem anderen Orte ausgesprochen haben: Was würden die Astronomen sagen, wenn wir auf die Sternwarte kämen und den Lauf der Himmelskörper aus der Physiologie, oder vielmehr wie die Physiologie aus der arabischen Geisterlehre dynamisch erklären wollten; was würden die Chemiker sagen, wenn wir in ihren Laboratorien die chemischen Processe physiologisch erklären wollten? Sie würden uns herausweisen, weil sie in ihren eigenen Kategorieen schon fest sind. Die Aerzte (und hier auch ein Pflanzenphysiologe) tragen noch das Joch der physikalischen und chemischen Fremdherrschaft und regieren damit in ihrem eigenen Hause. (Allg. Krankheitsl. I. LXXXVIII.) Allein nicht genug, dafs ein kritischer Philosoph die kritische Philosophie nicht einmal kennt, und die wesentlichsten Bestimmungen derselben, die organische Zweckmäfsigkeit nicht zu erfassen fähig ist, sondern dieser kritische Philosoph hat in anderer Weise diesen Begriff in der Aristotelischen *Entelechie* vor sich und klaubt daran herum ohne zu wissen was er bedeuten soll. Er behauptet: die Annahme der Aristotelischen *Entelechie* habe nur Verwirrung hervorgebracht. Wenn er sich das griechische Wort Entelechie ins Deutsche übersetzt hätte, so müfste er gefunden haben, dafs es: den inneren Zweck (ἐν τέλος) oder Etwas, das aus innerem Zweck selbstthätig ist, bedeutet, und dafs dieses auf das organische Leben durchaus pafst. Der Verf. bekommt also diesen durch und durch organischen Begriff eingegeben; aber er speit ihn wieder aus, weil er ihn nicht verdauen kann. Ein solcher geistiger Magen mufs wirklich in so hohem Grade an Dyspepsie und chemischer Versäuerung leiden, dafs die ganze geistige Organisation davon dyskrasisch und scorbutisch wird, und unmöglich gesundes Blut bilden kann. Von unserem Standpuncte aus wäre es vielleicht nicht einmal nöthig gewesen, die philosophischen Ungereimtheiten, die mit der aufgeblasensten Anmafsung bei Hrn. Schleiden gleichen Schritt gehen, so genau nachzuweisen; allein wir glauben, dafs auch die vernünftigen Philosophen es uns danken werden auf einem Gebiet, dessen Einzelheiten ihnen weniger gegenwärtig sein können, die Nichtigkeit der Anwen-

Digitized by Google

dung einer verunglückten, aber nichtsdestoweniger trotzigen philosophischen Bildung zu zeigen, die rund um sich herum alles anbeifst und besudelt, ohne ein Bewufstsein ihres Zustandes zu haben. Hr. Schl. bildet sich wahrscheinlich ein, dafs die Philosophen keine Botanik, und die Botaniker keine Philosophie verständen, und dafs er auf diese Art beiden etwas vorschwatzen könne, dem sie bis auf seine Höhe über der Philosophie und Botanik nicht folgen könnten, so dafs der Philosoph seine botanische und der Botaniker seine philosophische Weisheit bewundern möchte. Diesen Wahn aber wollen wir ihm benehmen, und glauben, dafs die Besseren es uns danken werden.

Wenden wir uns nun von dem philosophischen Standpunct weg und sehen zu, wie es auf dem ganz empirischen Gebiet der physiologischen Botanik mit dem Vf. steht, der diese Disciplin abhandeln will. Worauf laufen hier die Bestrebungen des Vf.'s hinaus? Darauf, den ganzen Reichthum des zusammengesetzten Pflanzenlebens auf eine einfache Zelle zurückzuführen. Geht der Vf. hierbei empirisch zu Werke? O nein. Er fängt blofs mit bekannten empirischen Erscheinungen an, nämlich, dafs die Sporen der cryptogamischen Pflanzen und der Protokokkus aus einfachen Zellen bestehen; aber hier umfafst er selbst die wesentlichsten empirischen Thatsachen, die für seine Ansicht zu sprechen scheinen, z. B. die sich in lauter einfache Blasen rosenkranzartig auflösende Vegetation der Brandpilze, den Waitzen-, Roggen-, Haferbrand u. s. w. gar nicht, sondern er eilt von dem Einen Protokokkus gleich weiter, nicht etwa um alle anderen Pflanzen auch zu beobachten, *sondern um zu schliefsen*, dafs nunmehr alle Pflanzen im ganzen Pflanzenreich ohne dafs es einer weiteren Beobachtung bedürfe, aus einfachen Zellen aneinandergereiht wären. („Auf diese Weise läfst sich nun schon der vollkommene (wirklich!) Schlufs begründen, dafs das ganze Leben der Pflanze im Leben der Zelle enthalten sein mufs." S. 142) Wir wollen der Bedeutung dieses Schlusses ganz empirisch nachgehen, und zeigen, dafs er dem Verf. gar nicht einmal angehört, obgleich er seine ganze Existenz darauf baut. Wenn wir von den älteren Beobachtungen von Grew und Wolff, die den ganzen Pflanzenbau auch aus Zellen-Blasen ableiten wollten, ganz absehen, so ist die bestimmtere Ansicht, dafs jede Zelle einer höheren heterorganischen Pflanze sich wie die Sporen eines homorganischen Pilzes zu einer neuen Pflanze entwickeln könne, allein den Franzosen, namentlich Turpin, angehörig, der im Jahr 1828 aus der Beobachtung der Zwiebelbrut auf den abgerissenen Blättern des Ornithogalum thyrsoides vom Cap, die nach dem Trockenen der Blätter zwischen Papier in Menge hervorgekeimt war, zu der Ansicht kam, dafs jedes Zwiebelchen aus einer einzelnen Zelle des Blattparenchyms hervorwachse, und dafs jede Zelle ein Individuum sei (vésicules individus); fähig, aus sich durch Kügelchen im Inneren (Globuline) neue Zellen und ganze Embryonen zu bilden, und dafs die ganze Pflanze aus lauter solchen Zellenindividualitäten zusammengesetzt sein möchte. Turpin gab davon eine nach seinen Ansichten gefertigte, wie es überhaupt als Maler seine Manier war, alles auszumalen, mehr schematisch ideelle als naturgetreue Abbildung (Annales de la société d'horticulture de Paris. Janvier 1829. Sur la possibilité d'obtenir un jour, à volonté, la reproduction d'un vegetal phanerogame ou d'ordre superieur, de l'un des innombrables grains vésiculaires de Globuline contenus dans les vésicules mères, dont se composent, par simple agglomeration, tous les tissus cellulaires végétaux). Was Turpin hier Globuline nennt, sind die grünen Chlorophyllkügelchen des Zellgewebes, die niemals sich embryonisch entwickeln, und mit der Zwiebelbrutbildung nichts zu thun haben. Die Zwiebelbrutbildung geschieht auf den Blättern, wie die Keim- und Knospenbildung in allen übrigen Pflanzentheilen durch eine neue Cambiumbildung (plastische Ausschwitzung) die von den Lebenssaftgefäfsen gebildet, die Knospen nicht anders wie die Holz- und Rindenschichten erzeugt, und zu deren Entstehung also nicht die Zellen allein, sondern die Gefäfse, welche das Zellgewebe durchziehen, am meisten beitragen. In der That ist es nur die Unbekanntschaft Turpins mit der zusammengesetzten inneren Organisation der Pflanzen gewesen, die ihn zu einer so wunderlichen Theorie bringen konnte. Niemand hat aber die Turpin'schen Irrthümer widerlegt, bis man sie in Deutschland nun auf philosophische Weise reproducirt. Die ganze Induction des Hrn. Schl. ist also eine blofse Spielerei; wenn die Turpin'sche Tafel nicht dagewesen wäre, so existirte heut die ganze Schleiden'sche Beweisführung nicht, Hr. S. hat ein vorhandenes französisches Gemälde nur als inductorische Hypothese in Deutschland wiedergegeben, und

Digitized by Google

darauf noch viel höhere Luftschlösser gebaut, als Turpin selbst schon gebaut hatte (M. s. dessen Esquisse d'organographie végétale Paris 1837. fol.). Diese Turpin'sche Metamorphosenlehre hat auch ein englischer Maler, Slak, zur Ausspinnung von Metamorphosen innerer Pflanzenorgane benutzt, und Schleiden reproducirt in der That den deutschen Lesern nur die ausgemalten botanischen Ideen zweier Maler, die die Vegetation durch ihre Kunst irriger Weise zu veredeln geglaubt haben. Diese künstlerischen Phantasieen sind aber in der botanischen Naturwissenschaft schlecht angebracht, und die philosophisch inductorische Methode kann dadurch die Wissenschaft wohl in Verwirrung bringen, aber ihnen keine Wahrheit geben, mit welcher Anmafsung sie auch aufgedrängt werde.

Alle Bestrebungen des Verf.'s laufen darauf hinaus, die ganze Mannigfaltigkeit und den grofsen Reichthum der Erscheinungen des Pflanzenlebens auf eine einzige Zellenblase zurückzuführen. Diese botanische Reduction ist sein wesentliches ja alleiniges Geschäft, und wie er selbst sagt: alles was nicht auf eine Pflanzenzelle reducirt werden kann, ist unbedeutend und nicht da (S. 67); d. h. es ist für Hrn. S. nicht da, damit wir nicht etwa fürchten, aller Reichthum von botanischen Wahrheiten, die in der inductorischen Botanik nicht stehen, möchte mit diesem grofsen Werk untergehen. Der Verf. malt nach der inductorischen Methode die ihm nicht unbedeutenden, für seine Methode als daseiend zu betrachtenden, Phänome, aus, und sucht sie in bildlichen Gleichnissen zu veredeln. Es ist ein grofser Naturdichter an dem Verf. verdorben, besonders was die Metamorphose des Pollenschlauchs zum Embryo betrifft; der Verf. könnte nach Ovid noch Metamorphosen schreiben. Wir bemerken dabei, dafs seine Methode aber eigentlich nicht den rechten Namen bekommen hat. Er nennt sie nach Fries die inductorische Methode; aber er giebt als seinen Hauptzweck immerfort an: dafs das ganze Pflanzenleben auf das Leben einer Zelle *reducirt* werden solle und müsse. Die Methode mufs also wirklich nicht eine inductorische, sondern eine *reductorische* heifsen. Da es den Botanikern erlaubt ist, neu entdeckte Pflanzen oder neue Genera und Species mit anderen Namen zu belegen, so nehmen wir uns die Freiheit nach dieser eben gemachten Entdeckung auch in gegenwärtigem Fall der Analogie und Induction nach die Methode des Verf.'s fortan: die *reductorische* botanische Methode zu nennen, weil man dabei über ihre wahre Bedeutung sogleich im Klaren ist. Wir wollen also *über die reductorischen Geschäfte* des Hrn. Schl. noch wenige Bemerkungen zufügen, damit den in diese Methode nicht Eingeweihten nicht alle Hoffnung schwinde, noch irgend etwas in der Botanik übrig zu behalten, was nicht ohne Umstände in dem Schleidenschen reductorischen philosophischen Schmelztiegel eingeschmolzen werden möchte. Zunächst müssen wir schon billigerweise bemerken, wie der Verf. sein eingeschmolzenes Metall, nämlich die reducirten Zellen, doch nicht ganz ungenutzt liegen läfst. Der Verf. liebt zwar die Aristotelische Entelechie und die Kantische Kategorie der organischen Zweckmäfsigkeit nicht; allein es däucht ihm doch schade, dafs die reducirten Zellen ohne allen Zweck sollen liegen bleiben. Er benutzt sie nämlich um à la Turpin eine ganze Pflanze daraus aufzubauen. Der Verf. ist ein vortrefflicher physiologischer Maurermeister, nur sind die neu erhaltenen Pflanzen nach ästhetischen Naturanschauungen und dem Gesetz der Ideenassociation (S. 33) durch einen ästhetischen Tact, den nicht jeder besitzt (S. 152. 153), aus eigen-gemachten Mauersteinen (den reducirten Zellen) zu den schönsten künstlichen Formen aufgeführt, welche die Turpin'schen weit übertreffen. Doch gilt dies nur von der wörtlichen Ausmalung. Denn der Verf. hat Abbildungen seiner reducirten Zellen in Holzschnitten in den Text drucken lassen, die so schmierig sind, dafs kein Pfennigmagazin sie aufnehmen würde. Aber der Verf. verarbeitet durchaus kein fremdes Material, nur die in seiner eigenen Fabrik nach der reductorischen Methode gemachten botanischen Ziegelsteine verarbeitet er, er nimmt keinerlei fremde Producte. Er hat in diesem Betracht ein russisches und alt-chinesisches Princip und läfst nichts ein, was nicht in seinem Geisteslande gemacht ist. Dabei ist er freilich genügsam wie früher die Chinesen, denn er behilft sich mit einer Armseligkeit von Erscheinungen und Thatsachen des Pflanzenlebens und Bildens, dafs jeder, der den Reichthum der freien Natur an sich, und das unabsehbare Feld an Erfahrungen im Land- und Gartenbau kennt, in ein ausgeräumtes Zimmer zu kommen glaubt, wenn er diese reductorische Botanik liest. Von allem bleibt beinahe nichts, als das Punctum saliens des Verf.'s übrig, die Pollenschlauchgeschichte und der Protokok-

Digitized by Google

kus, und was zellengemäfs darauf zu reduciren ist; alles andere hat der Verf. rein ausgekehrt, damit er Platz behalten hat nach allen Seiten, um sich zu schlagen, und jede Schmuggelei von fremdem Material in sein patriotisch reductorisches Atelier auf's Eifrigste abzuwehren. Wir würden dem Verf. rathen, sich die Einrichtungen der russischen und chinesischen Grenzsperre und den österreichisch-türkischen Pestcordon anzusehen, um die dort gemachten Erfahrungen für seine Industrie zu benutzen. Was die Leser betrifft, so könnten die Weitersehenden übrigens durch diese Grenzsperre leicht abgeschreckt werden und glauben, dafs die Pest in dieser reductorischen Botanik gehaust hätte, und fürchten angesteckt zu werden, wenn sie hineingehen. Aber auch diejenigen, die sich mit dem armseligen Zellenkram des Vf.'s nicht begnügen möchten, werden den Kopf schütteln, wenn sie nach etwas weiteres suchen. Die grofsen Fragen in der Pflanzenphysiologie, die der Land- und Gartenbau, die Medicin immerfort an diese Wissenschaft richten, die grofsen Fragen über Ernährung, über Respiration, über den Zusammenhang der reichen Stoffbildung der Pflanze mit dem Gang der Ernährung; die das menschliche Leben im Waldbau so sehr berührenden Fragen über die Natur der Holz- und Rindenfunction, über die Bildung von Holz und Rinde, über das Wachsthum in die Länge und in die Dicke, die grofsen Fragen und der Reichthum von Erscheinungen über Holzsaftbewegung und Lebenssaftbewegung; die eigenthümliche Natur des Holz- und Rindensystems; die eigenthümliche Natur und Organisirung des Holzsaftes und des Lebenssaftes; die Eigenthümlichkeiten und Formen der Spiralgefäfse und Lebenssaftgefäfse; der Unterschied dieser von den Secretionsorganen; die eigenthümliche Natur der Secrete und deren Unterschied von den bildenden Säften, endlich die organischen Ursachen und die wirksamen Kräfte in allen diesen Actionen; dies sind alles Dinge, die für die reductorische Botanik gar nicht vorhanden sind; denn was von diesen Dingen sich nicht zu Zellen und Zellenleben einschmelzen läfst, ist für den Verf. völlig verloren, und was er zu Zellen eingeschmolzen hat, ist in demselben unkenntlichen und zerstörten Zustande, wie etwa die gestohlenen Silber- und Goldwaaren, die man nach dem Einschmelzen wieder bekömmt. Der Verf. ist nicht im Stande auf eine einzige Frage, die über Pflanzencultur, über Stoffveränderungen und Stoffübergänge in verschiedenen Theilen derselben Pflanze und in verschiedenen Pflanzen einer Familie, ferner über die Organe, in denen der Lebensprocefs die Stoffe bildet, Auskunft zu geben; noch viel weniger ist er im Stande den organischen Ursprung der verschiedenen Stoffe im Holzsaft und Lebenssaft und in den Secretionen nachzuweisen, alles sind ihm ganz unbekannte Dinge. Er folgt den Chemikern, die die Pflanze und alle ihre inneren Organe ohne Umstände im Mörser zerquetschen und auspressen, und dieses Durcheinander von Stoffgemisch untersuchen. Daraus macht der Verf. seine Stoffphysiologie; ohngefähr als wenn man einen Hund oder eine Katze auspressen liefse, um dann den Hunde- und Katzensaft zu untersuchen und daraus die thierische Physiologie zu machen. Die ganze Eigenthümlichkeit der Pflanzenorganisation überhaupt schwindet dem Vf. einmal, weil er das organische Leben der Pflanze nicht anerkennt, oder weil er, um uns seines eigenen Ausdrucks zu bedienen, weil er darin gänzlich unwissend ist, und daher das organische Leben auf Mechanismus und Chemismus reducirt; alsdann aber schwindet ihm noch viel mehr die Eigenthümlichkeit der Form und der Function der verschiedenen inneren Organe und Gefäfse der Pflanze, mit einem Worte, es schwinden ihm alle lebendig organischen Wirkungen des Pflanzenlebens, weil er alle organischen Formen auf den identischen Brei von Zellen und alle Lebensthätigkeiten auf physikalische Gesetze reducirt.

Ein besonnener Naturforscher ist gewohnt, wie die thierische Physiologie aus der Organisation der Thiere, so die Botanik und Pflanzenphysiologie aus der Organisation der Pflanze und des Pflanzenreichs, entsprechend den Eigenthümlichkeiten der in der Natur vorkommenden Gestaltungen; überhaupt eine Naturgeschichte aus der Natur der Dinge zu machen, und jeder vernünftige Leser erwartet die Natur des Pflanzenlebens in einer Botanik sich vorgeführt zu sehen. Wer so etwas in gegenwärtiger Schrift zu finden hofft, irrt sich ganz und gar.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 70.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

October 1844.

Grundzüge der wissenschaftlichen Botanik nebst einer methodologischen Einleitung, als Anleitung zum Studium der Pflanze, von M. J. Schleiden.

(Schlufs.)

Der Verf. macht, aus Princip und Praxis, seine Botanik aus der Astronomie, aus der Physik, der Chemie und aus der Friesischen Logik. Wenn von Pflanzen und Pflanzenorganisation nebenbei die Rede ist, so geschieht dies nur, um diese zu einem astronomischen, chemischen, physikalischen und philosophischen Brei zu zermalmen, und das Product bekommt der Leser in einer schmählichen Zurichtung zu sehen. Anstatt das Pflanzenleben in seiner eigenmächtigen Selbsterhaltung gegen die Aufsenwelt; anstatt seinen Assimilations- und Bildungsprocefs kennen zu lernen; anstatt kennen zu lernen: wie die Pflanzen durch ihre Lebenserregung die Nahrung verarbeiten und, wenn gleich mit geringerer Kraft als das Thier, doch mit lebendiger Kraft sich verähnlichen und zur organischen Form veredeln; anstatt dessen werden alle dahin einschlagenden Phänomene schlechtweg weggeläugnet, um eine tabula rasa zu haben, auf der die lebendige Pflanze abgeschlachtet und ihre Körperresiduen und Leichen auf die Aufsenwelt reducirt werden können. Dies geschieht mit einer Rohheit, die an's Unglaubliche grenzt, und wenn man anorganische Ausbrüche unseres botanischen Don Quixote, wie S. 60, liest: „Der Wilde, der eine Locomotive ein lebendiges Thier nennt, ist nicht unwissender, als der Naturforscher, der von Lebenskraft im Organismus spricht," Ausbrüche, die sich fast auf jeder Seite bis zum Ekel wiederholen, so weifs man in der That nicht, ob der Verf. ein selbstständiger Mensch oder eine von Aufsen her geheizte Dampfmaschine sein möchte. Wir geben zu, und haben dieses oft genug wiederholt und in unseren Schriften hinreichend erläutert, dafs der dynamische moderne Begriff der Lebenskraft ungenügend ist; allein dies giebt uns kein Recht, den Begriff mit Füfsen zu treten, und ihn mit Schimpf und Spott durch das chemische Feuer der Dampfmaschine ersetzen zu wollen; sondern mufs uns auffordern, das Mangelhafte in diesem Begriff weiter *zum Begriff des organischen Processes* auszubilden; ein Verfahren, das wir in der Krankheitslehre und dem Werk über Verjüngung nunmehr völlig durchgeführt haben. Unter allen Umständen müssen wir vernünftiger Weise erkennen, was es mit dem Begriff der Lebenskraft für eine Bewandnifs hat, und wie der Geist der Wissenschaft von Avicenna und Paracelsus bis auf Stahl, Wolff, Sydenham, Hunter, Haller, Brown, Blumenbach sich nur zu dem Zweck mit dem Begriff und den Erscheinungen der organischen Lebenskraft abgemüht haben sollte, damit jetzt ein mechanischer und chemischer Schwarzkünstler mit einem kritisch inductiven Mephistopheles kommen müsse, um die Bemühungen und die lebendigen Früchte, die Jahrhunderte erzeugt haben, plötzlich in der Esse einer Dampfmaschine zu verbrennen. Man ist froh gewesen, aus der Gährung und Fäulnifs und Verbrennung der alten qualitativen Elementenlehre seit dem Mittelalter und der arabischen Zeit, endlich zu der Einsicht gekommen zu sein, dafs der Organismus durch seine eigene von den anorganischen Kräften verschiedene Kraft sich *gegen* die Einflüsse der Aufsenwelt erhalte, und nicht blofs durch die Kräfte der Aufsenwelt existire; man ist beruhigt, aus dem antiken Wirrwar von einem allgemeinen Weltleben auch zum Begriff der Eigenthümlichkeiten des organischen Lebens zu gelangen, und heut kommt ein neuer feuerspeiender Empedokles und frägt: was ist der Tod anders als das Leben, was ist das Leben anders als der Tod? (S. 149) Wir könnten ihm die Antwort geben: studire die Geschichte. Aber wir wol-

Digitized by Google

len ihn fragen, ob er einen Arzt holen läfst, wenn er krank oder verwundet ist, und an die Möglichkeit zu sterben denkt? Wenn er dies thut oder gethan hat, so mufs er wohl empfinden, dafs doch ein kleiner Unterschied zwischen organischem Leben und Tod ist, ein Unterschied, dem nachzuspüren schon der Mühe werth ist. *Die Bedeutung des Begriffs der Lebenskraft ist nun diese, dafs darin die Selbstständigkeit und die Verschiedenheit der Lebenskräfte von den anorganischen Naturkräften zum Bewufstsein gekommen ist.* Darin liegt das Grofse und die geschichtliche Bedeutung. Aber der Mangel liegt darin, dafs der Begriff der Lebenskraft negativ geblieben ist, indem man daraus nur lernte, dafs das organische Leben *nicht von anorganischen* Kräften regiert werde; ohne dafs aber die Analyse und positive Wirkung der Lebenskraft selbst zergliedert worden wäre. Dieser Mangel schwebte immer den Gegnern der Lebenskraft vor, aber sie haben nichts Besseres dafür an die Stelle setzen können. Die Unfähigkeit dies zu thun fühlt auch unser Verf.; aber anstatt zu empfinden, dafs wie er selbst sagt, hier seine Unwissenheit angeht, so wie er zur Lebenskraft kömmt, und mit Respect den Hut vor der hohen Wirkung und den Werken der Lebenskraft abzunehmen; anstatt dessen denkt er in seiner Unwissenheit, er könne den ganzen Kram zur Thür hinauswerfen. Dies ist schon öfter durch gröfsere Geister, als solche, die sich kritische Philosophen nennen, ohne etwas von der Philosophie zu verstehen, versucht worden, und nicht gelungen, und wird auch diesmal nicht gelingen; aber wir müssen uns bei der Gelegenheit über den Standpunct verständigen, auf dem wir stehen.

Zeit und Raum erlauben uns nicht, weiter in die Einzelnheiten der reductorischen Pflanzenphysiologie einzugehen. Man sieht aus den allgemeinen Maximen des Verf.'s leicht ein, was für ein unnatürliches Verfahren es sein mufs, alle die verschiedenen Gefäfsformen der Pflanze in ihrer Eigenthümlichkeit zu zernichten und bis auf die Zellenform zu abstrahiren, und wie wenig von der concreten Natur der Organe dabei übrig bleiben kann. Die ganze reductorische Botanik hat nur zwei Gegenstände zu betrachten und demgemäfs nur zwei Bücher. 1. Botanische Stofflehre. 2. Zellenlehre. In der Stofflehre ist es wunderlich widersprechend zu sehen, wie nachdem sich der Verf. durch das ganze Buch abgemüht zu beweisen, dafs der ganze Organismus auf anorganische Kräfte zurückgeführt werden müsse, dafs zwischen Leben und Tod kein Unterschied sei; — wie nun hier dennoch unorganische und organische Stoffe unterschieden und beliebig und principlos zusammengestellt werden; ja sogar noch von solchen Stoffen die Rede ist, die unter dem Einflufs der Vegetation entstehen, nachdem uns bewiesen worden ist, dafs die Vegetation keinen anderen als chemischen Einflufs hat, und doch auch alle Stoffe unter einem und demselben Einflufs entstehen müssen. In der Zellenlehre werden unter der Ueberschrift: die einzelne Zelle: Zellen, Spiralgefäfse, Lebensgefäfse, alles durcheinander abgehandelt. Dann kömmt der eigentliche Hausbau durch Aufeinanderschichten der Zellen, und zuletzt das Leben der Pflanzenzelle. Wozu der Verf. vom Leben der Pflanzenzelle spricht, ist wohl nur ihm allein klar geworden, nachdem er Leben und Tod als nicht existirend betrachtet, und alle Lebenskraft auf Gravitation und Chemismus zurückgeführt hat. Es ist auch in der That kaum zu glauben, was der Verf. unter dem Namen: Leben der Zelle abhandelt. Nämlich die (galvanische) Endosmose, Exosmose, die gasförmigen und festen Stoffe, die ausgeschieden sind, Bewegung des Inhalts der Pflanzenzelle, ohne an die organischen Ursachen zu denken; das Aufhören des chemischen Processes in den Zellen, und das Ende des Zellenlebens, was nach dem Verf. keinen Anfang gehabt hat. Welche Widersprüche hier sich kreuzen und wie alles zuletzt sogar ohne inductorische Methode willkührlich reducirt und wild und bunt durcheinander geworfen wird, brauchen wir kaum zu erinnern.

Aus diesen Darstellungen wird sich der Leser einen Begriff von dem Werth der Bedeutung des vorliegenden Buchs im Ganzen von selbst bilden. Es liefert dem Inhalt nach nichts Neues; denn die Entdeckungen Anderer, die wirklich neu sind, kennt der Verf. gar nicht, und was er als seine neue Zellenlehre giebt, ist nicht einmal sein eigener Irrthum, sondern gehört dem Turpin an, so wie auch was wir über die Evolutionstheorie des Pollenschlauchs gesagt haben, die Leerheit dieser Hypothese bekundet, ganz abgesehen davon, dafs das Ganze nur eine Ausmalung der Beobachtung Rob. Browns über die Verlängerung der Pollenschläuche zum Ei ist. Der sachliche Inhalt liefert kein erwähnenswerthes und kein

Digitized by Google

brauchbares Resultat. Das Eigenthümliche bleibt immer nur die inductorische und reductorische philosophische Methode. In Betreff dieser wollen wir nur noch die Bemerkung zufügen, wie der Verf. dabei immer Princip und Methode verwechselt und verwirrt, und sich dabei einbildet, durch die Methode ein neues Princip gewonnen zu haben. Indem nämlich der Verf. von der inductorischen Methode *insbesondere* spricht, (S. 131) spricht er in der That nicht von dieser Methode, sondern stellt Principien aus der Zellenhypothese fest, die mit seiner inductorischen Methode gar nichts zu thun haben; Principien, die nicht durch diese Methode gefunden, sondern durch Turpin hypothesirt worden sind. Diese Zellenprincipien werden dann der Methode so zu Grunde gelegt, als wenn sie durch die Methode gefunden worden wären. Die Methode selbst ist ein leerer mechanischer mathematischer Formalismus, und darauf reducirt sich das ganze Verfahren des Verf.'s, wodurch er etwas Besonderes geleistet zu haben sich einbildet. Dieser formelle Mechanismus des Urtheilens durch Induction und Association bewegt sich in dem Gebiet der Consequenzen aus angenommenen Principien, und wenn diese Principien falsch sind, sind die ganzen Consequenzen falsch. Diese mechanische Consequenz geht in endloser Reihe fort, und ist selbst noch bei jedem Irren zu finden. Wenn darin die Wahrheit läge, müfsten die Irren eben so gut die Wahrheit finden, wie der Verfasser. Der Irrthum der Irren liegt nur darin, dafs sie von falschen phantastischen subjectiven Bildern ausgehen, die sie für objectiv wahr halten; sie urtheilen und schliefsen mechanisch ganz consequent, und so liegt der Irrthum des Verf.'s nicht sowohl in seinen Consequenzen, als in den ganz falschen Principien, worauf er seine Consequenzen gründen will. Wir können das ganze Buch höchstens nur für einen roben gährenden Versuch zur Selbstbelehrung ohne hinreichende Kenntnifs der Sachen halten. Ein Mann, der das natürliche System in der Botanik mit Füfsen tritt, alle organischen Wirkungen und Verhältnisse der Pflanzenorganisation abläugnet, verdiente nicht, dafs von ihm gesprochen würde, wenn es nicht zur Verhütung der Verblendung in der Wissenschaft geschähe.

Dr. C. H. Schultz.

XXXVIII.

De origine et fatis corporis, quod CLXVIII Novellis constitutionibus constat. Scripsit Gustavus Ernestus Heimbach, J. V. et Phil. D. Juris Prof. extraord. des. Lipsiae, 1844. 36 S. 8.

Diese kleine Schrift, ein Programm zu dem Antritt einer aufserordentlichen Professur, enthält, aufser mannigfachen sehr genauen Mittheilungen über die Beschaffenheit der vorhandenen griechischen Novellen-Handschriften, die Durchführung einer neuen Ansicht über die Entstehung der Sammlung 168 Novellen, welche diesen Handschriften zum Grunde liegt. Die gewöhnliche Vorstellung darüber ist nach des Recensenten Auffassung folgende. Die Sammlung der 168 Novellen ist eine von den mehreren, unter und bald nach Justinian entstandenen, allmählig vermehrten Privatsammlungen der Novellen. Gegen das Ende des sechsten Jahrhunderts war sie in der Gestalt, welche wir kennen. Sie enthielt lateinische und griechische Novellen Justinians, Novellen von Justin und Tiber, einige formas praefectorum. Theodorus hat diese Sammlung in den von Zachariä herausgegebenen Auszug von 168 Nummern verarbeitet, und im Gegensatz der Auszüge von Athanasius und Theodorus wurde sie später τὸ πλάτος τῶν νεαρῶν genannt. Die beiden erhaltenen Abschriften (Venetus, Florentinus) liefern diese Sammlung nicht mehr in der Urgestalt, sondern mit mancherlei Modificationen. Das Wichtigste ist, dafs an die Stelle des Original-Textes der lateinischen Novellen griechische Auszüge derselben aus Theodorus und Athanasius gesetzt wurden, dafs im Venetus Bereicherungen an Novellen Justinians, Justins und Tibers sich als Anhänge vorfinden, dafs endlich manche Modificationen, besonders im Florentinus, aus den Basiliken hineingebracht worden sind.

Im Gegensatz gegen diese bisher gewöhnliche Ansicht behauptet nun der Verfasser (p. 7. 8): dem Theodorus habe bei seinem Novellenauszug nicht eine schon vorhandene traditionelle Novellensammlung vorgelegen, sondern nur eine Masse einzelner Novellen, höchstens etwa eine Sammlung der ersten 120, welche in chronologischer Folge gestellt sind. Aus dieser farrago habe er eine Auswahl von 168 Stücken gemacht und und diese in seinem Werk excerpirt wiedergegeben. Von den beiden vorhandenen Handschriften, welche den Originaltext der 168 Novellen enthalten, nimmt der Verfasser an, dafs dieselben auf zwei verschiedenen, aber gleichartigen Arbeiten beruhen. Zweimal hätten Griechen (der eine Ende des sechsten p. 15. 24., der andere Ende des siebenten Jahrhunderts p. 30. 32) den Einfall gehabt, nach der Ordnung des Theodorus aus den ihnen vorliegenden reichlichen, aber ungeordneten Novellensammlungen die Novellen zusammenzustellen. Der eine hatte den Plan, nur Justinians Novellen aufzunehmen, der andere gab auch die Novellen von Justin und Tiber. Lateinische Novellen standen ihnen dabei nicht zu Gebote: für diese hatten sie nichts, als die Auszüge des Theodorus und Athanasius. Auf der einen dieser Arbeiten beruht die Novellensammlung des Ve-

Digitized by Google

netus, welcher später noch manche Anhänge beigefügt worden sind; auf der andern beruht der Florentinus.

Wenn man aber nach den Gründen fragt, mit welchen der Verfasser die ältere Meinung bekämpft und seine Meinung stützt, so sind diese schwer anzugeben, indem an den Stellen, wo anscheinend der Verfasser zu dem Bekämpfen sich anschickt (p. 7. 8. 15), nur unbestimmte Verweisungen auf anderweitige Erörterungen gegeben werden. Doch läfst sich errathen, theils dafs das, worauf der Verfasser das meiste Gewicht legt, p. 5. 11—15 vorgetragen ist, theils auf welchem Wege er weiter schliefst. Hiernach ist für den Verfasser das Wichtigste die Thatsache, dafs die beiden Handschriften der Novellensammlung nur griechische Auszüge an der Stelle der lateinischen Novellen haben, während dem Theodorus noch lateinische Novellen vorlagen. Er schliefst daher, dafs die Urheber der Novellensammlung keine lateinische Novellen gehabt haben, und ihnen daher für die Novellen eine andere Quelle vorlag, als dem Theodorus. Die gewöhnliche Meinung, welche annimmt, dafs der Auszug des Theodorus und die beiden Handschriften auf derselben Sammlung beruhen, erklärt das Vorhandensein der Auszüge dadurch, dafs dieselben später an die Stelle des lateinischen Textes gesetzt worden sind. Diese Erklärung ist übrigens keineswegs eine gesuchte. Da wir wissen, dafs die Griechen die übrigen lateinischen Rechtsbücher Justinians nur in griechischen Commentarien und Auszügen benutzten, so wäre es seltsam, wenn sie die lateinischen Novellen in der Ursprache beibehalten hätten. Ein zweites Argument des Verfassers beruht auf dem Umstand, dafs in den beiden Handschriften der Novellensammlung ein grofser Theil der Rubriken, auch bei nicht lateinischen Novellen, aus den epitomirenden Werken des Theodorus und Athanasius genommen sei (p. 11. 12. 16. 17. 30. 31). Dieses Argument ist eigentlich dem Anschein nach das stürkste: denn es läfst sich nicht wohl begreifen, wefshalb man die Rubriken einer hervorgebrachten Sammlung mit Rubriken aus anderen Werken vertauscht hätte. Indefs eine nähere Betrachtung löst auch diesen Zweifel. Die Rubriken der Novellen sind nicht authentisch und waren deshalb wahrscheinlich in den anfänglich cursirenden Sammlungen theilweise nicht übereinstimmend. Theodorus und Athanasius haben in ihren epitomirenden Werken ohne Zweifel die in den von ihnen benutzten Sammlungen vorkommenden Rubriken gröfstentheils beibehalten und nur einzelne etwa anders gefafst. Dies war nothwendig, um ihre Werke mit den cursirenden Sammlungen in Einklang zu halten. Wenn also jetzt z. B. eine Anzahl Rubriken mit Theodorus stimmen, nicht mit Athanasius, so hat dies darin seinen Grund, dafs Theodorus hier die alten Rubriken beibehalten, Athanasius aber dieselben abgeändert oder eine andere Sammlung benutzt hat. Die Stärke des von dem Verfasser aufgestellten Argumentes beruht auf der, nicht direct ausgesprochenen, Voraussetzung, dafs Theodorus und Athanasius in ihren Werken den sämmtlichen Novellen neue selbstgemachte Rubriken verliehen hätten. Indem aber diese Voraussetzungen des oben angeführten Grundes höchst unwahrscheinlich ist, so kann der daraus hergeleitete Beweis nicht anerkannt werden. Ein drittes Argument, was der Verfasser p. 15 auf eine etwas räthselhafte Weise andeutet, scheint das p. 16 erwähnte οὐχ εὑρέθη der venetianischen Handschrift zu sein. Insofern nämlich dies bei lateinischen Novellen bemerkt wird, hält es der Verfasser für einen directen Beweis, dafs dem Sammler der 168 die lateinischen Novellen fehlten. Aber das Argument beweist nicht, denn dieselbe Bemerkung steht auch bei griechischen Novellen, welche dem Sammler nicht fehlten z. B. 122. 144. Es bedeutet also diese Note nur, dafs der Schreiber in seiner Urschrift hier eine Novelle vermifste, welche sich aus der Nummerfolge ergab.

Alle diese Argumente ergeben nach dem Verfasser, dafs die Sammlung der 168, welche uns durch zwei Handschriften überliefert ist, mit Berücksichtigung der Werke des Theodorus und Athanasius gemacht wurde. Hieraus folgt, dafs diese Sammlung neuer als Theodorus sein mufs und dem Theodorus nicht vorgelegen haben kann. Darauf endlich gründet der Verfasser die Hypothese, dafs Theodorus seine excerpirte Sammlung sich selbst geschaffen habe. Da jedoch die angeführten Argumente nicht entscheidend sind, so erscheint die neue Ansicht als eine künstliche Erklärung der vorhandenen Thatsachen, während die ältere Meinung dieselben auf eine einfache Weise in Zusammenhang bringt. Uebrigens hätte der Verfasser bei Ausführung seiner Ansicht die offenbar beschwerliche Annahme vermeiden können, dafs zwei Compilatoren denselben Plan ausführten, wenn er aufstellte, dafs der Florentinus die venetianische Sammlung benutzt und mit den fehlenden Stücken ergänzt habe. Dies war um so leichter, weil der Venetus in seinen Anhängen die fehlenden Stücke enthält. Zugleich wäre dann diese Bearbeitung nicht in das achte Jahrhundert, sondern in die Zeit nach den Basiliken zu stellen gewesen.

Das praktische Resultat der hier aufgestellten neuern Ansicht geht nach der Ansicht des Verfassers (p. 4—6) dahin, dafs in einer Ausgabe der 168 der Originaltext der lateinischen Novellen weggelassen werden müsse und an dessen Stelle blofs griechische Auszüge zu liefern wären. Wegen dieser Folgerung erscheint aber dem Recensenten die neue Ansicht um desto gefährlicher, als wir die Aussicht haben, von Hrn. Prof. Heimbach eine Ausgabe der Sammlung von 168 Novellen zu erhalten, welche der Kritik dieses Theiles unseres Corpus juris eine feste und bleibende Grundlage geben wird. Deshalb schien es besonders nöthig, gegen die aufgestellte neue Ansicht eine Protestation einzulegen und auf diese Weise der aus derselben hervorgehenden Folgerung entgegenzuarbeiten.

D. Biener.

Digitized by Google

№ 71.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1844.

XXXIX.

Ueber die Sprache der Lazen von Dr. Georg Rosen. Vorgelegt der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, am 11. *November* 1843. *Lemgo und Detmold,* 1844. *Meyerische Hofbuchhandlung.*

Dieses Werk ist die Erstlingsfrucht einer wissenschaftlichen Reise in den Kaukasus, die der Verf. und Hr. Prof. Koch, unterstützt durch die Gnade Sr. Majestät des Königs und von Seiten der Akademie der Wissenschaften, im Mai 1843 angetreten haben. Schon im Novbr. desselben Jahres gelangten an die Königl. Akademie der Wissenschaften inhaltsreiche Berichte der beiden Reisenden, worunter die Grammatik einer Sprache, die früher kaum mehr als dem Namen nach bekannt war. Der Pascha von Trebisond, dessen Gunst Hr. Prof. Koch durch ärztliche Behandlung zu gewinnen wufste, gab unseren Reisenden auf ihrer Wanderung von Trebisond nach Artwin einen geborenen Lazen, Jbrahim Effendi, zur Begleitung mit. Diesem legte Hr. Dr. Rosen die zur Gewinnung der grammatischen Formen geeigneten Fragen in türkischer Sprache vor, und abstrahirte aus der lazischen Uebersetzung derselben den Stoff zu einer nun gedruckt vor uns liegenden Grammatik, die sich klar und methodisch über alle Redetheile verbreitet und tief in den Entwickelungsgang des uns hier zum ersten Mal aufgeschlossenen Idioms eindringt, dabei zum Schlusse noch eine beträchtliche Zahl von Wurzeln und Wörtern enthält, die für sich allein unser früheres Wissen von dieser Sprache bei weitem überbietet.

Das Lazische gehört, wie sich schon aus den wenigen, von Klaproth mitgetheilten Wörtern vermuthen liefs, mit dem Georgischen, Mingrelischen und Suanischen zu Einem Stamme, dem Iberischen oder Grusischen. Die beiden letztgenannten Dialekte sind uns in grammatischer Beziehung noch unbekannt und harren ebenfalls der Aufklärung, die uns der Verf., nach brieflichen Mittheilungen, versprochen hat. Hier mag uns noch zu erwähnen erlaubt sein, dafs vor Kurzem auch von der Hand des Verf.'s, der seit Antritt seiner Reise mit rühmlichstem Eifer und höchst erfreulichem Erfolg um Bereicherung der Sprachwissenschaft bemüht gewesen, eine ossetische Grammatik an die Königl. Akademie gelangt ist. Das Ossetische war uns jedoch bisher nicht so ganz unbekannt geblieben wie das Lazische, denn schon im J. 1814 hat Jul. Klaproth, in dem linguistischen Anhang zu seiner Reise in den Kaukasus, eine grammatische Skizze nebst einer ziemlich bedeutenden Wortsammlung dieses merkwürdigen Idioms veröffentlicht, welches die schlagendsten Uebereinstimmungen mit allen Gliedern des indo-europäischen Sprachstammes darbietet. Das Sanskrit, welches, wenn man irgend ein Individuum der genannten Sprachfamilie mit einem oder mehreren anderen vergleichen will, überall zu Rathe gezogen werden mufs, konnte jedoch von Klaproth, als er uns zuerst mit dem Ossetischen bekannt machte, noch nicht berücksichtigt werden, zu einer Zeit, wo jene Sprache, der sich seitdem schon so viel Kräfte zugewendet haben, auf europäischem Boden noch kaum Wurzel gefafst hatte. Aber auch in seiner, im J. 1823 erschienenen Asia polyglotta wufste Klaproth bei seinem Versuche, das Ossetische in den indo-europäischen Sprachkreis einzuführen, vom Sanskrit noch sehr wenig Vortheil zu ziehen, da er sich nur auf Wortvergleichungen beschränkte, und überdies die von ihm für sanskritisch ausgegebenen Wörter ihm zum Theil aus trüben Quellen zugeflossen sind. Unser Verf. hat sich zwar in seiner Schrift über das Ossetische nicht die Aufgabe gestellt, diese Sprache mit ihren zahlreichen asiatischen und europäischen Schwestern zu vergleichen, man sieht es aber seiner Leistung an, dafs ihm das

Digitized by Google

Sanskrit überall rathend zur Seite stand, mit dessen Flexionen er auch gelegentlich die ossetischen zweckmäfsig vermittelt hat. Während z. B. Klaproth den ossetischen Infinitiv, der bei ihm auf *en* ausgeht, ganz äufserlich aus der 1sten P. Präs. auf *in* durch Veränderung des *i* in *e* erklärt, sieht Rosen, bei welchem die Infinitive auf *in* ausgehen (wohl eine dialektische Verschiedenheit von dem Klaprothischen *en*) in diesem *in* einen Zusammenhang mit dem Sanskrit-Suffix *ana*, welches abstracte Substantive bildet, wie *band'ana* das Binden, worauf wir auch unsere deutschen Infinitive zurückgeführt haben. Man vergleiche mit dem erwähnten *band'ana* den goth. Infin. *bindan*, den ossetischen *bat'in* (nach Klaproth *baten*) und unser *binden*. Das goth. *bindan* und osset. *bat'in* ergänzen einander hinsichtlich der Vocale wechselseitig. Ersteres hat das *a* der Wurzel zu *i* geschwächt (im Prät. *band* jedoch bewahrt), das *a* des Suffixes aber unverändert gelassen, letzteres umgekehrt. Hinsichtlich der Mittheilung des grammatischen Stoffes erscheint uns die Rosenische Arbeit im Verhältnifs zur Klaprothischen überall zuverläfsiger und um vieles reichhaltiger, namentlich in der Lehre von den Pronominal- und Verbal-Biegungen. Dabei befolgt Rosen, was man bei Klaproth sehr vermifst, ein consequent durchgeführtes graphisches System, welches auf die georgische Schrift sich stützt, die auch für den ossetischen Lautreichthum erschöpfend ist.

Um aber wieder zu den iberischen Sprachen zurückzukehren, so galten diese bisher ziemlich allgemein als vollkommen eigenthümlich und aller Verwandtschafts-Beziehungen mit bekannten asiatischen und europäischen Sprachen beraubt. Namentlich sprechen sich Klaproth und Saint-Martin sehr entschieden in diesem Sinne aus. Dagegen sucht Brosset hauptsächlich in dem Armenischen die Vermittelung der georgischen Sprache mit dem Sanskrit. „Elle tient au sanscrit par l'arménien, en passant par les antiques idiomes de la Perse" sagt er in der Vorrede zu seiner georgischen Grammatik (p. IV). An einem anderen Orte bemerkt er jedoch, dafs die georgische Declination mit der armenischen gar keine Aehnlichkeit habe und dafs die Uebereinstimmung der beiden Sprachen in der Conjugation sich auf die 1ste Singularperson des Präs. Ind. beschränke (Nouveau journal asiat. T. XIV. p. 378. 379). Hr. Brosset glaubt nämlich in georgischen Verben auf *aw*, *ew*, *ow* die griech. Conjug. auf αω, εω, οω, und in solchen auf *m* (im Falle das *m* nicht das Verbum durch alle Tempora begleitet) die Conjug. auf μι und die armenische und persische auf *m* zu erkennen (l. c. p. 395. 396). Diese vermeintliche Analogie ist aber nur eine täuschende, oder kaum eine täuschende, denn der Umstand, dafs das *m* von *w-suam* oder *w-swam ich trinke* (s. Brosset's Gramm. p. 114) im Perfect, Fut. und Imperat. verloren geht, gibt nicht das mindeste Recht, es mit der griech. Personal-Endung μι oder mit dem armen. und persischen *m* zu identificiren, da es das Präs. durch alle Personen der beiden Zahlen begleitet, eben so das Imperfect und Plusquamperfect. Auch begegnen wir ihm wieder in den Participien und dem Infin. *sma*, wo die Sylbe *wa* von *w-swam* übersprungen ist. Ja man hat ein Recht, es zur Wurzel zu ziehen, wenn es auch an manchen Stellen der Conjug. verloren geht, wie z. B. im Zend die Wurzel *zan* schlagen im Potentialis ihr *n* unregelmäfsiger Weise aufgibt, daher *upa-zôit* er schlage (mit der Präp. *upa*). Auch stellt Hr. Dr. Rosen für das Lazische eine Wurzel *s'um* sich berauschen (betrinken) auf (S. 21), die, wir zweifeln nicht, mit dem georg. *swam* trinken identisch ist.

Können wir aber nicht mit Hrn. Brosset im Georgischen die griechische Conjugation auf μι und ω entdecken, so glauben wir doch durch eigene Beobachtung Beweise genug gefunden zu haben, die uns veranlassen, die iberischen Idiome in den Kreis der indo-europäischen Sprachfamilie zu ziehen. Unsere Beweise erstrecken sich über alle Theile des sprachlichen Organismus, über Declination im Allgemeinen, über Pronominalbiegung und Pronominalstämme, über Zahlwörter und die Flexion der Verba durch Personen, Tempora und Modi.

Da es eine Sache von höchster Wichtigkeit ist, zu entscheiden, ob man einen Volksstamm, wie den iberischen im Kaukasus, auf sich selbst müsse beruhen lassen, oder ob man ihm durch seine Sprache, das einzige Mittel, die Urverwandtschaft der Völker zu enthüllen, der grofsen Völker-Familie, die wir die indoeuropäische nennen, einverleiben könne, so mag es erlaubt sein, hier vorzüglich von dem Gesichtspunct der sprachlichen Verwandtschaft das Lazische und seine georgische Schwester zu betrachten, mit gele-

Digitized by Google

gentlichen Seitenblicken auf das Ossetische. Im Declinationssystem treten bei den iberischen Idiomen die Ueberlieferungen aus der sprachlichen Urzeit und somit die Begegnungen mit dem Sanskrit klarer hervor als beim Ossetischen, doch haben sie eben so wie dieses die Zeichen des Nominativs und Accus. sing. verloren, und diese Casus sind daher gleichlautend wie bei unseren deutschen Substantiven. So entspricht z. B. in dem vom Verf. S. 5 aufgestellten Muster *sugha* *) Meer als Nom. dem skr. *sâgara-s* (mit Verlust der Schlufssylbe) und als Accus. dem skr. *sâgara-m*. Im Osset. entspricht *migh* (so schreibt Rosen für *mich* bei Klaproth) im Sinne von *nubes* dem skr. *mêg'a-s* und im Sinne von *nubem* dem skr. *mêg'a-m*. Den Endvocal des Stammes hat das Osset. eingebüfst, wie dies auch im German. bei der entsprechenden Wortklasse der Fall ist, indem z. B. das goth. *vulf'-s*, *vulf'* (*lupus*, *lupum*) dem litth. *wilka-s*, *wilka-n* und skr. *vrka-s*, *vrka-m* gegenüber steht. Im Osset. entspricht *biragh* als Nom. und Accusativ. An einem einzigen Worte hat jedoch das Osset. die alte Accusativ-Flexion gerettet, nämlich in *ma-n* mich, welches offenbar mit dem skr. *mâ-m* (vor T-Lauten *mâ-n*) identisch ist, woran sich auch der pers. Nomin. *men* anreiht.

Auch in der georgischen Pronominal-Declination finden wir einige merkwürdige Formen, die das Accusativ-Zeichen geschützt, aber auch zugleich in den mit dem Acc. jedesmal gleichlautenden Nomin. übertragen haben, ohne es jedoch auch anderen Casus mitzutheilen. So entspricht *ima-n* jenen (auch jener) vortrefflich dem skr. *ima-m* (vor T-Lauten *iman*) diesen, und *ama-n* diesen (dieser) dem skr. *amu-m* jenen. Hierher gehört noch *wi-n* wen, wer (Genit. *wi-sa*). Erwägt man, dafs die Gutturale in manchen Sprachen sich gern mit einem beitretenden w-Laute verbinden, wie dies gerade beim Interrogativ im latein. *quis* und goth. *hvas* (= skr. und litth. *kas*) althochd. *huer* (*hwer*) der Fall ist, ferner, dafs oft der Grundlaut vor dem herbeigezogenen Hülfslaute verloren geht, wie z. B. in unserem *wer*, im lat. *vermis* aus *quermis* = skr. *krmi-s* aus *karmi-s*, osset. *kalm*, litth. *kirminis*, irländ. *cruimh*: so wird man leicht in dem georgischen *win* (*wer*, *wen*) einen Verwandten des gleichbedeutenden deutschen Wortes erkennen, zumal da, was den Vocal anbelangt, auch im Sanskrit neben dem Hauptstamme *ka* eine Form *ki* besteht, wovon unter andern *kim* was (als Nom. und Acc.), und woran sich das lat. *quis*, *quid* anreiht.

Ist aber der alte Accusativ-Charakter dem Georgischen nur an drei Pronominalstämmen verblieben, und im Lazischen spurlos untergegangen, so hat sich dagegen die Genitivflexion im iberischen Sprachgebiete um so standhafter behauptet und zwar in einer Form, die sich recht deutlich als ein Ureigenthum der grofsen indo-europäischen Sprachfamilie zu erkennen gibt. Im Lazischen enden die Genitive aller Substantive und der Pronomina 3ter P. auf *s'i*, also *sughá-s'i* des Meeres = skr. *sâgara-sya*. Die Endung *sya* (*sja*) hat also ihren Endvocal abgeworfen und den vorhergehenden Halbvocal vocalisirt, wenn nicht etwa der letztere übersprungen, und das *i* von *s'i* eine Schwächung des schliefsenden *a* ist.

Man sage nicht, dafs im Skr. die Endung *sya* auf die Stämme auf *a* beschränkt sei, sonst aber das *s* die Form schliefse. Auf einen ausgedehnteren Umfang der volleren Endung deutet jedoch die Pronominal-Declination, namentlich die Form *amu-s'ya* (euphonisch für *amusya*) illius, wozu merkwürdig das gleichbedeutende lazische *hamú-s'i* stimmt, dessen anfangender Hauch offenbar unorganisch ist — wie z. B. im griech. ἑκάτερος = skr. *êkataras* — und auch in der entsprechenden georgischen Form *ami-sa* (auch *ami-si* und *ami-s*) *hujus* fehlt. Im Pali erstreckt sich die Endung *ssa*, welches durch Assimilation aus *sya* (*sja*) entstanden ist, auf alle Arten von männlichen und neutralen Substantiven und Adjectiven; man sagt nicht nur *pâda-ssa* des Fufses = skr. *pâda-sya*, sondern auch *aggi-ssa* des Feuers = *agnê-s*, und *b ânu-ssa* der Sonne = *b'ânô-s*. Consonantisch endigende Stämme gelangen im Pali zur Endung *ssa*, indem sie entweder den Endconsonanten des Stammes abwerfen, oder ihm ein *a* beifügen, z. B. *dantin* Zähne habend bildet im Genit. sowohl nach skr. Princip *dantinô* (aus *dantin-as*) als auch *danti-ssa*, *pac'ant*, *pac'at* kochend bildet *pac'anta-ssa* und *pac'at-ô* = skr. *pac'at-as*.

*) Ich bezeichne durch *s* den gelinden Zischlaut, den der Vf., der sich zugleich der arabischen Schrift bedient, durch *z*, nach französischer Aussprache, gibt. In der Benennung der lazischen (lasischen) Sprache selbst wollte ich mich jedoch von der Schreibart des Verf.'s hier nicht entfernen. Das georg. *sghua* Meer scheint eine Umstellung von *sugha* zu sein.

Digitized by Google

Von Femininen ist im Pali die Endung *ssa* ausgeschlossen; das Lazische aber, welches, wie das Georgische, keine Geschlechter unterscheidet, und, wie es scheint, die männliche Declination zur allgemeinen gemacht hat, dehnt darum auch die Endung *śi* auf Wörter aus, die von Natur weiblich sind. Daher *bosó-s'i* des Mädchens, dem man das skr. *putra-sya* des Sohnes zur Seite stellen könnte, mit Berücksichtigung, dafs das *t* von *putra* (Fem. *putrî* Tochter) auch im pers. *puser* Knabe zu einem Zischlaut sich geschwächt hat.

Werfen wir nun einen Blick auf den osset. Genitiv, so leistet uns der Verf. in seiner früher erwähnten Schrift schon dadurch einen wesentlichen Dienst, dafs er uns sagt, was wir durch Klaproth nicht erfahren, dafs der in Rede stehende Casus zugleich ein Locativ ist. Nun liegt es nahe, in den ossetischen Genitiv-Locativen, welche sämmtlich auf *i* enden, den skr. Locativ-Charakter *i* zu erkennen, welcher mit einem vorhergehenden *a* zu *ê* zusammengezogen wird, daher z. B. von *mêg'a* Wolke der Loc. *mêg'ê*, wofür im Ossetischen *mighi* (der und in der Wolke). Das erste *i* für skr. *ê* = *a* + *i* bürgt dafür, dafs auch das letzte als Vertreter des letzten Gliedes des skr. Diphthongs aufgefafst werden dürfe, wenngleich die im Sanskrit überwiegende Wortklasse auf *a* im Osset. ihren Endvocal auch im Nom. und Acc. eingebüfst hat.

Für *rkś'a-s*, *rkś'a-m* (*r* aus *ar*) *ursus*, *ursum* steht im Osset. *ars*, dessen Genitiv-Locat. *arsi* (= skr. *rksê* aus *rkś'ai*) merkwürdig zum lat. *ursi* stimmt, eine Begegnung, die nicht zufällig ist, da die latein. Genitive der 1sten und 2ten Declination und der geschlechtlosen Pronomina ebenfalls auf den skr. Locativ sich stützen. Man vergleiche *tu-i* mit dem skr. *tvay-i* in dir und dem osset. *daw-i* deiner, in dir, welches letztere hinsichtlich des Stammes mit dem litthauischen flexionslosen Dativ *taw*, abgesehen von der Verschiebung der Tenuis zur Media, identisch ist *). Ganz spurlos scheint jedoch der alte Genitiv im Ossetischen nicht untergegangen zu sein; wir glauben einen einzigen Ueberrest in *echi ejus* entdeckt zu haben, welches dem Sinne nach als Genit. von dem an das zendische *ava* dieser sich anschliefsenden *ui* (aus *va*) er erscheint. Wir theilen *e-chi* und erkennen in *chi* die im Zend gelegentlich statt des skr. *sya* vorkommende Endung *khyâ*, in dem *e* aber den sanskritisch-zendischen Demonstrativstamm *a*, dessen *a* man im Osset. auch unverändert findet, namentlich in *abon* heute, d. h. diesen Tag, ein schönes Ebenbild des skr. gleichbedeutenden *a-dya* *).

Um aber wieder zum Lazischen zurückzukehren, so hat hier der Dativ, der zugleich die Stelle des Locativs vertritt, die Endung *s*, daher *sugha-s* dem und in dem Meere, *boso-s* dem und in dem Mädchen. Diese Formen erscheinen uns beim ersten Anblick sehr eigenthümlich, bei näherer Betrachtung aber zeigen sich zwei Wege, die sie zur indo-europäischen Grammatik hinführen. Man kann das *s* für ursprünglich identisch mit der Genitiv-Endung *śi* erklären, zumal im Georgischen der Dativ-Locativ eben so wie der Genitiv die Endung *sa*, oder auch, bei Eigennamen und Demonstrativen, ein blofses *s* hat (*mami-sa* des Vaters, *mam-sa* dem und in dem Vater, *imi-sa*, *imi-si* und *imi-s illius*, *ima-s illi*). Man kann aber auch, was wir vorziehen, an die Pronominal-Declination sich wenden, woran im Pali und Prâkrit auch die Substantive Theil nehmen. Hier stimmt nun das lazische *hamu-s* jenem und das georgische *ama-s* diesem vortrefflich zum skr. *amu-śmâi* jenem, an dessen Ausgang *smâi* sich in verstümmelter Form auch das *m* unserer deutschen Pronominal-Declination anreiht, wofür im Gothischen *mma*, durch Assimilation aus *sma*, und im altpreufsischen *mu* steht. Für das lazische *súgha-s* dem Meere hat man sich also ein sanskritisches *sâgara-smâi* zu denken. Man vergleiche auch die gothischen Dative *mi-s* mir, *thu-s* dir und *si-s sibi*, die ein ganz iberisches Ansehen haben, und deren *s* anderwärts ebenfalls auf das skr. Anhängepronomen *sma* zurückgeführt worden, welches im Pali und Prâkrit auch im Singular der Pronomina der 1sten und 2ten P. vorkommt.

*) *Daw-i* oder *dach-i* gibt Rosen, Klaproth aber *da*, was weniger Anspruch auf Echtheit hat, da der flexionslose Accus. *daw* lautet.

*) Das osset. *bon* Tag enthält die zweite Sylbe des skr. *divan*, und verhält sich zu diesem beinahe wie das lateinisch-zendische *bis* zum skr. *dvis* zweimal.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 72.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1844.

Ueber die Sprache der Lazen von Dr. Georg Rosen.

(Fortsetzung.)

Aus diesem *sma* erkläre ich auch das *n* der ossetischen Dative, wie *mighe-n* der Wolke; so glaube ich theilen zu müssen, denn das vorhergehende *e* entspricht dem skr. *a* des Stammes *mêg'a*. Dafs aber das *n* der osset. Dative eine Entartung von *m* ist, hat der Verf. mit Recht aus dem Plural gefolgert, der dieselben Casus-Endungen hat wie der Sing., aber im Dativ neben *n* auch *m* zeigt. Stellte man nun auch dem Sing. sein ursprüngliches *m* wieder her, so würde *mighe-m* fast in deutschem Gewande erscheinen (*de-m jene-m*, *grofse-m*, *kleine-m*). Die georgisch-lazischen und ossetisch-deutschen Dative aber ergänzen sich einander wechselseitig, indem die ersteren von dem skr. Anhängepronomen *sma* das *s*, die letzteren den Nasal bewahrt haben, der in dem osset. Adverbium *k'a-mi* wo?, welches sehr schön dem skr. interrogativen Locativ *ka-smin* entspricht, seiner Urform treu geblieben ist, offenbar wegen des folgenden Vocals. So stimmt auch *a-mi* hier zum skr. Locativ *a-smin* in diesem.

Das Lazische hat einen eigenthümlichen, vom Vf. Motativ genannten Casus, der sowohl die Entfernung von einem Orte als die Bewegung wohin ausdrückt. Er steht, wie im Lateinischen und Sanskrit der Ablativ, auch bei Comparativen, um das Verhältnifs als auszudrückeu, dem ebenfalls der Begriff der Entfernung zum Grunde liegt; wir halten daher die ablative Bedeutung für die ursprüngliche des lazischen Motativs und glauben seine Endung *sa* mit dem skr. ablativen *-smât* der Pronomina dritter Person vermitteln zu dürfen, welches im Pali in der Form von *smâ* oder *mhâ* (umstellt aus *hmâ*) auch an Substantiven vorkommt. Man vergleiche also *sugha-sa* von und nach dem Meere mit dem pali'schen *sâgara-smâ* (oder *sâgara mhâ*), wofür auch nach der skr. substantiven Declin. *sâgarâ* gesagt wird, mit Verlust des *t* von *sâgarâ-t*, da *t* am Wort-Ende im Pali und Prâkrit, wie im Griechischen, überall gewichen ist.

Da das ablative Verhältnifs an das instrumentale angrenzt, und der lateinische Ablativ zugleich den Instrumentalis vertritt, wie wir auch unsere Präposition von sowohl zur Umschreibung des skr. Ablat. als des Instrumentalis gebrauchen, so darf man wohl auch den iberischen Instrumentalis mit dem skr. Ablativ vermitteln. Er endet im Georgischen auf *t'a* und im Lazischen auf *te*, also *sughá-te* durch das Meer, von dem Meere, gegenüber dem skr. *sâgarâ-t*. Ist die Vergleichung richtig, so ist der vocalische Ausgang ein unorganischer Zusatz, wie z. B. im goth. Accus. masc. und im Nom. Accus. neut. der Pronomina, wo z. B. *tha-na* dem skr. *ta-m* und griech. τόν, *tha-ta* dem skr. *ta-t* und griech. τό für το-τ entspricht. Hat aber das *a*, *e* des georgisch-lazischen *-t'a*, *-te* eine festere Begründung, so kann man diese Endung auf das skr., offenbar mit der Ablativ-Endung *t* verwandte, ebenfalls die Entfernung von einem Orte ausdrückende Suffix *tas* zurückführen, welches häufig die Stelle der Ablativ-Endung vertritt. Nach der von Klaproth herausgegebenen georgischen Grammatik eines italienischen Missionars (bei Brosset p. 1—113) findet man bei Pronominen auch die Endung *sit'* oder *sit'a* statt eines blofsen *t'* oder *t'a*. Diese Form, wenn sie auch in der Büchersprache nicht vorkommt, sondern vielleicht einem Volksdialekt angehört, führt wiederum zu dem skr. Anhängepronomen *sma*, Ablat. *smâ-t*, z. B. von *amu-s'mât* (euphon. für *-smât* durch den Einflufs des *u*) von jenem, *ka-smât* von wem? Zu ersterem stimmt (l. c. S. 44) *ami-sit'* „*de, par ce*," zu letzterem *wi-sit'a* „*de, par qui?*" (l. c. S. 49) nach früherer Bemerkung aus *kwi-sit'a*. Das *i* von *sit'*, *sit'a* für

Digitized by Google

â des skr. *smât* kann nicht befremden, da *â*, sobald es sich zu *a* gekürzt hat, von hier aus leicht zu *i* sich schwächen kann, wie auch, meiner Meinung nach, das *i* der georgischen Genitive wie *mami-sa* des Vaters und der Instrumentale wie *mami-t'a* von und durch den Vater nichts anders als die Schwächung des *a* des Stammes *mama* ist, der im Nominativ und Acc. ohne Endung erscheint. Zu Gunsten dieser, von Brosset, welcher den Vocal *i* der Casus-Endung zutheilt (Vorr. S. XXIV), abweichenden Ansicht, spricht das Lazische, welches im Vortheil vor dem Georgischen sowohl *a* als andere Vocale des Stammes vor den Consonanten der Casus-Endungen unverändert läfst. Es verhält sich also das georgische *mami-sa* des Vaters (für *mama-sa*) zu lazischen Genitiven wie *sughá-s'i* (= skr. *sâgara-sya*), wie z. B. das gothische *vairi-s* des Mannes (vom Stamme *vaira*, Nominativ *vair*) zum altsächsischen *wëra-s* und skr. *vara-sya*.

Um wieder zum Instrum. zurückzukehren, so bietet die Grammatik von Ghai (s. Vaters Vergleichungs-Tafeln S. 185 ff.) eine Form auf *smier* dar, die vielleicht einem Volksdialekt angehört, uns aber sehr wichtig wäre, wenn sie wirklich irgendwo Gültigkeit hätte. Von *igi* er lautet (l. c. S. 197) der Gen. *mi-si*, (vgl. Brosset S. XXXIX. 4.) der Dat. *mi-s* und der Instr. *mi-smier*. Die drei letzten Formen sind höchst wahrscheinlich nur Verstümmelungen von *imi-si imi-s*, *imi-smier* und gehören also zum skr. Demonstrativstamme *ima*, welcher im Ablativ, wenn er in diesem Casus gebräuchlich wäre, *ima-smât* bilden würde, worauf sich die im Pali nach Clough (S. 58) wirklich vorkommende Form *ima-smâ* stützt. Die iberische Form *mi-smier* aber würde uns, wenn sie echt ist, das skr. Anhängepronomen *sma*, woran sich die wahren Casuszeichen ansetzen, in einer treueren Gestalt überliefern, als die oben erwähnten georgischen Formen auf *sit'*, *sit'a* und der lazische Motativ auf *sa*, denen das *m* entwichen, welches in *mi-smier* erhalten ist, dessen *r* sich aus dem *t* von *-smât*, durch die Vermittelung von *d* erklären liefse, da *d* sehr leicht zu *r* oder *l* sich schwächt.

Im Ossetischen endet der Ablativ, der hier zugleich Instrumentalis ist, auf *ei*, dessen *i* wir als Vocalisirung oder Ersetzung eines früher dagewesenen Cons. ansehen, ungefähr wie im griech. τιθείς für τιθέν-ς, κτείς für κτένς, oder, was unseren Fall näher berührt, wie in provenzalischen Formen wie *fraire* für *fratre*, *noirir* für *notrir* (*nutrire*), *peira* für *petra* (Diez I. p. 225). Wir erklären demgemäfs z. B. *mighei* von der Wolke aus *mighe-t* und geleiten es so zum skr. *mêg'â-t*. Das *e* von *mighei* ist also stammhaft, wie im Dat. *mighe-n*, und entspricht dem *a* des Sanskritstammes *mèg'a*. Bei Stämmen aber, welche ursprünglich mit einem Cons. enden, wie *art* Feuer, eine Umstellung von *atr* (vgl. den zendischen Nomin. *àtar-s*), mufs man das *e* des Ablat. mit dem Bindevocal *a* identificiren, der im Zend bei consonantisch endigenden Stämmen dem *t* des Ablat. vorgesetzt wird. Es entspricht also *art-e-i* von dem Feuer dem zend. *âthr-a-t*.

Der Plural wird im Lazischen durch die Sylbe *pe* bezeichnet, welches als allgemeiner Charakter der Vielheit gilt, und woran sich dieselben Casus-Endungen wie im Sing. anschliefsen, während der Nom. und Acc., ebenfalls wie im Sing., ohne Casus-Endung sind; z. B. *sugha-pe* die Meere, Gen. *sugha-pés'i*, Dat. *sughá-pes*. Bei den Pronominen kommt jedoch dieser Vielheits-Ausdruck *pe* nicht vor, sondern die der 3ten Person haben *ni* als Endung des Nom. und Acc.; z. B. *hí-ni ii*, *eos*, wie mir scheint, eine Verstümmelung von *himú-ni*, wie *há-ni illi*, *illos* statt *hamíni*. Man vergleiche die skr. Accusative *imân hos*, *amûn illôs*. Brosset (XXXIX. 3.) erinnert hinsichtlich der Plural-Endung *ni*, die sich im Georg. auch auf Substantive und Adjective erstreckt, an die skr. Neutral-Endung *ni*, indem er das im Georg. vorauszusetzende *imani* mit dem im Skr. wirklich bestehenden *imâni hac* vergleicht. Wir glauben aber, dafs Sprachen, die den Geschlechts-Unterschied verloren haben, in den, allen Geschlechtern gemeinschaftlichen Formen sich eher an das alte Masc. als an das Fem. oder Neutrum anschliefsen, wie auch im Sanskrit die geschlechtlosen Pronom. der beiden 1sten Personen in ihren Accusativen *asmân*, *yus'mân* und in den vêdischen Nominativen *asmê*, *yus'mê* männliche Formen zeigen. Wir betrachten also bei der georgisch-lazischen Endung *ni* das *i* lieber als einen unorganischen Zusatz, der auch bei den Pron. der ersten und zweiten P. fehlt, in sofern wir Recht haben, das *n* von *c'wen* ἡμεῖς, ἡμᾶς, t'k'wen ὑμεῖς, ὑμᾶς mit der gewöhnlichen Endung *ni* zu identificiren. Man berücksichtige auch, dafs das *n* in der

Digitized by Google

skr. Neutral-Endung *ni*, z. B. von *imâ-n-i* nur eine euphonische Einschiebung, das i aber die Schwächung eines älteren *a* ist, welches das Zend in Gemeinschaft mit dem Griech., Lat., Goth. und Slawischen in seiner Urgestalt erhalten hat. Ist unsere Ansicht gegründet, so darf man auch das georgische *isi-ni* sie (aus *isa-ni*) in Stamm und Endung mit dem persischen *îśân* sie, jene identificiren, wozu das Skr. den Stamm *êśa* liefert, der nur im Nom. sing. gebräuchlich ist, im Acc. pl. aber, wenn er darin gebräuchlich wäre, *êśân* bilden würde. Es hängt damit auch das georgische singulare *es* oder *ese* dieser zusammen. In den obliquen Casus des Sing. und im ganzen Dual und Plural wird der Sanskritstamm *êsa* durch *êta* ersetzt, und hieran reiht sich, wie mir scheint, das osset. *udon ii*, *eos*, in dessen anfangendem *u* man eine Schwächung des im skr. Diphthong (*ê* = *ai*) enthaltenen *a* erkennen darf, in dem schliefsenden *n* aber erblicken wir wieder das skr. *n* des männlichen Plural-Accusativs; also *udon* = *êtân hos*. Im Ossetischen aber hat das schliefsende *n* kein Bewufstsein mehr von seiner ursprünglichen Bestimmung zur Bezeichnung eines bestimmten Casus, sondern es ist gleichsam eine Versteinerung und läfst sich den Zutritt anderer Casus-Endungen gefallen, um den Locativ-Genitiv, den Dativ und Ablativ-Instrumentalis durch die singularen Casus-Endungen auszudrücken, die an das *n* sich anschliefsen, wie im Georgischen und Lazischen an die Sylbe *bi*, *pe*.

Das georgische *igi* er (plur. *igi-ni*) dürfte mit dem skr. *ayam* (*ajam*) dieser zu vermitteln sein, da *j* leicht zu *g* erhärtet, wefshalb sich auch *g'ame* Nacht mit dem skr. *yâminî* (von *yâma* Nachtwache) vergleichen läfst, während die mingrelische Benennung der Nacht, *seri*, vielleicht zu *sâyâ* (*sâjâ*) Abend, und das suanische *leet* zu *râtri*, im Pali *ratti* Nacht zu gehören scheint, da die Halbvocale leicht mit einander vertauscht werden. Bei dieser Gelegenheit mag auch das georg. *dila* Morgen mit dem skr. *dina* Tag verglichen werden. Die beiden Wörter verhalten sich zu einander hinsichtlich ihrer Liquidae, wie das latein. *alius* zum skr. *anyas* der andere. Die Verwandtschaft des *r* mit *v* (*w*) und *j* könnte uns zu einer Erklärung des georgisch-lazischen *ra* was? führen. Steht das *r* hier für *w*, so ist *ra* verwandt mit dem früher erwähnten und aus *kwin* erklärten *win* wer, wen, dessen *w* sich im lazischen *mi* zu *m* erhärtet hat, wie in der vom Verf. angeführten lazischen Wurzel *murd* wachsen, worin man leicht das gleichbedeutende skr. *vard'* (*vrd'*) erkennt. Steht das *r* von *ra* was? für *j*, so reiht sich dieses Interrogativ an den skr. Relativstamm *ya* (*ja*), und es kann dann auch die georg. Conjunction *rat'a* dafs mit dem gleichbedeutenden skr. *yat'â* (ursprünglich wie) verglichen werden.

Werfen wir nun einen Blick auf die Pronomina der 1sten und 2ten Person. Von ersterem lautet im Lazischen der Nom. und Acc. *ma* und diese Sylbe ist im Skr. das Thema der obliquen Casus des Singulars; der Acc. verlängert jedoch das *a* und lautet *mâm* oder *mâ*, an welches letztere wir am liebsten das lazische *ma* anreihen. Zu *mâm* aber stimmt, wie bereits bemerkt worden, der ossetische Acc. *man*, welcher den übrigen obliquen Casus als Thema dient (Loc. Gen. *man-i*, Abl. Instr. *man-ei*), während der Nom. *as* an das skr. *aham* ich und noch genauer an das zendische *asëm* (*azëm*, *z* ein gelindes *s*) und litthauische *asz* sich anschliefst. Zum persischen *men* ich (seiner Herkunft nach ein Acc.) stimmt, hinsichtlich der Entartung des alten *a* zu *e*, das georg. *me* ich, mich.

Im Plural steht das lazische *śku* wir, uns gegen den Singular *ma*, und so im Georg. *c'uen* gegen *me* in einem sonderbaren Contrast. Doch scheint uns eine Vereinbarung der beiden Zahlen hinsichtlich des Stammes möglich, ja wir zweifeln nicht, dafs das *u* von *śku*, *c'uen* die Vocalisirung eines *w* sei, dieses aber eine Erweichung von *m*, wie sie auch in dem kymrischen Zweig des Celtischen erstaunlich häufig und zwar nach bestimmten Gesetzen, vorkommt. Zugleich müssen wir darauf aufmerksam machen, dafs beim Verbum im Georgischen wie im Lazischen die erste P. sowohl im Sing. wie im Plural durch ein präfigirtes, oder zwischen ein Präfix und die Wurzel eingeschobenes *w*, gelegentlich auch im Georg. (besonders im Plusquamperfect) durch *m* und im Lazischen vor Consonanten durch *b* ausgedrückt wird. Wir erkennen also blos in dem *u* des lazischen *śku* wir, uns den Ausdruck der ersten Person und *śk* gilt uns als ein Präfix, welches in den obliquen Casus des Singulars in der volleren Gestalt *śki* erscheint (Genitiv *śkimi*, Motat. *śki-minde*). Im Georgischen lautet das Präfix, dessen Ursprung wir nicht zu ergründen wissen, im Singular *c'e* — z. B. *c'e-m'-sa* mir, *c'e-mi-th*

Digitized by Google

mit mir, durch mich — und hat im Plural *c'-uen* ebenfalls seinen Vocal verloren. Das *n* dieser Form ist oben mit dem skr. *n* des Plural-Acc. vermittelt worden.

Das Pronomen der 2ten P. lautet im Georgischen *s'en*, im Lazischen *s'i*. Der Zischlaut ist offenbar, wie der des griech. σύ, die Entartung eines ursprünglichen *t*, das *n* aber von *s'en* du, dich erklärt sich leicht aus dem *m* des skr. *tvam* du oder des Acc. *tvâm*; es ist jedoch versteinert oder mit dem Stamm verwachsen, und läfst sich daher, wie das osset. *n* von *man* mich, durch die hinzutretenden übrigen Casus-Endungen nicht verdrängen; daher lautet z. B. der Dat. *s'en-sa*, welches man hinsichtlich seiner Endung mit dem palischen *tu-mhan* aus *tu-sman* und mit dem gothischen *thu-s* vergleichen möge. Der Plural trägt, wie bei der 1sten P., das Ansehen, einem anderen, dem indo-europäischen Sprach-Reiche fremden Stamme anzugehören. Wir zweifeln jedoch nicht, dafs in *t'kwen* und im lazischen *tqua* der Anfangsconson., ebenso wie bei der 1sten P., einem seines Vocals beraubten Präfixe angehört, und dafs also die wahre Personbezeichnung mit dem Guttural beginnt, wobei wir daran erinnern müssen, dafs auch die Worttheile, welche im georgischen Verbum die 2te Person ausdrücken, meistens mit einem Guttural anfangen, oder aus einem blofsen Guttural bestehen. Dieser ist entweder ein *k'*, z. B. in *k'-ar* du bist gegen *w-ar* ich bin; oder ein *g*, z. B. in *g-gonia* du denkst gegen *m-gonia* ich denke; oder ein *h*, z. B. in *s'e-h-kraw* du bindest gegen *s'e-w-kraw* ich binde.

Was nun den Ursprung des Gutturals der 2ten P. anbelangt, so halten wir denselben für die Entartung, nicht des *s'* von *s'en* du, sondern des Urlautes *t*; wobei es wichtig ist, zu beachten, dafs auch bei manchen anderen stammverwandten Sprachen gerade bei dem Pron. der 2ten P. eine Vertauschung des *t* mit *k* vorkommt. Man berücksichtige z. B. im Armenischen das Verhältnifs von *kho* deiner, *khez* dir und der übrigen obliquen Casus zum Nom. *tu*. — In dem osset. *s'mach* ὑμεῖς, ὑμᾶς (nach Klaproth *smach*) erkennen wir die letzte Sylbe des skr. Pluralstammes *yus'ma* (*s'* euphon. für *s*) und glauben, dafs auch *mach* ἡμεῖς, ἡμᾶς an *asma* sich anschliefse, also ein anlautendes *a* und der Zischlaut des Anhängepron. *sma* verloren gegangen sei, letzteres wie z. B. in *k'amei* woher? = skr. *kasmât*. Das *ch* der osset. Formen scheint räthselhaft. Wir möchten nicht an den Guttural der armen. Plural-Flexionen denken, sondern lieber daran, dafs im Osset. auch an manchen anderen Stellen, wo man ein *n* erwarten sollte, ein Guttural, wenn auch die Media, gefunden wird. So entspricht z. B. *fandag* Weg dem skr. *pant'an* (Thema der starken Casus) und die Participia Präs. auf *ag* reihen sich an den skr. Nov. masc. auf *an*. Man vergleiche z. B. *farsag* fragend mit dem zend. *pĕrĕs'an-s*, skr. *prc'c'an* und pers. *pursân*. Vielleicht lautete *farsag* früher *farsang*, so dafs dem *n* ein Guttural zur Seite getreten, — wie z. B. in unserm deutschen jung gegenüber dem skr. *yuvan* (Gen. *yûn-as*) und lat. *juvenis* (*junior*) — später aber der Guttural allein zurückgeblieben wäre. Man berücksichtige noch, dafs man auch im Zend gelegentlich, und zwar gerade im Acc. pl., *ng* statt eines schliefsenden *n* findet (s. Vergleich. Gramm. §. 254. Anm. 3). Wir sind darum geneigt, die osset. Formen *mach* ἡμεῖς, ἡμᾶς *s'mach* ὑμεῖς, ὑμᾶς auf die skr. Acc. *asmân*, *yus'mân* zurückzuführen und das *ch* als Verschiebung von *g*, dieses aber als Ueberrest von *ng* zu erklären.

Die iberischen Zahlwörter scheinen beim ersten Anblick jedem Versuche, sie in den indisch-europäischen Sprachkreis einzuführen, zu widerstehen. Bei näherer Betrachtung aber mildert sich allmählig die Härte des Widerspruchs, und wir glauben behaupten zu dürfen, dafs unter den zehn Grundzahlen keine einzige sei, die nicht auf irgend einem Wege zu der fernen Heimath des Sanskrit oder Zend zurückgeführt werden könnte. Zunächst wollen wir zwei Zahlen herausheben, die am deutlichsten auf ihre Abkunft hinweisen. Die Zahl 6 lautet im Georg. *ek'wssi*; dies scheint dem skr. *s'as'* ziemlich fern zu stehen; letzteres ist aber, wie uns scheint, eine Verstümmelung von *ks'as'* und die entsprechende Zendform ist *csvas*. Hieraus erklärt sich sehr befriedigend sowohl der Guttural wie das *w* des obigen *ek'wssi*, welches als Umstellung von *ek'swsi* gefafst werden kann. Das anfangende *e* mufs als Hülfsvocal gelten, wobei zu beachten ist, dafs auch im Persischen, da wo die verwandten Sprachen zwei verbundene Consonanten im Anlaute haben, entweder ein Hülfsvocal vorgesetzt oder eingeschoben wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 73.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1844.

Ueber die Sprache der Lazen von Dr. Georg Rosen.

(Fortsetzung.)

Im Osset. lautet die Zahl 6 nach Klaproth *achses*, nach Rosen *achsas*, also ebenfalls mit vorgeschobenem *a*, im Uebrigen dem zend. *csvas* sehr nahe stehend. Das lazische *as* würde man kaum für sich allein, ohne die dazwischen liegenden Mittelglieder, mit diesem *csvas* zu vergleichen wagen. Auch das mingrelische *apchśui* hat durch sein *p* ein ziemlich originelles Ansehen gewonnen. Vielleicht hat sich der Guttural zuerst verdoppelt, und ist dann der erste durch *p* ersetzt worden. Die suan. Form *usgwa* ist wahrscheinlich eine Umstellung von *ugswa* oder *ukswa*, mit Verlust des schliefsenden *s* des zend. *csvas*. Die Zahl 7 lautet im Georgischen *swidi*, was man nur als Umstellung von *siwdi* aufzufassen hat, um dem skr. *sapta* (Thema *saptan*) sehr nahe geführt zu werden; das *w* stellt sich somit als Erweichung eines *p* heraus, wofür im Gothischen *b* (*sibun*), im Englischen *v* (*seven*). Die ossetische Form *awd* gleicht der georgischen durch ihr *w* für *p* und *d* für *t*, steht aber gegen dieselbe im Nachtheil durch den Verlust des anfangenden Zischlauts, im Vortheil jedoch durch den Schutz des ursprünglichen *a*, welches sich in den iberischen Sprachen, wie in den germanischen, zu *i* geschwächt hat. Die mingrelische Form ist *śqwithi*, die suanische *iśgwit*, mit vorgesetztem Hülfsvocal, wie z. B. im persischen *i-sthâden* stehen; das Laz. zeigt *śkit*. Die drei letzten Formen haben dem Zischlaut einen Guttural zur Seite gesetzt, wegen der Beliebtheit der Verbindung dieser bei den Organe. Im umgekehrten Falle scheint im suan. *eśgu* eins dem Guttural des skr. *ĕka* ein Zischlaut vorgetreten zu sein. Mit diesem *eśgu* steht aber der Ausdruck der Einzahl der übrigen iberischen Dialekte nicht im Zusammenhang; er lautet im Lazischen *ar*, im Mingrel. *arti* und im Georgischen *erti*. Wir glauben in diesen Formen die skr. Ordnungszahl *praťama* zu erkennen, mit Verlust der Endsylbe und des Anfangsconsonanten. Am wenigsten kann die Umstellung der Sylbe *ra* zu *ar*, *er* befremden, da kein Buchstabe leichter seine Stelle wechselt als *r*; man vergleiche in dieser Beziehung, sowie hinsichtlich des Verlustes eines anfangenden *p*, das Verhältnifs des armenischen *orti* Sohn zum skr. *putra*. Was die Vertretung einer Grundzahl durch eine ursprüngliche Ordnungszahl anbelangt, so berücksichtige man das Verhältnifs der slaw. Benennung der Zahl eins (*jedin*) zu einem Worte, welches im Skr. ebenfalls *primus* bedeutet (*âdi*).

In dem Ausdruck der Zahl zwei, suanisch *jeru*, georg. *ori*, fassen wir das *r* als Schwächung von *d*. So steht bei derselben Zahl das javanische *ro*, das tahitische *rua*, das madagassische *rui*, *rué* etc. dem neuseel. *dua*, mal. *dûa* und skr. *dva*, *dvi* gegenüber. Im Maldivischen heifst *ro-los*, für *do-dos*, zwölf. Der Anfangs-Vocal des georg. *o-ri* kann als Vorschlag gefafst werden, wegen der ursprünglichen Doppel-Consonanz von *dva*, *dvi*; und was das suanische *je-ru* anbelangt, so mag berücksichtigt werden, dafs auch im Slawischen sehr gewöhnlich ein *j* den vocalischen Anlauten vortritt, wie z. B. in dem eben erwähnten *jedin* = *âdi*, oder in *jestj* er ist = *asti*, ἐστί. Das *j* von *je-ru* leitet zu dem Zischlaut des mingrel. *shiri* und zu dem *ds* des lazischen *ds-ur* (aus *s-ru*). Aus *d* erklären wir auch am liebsten das *r* der Zahl 8, welche im Suanischen *ara*, im Mingrel. *ruo* und im Georg. *rwa* lautet. Die skr. Form ist *aśtau* oder *aśtan*, Nom. *aśta*, deren Zischlaut auch im bengalischen und hindostanischen *âṭ*, sowie im armen. *uth* verloren ist. Nimmt man nun eine Senkung der Tenuis zur Media an, so wird man von *ada* aus *ata* (*aśta*) leicht zu *ara* geführt. Da aber auch Zischlaute zu *r* werden, so könnte in *ara* auch das *ś* des skr. *aśta*

Digitized by Google

stecken. Was das *w* und *u* des georg. (*rwa* aus *araw*) und mingrel. *ruo* (aus *arou*) anbelangt, so müssen wir an den skr. Diphthong der Form *as'tâu* erinnern, woraus sich auch das lat. *v* von *octavus* erklärt. In der lazischen Form *ovro* ist durch die Versetzung des *w*-Lauts eine noch gröfsere Entstellung eingetreten. Ueberhaupt trägt in den iberischen Idiomen, wie auch im Ossetischen, die häufig eintretende Metathesis nicht wenig dazu bei, den Wörtern einen Anstrich von Originalität zu geben, der oft noch dadurch erhöht wird, dafs, wenn durch eine solche Umstellung zwei Consonanten in den Anlaut treten, ein vorzuschiebender Hülfsvocal nöthig wird. So mufs man von *arwad* Bruder, welches Klaproth in seiner ossetischen Wortsammlung anführt, zuerst das anfangende *a* lostrennen, dann aber *rwad* zu *wrad* umstellen. In dieser Form erkennt man aber leicht das skr. *b'râtar*, zendische *brâtarë*, das russische *brat*, welchem letzteren, wie dem Ossetischen, der Ausgang *ar* entwichen ist. Den Ausdruck *arw* Himmel, der sehr fremdartig klingt, kann man als Umstellung von *war* mit dem skr. *svar* vermitteln, mit Verlust des Zischlauts; *row* Brust führt als Umstellung von *wro* (für *uro*) zu *uras*; in *jews* Stute ist das skr. *as'va* Pferd, fem. *as'vâ*, nicht zu verkennen. In *arte* drei hat schon Klaproth eine Umstellung erkannt, also *rte* aus *tre*, und aus *rte* mit vocalischem Vorschlag, *arte*, in welcher Gestalt dieses Zahlwort als eine dem Ossetischen eigenthümliche Schöpfung erscheint. Auch die iberische Benennung der Zahl drei klingt sehr eigenthümlich; sie lautet im Georg. *sami*, im Mingrel. *sumi*, im Suan. *semi*. Wir glauben *sa-mi* etc. theilen zu müssen und fassen das *s*, wie im Persischen, als Schwächung eines ursprünglichen *t*, das *r* von *tri* (Nom. masc. *trayas*) ist untergegangen, ebenfalls wie im persichen *seh* und im bengal. *tin* und hindost. *tîn*. Was die Sylbe *mi* von *sa-mi* etc. anbelangt, so stammt sie vielleicht, wie das *mj* (*mi*) des slaw. *sed-mj* 7, *os-mj* 8 (Them. *sed-mi*, *os-mi*) und das *m* des lat. *septem*, *novem*, *decem*, von dem Suffix der Ordnungszahl (skr. *saptamas*, *as'ta-mas*, *nava-mas*, *das'a-mas*). Diese hat zwar im Sanskrit bei der Zahl drei nicht das Suffix *ma*; im Persischen aber lautet der 3te *sîwum* (euphon. für *sîum* aus *sî-mu*). Im Lazischen ist *mus'* das Suffix aller Ordinalzahlen, in dessen *s'* man eine Versteinerung des skr. Nominativzeichens erkennen könnte, also *-mus'* = *-mas*, wobei zu berücksichtigen ist, dafs auch das Persische in gewissen Formen das alte Nominativzeichen, und zwar in Gestalt eines *h* gerettet hat, namentlich in dem Interrogativum *keh* = *kas*, *kah* wer? und in den Participien auf *teh*, *deh* wie *berdeh* getragen = *b'rtas*, *b'rtah* aus *b'artas*. In آتش *âtes'* Feuer erkennt man das Nominativzeichen des zend. *âtar-s*. Aber auch dem Persischen gilt in solchen Formen die sonst ausgestorbene Flexion nicht mehr als Exponent eines Casusverhältnisses.

Die Zahl vier lautet im Suanischen *wors'tcho*, vielleicht durch Sylbenumtstellung aus *tchowors'*, was dem skr. männlichen Nominativ *c'atvâras* (= *tschatvâras*), dem goth. *fidvôreis* und wallisischen *pedwar* sehr nahe käme. Es wäre also der Laut des skr. *c'* und pers. چ = *tsch* von چار *tschâr*, چهار *tschehâr* durch *tch* (τχ) vertreten, während derselbe Laut, der bekanntlich von gutturaler Herkunft ist, in der Zahl fünf, skr. *panc'a* (Them. *panc'an*) im iberischen Sprachgebiet wirklich als Guttural erscheint, wenn unsere Analyse des suanischen *wochu-si* richtig ist, wonach wir das *w*, wie bei der Zahl 7, als Erweichung von *p* fassen, in *chu* aber das skr. *c'a* von *panc'a* (mit Schwächung des *a* zu *u*), das lat. *que*, von *quin-que*, das irländische *c* von *cuic* (aus *puic*), das armen. *k* von *henk* und das zend. *gh* der Ordnungszahl *pugh-dha* erkennen. Die Sylbe *s'i* von *wochu-s'i* müfste demnach wie das slaw. *tj* (aus *ti*) von *pja-tj* 5 als Ableitung gelten, wobei es wichtig ist, zu beachten, dafs das Mingrel. und Georg. in der Form *chu-t'i*, und so das Lazische in *chu-t* wirklich einen *T*-Laut statt des suanischen *s'* zeigen; sie entbehren aber die Sylbe *wo*, die uns bei *wochu-s'i* gerade von grofser Wichtigkeit ist; auch haben sie bei der Zahl 4 von der suanischen Anfangssylbe *wors'* nur das *o* gerettet.

Als Ableitung fassen wir auch das *t* des suanischen *jes'-t* zehn, wo das *j* wieder als phonetischer Vorschlag gelten mufs. Nimmt man diesen weg, und stellt ein muthmafslich verlornes *d* wieder her, so kommt *des'-t* dem slaw. *desja-tj* (für *desa-tj*) sehr nahe. Das georgische *a-t'i* 10, hat die Ableitung vollkommener als das Suanische bewahrt, und steht in dieser Beziehung dem slaw. *desja-tj* (Them. *desja-ti*) näher als *jes'-t*, durch den Verlust des Zischlauts aber hat *at'i* eine völlig fremdartige Gestalt gewonnen, in der man ohne die Hülfe der suanischen Schwesterform

Digitized by Google

kaum mehr eine Beziehung zum skr. *das'a* wahrnimmt.

In dem Ausdrucke der Zahl zwanzig leistet wieder das Suanische seinen nächsten Stammgenossen einen wesentlichen Dienst. Schwerlich würde man das georg. *otsi* im Sinne von zwei zehne zu deuten wagen; also wie das skr. *vins'ati* aus *dvidas'ati*. In dem suanischen *jer-es't* erkennt man aber deutlich die Ausdrücke für 2 und 10; und aus *jeres't* erklärt sich das mingrelische *ets'i* (für *er-ts'i*) durch Umstellung von *s't* zu *ts'*. Nun mufs auch im georg. *otsi* das *o* als Ueberrest von *ori* 2 und *tsi* als Umstellung von *sti* (für *as-ti* oder *es-ts*) gelten, wenngleich für den Laut *ts* die georg. Schrift einen eigenen Buchstaben hat.

Was die Zahl neun anbelangt, so müssen wir uns eine scharfsinnige Bemerkung des Verfassers über den Ausdruck dieser Zahl im Ossetischen (in der früher erwähnten Schrift) zu Gute kommen lassen. Hier lautet sie *farast*, in dessen Schlufs Hr. Rosen die Zahl 8 (*ast*) erkannt hat. Das voranstehende *far* müfste also eins, wo nicht etwa über, mehr oder hinter, nach bedeuten. Wir glauben das letztere, und erinnern an das skr. *param* (adverbialer Acc. von *para*) *ultra*, *ulterius*, *post*. Nun ist es merkwürdig, dass auch die suanische Bezeichnung der Zahl 9 (*c'chara*) in ihrem Schlufsbestandtheile mit dem Ausdrucke der 8 (*ara*) übereinstimmt. Doch müssen wir es unentschieden lassen, ob das mittlere *a* von *c'chara* dem letzten oder ersten Gliede der Zusammensetzung angehöre, ob *c'cha-'ra* oder *c'ch'-ara* zu theilen sei. In *c'cha* könnte man die Schlufssilbe des skr. *êka* eins erkennen, mit dessen Ganzem wir oben *esgu* verglichen haben.

Werfen wir nun einen Blick auf das Conjugationssystem, um auch hier auf sehr merkwürdige Uebereinstimmungen mit dem Sanskrit oder seinen anerkannten Schwestersprachen aufmerksam zu machen. Was die Personal-Endungen anbelangt, so sind diese in der 1sten und 2ten P. sg. im Georgischen und Lazischen völlig verschwunden. Allein die 3te P. des Präs. und Fut. hat im Georg. *s* zum Charakter, worin wir die Entartung eines ursprünglichen *t* erkennen, in welcher Beziehung man griech. Formen wie δίδωσι und englische wie *loves*, *bears* vergleichen mag. So heifst im Georg. *ar-s* er ist, dessen Wurzel höchst wahrscheinlich dem skr. *as* entspricht, mit Entartung des *s* zu *r*, wie im engl. *ar-t*, *we are* etc., und im lat. *eram*, *ero*. Das Lazische zeigt dieses *s* der 3ten P. deutlich nur im negativen Präsens, z. B. *him wato chas'ka-s* er nicht gräbt (S. 15); aber auch in *chas'kaere* betrachten wir das *s* als Ausdruck der 3ten Person. Wir theilen also *chas'kas-ere* und fassen *ere* als angehängtes Verbum substantivum. In *hini wato chaskan* sie nicht graben betrachten wir das schliefsende *n* als etymologisch identisch mit dem *n* unserer deutschen Form der 3ten Person pl., d. h. als Ueberrest von *nt*, welches dem Althochdeutschen geblieben ist, z. B. *grabant* sie graben, oder um zur ältesten Form uns zu erheben, von *nti* sanskritischer Formen wie *k'an-a-nti* sie graben. Die 2te Person pl. der negativen Form *tqua wato chas'kat* stimmt, wenigstens hinsichtlich der Endung und des Bindevocals, vortrefflich zum skr. *k'an-a-t'a*. Wenn aber auch dem skr. *k'an-â-mas* wir graben im Lazischen, bei vorangehender Negation, *chas'k-a-t* gegenübersteht, so betrachten wir dies als eine Uebersiedelung von der 2ten Person in die 1ste, wie im altsächsischen und angelsächsischen Präsens die 2te Person pl. überall auch in die 1ste und 3te eingedrungen ist, so dass z. B. *bindad*, *bindadh* nicht blos ihr bindet sondern auch wir und sie binden bedeutet (althochdeutsch *binta mês*, *bintat*, *bintant*.) Im Georgischen kommt *t* auch in der 3ten Person pl. vor, wo man es ebenfalls als Entlehnung aus der 2ten Person ansehen kann, oder auch als Ueberrest der Endung *nti*, wovon gewöhnlicher dem Georgischen das *n* in Vorzug vor dem *T*-Laut verblieben ist, z. B. *s-c'am-e-n* sie essen entspricht dem skr. *c'am-a-nti* und verhält sich dazu in Ansehung der Endung wie unser deutsches essen zum goth. *it-a-nt* (skr. *ad-a-nti*).

In der Tempus- und Modusbildung glauben wir ebenfalls merkwürdige Analogien der iberischen Sprachen mit anerkannten Gliedern des indo-europäischen Stammes entdeckt zu haben. Das Inperfect hat im Georgischen eine mit *d* anfangende und vorherrschend mit *i* schliefsende Sylbe zum Charakter, woran die erhaltenen Personal-Endungen sich anschliefsen. In der 3ten P. pl. wird der Vocal dieser Sylbe vor der Endung *en* meistens unterdrückt, vor *an* aber in Gestalt von *i* beibehalten, auch wird der Endung *en* zuweilen noch ein *n* vorgesetzt. In der 3ten P. sg. steht meistens *da*, und wenn der Personalcharakter *s* hinzutritt,

Digitized by Google

so wird das leichtere *i* dem *a* vorgezogen, z. B. von *w-swam* ich trinke kommt *w-swem-di* ich trank, 2. P. *swem-di*, 3. P. *swem-da*; Pl. 1. u. 2. P. *swem-dif*, 3. P. *swem-dnen*, vielleicht aus *swem-di-n-en*, so dafs das *n* eine emphonische Einschiebung wäre, wie sie häufig im Sanskrit bei der Declination vorkommt. Von *s'e-w-kraw* ich binde kommt *s'e-h-krew-d'is* *) er band, *s'e-h-krew-d'-en* sie banden. Wir erkennen in diesen Imperfecten eine Analogie mit den persischen Präteriten wie *ber-dem* ich trug, welche, wie anderwärts gezeigt worden, von einem über den ganzen indo-europäischen Sprachstamm sich verbreitenden Participium abstammen, und woraus der Verf. in seiner früher erwähnten Schrift mit Recht auch das ossetische Perfect erklärt. Von *stawin* ich lobe (skr. *stâumi*) giebt der Verf. l. c. das Perfect *staw-ton* ich habe gelobt, welches in der 3. P. sg. ohne Personal-Charakter *staw-ta* lautet. Gesetzt, dieses Verbum befände sich auch im Georgischen, so würde hier die 3. P. *staw-da* oder *staw-dis* lauten und sich zum skr. Part. *stu-ta* gepriesen eben so verhalten, wie wirklich z. B. *s-c'am-da* er afs zum skr. *c'am-i-ta* (*i* ein blofser Bindevocal) gegessen sich verhält. Das entsprechende persische Participium hat sowohl active als passive Bedeutung und die ursprüngliche *tenuis* hinter Vocalen und Liquiden zur *media* erweicht, daher *suthudeh* gelobt und gelobt habend (= skr. *stu-ta-s*) und *suthu-dem* ich lobte entspricht dem ossetischen *staw-ton*, dem man jedoch ansieht, dafs es nicht durch die Vermittelung des Persischen zum Kaukasus gelangt ist, denn *stawin* ich lobe erklärt sich viel sicherer aus dem Skr. selbst als aus dem Persischen. Die Wurzel *stu* bildet im Sanskrit mittelst der Guna-Steigerung und des Suffixes *a* das Substantiv *staw-a* Lob, Lobpreisung, und als Verbum der ersten Klasse würde sie im Präsens *stawâmi* bilden. An die skr. erste Klasse, die für sich allein zahlreicher ist, als alle übrigen zusammen, mit Ausnahme der 10ten, schliefsen sich, wie anderwärts gezeigt worden, fast alle starken Verba des Germanischen, und wir können nun hinzusetzen, auch sämmtliche Verba des Ossetischen, da wir dem Verf. darin beistimmen, dafs das *i* der ossetischen Endungen *in*, *is* etc. eine Schwächung von *a* sei. Ist es aber dies, so ist es mit dem skr. Bindevocal *a* (in der 1sten P. *â*) identisch, den auch das Gothische schon an gewissen Stellen zu *i* geschwächt hat, nämlich vor einem schliefsenden *s* und *th*.

Es mag erlaubt sein, hier das Präsens der Sanscrit-Wurzel *stu* nach der ersten Conjugationsklasse zu flectiren und dem Ossetischen als Vorbild gegenüber zu stellen, und zugleich für das Gothische ein hypothetisches Verbum *stawa* herzusetzen, da es uns nur um das Flexionsschema und nicht um Vergleichung der Wurzeln zu thun ist. Wir scheiden in den 3 Sprachen den Bindevocal von der Wurzel und Personal-Endung.

	Sanskr.	Osset.	Goth.
Sing.	*staw-â-mi*	*staw-i-n*	*(staw)-a*
	staw-a-si	*staw-i-s*	*(staw)-i-s*
	staw-a-ti	*staw-i*	*(staw)-i-th*
	staw-â-mas	*staw-a-m*	*(staw)-a-m*
	staw-a-t'a	*staw-u-t'*	*(staw)-i-th*
	staw-a-nti	*staw-i-nts'*	*(staw)-a-nd.*

Das Ossetische und Gothische ergänzen einander wechselseitig; ersteres hat den Ausdruck der 3ten P. sg. verloren, letzteres den der 1sten, den wir noch im Deutschen in dem einzigen *bin* bewahrt haben, und zwar in ossetischer Gestalt, d. h. mit Entartung des ursprünglichen *m* zu *n*. In der 2ten P. sing. und in der 1sten des Plurals sind das Gothische und Ossetische in ihrer Flexionsform völlig identisch. Solche Begegnungen in der Art der Entstellung oder Erhaltung der Urformen geben dem Ossetischen ein fast germanisches Ansehen, besonders wenn man zu der wirklichen Verwandtschaft im Präsens noch die Scheinverwandtschaft im Präter. hinzunimmt. Denn die ossetischen Formen wie *staw-ton* stimmen durch ihr charakteristisches *t* zu den unserigen wie liebte, lobte. Der Plural *staw-tam*, 2te P. *staw-taf*, mag mit althochdeutschen Pluralformen wie *nan-tum*, wir nannten, *nan-tut* ihr nanntet verglichen werden.

(Der Beschlufs folgt.)

*) Die Ersetzung des wurzelhaften *a* durch *e* erinnert an den deutschen Umlaut, und könnte wie dieser dem assimilirenden Einflusse des in der Endung dieses Tempus vorherrschenden *i* zugeschrieben werden. Doch scheint das Gesetz im Georg. nicht durchgedrungen zu sein, denn von der Wurzel *c'am* essen finden wir bei Brosset p. 112. *w-c'am-di* ich afs.

Digitized by Google

№ 74.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1844.

Ueber die Sprache der Lazen von Dr. Georg Rosen.

(Schluſs.)

Merhwürdig stimmt *ba-war-ton* ich bewahrte zu dem gleichbedeutenden deutschen Ausdruch (althochd. *bi-war-ta.*) Die vermittelnde Sanskrit-Wurzel, woran auch der Verf. erinnert, ist *war* (*wṛ*) abhalten. Wenn wir aber diese Begegnung des Ossetischen und Deutschen in der Bildung eines Präter. eine Scheinverwandtschaft nennen, so geschieht dies darum, weil das *t* unserer Prät. wie bewährte, nichts mit dem *t* des zur Sanskrit-Grammatik stimmenden Particips bewahrt (skr. *wârita*) gemein hat, sondern dem Hülfsverbum thun angehört, was wir zuerst an den gothischen Formen wie *soki dèdum* wir suchten, eigentlich suchen thaten wahrgenommen haben.

Um aber wieder zu den iberischen Sprachen zurückzukehren, so hat das Lazische nur an dem Verbum substantivum ein Imperfect, welches zu den georgischen auf *di, da* stimmt; es hat aber die ursprüngliche *tenuis* bewahrt, daher *w-or-ti* ich war, *or-tu* er war, *or-til* ihr waret.

Das georgische Perfect bietet kein Merkmal dar, woran man mit Sicherheit erkennen könnte, zu welchem der drei skr. Präterita es gehört. Stammt es von einem der Augment-Präterita, so hat es, wie die meisten Glieder des indo-europäischen Sprachstammes, das Augment verloren. Gehört es, wie das griechische Perfect, zum reduplicirten Präteritum, so hat es die Reduplication eingebüſst, deren Verlust uns bei den germanischen Sprachen nicht abgehalten hat, Formen wie das gothische *band, baug, bait* (ich, er biſs) mit den Sanskritformen *babanda* ich, er band, *bubôg'a* (*ô* = *au*) ich, er bog, *bib'èda* (*è* = *ai*) ich, er spaltete zu identificiren, was wohl auch geschehen wäre, wenn das Gothische nicht bei einer kleinen Anzahl von Verben die Reduplication wirklich bewahrt hätte, da schon die Personal-Endungen deutlich genug auf die skr. Schwesterform hinweisen. Erkennt man nun auch im georgischen Perf. das skr. reduplicirte Prät., so stimmt das *a*, z. B. von *me-gona* ich dachte (*me* ist das Personal-Präfix) zu dem *α*, welches im griech. Perfect über alle Personen sich erstreckt, nur daſs es in der 3ten P. sg. sich zu ε entartet hat, während im Sanskrit in mehreren Personen dieser Bindevocal sich zu *i*, und im gothischen Plural zu *u* geschwächt hat. Es stimmt daher *ge-gon-a-t* ihr habt gedacht*) (Brosset S. 129) zu griechischen Formen wie τετύφ-α-τε und gothischen wie *taitôk-u-th* ihr berührtet, *band-u-th* ihr bandet. Das Sanskrit hat an dieser Stelle die Personal-Endung verloren, daher steht es in Formen wie *g'agan-a* ihr zähltet im Nachtheil gegen seine kaukasische Schwester, welche ihrerseits in der 1sten P. *gwe-gona* wir dachten ohne Personul-Endung ist. In der 1sten und 3ten P. sg. war aller Wahrscheinlichkeit nach schon vor der Sprachtrennung der Personal-Ausdruck untergegangen und die Form schlieſst hier mit dem Bindevocal, daher heiſst im Sanskr. *g'agâna* sowohl ich zählte als er zählte (in der 1. P. auch mit kurzem *a*), und hiermit vergleiche man das georgische *me-gona* ich habe gedacht, *e-gona* er hat gedacht**) Nicht überall aber hat das Georgische den alten Bindevocal *a* unverändert gelassen, vielmehr haben die meisten Verba denselben zu *e* entartet, mit Ausnahme

*) Die Sylbe *ge* ist das Personal-Präfix, indem die Personbezeichnung am Ende im Iberischen ihre Kraft verloren hat.

**) Vielleicht ist die georg. Wurzel *gon* denken identisch mit der skr. *gan*, welche nicht nur zählen, sondern auch glauben, dafürhalten, und mit dem Präf. *vi* erwägen, überlegen bedeutet. Es könnte aber auch *gon* aus dem skr. *g'nâ* wissen, woran sich das lazische *gna* verstehen anreiht, durch Umstellung entstanden sein.

Digitized by Google

der 3ten P. sing. die das *a* in Vorzug vor *e* begünstigt, und auch da ein *a* zeigt, wo die 1ste und 2te P. im Sing. den Vocal der Endung ganz unterdrücken und im Pl. ein *i* als Bindevocal haben. Man vergleiche *s-c̄ama* er hat gegessen mit dem skr. *c'ac'âma* er aſs, welches letztere zugleich als erste P. gilt, wo im Georgischen *w-c̄ame* steht. Der Gegensatz dieses *w-c̄ame* zu *s-c̄ama* *) ist, abgesehen von der Verschiedenheit der Personen, ähnlich dem des griech. τέτυφε zu τέτυφα, während die entsprechende Sanskrit-Wurzel sowohl in der 3ten wie in der 1sten P. des redupl. Prät. *tutôpa* lautet.

Das einzige Tempus der Vergangenheit, welches die lazischen attributiven Verba besitzen, stützt sich auf das georgische Perfect und zeigt standhaft in der 3ten Person sing. *u* als Schwächung des georgischen *a*; in den übrigen Personen der beiden Zahlen aber *i*, mit Ausnahme der 3ten P. pl., wo *e* vor dem Personzeichen *s* steht, z. B. *chas'ku* er grub, *b-chas'ki* ich grub, *chas'kit* ihr grubt, *chas'kes* sie gruben.

Das über alle Personen der beiden Zahlen sich erstreckende *s* georgischer Plusquamperfecta wie *s'e-mi-kraw-s* ich hatte gebunden (2te Pers. *s'e-gi-kraw-s*, 2te Pers. pl. *s'e-gi-kraw-st'*) erinnert an das Verbum substant., dessen radicaler Consonant *s* in den vier ersten Bildungen des skr. vielförmigen Prät., im griechischen 1sten Aorist, in lateinischen Perfecten wie *scrip-si*, mit attributiven Wurzeln sich vereinigt, und welches anderwärts auch an celtischen und slawischen Präteriten nachgewiesen worden. Wir glauben darum auch in dem *s* georgischer Plusquamperfecte einen neuen Beweis für die Urverwandtschaft der iberischen Idiome mit dem Sanskrit erkennen zu dürfen.

Eine besondere Form für das Futurum hat das Lazische nur beim Verb. substant., das Georgische aber bei allen Verben. Es ist aber wichtig zu beachten, daſs das georgische Futurum zugleich als Optativ oder Conjunctiv gebraucht wird (mit Vorsetzung einer Conjunction), und daſs die 3te Pers. sing. und pl. des Imperat. ebenfalls mit dem Futur. identisch ist. Dies eröffnet uns den Weg zu seiner Vermittelung mit dem Sanskrit und seinen anerkannten Schwester-Idiomen. Wir erkennen im georg. Fut. den Modus, der im Sanskrit Potentialis genannt wird und hier ebenfalls häufig die Stelle des Futur. vertritt, und womit wir auch das lat. Futur. der 3ten und 4ten Conjug., sowie den Conjunctiv aller Conjugationen, den griech. Optat., german. Conjunctiv und slaw. Imperativ vermittelt haben. Auch dürfen wir unbedenklich auf diesen Modus den ossetischen Conjunctiv zurückführen, womit uns zuerst der Vf. näher bekannt gemacht hat. Von *stawin* ich lobe lautet der Conjunct. Präs. Sing. *stawon*, *stawai*, *stawa;* Plur. *stawam*, *stawat'*, *stawoi*. Es ist etwas aufserordentlich häufiges, daſs Diphthonge einen ihrer Bestandtheile, am gewöhnlichsten den letzten, verlieren. Es scheint mir daher keinem Zweifel unterworfen, daſs in dem *o* und *a* von *stawon*; *stawa*, *stawam etc.* der 1ste Theil des Diphthongs *ê* (= *a* + *i*) sanskritischer Potentiale wie *b'arêt* er trage, möge tragen erhalten sei, der auch dem lat. *ferat* allein verblieben ist, während das griech. φέροι und goth. *bairai* die beiden Theile gerettet haben. Die georgischen Formen wie *mo-wi-tano* ich werde bringen oder möge bringen, *mo-i-tanos* er wird, möge, soll bringen, haben ebenfalls von dem Diphthong *ê* = *a* + *i* nur die erste Hälfte bewahrt; *tanos* stimmt also zu Zendformen wie *barôit* und griech. wie φέροι, mit Verlust des *s* und mit der früher besprochenen Umwandlung des T-Lauts der 3ten P. in *s*. In der 2ten und 3ten P. pl. stimmen *tanot'*, *tanon* zu griech. Formen wie φέροιτε, φέροιεν. *O* ist die gewöhnlichste Gestalt, in welcher sich das *a* des skr. Diphthongs *ê*, der höchst wahrscheinlich ursprünglich wie *ai* gesprochen wurde, in den in Rede stehenden georg. Formen erhalten hat; man findet aber auch dafür *a* und *e*, wie im Griech. nicht nur οι sondern auch αι und ει dem skr. Diphthong *ê*, d. h. *ai* gegenüberstehen.

In dem Imperativ des Georgischen und Lazischen erkennen wir eine Vereinigung zweier Sanskrit-Modi, des wirklichen Imperativs und des Potentialis. Zu ersterem rechnen wir bloſs die 2te P. sing. und pl., zu letzterem alle übrigen. Hierdurch erklärt sich sehr befriedigend die Vocalverschiedenheit, die z. B. im Lazischen besteht zwischen *chas'ki* grabe, *chas'kit* grabet einerseits, und *chas'kan* sie sollen graben, *chas'kat* wir sollen graben, andererseits. Eine 3te P. sing. Imperat. führt der Verf. nicht an; es würde

*) Das *s* ist kein Personal-Präfix, sondern ein vor T-Lauten (*c̄* = *tschh*) beliebter Vorschlag, der sich im Fut. über alle Personen der beiden Zahlen erstreckt (s. Brosset p. 113 und 144).

Digitized by Google

uns aber nicht befremden, wenn sie *chas'kas* (*s* für *t*) lautete. Da die 1ste Pluralperson, wie oben bemerkt worden, in der Regel eine Uebersiedelung von der 2ten ist, so müfste der Gegensatz zwischen *chas'kat* wir sollen tragen und *chas'kit* trage, befremden. Der Umstand aber, dafs die beiden Formen verschiedenen Modis angehören, erklärt die Sache sehr befriedigend; das *i* von *chas'ki*, *chas'kit* ist eine Schwächung des skr. Klassen- oder Bindevocals a — z. B. von *vaha* fahre *vahata* fahret — der auch im Lateinischen sich fast durchgreifend zu *i* geschwächt hat, und von da im Auslaute und vor *r* zu *e* geworden ist (*vehe*, *vehite*); das *a* von *chas'kat*, *chas'kan* aber entspricht dem skr. aus *aï* zusammengezogenen Diphthong *ê* des Potentialis, der auch im Lat. *vehatis*, *vehant* nur das *a*-Element zurückgelassen hat, aber verlängert (*vehâmus*, *vehâtis*) zum Ersatz des verlorenen oder in dem *a* untergegangenen *i*. Es entsprechen also *chas'kat*, *chas'kan* vortrefflich den latein. Formen wie *vehatis*, *vehan*(*t*), nicht zu vergessen, dafs *chas'kat*, wenngleich die 1ste Pers. vertretend, doch seinem Ursprunge nach der 2ten angehöret.

Bopp.

XL.

Die kieselschaligen Bacillarien oder Diatomeen. Bearbeitet von Dr. Friedr. Traugott Kützing, Professor bei der Realschule zu Nordhausen. Nordhausen 1844. *(W. Köhne.) gr.* 4. *VIII. und* 152 *S. und* 30 *vom Verfasser auf Stein gravirte Tafeln.*

Es sind bereits 11 Jahre verflossen, seitdem der Verfasser seine Synopsis Diatomearum bekannt machte. In diesen 11 Jahren ist sehr viel für diese Familie geschehen. Der Verf. selbst entdeckte 1834 den Kieselpanzer bei den Diatomeen, Fischer wies 1836 das fossile Vorkommen der Diatomeenschalen im Franzensbader Kieselguhr nach, und Ehrenberg hat seitdem, wie es scheint, sich die Untersuchung dieser Familie zu einer Hauptaufgabe gemacht. Auch Ausländer sind in der Bearbeitung der Diatomeen thätig gewesen, ganz besonders de Brébisson in Frankreich, Ralfs in England und Bailey in Nordamerika. Die Menge der neu entdeckten Formen, welche seit der Herausgabe der Kützingschen Synopsis Diatom. bekannt gemacht worden, sind erstaunlich: es dürfte nicht leicht eine Familie im Thier- oder Pflanzen-Reiche geben, welche sich eines verhältnifsmäfsig eben so grofsen Zuwachses zu erfreuen gehabt hätte.

Das Interesse an dieser Familie hat, seitdem man erfahren, welchen Antheil dieselbe an der Bildungsgeschichte unseres Erdkörpers gehabt und noch hat, so zugenommen, dafs es jetzt als ein allgemeines betrachtet werden kann. Denn es ist jetzt für den Geologen nicht minder wichtig, diese mikroskopischen Körperchen näher kennen zu lernen, als sie, wegen der Zweifel, die noch über ihre thierische oder vegetabilische Natur herrschen, den Geologen und den Botaniker gleichmäfsig angehen.

Was bisher über sie bekannt geworden, ist theils noch zerstreut, theils in grofsen Werken enthalten, die, wie z. B. Ehrenberg's grofses Infusorienwerk, wegen ihres aufserordentlich hohen Preises sich nicht Jedermann anschaffen kann. Wir können es also dem Verf. nur Dank wissen, dafs er alles über die Familie bekannt Gewordene gesammelt und, mit seinen eigenen Entdeckungen vereinigt, in diesem Werke zusammengestellt hat. In den beigegebenen 30 Tafeln sind über 730 verschiedene Formen, gröfstentheils in mehrfachen Exemplaren und in verschiedenen Ansichten dargestellt. Die Ausführung der Figuren ist bis in das Minutiöseste genau, treu und deutlich. Man sieht, dafs sich der Verf. Mühe gegeben, den Darstellungen Ehrenberg's, die bisher die besten und treuesten waren, nicht nur nichts nachzugeben, sondern sie wo möglich noch zu übertreffen. Sie bilden daher auch gröfstentheils zu den Abbildungen, welche der Vfr. in seiner Synopsis Diat. lieferte, einen nicht geringen Contrast, und es mögen die genauen Untersuchungen Ehrenberg's nicht ohne Einflufs auf die jetzigen Darstellungen des Vfrs. gewesen sein.

Das Werk ist Alexander von Humboldt gewidmet. Nach einem kurzen Vorwort, in welchem der Vfr. sagt, dafs ihm das eigene Bedürfnifs, so wie das Zureden einiger Freunde, zu dieser Arbeit Veranlassung gegeben, beginnt der allgemeine Theil mit der *geschichtlichen Einleitung*, welche eine vollständige Zusammenstellung der Litteratur enthält. Am Ende dieser Einleitung giebt der Vfr. die Geschichte seiner eigenen Untersuchungen, in welcher die Entdeckung der Kieselpanzer ausführlicher besprochen wird. Zuletzt führt er die Naturforscher des In- und Auslandes an, welche ihn durch Zusendungen von Exemplaren bei seiner Arbeit unterstützt haben. Er selbst hat die gröfste Anzahl der im Werke beschriebenen Formen auf seinen Reisen im adriatischen, mittelländischen und deutschen Meere gesammelt.

Nachdem sich der Vfr. über das gewöhnliche Vorkommen und Einsammeln der Diatomeen ausgesprochen, geht er zu dem fossilen Vorkommen derselben über. In diesen Abschnitt ist Alles aufgenommen, was bis jetzt durch Ehrenberg und Andere bekannt geworden ist, und die fossilen Lager in Böhmen und anderen Theilen Deutschlands sind mit der gröfsten Ausführlichkeit besprochen. Auch wird der grofsen Lager in anderen Gegenden Europa's, wie der in Nordamerika durch Bailey bekannt gewordenen, gedacht.

Nachdem der Vfr. noch die *technische Benutzung der Diatomeenschalen*, die *geographische Verbreitung der Formen*, die *Diatomeen als Schmarotzer* besprochen, wendet er sich zur *Untersuchung derselben*, zu welcher er die nöthige Anleitung giebt, und geht dann zu der *allgemeinen Anatomie und Physiologie* der Diat. über.

Bei dem Kieselpanzer unterscheidet Vfr. zweierlei, nämlich 1) die eigentliche reine, farblose Kieselschale, welche aus reiner Kieselerde besteht, und 2) die späteren, innerhalb derselben vorkommenden, mehr oder weniger gefärbten Ablagerungen, in welchen Vfr. eine Verbindung der Kieselsäure mit Eisenoxyd und Thonerde vermuthet. Die Ablagerungen erscheinen nämlich nach dem Glühen der Schalen immer braun. Sie sind bisweilen so bedeutend, dafs sie die Strichelchen und Linien in der Schale bedecken. — Die zweierlei verschiedenen Seiten unterscheidet er in Haupt- und Neben-Seiten. In jenen kommt die Längstheilung vor, in diesen befinden sich dagegen Oeffnungen. Die Scheidewände, welche bei Grammatophora vorkommen und bei Ehrenberg plicae heifsen, werden hier *Längsleistchen* (vittae) genannt. — Den *weichen*, *organischen Inhalt* der Schalen betrachtet der Vfr. als dem Zelleninhalte der Conferven analog, und nennt ihn daher auch, wie bei diesen, *gonimische Substanz*. Ehrenberg hält ihn für den Eierstock, und nahm Magenbläschen und männliche Samendrüsen darin an. Letztere sind jedoch nach des Vfrs. Untersuchungen *Oeltröpfchen*, und die ersteren sind nicht immer vorhanden. Die Fürbung derselben durch Indigo, welche

Digitized by Google

Ehrenberg durch eine wirkliche Verspeisung des Indigo erklärte, soll nach dem Vfr. blofs von mechanischen Ursachen herrühren. Der Schleim (substantia gelinea), welcher oft ganze Gruppen von Diatomeen gemeinschaftlich einschliefst, bald formlos, bald zu Schläuchen geformt ist, bald aber auch in Gestalt eines Fufses oder Stieles auftritt, wird aus den Oeffnungen der Schale abgesondert. Er dient zur Verbindung der Individuen; die nicht verbundenen zeigen fast immer Bewegung. — Die *Fortpflanzung* und *Vermehrung* geschieht auf dreifache Weise, wie bei den niederen Algen, nämlich 1) durch Entwickelung der gonimischen Substanz, 2) durch Theilung, und 3) durch samen- oder knospenähnliche Gebilde. Die allgemeinste Vermehrungsart ist die durch Theilung, bei welcher Vfr. eine vollständige und eine unvollständige unterscheidet. Bei letzterer bleiben die neu entstandenen Individuen noch mit einander vereinigt. Die samen- oder knospenartigen Gebilde hat Vfr. bei den Gattungen Melosira, Schizonema und Micromega entdeckt; sie sind überall denen der Algen auffallend ähnlich. — Bei den *Bewegungen* der Diat. werden besonders die Beobachtungen Ehrenberg's an der Surirella Gemma hervorgehoben, was den Vfr. endlich zu der Beantwortung der Frage führt:

Sind die Diatomeen Pflanzen oder Thiere? Nachdem er das Für und Wider von allen Seiten erwogen hat, entscheidet er sich dahin, dafs sie sich mehr dem Pflanzenreiche zuneigen als dem Thierreiche. Bekanntlich nimmt der Vfr. keine scharfen Grenzen zwischen beiden Reichen an, sondern glaubt, dafs in den Diatomeen die Elemente beider Naturen mit einander vereinigt seien, und dafs es nur darauf ankomme, ob das vegetabilische oder animalische Element vorherrschend entwickelt sei, um Erscheinungen hervorzurufen, welche diese amphibolischen Gebilde den Pflanzen oder Thieren näher bringen. Uebrigens nimmt er ein Schwanken zwischen beiden Reichen nur in den einfachsten Formen an; in ihren zusammengesetzten Formen treten alle Diat. als entschiedene Pflanzenbildungen auf.

Im *speciellen Theile* schickt der Vfr. Einiges über Systemkunde voraus. Er betrachtet die Structurverhältnisse der Schalen als die wichtigste Grundlage für das System, weil sie nicht solchen Veränderungen unterworfen sind, wie die weicheren organischen Theile. Darin weicht er wesentlich von seinen früheren Arbeiten und denen Ehrenberg's ab, wo die Hauptgruppen nach den „veränderlichen Merkmalen" gebildet sind. Dafs bei der Eintheilung die Structur der Schalen vor den weichen, veränderlichen Theilen den Vorzug erhalten, hat auch noch den Vortheil, dafs hiernach die fossilen Formen mit gröfserer Sicherheit untergebracht und bestimmt werden können, als es bisher der Fall war. Vfr. unterscheidet nun noch 3 Hauptstadien der Entwickelung, nämlich 1) den status singularis s. solitarius, 2) den status congregationis, und 3) den status involucratus, wovon jeder wieder seine Unterabtheilungen hat, welche durch die vollkommene oder unvollkommene Theilung hervorgerufen werden.

Die Diatomeen werden nun in 3 Hauptgruppen (tribus) eingetheilt, nämlich: 1) *gestreifte* (Diat. striatae), *striemige* (vittatae) und 3) *zellige* (areolatae).

Die *erste Gruppe* zerfällt wieder in solche ohne Mittelöffnung in den Nebenseiten (Astomaticae) und solche mit einer Mittelöffnung (Stomaticae). Die *Astomaticae* zerfallen in 1) solche mit durchgehenden Querstreifen in der Schale und 2) solche, bei denen die Querstreifen in der Mitte unterbrochen sind. Zu jenen gehören die Familien: Eunotieae, Meridieae, Fragilarieae, zu diesen die Fam Melosireae und Surirelleae. Die *Stomaticae* zerfallen in Monostomaticae (mit den Fam. Cocconeideae und Achnantheae) und Distomaticae (Fam. Cymbelleae, Gomphonemeae und Naviculeae). — Die *zweite Gruppe* (Diat. vittatae) zerfällt wie die erste in *Astomaticae* (Fam. Licmophoreae und Striatelleae) und *Stomaticae* (Fam. Tabellarieae). — Die *dritte Gruppe* (Diat. areolatae) zerfällt in *Disciformes* (Fam. Coscinodisceae und Anguliferae) und *Appendiculatae* (Fam. Tripodisceae, Biddulphieae, Angulatae und Actiniscene).

Bei jeder Familie wird Historisches, Verwandtschaft, Entwickelungsverhältnisse und geographische Verbreitung erörtert. Die Gattungen und Arten sind durch kurze Diagnosen charakterisirt, und fast jede Art ist durch eine oder auch mehrere Abbildungen erläutert. Auf das fossile Vorkommen ist bei den einzelnen Arten, welche es trifft, überall Rücksicht genommen, auch alle Arten mit aufgenommen, welche nur fossil gefunden sind.

Die *Eunotieae* enthalten die Gattungen Epithemia (mit 21 Arten), Eunotia (36 Arten), Himantidium (10 Arten). Die *Meridieae* enthalten die Gattungen Meridion (4 Arten, wovon 2 noch zweifelhaft) und Eumeridion (1 Art). Die *Fragilarieae*: Denticula (7 Arten, worunter Navicula constricta und undulata Ehrbg.) Odontidium (8 A., welche früher bei Ehrenberg mit Fragilaria vereinigt waren), Fragilaria (13 A.), Diatoma (= Bacillaria Ehrbg. exp., mit 9 A.). Die *Melosireae*: Cyclotella (7 A., worunter Discoplea von Ehrenberg begriffen), Pyxidicula (4 A., worunter 2 zweifelhaft), Goniothecium (1 Art), Rhizosolenia (1 Art), Pododiscus (mit einer neuen Art aus Jamaica), Podosira (2 Arten), Melosira (= Gallionella Ehrbg., mit 19 begründeten und 4 zweifelhaften Arten; Gallionella ferruginea Ehrbg. wird ganz ausgeschlossen, weil sie nach des Vfrs Untersuchungen gar keinen Kieselpanzer besitzt, daher auch nicht zu den Diatomeen gerechnet werden kann; Vfr. erklärt sie für eine mit Eisenoxyd incrustirte Conferve). — *Surirelleae:* Campylodiscus (6 Arten), Surirella (34 Arten), Bacillaria (1 Art), Synedra (70 Arten, aufserdem noch mehrere zweifelhafte). — *Cocconeïdeae*: Cocconeis (34 Arten), Doryphora (wozu Vfr. Cocconeis Amphiceros bringt, 1 Art). — *Achnantheae*: Achnanthidium (2 A.), Achnanthes (14 A.), Cymbosira (1 Art, aus Achnanthes seriata Ag. gebildet). — *Cymbelleae*: Cymbella (15 A.), Cocconema (11 A.), Syncyclia (2 A.), Encyonema (2 A.). — *Gomphonemeae:* Sphenella (7 A.), Gomphonema (33 A.), Sphenosira (1 A.). — *Naviculeae*: Navicula (137 A. — Vfr. hat die von Ehrenberg als Pinnulariae aufgeführten gestreiften Arten wieder mit Navicula vereinigt, weil sehr viele ebensowohl gestreift als ungestreift vorkommen), Amphipleura (aus Frustulia pellucida gebildet, mit 3 A.), Ceratoneis (5 A.), Stauroneis (34 A. — Vfr. hat mit dieser Gattung die erst neulich von Ehrenberg aufgestellte Gattung Stauroptera vereinigt), Amphiprora (3 A.), Amphora (18 A.), Diadesmis (4 A., worunter 2 Tabellarien von Ehrenberg), Frustulia (2 A.), Berkeleya (2 A., eine neu von Triest), Rhaphidogloea (4 A, wovon die eine, Rh. micans, bisher unter Schizonema aufgeführt wurde, die übrigen neu), Homoeocladia (6 A., worunter 4 neue), Schizonema (26 begründete A., worunter viele neue; aufserdem noch 14 zweifelhafte), Micromega (24 A.), Dickieia (neue, von Dr. Dickie in Aberdeen entdeckte Gattung, mit 1 A.). — *Licmophoreae*: Podosphenia (9 A.), Rhipidophora (14 A., worunter die meisten neu), Licmophora (5 A., 2 neue), Climacosphenia (2 A., 1 neu). — *Striatelleae*: Striatella (1 A.), Tessella (1 A.), Hyalosira (4 A., sämmtlich neu), Rhabdonema (aus Diatoma striatulum gebildet; 3 A.). — *Tabellarieae:* Tetracyclos (1 A.), Tabellaria (7 A.), Terpsinoë (1A.), Grammatophora (13 A., mehrere neu). — *Coscinodisceae:* Coscinodiscus (20 A.), Actinocyclus (24 A.), Actinoptychus (14 A.). — *Anguliferae*: Lithodesmium (1 A), Amphitetras (2 A.), Amphipentas (2 A.). — *Tripodisceae*: Tripodiscus (1 A.). *Biddulphieae*: Isthmia (2 A.), Odontella (5 A.), Biddulphia (3 A. — Die Gatt. Denticella Ehrbg. ist damit vereinigt), Zygoceros (2 A.). — *Angulatae*: Triceratium (4 A.). — *Actiniscene*: Actiniscus (2 A.), Mesocena (5 A.), Dictyocha (10 A.)

Ein Verzeichnifs der Abbildungen und ein vollständiges Register beschliefsen das Ganze.

Die äufsere Ausstattung des ausgezeichneten und gewifs hochwichtigen Werkes ist sehr anständig.

Digitized by Google

№ 75.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1844.

XLI.

German Protestantism and the right of private judgment in the interpretation of holy scripture. A brief history of German Theology, from the reformation to the present time. In a series of lettres to a layman. By Edward H. Dewar, M. A., Chaplain to the british residents at Hamburg. Oxford. 1844.

Wir haben uns entschlossen, eine Anzeige von dieser ausländischen literarischen Erscheinung zu machen, nicht sowohl wegen ihrer innern Bedeutung, als insofern wir in derselben ein nicht unwichtiges Zeichen der Zeit erkennen, nicht allein in Beziehung auf den Geist der englischen Hochkirche, der sich darin ausspricht, sondern auch auf manche verwandte Richtungen, welche unter uns jetzt auftauchen: wir meinen diejenigen Richtungen, welche das formale Princip der evangelischen Kirche zu beeinträchtigen drohen, die kirchliche Tradition in irgend einer Form zur Ergänzung oder Befestigung jenes Princips für nothwendig halten, und die Lehre von der Kirche auf eine Weise, die dem ächten Wesen des Protestantismus widerspricht, auf die Spitze zu stellen geneigt sind.

Was der Verf. von dem Standpunkte seiner kirchlichen Traditionslehre gegen die deutsche Reformation und den darin begründeten Entwicklungsprocefs der Kirche sagt, ist an und für sich nichts Neues; es ist nur Wiederholung und Anwendung dessen, was vom Standpunkte der römischen Kirche oft gesagt worden und immer von Neuem gesagt wird. Aber der Verf. unterscheidet sich von dem Standpunkte des römischen Katholicismus durch einige eigenthümliche Begriffs-Bestimmungen und Bezeichnungen, freilich nicht zum Vortheil der Consequenz und Klarheit. Er macht nämlich den allgemeinen Gegensatz: Katholicismus von der einen und Rationalismus von der andern Seite. Unter Katholicismus versteht er denjenigen Standpunkt, der die Erklärung der heiligen Schrift von der Autorität der kirchlichen Ueberlieferung abhängig macht. Als den wahren Sinn der heiligen Schrift bezeichnet er nämlich das, was durch die Kirche in allen Zeiten und besonders in der ersten und reinsten Zeit festgehalten worden. Unter Rationalismus hingegen versteht er denjenigen Standpunkt, welcher von der Voraussetzung ausgeht, dafs der christliche Glaube aus der heiligen Schrift allein, in welcher derselbe klar genug enthalten sei, in jeder Zeit der Kirche auf gleiche Weise abgeleitet werden könne. Wir wollen dem Verf. gern zugeben, dafs man Princip und Folgerungen aus demselben wohl unterscheiden müsse, dafs Einer zu einem Principe sich bekennen könne, ohne die aus demselben sich consequent ergebenden Folgerungen sich zum Bewufstsein zu bringen oder gut zu heifsen; wir werden daher auch mit ihm darin einstimmen können, wenn er das Princip des Rationalismus da finden will, wo noch keineswegs die daraus sich ergebenden Folgerungen im Bewufstsein hervorgetreten sind; aber es fragt sich nur, ob das, was der Verf. mit dem Namen des Rationalismus bezeichnet, mit irgend einem Rechte so bezeichnet werden könne, ob der Gegensatz zwischen Katholicismus und Rationalismus in der Form, wie ihn der Verf. auffafst, logisch haltbar ist, wie es sich rechtfertigen läfst, dafs der Verf., um den Katholicismus in seiner Reinheit nur der bischöflichen Kirche in England zuzuschreiben, und alles dem Principe derselben Widerstreitende mit dem Namen des Rationalismus zu stempeln, die beiden Erscheinungen des religiösen Geistes, die dem Principe nach einander am schroffsten widersprechen, unter dem Namen des Rationalismus zusammenbegreifen kann, während doch die eine der Erscheinungen, auf die er diesen Namen überträgt, demjenigen, was er als Katholicismus bezeichnet, weit

Digitized by Google

mehr verwandt ist, als demjenigen, was ihm Rationalismus zu nennen beliebt. Nämlich die eine Grundrichtung des Rationalismus theilt sich nach seiner Meinung in die beiden Schattirungen, von denen die eine die Auslegung der heiligen Schrift von der Bestimmung einer gewissen Kirchenleitung in jeder Zeit, solcher die jedesmal an der Spitze derselben stehn, abhängig macht, die andre dieses dem subjectiven Urtheil eines Jeden ohne weitre Norm überläfst.

Nun geht der Verf. hier von der Voraussetzung aus, dafs ungeachtet ihrer Differenz beide Standpunkte, der zuerst erwähnte papistische und der zweite, den wir den protestantischen nennen, in dem Grundsatze übereinstimmen, dafs dem menschlichen Geiste die höchste Autorität in der Auslegung der heiligen Schrift die Befugnifs und Fähigkeit, die aus derselben abzuleitenden Lehren weiter zu entwickeln und zu vervollkommnen, zugeschrieben werde. Es erhellt ja nun aber leicht, welche Willkür der Verf. in seiner Bestimmung über den Standpunkt der römischen Kirche von seinem rein subjectiven Gesichtspunkte aus sich erlaubt. Es liefse sich zwar wohl denken, dafs ein gewisser Rationalismus in die Form der römisch-katholischen Theorie von der Fortbildung der Kirchenlehre sich hineinlegt, gleichwie ein solcher in die Offenbarungslehre sich hineinlegen konnte. Wir können uns eine solche Ausdeutung der römisch-katholischen Ueberlieferung denken, wonach Alles als nothwendiger Ausdruck einer in einer gewissen Symbolik sich darstellenden Vernunftentwicklung gedeutet wird, alle katholischen Dogmen nur als Symbole, in die sich ein nothwendiger Entwicklungsprocefs gewisser Vernunftideen hineingebildet habe, aufgefafst würden, wie wir ein Beispiel solcher Auffassung in dem pantheistischen Rationalismus eines Amalrich von Bena erkennen und wie ein Theobald Thamer von dem Offenbarungsglauben der lutherischen Kirche zur Tradition der römischen sich flüchtete, um in derselben eine Hülle für seinen Rationalismus zu finden. Aber dem Standpunkte des Lehrbegriffs der römischen Kirche an sich sind doch solche Erscheinungen durchaus fremd; sie leitet ja die Fortbildung des Christenthums nicht von der Autonomie des menschlichen Geistes ab, sondern von der immer fortwirkenden Erleuchtung des göttlichen Geistes und sie verlangt Unterwerfung des menschlichen Geistes unter die Autorität des göttlichen. Nicht den Menschen als Menschen soll man nach ihrer Lehre seine Ueberzeugung unterwerfen, sondern den Menschen, insofern man sie als Organe göttlicher Autorität zu betrachten berechtigt ist. Es ist also das höchste Unrecht, wenn der Verf., weil er nach seiner Ansicht in allem diesen nur Ausgeburten des menschlichen Geistes sieht, der römischen Kirche selbst das Princip aufbürdet, von dem sie am weitesten entfernt ist, dafs sie dem menschlichen Geiste die höchste Autorität in der Auslegung der heiligen Schrift zuschreibe. Es wäre gerade, als wenn Jemand, der in dem, was der Verf. Ueberlieferung nennt, auch nur menschliche Verfälschung der ursprünglichen christlichen Wahrheit sehn könnte, ihm Schuld geben wollte, dafs er seinem Principe nach die Auslegung der heiligen Schrift von den Aussprüchen menschlicher Vernunft abhängig mache und also den Namen eines Rationalisten verdiene. Jener Standpunkt, den er unter dem Namen des Rationalistischen mit dem Protestantismus zusammenbegreift, ist aber vielmehr demjenigen, zu dem er sich selbst bekennt, verwandt, jener Standpunkt geht aus von der gleichen Voraussetzung einer nothwendigen äufserlichen Autorität der Kirche, ohne welche die religiöse Wahrheit in der Schrift nicht gefunden werden könne, derselbe erkennt gleichfalls die Ueberlieferung als die höchste Regel des Glaubens an und er ist nur in der Anwendung dieses Princips, wie wir nachher bemerken werden, consequenter als der Verfasser. Dieser nämlich geht mit der römisch-katholischen Kirche von derselben Voraussetzung aus, die er in den Worten des Vincentius von Lerins an die Spitze seines Buchs stellt, als das Kriterium der Wahrheit „quod semper, quod ubique, quod ab omnibus creditum est;" nur will er hier besonders bei der ersten Jugend der Kirche, ihrer reinsten Zeit stehn bleiben, indem er erkennt, dafs später Verfälschungen sich eingemischt haben, durch welche die ursprüngliche allgemeine Lehre, wenn sie auch nicht ganz getilgt werden konnte, doch getrübt worden. Aber wo ist die Grenze zwischen der reinen und unreinen Entwicklung der Kirche? Werden wir nicht schon frühzeitig die Keime derjenigen Irrthümer finden, aus denen allmälig, indem, was in dem Principe gegeben war, sich nur immer weiter herausbildete, das ganze System des mittelalterlichen Katholicismus hervorgegangen ist? Der Verf. bestimmt die Grenze der reinen Tradition nicht so genau, dafs wir

Digitized by Google

ihn beim Wort halten und ihm die Keime mancher Lehren, die er vielleicht selbst nicht gutheifsen würde, schon in denjenigen Jahrhunderten, welchen er die reine Tradition zuweiset, aufzeigen könnten. Ehemals hatte der Protestantismus ein Interesse dabei, der römisch-katholischen Kirche den sehr späten Ursprung aller der Lehren, durch die sie sich von der evangelischen Kirche unterscheidet, nachzuweisen, und man liefs sich dadurch zu mancher Befangenheit in der Auffassung des kirchlichen Alterthums, der Auslegung älterer Schriftsteller verleiten. Ein tieferes Verständnifs des geschichtlichen Entwickelungsprocesses hat uns von diesem beschränkten Interesse befreit. Wir wissen, dafs die Reaktionen der durch die ächt apostolische Lehre überwundenen Standpunkte sich schon bald in die Entwicklung des Christenthums in andrer Form wieder einmischten, und wo wir dies wahrnehmen, dient uns dies nur zur Befestigung unsers Glaubens an die überlegene Macht des von Christus ausgehenden schöpferischen Geistes, der die Entwicklung der Lehre durch die Apostel leitete. Mögen wir aber bei den fünf ersten Jahrhunherten stehn bleiben, mögen wir die drei ersten Jahrhunderte annehmen, mögen wir noch weiter hinuntergehn, nirgends werden wir eine reine Tradition finden, überall schon die Keime der Trübungen, die in fortgehender Entwicklung zu dem System des römischen Katholicismus hinübergeleitet haben. Freilich kann dieses vom Standpunkte des englischen hochkirchlichen Systems um so weniger erkannt werden, nicht allein weil dieses keine unbefangene Auffassung des geschichtlichen Entwickelungsprocesses zuläfst, wie kein durch Autorität gebundenes System, sondern auch weil es selbst manche jener trübenden Elemente, namentlich die Veräusserlichung in dem Begriff der Kirche, den mehr jüdischen als christlichen Standpunkt in dieser Hinsicht, mit hinübergenommen hat. Doch läfst sich wohl dem Verf. seine Inconsequenz in seiner Polemik gegen die römisch-katholische Kirche von dem Standpunkte seines Traditionsbegriffes nachweisen. Er sagt S. 8., „es sei schwer zu begreifen, von welchem andern Principe aus als dem des Rationalismus die Lehren der römischen Kirche vertheidigt werden könnten, die eifrigsten Romanisten würden nicht zu behaupten wagen können, dafs die Anrufung der Heiligen, die Verehrung der Maria, die Kelchentziehung, der Primat der römischen Bischöfe in der alten Kirche angenommen worden seien." — Aber finden wir nicht eine übertriebene Heiligenverehrung, Marienverehrung schon im vierten, fünften Jahrhundert? Lassen sich nicht die Keime im dritten nachweisen? Sehn wir nicht aus der Veräufserlichung des Begriffs von der Kirche und der Annahme einer nothwendigen äufserlichen Einheit derselben die Anerkennung einer ihr nothwendigen Repräsentation derselben durch die cathedra Petri in Rom schon im dritten Jahrhunderte hervortreten? Finden wir nicht schon am Ende des zweiten Jahrhunderts in der nord-afrikanischen Kirche, und vielleicht überhaupt in der abendländischen, den Gebrauch, dafs man von dem geweihten Brodte etwas mit nach Hause nahm, und es für sich allein genofs? Der Verf. sagt ferner S. 25: „Wie sehr hätte Luther auf die Tradition statt auf die Schrift sich berufend über seine Gegner triumphiren können, wenn er ihnen nachgewiesen hätte, dafs die Priesterehe durch die Stimme der ersten Väter und Concilien nirgends verboten worden sei, dafs die Verpflichtung zum Cölibat der Priester eine erst durch den Papst Hildebrand, tausend Jahr nach der Zeit der Apostel, in die Kirche eingeführte Neuerung gewesen sei!" — Aber wurde nicht schon von dem Concil zu Elvira im Jahr 305 der Cölibat für die Geistlichen der höheren Grade angeordnet? Wurde dies nicht durch die Dekretale des römischen Bischofs Siricius vom Jahr 385 zum Gesetz gemacht? In der Theorie herrschte längst das Cölibatgesetz, nur in der Praxis konnte es nicht durchdringen. Der Geist der germanischen Völker stellte sich demselben entgegen, aber häufig war es vielmehr der Gegensatz der Rohheit, als der der evangelischen Freiheit. Der Papst Gregor VII. glaubte gewifs keine Neuerung einzuführen, sondern für die alten Kirchengesetze endlich den lange versagten Gehorsam erzwingen zu müssen, wie er in der That für seine Zeit an der Spitze einer Kirchenreformation im Gegensatz zügelloser Rohheit und Willkür erschien. Und wenn wir von der ausdrücklichen Feststellung der Cölibatsgesetze absehn und nur auf die Keime der Denkweise hinblicken, aus der, als eine der Folgerungen, der priesterliche Cölibat hervorging, werden wir nicht schon weit früher in jener Anschauungsweise von dem Priesterthume im Gegensatz gegen die Welt, in jener ganzen entweltlichenden Auffassung der Sittenlehre die Keime davon finden? Es erhellt also das Unhaltbare eines

Digitized by Google

willkürlichen Abgrenzens der Tradition, wenn man die Wurzel festhalten will und alle daraus hervorgegangenen Sprößlinge abschneidet. Aber der Verf. will eben von keiner Entwicklung der Tradition etwas wissen. Entwicklung, Veränderung, Ergänzung der einmal gegebenen Lehre, Alles wirft er zusammen, Alles ist ihm rationalistische Perfectibilität des Christenthums. In dieser Hinsicht folgt er nicht dem Vincentius von Lerins, dessen Principien über die Ueberlieferung er geltend macht. Derselbe sagt von den unwandelbaren Lehren des Christenthums: „Prisca illa coelestis philosophiae dogmata processu temporis excurentur, limentur, poliantur, sed nefas est ut commutentur, nefas ut detruncentur, ut mutilentur. Accipiant licet evidentiam, lucem, distinctionem, sed retineant necesse est plenitudinem, integritatem, proprietatem." In diesem Principe der fortschreitenden Entwicklung der in das christliche Bewufstsein aufgenommenen Wahrheit, welche Entwicklung das Verharren in ihrem eigenthümlichen Wesen voraussetze, müssen wir mit dem Vincentius übereinstimmen; widerstreiten müssen wir ihm nur, insofern er dies im Zusammenhange mit seinem veräufserlichten Begriffe von der Kirche, worin unser Verf. mit ihm übereinstimmt, auffafst, diese Entwicklung abhängig macht von gewissen nothwendigen äufserlichen Organen, von der Succession der Bischöfe, ihren Versammlungen auf den allgemeinen Concilien. Wenn aber der Verf. die Tradition nur bis auf eine gewisse Grenze gelten lassen will und alle Entwicklung ihm als Verfälschung erscheint, wie wird er dann, bei den beiden ersten Jahrhunderten stehn bleibend, vor dem Subordinationismus in der Dreieinigkeitslehre sich retten können? Wie wird er seine Rechtgläubigkeit in der kirchlichen Dreieinigkeitslehre behaupten können? Was wird er dazu sagen, wenn es sich nachweisen läfst, dafs die Kindertaufe erst im Verlauf des zweiten Jahrhunderts eingeführt worden? Und wie läfst sich überhaupt eine Fortpflanzung des Christenthums als etwas Lebendiges ohne eine solche Entwicklung denken? So hätte das Christenthum nie wirklich umbildendes, belebendes Princip der menschlichen Natur in ihrem ganzen Wesen werden können; es wäre immer nur ein todtes Kapital geblieben, das Christenthum nur ein von aufsen her dem alten Kleide der menschlichen Natur aufgehefteter neuer Lappen. Aber das Gegentheil bezeugt Christus, wo er uns unter dem Bilde des Sauerteigs das Wesen des Reiches Gottes darstellt. Und gerade in diesem Entwicklungsprozesse, den das Christenthum von innen heraus, als eine höhere Lebenspotenz, nicht als ein fertiges System von Begriffen, hervorgebracht hat, offenbart sich die mit nichts zu vergleichende göttliche Gewalt desselben.

Wenn wir uns nun zu dem hinwenden, was der Verf. unter der zweiten Richtung des Rationalismus versteht, so zeigt sich auch hier das Willkürliche und Unhistorische in seiner Begriffsbestimmung. Er bezeichnet einen Standpunkt, der in einer übernatürlichen Offenbarung, wie sie in einer Sammlung von gewissen Schriften niedergelegt ist, die höchste Erkenntnifsquelle des Glaubens findet, mit dem Namen des Rationalismus aus dem Grunde, weil der Vernunft unabhängig von jeder andern Autorität das Recht, diese Urkunden aus sich selbst zu erklären und die darin enthaltene Religionslehre daraus abzuleiten, zugestanden wird. Aber diese Auffassung hängt ja hier mit dem Wesen des supernaturalistischen Standpunkts, insofern derselbe einer vermeinten Autonomie der Vernunft sich entgegenstellt, genau zusammen. Der Vernunft wird diese Macht und dieses Recht eben im Gegensatz nur gegen jede ihr als menschlich erscheinende Autorität, vor der sie sich nicht beugen will, zugeschrieben. Jener Begriffsbestimmung zufolge würde also auch der heilige Chrysostomus mit dem Namen eines Rationalisten zu belegen sein, wenn er sagt, — Homil. 23 über die Apostelg. — gegen diejenigen, welche meinten, man wisse nicht, welcher Sekte man folgen solle, da alle sich auf die heilige Schrift beriefen: „Wenn wir „sagten, dafs wir nur unsrer Vernunft folgen, möch„test du dich mit Recht beunruhigen, nun da wir aber „sagen, dafs wir der heiligen Schrift glauben und „diese einfach und zuverlässig ist, so ist das Krite„rium leicht zu finden: Wer damit übereinstimmt, ist „ein Christ, wer widerstreitet, ist fern von dieser Re„gel. Wenn nun aber Einer kommt und sagt: Dies „steht in der heiligen Schrift, der Andre: Jenes, und sie „den Sinn derselben hin und her ziehen, nun so sage „mir: Hast du keine Vernunft und kein Urtheil?"

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 76.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1844.

German Protestantism and the right of private judyment in the interpretation of holy scripture. A brief history of German Theology, from to the present time. In a series of lettres to a layman. By Edward H. Dewar.

(Schluſs.)

Der Verf. bemerkt ferner nicht, daſs zwischen denen, welche in diesem Principe, d. h. in dem formalen Principe des Protestantismus übereinstimmen, noch ein groſser Unterschied, der die Uebereinstimmung selbst überwiegt, stattfinden könne, in Beziehung auf ihre Ansicht von dem Verhältnisse der Vernunft zu dem Inhalte der heiligen Schrift, was mit den verschiedenen Auffassungen der Anthropologie und der ganzen Heilslehre genau zusammenhängt, jenachdem man eine Erleuchtungsbedürftigkeit der Vernunft anerkennt, oder nicht, von der erleuchteten oder der natürlichen Vernunft in dem Verhältnisse zur Auslegung der heiligen Schrift redet, oder, mit andern Worten, jenachdem dieses Princip mit einem pelagianischen Standpunkte oder dem entgegengesetzten zusammenhängt. Dies macht ja den groſsen Unterschied zwischen dem Standpunkte der evangelischen Theologie und der socinianischen, wenn gleich beide in der Anerkennung des formalen Princips an sich übereinstimmen und wir auch den socinianischen Standpunkt nicht mit dem Verf. für einen rationalistischen, sondern für einen supernaturalistischen erklären müssen, — freilich eine solche Form des Supernaturalismus, welche vermöge ihres Zusammenhangs mit pelagianischer Anthropologie schon den Keim des Rationalismus in sich trägt.

Der Verf. läſst sich in seinem zweiten Briefe S. 16. selbst die Einwendung machen, daſs er, statt den Namen des Rationalismus in einem so ungewöhnlichen Sinne zu gebrauchen, besser thun würde, den Namen des Protestantismus darauf anzuwenden, und wir müssen allerdings darin einstimmen, daſs dieses die einzig richtige Bezeichnung des Standpunktes, den er einen rationalistischen nennt, im Gegensatz gegen den traditionell-kirchlichen, sein würde. Aber er hat gute Gründe, gegen diese Vertauschung sich aufzulehnen, weil auch die englische Kirche eine protestantische genannt worden sei, als gegen die Irrthümer der röm. Kirche protestirend, und weil es lächerlich wäre, die röm. Kirche in irgend einem Sinne eine protestantische zu nennen, und es doch dem Verf. ihr den Namen einer rationalistischen beizulegen beliebt. Doch wir haben schon bemerkt, wie willkürlich und ungerecht er diesen Namen anwendet, wenn er den römisch-katholischen Standpunkt so bezeichnet. Und was das Erste betrifft, so giebt die Protestation gegen gewisse Irrthümer der römischen Kirche allerdings noch kein Recht, den Beinamen des Protestantismus sich beizulegen. Wie der Name des Protestantismus auf jenem Reichstage zu Speier im Jahre 1529 entstanden ist, bezieht er sich nicht bloſs auf die Verneinung einiger Lehren der römischen Kirche, sondern auf die Zurückweisung jeder andern Autorität als der aus sich selbst erklärten heiligen Schrift in Glaubenssachen, und der Begriff des Protestantismus enthält also allerdings einen Gegensatz gegen jede Autorität einer Kirche und Tradition, welche die Erklärung der heiligen Schrift von sich abhängig machen will. Der Protestantismus hat daher auch zu seiner nothwendigen Voraussetzung die unmittelbare Beziehung eines jeden religiösen Bewuſstseins zu Christus als der Quelle des göttlichen Lebens und Lichts, und es wird dadurch ausgeschlossen jede nothwendige Vermittlung durch eine bestimmte sichtbare Kirche, welche sich

Digitized by Google

als den allein zu Christus hinleitenden Kanal betrachtet. Eben deshalb müssen wir den Begriff der Kirche in dem Sinne des Verf., als einer durch die Succession der Bischöfe vermittelst der Ordination von Christus abgeleiteten, der nothwendigen Vermittlung für die Theilnahme an dem heiligen Geiste, als einen durchaus antiprotestantischen betrachten. In jenem Begriffe von der Tradition und dem damit zusammenhängenden von der Kirche können wir nicht umhin, ein dem römischen Katholicismus verwandtes, durchaus antiprotestantisches Element zu erkennen. Den Protestantismus in einem tieferen und umfassenderen Sinne, als es der Verfasser meint, müssen wir als ein nothwendiges Moment für die reine Fortpflanzung und Entwicklung des Christenthums erklären, denn der Ableitung der göttlichen Wahrheit aus der Quelle, aus der sie allein rein geschöpft werden kann, dem Worte Gottes in der heiligen Schrift, mufs stets die abwehrende Protestation gegen alle verfälschenden Elemente, unter welcher Autorität sie sich auch geltend machen mögen, zur Seite gehn.

Indem der Verfasser nachweisen will, wie die deutsche Reformation durch das, was er das rationalistische Princip nennt, von Anfang an getrübt worden sei, und daraus alle späteren Revolutionen in der deutschen Theologie erklären zu können meint, sucht er darzuthun, was Luther selbst zu einem seiner religiösen Denkweise ursprünglich fremden Principe hingeführt habe, dafs er nämlich nur nothgedrungen dazu getrieben worden sei, um seinen Grundsätzen und seiner reformatorischen Richtung, im Gegensatz mit der römischen Kirche, Eingang zu verschaffen. Aber der Verfasser hat den religiösen und theologischen Entwicklungsgang Luthers und ebendaher auch das Princip der deutschen Reformation sehr schlecht verstanden. Nicht das negativ-reformatorische Element, nicht das nachher festgestellte formale Princip der Reformation war bei Luther das Ursprüngliche, sondern aus dem positiv-christlichen Elemente entwickelte sich bei hm erst das negativ-reformatorische, aus dem materiellen Principe erst das formelle. Seine inneren Kämpfe führten ihn zu Christus als dem alleinigen Grunde des Heils, und dieses allein festhaltend trug er schon in sich das Princip aller Reformation, ehe er noch von fern an irgend ein Reformiren dachte; dafs dieses sich daraus entwickelte mufste erst ohne seine Absicht und sein Zuthun durch den von Gott geordneten Gang der Weltgeschichte herbeigeführt werden. So leitete ihn auch Christus als der alleinige Grund des Heils zu seinem Worte in der heiligen Schrift; so hängt mit der unmittelbaren Beziehung des religiösen Bewufstseins zu Christus als dem Grunde des Heils die unmittelbare Beziehung zu dem göttlichen Worte als der alleinigen Quelle des Lichts für die erleuchtungsbedürftige Vernunft in dem Entwicklungsgange der deutschen Reformation genau zusammen, dieses in jenem begründet; so ist das Princip des deutschen Protestantismus eigentlich nur eins: die unmittelbare Beziehung zu Christus in zwiefacher Anwendung. Von diesem Zusammenhange aber hat der Verfasser, wie von dem Wesen des Protestantismus überhaupt, keinen Begriff. Daher kann er denn auch die Frage aufwerfen S. 19, ob nicht, wenn Luther in den Schranken der römisch-katholischen Kirche stehen geblieben wäre, die Reformation etwas später mit allgemeinerem, glücklicherem Erfolge und nach einem bessern Principe zu Stande gekommen sein würde, eine Reformation der Mifsbräuche, bei welcher doch der Kirche der bleibende Segen des reinen christlichen Glaubens gesichert worden wäre. Abgesehn davon, dafs wir Ursache haben, die Frage, ob ohne die durch Luther hervorgebrachte gewaltsame Erschütterung eine Verbesserung der kirchlichen Mifsbräuche zu Stande gekommen sein würde, zu verneinen, so können wir, selbst wenn die glücklichste Reformation dieser Art hätte so allmälig angebahnt werden können, doch keinen Ersatz für das, was allein durch das eben von uns bezeichnete reformatorische Princip Luthers gewirkt zu werden vermochte, darin finden. Das, was durch den Entwicklungsgang des Reiches Gottes erzielt wurde, war nicht eine blofse Verbesserung der bisherigen Kirche, wie sie aus den Elementen einer Vermischung des jüdischen und christlichen Standpunkts seit dem zweiten Jahrhunderte sich allmälig gebildet hatte, sondern ein ganz neuer Standpunkt, die Emancipation des Geistes in der Abhängigkeit von Christus allein, die Wiederherstellung der selbstständigen Entwicklung des Christenthums, wie sie durch Paulus im Streit mit dem Judenthume erkämpft worden und die der Einmischung eines alttestamentlichen Standpunkts

Digitized by Google

in christlicher Form von Neuem hatte unterliegen müssen.

Indem der Verfasser das Wesen des Protestantismus in seinem Ursprunge nicht versteht, kann er auch natürlich die fernere Geschichte der protestantischen Theologie nicht verstehn. Wir wollen es ihm zu gut halten, dafs er als ein Ausländer oft aus trüben Quellen schöpft und sich in den Zusammenhang einer fremden Bildung nicht hineindenken kann. Es ist das Ziel seines Werks, alle Streitigkeiten und Zerwürfnisse in der Geschichte der deutschen Theologie bis auf die Gipfelpunkte der neusten negativen Richtungen aus dem, was er das rationalistische Princip der Reformation nennt, herzuleiten und das Ergebnifs daraus zu folgern, dafs für das Interesse des religiösen Glaubens in Deutschland keine andre Hülfe sei, als jenem Principe zu entsagen und zu einer andern Auffassung des Begriffs von der Kirche, wie zur Aneignung einer Tradition sich hinzuwenden. Aber mit seinen willkürlichen und unhistorischen Voraussetzungen fällt auch das Endresultat, das er daraus ableiten will.

Wir müssen dem Verfasser Folgendes entgegenhalten. Jene Verirrungen in der Geschichte der protestantischen Theologie nach der Reformation sind nicht aus dem Principe derselben abzuleiten, sondern im Gegentheil, sie würden nicht erfolgt sein, wenn dieses Princip immer lebendig fortgewirkt hätte und in seiner Reinheit festgehalten worden wäre. Der Verfall kam theils d her, dafs einzelne Momente aus denjenigen Richtungen, die bei der deutschen Reformation ursprünglich zusam...ngewirkt hatten, sich von dem Zusammenhange des Ganzen lostrennten und eine einseitige Stellung annahmen, theils dafs man von dem Principe der Reformation sich ganz entfremdete, von Neuem der Geist sich einer äusserlichen Autorität gefangen gab, wenn auch einer andern als derjenigen, im Gegensatz mit welcher die Reformation zuerst entstanden war, die rein praktische Richtung des ursprünglichen Princips der Reformation einer neuen im Bunde mit der Kirchenautorität stehenden Scholastik weichen mufste. Von dem Principe der Reformation selbst gingen daher auch die Reactionen gegen diese Verfälschungen, wie in Hinsicht der Wissenschaft so des religiösen Lebens aus, was hier ausführlich zu entwickeln uns zu weit führen würde; und so kam es zu jener neuen Entfesselung der Geister, die nun später eine einseitig negative von dem positiven Momente der Reformation sich lostrennende Richtung nahm.

Sodann müssen wir noch auf eins aufmerksam machen. Was der Verfasser aus dem von ihm mifsverstandenen Principe der deutschen Reformation herleiten zu können meint, hat einen weit tieferen Grund in dem Entwicklungsgange des Christenthums und des menschlichen Geistes. Alle Religionen haben Epochen gehabt, in welchen die zuerst unter ihrer Vormundschaft gewordene, zur Selbständigkeit gelangte Bildung, wo nämlich wirklich eine solche zu Stande kommen konnte, sich gegen sie auflehnte, um sich in ihrer unbedingten Freiheit zu behaupten, und dies pflegte das Vorzeichen des bevorstehenden Untergangs dieser Religionen zu sein. Auch das Christenthum konnte dem Gesetze dieses in dem Wesen des menschlichen Geistes gegründeten Entwicklungsganges nicht ausweichen; nur der Ausgang des Kampfes mufste ein andrer werden. Was andern Religionen den Todesstofs brachte, musste dem Christenthume zur Verherrlichung gereichen. Dieser Kampf mufste in der christlichen Zeit ein desto heftigerer werden, je höher die Entwickelungsstufe war, zu der die Vernunft unter dem Einflusse des Christenthums herangebildet worden. Schon im Mittelalter sehn wir diesen Kampf sich vorbereiten. Als vor der Erscheinung der Reformation ein Zwiespalt zwischen der fortgeschrittenen Bildung, wie sie besonders unter dem wiederhervorgetretenen Einflusse des klassischen Alterthums sich entwickelt hatte, und dem den Bedürfnissen des Geistes nicht mehr genügenden Kirchenglauben entstanden war, drohte schon dieser Kampf hervorzubrechen und der geistreiche Aristoteliker Pomponazzo weissagte den ganz nahe bevorstehenden Sturz des Christenthums. Und was würde erfolgt sein, wenn nun nicht die neue Schöpfung aus dem Christenthume durch die Reformation hervorgetreten wäre und das Princip derselben den Geistern eine neue Richtung, in der sie ihre Befriedigung fanden, gegeben hätte? Es ist darauf anzuwenden, was mit geschichtlichem Tiefblicke Melanchthon in einem Briefe an Joachim Camerar vom 26ten Juli 1529 sagt von den Richtungen, welche einst weit heftigere Erschütterungen würden hervorgebracht haben, wenn nicht Luther aufgetreten wäre und den Bestrebungen der Menschen ei-

Digitized by Google

nen ganz andern Schwung mitgetheilt hätte *). Aber jener Kampf konnte durch den mächtigen Einfluss der deutschen Reformation nur zurückgehalten, nicht ganz beseitigt werden. Die durch den Einfluss der Reformation selbst entfesselten Mächte des Geistes mussten einmal gegen das Princip derselben und das eigenthümliche Wesen des Christenthums selbst sich geltend machen. Das trübende Menschliche, was sich dem Werke der Reformation noch angeschlossen hatte oder durch dasselbe nicht genugsam ausgeläutert worden, mufste zuerst jene Angriffe hervorrufen und ein durchgreifenderer Läuterungsprocefs sollte eben dadurch angebahnt werden. Auch in England hat ja das Christenthum diesem Gesetze nicht entgehn können. Wir wissen ja, dafs in England zuerst jene mächtigeren Reaktionen der nach Entfesselung strebenden natürlichen Vernunft gegen den Offenbarungsglauben hervortrat. Doch in England griffen diese Kämpfe nicht tiefer in den inneren Entwicklungsprozefs der Theologie selbst ein. Jene feindlichen Mächte wurden durch die Autorität einer äusserlichen Kirche zurückgewiesen, würden aber, da keine äufserliche Autorität auf die Ueberzeugung einzuwirken und die Geister wirklich zu zügeln vermag, desto zerstörender auf verborgene Weise im Innern der Kirche und des Volkslebens fortgewirkt haben, wenn nicht in dem achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert mannichfache Reaktionen von einem praktischen, lebendigen christlichen Geiste aus dort erfolgt wären. Und man kehrte dann aber, ohne von diesen Kämpfen für den Entwicklungsgang der Theologie bedeutenden Vortheil zu ziehen, wieder zu dem alten Standpunkte der Theologie des siebzehnten Jahrhunderts zurück. Die Engländer sind eine mehr praktische Nation. Mit Deutschland, welches den hellenischen Geist in der neueren Bildung darstellt, ist es anders. In Deutschland mufste der Kampf nicht blos im praktischen Leben, sondern auch in der Wissenschaft ausgekämpft werden. Das Resultat mufste hier aus dem innern Entwicklungsprocesse des Geistes in der Wissenschaft, wenn gleich nicht ohne Zusammenhang mit den Mächten, die im Leben wirkten, von selbst auf naturgemäfse Weise hervorgehen. In Deutschland sollten die Gegensätze bis zu ihrem letzten Gipfelpunkte sich aussprechen, um eine grofse Entscheidung herbeizuführen. Die Vernunft sollte hier auf dem Wege ihrer eignen freien Entwicklung zum freien Gehorsam des Glaubens zurückgeführt werden; die Theologie sollte geläutert und verklärt in einer neuen Schöpfung aus diesem Kampfe hervorgehn. Der deutsche Geist hat die grofse welthistorische Aufgabe, wie bei der Reformation, wenn auch auf andere Weise, in der Wissenschaft eine neue Schöpfung anzubahnen, die in ihren Wirkungen auch auf die übrigen Völker übergehen wird.

Der Verfasser hebt, eben weil ihm dieser grofse Zusammenhang ein fremder ist, nur die Schattenseite, die allerdings Trauriges genug zeigt, nicht aber auch die Lichtseite hervor. Er bemerkt zwar wohl die gesteigerte Entwicklung jener negativen Richtung, nicht aber auch die gesteigerte Entwicklung eines neuen christlichen Lebens, das sich Bahn machen und auch in der Wissenschaft durchdringen will; und dies macht eben den Unterschied zwischen der Zeit in der wir leben und jener öden flachen Zeit der sogenannten Aufklärung im achtzehnten Jahrhunderte. Der Verfasser hat zwar etwas gehört von Schleiermachers Einflufs und von der neuen Richtung Schellings, aber die Bedeutung dieser grofsen Zeichen der Zeit ist ihm eine unverständliche, wie das Wesen der deutschen Reformation und der darin begründeten deutschen Geistesbildung überhaupt.

Neander.

*) Quae fortasse longe graviores tumultus aliquando excitatura fuerant, nisi Lutherus exortus esset, ac studia hominum alio traxisset. Corpus Reform. I. pag. 1083.

Digitized by Google

№ 77.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

October 1844.

XLII.

Observationes criticae in Iliadis librum primum et alterum von E. R. Lange, Gymnasialdirector in Oels. Drei Abhandlungen, welche den Schulnachrichten des Gymnasiums von Ostern* 1839, 1843 *u.* 1844. *vorangehn.

Vorliegende drei Hefte kritischer Anmerkungen zu den beiden ersten Büchern der Ilias werden uns von dem Hrn. Verf. als Proben dargeboten, von einer neuen Ausgabe der Ilias, wie die Zusage in der Einleitung zur ersten Arbeit lautet, oder von sämmtlichen Homerischen Gedichten, wenn wir es mit den Worten: Hoc unum addo, his scholasticis libellis non porro carminum Homericorum emendationem me esse persecuturum, sed justam eorum διόρθωσιν observationibus paulo copiosioribus in lucem esse prolaturum, in dem Vorwort zum dritten Hefte, genau nehmen sollen.

Das Motiv zu seinem so bedeutenden Unternehmen findet Hr. Lange in den Mängeln des Wolfischen Homers und in der Unzulässigkeit bei diesem stehn zu bleiben. Es ist nur Eine Stelle, in welcher der Verf. auf das allgemeine Verfahren Wolfs und die Mangelhaftigkeit desselben näher eingehn will. Diese Stelle will Referent mit den eignen Worten des Verf.'s anführen. Sie lautet: Wolfius, quamquam codicibus carminum Homericorum et editionibus typis expressis longe alios fontes ipse praeposuit, partim scriptorum eorum, qui Alexandrinos criticos aetate antecedentes Homerica laudant, imitantur, explicant, partim Scholiorum, et jure praeposuit, (Proleg. ad Hom. p. 14 seq. Praef. nov. ed. p. 38 seq. et 42) antiquissimis tamen illis testimoniis in textu constituendo obsequi fere noluit, sed illud ei unum praepositum fuit praecipue, ut Homeri textum talem exhiberet, qualis Longino alicui, aut alii veteri critico saeculi post Chr. n. tertii aut quarti satis placiturus fuisse videretur. (Proleg. p. 21 Praef. n. ed. p. 36). Id cur sibi proposuerit vir clarissimus, me nescire ingenue confiteor. Ref. fürchtet sehr, dafs der Leser aus dieser Darstellung der Sache sich weder von Wolfs Verfahren noch von den Mängeln desselben eine deutliche Vorstellung wird machen können. Gründlich und sachgemäfs ist beides von Lehrs (Zimmerm. Zeitschr. für Alterthumsw. Jahrg. 1834 S. 132 sqq.) erörtert worden und Ref. mufs auch den Verf. auf das, was jener Gelehrte dort über den Gegenstand bemerkt, verweisen; es wird ihm wenigstens das Räthsel, welches ihm hier das Verfahren Wolfs noch ist, lösen helfen. Wenn übrigens Hr. L. sagt, Wolf habe nicht den alten Zeugnissen folgen, sondern habe einen Longintext herstellen wollen, was doch so viel heifst; als indem und weil er dies gethan, habe er jenes unterlassen; so ist dies gegen Wolfs ausdrückliche Bemerkung und, merkwürdig genug, gegen seine Bemerkung an eben derselben Stelle, welche Hr. L. von ihm citirt (praef. n. ed. p. 36). Dort sagt W. ausdrücklich, dafs er niemals zu Gunsten des Vulgärtextes der spätern eklektischen Grammatiker und von ihnen bewogen, eine alte Lesart verlassen habe, sondern im Gegentheil wolle er den Vulgärtext, wo es nur immer angeht, durch die alten Lesarten reinigen und verbessern. Das sind seine eignen Worte. Nam etsi illi (die eklektischen Grammatiker) in maximis rebus judicia Aristarchi et eam constitutionem, quam Cicero et Virgilius a pueris legebant, secuti sunt, ita tamen *nonnunquam discesserunt, ut delectus eorum refingi et rejecta scriptura*, quae clari *alicujus auctoris nomine* defenditur, praeferri debeat. Quin etiam, ubi non deteriora sunt ea, quae ab aliquo priorum profecta sunt, quam quae auctore carent, *ad illa nobis reverti decet*, eo magio quod saepe incertum est, utrum haec vulgata omnino antiqua sint, an infimis saeculis nata. Kann etwas deutlicher gesagt werden, als es hier von Wolf geschehn ist? Frei-

Digitized by Google

lich ist Wolf oft vom Aristarch und den übrigen Alexandrinischen Grammatikern abgewichen, aber das hat er aus Gründen gethan, die er proleg. S. 30 erörtert, wenn er sagt: auctoritatem profecto non faciunt magna nomina, quibus adeo si ipsius poëtae repugnat ingenium et aliunde exploratus usus, utra major auctoritas sit, illius an multis saeculis posteriorum criticorum, per se ne quaerendum quidem vel dubitandum videtur. Utinam modo singulis locis constaret, quid illorum quisque primus invexerit in textum et qualem eum acceperit a superioribus. In dem letzteren ist er, wie Lehrs (Zimmermanns Zeitschrift l. l. und de Aristarchi stud. Hom. p. 67 sq.) richtig bemerkt, zu weit gegangen und hat die Autorität, auf die Aristarch baute, nicht hoch genug angeschlagen. Aber was hat das mit dem Longintext zu thun? Auch kann ihm das von Hrn. Lange am wenigsten zum Fehler angerechnet werden, da dieser selbst ganz dasselbe thut, noch jetzt thut, wo die vorgeschrittne Erkenntnifs des Gegenstandes es nicht mehr so leicht entschuldigt wie zu Wolfs Zeiten. Denn welches Verfahren will Hr. L. im Homer befolgen? Er bezeichnet es mit den Worten: Quare mea quidem sententia est, omnes eas antiquas lectiones postliminio quodam reverti oportere, quae aut praestantia sua antecellant vulgatis, aut certe nullis idoneis ex causis postponantur. Die alten Lesarten sind für Hrn. Lange alle die, welche in den Scholien stehn, gleichviel ob sie von Zenod. Arist. oder von wem sonst sind. Sie alle vergleicht er mit der Vulgata und wenn diese nicht besser ist, zieht er jene vor. Wonach entscheidet er, was besser und schlechter ist? wonach sonst, als nach eignem Urtheil und Geschmack! Warum sollte es denn also nicht auch Wolf erlaubt gewesen sein, daselbe zu thun? — Weitere allgemeine Bestimmungen aber als die besprochnen, werden uns von dem Verf. über seinen Gegenstand nicht gegeben; wir folgen ihm also zu den Anmerkungen über die einzelnen Stellen. In diesen macht sich überall die Gunst und die Vorliebe bemerkbar, die der Verf. dem Zenodot zuwendet und mit ihr eben so sehr die Geneigtheit von Aristarch und Wolf abzuweichen; namentlich von letzterem. Die erste Abhandlung, welche das erste Buch der Ilias umfafst, beschäftigt sich sogar ausschliefslich mit solchen Stellen, in welchen er von Wolf abweichen zu müssen glaubt. Wird dies, besonders das erstere, für seine Leistung ein günstiges Vorurtheil zu erzeugen geeignet sein? Doch, was kommt hierauf an? Ein Vorurtheil ist immer nur ein Vorurtheil und auch das beste ist nicht viel werth; suchen wir uns also aus der Sache selbst ein Urtheil zu bilden! —

V. 4. ist dem Verf. nach dem Vorgange Bentleys, Heynes und Anderer das πᾶσι anstöfsig. Quid πᾶσι hoc loco ad sententiam accuratius explicandam valeat, nemo facile demonstrabit etc. Es erklärt sich, wenn man Il. III, 19 und VII, 150 das προκαλίζετο πάντας ἀρίστους mit VII, 174 vergleicht. Hier erklärt es der Dichter selbst, indem er dafür sagt τῶν νῦν ὅντινα θυμὸς ἐμοὶ μαχέσασθαι ἀνώγει, δεῦρ' ἴτω κτλ. Durch ein solches ὅσους θυμὸς ἀνώγει ist auch unser πᾶσι vollkommen erklärt. Es ist eine zwar einfache aber doch sehr wirksame Emphasis, um die Menge der gefallnen Helden zu bezeichen. Die Leichname derselben waren hinreichend für so viele Hunde und Vögel, als nur immer kommen wollten. Das Zenodotische δαῖτα, das Hr. L. in den Text nehmen will, nimmt, wie jeder fühlen wird, dem schönen Proömium einen Theil seiner edlen Einfachheit, und ist nichts weniger als kritisch begründet. Nach Hrn. Lange's Ansicht soll Arist. das δαῖτα entfernt haben, weil er glaubte, Homer brauche es nicht von Thieren, während er zugleich Il. 24, 43 übersehn habe, wo es dennoch so vorkomme. Darin zwar stimmt Ref. mit dem Verf. überein, dafs man nicht mit Lehrs zu Gunsten des Arist. jenen Vers so interpungiren könne: εἴσ' ἐπὶ μῆλα, βροτῶν ἵνα δαῖτα λάβῃσιν, denn hat der Dichter δαὶς von Thieren darum nicht gebraucht, weil nur ein durch Zerschneiden und Theilen zubereitetes Mahl von ihm mit diesem Worte bezeichnet wurde, dann kann auch ein noch lebendes Thier nicht βροτῶν δαῖτα von ihm genannt werden. Der natürliche Gang der Sache scheint dem Ref. vielmehr dieser: πᾶσι ist die echte Lesart. Es pafst so vortrefflich für die Stelle und es ist so echt im Sinne Homerischer Darstellung, dafs ein Alexandrinischer Kritiker es schwerlich hätte erfinden können. Wohl aber konnte es einem solchen namentlich einem Zenodot unverständlich sein, der darum δαῖτα, auch wohl aus einigen Exemplaren, die ihm vorlagen, in seinen Text setzte. Arist. erkannte das Richtige aus den bessern Quellen und unterstützte es mit dem Grunde, dafs beim Dichter δαὶς von Thieren nicht gebräuchlich wäre. Er unterstützte die richtige Lesart blofs da-

Digitized by Google

mit, führte sie aber nicht aus solchem Grunde ein. Das erwähnte Beispiel Il. 24, 43 wird ihm auch nicht entgangen sein, es ist aber darum noch immer selten genug, um mit als Grund gegen eine Lesart zu gelten, die Autorität und Geschmack gegen sich hat. Und mehr wird Arist. nicht gesagt haben, dessen eigne Worte wir hier übrigens nicht mehr haben, und dessen Aussprüchen von den Spätern, wie wir noch an mehrern Beispielen sehn werden, eine viel weitere Ausdehnung und gröfsere Entschiedenheit als von ihm selbst gegeben wurde.

Zu v. 20. billigt es Hr. L., dafs Heyne und Wolf δ' ἐμοὶ statt δέ μοι aufgenommen haben, denn, ὑμῖν et ἐμοὶ opposita sibi sunt. Das letztere ist unrichtig. Der Gegensatz ist ὑμῖν und παῖδα. So nahm ihn schon Plato (De republ. III, p. 393 E.) wo er unsere Stelle aus der Redeweise der μίμησις in die der διήγησις in folgender Weise überträgt: ἐλθὼν ὁ ἱερεὺς εὔχετο, ἐκείνοις μὲν τοὺς θεοὺς δοῦναι ἑλόντες τὴν Τροίαν αὐτοὺς σωθῆναι, τὴν δὲ θυγατέρα ἑαυτῷ λῦσαι. Aber auch die Wortstellung des Dichters, der sonst nach andern Beispielen αὔταρ ἐμοὶ oder μοί δ' αὐτῷ τὴν κτλ. gesagt haben würde, und der natürliche Sinn fordern diesen Gegensatz. Den Alten mitzunehmen, daran denkt niemand, wohl aber wollen die Griechen die Tochter mitnehmen; das sollen sie aber nicht nach dem Willen des Vaters, sondern sie selbst mögen zwar heimkehren, die Tochter aber soll nicht mit nach Griechenland; und hierauf pafst der Nachdruck, mit welchem nachher Agamemnon erwiedert:

τὴν δ' ἐγὼ οὐ λύσω· πρίν μιν καὶ γῆρας ἔπεισιν
ἡμετέρῳ ἔνι οἴκῳ, ἐν Ἄργεϊ, τήλοθι πάτρης

ganz vortrefflich. Aber dessenungeachtet ist δ' ἐμοὶ hier vorzuziehen. Den Grund s. bei Bekker (Recens. des Wolf. Homer. Jenaische Allg. Literaturz. Jahrg. 1809 II. p. 162, welche Arbeit Hr. L. auch sonst nicht genug berücksichtigt hat). — In demselben Verse darf die Zusammenstellung von Optativ und Imperativ, die wir haben würden, wenn: παῖδα δ' ἐμοὶ λύσαιτε φίλην, τὰ δ' ἄποινα δέχεσθαι lesen, nicht mit Beispielen wie Od. VII, 222 belegt werden, wie jeder sieht, der die Stelle nur liest. Odyss. sagt in ihr zu den Phäaken:

ὑμεῖς δ' ὀτρύνεσθε ἁμ' ἠοῖ φαινομένῃφιν
ὡς κέ με τὸν δύστηνον ἐμῆς ἐπιβήσετε πάτρης
καίπερ πολλὰ παθόντα· ἰδόντα μὲ καὶ λίποι αἴων
κτῆσιν ἐμὴν κτλ.

Das ὀτρύνεσθε oder wie Hr. L. liest ὀτρύνεσθαι steht ja mit dem λίποι in gar keiner Verbindung, und der Imperat. für λίποι wäre hier ohne Sinn! Und warum will Hr. L., wenn man mit W. λῦσαί τε liest, die unschuldige Wolfische Conjectur τὰ τ' ἄποινα für τὰ δ' ἄποινα nicht zu lassen? Weil auf τὲ nicht blofs τὲ und καὶ sondern auch δὲ folgen könne? Aber doch schwerlich, wie Stallbaum zu Plat. Phileb. p. 36 richtig bemerkt, ohne Modification des Sinnes. Eine solche aber ist hier, ohne die Stelle zu schrauben, nicht zu erkennen. Sowohl hier als auch Il. V, 359 hat auch Bekker für δὲ τὲ gesetzt. —

Zu V. 34 will Hr. L. mit Zenod. statt ἀκέων ἀχέων lesen. Wenigstens erwähnt mufste es werden, dafs Plato ἀκέων gelesen. De rep. III. 394. A. drückt er unsere Stelle so aus: ὁ δὲ πρεσβύτης ἀκούσας ἔδεισέ τε καὶ ἀπῄει σίγῃ. Hrn. L.'s Grund ist hier ein ästhetischer. Der Zorn passe gut für den ob filiam sibi recusatam summo dolore affectum patrem. Aber er pafst gar nicht zu der Furcht, mit welcher die Drohungen des Agam. den milden und weichen Greisen so eben erfüllt haben. Zorn nach Furcht ist unpsychologisch. Dagegen pafst ἀκέων zu jener vortrefflich, denn es drückt im edlen Stil dasselbe aus, was im vulgären unser „sich drücken" bezeichnet. Wolf (prol. p. 112) billigt ἀχέων nicht, sondern zählt es nur unter den Beispielen, in welchen Z. nicht ad libidinem suam verfuhr. Aber warum hat Hr. L. nicht v. 380 χωόμενος δ' ὁ γέρων πάλιν ᾤχετο für sein ἀχέων angeführt? Wenn er es gethan hätte, würde Ref. ihm geantwortet haben: Nicht nur wenn Lachmann (Abhandlungen der Berl. Akad. d. Wiss. Jahrg. 1838) recht hat, dafs von v. 348 ein neues von einem andern Dichter gemachtes Lied beginnt und bis v. 430 fortgeht, beweist das χωόμενος nichts für ἀχέων, sondern auch dann nicht; wenn alles von einem Dichter ist, und zwar darum nicht, weil in der Vorstellung des zornmüthigen Achill der beschimpfte Priester nicht anders als zürnend erscheinen kann. —

V. 56 will Hr. L. das Zenod. ὄρητο und beruft sich auf Buttmann (ausf. Gr. Gr. I, § 105. ann. 15. etc.). Aber B. bemerkt hier ausdrücklich, dafs ὄρητο, weil nur hier und sonst nirgends eine Zenod. Variante dieser Art vorkomme, nicht in den Text kommen darf. Aber aus eben demselben Grunde wird Buttmanns Ansicht, gegen die sich in kritischer Beziehung noch manches Bedenken erhebt, mindestens schwankend. Hr. L. aber beruft sich auf den Jonismus des Hippo-

Digitized by Google

krates, nimmt ὄρητο in den Text, dann sagt er: cur illae priscae orationis reliquiae aspernandae sint, non video. Warum? Weil es sich damit verhält, wie mit den meisten Reliquien, deren Echtheit zweifelhaft ist und um derentwillen die Vernunft und die Gleichmäfsigkeit des Verfahrens nicht aufgegeben werden darf. Und woher weifs Hr. L., dafs Arist. erst die Contraction auf ᾱ in den Homer gebracht hat? Das ist völlig ebenso unbegründet und unwahr, als dafs er nach der Bemerkung zu V. 68 aus den Verben ἐκαθέζετο etc. willkürlich das Augment entfernt hat. Die Bemerkung des Arist. οὐκ ἐᾷ (Ζηνοδ.) ἑλληνίζειν τὸν Ὅμηρον ὥσπερ γὰρ οὐδὲ λέγει ἐκατέβαινεν, οὕτως οὐδέ ἐκαθέζετο, wird durch das Beispiel späterer Schriftsteller, die ἐκαθέζετο haben, nicht entkräftet. Denn bei diesen war bereits das Simplex ἕζεσθαι in den Hintergrund getreten, nicht aber beim Homer. Und dann, wo hat denn Hr. L. es bewiesen, dafs die Aristarchische Lesart nicht mehr Werth hat, als die Gründe haben, welche Arist. gegen Zenod. anführt? Jedoch hiervon nachher ein mehreres.

Zu V. 69. will Hr. L. das Zenod. μάντις statt Κάλχας. Das Scholion zu der Stelle, bei der wir etwas länger verweilen müssen, lautet also: ὅτι Ζηνόδ. γράφει μάντις Θ. οὐ δύναται δὲ τῷ γένει τὸ εἶδος ἅμα συγκατατίθεσθαι. A. Nun zählt Hr. L. Stellen auf, wo gleichwohl vom Dichter genus und species zusammengestellt werden und unter diesen zunächst den nur sieben Verse entfernten V. 62, wo Achill sagt:

ἀλλ' ἄγε δή τινα μάντιν ἐρείομεν, ἢ ἱερῆα,
ἤ καὶ ὀνειροπόλον κτλ.

Hier lag es aber doch sehr nah, folgende Betrachtungen anzustellen. Wie sollte denn Aristarch auf die Grille gekommen sein, dem Dichter verbieten zu wollen, genus und species so zusammenzustellen, wie es in unserm 69sten Vers geschähe, wenn man μάντις läse? Es sollte ein Dichter nicht sagen dürfen, der Schauspieler P., der vortrefflichste aller Komiker! So was kann Arist. auch im Schlafe nicht gesagt haben. V. 62 freilich ist die Sache anders, dort verbietet die schlichte Logik eine solche Zusammenstellung. Niemand sagt: das ist ein Vogel, oder ein Sperling etc. und hätte Arist. dort eine solche Bemerkung gemacht, wie wir sie allem Anschein nach jetzt von ihm zu V. 69 lesen, so wäre es an der rechten Stelle geschehn. Hat er es denn aber nicht? Freilich hat er es und es ist merkwürdig genug, dafs es Hrn. L. hat entgehen können, und liest man dort die Scholien nach, so hebt sich auch die Schwierigkeit, die unsere Stelle macht. ἡ διπλῆ, heifst es da: ὅτι μάντις γενικῶς, ἱερεὺς δὲ καὶ οἰωνόπολος (leg. ὀνειροπόλος) εἰδικῶς, εἴδη μάντεων κτλ. Arist. hat also hier Anstofs genommen und nichts entschieden, die Späteren haben auch dies zu thun versucht, namentlich Herodian und Porphyrius. Kurz man sieht, die Sache hat die gelehrten Grammatiker beschäftigt. Was Wunder also, dafs, da das μάντις aus V. 62 den Weg zu V. 69. gefunden hat, wo, wie wir gleich sehen werden, es ganz entschieden nicht hingehört, auch die Bemerkung der Grammatiker vom γένος und εἶδος aus den Scholien zu jener Stelle in das zu V. 69 mitgegangen ist. Mit wem es diesen unnützen Gang gemacht hat, ist nicht zu entscheiden, gewifs nicht mit Arist. und seinen denkenden Nachfolgern. Von Arist. ist hier gewifs nur die Note ὅτι Ζηνοδ. γράφει μάντις Θεστορίδης; so notirt er oft blos die Zenod. Lesart, ohne Gründe gegen sie anzuführen. Z. B. V. 12 ὅτι Ζηνοδ. τίσειεν; zu 251 οἷοι, ὅτι Ζηνόδ. γράφει αἵ οἱ; zu 351. χεῖρας ὀρέγνυος, ὅτι Ζηνόδ. γράφει χεῖρας ἀνάπτας u. s. w. Auch das liegt in der Natur der Sache, dafs aus einem Aristarch. Bedenken am rechten Ort später ein absolutes οὐ δύναται am unrechten Orte wurde. Was der Meister aus lebendiger Anschauung, mit der Begrenzung, die das Leben überall sich selbst giebt, ausspricht, das erstarrt oft genug bei den Schülern zu einem Dogma, dem das πέρας des Lebens fremd ist. Zu Il. II., 1. z. B. ist das Arist. ὅτι Ζηνοδ. ὦλλοι γράφει· ὁ δὲ ποιήτης ἀσυνάρθρως ἐκφέρει. Natürlich ist diese Bemerkung nur auf diese Stelle zu beziehen, und ist so, wie wir nachher sehen werden, sehr richtig. Aber im Schol. B. finden wir sie als allgemeine Regel ausgesprochen Ζηνόδ. ὦλλοι γράφει· κακῶς· ἐλλείπει γὰρ ὁ ποιήτης τοῖς ἄρθροις ἀεὶ, so ist sie falsch und ist dem Arist. nie in den Sinn gekommen, u. s. w. Referent sagte, es wäre entschieden, dafs hier μάντις nicht gelesen werden dürfe, er glaubt nämlich, sich hier dreist auf den Homer selbst berufen zu können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 78.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1844.

Observationes criticae in Iliadis librum primum et alterum von E. R. Lange.

(Fortsetzung.)

Würde der Dichter wohl, wenn er den Namen des Sehers noch gar nicht ausgesprochen hätte, v. 86. den Achill sagen lassen: οὐ μὰ γὰρ Ἀπόλλωνα Διὶ φίλον ᾧτε σύ, Κάλχαν? Hier setzt er voraus, dafs der Hörer den Namen des Sehers kennt, und dies ist nur möglich, wenn wir V. 69 Κάλχας lesen. Ein Verstofs gegen die Logik ist es, wenn Hr. L. für seine Sache sich auf 2, 144 beruft. Dort lesen wir: κινήθη δ' ἀγορὴ ὡς κύματα μακρὰ θαλάσσης πόντου Ἰκαρίοι . . . ὤρορε· wo ist hier das genus? und wo die species? Das Verhältnifs von θαλάσση zu ποντ. Ἰκαρ. ist das vom Ganzen zum Theil. Und dann ist ja πόντου Ἰκρίοιο hier nur Lokalgenitiv und bezeichnet, wie derselbe in κονίοντες πεδίοιο und ἑλκέμεναι νεοῖο βαθείης ἄροτρον den Raum, in dessen Umfang eine Bewegung statt findet. Jedenfalls haben wir hier ein auffallendes Beispiel davon, und es giebt deren sehr viele, wo die Aristarchische Lesart feststeht, obgleich der Grund, welcher gegen die Zenodotische Lesart angeführt wird, völlig nichtig ist. Und das liegt ja auch sonst klar vor Augen. Nicht nur werden, wie schon erwähnt, die Zenod. Lesarten oft von Arist. ohne jeden Grund verworfen, sondern an unzähligen Stellen, wo er an einer Lesart Anstofs nimmt, bezeichnet er sie blos mit der διπλῆ und ändert sie nicht; Beweises genug, dafs Gründe allein ohne die Gewährleistung der Quellen ihn zu keiner Veränderung der Lesarten veranlafst haben. Noch mehr! An einer der Stellen, wo Hr. L. sich für den Zenod. und gegen Arist. erklärt, hat Arist. die διπλῆν zu der Lesart gefügt, die er erst, wie es scheint, gegen den Zenod. eingeführt hat. Er hat also hier nicht nur *ohne* sondern selbst *gegen* einen auch von ihm anerkannten Grund den Zenod. verworfen. Was anders als seine Quellen können ihn dazu veranlafst haben. Die Stelle ist II., 36, wo das Scholion heifst: ἔμελλον· ἡ διπλῆ πρὸς τὸ σχῆμα, ὅτι ἔμελλον· ἡμεῖς δὲ ἐροῦμεν ἑνικῶς, und im freilich unzuverläfsigen Schol. L. heifst es ἡ Ζηνοδότειος γραφὴ διὰ τοῦ ε̄, οἱ δὲ διὰ τοῦ ο̄. Was thut Hr. L. dem gegenüber? Um den näheren Inhalt der Scholien bekümmert er sich nicht, und zählt statt dessen 75, sage fünf und siebzig Beispiele auf, in welchen beim Homer nach dem Subject im neutr. plural. das Prädicat im Singular folgt. Dies scheinen ihm viele nicht zu wissen! (Quod cum parum cognitum videam), wem? Jeder Secundaner weifs es ja schon! und soll Arist. seinen Homer wie ein gedankenloser Schüler gelesen haben! Nicht nur, um sich nicht von Gründen, die man bekanntlich für alles beibringen kann, verleiten zu lassen, sondern auch, um auch nur die vorliegenden Thatsachen so aufzufassen, wie sie vorliegen, bedarf es der substantiellen Grundlage, auf welcher die Sache ruht. Von jener aus ist nun die Frage gar nicht die, wie sie auch Buttmann zuweilen noch aufgefafst zu haben scheint: Hat sich Zenodot oder hat sich Arist. mehr Willkühr erlaubt? Dies Verhältnifs wird hier von einer höheren Beziehung beherrscht. Man kann es nicht mehr Willkühr nennen, wenn jemand nicht mehr und nichts anderes leistet, als das Maafs seiner Fähigkeit und als seine Zeit ihm zu leisten erlaubt. Wer oder wessen Zeit war nun befähigter, die Quellen, welche beiden vorlagen, richtiger und tiefer zu würdigen und zu benutzen; Zenodot mit seiner Zeit oder Arist. mit der seinigen? darum allein handelt es sich. Dafs Aristarch nun den Fortschritt eines Jahrhunderts, das zwischen ihm und dem Zenod. lag, in sich aufgenommen und ihn in seinen Leistungen wissenschaftlich gestaltet hat, dafs er seine Wissenschaft auf eine unendlich höhere Stufe der Entwicklung, als die war, auf welcher sie vor ihm stand, gehoben hat, dafs er an Geist und Gelehrsam-

Digitized by Google

keit ausgezeichnet ganz andere Mittel als Zenodot für eine wahrhaft wissenschaftliche Kritik besafs, dafs man also, auch wo die Gründe zur Entscheidung nicht mehr vorliegen, jenem gegenüber dem Aristarch folgen müsse, das ist klar genug, und Ref. begreift nicht, wie es Hrn. L. nicht eingeleuchtet hat. Dafs Buttmann Zenod. zuweilen lobt und nicht mit genauer Auffassung und Würdigung der kritischen Frage sich darüber beschwert, dafs man Zenod. oft Willkühr Schuld gebe, dies scheint Hrn. L. verleitet zu haben, sich Zenod. viel enger auszuschliefsen, als es Buttmann je gethan haben würde! Auch da, wo Buttmann ausdrücklich bemerkt, man dürfe die Zenod. Lesart, obwohl dies oder jenes ihm dafür zu sprechen scheine, nicht in den Text nehmen, da will Hr. L. auch das letztere thun! Er folgt dem Zenodot nicht nur, wo keine Gründe für ihn sind, sondern übersieht selbst die Gründe, die gegen ihn sprechen. Davon wollen wir nun noch einige Proben geben und zum Theil sehn, wie Hr. L. das Einzelne ausführt.

V. 97. Mufs nach Grundsätzen heutiger Kritik das Arist. Δανάοισιν ἀεικέα λοιγὸν ἀπῶσαι in den Text genommen werden, aber auch die Zenod. Lesart λοιμοῖο βαρείας χεῖρας ἀφέξει kann man nicht füglich mit Hrn. L. so erklären, dafs hier der Gott Λοῖμος hereinkäme. Es widerspricht dies zu sehr der Anschauung, die der Dichter v. 50. sqq. vom Entstehn der Pest gegeben hat. Dagegen werden dort die Pfeile unmittelbar als der tödtende Stoff dargestellt. So oft ein solcher von dem Gotte abgeschossen wird, so oft tritt ein Todesfall ein. So dafs hier die Geschosse, welche die Hand des Gottes entsendet, sehr wohl mit λοῖμος bezeichnet werden können, und dann heifst hier χεῖρας ἀπέχειν λοιμοῖο nach Analogie von (Od. 15, 133) ἀπέχειν νῆα νήσων die Hände von den Pfeilen ferne halten, keine mehr entsenden, oder, wofür Ref. sich noch lieber entscheiden würde, λοιμοῖο ist adjectivisch mit χειρ. zu verbinden, und heifst nach der Analogie von τραῦμα αἵματος die pestentsendenden Hände. Dann ist ἀπέχειν gleich ἀμύνειν wie Od. 20, 263 und wie bei diesem, vgl. Il. 5, 603. 6, 463 der Dativ ἡμῖν ausgelassen, da er sich, wie auch schon in dem vorhergehenden Vers bei ἄλγεα δώσει, so sehr von selbst versteht.

V. 251. darf man schlechterdings nicht mit Zenod. und Hrn. L. αἵ οἱ für οἵ οἱ schreiben. Nur wer, wie Zenod. nach einem grammatischen Schema construirt, verbindet hier das pron. relat. mit dem weit abstehenden γενεαί. Der Dichter dagegen, der seinen Gegenstand in lebendiger Anschauung hat, kann nicht anders, als es mit ἀνθρώπων verbinden. Und was soll denn hier das auribus ingratum gegen οἵ οἱ, das so oft vorkommt, sagen? Klingt denn αἵ οἱ besser?

V. 393 will Hr. L. das Zenod. ἑοῖο in den Text nehmen. Ref. ist weder in der Sache hiermit einverstanden, noch hat ihn die Art und Weise, wie der Verf. den schwierigen Gegenstand behandelt, befriedigt. Hier soll nur Eins erwähnt werden: Hr. L. sagt unter anderm: Nam ἑῆος a serioribus demum criticis fictum esse, Buttm. (in lexil. p. 85. 29.) demonstravit. Er würde dies nicht gesagt haben, wenn er Lehrs Recension der Spitznerschen Ilias gelesen hätte. Ref. weifs es sich kaum zu erklären, wie diese Arbeit des vortefflichen Lehrs von dem Verf. unberücksichtigt hat bleiben können, da das Vorhandensein derselben ihm nicht entgangen sein kann, denn Hr. L. bezieht sich auf Spitzners Brief an Hermann, und in eben diesem Briefe wird jene Recension besprochen. Und so lesen wir dann noch zu v. 396, dafs Spitzner und Thiersch optimo jure das von Arist. und Wolf gewollte γάρ σεο verworfen hätten. Hr. L. hat schwerlich je etwas mehr pessimo jure gesagt, als dies optimo jure. Es ist von Lehrs bewiesen, dafs Spitzner das Scholion, auf welches es hier ankommt, nicht verstanden und dafs Thiersch von unrichtigen grammatischen Grundsätzen ausgegangen ist. — Ebenso würden wir dann zu II., 423 nicht mehr lesen: Vulgo κνίσσῃ editur. Sed uno sigma rectius id nomen scribi testantur Arist. et Herodianus (cfr. Schol. A. ad I., 66.), da hier schon gegen Spitzner von Lehrs mit Recht der Vorwurf eines falschen Citats erhoben wurde. Im Schol. A. zu I., 66. steht nichts über das einfache Sigma, und nirgends sonst in den Scholien findet sich, dafs Arist. und Herodian das einfache Sigma gewollt haben! Die Scholl. BL. zu II. 423, auf welche sich hier Hr. L. beruft, hat freilich Spitzner nicht citirt. Aber hätte es nur auch Hr. L. nicht gethan! Nicht nur steht auch in diesen nichts von Arist. und Herodian, sondern was darin steht, ist so unwahr und confus, dafs sich niemand darauf berufen sollte! — Das maximum seiner Vorliebe für den Zenod. scheint dem Ref. der Verf. in Bemerkungen wie die zu v. 530. zu erreichen: Schol. A. κρατός) ὅτι Ζηνόδοτος γράφει κρητός. οὐκ ἔστι

Digitized by Google

δὲ Ἰαχόν. Mira opinio, cum constet, ῑ pro ᾱ Jonibus usitatum fuisse. Und das soll Aristarch nicht gewufst haben! Natürlich ist der Sinn der: in dem Worte κρᾱτός ist das η nicht ionisch und das bestätigt die ganze Gräcität. Kommt denn im Jonismus gar kein ᾱ vor? Und wenn es dem Zenod. eingefallen wäre, für πᾶς πῆς zu schreiben, wäre dann die Gegenbemerkung οὐκ ἔστι δὲ Ἰαχόν nicht richtig? Hr. L. beruft sich auf κατὰ κρῆθεν etc. Aber hier ist die Erklärung des Etym. M., dafs es eine Synkope von καρῆθεν sei, die einzig mögliche, da es ja nach aller Analogie von κρᾶς κρητόθεν heifsen müfste! Gegen diese Erklärung wendet der Verf. ein, dafs ja κάρηθεν nicht vorkomme, und setzt hinzu: Ridiculum est vero ex formis, quae non extent, alias formas derivare. Das wäre ein ridiculum? Dann wäre es ja auch ein grofser Theil aller Sprachforschung! Viel richtiger zieht der Verf. die Varianten zu κατάκρης zu Il 13, 772 und Od. V., 313 hierher, nicht aber eben so gut die Ableitungen von κρήνη und κρηδέμνη, denn diese können Synkopen sein. Jene Varianten aber berechtigen auf keine Weise, hier κρητὸς in den Text zu nehmen.

In den spätern Arbeiten zum zweiten Buche der Ilias hat der Verf. zwar sichtbar mehr Stoff für seinen Gegenstand gesammelt: aber die Grundsätze und die Weise seines Verfahrens bleiben die frühern. Das wird aus einigen Proben, die Ref. geben will, hinlänglich hervorgehn.

V. II., 1. soll das Zenod. ὥλλοι gegen ἄλλοι in Schutz genommen werden. Es werden hier wieder an siebzig Beispiele für ἄλλος mit dem Artikel aufgeführt! Wie nahe lag es hier doch, sich zu sagen, dafs Aristarch alle diese Beispiele unmöglich übersehn haben kann! Wie überall, so zeigt sich auch hier, mit wie feinem Takt er das Richtige getroffen hat. Da der Sprachgebrauch wie in so vielen grammatischen Beziehungen auch in Gebrauch des Artikels im Homerischen Zeitalter noch im Flusse und Uebergang begriffen ist, kommt bei einem Dichter wie Homer bei dergleichen viel auf das logisch-rhetorische Moment, das in den Stellen liegt, an. Vergleicht man nun mit unserer Stelle und 9, 1. wo Zenod. auch ὥλλοι will solche wie Il. 5,877. 24, 677. Od. 1, 11. 4, 285. 5,110. 7,251. u. s. w. wo nur ἄλλοι, gelesen wird, so haben alle diese Stellen mit unserer das gemeinschaftlich, dafs die mit dem ἄλλοι eingeführte Anschauung nicht ihrer selbst wegen da ist, sondern nur dazu dient, das folgende stärker hervorzuheben. Ist sie aber nur dazu bestimmt, dem Folgenden Nachdruck zu geben, so verfehlt sie diese Bestimmung um so mehr, mit je stärkerer Emphasis sie selbst auftritt. Soll der Leser auf den Zeus, der nicht schläft, während die andern schlafen, auf den Odysseus, der noch von seiner Heimath entfernt gehalten ward, während die übrigen Griechen längst zu Hause sind, hingewiesen werden, so wird seine Aufmerksamkeit zertheilt, wenn ihn der Finger des Dichters und das ist doch der Artikel beim Homer noch, zugleich auf diese hinweist. Der Artikel steht daher in solchen Fällen niemals, wenigstens hat Ref. kein Beispiel der Art mit dem Artikel finden können. Denn Od. 9,193 sqq. wo es heifst

δὴ τότε τοὺς ἄλλους κελόμην ἐρίηρας ἑταίρους
αὐτοῦ πὰρ νηῒ τε μένειν καὶ νῆα ἐρύσθαι
αὖταρ ἐγὼ κρίνας ἑτάρων δυοκαίδεκ' ἀρίστους
βῆν κτλ

gehört nicht zu diesen Fällen. Hier will Odysseus nicht das zweite, dafs er mit zwölf Gefährten aufgebrochen ist, gegen das erste, dafs die andern auf seinem Befehle auf dem Schiffe bleiben sollten, hervorheben, sondern beides wird hier seiner selbst wegen mitgetheilt. Jene sollten nicht weggehn, darum handelte es sich eben so sehr, als dafs Odysseus mit den zwölf auserlesenen auf nähere Kunde ausging. Dafs Appollonius Rhodius in solchen Fällen ὥλλοι hat, beweifst nichts gegen Aristarch, denn erst von diesem wurde der Einflufs, den Zenodot auf seine Nachfolger hatte, überwunden. Es ist also ganz in der Ordnung, dafs Appollonius ihm nachfolgt. Es gründet sich auf nichts, wenn Herr L. behauptet, dafs Aristarch einen Widerwillen gegen den Artikel gehabt habe. Das ist nach der gegen das Augment und die Contraction auf ῆ die dritte Idiosynkrasie, die der Verfasser dem Aristarch zuschreibt. Aristarch soll nach der Bemerkung des Hr. L. zu V. 527 selbst so weit gegangen sein, dafs er sich durch diesen Widerwillen soll haben verleiten lassen, den Namen Ἴλεὺς und das Patronymikum Ἰλιάδης zu verfälschen und dafür Οἴλεὺς und Οἰλιάδης zu schreiben. Aristarchus huic nomini et patronymico O praefixit, quoniam articulo offendebatur. So soll Aristarch die Kritik ausgeübt haben? Wenn er einmal dem Artikel so sehr abgeneigt war,

Digitized by Google

dann hätte er es in Beispielen wie Il. 10, 231· ἤθελε δ' ὁ τλήμων Ὀδυσεὺς und 20, 320 ἠδ' ὁ κλυτὸς ἦεν Ἀχ. viel wohlfeiler haben können, ihn wegzuschaffen. Er durfte ja nur δὲ τλήμων und ἠδὲ κλυτὸς schreiben. Uebrigens liegt dort die Sache keinesweges so, dafs sie zu einer solchen Annahme berechtigt. Es versteht sich bei solchen Fragen von selbst, dafs von den vielen Exemplaren der Homerischen Gedichte, welche den Alexandrinischen Kritikern vorlagen, die einen Ἰλεύς, die andern Ὀϊλεὺς hatten, und nun ist die Frage die: hat Zenod., indem er das erste, oder hat Aristarch, indem er das letztere in seinen Text nahm, nach richtigern Grundsätzen der Kritik verfahren. Ref. will es, um nicht zu weitläufig zu werden, dem Leser, der Interesse dafür hat, überlassen, sich die Antwort auf diese Frage selbst zu verschaffen. Wer alle Momente, auf die es hier ankommt, beachtet, dem bleibt nicht der geringste Zweifel, dafs Arist. sich auch hier treu geblieben ist, und sich als einen besonnenen durch richtigen Takt geleiteten Kritiker bewährt hat. — V. 2. Will Hr. L. ἥδυμος für νήδυμος in den Text nehmen. Natürlich beruft er sich hier wieder auf Buttmann (Lexil I. p. 179 sqq.), er geht aber weit über die Grenze hinaus, die jener mit einer gewissen Scheu inne gehalten hat. Buttmann bemerkt ausdrücklich, dafs nach jeder gesunden Kritik νήδυμος hier fest zu halten ist, und daran hat er sehr recht. Denn so sinnvoll und geistreich wie überall seine Combinationen auch hier sind, so erhebt sich doch mehr als Ein Bedenken dagegen. Am wenigsten kann das entscheiden, worauf Herr L. am meisten Gewicht legt, nämlich, dafs Appollonius R. ἥδυμος hat. Dies beweist freilich, wie Buttmann will, dafs die Gelehrten vor Arist. ἥδυμος für das richtige hielten, aber beweist es auch, dafs Arist. unrecht hatte, wenn er die Ansicht dieser Gelehrten verwarf? nimmermehr! das war ja eben sein grofser Beruf, seine Wissenschaft über das frühere zu erheben! Und er wird ihn wol auch hier richtig erfüllt haben, denn nur νήδυμος kann das richtige sein. Die Bedeutung von ἥδυμος soll sich bei den spätern verdunkelt haben! so verlangt es Buttmann's Ansicht! während die Ableitung von ἡδὺς so nahe liegt, dafs schon in einer Stelle, wie Od. 13, 79.

καὶ τῷ νήδυμος ὕπνος ἐπὶ βλεφάροισιν ἔπιπτε
νήγρετος ἥδιστος, θανάτῳ, ἄγχιστα ἐοικως.

die Zusammenstellung von ἥδυμος und ἥδιστος als eine Instanz gegen ἥδυμος erscheint. Hesiod, Epicharm, Alkman u. s. w. haben ἥδυμος gebraucht, und doch soll die Bedeutung nicht klar gewesen sein? Grammatischer Speculation soll auch ἥδυμος sein Dasein nicht verdanken. Der Umstand allein, dafs νήδυμος an vielen Stellen des Homer dem Ohre wie ἥδυμος klang, erklärt es in einer Zeit, wo die Sprache noch flüssig ist und ihren Wörterstoff erst bildet, bei dem nahe liegenden ἡδὺς schon allein, dafs ein Wort ἥδυμος aufkam. Dieses würde selbst νήδυμος in Vergessenheit gebracht haben, wenn dies nicht noch an solchen Stellen, namentlich am Anfange des Verses vorkäme, wo es niemals einer solchen Verwechselung preisgegeben war. So existirte beides, ἥδυμος als die einzige Form der Art von den Adject. auf υς. Die Bedeutung von νήδυμος verlor sich schon früh und es wurde zur Homerischen Glosse. Aristarch fand es vor und erklärte es mit seinem ἀνέχδυτος so gut er konnte, und würde gegen jeden für eine bessere Erklärung dankbar gewesen sein. Zenod. hatte es unkritisch, nicht aber aus Willkühr, verworfen, ohne auch das zu bedenken, dafs sich kaum erklären läfst, warum ἥδυμος denn ausschliefslich vom Schlafe gebraucht werde, da es doch auf noch vieles andere pafst. Was soll es nun heifsen, wenn Hr. L. sagt, dafs durch die Erklärung des Aristarch (ἀνέχδυτος) das Sprachgesetz beleidigt würde (linguae leges laeduntur), denn νήδυμος würde vielmehr wie ἀμφίδυμος ab omni parte intrabilis heifst, ἀνένδυτος bedeuten müssen. Sind denn Hrn. Lange keine Fälle bekannt, wo dieselben Ableitungssylben den Wörtern die entgegengesetzten Beziehungen geben? Nimmt man aber das Arist. ἀνέχδυτος für das, was es ist, für einen Versuch, eine Homerische Glosse zu erklären, so verfährt man in seinem eigenen Geiste, wenn man das von ihm gegebene modificirt, sobald die Sache dadurch gewinnen kann.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 79.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1844.

Observationes criticae in Iliadis librum primum et alterum von E. R. Lange.

(Schlufs.)

Und da fragt es sich zuerst, woher denn Hr. L. weifs, dafs ἀμφίδυμος ab omni parte intrabilis heifst, und nicht vielmehr „was sich von beiden Seiten senkt." Die letztere Bedeutung pafst von Häfen mit doppelter Einfahrt sehr gut und eignet sich für die anschauende Sprache des Dichters besser als die Reflexionsbedeutung intrabilis. Demnach könnte νήδυμος ὕπνος ein Schlaf sein, der sich nicht senkt und das entspricht der Anschauung, die Homer vom Schlafe hat; er betrachtet ihn wie eine Wolke, die über den Menschen sich hingiefst (ἀμφιχυθεὶς) und die sich senkt, wenn der Schlafende erwacht. Auf Grund dieser seiner Sprachbemerkung findet nun Hr. Lange die Verbindung von νήδυμος ὕπνος inept und will ἥδυμος aufgenommen haben. Jedenfalls mufs man sich selbst sehr sicher fühlen, wenn man den Meister und Begründer seiner Wissenschaft mit solchem Ehrengrufs glaubt nach Hause leuchten zu können! Ref. hält es nicht für nöthig, dem Leser noch mehr Proben von Hrn. Langes Homerischer Kritik vorzulegen, kann es sich aber dennoch nicht versagen, ein specimen davon zu geben, wie der Verf. historische und geographische Dinge behandelt und was für Conjecturen er sich gestattet. Zu v. 507 vertheidigt Hr. L. das Zenodotische Ἄσκρην gegen das Aristarchische Ἄρνην. Von diesem sagt er: Hoc oppidum annis sexaginta post bellum Trojanum conditum esse, constat ex Thucyd. I, 12. Diod. IV, 67. Schol. D. Haec igitur lectio, quae vulgata hodie est, haud dubie est falsa. Hier ist Vorder- und Nachsatz total falsch! und der letzte nicht blofs darum falsch, weil er aus einem falschen Vordersatz gefolgert wird, sondern er wäre es auch dann, wenn dieser richtig wäre. Es ist nicht wahr, dafs in Thucyd. oder dafs im Diod. oder im Schol. D steht, das Böotische Arne wäre 60 Jahr nach der Zerstörung von Troja erbaut worden. Im Thukydides kommt weder an der besagten Stelle noch sonst irgendwo eine Böotische Stadt Arne vor, wie man sich überzeugen kann, wenn man den zweiten Band von Poppo's prolegg. nachschlägt, wo sich Arne nicht unter den dort aufgezählten Städten Böotiens findet. Noch viel weniger ist im Diodor die geringste Spur einer solchen Nachricht zu finden. Dieser erzählt vielmehr von der Einwanderung eines Böotus in das Thessalische Aeolis, die viele Menschenalter vor der Trojanischen Zeit geschah. Und im Schol D. heifst es Ἄρνην ἀπὸ Ἄρνης, ἧς καὶ Ποσειδῶνος Βοιωτός. οἱ ὅτι οὐχ εὑρίσκεται κατὰ τοὺς Τρωϊκοὺς χρόνους Ἄρνη πόλις Βοιωτίας· ὅθεν ἔνιοι μεταγράφουσιν πολυστάφυλον Τάρνην. Heifst das soviel als das Böotische Arne ist 60 nach Troja erbaut worden? Auch schon daran sagt der Verf. des Scholions zu viel, dafs κατὰ τοὺς Τρωϊκοὺς χρόνους kein Arne in Böotien existirte. Findet sich denn nachher ein solches? Wo? Doch davon nachher! Wenn es nun aber auch mit dem allem seine Richtigkeit hätte, was würde es denn gegen die Lesart Ἄρνη im Homer beweisen? Dafs der Dichter im Schiffskatalog den Anachronismus zugelassen und die spätern Böoter an die Stelle der frühern Kadmeer und Minyer gesetzt, liegt ja auf der Hand, warum sollte er also nicht auch die spätere Stadt in die frühere Zeit versetzen? Wie war es denn möglich, dies zu übersehn? und dabei die Zuversicht, mit welcher Hr. L. sein haud dubie falsa est ausspricht! Vergleicht man dagegen die Hauptstellen, welche bei den Alten über dies Ἄρνη vorkommen, so dürfte sich leicht das Resultat ergeben, dafs Ἄρνη im Homer bis auf Zenod. die einstimmige Lesart des Alterthums war. Thucydid. wie gesagt, erwähnt nirgends eine Böotische Stadt Arne. Sollte dies bei dem vorsichtigen und wahrheitsliebenden Geschichtschreiber Zufall sein? Das wird

Digitized by Google

man schwerlich noch behaupten, wenn man wahrnimmt, wie viel Noth das Ἄρνη den spätern Schriftstellern gemacht hat! Man kommt dann unwillkührlich auf die Ansicht, dafs der Glaube an eine historische Existenz eines Böotischen Arne lediglich unserer Stelle im Homer sein Dasein verdankt habe. Nach Pausanias (IX, 40), der hier doch wohl aus den Vorgängern des Thucyd. dem Hekatäus und Hellanicus geschöpft hat, ist es das spätere Chäronea. Dieser Glaube konnte leicht und früh entstehn. Die Bewohner von Chäron. fanden sich nicht im Homer und fanden das Homerische Arne nicht auf ihrem vaterländischen Boden. War Chäronea nur ein anderer Name für Arne, dann waren beide Bedenken beseitigt. Nach Strabo (9, c. 2. § 35.) wurde Akräphium von Einigen für das alte Arne angesehn, Andere glaubten, es wäre zugleich mit Midia vom Copaissee überschwemmt untergegangen. Noch eine andere Vorstellung liegt der Darstellung des Diodor zu Grunde. Wenn dieser (IV, 67) drei bis vier Menschenalter vor dem Trojanischen Kriege den Böotus nach dem Thessalischen Aeolis auswandern, dort Arne anbauen und dessen Urenkel dieselben Peneleus, Leïtos u. s. w., die auch im Schiffskatalog als die Führer der Böoter genannt werden, von dort aus die Böoter nach Troja führen läfst, so fragt es sich, wie er seine Auffassung hat mit dem Schiffskatalog vereinigen können, wo ja nur Böotische, und Thessalische Städte gar nicht genannt werden. Offenbar so, dafs er sich das Gebiet von Arne in Thessalien, von jener Einwanderung des Böotus an, mit Böotien politisch ganz verneint dachte, so dafs der Dichter das Thessalische Arne mit unter die Böotischen Städte zählen durfte; ein Böotisches Arne giebts also nach Diodor gar nicht. Dieser Ungewifsheit der Alten gegenüber ist die Behauptung, dafs unser Homerischer Vers zu allen diesen verschiedenen Meinungen geführt hat, dafs aus seiner Darstellung im Schiffskatalog, später die Ansicht aufgekommen ist, als wäre eine Einwanderung, nicht wie Thucydides der Wahrheit gemäfs meldet, aus dem Thessalischen Arne nach Böotien, sondern umgekehrt von dem Böotischen Arne nach Thess. ausgeführt worden und zwar verschieden modificirt beim Diodor, beim Strabo und Stephanus von Byzanz, kaum eine gewagte zu nennen. Ist das Gesagte aber richtig, dann steht es auch fest, dafs das ganze Alterthum hier Ἄρνη mufs gelesen haben. Der Dichter des Schiffskatalog hat ja nicht alle die Flecken gesehn, die er aufgezählt, er war vielleicht nie in Böotien. Und hat er oft Arne in Verbindung mit Böotien nennen hören, so konnte bei ihm die Meinung entstehn, es gebe ein Böotisches Arne, obgleich ein solches nie vorhanden war. Von der verleitenden Einwirkung des Homer hat sich unter den Geschichtschreibern, wie es scheint, allein Thucydides frei gehalten. Zugleich haben wir hier eine Probe von der ausgezeichneten Kritik des Aristarch, der sich hier durch nichts hat stören lassen, im Homer die richtige Lesart wiederherzustellen, die hier Zenodot, durch die Nichtexistenz eines Böotischen Arne gestört, entfernt hatte. Dies sagt Strabo ausdrücklich! In der angegebenen Stelle heifst es: οἱ δέ φασι καὶ τὴν Ἄρνην ὑπὸ τῆς λίμνης καταποθῆναι καὶ τὴν Μίδειαν· Ζηνόδοτος δὲ γράφων, οἱ δὲ πολυστάφυλον Ἄσκρην ἔχον κτλ. Heifst das nicht, weil er das Homerische Arne in der Wirklichkeit nirgends zu finden vermochte, hat er es lieber auch aus dem Homer entfernt? Hier ist also eine Willkühr des Zenodot bezeugt. Und dennoch will Hr. L. das Ἄσκρη desselben vertheidigen. Sehn wir zu, ob ihm die Vertheidigung von Ascra besser gelingt als der Angriff auf Arne ihm gelungen ist! Aristarch bekämpft den Zenod. damit, dafs er sagt, zu Ἄσκρη passe das Beiwort πολυστάφυλος nicht, Askre werde vom Hesiod, dessen Vaterstadt es ist, ein κώμη ὀϊζυρή, die χεῖμα κακή, θέρει ἀργαλέη und οὐδὲ ποτ' ἐσθλή wäre. Dasselbe führt Strabo gegen den Zenod. an, und beruft sich noch auf den Eudoxus, dessen Ausspruch über Askre von Proclus zu Hesiod. O. et D. 637 aufbewahrt ist. Εὔδοξός φησι ταύτην ἀνήλιον εἶναι ἐν χειμῶνι διὰ τὸ ὄρος τὸ ἐν Ἑλικῶνι, καὶ ἐν τῷ θέρει φλέγεσθαι. So viel ist gewifs und wird auch von Hrn. L. nicht in Abrede gestellt, dafs Hesiods Schilderung seiner Vaterstadt sich mit einer durch Weinbau ausgezeichneten Gegend nicht verträgt. Die edle Frucht des Weines giebt nicht nur dem, der sie geniefst, sondern auch dem Anbauer derselben einen fröhlichen und heitern Sinn. Aber Hr. L. meint, Hesiod verdiene keinen Glauben, ihm habe der Verdrufs wegen seines gegen den Perses verlornen Processes die Feder geführt und in seine Tinte mehr Galle gemischt, als nöthig war. Dies werde vom Vellejus bezeugt. Dieser sagt nämlich vom Hesiod I, 7. Patriam et parentes testatus est, sed patriam, quia multatus ab ea erat, contumeliosis-

Digitized by Google

sime. Eudoxus aber, den Strabo gegen Zenod. anführt, bestätige vielmehr dessen Meinung, denn was wäre für Weinbau geeigneter als das φλέγεσθαι ἐν τῷ θέρει desselben. Hesiod soll keinen Glauben verdienen? und zwar weil Vellejus es sagt? Wenn es Vellej. schon sagte, würde man doch wohl dem Hesiod lieber glauben als dem Vellejus. Aber wo sagt es Vellejus denn? Er sagt ja nur das, Hesiod habe auf sein Vaterland geschmäht, weil es ihn bestraft und verurtheilt hat? Bezieht man denn das nicht viel zweckmäfsiger auf die Vorwürfe, die Hesiod der Justiz seines Vaterlandes macht? Nicht nur patria enthält keine klimatische, sondern eine ethisch-politische Vorstellung, auch contumeliose pafst nur zu dieser, nicht aber zu jener, und wo steht denn, dafs Hesiod keinen Glauben verdiene? Man denke sich nur eine Stadt an dem Fufse eines Berges, dessen Abhänge mit blühenden Weingärten besetzt sind, und das sagt doch das πολυστάφυλος, die von einem heitern Völkchen angebaut und genossen werden, wie wunderlich würde diesem jene Aeufserung seines eignen Dichters vorgekommen sein, und wenn sie nun gar erfahren hätten, dafs er aus Verdrufs die Wahrheit so entstelle, so würden sie ihn und zwar mit Recht ausgelacht haben, denn nur ein Narr läfst sich von seinem Verdrufs so weit treiben. Und das ἐν τῷ θέρει φλέγεσθαι soll das πολυσταφ. zur Wahrheit machen? Gehört denn zu Weinbau weiter nichts als Sonnenglut? Wenn das wäre, dann brauchten wir ja den Eudoxus nicht, Hesiod spricht ja selbst nicht nur in dem θέρει ἀργαλέῃ, sondern an noch unzähligen andern Stellen seiner Werke und Tage von der drückenden Hitze in seiner Heimat. Viel eher könnte man sich für die Wahrscheinlichkeit eines gedeihlichen Weinbaus um Askra auf den Pausanias berufen, er führt nicht nur aus alten Gedichten den Vers an Ἄσκρην, ἧθ' Ἑλικῶνος ἔχει πόδα πιδακόεντα (9, 29.) sondern (9, 28.), er beschreibt den Abhang des Helikon auch als ganz besonders fruchtbar und geeignet zur Hervorbringung süfser Früchte, im Gegensatz zu Strabo, der Askra auf einer rauhen und unfreundlichen Anhöhe liegen läfst. Mag übrigens immerhin der Weinbau von Askra zweifelhaft bleiben, so viel steht wohl fest, dafs Hesiod ein Zeugnifs gegen das Zenod. πολυσταφ. Ἄσκρην ist. Wenn der Dichter der Werke und Tage seine Vaterstadt mit so freundlicher Bezeichnung im Homer gefunden hätte, er würde schwerlich jene Verse geschrieben haben, die ganz das Gegentheil von jener enthalten. Homer wurde viel zu sehr respectirt, als dafs man sich dies sollte denken können, und so hat Hesiod gewifs Ἄσκρη nicht im Homer gefunden. Und wie, wenn Arist. eben nur das hätte sagen wollen. Liegt denn nothwendig mehr in den Worten: οὐ δύναται δὲ πολστ. ἡ Ἄσκρη λέγεσθαι· ἀξιοπιστότερος γάρ ἐστιν Ἡσίοδος λέγων „Ἄσκρῃ κτλ.?" Der Einwurf des Arist. gegen Zenod. hat also seine vollkommne Richtigkeit, und dennoch beruht, wie Ref. gezeigt zu haben hofft, die Arist. Lesart Ἄρνη nicht auf diesem Einwurf, und wir haben hier wieder ein eklatantes Beispiel, wie die Gründe für die Arist. Lesart nicht Eins sind mit denen, welche dieser gegen Zenod. anführt. Aristarch hat also hier seine kritische Aufgabe meisterhaft gelöst, aber dies hilft ihm nichts, er wird dennoch mit einem Ausputzer von Hrn. L. entlassen. Si vero quaeris, qui potuerit Aristarchus *aberrare tanto opere*, ut Ἄρνην substituerit; non semel Aristarchus historiae et mythologiae *ignorantia* inductus sive lectiones falsas sive conjecturas suas poëtae ingessit. Ja freilich, solche Proben von Takt, Wissen und Scharfsinn, wie wir sie so eben von Hrn. L. gesehn haben, hat Aristarch nirgends gezeigt; und so mufs er es sich schon gefallen lassen, von ihm für einen Ignoranten und Irrthümler ausgescholten zu werden. Was könnte er, wenn er lebte, diesen Vorwürfen anderes entgegenstellen, als das Sokratische ὁμολογοίην ἂν ἔγωγε οὐ κατὰ τούτους εἶναι ῥήτωρ?

Und nun nur noch mit wenigen Worten eine Probe von den Conjecturen des Verfassers. Zu v. 511. theilt Hr. L. die Beobachtung mit, dafs Homer bei dem Worte ναίειν das Augment in folgender Weise anwende: Im Anfange des Verses hat das Wort das Augment nie; das erklärt sich freilich natürlich genug. In der Mitte des Verses aber habe das Wort nur mitten im Satze aber nach keiner Interpunction das Augment. Das soll eine Observation sein, die wäre es aber auch dann nicht, wenn sich kein einziger Fall im Dichter fände, der dagegen spräche. Man könnte dies immer nur für Zufall halten, weil nicht der entfernteste Grund dafür vorhanden ist, warum der Dichter sich auf so was und grade bei dem Worte ναίειν capriciren sollte. Nun kommen aber auch noch fünf Beispiele vor, durch welche die sogenannte Observation widerlegt wird, also mehr als genug, um einen

Digitized by Google

Einfall, auf den man gar nicht kommen sollte, wieder zu unterdrücken. Aber Hr. L. läfst sich davon nicht stören und ändert in allen fünf Stellen. Viermal geht es noch glimpflich genug, denn was liegt daran, ob man z. B. δώματ' ἔναιεν oder δώματα ναῖεν liest, aber das unglückliche fünfte Mal Od. XV, 96. geht es so leicht nicht. Hier heifst es ἐπεὶ οὐ πολὺ ναῖεν ἀπ' αὐτοῦ, wo kein ἔναιεν herauszubringen ist. Aber dem Verf. ist für seine Observation nichts zu theuer; er schreibt daher für ναῖεν νάσθη. Aber dies heifst ja beim Homer wenigstens nur, er hat sich angesiedelt und hat also an dieser Stelle, wo vom Eteoneus, der schon seit langen Jahren (vgl. Od. IV, 22 sqq.) Diener im Hause des Menelaus ist, keinen Sinn.

Dies möge hinreichen, um es zu motiviren, warum Ref. nicht mit der Homerischen Kritik des Hrn. Lange einverstanden sein kann!

L. Färber.

XLIII.

Was heifst Kunst? Ein artistischer Vortrag von F. A. Märcker, Privatdocenten an der Berliner Universität. Berlin, 1844.*; bei Ferd. Dümmler. VIII. u.* 38 S. 8.

Der Verfasser des vorliegenden Schriftchens beginnt dasselbe im Vorworte mit der Bemerkung, dafs Deutschland jetzt einer neuen Zukunft entgegengehe; nicht vorübergehend, nicht vereinzelt, sondern auf allen Gebieten vielmehr treten die Anzeichen eines mächtigen Fortschrittes auf; mit einer solchen Energie machen sich die Forderungen desselben geltend, dafs nur äufserst beschränkte Köpfe vermeinen können, den Geist, der dieselben hervorgerufen, durch kleinliche Maafsregeln aufhalten oder unterdrücken zu können. Die Erfolge, die dies für die politische Gestaltung des Vaterlandes verspräche, seien aber auch für die Kunst zu hoffen und man sei durch jene Erscheinungen berechtigt, auch der deutschen Kunst eine neue glänzende Zukunft zu auguriren. Auch sie stehe an der Schwelle einer neuen grofsartigen Epoche, in der der deutsche Genius Bahnen betreten werde, *die sich kaum ahnend noch im Vorgefühl erkennen lassen.* Wer theilte nicht jene Ueberzeugungen? Sie sind ein Echo der Zeitgefühle und sie leben im Bewufstsein des Volkes. Und wer möchte nicht auch diese Hoffnungen theilen? Ja, wenn sie auch manchem immerhin noch als pia vota erscheinen mögen, gewifs sprechen sie doch die stillen Wünsche aller derer aus, die in der Kunst noch eins der wichtigsten Elemente nationaler Geistesbildung erkennen und die mit Interesse den Bewegungen einer neuen Richtung in der Kunstwelt unserer Tage gefolgt sind.

Diese Umstände sind es, die den Verfasser auffordern, auch nach dieser Richtung *sichtend aufklärend, beseitigend und auffordernd zu wirken.* Er will *die Wege bereiten dem, der da kommen soll.* Gewifs ein grofses und kühnes Unternehmen, dem als solchem aller Beifall zu zollen, aller Dank zu wissen ist. Wie löst er aber nun die schwierige Aufgabe, wie bringt er die Ergebnisse einer besonnenen Forschung, die Resultate der sicheren und consequenten Entwickelung, welche die Kunstwissenschaften durchlaufen haben, mit den neuen Anforderungen einer neuen Geistesrichtung in Uebereinstimmung? Was sichtet und beseitigt er und wozu fordert er überzeugend und zwingend auf? Alles ist ihm in der Beantwortung der einen Frage enthalten: *was heifst Kunst?* und ohne uns auf seine Präliminarien einzulassen, wollen wir sogleich an die Lösung der Frage selbst gehn. Kunst ist dem Verfasser, zunächst nach der Bestimmung der Griechen, jede freie Geistesthätigkeit, welche auf ein Werk gerichtet ist, das keinen blofs äufseren Zweck hat, noch Lohn fordert, sondern das seinen Zweck und seine Vollendung in sich selbst findet (S. 8). Was man gewöhnlich Kunst nennt, die sogenannte schöne Kunst ist eine *einseitige Vorstellung*, von der man sich frei zu machen hat (S. 21); Kunst ist vielmehr jede freie Geistesthätigkeit überhaupt im politischen Sinne, ist eine durch keine irdische Schranken und äufsere Rücksichten gebundene Schöpfung (S. 13); Kunst ist die politische Freiheit, ist die Freiheit selber (S. 15).

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 80.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

October 1844.

Was heifst Kunst? Ein artistischer Vortrag von F. A. Maercker.

(Schlufs.)

So schön und erhaben dies Alles klingt, so sehr diese Ansichten auch den höchsten Zeitinteressen zu entsprechen scheinen — was ist durch diese neue Bestimmung der Kunst gewonnen? Der Verfasser kann allerdings Freiheit Kunst (S. 15) und umgekehrt Kunst Freiheit nennen, gut, es kann und wird ihm niemand verwehren, sich eine neue Terminologie für seinen eigenen Gebrauch zu bilden, aber er mufs nicht glauben, dadurch den Begriff der Freiheit oder der Kunst wesentlich bestimmt zu haben, er mufs nicht glauben, dafs auf einer solchen Tautologie ein neues System der Kunstwissenschaft erbaut werden kann. Denn durch die Bestimmung, dafs die Kunst *freie Geistesthätigkeit* und folglich mit der Freiheit selbst identisch sei, gewinnen wir weder einen *neuen* Begriff der Kunst, noch erleidet der Begriff desjenigen, was man gewöhnlich Kunst nennt, eine wesentliche Erweiterung, indem dieser, der schönen Kunst, vielmehr aller und jeder Inhalt schlechthin geraubt und abgesprochen wird. Nun hat der Verfasser zwar die schöne Kunst für eine einseitige Vorstellung erklärt und sich von derselben losgesagt, dennoch aber geht er von ihr bei seiner ganzen Untersuchung aus; denn er spricht von einem Kunstwerke, welches das Streben der Zeit in seiner ganzen Tiefe und Innigkeit zur Anschauung zu bringen habe; er spricht von einem Kunstleben, das nicht Fürstengunst, noch akademische Preise, nicht Museen noch Hoftheater zu heben vermögen, ja er stellt diesem Kunstleben sogar die Bestrebungen der Industrie an die Seite; er redet von einer klassischen Kunst der Höfe und von einer nationalen Kunst des Volkslebens; er spricht von griechischer Kunst und von der hohen Blüthe, die die Künste in den freien italienischen Republiken des Mittelalters erreicht haben; er spricht von den französischen Dichter — und von den deutschen Malerschulen, von den französischen Unités und von der deutschen Aesthetik. Er kann selber seinen neuen Begriff der Kunst nicht fassen und durchführen und befindet sich in einer fortwährenden Schwankung zwischen dem, was er Kunst nennt, und demjenigen, was in der Sprache und somit im vernünftigen Bewufstsein der Nation Kunst heifst; er stellt die tautologische Bestimmung der Kunst als Freiheit voran und überall, wo es sich um das eigentliche Wesen, den wahren Inhalt der Kunst handelt, spricht er von einer bestimmten Kunst, von der schönen Kunst überhaupt.

Verlassen wir indefs, um nicht ungerecht gegen den Verfasser zu sein, seine Begriffsbestimmung, welche anstatt den Begriff der Kunst zu erweitern, ihr vielmehr allen und jeden Inhalt raubt, und wenden wir das sogenannte neue Princip auf dasjenige an, was die Sprache selber Kunst nennt, so ergiebt sich daraus, dafs die Freiheit ein wesentliches Element der Kunst, ja ihr eigentliches Princip sei. Dies ist etwas ganz anderes, als jene hohle tautologische Gleichstellung der Begriffe von Kunst und Freiheit. Aber selbst durch diese neue Bestimmung ist noch kein wesentlicher Inhalt der Kunst gegeben und es heifst das Wesen der Freiheit gänzlich verkennen, sie einer oder der anderen beliebigen Geistesthätigkeit des Menschen zum Principe zu geben. Die Freiheit ist vielmehr als das innerste Wesen des menschlichen Geistes selbst zu fassen; als solches aber liegt sie schlechthin allen Aeufserungen, allen Thätigkeiten desselben zu Grunde und macht daher nicht minder das Princip der Wissenschaft, der Speculation oder der politischen Thätigkeit aus, als das der Kunst. Der Kunst als solcher ganz besonders das Princip der Freiheit zu geben und darauf ihren ganzen Begriff zu beschränken,

Digitized by Google

heifst sie eben gar nicht bestimmen, indem dies Princip gar kein besonderes ist, sondern vielmehr die Natur des Geistes selber ausmacht; es heifst sie lediglich als eine der absoluten Sphären des menschlichen Geistes betrachten, ohne ihr jedoch einen specifisch besonderen Inhalt zuzuertheilen, den sie nicht mit den andern absoluten Sphären des Geistes gemein hätte. Dies Resultat ist also weder den Begriff der Kunst erschöpfend, noch aber ist es, wie der Verfasser zu glauben scheint, ein neues. Vielmehr sagte schon Kant ausdrücklich: *von Rechts wegen sollte man nur die Hervorbringung durch Freiheit, d. i. durch eine Willkühr, die ihren Handlungen Vernunft zu Grunde legt, Kunst nennen*, und man kann behaupten, dafs seit diesem Ausspruche Kants, die Freiheit als wesentliches Element der Kunst betrachtet worden sei, dafs die ganze seitherige Entwickelung der Kunstphilosophie darin bestanden, dieser Form der Freiheit einen entsprechenden Inhalt zu geben, und dafs endlich jetzt Niemand mehr daran zweifele, die Kunst sei wirklich eine der absoluten Sphären des Geistes, als welche die Philosophie sie längst dargestellt hat.

Zugegeben mufs allerdings werden, dafs diese wichtige Seite der Kunst, was die auf sie bezüglichen Wissenschaften, die Kunstgeschichte z. B. betrifft, noch keineswegs genugsam beachtet, geschweige denn zu einer stichhaltenden Konstruirung der letzteren benutzt und durchgeführt worden sei, und dafs man in Betreff der welthistorischen Stellung der Kunst namentlich die politischen Verhältnisse der Völker viel zu wenig berücksichtigt habe, wie wir denn hierauf schon einmal in diesen Blättern aufmerksam gemacht haben. Dagegen darf man aber auch die Kunst nicht ausschliefslich im politischen Sinne auffassen, wie der Verfasser fast durchgängig thut. Vielmehr liegt in dieser durchaus politischen Auffassung der Kunst eine eben so grofse Einseitigkeit, als in der ausschliefslich religiösen Betrachtungsweise derselben. Man mag die Kunst lediglich an das religiöse — oder ausschliefslich an das Staatsleben der Nationen knüpfen — auf beiden Seiten begeht man denselben Fehler; denn die eigentliche Bedeutung der Kunst liegt weder auf politischem, noch auf religiösem Gebiete, wenn auch die Totalität aller Geistesrichtungen, die in jeder wahren Kunstthätigkeit zur Aeufserung kommt, sich vorzugsweise in religiösem oder im staatlich politischen Sinne äufsern mag.

Wenn wir nun von diesem Gesichtspunkte aus dem Gange des Verfs. folgen, so müssen wir bemerken, dafs, wenn wir auch dabei überall die Beziehungen auf die Kunst vorzugsweise hervorheben, diese jedoch in den Diskussionen meist politischer Natur mehr beiläfing mitzugehen scheint, was aber wohl in der zwiefachen und durchaus schwankenden Auffassung derselben seinen Grund haben kann, wonach der Verf. dieselbe bald als schöne Kunst, bald als schlechthin freie Thätigkeit betrachtet. So geht der Verf. von dem gewifs ganz richtigen Grundsatze aus, die Kunst müsse aus dem Volksleben selbst sich entfalten, müsse *autochthonisch* sein und frei von allem behindernden und beschränkenden Einflusse. Die Treibhauspflanze der Hofkünste verdiene diesen herrlichen Namen nicht. Die wirkliche, wie der Verf. sie nennt, *wahrhaft klassische* Kunstentwickelung könne sich daher auch nur bei einem wahrhaft freien Volke zeigen (S. 2), weshalb denn auch die Kunst in wahrhafter und selbständiger Entwickelung nur im freien Griechenlande und in den freien italienischen Republiken des Mittelalters geblüht habe. Der Verf. beachtet hierbei aber nicht, dafs die zufällige politische Form der Freiheit hier keineswegs das allein Maafsgebende sei; es mufs sich vielmehr die Freiheit, da sie kein starres Schema, sondern das Produkt ganz bestimmter lebendiger Volksindividualitäten ist, überall besondere, oft wesentlich verschiedene Formen erschaffen, ohne deshalb minder wahre Freiheit zu sein. So war die Freiheit in der Zeit, von welcher der Verf. spricht, keineswegs auf die, allerdings glänzendsten, italienischen Republiken beschränkt; eben so wenig, wie es auch die Kunst war. Wenn der Verf. daher behauptet, es hätte eine wahre Kunstentwickelung, nicht etwa vorzugsweise, sondern ausschliefslich in jenen Republiken stattgefunden, so streitet dies gegen den ganzen Verlauf der Kunstgeschichte. Er kennt nicht die tief empfundene, sinnige und doch farbenprächtige Kunst der Deutschen, nicht die gluthvolle Malerei der Spanier, noch die ächt volksthümliche, aus dem tiefsten Borne nationalen Lebens entsprungene Kunst der Niederländischen Meister. Und Raphael, war denn er etwa der Sohn einer Republik? Wo der wahre Geist der Freiheit lebt, da kann die zufällige politische Form derselben allein weder Hebel,

Digitized by Google

noch Fessel für die Kunst sein. Vielmehr liegt ihre eigenthümlich unüberwindbare Kraft gerade darin, dafs sie in allen politischen Formen sich entfalten und Zeugnifs für den freien Geist ablegen kann — und diente sie selbst dazu, mit ihren Werken den Glanz eines Tyrannenhofes zu erhöhen.

Obige Behauptungen führen den Verfasser sodann auf Materien rein politischer Natur, unter denen er zunächst die Einheit Deutschlands bespricht, ohne diese grofse Frage irgend wie zu fördern (S. 5). Deutschlands Einheit soll fortan auch die deutschen Künstler begeistern und diese Begeisterung in der Folgezeit eine neue ächt germanische Kunst hervorrufen; merkwürdig genug aber beides nach der Anleitung und dem Vorbilde der Griechen, als welche uns allein *den ganzen, den vollen* Begriff der Kunst gäben (S. 7). Wir können hier füglich die Parallele unsrer Zustände mit denen der Griechen übergehen, wie wir uns auch nicht auf Widerlegung der einseitigen und irrigen Ansicht einlassen wollen, die Griechen hätten den Begriff der Kunst für alle Zeiten und Perioden der Weltgeschichte vollständig erschöpft. Um uns mit den Alten in der Kunst zu vergleichen, fährt der Verfasser fort, fehle uns nun die Freiheit, die Gröfse der Auffassung, die erhabene Leidenschaft und der Muth einen grofsen Gedanken unverstümmelt ans Licht treten zu lassen (S. 11); nur der Deutschen angeborne Freiheitsliebe lasse noch die Hoffnung einer besseren Zukunft für die Kunst aufkommen (S. 14). Ein Hindernifs aber stehe noch immer und werde vielleicht stets einer vollendeten Kunstentwickelung in Deutschland im Wege stehen: der Mangel eines gemeinsamen Centrums, eines Staates, *der alle Gegensätze des deutschen Lebens vermittelnd in sich aufnähme und sie genial zu beherrschen wüfste* (S. 15). Mit diesem fehle die autochthonische Basis, auf der die Kunst allein gedeihen könne (S. 16).

Die Idee, dafs eine vollkommene Kunstthätigkeit, wie sie auf das Urtheil des Volkes berechnet ist, nothwendig auch aus dem Volk hervorgehen, seine Interessen zu den ihrigen machen müsse, ist ganz richtig, und wir machen in dieser Beziehung besonders auf die Anmerkung S. 17 aufmerksam. Indefs ist dabei wohl zu beachten, dafs weder die einzelne politische Form, noch die zufällige Begränzung eines Staates für die Kunst schlechthin bestimmend sein könne, es sei denn, dafs ein Staat auf Stammverwandtschaft beruhe, wie dies bei den Griechen der Fall war. Dies aber hat im Allgemeinen mit der historischen Entwickelung des Vernunft- und Rechtstaates aufgehört, und darum mufste sich in der neuen Zeit der innige Zusammenhang der Kunst mit der besonderen Staatsform auflösen, während derselbe im Alterthum durchgängig nachzuweisen ist. Statt des Einen, mehr oder weniger zufälligen Central-Staates ist vielmehr der Geist der Nation in seiner Einheit als jene autochthonische Basis zu betrachten; der Geist der Völker, der sich eben so sehr in seinen sittlichen, intellektuellen und religiösen Zuständen offenbart, als in der politischen Thätigkeit.

Diese aber hält der Verfasser einseitig fest, und so sind denn auch die Beispiele, an denen er den innigen Zusammenhang der Kunst mit den Zeitbewegungen im Volksleben nachzuweisen sucht, lediglich der Sphäre der politischen Thätigkeit entnommen. Dies wäre nun, wenn jene Beispiele gut gewählt wären, durchaus nicht zu tadeln, indessen müssen wir gestehen, dafs die Wahl des Verfassers kaum schlechter und unpafslicher hätte ausfallen können. „Bei der unzertrennlichen Einheit der Entwickelung des öffentlichen Lebens und der Kunst", sagt er S. 22, „dürfen wir deshalb nur zwei Forderungen unserer Tage auch nach ihrer Beziehung auf die Kunst betrachten, *die der Oeffentlichkeit* nämlich und der *Mündlichkeit*." Wir wiederholen es, jene Punkte hätten nicht schlechter gewählt werden können: die Mündlichkeit, weil sie sich auf ganz specielle Verhältnisse eines bestimmten, ganz speciellen Gebietes bezieht und auf die Künste durchaus keine Anwendung, erleiden kann, es handle sich denn um Schauspiel- oder Redekunst, oder um den weiland rhapsodischen Vortrag litterarischer Produkte; die Oeffentlichkeit, weil sie im Gegentheil die die Bedingung aller Kunstthätigkeit ausmacht und *von jeher ausgemacht hat*, wenn man ja die in Rede stehende politische Oeffentlichkeit mit der der Kunst überhaupt in Zusammenhang bringen will. Ist nun die Wahl jener beiden Punkte eine unglückliche, so ist es die Ausführung derselben vielleicht in noch höherem Grade. Der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit stehen die Heimlichkeit und die Schriftlichkeit entgegen. „Gehen wir aus von der Betrachtung eines Einzelnen, *eines heimlichen Charakters, der nur schriftlich verhandelt und mit sich verhandeln läfst*, den man

Digitized by Google

nie sehen kann von Angesicht zu Angesicht, der sich uns nie darstellt, nur gleichsum eine heimliche und verborgene Potenz für die Welt ist, von der aber alle Action ihren Ausgang nimmt. Wenn wir dies einen Augenblick auf die Spitze treiben und *einmal einen Menschen ganz isoliren, ganz und gar heimlich machen* (!): was erblicken wir? Einen Charakter, der nur in sich lebt, sich nie zeigt, sich zu niemand äufsert, *dessen Pfad sich beim Anblick seiner Mitmenschen abseits verliert ins Gebüsch* (!!). Ist dies ein Mensch?" u. s. w. u. s. w. Wird es für solch ein Wesen eine Kunst geben? Nein — „der Geist fordert wesentlich ἐργὰ καὶ ἡμέραι (!) und nur für den Wirkenden giebt es einen Tag!" Gleicherweise fällt die Kunst für den *heimlichen Schleicher* weg, für die ohne Mündlichkeit, *von denen niemand recht angeben kann, wer sie seien noch was sie seien* (!). Solch ein *Charakter* aber — des heimlichen Schleichers — ins Centrum gesetzt, giebt einen *unbekannten Gott oder Despoten*, deren Kunst eine düstere Symbolik — Musik, Lyrik, Psalmodie! — oder die elende Magd eines despotischen Herrn sein wird. — Dies verstehe, wer es vermag. Uns erscheinen diese und ähnliche Aeusserungen, wie hohle Phantasien, von denen am allerwenigsten abzusehen ist, wie sie mit der neuen Kunst und deren glänzender Zukunft in Verbindung gebracht werden können. Wehe jenen ernsten und hohen Forderungen der Zeit der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit, wenn sie nicht anders zu behandeln, nicht anders zu rechtfertigen wären! Wehe jener neuen Kunstepoche, wenn ihr so und nicht anders die Wege bereitet werden könnten! Und doch knüpft der Verf. gerade an diese Aeufserungen seine Betrachtungen über die Zeichen der neugebornen Kunst, die sich ihm schon jetzt offenbaren! Was nun aber diese selbst betrifft, so müssen wir gestehen, dafs wenn auch einiges einen Keim der Wahrheit in sich trägt, anderes uns ganz unverständlich und räthselhaft bleibt, noch anderes endlich, wie die Gröfse und Kolossalität der Privathäuser, als bittere Ironie erscheint. Was aber das Frohlocken des Verf.'s betrifft über das Verlassen des *starren Dogmas* der Kirchenarchitektur, welche, wie das christliche Princip des Mysteriums, dem Kultus des höheren Principes (welches?) zum Opfer gebracht worden sei, so beruht dasselbe auf dem gänzlichen Verkennen einer der wichtigsten Perioden der Kunstgeschichte. Denn es hat das *starre Dogma*, über dessen Verfall der Verf. so lebhaft triumphirt, niemals im alten Kirchenbau am allerwenigsten aber in der deutschen Kirchenarchitektur, geherrscht. Es läfst sich vielmehr mit Bestimmtheit versichern, dafs in dieser mehr selbstbewufste und wahrhaft schöpferische Freiheit des Kunstgeistes ausgesprochen ist, als an allen den pallastähnlichen Privatbauten, an denen der Verf. so enthusiastisch die freie Schöpfung des neuen Kunstgebietes bewundert.

Der Verf. nennt die Untersuchungen, denen wir bis zum Ende gefolgt sind, *vorläufige Andeutungen* und verspricht denselben eine genauere Ausführung desjenigen Principes folgen zu lassen, welches er, in einer Abhandlung „über das Verhältnifs der schönen Kunst zur freien Kunst", *der gesammten Kunst in ihrer menschheitlichen Beziehung zur Basis zu geben gedenkt* (Vorwort S. VII.). — Dem gegenwärtigen Werkchen ist ein Anhang zugefügt, welcher ein Erkenntnifs des Ober-Censur-Gerichts und einige rechtfertigende Bemerkungen des Verfassers enthält.

E. Guhl.

Digitized by Google

№ 81.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1844.

XLIV.

Vorlesungen über Schleiermacher. Von Dr. Jul. Schaller. Halle, 1844.

Wir begrüfsen freudig eine Schrift, die hervorgegangen aus Vorlesungen über Schleiermachers Lehren, diese als die Schöpfungen eines grofsen Geistes anerkennt, an denen wir uns belehren und erquicken sollen. Auch dafs Schleiermacher, „einer der bedeutendsten Heroen der neuesten Theologie," zum Gegenstand philosophischer Vorlesungen gemacht wird, kann nur denen auffallend und bedenklich erscheinen, die nicht einsehen, dafs er in der Reihe der philosophischen Führer unsrer Zeit ein höchst wesentliches unentbehrliches Glied bildet. Solche ihres Irrthums zu überführen und zu zeigen, wie Schleiermacher die wesentlichsten Seiten des Wissens umfafst und der Allgemeinheit des Princips mit entschiedener Sicherheit und durchgreifender Energie unterworfen habe, mufsten die ihm gewidmeten Vorlesungen zunächst und vorzüglich bestimmt sein. Historische Vollständigkeit konnte der Verf. in ihnen nicht bezwecken; er durfte sich begnügen „die Werke Schleiermachers specieller vorzuführen, in welchen dieser den wesentlichen Gehalt seiner Denkweise, die Principien seines theologischen und philosophischen Wissens niedergelegt hat." Unter den beiden hier sich darbietenden Wegen, entweder von den Werken Schleiermachers auszugehn, in welchen seine Ansichten ihren Abschlufs erreichen und von ihnen aus einen Blick auf die früheren das allmählige Werden jener Resultate darstellenden Werke zu werfen, oder von den ersten Werken Schleiermachers anzufangen und von Stufe zu Stufe seiner Entwickelung nachzugehn, so viel sie sich in seinen Werken kund giebt, — ziehen wir mit dem Verf. den letzteren von ihm eingeschlagenen Weg dem ersteren unbedenklich vor.

Versuchen wir nun, indem wir Gang und Methode der vorliegenden Vorlesungen bezeichnen, zugleich hervorzuheben, ob der Verf. für seine Darstellung diejenigen Werke Schleiermachers ausgewählt, in denen dessen Eigenthümlichkeit und Geistes-Umfang vollständig oder vorzugsweise sich abspiegelt, wie weit er die leitenden Ideen derselben und ihre Construction, die verknüpfenden Bänder und die wissenschaftliche Fortbildung in ihnen nachgewiesen hat, ob und wie weit der Standpunct seiner Kritik geeignet gewesen, die Stelle auszumitteln, die Schleiermachers Lehre in der Entwickelungsreihe der neuern deutschen Philosophie einnimmt.

Zuerst bekennen wir, keine einzige Schrift Schleiermachers ausführlich besprochen zu finden, die nicht auch wir als wesentliches Glied in der Kette der Entstehung und Ausbildung seines Lehrgebäudes anerkennen. Selbst die vertrauten *Briefe über Schlegels Lucinde* möchten wir in einer Bildungsgeschichte der Schleiermacherschen Lehre nicht mit Stillschweigen übergangen sehn; und wollen über die vielleicht unverhältnifsmäfsige Ausführlichkeit der Besprechung (S. 4—39) mit dem Verf. nicht rechten. Ihnen reihen sich die Reden über Religion und diesen wiederum die Monologen und die Weihnachtsfeier an. Diese Schriften möchten wir denjenigen Platonischen Dialogen vergleichen, die Schleiermacher als Vorhalle der dialektisch systematischen Darstellung der Lehre des Attischen Weisen betrachtet. Sie enthalten gleich wie diese die noch nicht entfalteten Grundkeime späterer wissenschaftlich gegliederterer und umfassenderer Entwickelungen, mit aller der Frische und Begeisterung hingestellt, die das Bewufstsein der Kraft und des Berufes gewährt, im Kampfe gegen verkehrte und einseitige Zeitrichtungen, der Wissenschaft neue Bahnen zu eröffnen. Zu richtiger Würdigung dieser Erstlinge des Schleiermacherschen Geistes dürfen wir aber

Digitized by Google

nicht vergessen, dafs das Bestreben je einen derselben als ein für sich bestehendes Kunstwerk abzurunden und bestimmten Schwächen und Verirrungen der Zeit entgegenzusetzen, einseitige Fassung der Grundgedanken veranlafst hat. Die unverkennbare Ueberschätzung der Schlegelschen Lucinde hat nicht sowohl in Befangenheit der Freundschaft als in der Abneigung gegen sentimental unlebendige Darstellungen der Liebe ihren Grund. Unter den lichten, Glanz und Klarheit über das Ganze ausströmenden Puncten der Lucinde, auf die in den Briefen hingewiesen werden soll, wird immer von neuem der eine hervorgehoben, dafs in ihr die Liebe in ihrer Wirklichkeit erfafst werde, als geistige und sinnliche zugleich, und dafs diese beiden gleich wesentlichen Bestandtheile der Liebe auf's Innigste sich durchdringen sollen. In der Freude an einer Darstellung, in der weder das Geistige ohne das Sinnliche, noch dieses ohne jenes sich als ausschliefslich geltend machen wolle, spricht sich bereits sehr bestimmt aus Schleiermachers Abneigung gegen abstracte Sonderung des in der lebendigen Wirklichkeit untrennbar Verbundenen, und damit zugleich Abkehr von der Kantischen Auffassungsweise; wenn gleich in diesem Buche, mehr als in dem folgenden, noch einige Befangenheit in den Formen der kritischen Philosophie sich finden möchte; z. B. in der psychologischen Dreitheilung des Erkenntnifsvermögens, der Phantasie und des Begehrungsvermögens (s. d. Briefe n. Ausg. S. 46). Indem der Verf. unsrer Schrift die Lebensanschauung der Lucinde als die ausgebildete extreme Romantik betrachtet, sieht er sich veranlafst, den wesentlichen Kern der Romantik, ihr philosophisches Fundament und die allgemeinen Gegensätze, Widersprüche, Vermittelungen hevorzuheben, um die sich's in ihr handele (S. 18 ff.). Die allgemeinen Principien des romantischen Bewufstseins führt er auf den Widerspruch der Fichteschen Philosophie zurück, demzufolge das Ich gerade das Gegentheil von dem sei und bleibe, was es sein solle, da es ihm nimmer gelingen könne unendlich zu sein; wogegen das Nichtich als das Endliche gesetzt, nichts destoweniger in seiner Endlichkeit die Energie habe, sich absolut dem Ich zu widersetzen, d. h. unendlich zu sein. Das Tiefe der Romantik soll die Gewifsheit der dem Subjecte inhaftenden Unendlichkeit sein, kraft der es sich selber seine Leiden und seine Seligkeit schaffe. Diese Gewifsheit der Unendlichkeit schlägt aber in der Romantik — dem Vf. zufolge — fortwährend in die Endlichkeit um. Der Inhalt nämlich, welchen sich das Ich giebt, hat nicht wahrhaft unendlichen Werth, ist nicht wirklich ein freier geistiger Inhalt; das Ich wird so seinem Wesen ungetreu, seine Freiheit wird zur Willkühr, seine Subjectivität entbehrt der Substanz, des Gesetzes, der Nothwendigkeit. Man läfst daher die Individualität nach Phasen ihrer Unmittelbarkeit hervortreten und zur Geltung kommen u. s. w. Um der immer von neuen andringenden Endlichkeit sich zu entziehen, soll das Ich das Handeln selbst aufgeben, oder wenigstens den Ernst des Handelns, soll das reine Sichwissen als die gegenwärtige Unendlichkeit, und alles Bestimmte als endlichen verschwindenden Schein des Ich anerkennen, daher zu seinem eignen Thun sich ironisch verhalten, in allem Handeln immer nur sich selbst geniefsen. Gegen diese von Straufs u. A. in ähnlicher Weise hervorgehobene Fassung der Romantik, die jedoch nur einzelne Formen derselben treffen möchte, wird mit Recht erinnert, dafs so lange das Ich nur die Verachtung, nur der Spott gegen alles Bestimmte sei, sein Gehalt immer blofs das Nichtige, Eitle, Gehaltlose sein könne, und von diesem das Ich nur scheinbar durch die Ironie sich befreie.

Wir lassen es dahin gestellt sein, wie weit Schlegels Lucinde in dieser Idee der Romantik aufgehe oder nicht; der Verf. der Briefe entzieht sich ihr, indem er die Liebe als die vollkommene Symmetrie des Eigenthümlichen, als das beständige Zusammentreffen im Heiligsten und Schönsten, von jedem Puncte aus, bezeichnet; nur der Vorwurf trifft ihn, dafs er wie die harmonische Durchdringung des Geistigen und Sinnlichen, so das Schöne und Heilige, in dem die Liebenden zusammentreffen sollen, näher zu bestimmen nicht versucht hat, daher auch nicht im Stande gewesen ist, dialektisch nachzuweisen, dafs die Liebe als der volle Besitz des Unendlichen, als die volle reale Gegenwart Gottes zu betrachten sei. Ganz anders würde der gereiftere, mit Platonischem Geist genährte Schleiermacher die Eigenthümlichkeit mit concreten allgemeinen Interessen zu erfüllen gewufst haben.

Zu den *Reden über die Religion* (S. 40—88) und den Monologen geht der Verf. der Vorlesungen von

Digitized by Google

den Briefen über, indem er die Frage voranstellt: wodurch befreit sich das Ich von jener Hohlheit? wodurch erfüllt es die unendliche Allgemeinheit seines Sichwissens? und wenn gleich Schleiermacher in solcher Hohlheit schwerlich je befangen gewesen, — der Zweck der Reden, das Bedürfnifs der Religion von innen heraus zu erzeugen und lebendig zu machen, sie als zum Wesen des Ich gehörig nachzuweisen, als Lösung des Gegensatzes der beiden ursprünglichen Triebe, für sich zu bestehen und in das Ganze zurück zu gehen, des Seins für sich und des Seins im Ganzen, der Besonderung und der Allgemeinheit, — bricht von vorn herein den Stab über jene romantische oder nicht romantische Vergötterung des Ich. „Das Ineinandergeflossen- und Einsgewordensein von Sein und Gegenstand, ehe noch jedes an seinen Ort zurückkehrt und der Gegenstand wieder losgerissen vom Sein, Euch zur Anschauung wird und Ihr selbst wieder losgerissen vom Gegenstande, Euch zum Gefühl werdet, dieses frühere ist es, was ich meine", — heifst es bei Schleiermacher in den Reden — „das erste Zusammentreten des allgemeinen Lebens mit einem besonderen. In ihm wurzelt das Wissen und das Handeln; aber nur das Gefühl drückt Euer und des Alls gemeinschaftliches Sein und Leben aus, insofern Ihr die einzelnen Momente desselben als ein Wirken Gottes in Euch habt, vermittelt durch das Wirken der Welt auf Euch; dies ist Eure Frömmigkeit, d. h. Gefühl des Unendlichen." Das Ein und Alles der Religion ist, alles im Gefühl uns Bewegende in seiner höchsten Einheit als Eins und dasselbe fühlen und alles Einzelne und Besondere nur hierdurch vermitteln, also unser Sein und Leben als ein Sein und Leben in und durch Gott fühlen. Daher kann Religion oder Frömmigkeit auch weder im Wissen noch im Handeln noch in beiden zugleich aufgehen, obgleich beides durchdringend als ihre gemeinsame Wurzel. Nur die Art, wie dem Menschen die Gottheit in dem Gefühl gegenwärtig ist, kann über den Werth seiner Religion entscheiden, nicht die Art und Weise, wie er diese, immer unzulänglich, in dem Begriffe abbildet. Die Religion kann mithin auch nicht gelehrt, sondern nur angeregt werden und wird zu Gemeinschaften führen, sofern diejenigen sich enger an einander schliefsen, welche in ihrer eigenthümlichen Weise das Universum im Gefühle zu erfassen, am meisten übereinstimmen, sie gebiert eine Mannigfaltigkeit von Religionen aus sich, da in der Form der Auffassung die Eigenthümlichkeit der Individuen sich geltend machen mufs und der Umfang der Religion ein Unendliches ist, das nicht unter einer einzelnen Form, sondern nur unter dem Begriff aller zu befassen ist, so dafs die positiven Religionen individuelle Religionen mit entschieden ausgeprägter Gestalt sind, und das Abstracte, Unbestimmte, Charakterlose der natürlichen Religion überhaupt gar nicht für wahre Religion gelten darf. — Vor Allem aber tritt Schleiermacher der Annahme aufs entschiedenste entgegen, Religion sei ein blos subjectiver Glaube. Eben darum ist sie ursprünglich, unmittelbar und wurzelt im Gefühl, weil wir nur vermittelst des Gefühls das Einswerden mit dem Unendlichen unmittelbar zu ergreifen vermögen. Eben darum wird Spinoza im Gegensatz gegen den Idealismus, als derjenige gerühmt, der nicht gleich diesem das Wesenhafte herabwürdigend zu einer blofsen Allegorie, zu einem nichtigen Schattenbild seines leeren Bewufstseins, sich in die Einheit der Substanz versenkt habe, vom hohen Weltgeist durchdrungen. — Wobei gelegentlich bemerkt werde, dafs der vom Vrf. der Vorlesungen (S. 56.) und schon vor ihm von Strauſs in den Charakteristiken und Kritiken (I., S. 25) getadelte Ausdruck: „in heiliger Unschuld und tiefer Demuth spiegelte er sich in der ewigen Welt und sah zu, wie auch Er ihr liebenswürdigster Spiegel war" — durch die Spinozistische Bestimmung über die Erkenntnifs unter der Form der Ewigkeit (Ethices Pars V, prop. 30 sqq.) ganz wohl sich rechtfertigen läfst. Wogegen wir mit Hrn. Schaller allerdings anerkennen, dafs die Einseitigkeit und der Widerspruch des subjectiven Idealismus durch eine Rückkehr zu Spinoza nicht gelöst werden konnte; und in der That hat auch Schleiermacher in seinen spätern Schriften mehr und mehr von Spinoza sich entfernt.

War Schleiermacher in den Reden rücksichtlich des Welt- und Gottesbewufstseins auf das entschiedenste dem subjectiven Idealismus entgegengetreten, so griff er ihn in den *Monologen* (S. 89—124) auf dem eigensten Gebiete desselben an. Zwar lautet die Mahnung, „in seiner freien Innerlichkeit, nicht in seiner äufseren bedingten Erscheinung sich zu betrachten, sondern was im Dasein des Ich selbst und was Fremdes", sowie die rein innerliche Bestimmung der Freiheit (vgl. d. Verf. S. 92. ff.) — ganz Fichtisch.

Digitized by Google

Aber die zweite dem Princip der Eigenthümlichkeit gewidmete Betrachtung durchbricht die Schranken des abstracten Begriffs vom reinen Ich (vgl. d. Vf. S. 98 f.). Es genügt Schleiermacher nicht mehr, nur die Vernunft gefunden zu haben in ihrer Sichselbergleichheit; es genügt ihm nicht anzunehmen, nur in der Mannigfaltigkeit der äufsern Thaten offenbare sich verschieden die Menschheit: der Gedanke der Eigenthümlichkeit, des Einzelwesens hat ihn ergriffen; es ist ihm klar geworden, dafs jeder Mensch, als einzeln gewolltes, also auserlesenes Werk der Gottheit auf eigene Art die Menschheit darstellen solle, in eigner Mischung ihrer Elemente, damit auf jede Weise sie sich offenbare; dafs jeder eben darum seine eigenthümliche sittliche Aufgabe zu lösen habe, und dafs zum Erfassen und Ausbilden der Eigenthümlichkeit Sinn und Liebe zusammentreffen müssen, sofern nur wer von sich fordert, die ganze Menschheit anzuschauen und jeder andern Darstellung von ihr sich und die seine vergleichend gegenüberzustellen, das Bewufstsein seiner Selbheit zu erhalten und nur durch Liebe es auszubilden und zu bethätigen vermag. — In den sich hieran knüpfenden Erörterungen über das Wesen der Liebe wird vorzüglich hervorgehoben, dafs sie nie auf des Geliebten sinnliches Wohlergehen bezüglich, mit keiner gemeinen Empfindung je gemischt, der Freiheit reinste That und auf das eigne innerste Sein des Menschen, auf sein eigenthümliches Sein und auf das Verhältnifs desselben zur gesammten menschlichen Natur allein gerichtet, eben darum die Eigenthümlichkeit in ihrer ganzen Schärfe und Bestimmtheit auszubilden geeignet sein müsse. Aussprechen aber soll sich die Eigenthümlichkeit in Rede und Sitte, um zum Princip der Gemeinschaft zu werden. Damit der Mensch nicht von vielen Seiten ungebildet bleibe, — und so müfste er bleiben, wenn nur auf das Wenige, was ihm von aufsen wirklich aufstöfst, sein inneres Handeln ginge, — ist ihm die Götterkraft der Phantasie verliehen, die allein den Geist ins Freie stellt, ihn über jede Gewalt und jede Beschränkung weit hinaus trägt. Sofern jedoch die ursprüngliche Bestimmtheit, die durch freie Selbstbestimmung zur Eigenthümlichkeit fortgebildet werden soll, zugleich als eine Offenbarung des Absoluten anzusehn ist, ist sie das Mittel die religiöse Anschauung zu vollenden, die Anschauung der Idee der Menschheit aufser sich und in sich harmonisch zu vereinigen. Auf diese Weise schliefsen die Monologen den Reden sich unmittelbar an, indem sie den Inhalt dieser nur ergänzen und näher bestimmen (vgl. d. Verf. S. 120 ff.). Auch ist es bei näherer Betrachtung verschwindender Schein, dafs durch das Princip der Eigenthümlichkeit ohne Weiteres alles Schlechte, Böse, jede individuelle Begierde und Leidenschaft gerechtfertigt werde, wie der Verf. anerkennt (eb. S. 122 ff.). Nur vermifst er Untersuchungen über diejenige individuelle Bestimmtheit, welche sich als ursprünglich aufweisen und dadurch als heilig und göttlich rechtfertigen lasse; tadelt, dafs diese in ihrer specifischen Bestimmtheit aus der Allgemeinheit nicht als nothwendig deducirt werde.

Von der *Weihnachtsfeier* (S. 125 — 133) werden vor Allem die Schlufsreden berücksichtigt, welche anknüpfend an das Weihnachtsfest, die allgemeine Bedeutung der Persönlichkeit Christi entwickeln. Wir können dem Verf. nicht zugeben, dafs in der Weihnachtsfeier die absolute Allgemeinheit und Wahrheit der christlichen Religion nicht behauptet werde (S. 132), wenn gleich wir anerkennen, dafs sie in ihr mehr angedeutet als durchgeführt wird. Ebensowenig sind wir mit der Behauptung einverstanden, Schleiermacher habe selbst in seiner Dogmatik die in den Schlufsreden der Weihnachtsfeier mitgetheilten verschiedenen Ansichten vom Christenthum als wesentliche Momente der Idee zusammengefafst (ebend.).

Die Betrachtung derjenigen Werke Schleiermachers, in welchen dessen philosophische und theologische Ansichten ihren Abschlufs erreichen, wird durch eine kurze Uebersicht des wesentlichen Inhalts der *Dialektik* eingeleitet (S. 134 — 180), welche, wenn auch nur in verschiedenen Entwürfen für Vorlesungen, nicht für den Druck, seit 1811 ausgearbeitet, den Grundzügen nach wohl schon früher in Schleiermachers Geiste angelegt, von allen seinen systematischen Werken als gemeinsame Grundlage vorausgesetzt wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 82.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1844.

Vorlesungen über Schleiermacher Von Dr. Jul. Schaller.

(Fortsetzung.)

Die kurze Uebersicht hebt mit Treue, Unbefangenheit und Sorgfalt das Eigenthümliche der Schleiermacherschen Auffassung und Behandlungsweise der Dialektik hervor. Je entschiedener sie sich von Kants formaler und transcendentaler Logik, von Fichte's Wissenschaftslehre und von Hegel's subjectiver und objectiver Logik entfernt, um so mehr möchte es sich der Mühe gelohnt haben, den Gründen dieser Abweichung und den Wurzeln nachzugehen, aus denen die eigenthümliche Erkenntnifslehre Schleiermachers sich entwickelt hat. Ihr Ziel, die Construction der Totalität des Wissens, ihr unmittelbarer Zweck, die Regeln der Verknüpfung und die innersten Gründe des Wissens zusammenzufassen, ihre Darstellung als Kunstlehre, selbst die relative Sonderung eines transcendentalen und formalen oder technischen Theils und die Zurückführung der Unterscheidung und des Zusammenfallens von Sein und Denken auf das Selbstbewufstsein, auch die Parallelisirung von Induction und Deduction und das Gewicht, welches auf die Eintheilungen gelegt wird, — weisen auf Plato zurück. Darin aber entfernt sich die Schleiermachersche Dialektik allerdings entschieden von der Platonischen, dafs zugleich mit der Anerkennung der Identität der denkenden Subjecte, ihre Differenz mit in Rechnung gestellt und behauptet wird: es gebe in der Realität kein reines Wissen, sondern nur concentrische Sphären der Gemeinsamkeit und der Erfahrung; die Vernunftthätigkeit vermöge lediglich in ihrer Wechselwirkung mit der organischen zu realen Erkenntnissen zu führen, und die Selbigkeit des Idealen und Realen sei zwar die nothwendige Voraussetzung alles Wissens; aber durch die beiden Grundformen des Denkens, Begriff und Urtheil, unerreichbar, ja die unter einander und mit den entsprechenden Grenzen des Seins zusammenfallenden Begriffs- und Urtheilsgrenzen gehörten nicht nur nicht dem eigentlichen Gebiete des Wissens mehr an, sondern durch sie könne auch das Absolute noch nicht erreicht werden, mithin überhaupt nicht durch das Denken und eben so wenig durch das Wollen. Soll nun dennoch ein Bewufstsein um das Absolute, als nothwendige Voraussetzung alles Wissens, in uns stattfinden, so kann es nur in dem unmittelbaren Selbstbewufstsein, dem Gefühle, als der Identität und Indifferenz von Denken und Wollen gesetzt sein, und dieses wiederum, nicht bestimmt durch irgend etwas im Gegensatze Begriffenes, lediglich durch den transscendentalen Grund selbst bedingt werden.

Vorzüglich gegen diesen Begriff des Absoluten richtet sich Schallers Kritik sowohl der Dialektik wie der Ethik und Glaubenslehre. Er giebt zu, dafs über Begriff und Urtheil, sowie über die ihnen entsprechenden Formen des Seins, Kraft und Erscheinung, Ursache und Wirkung, nicht minder über die Grenzen des Begriffs und Urtheils, hinausgegangen werden müsse, um zur Idee des Absoluten, des Unbedingten, zu gelangen. Aber indem die transscendentale Einheit ohne allen immanenten Unterschied gedacht werden solle, werde sie, bemerkt er, gar nicht mehr als Einheit, sondern vielmehr mit dem andern von Schleiermacher gleichfalls gebrauchten Ausdrucke, als transscendentales Sein zu bezeichnen sein. Allerdings, fährt er fort, könne das Sein an sich — nicht zu verwechseln mit dem in den Gegensatz von Subject und Object verwickelten Kantischen Dinge an sich — nur in der Welt und in uns gewufst werden, weil sie von dem Reiche des Gegensatzes losgerissen, nicht mehr der Grund aller relativen Einheiten sein würde, sondern nur subjective Abstraction; aber eben weil das Sein nichts weiter habe als die reine ungetrübte Gleichheit

Digitized by Google

mit sich selbst, könne es, das schlechthin Gegensatzlose, auch keine weiteren Bestimmungen enthalten, mithin nicht blofs nicht unser Denken, sondern auch das vollkommene Denken deren nicht entdecken; und ebenso sei das Unvermögen über das Verhältnifs Gottes zur Welt weiteres auszusagen als: Gott nicht ohne Welt, die Welt nicht ohne Gott, — nicht auf Mangel am Wissen zurückzuführen, sondern im Gegentheil unsre Einsicht sei es, welche die näheren Bestimmungen als dem Inhalte widersprechend zurückweise. Nun aber habe die Indifferenz, indem sie ohne allen Unterschied gedacht werden solle, eben diesen Unterschied aufser sich und werde somit an und für sich ein Entgegengesetztes, Bedingtes. Eben darum sei es schlechthin unmöglich durch den Begriff der unterschiedslosen Einheit, der reinen Gleichheit mit sich, über die Endlichkeit des relativen Gegensatzes hinaus zu kommen. Die Einheit müsse vielmehr in sich selbst den Gegensatz umfassen, müsse Procefs, Vermittelung in sich sein. Die Voraussetzung, dafs die transscendentale Einheit trotz ihrer Unterschiedslosigkeit, doch die unendliche Fülle sei, widerspreche jenem Begriffe der transscendentalen Einheit; und sage Schleiermacher, Gott sei die positive Negation aller Gegensätze, so werde damit vorausgesetzt der Procefs des Negirens und zugegeben, dafs die Negation der Einheit wesentlich immanent sei. Ebensowenig könne die Indifferenz im objectiven Sinne der wirkliche transscendentale Grund des Wissens und Wollens, oder überhaupt irgend welcher endlichen Einheit sein, vielmehr nur die abstracte Grundlage, auf welche wir den Unterschied und die endliche Einheit bezögen, ohne dafs diese an und für sich dadurch bedingt und vermittelt würden. Ferner: jedes bestimmte Sein und Wissen solle, wie besonders in der Ethik ausgeführt werde, sowohl nach aufsen als nach innen ein Entgegengesetztes sein; jedes Besondere habe ein anderes Besondere sich gegenüber, mit dem zusammen es ein Allgemeines ausmache, zugleich aber sei es in sich selbst ein Allgemeines: mithin gingen auch aus ihm zwei entgegengesetzte Besondere hervor und die bestimmte Allgemeinheit sei nie totales Gleichgewicht, sondern immer nur ein Ueberwiegen des einen Gliedes über das andere. Eben diefs aber, dafs aller Unterschied im Grunde nur ein quantitatives Ueberwiegen sei, — was Schleiermacher durchgängig festhalte — sei für die ganze Gestaltung des Wissens von entscheidender Wichtigkeit. Zwar werde das ganze Gebiet des Seins in zwei Reihen getheilt, in das Ideale und Reale — und dieses sei der allgemeinste Gegensatz, der alle andern unter sich begreife; da nun aber der Unterschied nur ein quantitatives Ueberwiegen des einen Gliedes über das andere sei, so folge nothwendig, dafs wir diese zwei Reihen eben so sehr auch als Eine Reihe betrachten könnten. Schleiermacher selber sage daher in der Dialektik: man könne Ethisches und Physisches auf doppelte Weise als Eine Reihe bildend ansehen u. s. w. Nur dürfe es nicht dem Belieben der subjectiven Vorstellung überlassen werden, jene zwei Reihen in eine zu verwandeln, vielmehr müsse behauptet werden, dafs diese Verwandlung nothwendig erfolge, sobald nur auf das blos quantitative Ueberwiegen des Entgegengesetzten reflectirt werde.

Diese und die folgenden Einreden beruhen auf einem Verkennen des Standpunktes Schleiermachers. Das Absolute ist ihm die Voraussetzung alles Wissens. Er mufs sich begnügen die Nothwendigkeit dieser Voraussetzung nachzuweisen und dafs sie nicht selber wiederum Bestandtheil des Wissens werden könne. Wenn er sie als das höchste Wissen bezeichnet, so bevorwortet er ausdrücklich, dafs dieses weder in der Gestalt der Verknüpfung d. h. als Satz, noch in der Gestalt der Bezeichnung, d. h. als Begriff, in uns vorhanden sei, sich daher in unserm Bewufstsein nicht unmittelbar zeige, sondern darin nur als der innere Grund und Quell alles andern Wissens sich finde; sowie das höchste Sein für unser Bewufstsein nicht unmittelbar vorhanden sei, sondern als innerer Grund und Quell alles andern Seins (s. d. philosoph. Ethik v. Twesten S. 10 f.). Er schneidet damit von vornherein die Fragen ab: *wie* das schlechthin Gegensatzlose für ein vollkommenes Denken fafsbar und bestimmbar, *wie* es, trotz seiner Unterschiedslosigkeit, doch die unendliche Fülle sei, *wie* die Indifferenz im objectiven Sinne den wirklichen transscendentalen Grund des Wissens und Wollens, überhaupt des Gegensätzlichen in sich begreifen könne. Er bedient sich des Ausdrucks, das Absolute oder Gott sei die positive Negation aller Gegensätze, lediglich nur einer abstract negativen Auffassung desselben zu begegnen. Die Annahme, die Einheit müsse Procefs, Vermittlung

Digitized by Google

in sich und die Negation ihr wesentlich sein, konnte er ohnmöglich gelten lassen, so lange man ihm nicht gezeigt, *wie* das Unbedingte vermittelst der Denkformen des Begriffs und Urtheils zu fassen, *wie* einander bedingende Gegensätze darauf anwendbar, *wie* der angebliche innere Processs desselben durch die vom Endlichen, Bedingten hergenommenen Gegensätze fafsbar sei. Durch den angeblichen Widerspruch aber: die Indifferenz, indem sie ohne allen Unterschied gedacht werden solle, habe eben diesen Unterschied aufser sich und werde so an und für sich ein Entgegengesetztes, Bedingtes, — konnte er sich ohnmöglich getroffen fühlen, da er die Auffassung derselben vom Gebiete des gegensätzlichen Denkens schlechthin gesondert hatte. Eben so wenig konnte die Frage ihn beirren: wie vermag denn das endliche Denken zum Gedanken des Absoluten fortzugehen? (S. 177) da er eben die Erreichbarkeit des Absoluten durch das Denken in Abrede stellte, daher auf das Denken als unendliche Reflexion über sich selbst und auf die absolute Vermittelung des Denkens in sich selbst, von vorn herein auf das Entschiedenste verzichtete. Die Schwierigkeit, dafs das Denken seine eignen endlichen Formen als endlich erkenne und an der Idee des Absoluten messe (S. 178), ward von Schleiermacher schwerlich übersehen; er mufste sich aber begnügen, das eine und andere festzustellen, die Endlichkeit der Formen des Denkens und die Idee des Absoluten; wie jene durch diese gemessen werden, konnte er nicht unternehmen zu bestimmen, ohne die von ihm festgehaltene Incommensurabilität der Idee des Absoluten durch die Formen des Denkens und diese durch jenes aufzugeben. Nicht *einerseits* ist jene Schwierigkeit von ihm übersehen und *andrerseits* festgehalten, dafs das gedachte Absolute, eben darum, weil es gedacht ist, nicht das reale sei (ebend.); sondern weil dieses festgehalten wird, mufste jeder Versuch jene Schwierigkeit zu lösen, aufgegeben werden.

Was unmittelbar darauf rücksichtlich der Annahme erinnert wird (S. 179), die Idee des Absoluten werde im Gefühl als der Einheit des Denkens und Wollens vollzogen, findet sich in der Kritik der Glaubenslehre ausführlicher entwickelt. Wir werden daher passender auf diesen Punct später zurückkommen. —

Die Dialektik ist, nach Schleiermacher, einerseits die Grundlage aller besondern Wissenschaften, andrerseits das gehaltlose Abbild des höchsten Wissens, welches nur Wahrheit hat, inwiefern diese in den beiden realen Hauptwissenschaften sich findet, der alle besondere Wissenschaften unterzuordnen sind, in den Wissenschaften der Natur und der Vernunft, Physik und Ethik: denn sie entsprechen dem obersten Gegensatz des Dinglichen und Geistigen, in welchem, obgleich er keinesweges in das Absolute hinüberreicht, sich dieses für uns realisiren mufs, soll es nicht in den leeren Begriff der Indifferenz aufgehn. Nur den einen jener Hauptzweige aller Wissenschaft hat Schleiermacher, ihn aber auch mit bewunderungswürdiger Folgerichtigkeit und Umsicht, seinem ganzen Umfange nach, im Grundrisse entworfen, und in einzelnen Theilen nach den Forderungen streng wissenschaftlicher Darstellung ausgeführt. Wir wollen dem Verf. unserer Vorlesungen nicht verargen, dafs er die dem weitern Gebiete der *Ethik* (S. 181 — 233) angehörigen Arbeiten Schleiermachers grofsentheils kaum anführt, geschweige denn ihrem wissenschaftlichen Werthe und ihrer Zusammengehörigkeit nach würdigt: er konnte um so füglicher defs sich enthalten, da er schwerlich hoffen durfte, was *Twesten* durch seine Einleitung in dieser Beziehung geleistet hat, zu übertreffen. Aber hätte er auf diese durchaus gediegene Arbeit diejenigen nicht verweisen sollen, die nach ausführlicherer Belehrung über Entstehung und Ausführung des ethischen Systems Schleiermacher's sich sehnen? und hätte nicht das Verhältnifs des Systems zu den ihm vorangeschickten Grundlinien der Kritik der Sittenlehre einer kritischen Erörterung bedurft? Jetzt erfahren wir nur, was jeder Leser der Schrift im Voraus wissen wird, dafs 1803 *die Grundlinien einer Kritik der Sittenlehre* erschienen seien. Auf sie näher einzugehen, durfte der Verf. um so weniger unterlassen, da Strauss in einer Weise sich darüber ausgesprochen hat (Charakteristiken und Kritiken I, 29 ff.), die in einem Buche wie das vorliegende entweder gerechtfertigt oder widerlegt werden mufste. Sollte auch, was ich nicht glauben kann, Hr. Prof. Schaller mit jenem Urtheile übereinstimmen, für hinreichend bestimmt und begründet kann er es ohnmöglich halten. Die demnächst folgenden Umrisse des Systems sind, bis auf einige Ergänzungen aus den Abhandlungen über den Begriff des höchsten Gutes und über den Unterschied zwischen Naturgesetz und Sittengesetz, den Vorlesungen über

Digitized by Google

Ethik entlehnt. Sie umfassen aufser der allgemeinen Grundlegung, nur die allgemeinsten Bestimmungen der Güterlehre.

Richtung und Zweck der an diese Umrisse geknüpften Kritik spricht sich gleich zu Anfang derselben sehr bestimmt in den Worten aus: „je schärfer man auf die speculative Begründung des ethischen Processes eingeht, je mehr man es sich versagt, sogleich zu den concreteren Darstellungen zu greifen, ohne in jedem Momente die Beziehung zu den Principien im Auge zu behalten, desto offenbarer tritt auch die Unmöglichkeit hervor einen wahrhaft ethischen Procefs aus den Principien der Schleiermacher'schen Dialektik hervorgehen zu lassen. Der abstracte in sich widersprechende Begriff der Indifferenz und das Festhalten des quantitativen Ueberwiegens drückt den ganzen ethischen Procefs nieder" (S. 203 f.). — Mithin ist es zunächst darauf abgesehen, die in der Kritik der Dialektik behauptete Leerheit des obersten Princips und die Unzulänglichkeit der Methode der Ableitung durch angeblich blofs quantitative Unterschiede, in ihrer Einwirkung auf Gestaltung der Ethik zu bewähren. Zuerst soll die in sie so tief eingreifende Unterscheidung von Natur und Geist sich auf das Wort: Vernunft, reduciren, diese entschieden nichts als ein Wort, als eine ganz unbestimmte Vorstellung sein. Daran schliefst sich der schon früher berührte Vorwurf, dafs Physik und Ethik in Wahrheit Eine Reihe bildeten, und es uns frei stehe, je nachdem wir von dem einen oder dem andern Gliede des Gegensatzes ausgingen, die Ethik als eine Steigerung der Physik oder umgekehrt die Physik als eine Steigerung der Ethik zu betrachten (S. 207). Zum Beleg werden die wesentlichen Gedanken aus der Abhandlung über den Unterschied zwischen Naturgesetz und Sittengesetz angeführt. — Dafs der wahrhaft transcendentale Grund des sittlichen Processes, also sein wirklicher Anfang und sein wirkliches Ende, den Principien Schleiermachers gemäfs, nur die absolute, über allen Gegensatz hinausliegende Einheit sein könne, geben wir zu. Von ihr aber, oder der absoluten Indifferenz, fährt der Verf. fort (S. 217), kann der sittliche Procefs weder ausgehen, noch irgend eine Richtung, ein Ziel erhalten, weder dialektisch noch historisch. Denn Schleiermacher nimmt ja die Nothwendigkeit des Gegensatzes in den Begriff der Indifferenz selbst nicht auf, und der Gegensatz des Geistes und der Natur wird zunächst durch empirische Abstraction gewonnen. „Der ganze Procefs des Wirklichen ist in sich selbst begründet und steht so als eine concrete lebendige Einheit der abstracten Indifferenz dualistisch gegenüber. Wollten wir den Widerspruch, der unmittelbar in dem Begriffe der Indifferenz liegt, übersehen, so würden wir doch nothwendig sagen müssen: die ganze Sphäre des relativen Gegensatzes, der ganze Procefs des Wirklichen, ist in seinem Ursprunge unbegreiflich, und können wir seine factische Existenz nicht läugnen, so ist er wenigstens per nefas entstanden, und ist ein Werk der Sünde, des Teufels, ein Flecken in dem reinen Lichte des Absoluten." Zwar wird bemerkt, dafs Schleiermacher weit entfernt von dem aus diesen Folgerungen sich ergebenden Quietismus, dem praktischen Leben seine volle Geltung zugestehe; aber hinzugefügt (S. 219): diese Anerkennung der sittlichen Praxis habe bei Schleiermacher ihre Berechtigung nicht in dem Wesen des Absoluten, sondern stütze sich auf die abstracte Transscendenz des Absoluten, durch welche die Welt des relativen Gegensatzes vor der unbeschränkten entschiedenen Nichtigkeit gesichert werde. Durch diesen nichts weniger als speculativen Dualismus werde Schleiermacher, heifst es ferner, auch vor einer andern unverständigen Ansicht verwahrt, welche an die Anschauung der Indifferenz sich anknüpfen könne und angeknüpft habe: vor der Ansicht von einer ursprünglichen sittlichen Vollkommenheit des Menschengeschlechts, von einem gottähnlichen Urzustande u. s. w. —

Aber diese Folgerungen, denen Schleiermacher nur durch Inconsequenz sich entzogen haben soll, beruhen auf einer Voraussetzung, deren Annahme er auf's Entschiedenste zurückgewiesen haben würde. Den unbedingten Grund der Dinge vermögen wir, seiner Lehre zufolge, eben so wenig zu verläugnen wie zu begreifen. Wir werden desselben als nothwendiger Voraussetzung alles Begreifens inne, ohne ihn in der Denkform weder des Begriffs noch des Urtheils fassen zu können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 83.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1844.

Vorlesungen über Schleiermacher. Von Dr. Jul. Schaller.

(Fortsetzung.)

Lebendig gegenwärtig ist uns der unbedingte Grund der Dinge nur in dem aller denkenden Vermittelung zu Grunde liegenden, aber nicht in ihr aufgehenden Gefühle. Als nothwendige Voraussetzungalles Gegensätzlichen, Endlichen, Bedingten mufs er zugleich indifferent gegen alle in unser Bewufstsein fallende Gegensätze und ihr transscendentaler Grund sein; darf daher nicht mit dem Verf. und in seinem Sinn als absolute Indifferenz bezeichnet werden. *Wie* aber das Absolute transscendentaler Grund aller Gegensätze sei, ohne selber von ihnen berührt zu werden, vermögen wir eben so wenig zu begreifen, wie das Absolute selber. Von innerem Widerspruche könnte nur die Rede sein, wenn wir dieser Grundüberzeugung untreu, das Absolute in den *Begriff* absoluter Indifferenz auflösen und zugleich nachzuweisen uns unterfangen wollten, wie die Sonderung der Gegensätze, der sittliche Procefs oder der Procefs des Werdens überhaupt von ihm ausgehe, von ihm Richtung und Ziel erhalte. Indem wir solchem Unterfangen entsagen, weisen wir die Beschuldigung eben sowohl des innern Widerspruchs wie der Leerheit unseres obersten Princips zurück. Leer ist es nicht, wie wenig wir auch im Stande sind es begrifflich zu bestimmen, ohne es seiner Absolutheit zu entkleiden, es zu verendlichen: leer ist es nicht, sofern sich's uns als schlechthin nothwendige Voraussetzung alles Begreifens und Wissens ergibt und im Gefühle, wenn auch nur in der Verflechtung mit andern auf das Gegensätzliche, Bedingte bezüglichen Gefühlen, Anschauungen und Gedanken, uns durchdringt, uns lebendig gegenwärtig ist. Allerdings geben wir zu, dafs der ganze Procefs des Wirklichen in seinem Ursprunge uns unbegreiflich; aber mit nichten, dafs er per nefas entstanden oder in sich selber begründet sei. So zu schliefsen geziemt nur denen, die dem Wahren und Wirklichen die engen Grenzen der Begreiflichkeit stecken und durch reine Selbstbewegung des Denkens eine Wissenschaft zu Stande bringen zu können wähnen, deren Inhalt die Darstellung Gottes sei, wie er in seinem ewigen Wesen vor der Erschaffung der Natur und eines endlichen Geistes sei. Wohl giebt es, lehrt Schleiermacher, ein schlechthin unabweisbares, in sich gewisses Bewufstsein vom Absoluten, als Grund und Quell alles Endlichen, Bedingten und eben darum unberührt von den Gegensätzen desselben, aber zur Wissenschaft kann dieses Bewufstsein sich nicht gestalten; es bleibt die der Form des Wissens undurchdringliche Voraussetzung alles Wissens und ist in sofern zugleich ein Regulativ desselben, in wiefern es nicht blofs unzulängliche oder falsche Ableitungsversuche zurückweist, sondern auch unser Wissen immer von neuem in dem Grade erhebt und läutert, in welchem wir jenem Urbewufstsein uns zuwenden, es unmittelbar in uns ergreifen. Unser Wissen selber bewegt sich innerhalb der Gegensätze, ohne die nichts Endliches, Bedingtes denkbar ist. Sie auf den obersten Gegensatz durch Induction zurückzuführen und durch Deduction wiederum aus ihm abzuleiten, ist die höchste Aufgabe der Wissenschaft. Als oberster Gegensatz aber ergiebt sich uns der vom Subject und Object, Denken und Sein, Natur und Vernunft; ihn vermögen wir nicht in Abrede zu stellen, ohne auf unser Bewufstsein selber zu verzichten. Seine Glieder, obgleich keins von beiden irgendwo als schlechthin ohne das andere nachweislich, sind qualitativ, nicht quantitativ von einander verschieden; Ableitung des einen aus dem andern ist undenkbar und die absolute Identität von beiden die nothwendige Voraussetzung, die in der Form des Gefühls unser Denken durchdringt, ohne durch Denken in uns verwirklicht werden zu kön-

Digitized by Google

nen. Aehnlich verhält sich's mit dem Gegensatze der Allgemeinheit und Eigenthümlichkeit. Das Ueberwiegen des einen Gliedes über das andere ist hier wie dort immer ein relatives und die Ausgleichung, welche durch das relative Ueberwiegen gewonnen wird, mag immerhin als eine halbe bezeichnet werden (S. 224). Dafs aber die ganze Dialektik, die Unterscheidung gleichwie die Einheit, lediglich in das betrachtende Subject falle, welches die entgegengesetzten Elemente durch einander ausgleiche und beschränke (S. 225), — können wir nicht zugeben. Nicht das Ich mufs zugreifen, um Ordnung und Gleichgewicht aufrecht zu halten; Ordnung und Gleichgewicht kommen durch Gesetze zu Stande, die das Ich um so sicherer in ihrer objectiven Bestimmtheit zu erkennen vermag, je mehr sich's ihnen unterordnet. — Wird aber behauptet, „dafs die sich relativ entgegengesetzten Gestaltungen der Sittlichkeit selbst sich gegenseitig anerkennen, sei weder an der einen noch an der andern Form als nothwendig nachgewiesen" —: so ist gänzlich aufser Acht gelassen, wie eben Schleiermacher durchgängig bestrebt ist, die nothwendige Zusammengehörigkeit der verschiedenen Formen in's Licht zu setzen. Die Hegel'sche Dialektik des Begriffs konnte dabei freilich nicht angewendet werden, da Schleiermacher ein schöpferisches Denkverfahren dem menschlichen Subjecte schlechterdings nicht zugesteht, und eben so wenig Begriffe gelten läfst, die nicht minder die Sache selbst seien, vielmehr ein Zusammentreffen und Zusammenwirken wie der Allgemeinheit und Individualität, so des Wissens und Gefühls, des Denkens und Wahrnehmens, des beschaulichen und beachtenden Verfahrens, als nothwendige Bedingung objectiv richtiger Begriffsbildung aufstellt. Eben so wenig findet ein Festhalten des quantitativen Ueberwiegens, das den ganzen ethischen Procefs niederdrücken soll (S. 204), bei Schleiermacher statt; vielmehr beruhen die Gegensätze auf qualitativen Grundverschiedenheiten: denn als solche sind die des Subjects und Objects, des Denkens und der Natur, der Allgemeinheit und Eigenthümlichkeit nachgewiesen. Wenn Schleiermacher anerkennt, dafs freie Geselligkeit den Staat, die Kirche, die Akademie und Universität in sich zu absorbiren droht (S. 225), so hat er zugleich das Recht der Eigenthümlichkeit dieser sittlichen Formen und die Grenzen innerhalb deren jede derselben sich zu halten hat, auf das Bestimmteste nachgewiesen. Der Schein, als schwanke die Einheit zwischen einer in sich bewegungslosen einfachen Bestimmtheit und einer äufserlichen Composition von zwei bestimmten Qualitäten (S. 230), entsteht lediglich aus vereinzelter und eben darum ungenügenden Auffassung der besonderen Einheiten.

Ausdrücklich wird Schleiermacher zugestanden, dafs je mehr er von dem abstracten Fundamente sich entferne, je concreter der Gegenstand der Betrachtung werde, um so mehr Raum der speculative Scharfsinn gewinne, welcher trotz der abstracten Principien, aber freilich doch immer niedergehalten durch diese, einen reichen Inhalt des Wissens zu Tage fördere (S. 230): ein Zugeständnifs, das für die so hart angelassene Methode eine Ehrenrettung enthält, der Schleiermacher wohl sich hätte freuen mögen. Nur Schade, dafs der Verf. auf die von ihm gerühmte concrete Durchführung nicht näher eingegangen, sondern von der allgemeinen Kritik, nach einigen schwerlich ausreichenden Bemerkungen über die Puncte der Uebereinstimmung und des Unterschiedes der Schleiermacherschen und Schellingschen Philosophie (S. 226 ff.), sogleich zu Erörterungen über das *System der Theologie und Dogmatik* übergegangen ist (S. 234—338). Er beginnt mit kurzen Grundlinien der *Darstellung des theologischen Studiums* (S. 234—238), — einer kleinen Schrift, die selbst Straufs' scharfer Kritik Bewunderung abgenöthigt hat. —

Dann wird ausführlich die Grundlage der *Glaubenslehre* besprochen. Wir übergehen des Verfassers Erörterungen über Begriff und Methode der Dogmatik (S. 238—61), die den Standpunct Schleiermacher's mehr in's Licht stellen als bestreiten. Ohngleich polemischer mufste der zweite Abschnitt ausfallen: „über das Princip der Dogmatik; das Wesen der Frömmigkeit im Allgemeinen und ihre besondere Erscheinung" (S. 261—294). Zunächst findet der Verf. es auffallend, dafs Schleiermacher in der Entwickelung des Wesens der Frömmigkeit nicht auf die Dialektik zurückgehe, und meint, den mancherlei Mifsverständnissen, die die einleitenden Paragraphen von Anhängern wie von Gegnern erfahren haben, würde eine dialektische Deduction des schlechthinigen Abhängigkeitsgefühls aus den letzten Principien des Seins und Wissens vorgebeugt haben. Ohne diese Annahme theilen zu können, gestehen wir gern zu, dafs Anknüpfung der

Digitized by Google

einleitenden sich selber als Lehrsätze bezeichnenden Erörterungen der Dogmatik an die Dialektik geeignet gewesen sein möchte, den Mittelpunct der Schleiermacherschen Glaubenslehre in helleres Licht zu setzen; geben aber zu bedenken, dafs bei der Herausgabe der Glaubenslehre die Entwürfe zur Dialektik nur noch ausgearbeitet, nicht veröffentlicht waren. Aus ihnen entlehnend was zur Deduction des unbedingten Abhängigkeitsbewufstseins erforderlich gewesen wäre, würde die Glaubenslehre den Grundrifs der Dialektik in sich haben aufnehmen müssen. Dazu mochte Schleiermacher eine dem gemeinen Bewufstsein näher liegende Fassung für geeigneter halten, die Leser, die er zunächst vor Augen haben mufste, in seine Lehre einzuführen. Und würden wir diese die Stelle einer dialektischen Deduction vertretende Darstellung nicht höchst ungern entbehren? — Ein ohngleich gefährlicherer Streich wird gegen die Grundlage der Glaubenslehre durch die Behauptung geführt: die schlechthinige Abhängigkeit und das Gefühl derselben widersprächen einander unmittelbar, weil ein Fühlen ohne Thätigkeit undenkbar sei und diese mit absoluter Selbständigkeit zusammenfallen müsse, sofern im Gefühle absoluter Abhängigkeit Selbsterhaltung nicht einem endlichen Objecte, sondern dem Absoluten gegenüber, stattfinde. Zugegeben, heifst es ferner, dafs wenn über die Sphäre der getheilten Freiheit und Abhängigkeit, oder über die Sphäre der Wechselwirkung hinausgegangen werde, beide Glieder der Wirklichkeit, die Freiheit wie die Abhängigkeit, als schlechthin gesetzt vom Absoluten sich ergäben: so erhielten wir immer nur die schlechthinige Abhängigkeit alles Wirklichen, aber kein Bewufstsein, kein Gefühl derselben (S. 272 ff. vgl. S. 179 f.). Derselbe Widerspruch zwischen schlechthinigem Abhängig*sein* und schlechthinigem Abhängigkeits*gefühl* soll auch noch von einem andern Puncte aus an's Licht gezogen werden. „Der schlechthin allgemeine Gehalt des Gefühls hat offenbar die unendliche Allgemeinheit des Subjects zur Voraussetzung; dieses mufs trotz seiner Einzelnheit und Individualität doch in unendlicher Weise für sich sein, mufs als unendliche Vermittelung in sich sich selbst setzen, und nur dies; also das Denken, die Freiheit enthält die Möglichkeit der Erhebung zum Absoluten in sich" (S. 276). Einerseits soll also ein innerer Widerspruch im Gefühle unbedingter Unabhängigkeit aufgezeigt, andrerseits ein Ausweg aus diesem Widerspruche dem Ich eröffnet werden, durch Anerkennung der unendlichen Allgemeinheit des Subjects in seiner unendlichen Selbstvermittelung im Denken: ein Ausweg, den wiederum Schleiermacher ein für alle Mal sich versperrt hat. Unendliche Allgemeinheit des Subjects, unendliche Freiheit und Selbstvermittelung im Denken konnte er ohnmöglich zugeben, ohne damit die unbedingte Abhängigkeit des Subjects schlechthin aufzugeben. Er würde aber auch die Richtigkeit des Schlusses nicht anerkannt haben, durch den das Gefühl schlechthiniger Abhängigkeit eines innern Widerspruchs geziehen wird. Abgesehen davon, dafs die stillschweigende Gleichstellung von Thätigkeit, Selbstständigkeit und Selbsterhaltung nicht ohne Bedenken sein möchte, — was nöthigt uns als Bedingung eines nur aufnehmenden, nicht erzeugenden, Bewufstseins vom Unbedingten, unendliche Selbstthätigkeit vorauszusetzen? „Von einem gegenüberstehenden, mich von aufsen afficirenden Gegenstande," sagt der Verf. (S. 271), „fühle ich mich nur dann abhängig, wenn ich mich in dieser Affection erhalte und darin für mich bin; ohne diese individuelle Selbständigkeit, ohne diese Reaction ist gar keine Wirkung eines Gegenstandes auf mich möglich. Das Gefühl der absoluten Abhängigkeit wäre daher ganz einfach zugleich die absolute Selbständigkeit" u. s. w. Ganz einfach? — vorausgesetzt, dafs Wirkung und Gegenwirkung rücksichtlich des Bewufstseins all und jeder Gegenstände einander stets völlig gleich sein müsse; d. h. vorausgesetzt, die unbedingte Gültigkeit eines Gesetzes, das für die innere Mechanik noch nirgendwo sich geltend gemacht hat. Wir können daher auch die weitere Folgerung nicht zugeben: solle das Bewufstsein der schlechthinigen Abhängigkeit eintreten, so müsse das schlechthin Gesetzte sich nothwendig zugleich nicht blofs partiell, sondern schlechthin setzend verhalten: nur dann gehe ihm über seine Abhängigkeit nicht das Gefühl derselben verloren (S. 272). Auch können wir nicht zugestehn, dafs wenn wir, wie Schl. es verlangt, das Gefühl als reine Empfänglichkeit fassen, dann eigentlich die beiden Momente des Abhängigkeitsfühls unterschiedslos zusammenfallen würden: denn reine Empfänglichkeit schliefst durchaus nicht alle Selbstthätigkeit, sondern nur diejenige aus, die das Empfangene, Gesetzte oder wie wir es bezeichnen wollen, anders fafst als es gegeben ist.

Digitized by Google

Den gegen Schleiermacher gerichteten Vorwurf, sein Begriff der Frömmigkeit mache den Menschen zum Thier, weist der Verf. als durchaus ungerecht gebührend zurück. „Allein," fügt er hinzu, „so sehr auch nach Schleiermacher's Ansicht nur der Mensch, das selbstbewufste denkende Subject, des Gefühls der unendlichen Abhängigkeit fähig sein soll (und wir fügen hinzu, fähig sein kann), so ist doch eben dies Menschliche, Geistige, Freie, *principiell* nicht begriffen." Hat aber auch Schleiermacher sich gerühmt, es principiell begriffen zu haben? Nur den vom Verf. ihm beigemessenen Grund des Nichtbegreifens würde er nicht zugestanden haben. Denn gehen wir weiter zurück, sagt der Verf., und fragen nach dem Wesen des Denkens und Wollens, so treffen wir zuletzt auf das der Indifferenz entsprechende quantitative Ueberwiegen des Idealen über das Reale, durch welches das freie Selbstbewufstsein nicht begriffen, sondern im Gegentheil zerstört wird (S. 276). Nun aber würde Schleiermacher weder einräumen, dafs seinem Begriffe der Indifferenz das blofs quantitative Ueberwiegen des Idealen über das Reale entspreche, noch dafs ein lediglich quantitatives Ueberwiegen Gefühl und Denken, Religion und Wissenschaft bestimme. — Indem dem Gefühle auch die Allgemeinheit des Denkens immanent ist, sagt der Verf. (S. 277), so kann durch die allmählige Zunahme dieser Allgemeinheit aus dem Gefühle das Denken entstehen; und indem umgekehrt auch im Denken schon das Individuelle liegt, so kann von ihm aus allmählig in das Gefühl übergegangen werden. — Allerdings ist Schleiermacher weit entfernt, die Brücke zwischen Denken und Gefühl abbrechen zu wollen, — ist ihm ja vielmehr das Gefühl das dem Denken und Wollen gemeinsam zu Grunde liegende; — aber auf blofse Zunahme und Abnahme des Allgemeinen und Individuellen führt er den Uebergang nicht zurück und läfst noch weniger das Individuelle und Allgemeine als zwei selbständige Principien gelten, welche aus eigner Energie im Menschen emportauchten. Vielmehr ist ihm das Subject das wirksame Princip, welches diese beiden gleich realen Formen des Seins selbstthätig zum Bewufstsein zu erheben vermag. Der lemmatische Fangschlufs, den der Verf. gegen Schleiermacher richtet, ist nicht nur mangelhaft, sofern er das eben hervorgehobene Glied unberücksichtigt läfst, sondern auch fehlerhaft in dem einen seiner Glieder. Dafs jenes Zulegen nicht von der Indifferenz geschehen könne, soll unmittelbar in ihrem Begriffe liegen; und daraus wird gefolgert, mit Uebergehung des dritten denkbaren Falls, dafs das Allgemeine und Individuelle als zwei selbständige Principien zu betrachten seien, welche aus eigner Energie im Menschen hervortauchten. In Schleiermacher's Begriff aber liegt keineswegs die Ohnmöglichkeit, das jedesmalige Uebergewicht des einen oder andern Factors als bedingt durch die Indifferenz zu setzen, da ihm Indifferenz nur der Ausdruck für die eine, und zwar für die negative Seite des Absoluten ist, und dieses positiv als lebendiger Grund aller Gegensätze gedacht werden soll.

Die ganze gegen das unbedingte Abhängigkeitsbewufstsein gerichtete Schlufsfolgerung wird schliefslich auf folgenden Punct, als entscheidende Hauptsache, zurückgeführt: „ein solch quantitatives Ueberwiegen giebt uns nie und nimmermehr den Begriff des Geistes, und somit auch weder den Begriff des Gefühls noch des Denkens" (S. 278). Wo und wie aber hat Schleiermacher den Begriff des Geistes, des Gefühls und Denkens auf das blofse quantitative Ueberwiegen zurückgeführt? Ueberall wo der Geist, wo Gefühl oder Denken zur Erscheinung gelangt, soll eins der Glieder der obersten Gegensätze überwiegend hervortreten; aber durch das Ueberwiegen weder Geist, noch Gefühl noch Denken zu Stande kommen, in jenem Uebergewichte Geist, Gefühl oder Denken nicht aufgehn.

Wir übergehen des Verf.'s Erörterungen über die verschiedenen Entwicklungsstufen des religiösen Bewufstseins und ihre verschiedenen Arten, über das eigenthümliche Wesen des Christenthums und das was er im dritten Hauptstück zur Erläuterung und Kritik der dogmatischen Bestimmungen über den Menschen, die Welt und Gott (S. 294—337) beibringt. Nur einige allgemeine Bemerkungen mögen zum Schlufs dieser vielleicht schon über das Mafs ausgedehnten Anzeige hier noch Raum finden.

(Der Beschlufs folgt).

Digitized by Google

№ 84.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1844.

Vorlesungen über Schleiermacher. Von Dr. Jul. Schaller.

(Schlufs.)

Zuerst müssen wir hervorheben, dafs der Verf. (S. 338—45) über Schleiermachers *christliche Ethik*, wenn auch nur kurz, doch mit voller Anerkennung des grofsen Reichthums von geistvollem anregendem Material, das sie enthalte, sich ausspricht. Dagegen vermissen wir ungern eine Analyse der noch vor der christlichen Sittenlehre erschienenen Vorlesungen über Aesthetik. Ferner vermissen wir eindringliche und umfassende Erörterungen über das Verhältnifs Schleiermachers zu den philosophischen Richtungen seiner Zeit; denn wie wenig dieselben in seinen Schriften und Vorlesungen polemisch berücksichtigt werden, theils war durch sie sein Standpunkt bedingt, theils kann er ohne Hervorhebung dieser Beziehungen nicht hinreichend verstanden und gewürdigt werden. Solche Erörterungen würden zugleich eine kritische Beleuchtung des Standpunktes und der Grundlage der Schleiermacherschen Lehre auf das passendste eingeleitet haben. Denn hätte der Verfasser auch schwerlich sich veranlafst gesehn, die Kritik von einem andern als dem Hegelschen Gesichtspunkte zu führen, — theils würde sie deutlicher und übersichtlicher hervorgetreten sein, wenn auf die Hauptpunkte des Streits concentrirt, nicht durch das ganze Buch zerstreut; theils würde er sich und seine Leser leichter überzeugt haben, dafs und warum Schleiermacher, ohne seine Grundüberzeugungen zu verläugnen, nicht unternehmen konnte, unmittelbar aus dem Absoluten die obersten Gegensätze und vermittelst ihrer mittelbar die realen Begriffe der verschiedenen Sphären des Wirklichen abzuleiten. Der scheinbare Widerspruch zwischen der zwiefachen mit gleicher Nothwendigkeit sich ihm aufdringenden Bestimmung des Absoluten als Indifferenz oder Negation aller Gegensätze und als letzten zureichenden Grund alles Gegensätzlichen, Bedingten, all und jeder bestimmten Einheit, all und jedes Wirklichen, — war Schleiermacher nicht verborgen geblieben. Auch konnte es seinem Scharfblicke nicht sich entziehn, wie das Bedürfnifs diesem scheinbaren Widerspruche zu entgehn und vermittelst der Gegensätze die Welt der Begriffe und Dinge aus dem Absoluten abzuleiten, veranlassen konnte, dasselbe als den Procefs des Negirens zu fassen, mithin die Negation als eine ihm inhaftende unveräufserliche Wesensbestimmung zu betrachten, und an die Stelle der unterschiedslosen Einheit, der reinen Gleichheit mit sich selber, eine in sich selber lebendig sich vermittelnde Einheit zu setzen. Ferner konnte es ihm nicht entgehen, dafs wenn man, gleichwie er selber, sich überzeugt hatte, das endliche Denken vermöge den Gedanken des Absoluten nicht wahrhaft zu erreichen, man, um dennoch aus dem Absoluten ableiten zu können, voraussetzen mufste, das Ich sei als unendliche Reflexion über sich selbst des unendlichen Denkens, der absoluten Vermittelung theilhaft und darum im Stande den unendlichen Procefs des Absoluten in sich zu erneuern. Er mufste endlich einsehn, dafs er, wenn er dennoch jener Selbstbewegung des Denkens sich entzog, zu den Zurückgebliebenen, auf halbem Wege Ermüdeten gezählt zu werden Gefahr lief. Dennoch hat er jenem mit grofser geistiger Energie geltend gemachten Strome der Selbstbewegung des unendlichen Denkens widerstanden und mufste ihm widerstehn, so lange man ihn nicht überzeugt hatte, dafs ein mit der Negation behaftetes Absolutes noch absolut bleibe, dafs wir unbedingter Selbstbewegung des Denkens in der That theilhaft seien und wie sie als solche ohne alle Voraussetzung einen Anfang gewinne, wie sie dann ferner, ohne alles irgendwie sonst Gegebene, rein aus und durch sich selber fortschreite, wie sie in diesem Fortschreiten entweder aller Normen und Regulative entbehren oder wie sie sie finden könne.

Digitized by Google

Ich schliefse diese Anzeige, wie ich sie begonnen habe, mit lebhafter und aufrichtiger Anerkennung des Talents, der Sorgfalt und der Unbefangenheit, mit der Herr Professor Schaller die Lehren Schleiermachers dargestellt hat und verkenne auch in seiner Kritik, obgleich ich ihr nicht beipflichten kann, keinesweges Geist und Scharfsinn, und — was obgleich mehr sagen will, — das redliche Streben, Verständigung auch mit Gegnern anzubahnen.

Chr. A. Brandis.

XLV.

Lucian Siemieński: Muzamerit, czyli Powieści przy świetle księżyca (M. oder Erzählungen bei Mondschein). Zwei Bändchen. Posen. 1843—44.

Der Wahlspruch des Verf.'s., einem beliebten Dichter seiner Nation entlehnt, lautet: „Was kann ich Besseres thun in den Tagen der Trübsal, auf diesem Kirchhof, als um die Gräber zu gehen, sie mit Blumen des Schmerzes und der Verehrung zu bestreuen, und, das erloschene Leben in Erzählungen wieder anfachend, die Vergangenheit in den Schofs der Zukunft überzugiefsen?"

Dieses Motto läfst uns Erzählungen von ernsthaftem und bedeutsamen Inhalt erwarten, an denen, um uns eines jetzt so modisch gewordenen und bis zum Ueberdrufs wiederholten Ausdrucks zu bedienen, die *blasirte* Gegenwart sich wieder erfrischen und verjüngen soll. Und wie könnte auch ein edler polnischer Schriftsteller unserer Tage, wenn ihm nicht durch äufsere Hemmnisse alle geistige Lebensluft entzogen ist, einem solchen Streben ganz entsagen? Es offenbart sich in den meisten der vorliegenden Novellen, aber weder in eintönig melancholischer Weise, noch mit Beimischung von Arroganz oder Grämlichkeit: der Dichter bewahrt eine Frische, eine innere Harmonie, die auch das Heitere und Launige nicht verschmäht, und den tiefer liegenden Schmerz oft kaum leise hindurchfühlen läfst. Er hält den Mitlebenden einen Spiegel ihrer vaterländischen Vergangenheit und Gegenwart vor, aber nicht, um wieder aus ihnen zu machen, was ihre Väter gewesen, sondern um sie an dem Guten und Tüchtigen erstarken zu lassen; denn sein Spiegel zeigt auch, und zwar in hellstem Lichte, die Ueberreste einer barbarischen Zeit, die noch nicht geheilten Erbschäden in der heutigen Gesellschaft.

Alle siebzehn „Erzählungen bei Mondschein", die uns hier geboten werden*), verkünden, selbst wo sie um weniger Bedeutendes, fast Geringfügiges, sich drehen, den Beruf des Verf.'s. zu diesem Litteraturzweige. Er besitzt nicht blofs die Gabe der anmuthigsten Einkleidung; er versteht es auch in ungewöhnlichem Grade, das Interesse rege zu erhalten und durch unvorhergesehene Lagen oder Wendungen zu überraschen. Seine Schilderungen sind oft bis in die feineren Züge gut ausgeführt, und zeugen von trefflicher Beobachtung des Lebens in höheren und niederen Kreisen. Wo ein anderes Land, als Polen, ihr Schauplatz ist, wie in dem „Hohlwege der Somo-Sierra", oder in der „Pilgerreise auf den St. Ottilien-Berg" (welche Letztere übrigens nur eine Phantasie über Oertlichkeiten zu nennen), da ist wenigstens ein Landsmann in den Vordergrund gestellt, oder ein heimathlicher Grundton vernehmlich; wo, wie in der Novelle: „Bernardin de St. Pierre in Polen", ein Ausländer der Held zu sein scheint, da steht ihm eine vaterländische Heldin gegenüber, die noch mehr für sich einzunehmen weifs. Das Verdienst ächter Nationalität scheinen uns vor Allen vier dieser *Powieści* zu haben: „die Müllerin", der „Berg der heiligen Bronislawa", das „Abenteuer des Reisenden", und die „Erzählungen auf Reisen". Mehrere andere, welche die meisten deutschen Leser vielleicht weit besser befriedigen würden, wie z. B. „das Reh" (*Sarneczka*), „die Todesstunde" (*Godzina śmierci*), der „heimathliche Ort" (*Mieysce rodzinne*), und vorzüglich „Was fesselte sie noch?" (*Co ją jeszcze wiązało?*) haben mehr von jener kosmopolitisch gewordenen Empfindsamkeit, worin unser westliches Europa den Ton angab.

Die „Müllerin" (*Młynarka*) ist ein schauerliches Nachtstück aus der Ukraine. Diese Erzählung hat mehr Dramatisches, aber auch mehr düstere Färbung,

---

*) Diese Bedeutung hat wirklich das hier etwas verstümmelte arabische Wort *muzamerit* (es ist *muzâmerât* zu schreiben), von welchem der Verf. in der Vorrede scherzend bemerkt, dafs es ihn vor dem Verdachte einer Verletzung litterarischen Eigenthums schützen werde, indem dieser weit eher entstehen kann, wenn man einen schon gangbaren Titel wählt.

Digitized by Google

als alle übrigen. Sie zeigt uns das Kosakenthum in seinen Todeszuckungen; auch Polen ist repräsentirt, aber dieses Mal in zwei ruchlosen Subjekten, von deren fauler Verderbtheit man sich gern abwendet. Die Zeit der Handlung ist das Jahr 1768, als kleine Häuflein Kosaken nach ihrer furchtbaren Niederlage im Lande umherzogen, um auf räuberischen Ueberfällen eine Rache zu nehmen, die ihnen in offenem Kampfe versagt war. Der Häuptling einer solcher Bande entführt bei nächtlicher Weile seine Geliebte, die in der Gewalt eines polnischen Müllers sich befand, und von den Nachstellungen ihres Herren viel zu erleiden hatte. Watażko, sonst gewohnt, in gestrecktem Galopp zu jagen, kommt dieses Mal langsam und zögernd heran, und verflucht das Tageslicht, dafs es säumet, der Finsternifs Platz zu machen. Vor der Mühle angelangt, harrt er, ob die Weise seines Liedes nicht aufnehmen werde eine wohlbekannte Stimme, ihm lieber als das Wiehern seines treuen Rosses, lieber als das Röcheln des unter seinem Messer verscheidenden Lachen (Polen), als Alles, was seine Seele liebt. Die Scene des Zusammentreffens, diesen gegenseitigen naiven Ergufs zweier frischen Naturen, möchten wir mit den eignen Wort des Erzählers wiedergeben. Die Kosaken verbrennen die Mühle, und ermorden den Müller, der eine volle Geldbörse an sich drückt; diese ist der Kaufpreis des Kosaken-Mädchens, von einem jungen Wüstling aus Warschau gezahlt, der als Fähndrich mit Husaren in die Ukraine gezogen ist. Am anderen Morgen gilt es einen Vernichtungskampf mit der Reiterschaar: die überlebenden Kosaken, darunter auch Watażko, werden geknebelt und zu schmähliger Hinrichtung abgeführt. Unterwegs ergreifen die Soldaten Tetiana, welche dem Wagenzug in stummer Verzweiflung nachgefolgt ist, nnd stürzen sie, vermeinend, dafs sie eine Hexe sei, von einer Brücke ins Wasser. Auffallender Weise wird der Geliebte und Befreier Tetiana's als ein bejahrter Mann dargestellt, der von sich selber sagt, dafs für ihn schon die Zeit gekommen sei, sein altes Haupt zur Ruhe niederzulegen, sein Pferd an den Pflug zu spannen und die junge, kräftigere Mannschaft in der Welt sich tummeln zu lassen. Sollte das grofse Mifsverhältnifs in den Jahren beider Liebenden den Reiz der Erzählung erhöhen, wie in Puschkin's „Masepa?"

In dem Abenteuer des Reisenden (Przygoda podrożnika) ist die Hauptperson der polnische Alterthumsforscher *Chodakowski*, welcher, nachdem er für sein Vaterland gekämpft, und eine Zeitlang russischer Gefangener gewesen, mit einem Geleitsbriefe des Kanzlers Romanzow alle Länder des ehemaligen Polens bereist, um alten Sagen und Denkmälern nachzuspüren. Er wandert in grober und schlichter Kleidung zu Fufse von Ort zu Ort, die Schlösser der reichen, verbildeten, für Volk und Heimath unempfindlichen Pane vermeidend, und kehrt nur in den Hütten des Landvolks ein, dessen gesunder Witz und offne Herzlichkeit sein Gemüth erwärmen, während sein Ohr ihren Liedern und Mährchen mit Entzücken lauscht. Ein verzärtelter junger Edelmann, den unser Wanderer vom Ertrinken gerettet, bewegt ihn mit Mühe, auf das Schlofs seiner Mutter zu kommen, wo die (meisterhaft gezeichnete) französirte Schalheit der Familie ihn dermafsen anwidert, dafs er sich vorsätzlich so barsch und eckig als nur möglich benimmt, und sehr bald mehr als frostig wieder entlassen wird. Grofser Lohn für die auf dem Herrenhof ausgestandene Unbehaglichkeit wird ihm in dem benachbarten Dorf, bei einem zufällig erkannten alten Waffengefährten, in dessen gemüthlichem Familienkreis es der harmlosen Scherze viele giebt, und eine Welt von Volksliedern, Mythen und Sagen vor dem patriotischen Alterthümler sich aufthut. Hier, unter dem verachteten und gedrückten Volke lebt die wahre Poesie der slawischen Welt, ganz unberührt von ausländischen Elementen; in den Hütten seiner Bauern hat Polen noch nicht sich überlebt. Diese wegen ihres Schmutzes und Elends fast sprüchwörtliche Classe ist eben sein gesunder Kern; sie allein verheifst ihm noch eine Zukunft nationaler Selbständigkeit, vielleicht sogar nationalen Ruhmes — nicht die entarteten Nachkommen seiner weiland gewaltigen Grundherren. — Die Spitze des *Abenteuers* Chodakowski's besteht übrigens darin, dafs die gnädige Panin des Schlosses am andern Morgen den Retter ihres Sohnes als vermeintlichen Schatzgräber festnehmen läfst. Natürlich verschafft ihm sein Geleitsbrief wieder die Freiheit.

Der „Berg der heiligen Bronislawa" beginnt mit einer schön erzählten Legende, an welche eine, in neuerer Zeit spielende, analoge Begebenheit geknüpft ist. Die Heilige sieht als Nonne eines Norbertinerklosters ihren verstorbenen Bruder, den Prior und Heidenbekehrer *Jacek*, von Engeln zum Himmel tragen. Alle ihre geistlichen Mitschwestern glauben an die Vision, obgleich sie keine Spur davon sehen; nur Eine spöttelt ungläubig, und zweifelt an dem gesunden Verstande der Seherin, wird aber, zur Strafe dafür, schon im nächsten Augenblick wahnsinnig. Auf dem Berge, an dessen Fufs das Kloster weiland gestanden, erhob sich nachmals der Grabhügel *Kościuszko's*. Junge Männer von der heutigen Generation pilgern dahin, um den Manen des Helden zu huldigen, und werden hier von der Verzückung eines alten Kriegers und ehemaligen Waffengefährten des Kościuszko hingerissen, der in schwungvollem Selbstgespräche den letzten Frei-

Digitized by Google

heitskampf beschreibt und die rasch über den Mond hinweggleitenden Wölkchen anruft, als wären es Geister der zum Sturm anrückenden Patrioten. Wie ein schneidender Mifston in diese Harmonie fallen die spöttischen, von dünkelhaftem Philisterthum eingegebenen Bemerkungen eines feisten Touristen, der sich unterdefs seine mitgebrachte Magenstärkung schmecken läfst, und Notizen über die ansteckende Wirkung des Wahnsinns auf jugendliche Gemüther in sein Tagebuch schreibt. Allein der dicke Herr hat das Schicksal jener ungläubigen Nonne; nach einiger Zeit findet man ihn selbst unter den Insassen eines Irrenhauses.

In den „Erzählungen auf der Reise" versetzt sich ein ausgewanderter Pole von der Strafsburg-Baseler Eisenbahn mit Heimweh nach seinem Podolien, der Zeit gedenkend, als er auf kothiger Landstrafse von schlechten Gäulen langsam gezogen ward, und für das Ungemach der Reise in den Erzählungen seines Kutschers reichen Ersatz fand. Diese Letzteren, recht geschickt am Faden der Reise aufgereiht, sind weniger ob ihres Inhalts, als wegen des ächten Volkstons, in dem sie vorgetragen sind, schätzenswerth. — Die Novelle: „Wie man vormals geliebt hat" (Jak to dawniey kochano) hält dem von modernen französischen Romanen erfüllten jungen Polen eine Liebe vor, wie sie, trotz des Titels, selbst in älterer Zeit nicht gar oft vorgekommen sein mufs, eine keusche, vernünftige, vom Gefühl der eignen Würde geleitete Zuneigung; und damit der Effekt noch gröfser werde, erscheint dieses Verhältnifs wie eine Oase mitten im Treiben eines üppigen polnischen Magnatenhofs, wo nur die Schwierigkeit der Aufgabe, noch mehr Abwechslung in die Genüsse zu bringen, dann und wann Sorgen und eine Art Lebensüberdrufs weckt. — Die nach Bernardin de St. Pierre betitelte Novelle erzählt ein Liebesverhältnifs des Verf.'s von „Paul und Virginie", dessen Frucht dieser Roman gewesen sein soll. Der edle junge Schwärmer wird von den utopisch philanthropischen Plänen seiner ersten geistigen Entwickelungsperiode nach Rufsland und dann nach Polen getrieben, welches Land ihm anfangs vor jedem anderen zu Verwirklichung seiner Projekte geeignet scheint. „Als er" — so sagt der Verf. — „zum diesseitigen Ufer der Düna gekommen war, und den Boden der Republik betreten hatte, für ihn so heilig, wie der seines Vaterlandes, da kannte seine Freude keine Gränzen mehr. Eine drückende Last war von seiner Seele gewälzt; er glaubte eine leichtere Luft zu athmen, ein lebendigeres Grün zu sehen. In den melancholischen Haiden Weifsrufslands begrüfste ihn der Frühling mit der ganzen Farbenpracht eines gemäfsigten Klimas. Nach vier Jahren zum ersten Mal sah er wieder schattige Eichen neben Birken und Nadelholz ihre Aeste ausstrecken; ein lauer Wind wehte ihm den Duft der Veilchen zu, und sein Auge erquickte sich am Anblick der goldenen Immortellen, die ihn an Frankreich erinnerten. Schwärmend in dieser ländlichen Natur, mit einem von Griechenland und Rom erfüllten Geiste, näherte er sich Warschau, überzeugt, in dieser alten Hauptstadt den Sitz antiker Heldentugend zu finden. Vergebens entzauberten die armseligen Dörfer und ihre vom Elend gebeugten Bewohner sein Auge — er wollte dies lieber dem Unglück häufiger Kriege und Ueberfälle Schuld geben, als einer schlecht verstandenen politischen Freiheit, deren Privilegien nur einer bestimmten Klasse zu Gute kamen. Wie grofs mufste die Verwunderung unseres Philosophen sein, als er statt jener strengen und rauhen Republikaner nur Parteien kennen lernte, die durch weibliche Intriguen geleitet wurden, mächtige Familien, umringt von Söldnerschaaren aus Ungarn, und mit gezücktem Säbel um die Krone werbend, auf die Jeder sich ein Recht anmafste!" — In Warschau lernt Bernardin eine an Schönheit, Geist und Herz ausgezeichnete junge Verwandte des Fürsten Radziwill kennen, die bald sein ganzes Wesen in solchem Grade fesselt, dafs alle seine Pläne in dem einen aufgehen, durch edle ritterliche Thaten ihrer würdig zu werden. Es bot sich bald dazu Gelegenheit, und zwar im Kampfe mit Oesterreich (1764); allein Bernardin gerieth durch Verrath in Gefangenschaft, und wurde nur unter der Bedingung, während des Interregnums nicht mehr das Schwerdt zu ziehen, freigelassen. Es knüpfte sich jezt ein immer innigeres Verhältnifs zwischen ihm und seiner Angebeteten, das aber Letztere zu seinem unaussprechlichen Schmerze endlich abbrach, weil die mächtige und stolze Familie der Fürstin in eine Verbindung Beider nie gewilligt haben würde. Bernardin mufste nach Frankreich zurück, und die Schwermuth über den hingeschwundenen seligen Traum gab seinem Dichtergeiste jene Richtung, die ihn unsterblich gemacht hat.

Herrn Siemieński's „Hohlweg der Somo-Sierra" würde, trotz einiger malerischen Gräuelscenen aus dem ewig denkwürdigen Kriege auf der pyrenäischen Halbinsel und trotz der meisterhaften Beschreibung jener wunderbaren Erstürmung, bei welcher die polnische Reiterei unter Napoleons Augen so herrlichen Ruhm ärndtete, bei uns nur geringes Glück machen, da eine Art von Legenden-Pragmatismus hineingewebt ist. Einen Tag vor dem Sturme ist der Erzähler, ein alter Officier, damals Wachtmeister, Zeuge davon gewesen, wie ein Haufe seiner eigenen Landsleute eine Kirche plünderte. Vergebens hat er die Frevler furchtbar apostrophirt und ihnen Unheil geweissagt. In der folgenden Nacht fordert ihn die heilige Jungfrau, deren Gunst er allbereits durch edelmüthigen Schutz einer Unschuld sich erworben, im Traume auf, den Appel zu verlesen und bei gewissen Namen Kreuze zu machen. Er merkt sich diese Namen: es waren die der Tempelschänder, und Alle fielen im Kampfe des anderen Tages (freilich auch noch viel Mehrere, die an dem Frevel keine Schuld hatten).

W. Schott.

Digitized by Google

№ 85.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1844.

XLVI.

Neue Sammlung deutscher Volkslieder mit ihren eigenthümlichen Melodien. Herausgegeben von Ludw. Erk, Lehrer der Musik am Königl. Seminar für Stadtschulen in Berlin. 4tes und 5tes Heft. 106 *Lieder enthaltend. Berlin, bei W. Logier* 1844.

Hr. Erk führt in diesem neuen Doppelhefte mit Fleifs und Sorgfalt die Sammlung deutscher Volksmelodien fort, welche er Anfangs zusammen mit W. Jrmer (Berlin 1838, Plahnsche Buchhandl.) in sechs Heften begann, aber von 1841 an in dreien allein fortsetzte. Seine Absicht ist, das vorhandene Volkslied in seinem weitesten Umfange, die ganze in den Mund des Volks übergegangene lyrische Masse als ein Denkmal unserer Gegenwart hinzustellen, indem er einer grofsen Veränderung im Zustande dieser Dinge entgegensehen zu dürfen glaubt. Es könnte dieser Sammlung an ihrer wünschenswerthen schnellen und grofsen Verbreitung eben das im Wege stehen, wonach sie als nach ihrem gröfsten Verdienst trachtet, die beabsichtigte Vollständigkeit und dadurch erzeugte Reichhaltigkeit. Denn dafs in der grofsen Masse das meiste der Mittelmäfsigkeit anheimfällt, versteht sich ja wohl, und dafs es unbequemer und uneinladender ist, sich selbst aus einem Sandhaufen erst einzelne Goldkörner zu Freude und Genufs hervorzusuchen, als dieselben sogleich herausgelesen überreicht zu bekommen, ebenfalls. Auf der anderen Seite aber stempelt diese beabsichtigte Vollständigkeit das Werk eben zu einem Nationaldenkmal der Gegenwart, so dafs das Publicum schon aus rein vaterländischem Interesse sich an der Förderung eines Unternehmens betheiligen sollte, welches die gründlichsten Forschungen in Beziehung auf den musikalischen Theil seines Volksgesangs einleitet, welches der Gegenwart ihre eigenen Schätze in einer möglichst gereinigten Gestalt bietet (der Herausgeber zog bei einzelnen Liedern manchmal zehn bis zwanzig verschiedene Aufzeichnungen aus den verschiedensten Gegenden unseres Vaterlandes zur Vergleichung), und welches aufserdem noch dazu dient, so viele Goldkörner eines auf vaterländischem Boden entsprossenen musikalischen Gefühls aus versteckten Winkeln in's helle Bewufstsein der Zeitbildung hinüberzuführen, wo sie als Anregungen productiver Geister anklingen und wiederhallen können. Längst haben die Schotten eine vollständige Sammlung ihrer Nationalmelodien veranstaltet, Rufsland und Schweden sind in ihre Fufstapfen gefolgt; wäre nicht der deutsche Volksgesang, welcher auf den Höhenpuncten seiner Schönheit den genannten drei ausländischen Arten nicht weicht, in Ansehung seiner Mannichfaltigkeit dieselben übertrifft, ebenfalls werth, dafs zu einem *vollständigen* Magazin alles Vorhandenen die Hoffnung würde? Wer in Beziehung auf das eben Behauptete noch einen Scrupel hegt, der bedenke zuerst die von muthiger Lebenskraft übersprudelnden Tyrolerweisen, er bedenke zweitens die süfsen und wie kein anderer Gesang der Erde zum innersten Herzen dringenden Melodien aus Schwaben und vom Rhein, er bedenke drittens, dafs unser in seinen Höhenpuncten so idealschöner Studentengesang sich gegen den Ton des Volksliedes gehalten durchaus nicht als ein exotisches Gewächs verhält, vielmehr nur selbst einen mit den übrigen Arten lebendig zusammenhangenden Hauptzweig darstellt, er bedenke viertens, dafs derselbe Fall ist mit vielen anderen ursprünglich nicht aus dem Volke stammenden, aber mit der Zeit von ihm angeeigneten Producten, die daher der Herausgeber auch eben sowohl, als den populärer gewordenen Theil des Studentenliedes seiner Sammlung einzuverleiben bestrebt ist: und er wird gewifs nach einem Ueberschlage des Ganzen gestehen müssen, dafs unser Volksgesang die Vergleichung mit den Erzeugnissen

Digitized by Google

anderer Völker, selbst mit denen des schottischen Hochlandes, nicht zu scheuen hat. Dabei tragen die deutschen Melodien nicht einen so einseitigen und ausschliefslichen Charakter, wie z. B. die schottischen, russischen, schwedischen, sondern weichen in mehrere sehr contrastirende Singarten auseinander, wodurch die Beschäftigung mit diesem ästhetischen Felde um so anziehender wird. In dieser Hinsicht kann die Erksche Sammlung schon in ihrer vorliegenden Gestalt sehr zur Orientirung dienen. Wir finden verschiedene Singarten auf verschiedene Landstrecken des Vaterlandes vertheilt. Wir finden in Tyrol und Oesterreich den rollenden und tanzenden Rhythmus des Walzers, in Nord-Deutschland den ernsten und schweren des Marsches vorherrschen. Dem nördlichen und südwestlichen Deutschland sind die zweistimmigen Waldhorn-Melodien (wie No. 25: Das Jagen, das ist ja mein Leben: und No. 100: Ach Mutter, liebe Mutter) gemeinsam, welche besonders am Rhein ihre schönste Ausbildung scheinen gefunden zu haben. Die Tyrolermelodie, wie auch die des österreichischen Traunkreises (No. 13, 16, 24, 47, 52, 58, 71 des vorliegenden Doppelhefts) hat das Eigenthümliche, dafs sie aus lauter aufgelöseten Accorden besteht, wobei das Jodeln mit benutzt wird um diesem in Tact und Metrum gebrachten blofsen Arpeggiren der Stimme mehr Umfang zu geben. Die rheinische Waldhornmelodie hingegen hat solchen Klang, dafs jeder Ton der Tonleiter seinen Begleitton dringend fordert nach der Art, wie zwei Hörner sich einfach in Terzen, abwechselnd mit Quinte und Sexte, zu begleiten pflegen. In diesen Hornweisen liegt die gröfste Tiefe unseres Volksgesanges, gegen deren wunderbare Sehnsucht und Schwermuth das tyrolische und österreichische Lied als oberflächlicher und tändelnder, der sonstige norddeutsche Typus aber als kalt, declamatorisch und hart absticht. Denn es vereinigt sich in diesen Hornweisen eben das, was auch im Hörnerklang überhaupt als dessen Charakter liegt, ein muthiges aufstrebendes Wesen, ein kühnes Wagen, verbunden mit dem Gefühl wehmuthvoller Klage und einer Sehnsucht, welche tiefe und unbestimmte Ahnungen weckt. Voll Lust und Sehnsucht sind auch die Texte zu diesen Melodien, wenn sie sich in diesen wehmüthigen Erzählungen ergehen, wie der nach Hause zurückkehrende Handwerksbursch seine Geliebte an einen Fremden vermählt findet, wie das Mädchen von Strafsburg vom Stadthauptmann vergebens ihren gefangenen Geliebten loszubitten sucht, oder wenn sie mit kurzen rührenden Betrachtungen religiöse Empfindungen mischen, wie in dem bekannten Liede vom Schnee, der auf der Coblenzer Brücke schmilzt, worin das Bild Gottes, welches hell und lachend aus dem blauen Aether herabscheint, mit dem Bilde der Geliebten, welches sich anknüpft an ihren überschwemmten Garten, in welchem über das Wasser die Baumkronen emporragen, in einen lieblichen Accord zusammenklingt. Das Rauschen der Wasser, das Marschiren der Soldaten und Handwerksburschen über Strafsen und Brücken schliefst sich als eine Lieblingsvorstellung an, das Wandern und Abschiednehmen, und als Abschiedszeichen an's schwarzbraune Mägdelein der goldene Ring, und als tragisches Instrument, wenn sich der Knoten nicht anders will lösen lassen, das Messerlein fein und spitz. Die zu solchen sehnsuchtsvollen Texten so überaus passenden Hornweisen müssen aber ganz dem Charakter dieses deutschen Lieblingsinstruments gemäfs für die Tiefe und Aechtheit ihres Gefühls, für das Erschütternde und Berauschende ihrer Modulation freilich mit einer gewissen Schwerfälligkeit bezahlen. Denn die herzbewegenden Horntöne quellen dick und armstark hervor, lassen sich nicht so fein variiren, nicht so schmiegsam in andere Tonarten umlenken, wie die Töne anderer Instrumente. Aehnlich sind auch die Empfindungen, für welche sie die passendsten Zeichen sind, wegen ihrer Tiefe am wenigsten in unserer Gewalt, wenn sie über uns kommen, sind nicht unser eigenes Gut, mit dem wir schalten und walten können, das wir ausgeben können wie eine Münze und wieder einnehmen, so oft wir wollen, sondern mit Uebergewalt, mit der Gewalt der Sehnsucht werden wir angefafst und aus unserem kleinen egoistischen Willen herausgeworfen. Gleich dem Horn ertragen diese Weisen weniger gern schnelle Tempi und rollende Passagen, gleich ihm kennen sie kein Ausweichen in eine andere Tonart, gleich ihm fordern sie beständig zum Duettiren auf, gleich ihm ruhen sie am liebsten auf den Tönen, welche den einfachen Dreiklang in Dur bilden, und dulden durchaus keinen Mollaccord, doch wenden sie mit grofser Vorliebe die Septime der Dominante an und auch ihre None, die letztere gerade als das empfindlichste Werkzeug einer Stimmung, die zwischen Wehmuth und Triumph auf und niederwogt. In der Mittheilung von dieser Art Melodien war sogleich das erste Heft der Sammlung von Erk und Jrmer recht freigebig. Dieses enthält schon viele der schönsten, wie No. 6: Es ritten drei Reiter; No. 7: So viel Stern' am Himmel stehen; No. 9: Morgenroth; No. 10: Kein Feuer, keine Kohle; No. 26: Es stehen drei Sterne am Himmel; No. 28: Ach Mutter, liebe Mutter; No. 36: Vögelein im Tannenwald. Es versteht sich dabei von selbst, dafs diese Art von Singweise auch auf der anderen Seite in das blofse muntere Jagdstück umarten kann, wie es vorkommt an genanntem Orte in No. 15: Fahret hin; No. 21: Wohlan die Zeit ist kommen; No. 46: Frisch auf zum fröhlichen Jagen. Man kann solche Melodien bei ihrem Vor-

Digitized by Google

trage noch durch Stimmenversetzung anmuthig variiren. Den Charakter eines solchen versetzten Hornduetts, wobei die Begleitstimme zur Melodie wurde, trägt die Königin aller deutschen Volksweisen in sich, nämlich die auch unter dem Namen des Mantelliedes bekannte: Es waren einmal drei Reiter gefangen (bei Erk und Irmer I, 51).

Am sparsamsten ist die Erksche Sammlung bisher in Mittheilung des tyrolischen Typus gewesen, nämlich in Vergleichung zu dem ungeheuren Reichthum desselben. Obgleich eine Vollständigkeit der Sammlung für diese Gattung wohl kaum erreichbar sein möchte, weil hier eigentlich nur wenige feststehende Grundformen bestehen mit beliebigen Variationen, deren jeder Tag ohne Ende neue gebiert, so wäre doch wünschenswerth, dafs in der Folge dieser Theil wenigstens etwas stärker hervorträte, zumal da diese Weisen bis zu dem Unbedeutenderen der Gattung herab, immer graciös und ansprechend sind, und auch im letzten Doppelheft besonders hervorglänzen (No. 5, 6, 13, 16, 21, 24, 47, 52, 58, 71). Im Gegentheil ist es Norddeuschland, in Beziehung auf welches des Sammlers Streben nach Vollständigkeit die reichsten Früchte getragen hat. Dies brachte schon sein Wohnort Berlin mit sich. Ob der Sammlung selbst dieser Umstand zunächst günstig gewesen is? Es könnte doch sein. Zwar ist die bei weitem gröfste Anzahl der ursprünglich norddeutschen Melodien flach und unbedeutend. Entweder hören sie sich als blofse Machwerke und Nothbehelfe an, die das Volk nicht um ihrer selbst, sondern blofs um der Texte willen sich aneignete, weil es ihm an Productivität zu eigenem Gesange gebrach (wie z. B. No. 9: Mien Vader heet Hans Vagelnest, aus der Ukermark; No. 14: Pierlala war ein einz'ger Sohn, aus Oldenburg; No. 38: Ach Wulne, ach Wulne, von der Insel Femern; No. 50: Mein guter Michel liebet mich, aus Brandenburg und Sachsen; No. 55: Unser alter Stabsverwalter, aus Norddeutschland; No. 64: De blinne Jost hadd' ene Deeren, aus Westphalen), oder es ist doch nur ein energischer Rhythmus, der uns durch seine frischen Schläge, welche zum Marschiren auffordern, vergeblich einen Ersatz für das mangelnde Herzvolle des südlicheren Gesangs zu bieten trachtet (wie z. B. in No. 23: Gestern Abend war Vetter Michel hier; No. 33: Zau doch Frau, aus dem Bergischen; No. 40: Unn wenn de Pott, aus Oldenburg; No. 69: Wer so ein faules Gretchen hat, aus Berlin. Dahin gehört auch als besonders ausgezeichnet im III. Heft von Erk No. 57: Ach Jungfer, ich will ihr was zu rathen geben, aus Brandenburg). Auf der anderen Seite aber gewinnt eben durch diesen Umstand der norddeutsche Charakter eine gewisse einer solchen Sammlung günstige Universalität, indem er, weniger productiv, als der Süden, desto begieriger ist, theils die Producte des Südens selbst, theils homogene Stücke aus der gebildeten Musik sich anzueignen. Die oben angeführten Hornmelodien des Südens haben sich fast alle mehr oder weniger im Norden akklimatisirt, und es ist vor allem der Norden von Deutschland, wo so viele gebildete Gesellschaftslieder aus dem vorigen Jahrhundert zu wahren Volksliedern geworden sind (wie z. B. bei Erk I, 4: Was frag' ich viel nach Geld und Gut, ged. von Miller, comp. von Neefe; I, 24: Es kann schon nicht Alles so bleiben, ged. von Kotzebue, comp. von Himmel; I, 26: Du Mädchen vom Lande, ged. von Gleim; II, 28: Helft, Leutchen, mir vom Wagen doch, comp. von Keller; IV. u. V, 50: Mein Herr Maler, muthmaafslich von Dunker). Das Ausgezeichnetste, was dieses letzte Doppelheft für den *schwäbischen* Typus bietet, ist No. 45 (Drunten im Unterland). Schwäbische Melodien von dieser Art haben Aehnlichkeit mit den tyrolischen an Süfsigkeit, nur dafs ihnen nicht der grofse Umfang von Tönen zu Gebote steht. Dafür aber sind sie noch herzlicher, weil einfacher, und es läfst sich nichts glückaussprechenderes denken, als dieses kleine Lied, dessen Text so ganz mit seiner Tonweise wie aus einem Gusse harmonirt, besonders in der letzten Strophe:

Aber da unten 'rum,
Da sind d' Leut' arm,
Aber so froh und frei,
Und in der Liebe treu;
Drum sind im Unterland
D' Herzen so warm.

Auf eine höchst sprechende Weise charakterisirt sich der *nördliche* Geist dem *südlichen* entgegen in No. 17 und 18. (Es ist mir Alles eins). Diese bekannte Weise hat der Herausgeber zweimal neben einander abgedruckt, einmal, wie sie in Wien, das andere Mal, wie sie in Norddeutschland gesungen wird, mit demselben Text und demselben Grundtonfall. Aber welch ein Unterschied in der feineren Modulation und dem dadurch hervorgebrachten declamatorischen Ausdruck! Während der Norddeutsche sich dabei mit erkünstelter und wenig sagender Resignation leichtsinnig in die Brust wirft als Bruder Sorgenfrei, singt im Wienerischen Munde neben der humoristischen Schelmerei noch ein lieblicher leiser Ueberzeugungston mit, der es uns zu Muthe sein läfst, als ob das Lied wohl am Ende in allem Ernst Recht haben könne, dafs der Unterschied von Reich und Arm kein so grofser sei, als er scheint. Kurz das Lied klingt in Norddeutschland blofs declamatorisch-burlesk, in Wien aber noch lyrisch dazu. Woher kommt das? So ist auch interessant zu bemerken, wie die schöne Hornmelodie No. 100. (Ach Mutter, liebe Mutter), obgleich sie durch ganz Deutschland gesungen wird, doch durch die ungeschickten Abwandlungen, die sie in Norddeutschland erfahren hat, indem sie in Eisleben (No. 101.) im 5ten und 6ten Tacte gewaltsam in eine andere sonst sehr beliebte und schöne, an diesem Orte aber überaus unpassende Modulation hinübergezogen wird, und indem sie der plattdeutsch Redende (auf S. 109) mit einem Hinauf- und Hinabschleifen der Töne höchst geschmacklos überlädt, deutlich zu verstehen giebt, dafs ihre Heimath südlichere Gegenden sein müssen, wohin auch ihr sanfter Charakter unmittelbar weiset. Der Bürger von Eisleben, wie der Plattdeutsche, singen diese Melodie offenbar, ohne sie zu verstehen. In Schweidnitz (zwischen Wittenberg, Torgau und Jüterbogk, No. 102.) würde sie gar nicht mehr

Digitized by Google

zu erkennen sein, wenn nicht die beiden letzten Tacte noch an's Ursprüngliche erinnerten. Im übrigen wurde sie vergessen, und an ihre Stelle ein sinnloses Gedudel substituirt. Ganz ergötzlich ist es auch, die Schlaflieder zu vergleichen, womit die verschiedenen Landschaften ihre Kinder einlullen, und welche hier durch die verschiedenen Hefte zerstreut vorkommen (z. B. aus Brandenburg I, 19; aus Köln I, 30; aus Bielefeld I, 53; aus Westphalen III, 8; aus der Wetterau IV u. V, 84). Nicht minder ergötzlich, durch den vollständigen Abdruck des Liedes vom Vetter Michel (No. 23.) zu sehen, dafs dieser berühmte Vetter ursprünglich gar nicht der Tölpel ist, zu welchem er mit der Zeit ungerechter Weise sprichwörtlich herabgesetzt worden. Er ist im Gegentheil hier der gewandte Mann, der Unterhalter der Gesellschaft, dessen Erscheinen sogleich die ganze Familie in frohe Bewegung bringt, der die Mädchen zu necken, den Vater zu erheitern und Alles durch die Gewandtheit seiner Zunge in ein erhöhetes Leben zu bringen versteht.

Dem war's das Pferd, dem war's der Hund,
Vetter Michel es mit Allem kunnt', u. s. f.

Höchst merkwürdig sind ferner in Norddeutschland die alten *Moll-Melodien,* von denen auch dieses Heft schöne Stücke enthält (nämlich No. 15, 31, 34, 60 und 77). Diese Molltöne scheinen sehr alt zu sein, wenigstens ist dieses gewifs von No. 31. (Allhe op dieser Keere, mündlich aus Schlebusch, unweit Burscheid und Köln) als einem mit einer alten Volkssitte zusammenhangenden Pfingstlied, und von No. 77. (Zu Maien, zu Maien, mündlich aus Kessenich und Poppelsdorf bei Bonn) nach der Angabe der Anmerkung, die auch noch dadurch lehrreich ist, dafs sie S. 83 als Parallele eine Choralmelodie vom Jahr 1578 auf einen ähnlichen Liedestext mittheilt, welche ebenfalls, wie so viele andere geistliche Singweisen jener Zeit, in Moll steht. Das Lied No. 15. (Hans Naber, ick hebb et ju togebracht, von der Insel Hiddensee bei Rügen) bildet auch der Localität nach den Uebergang zu ähnlichen skandinavischen Sangweisen. Sollte dieser Gesang in Molltönen, welcher einen so auffallenden Gegensatz bildet zu allen übrigen Arten des deutschen Volksgesangs, überhaupt in Norddeutschland der einzig ursprüngliche gewesen sein, der erst nach und nach durch die Durtöne des Südens verdrängt wurde, (welches sich durch fortgesetzte Forschungen noch sicher mufs entscheiden lassen): dann würde sich hierdurch eine merkwürdige musikalische Aehnlichkeit zwischen dem nördlichen Deutschland und den beiden Ländern herausstellen, wo dieser bei uns ganz im Sinken begriffene und sicher keine neuen Productionen erlebende Typus noch jetzt der lebendige und herrschende ist, nämlich Skandinavien und Rufsland. Zunächst geht aber diese Verwandtschaft auf Skandinavien, indem der dem Russen eigenthümliche rasche und tanzende, oft sogar wilde Rhythmus dem ruhigen und tiefen Skandinavier eben so fremd ist, als dem Norddeutschen, wo er die Reste seiner alten Molltöne singt. Aber wenn man vom Rhythmus absieht, so findet man, dafs sich die Modulationen dieser Völker sehr ähnlich sind, und dafs auch die deutschen Ueberreste durch mehrere hervorragende Eigenschaften, wie z. B. durch den raschen Wechsel des Moll mit seinem zugehörigen Dur (wie er stattfindet in dem Kölner Pfingstliede No 31., in dem Bonner Maienliede No. 77., ferner in No. 34.: Is dat nich der lütje Düker, vom nördlichen Harz; und aus den früheren Heften in I, 22: Wer singt im Walde u. s. f.), durch das Hervorklingen der phrygischen Tonart (wie bei No. 60.: Mein Schatz, ich hab' es erfahren, aus Schlesien, im 3ten und 4ten Tact, welche Melodie offenbar dieselbe ist mit der elsassischen: Ich steh' auf einem hohen Berg, bei Erk und Jrmer I, 42), und durch ein freilich seltneres Gehen in die untere Moll-Dominante (wie in dem Pfingstliede No. 31.) sich ganz dem schwedisch-finnisch-russischen Charakter anschliefsen. Von den aus Rufsland selbst übergepflanzten Singweisen (wie: Warum bist du denn so traurig; — Schöne Minka, ich mufs scheiden, u. dgl.) die wirklich urdeutschen zu sondern, müfste ein sorgfältiges Studium des russischen Nationalgesangs dienen.

Und so giebt überall und in mehrfachen Beziehungen diese Sammlung zu interessanten Vergleichungen und Beobachtungen Veranlassung, besonders weil der Herausgeber, je weiter er in seiner Arbeit vorschritt, desto mehr sich dem Geschäfte unterzog, nicht blofs zu sammeln, sondern auch nach dem Ursprunge der Lieder zu forschen, und die anspruchlose Liebhaberei (wie er sich in der Vorrede ausdrückt), womit das Werk begonnen wurde, in eine umständliche Arbeit umzuwandeln, um durch sie zu einer *historischen* Untersuchung über das Volkslied, besonders auch über den Zusammenhang zwischen dem heutigen und dem älteren Volksgesang, so weit wir denselben aus alten Choralbüchern kennen, fortzuschreiten. So erhält man auch nebenbei über manches Aufschlüsse, die man an diesem Orte nicht erwartet, z. B. über die allmählige Entstehung der zur Volksweise gewordenen Melodie von Reichardt No. 70. (Es steht ein Baum im Odenwald), über die Abstammung der Lieder No. 85. (Wie sie so sanft ruhn), No. 83. (Namen nennen dich nicht), No. 50. (Mein Herr Maler). Möge daher das Publicum diese Sammlung, welche grofsen Reichthum, mit Sorgfalt gepflegt, unter unscheinbarer bescheidener Form zu Tage fördert, durch seine Theilnahme unterstützen und aufmuntern. Das unscheinbare Gewand (enger Notendruck in Octav) für so köstlichen Schatz, welcher unter stattlicherer Form allerdings weit gewaltiger und lockender in's Auge leuchten würde, ist aber, sofern dadurch das Ganze leichter anschaffbar wird (wobei der Ballast, den man neben den Perlen unumgänglich in den Kauf zu nehmen hat, nicht zu sehr drücken kann), in diesem Falle ebenfalls lobend anzuerkennen.

C. Fortlage.

Digitized by Google

№ 86.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1844.

XLVII.

Charakteristik des Horaz. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte, von W. S. Teuffel. Leipzig, 1842; *bei Wigand.* 94 S. 8.

Es erregt kein günstiges Vorurtheil für ein wissenschaftliches, am wenigsten für ein geschichtliches Werk, wenn der Verf., „gereizt durch die Menge des Verschrobenen", welches über die horazischen Oden, namentlich durch „Hrn. Düntzer's und Monich's Feder zu Tage gefördert ist", wie Hr. T. hinzusetzt, die Darstellung eines bedeutenden, überdies noch vielfach verschieden beurtheilten Charakters unternimmt. Ebenso wenig erkennt man eine innere Berechtigung zum Beruf, wenn Verf. „ermuthigt durch anderweitige ähnliche Vorgänge" (wie die genannten?) „glaubte wohl einmal auch ein verständiges Wort über Horaz u. s. Oden insbesondere sprechen zu dürfen" p. 3. Da er indefs bemerkt, dafs er uns die Frucht einer Jahre hindurch fortgesetzten Beschäftigung mit seinem Dichter gebe u. s. Aufs. über H. (deutsche Jahrbb. Nov. 41. Nr. 106 flg.) die Anerkennung von achtbaren Gell. erfahren habe, so wollen wir uns bemühen, die Eingangsworte zu vergessen, und soweit es der oft wiederkehrende Ton der Gereiztheit gestattet, gern annehmen, dafs wirkliche Liebe und innerer Beruf zum Gegenstande des Verf.'s Forschungen beseelt habe.

Die Schrift ist nur ein Theil von einem Ganzen; sie will ein Beitrag zu einer „classischen Literaturgeschichte" (p. 9) sein. Dafs zu dem Zweck strenge Kritik erforderlich sei, spricht Verf. lebhafter aus, als er im Innersten davon durchdrungen zu sein scheint, wenn er „die Frische seiner Intuition nicht durch allzu vieles Positive verwischen" möchte und sich überzeugt hält, dafs seine Erörterungen im Ganzen mehr vermögen, als eine „Kritik des Einzelnen" (p. 7. 8.). In dergleichen gefährlichen Grundsätzen auf dem Gebiete wissenschaftlicher Forschungen scheint der Verf. durch Freundes Rath noch mehr bestärkt zu sein. Wenn er aber die Ansicht „vom Allgemeinen ins Besondere zu gehen" (p. 8 Anm.) für seinen Zweck, also für einen historisch-philologischen Versuch ernstlich gut heifsen mochte, so überrascht es, dafs er bei unbefangener Kritik nicht gefunden hat, wie dergleichen theils bequemer sei, theils eben dadurch der Selbstgefälligkeit trüglicher Raisonnements eine schrankenlose Rennbahn eröffnet werde. Weil Verf. von der unbegründeten Ansicht ausgeht, dafs für die horaz. Oden bereits „der apriorische Theil ausgeführt, der aposteriorische, welcher die Richtigkeit des Resultates durch eine ästhetische Kritik bewähren sollte, fast ganz fehlt", und weil er (leider) nicht darauf ausgegangen ist, seinen Dichter zu kritisiren (p. 12), so giebt er das Einzelne und Besondere Preis, ohne das Ganze und Allgemeine zu gewinnen oder festzustellen.

Hr. T. hat sich „nicht gesträubt bei Göthe und Hegel in die Schule zu gehen und nach ihnen seine ästhetischen Ansichten zu bilden". Dies wird niemand mifsbilligen, um so weniger, da die p. 14—21 beigebrachten Urtheile beider Männer über Horaz und röm. Poesie überhaupt sowie des Verf.'s, auch die Billigung anderer im Wesentlichen verdienen werden. Aber nicht unerwähnt lassen wir, dafs beide als Nicht-Philologen ihre Stimme abgeben, dafs sie nicht eine Charakteristik des Horaz, nicht einen Beitrag zu einer (classischen) Litteraturgeschichte liefern wollen, ja dafs Göthe's Ausspruch nur auf mündlicher Aeufserung, auf Ueberlieferung von einem anderen beruhe und die weiteste d. h. kaum eine Deutung zulasse. Solche Richterstimmen indefs ganz übersehen zu haben, wäre zu tadeln gewesen; wer aber ohne Kritik sie hört, erinnert daran, dafs ein schneidendes Schwerdt nur in der Hand eines geprüften Meisters gefahrlos sein und bedeutendere Resultate anbahnen könne. So bedauern

Digitized by Google

wir es, dafs Verf. im Uebergefühl seines Verdienstes, auch solcher Männer Schriften besucht zu haben, eine durchaus schräge, unzeitig polemische Stellung gegen die heutige Philologie angenommen hat. Aber in demselben Maafse, wie Hr. T. theils jener Wissenschaft theils dem gebildeten Laien ein nicht zu veräufserndes Vermächtnifs in seinen Bemühungen zu überliefern gewifs ist, werden dem ruhig Ueberlegenden unzweideutige Belege in die Hand gegeben, dafs kein Jünger der Philologie uns in die verschlossenen Gänge des Alterthums und zur Wissenschaft der Manifestation des menschlichen Geistes anders führen werde, als dadurch, dafs er immer von Neuem Form und Material prüfe, dafs er es nicht verschmähe oder gering achte, aus dem Kleinsten und Einzelsten erst das Ganze und Allgemeine sich zu construiren, und durch ein Spalten, wie man sagt, von Sylben und Buchstaben das innere Wesen eines alten Kunstwerks zu entziffern. Denn grade in der Form liegt eine Haupteigenschaft des classischen Alterthums. Durch sie ist ihm von der Natur selbst die Bestimmung angewiesen und der Stempel aufgedrückt, die Bildung künftiger Jahrtausende in sich zu tragen. Dringt man aber durch eine solche Selbstüberwindung im Erforschen des Formellen, scheinbar Kleinen, Kleinlichen und Aeufserlichen zur Anerkennung der ewigen griech. und röm. Vorbilder, dann dürfen uns neumodische Phrasen über eine Philologie, welche „alles Antike als solches für mustergültig halte, und jeden Tadel als eine Impietät nehme", nicht eben anfechten. Vielmehr werden wir im Bewufstsein, dafs eine gründliche Erkenntnifs des Wesens und der Eigenthümlichkeit des classischen Alterthums uns selbst erst die *Fähigkeit* verleihe, zu ihm uns zu erheben, bescheidener und mifstrauischer werden, gegen unsere oft zu leicht gewonnenen Resultate, und wie in anderem, auch hierin Göthe's Wort als wahr erkennen, dafs die Alten ewig eine Verzweiflung der Neuen bleiben werden.

Der Verf. erkennt, wo der Differenzpunct zwischen ihm und Ref. liegt. Die Kluft ist grofs, und sofern sie im Wesen und Princip uns trennet, bis auf Weiteres unausfüllbar. Eine Vermittelung der Art, wie sie in vorliegendem Werke angestrebt wird, zwischen dem Philologen vom Fach und dem wissenschaftlich Gebildeten überhaupt führt zu einer unglücklichen neutralen Mitte, womit jener sich wenig oder gar nicht gefördert sieht, dieser besonders der Kurzsichtige aus philologischer Werkstätte selbst sich allerlei Kernsprüche erborgen wird, auf Grund deren er nicht Scheu tragen mag, sich dünkelhaft hinauszuklügeln über einen in den Schriften, Kunstwerken und thatenreichen Bestrebungen der Alten ruhenden Geist, der in seiner Reinheit, Totalität und Harmonie auf dem Wege des Raisonnements nicht begriffen wird. Findet das Bemerkte schon in der Einleitung (p. 1—22.) aufser in den noch beizubringenden Belegen aus den besonderen Urtheilen über Horaz seine Begründung, so stellen wir doch zu unserer Rechtfertigung gleich hier voran, was p. 81 über die Chorgesänge der griech. Tragiker zu lesen ist: „Es wäre leicht, auf die Chorgesänge das Schwert der ästhetischen Kritik, das ihnen vielleicht bereits über dem Nacken hängt (Hegels Aesth. 3. 517.) fallen zu lassen; kein Unbefangener, niemand, der ohne den Schurz des Handwerks an sie herantritt und Geschmack hat, wird an dieser Phraseologie, diesem Klingklang von Worten ohne bedeutenden Sinn wahres Gefallen finden; und wenn man das nicht schon tausendmal gesagt hat, so hat dies seinen Grund nur in dem traditionellen Respect." Den hiernach eingeleiteten Gnadenact für die Chorgesänge erlassen wir Hrn. T. Behauptet doch schon jetzt kaum jenes *charta non erubescit* sein Recht. Dafs Ref. aber nach einem solchen *ex ungue leonem*, wonach er sich von dem unerfreulichen Dilemma eingeengt sieht, entweder auf gänzliche Unkenntnifs der Sache, oder auf einen Willen des Verf.'s zu schliefsen, der in einem dem Alterthum gebührenden Interesse zu Gerichte zu sitzen nicht eben gesonnen ist, Buch und Feder nicht bei Seite gelegt hat, mag Hr. T. hoch anschlagen, dafern ihm überhaupt mehr mit dieser Anzeige, als dem Ref. gedient sein sollte. Denn zu unserer Freude wenden wir uns nicht zur Betrachtung des Einzelnen, was wir über Horaz zu hören haben werden.

Sollen wir uns über die Charakteristik im Allgemeinen aussprechen, so hat der Verf. das Verdienst, die Urtheile und Untersuchungen über den Dichter und seine Werke hier und da berichtigt, von Uebertreibung zurückgerufen und in einzelnen wenigen Partien *vielleicht* hinausgeführt zu haben über die bisherigen Forschungen. Nachdem des Römers ursprüngliche Aufgabe in der Weltgeschichte mit Recht als eine poli-

Digitized by Google

tische und kriegerische, als eine zum Dichten und zu litterärischer Production weniger, als zum Handeln berufene entwickelt worden, und hiermit die frühe Erscheinung der ächt nationalen Satire in Verbindung gebracht ist, wird Horaz als Mensch und Dichter in Verhältnifs gestellt zu diesem römischen Geiste, doch zugleich auch auf die Einflüsse griechischer Gesittung und Sprache in der ersten Jugend hingewiesen. Treffend werden diese Momente zusammengestellt und richtig bemerkt, dafs in diesen Einflüssen für den Knaben kein Gegengewicht den römischen gegenüber erkannt werden könne. — Der ursprüngliche Römersinn wurde immer seltener. Dafs also die Erziehung des Knaben fast nur noch auf die *Erinnerung* an die Idee einer Weltherrschaft Roms zielt, liegt ebenso natürlich bedingt in dem Sinken des freien republikanischen Bürgergeistes, wie es hoch anzurechnen ist, dafs nur Jenes noch durch die erziehenden Einflüsse vermittelt wurde. Insofern politische wie moralische Zerwürfnisse die gemeinsamen Interessen zurückdrängten gegen Vereinzeltes, Persönliches, Individuelles, und jene Zustände schon länger als ein halbes Jahrhundert hindurch vor Horaz eingeleitet wurden durch die Erniedrigung des Volkes, so erkennen wir in der Tendenz, sein Ich aus dem Zeitstrome zu erheben, und in dem Anstreben einer einigen monarchischen Spitze, welche die Gesammtheit gesetzeskräftig verbinden sollte, einen durch die Natur selbst gebotenen Fortschritt und das siegreiche Hervortreten eines aristokratischen Principes unter so edelen Formen und Gestalten, wie es überhaupt dem Römer noch möglich war. Wieweit dies auf Horaz und seine erste Erziehung Bezug hat, sieht jeder Unbefangene. Hr. T. aber spricht sich über den Vater des Dichters so aus: „seine Betrachtungsweise war eine kammerdienerische, ... in dieser Erziehungsweise können wir nur das Einpflanzen eines unrömischen, des Freien unwürdigen Egoismus sehen, wodurch der Sohn auf einen absoluten, über die Substanz der Römerwelt sich erhebenden, aber für den ächten Römer philiströsen und engherzigen Standpunkt gestellt wurde, des positiven Gehaltes ermangelte, zwar ein Römer, aber ohne eigenthümlichen röm. Inhalt, ohne röm. Interessen, voll politischer Apathie blieb" u. dergl. p. 36 flg. Hieraus wird, wie es nicht anders sein kann, viel Unrichtiges für den Sohn gefolgert. Nach einer *solchen* Erziehung hatte dieser für den Verf. „so gut wie keinen Sinn für Standesehre" und als einem Erzegoisten „war es ihm gleichgültig, wo er safs, wenn er nur überhaupt safs" (p. 39); bald (p. 40) ist es aber politische Apathie, dafs er in Rom, dem Sitz seines Feindes und der Siegespartei sich niederläfst und Augustus gleichwohl ganz ignoriren kann. Auch hier wird ein Litterarhistoriker sich wohl besseren Rath von Horaz selbst, als aus dem *Beitrag* des Hrn. T. holen, da wir über die Stellung des Dichters zum Kaiser von der ersten Feindschaft, der späteren Kälte und Gleichgültigkeit bis zur allmähligen Annäherung von keinem sonst unterrichtet sind. Dafs aber je ein römischer Dichter offener über sich und wahrer gewesen als Horaz, wüfsten wir nicht. Je mehr seine Werke einem wohlgetroffenen Bildnifs vergleichbar sind, worin die Züge *jedes* Alters des Abgebildeten sich zurückspiegeln, um so gröfser die Pflicht des Biographen, sich über jene Quellen nicht hinwegzuphantasieren, mit unbefangener Gewissenhaftigkeit die Zeit ins Auge zu fassen, und Altes mit Neuem nicht zu vermischen. — Wie Hr. T. über den Dichterberuf des Horaz denkt, wird am besten durch die Worte eingeleitet, welche das erste Hervortreten bezeichnen: „inneren Beruf für irgend einen Zweig fühlte er nicht in sich, . . . er besann sich, welches Feld der Literatur am dankbarsten wäre, welches noch am wenigsten bebauet und daher einem Bearbeiter am meisten Lohn verheifse. Er sah sich um in der Literaturgeschichte und fand, dafs die Satire noch eines weiten Ausbaus fähig sei" p. 40. Wird so etwas aus Sat. I, 10, 46 flg. herausinterpretirt, ohne zu berücksichtigen, dafs der Dichter in Gegenüberstellung mit den anderen poetischen Tendenzen der Zeit seine eigene innerste Naturanlage und eine sichere Kenntnifs seiner selbst eben so sehr wie seines Jahrhunderts hierin kundgebe, so mag Hr. T. zusehen, dafs er sich nicht mit eigenen Waffen schlage. Denn wenn jenes nicht mit Absicht und wohl noch schlimmer den Dichter „kritisiren" heifst, dann wird nichts jenen Titel verdienen, zumal Horaz selbst uns mit aller Treue belehrt, *von wem* und *seit wann* er angeleitet worden sei, der Mit- und Nachwelt die Wahrheit in's Angesicht zu sagen, s. Sat. I, 4, 105 bis zu Ende. Aber was auch der Sohn bezeugen mag (l. c. u. Sat. I, 6, 65—99.), ein Vater, der *so* erziehen konnte nicht für *eine* Welt, sondern für viele, bleibt dem Verf. „ein unbetheiligter Zuschauer des gewalti-

Digitized by Google

gen Kampfes, der die damalige Welt unterwühlte." Aufserdem läfst Hr. T. hier (bei Sat. I, 10.), wie überall in seiner Charakteristik, die Chronologie des Gedichtes ganz aufser Acht, was abermals von „Frische der Intuition" und Ueberschätzung des „Allgemeinen" statt des „Besonderen und Positiven" mehr zeugt als von Kritik. Endlich scheint er mit sich selbst in Widerspruch zu kommen, wenn es p. 47 heifst; Horaz „fand an dieser Dichtgattung (der Sat.) so grofses Behagen, weil er sich so ganz selbst in derselben wiedergab;" und p. 63 „Horaz gebärdet sich in der Satire, als wäre er von Gott zum allgemeinen Sittenrichter berufen." — Von den Epoden weifs Hr. T., dafs Horaz sie dichtete, weil er „auch von dieser Seite sich glaubte verdient und bemerklich machen zu können" p. 41. Den Beweis bleibt er uns natürlich schuldig, und wir vergessen jenes um so lieber, als diese Dichtung späterhin so wie die frühesten Satiren, zu denen mit Recht I, 7. 2. 8 gezählt werden, aus der inneren Gemüthsstimmung des Dichters bald nach den Erfahrungen von Philippi entwickelt und treffend charakterisirt werden als ein Abdruck und Verhalten des eigenen Ichs zu anderen Persönlichkeiten. Nur hätte nicht auch dies wiederum die Erziehung des Vaters für den Verf. verschulden sollen, vielmehr mufste schon bei jenen frühesten Satiren nachgewiesen werden, wie eben in den Personen die Zustände des römischen Lebens und ganzer Zeitrichtungen repräsentirt werden, ja wie überhaupt für den Römer, dem Griechen grade entgegen, das Individuum in der Politik wie in der Litteratur die vornehmste Stelle einnahm. Allerdings wird dieser allgemeinere Standpunct eingeräumt in den „nach der Bekanntschaft mit Mäcenas entstandenen Satiren und in einigen wenigen Epoden" (p. 45. 46), dafs derselbe aber nicht schon bei jenen ersten Gedichten anerkannt, wie er unabweisbar darin vor Augen liegt, oder in seinem Unterschiede von den späteren ergründet wird, ist nicht minder zu rügen, wie diese vage von chronologischer Bestimmung sich lossagende Angabe „einiger weniger Epod." und der Sat., „welche nach dem Verkehr mit M. gedichtet." Der Leser bleibt hier um so mehr im Unklaren, als Verf. sich nirgends darüber äufsert, *wann* er die erste Begegnung beider Männer setze. — Ueber die Stellung des Horaz zu Mäcenas wird Gutes, obwohl nicht eben Neues bemerkt. Allzu neu, um es zu empfehlen, möchte sein: „Horaz *lernte* von Mäcenas den Humor, die Ironie;" gut wenigstens, obwohl jenes gradezu wieder aufhebend, der Zusatz: „es lag dies schon von Anfang in seinem Wesen, ... aber erst durch Mäcenas wurde er sich klar darüber," p. 43. s. auch das. Anm. 20. Zu weit geht Verf. wiederum, wenn er allein von dem Verkehr mit Mäcenas die Sicherheit im Benehmen des Horaz namentlich dem Augustus gegenüber und das Begreifen der absoluten Unentbehrlichkeit des Kaisers herleitet p. 44—46. Mag Mäcenas seinen Antheil daran gehabt haben: gewagt bleibt es und psychologisch schwerlich zu rechtfertigen, jenes in solcher Einseitigkeit aufzustellen und eines Virgil, Varius, Messalla Corvinus, Asinius Pollio, deren gleichzeitiger, zum Theil schon früher als vom Mäcenas geübter Einflufs auf Horaz chronologisch nachgewiesen werden kann, mit keinem Worte zu gedenken. Hieran schliefst sich etwas über des Dichters Stellung zu Augustus, wo Richtiges durch Verkehrtes zum Theil paralysirt wird. „Horaz liefs sich nicht als geduldiges Rofs an den Triumphwagen spannen, er fühlte das Blamirende einer solchen Unterordnung." „Aber er hat ja Augustus selbst auch als Gott besungen! Doch was will das heifsen? ... Ihm war längst schon der Glaube an die Götter der Volksreligion abhanden gekommen. *Die* Religion ... war ihm das blofse Mittel zu jedem beliebigen Zweck" u. s. w. Hätte es Hrn. T. beliebt, einerseits die bis zum Tode bewahrte Strenge und scharfberechnete Zurückhaltung des Horaz dem Kaiser gegenüber parteiloser zu erforschen, andrerseits (z. B. nach Buttmann's lehrreichen Winken, Mythol. I.) das Unbefriedigende, welches jedem Denkenden in dem herkömmlichen Polytheismus noch liegen mufste, tiefer zu ergründen, so würde er für einen künftigen Litterarhistoriker viel Gutes und Neues haben sagen können. Er würde grade hier gewissermaafsen auf der Spitze der Charakteristik weniger von der Oberfläche geschöpft und den Blick nach zwei Seiten hin gerichtet haben. Denn unmöglich durfte er in diesem Fall eine strengere Prüfung und Würdigung beider Charaktere, des Kaisers und des Dichters, ablehnen, um in dieser eigenthümlichen, diplomatisch berechneten Wechselwirkung einem jeden sein gutes Recht zu sichern.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 87.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1844.

Charakteristik des Horaz. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte, von W. S. Teuffel.

(Schlufs.)

Die Bemerkungen p. 47 fg. über die Horazischen Satiren enthalten in ihrer kurzen Allgemeinheit manches Treffende, theils über Horaz an sich, theils in Gegenüberstellung mit Juvenal und Persius; z. B. p. 49. „Mit einem Worte: Horaz hat zu viel Humor, um ein Satiriker in der Weise eines Juvenal zu sein; seine Satire ist auch hierin durch griechischen Geist wesentlich modificirt: sie ist eine lachende. Hieraus erklärt sich auch der eigenthümliche bittere Eindruck ... auf die Mitwelt; alles Predigen des Persius und Toben des Juvenal hörte die Zeit mit ungleich gröfserer Ruhe an" u. s. w. Wir hätten auch hier nur Specielleres und mehr Positives gewünscht, den weitläufigen Excurs aber (p. 50 flg.) über den Einflufs der Horazischen Dichtung auf's 18. Jahrhundert, die ersten Uebersetzer u. s. w. würden wir statt dessen gern entbehrt haben. — Auch das p. 55 flg. behandelte Thema über die philosophische Richtung des Horaz hätte mehr Ausführung verdient, obwohl aus Sat. und Epist. sein lebenslänglich bewahrter Aristippischer Standpunct im Besondern, in der Freundschaft, in seinen erotischen Verhältnissen, ja selbst in seiner dichterischen Tendenz (er wollte nur von wenigen gelesen werden; sich durch dramatische Versuche den Launen der Zuschauer nicht aussetzen;) nachgewiesen wird. Zu allgemein ist die Angabe, dafs er ursprünglich Epikureer, sich später von diesem Joche emancipirt und überhaupt keiner philosophischen Schule angehört habe. Eine strengere Prüfung dieses Eklekticismus, wo dann die unverkennbaren Einflüsse der stoischen Tugendlehre und der Epist. II, 2, 43 flg. gegebene Wink nicht unberücksichtigt hätten bleiben dürfen, würden für eine Charakteristik des Horaz nur förderlich gewesen sein. Wir zweifeln nicht, dafs dann manche aufgeführte Eigenschaften, wie „unbestreitbare Eitelkeit des Horaz." „Naturen wie Horaz die alles bekritteln;" „mufs nicht alles (in den erotischen Gedichten) zu seiner eigenen Verherrlichung dienen?" und dergleichen als höchst uncharakteristisch verworfen, und des Dichters Freude am Landleben, sein Unbehagen in Rom, sein Streben nach persönlicher Freiheit und wissenschaftlicher Mufse nicht aus dem durchgebildeten System seines Egoismus entwickelt sein würden. Ohne Widerrede aber hätte Hr. T. nach gründlicherer Behandlung des Philosophischen über die Religion und Götterverehrung des Dichters etwas behutsamer gerichtet.

Mit dem p. 61 flg. besprochenen Thema über den Unterschied zwischen Sat. und Epist. können wir uns im Wesentlichen einverstanden erklären. Das Eigenthümliche beider Gattungen wird gut von einander gesondert und namentlich in Rücksicht auf ihren Zusammenhang mit der Person des Dichters und seiner Charakterentwicklung betrachtet. Rechnen wir einige Auswüchse ab, z. B. „die Verdriefslichkeit des späteren Lebensalters," die wir in den Epist. nicht erkennen können, so bezeichnen wir diesen Abschnitt als lesenswerth. Ob Horaz jedoch als Epistolograph „der *unschuldige* Erfinder einer neuen Kunstgattung" mit Recht heifse, ob die Dichtung vielmehr aus dem Verhältnifs zu seinen Freunden, aus manchen verwandten Vorgängen, obwohl in jugendlicherer Form und Bildung, z. B. im 2. B. der Oden, vielleicht aus der wiederholten, nie unfruchtbaren Abwesenheit von Rom sich entwickeln lasse, mag unentschieden bleiben. — Hieran schliefst sich ein Abschnitt über die A. P. p. 65 flg. Wir nehmen das Gedicht für ein reindidaktisches, dazu für ein aus einer durch und durch Römischen Ansicht von Kunst und Poesie gewordenes. Ein solches Object würde, wie wir glauben, kein anderer Römer besser und geistreicher behandelt haben, als Horaz. Aber eben dies,

Digitized by Google

dafs er es sich erwählte, sagt Hr. T., beweist, dafs er „ein wirklicher Dichter im strengeren Sinn, ein *Dichtergenius*" nicht war. Wir lassen es dahingestellt, ob überhaupt nur selbst die trunkensten Freunde den Venusiner je zu einem *Dichtergenius* erhoben haben; bevor aber jenes Resultat ausgesprochen wurde, hätten wir mehr Vorbereitendes erwartet. Zuerst entbehren wir auch hier wie an anderen Stellen eine Erforschung der Entstehungszeit. Fehlen dafür historische Beweise, so mufste aus Gründen der Wahrscheinlichkeit gefolgert werden. Ohne Zweifel werden wir durch alle Argumente auf die Jahre kurz vor dem Tode des Dichters 744 oder 745 u. c. hingewiesen werden. Ich verstehe aber den Kritiker nicht, der aus jenem Gedichte den Dichterberuf des Horaz nachweisen will, ohne für sich wenigstens mit der Frage über die Chronologie so viel möglich in's Klare gekommen zu sein. Denn um anderes zu übergehen, wie sehr wird dadurch z. B. eine Beurtheilung der Vs. 301 flg. flg. bedingt. Zweitens vermissen wir eine kritische Prüfung aus dem Standpunct, wie das Gedicht etwa den *Pisonen* genehm sein mochte, und dann erst wie es unserem Verf. zusage. Eine solche Beachtung des *Zweckes* fehlt aber so sehr, dafs vielmehr jegliches der Art mit einem Fufstritt zurückgewiesen wird: „ich hasse alle solche Flucht in's Grenzenlose, nebelhafte Gebiet der Möglichkeit;" p. 66 Anm. 43. Ob dies Kritik sei, welche verheifsen ist, oder ein Streben „den Dichter zu kritisiren," mag der Verf. selbst sehen. Wie würde es gefallen, wenn jemand dem Sophokles den Dichterkranz schmälern wollte, weil er eine doch wohl reinpraktische, gegen Thespis und Chörilos gerichtete Schrift über den Chor geschrieben, und im Wesentlichen vielleicht nur einige von ihm eingeführte Neuerungen, theils in anderen scenischen Einrichtungen, theils in der Vermehrung der Choreuten beim Publicum vermitteln wollte? Warum will denn Hr. T. dem Horaz nicht wenigstens das zu Gute kommen lassen, was er der classischen Zeit des Alterthums so überwiegend zugestehen mufs, nämlich die Verfolgung eines praktischen Zweckes bei den geistigen Productionen? Endlich drittens aber weil Verf. urtheilt, bevor er nur irgend den Gesichtspunct des Dichters für sein Werk in's Auge zu fassen bemüht ist, so wählt er auch hier das Bequemere, „das Allgemeine," und zieht extreme Verschiedenheiten herbei, um den Horaz dafür büfsen zu lassen. Denn damit wird nichts erwiesen, weder über die A. P., noch über das mangelhafte Dichtervermögen ihres Verf.'s, dafs Platon „die geheimnifsvollen Acte des dichterischen Producirens so gut gekannt," dafs der „prosaische" Aristoteles als Vater der Aesthetik heraufbeschworen wird, dafs J. Paul und Schiller uns gewissermafsen bestätigen sollen, dem Dichter, der ästhetisire, „hänge ein gut Theil Prosa an;" u. dgl. mehr.

Ueber die Horazische Lyrik schliefslich, wie sie vom Hrn. T. p. 73 flg. beurtheilt wird, haben wir kaum ein Recht uns hier zu erklären. Aber wollten wir auch abrechnen, was der Verf. selbst nachträglich schon einräumt in seinem Schriftchen: *Horaz, eine literarhistorische Uebersicht*, 1843, dafs in der „Verwechslung von antiker und moderner Lyrik das Grundgebrechen" seiner hier ausgesprochenen Ansichten liege, so möchte gleichwohl eine Verständigung kaum möglich sein. Wir sind nämlich überzeugt, dafs jenes Grundgebrechen schon von einem viel früheren Gebrechen ausgehe, von der zur Oberflächlichkeit führenden Gewohnheit mit dem Allgemeinen zu beginnen und vom Positiven kaum einige Notiz zu nehmen. So steht der Verf. denn auch hier mit seinen Raisonnements über dem Stoffe und sieht darauf vielmehr aus einer fremden Welt herab, als dafs er sich in sein Thema versenken sollte, um von hier Resultate auszubeuten. Da er auf Einzelnes so gut wie nicht eingehend die Horazische Lyrik ein Product reiner Willkür (p. 76) nennt, „Gröfse des Römerreiches, Ruhm, Sieg, Vaterland, Manneskraft eine sehr untergeordnete Rolle" für ihn darin spielen, so ist es natürlich, dafs ihm die Hauptsache „ein sprachliches und formelles Verdienst" des Dichters bleibt. Wieweit dies jedoch reicht, hören wir p. 79: „so oft Horaz die Sprache gebildet und bereichert hat, so oft hat er sie übermäfsig geschraubt, und man kann sich schon aus diesem Grunde mit keinem rechten Behagen in diesen Dichtungen ergehen" .... „eine einfache Wörterversetzung wird zumeist die weit über das Gemeine erhaben scheinende Poesie in ganz gewöhnliche Prosa verwandeln." Hier nimmt Hr. T. sich die Mühe einen Beleg zu geben, nämlich jenes „fürchterliche *testis mearum sententiarum*" *ctt.*, bei welchen Stellen (nur jene eine, in ihrem Zusammenhang kaum verbürgte wird angeführt,) Horaz „aufathmete von seinen poetischen Daumenschrauben." Eben

Digitized by Google

so verwundbar ist der Abschnitt p. 84 über das Verhältnifs des Horaz zu seinen Griechischen Vorbildern. Das Resultat selbst aber, welches p. 89 flg. über die lyrische Poesie des Horaz zusammengefafst wird, bedarf nach des Verf.'s eigenem späteren Widerruf ohne Zweifel einer gänzlichen Umgestaltung. Schon aus diesem Grunde verlohnt es sich nicht dabei zu verweilen, selbst wenn es auch mehr als andere Theile der Arbeit, von dem Princip einer strengen und besonnenen Kritik im Einzelnen und Besonderen Zeugnifs ablegte.

Berlin, October 1844. Carl Passow.

XLVIII.

Examen critique des Historiens anciens de la Vie et du Règne d'Auguste, par A. E. Egger. Mémoire couronné en 1839 *par l'Académie des Inscriptions et Belles-Lettres. Paris.* 1844. 476 S.

Es giebt in der Geschichte eines Volkes vorzugsweise zwei Epochen, welche die Aufmerksamkeit des Forschers auf sich ziehen: die Epoche der höchsten Vollendung und Entfaltung, und die Epoche der Bildung eines neuen Lebens. Wir verweilen gerne bei dem Werdenden und bei dem Gewordenen, von dem Absterbenden, Hinwelkenden wenden wir den Blick hinweg. Das Zeitalter des Augustus vereinigt gewissermafsen jene beiden Charaktere, die einen Abschnitt der Geschichte besonders anziehend machen können. Römische Geistesbildung und Litteratur steht im Augustischen Zeitalter auf ihrem Gipfel; zugleich beginnt aber auch mit demselben ein neuer Zeitraum für Rom und die ganze gebildete Welt, der Zeitraum, in welchem an die Stelle des bewegten Schauspieles, wie der Zusammenstofs verschiedenartiger Nationalitäten und Persönlichkeiten es darbot, die Herrschaft eines Einzigen tritt, der Zeitraum, wo das öffentliche Leben dem Familienleben, grofsartige staatsmännische Thätigkeit der beschaulichen Gelehrsamkeit, in der Litteratur die geniale Production dem geschmackvollen Dilettantismus, die Beredsamkeit des Marktes der Declamation der Schule, die dramatischen Aufführungen vor dem ganzen Volke den Vorlesungen im eleganten Cirkel, in der Sinnesart die beschränkte Nationalität einer vorurtheilsfreien, cosmopolitischen Auffassung, im Handeln die alte, thatkräftige *virtus* einer neuen Tugend, der Entsagung und Resignation Platz macht, wo überhaupt von der antiken Welt nur noch die Laster übrig sind, daneben aber die Tugenden der modernen Gesellschaft zu keimen beginnen. Durch ein eigenthümliches Schicksal, das uns von allen Dingen gerade die Anfänge zu verhüllen scheint, ist uns der erste Abschnitt dieses Zeitraums, das Zeitalter August's, am wenigsten bekannt. Von den letzten Wirren der Republik geben uns Cicero's und Caesar's Schriften ein höchst lebensvolles Gemälde, die Caesaren nach Augustus liegen in Tacitus' meisterhafter Darstellung vor; aber jene interessante Epoche, die zwischen diesen beiden in der Mitte liegt, ist verwaist, da Tacitus sie nicht behandelt, und die Bücher des Livius, welche sie theilweise berührten, für uns verloren sind. Auch von den Neueren ist bis auf den heutigen Tag noch keine Geschichte des Augustischen Zeitalters, die in Wahrheit diesen Namen verdiente, geschrieben worden, obgleich im Einzelnen sehr Schätzbares geleistet ist, wie z. B. durch Weichert's treffliche Monographien. So war denn, wenn nicht jenes Werk selbst, doch eine umfassende kritische Vorarbeit für den künftigen Geschichtschreiber, sehr zeitgemäfs und sehr dankenswerth. Die Pariser Akademie der Inschriften hat das Verdienst diese Aufgabe gestellt oder vielmehr nach Sainte-Croix' Plan wieder aufgenommen, Hr. Egger das gröfsere die Aufgabe würdig gelöst zu haben.

Vorliegendes Buch reconstruirt, so viel als dies thunlich, und beurtheilt vom Standpunkte der historischen Kritik nicht die Geschichte des Augustischen Zeitalters, sondern die Geschichtsschreibung desselben durch das Alterthum hindurch bis zu dem Untergang der Wissenschaften. Der Verf. beginnt mit den Schriften des Mannes, von dem das Zeitalter nicht mit Unrecht den Namen erhalten, mit den Memoiren und Staatsschriften des Augustus selbst. Er stellt hierauf den Einflufs des Kaisers auf die gleichzeitige Literatur dar, und erörtert insbesondere den Punkt von der Freiheit der Schriftsteller, die von dem schlauen Herrscher auf doppelte Art unterdrückt wurde: zuerst indem er die Schriftsteller durch Güte zu gewinnen, und ihre Ansichten und ihren Willen selbst sich unterthan zu machen suchte, dann indem er das freie Wort

Digitized by Google

durch äufserliche Gewalt hemmte, durch Strafen gegen die Personen und gegen die Schriften. (Die Zahl der in Ungnade gefallenen Schriftsteller wird S. 71 durch den Bibliothekar Hyginus vermehrt; doch bedarf diese Vermuthung noch näherer Prüfung.) Jene geschickte, leutselige Tyrannei wirkte vielleicht verderblicher auf den Geist der Zeitgenossen, war jedenfalls ihrem Urheber nützlicher, als diese offene und rohe. Der Verf. giebt hierauf eine Uebersicht der prosaischen und poetischen Schriften unter den beiden ersten Imperatoren, wobei er nicht nur die der eigentlichen Historiker, sondern alle diejenigen berührt, die für die genauere Kenntnifs jener Zeiten einen Beitrag liefern oder liefern konnten. Diese Uebersicht ist sehr vollständig; so macht sie z. B. den Fabeldichter Surdinus bemerklich (p. 116, 152), den die Litteraturgeschichten bisher übersehen haben.

Für die später lebenden Geschichtschreiber ist es das Bestreben des Verf.'s, so weit dies heutzutage noch möglich ist, die Hülfsmittel hervorzusuchen, welche denselben zu Gebote standen, und daran ihre Wahrhaftigkeit, ihre Genauigkeit, was sie geleistet und was sie hätten leisten können, zu prüfen und zu ermessen. Hierzu kommt natürlich die Vergleichung der Schriftsteller untereinander; aber dies Mittel die Glaubwürdigkeit der Historiker zu bestimmen, hat man von jeher angewandt; jenes scheint mir neu, und, wenn schon bei der Mangelhaftigkeit unserer Kenntnisse nicht allzu ergiebig, doch interessant und nicht ohne Nutzen. Zu diesem Zwecke wird dem Capitel über die Historiker des ersten Jahrhunderts, die noch mit Zeitgenossen des Augustus verkehren konnten, ein Abschnitt vorausgeschickt, den der Verf. „die Tradition" überschrieben hat. Er stellt darin, theils aus Inschriften, theils aus anderen Quellen, ein Verzeichnifs von Personen aller Stände zusammen, die den späteren Generationen aus eigner Anschauung von den Zeiten August's erzählen, und so für den Historiker gleichsam lebende Monumente sein konnten. Diese Zusammenstellung hat dem Verf. unstreitig viele Mühe gemacht; ob es im Grunde so viele Mühe lohnte, möchten wir bezweifeln. Mit grofsem Rechte wird eine besondere Aufmerksamkeit den hauptsächlichsten Bewahrern der Tradition gewidmet, den beiden Seneca, dem Rhetor und dem Philosophen, deren ersterer ja, seit Niebuhr's Zeiten, in die Reihe der römischen Geschichtschreiber, und zwar, wie es scheint, der freimüthigsten und geradsinnigsten zu setzen ist, und von dem der Sohn manche interessante Notiz über die bedeutendsten Persönlichkeiten der Augustischen Zeit entlehnt haben mag. — Den Uebergang zu den Schriftstellern des 2ten Jahrhunderts bildet eine Uebersicht der Denkmäler, welche nach mannigfachen Feuerbrünsten, Ueberschwemmungen, absichtlichen Verfälschungen der Documente, zu den Zeiten Trajan's von dem Geschichtschreiber des Augustischen Zeitalters noch genutzt werden konnten. Wir machen besonders auf die Schicksale der verschiedenen Bibliotheken Roms aufmerksam, die in diesem Capitel (dem 6ten) mit Fleifs und Gründlichkeit erörtert sind. Das 8te Capitel handelt von Dio Cassius, das 9te von den Epitomatoren und insbesondere von P. Orosius. Als Anhang ist beigegeben: eine Abhandlung über die Reden bei den Historikern des Alterthums; eine umfassende Untersuchung über die Augustalen, als Beitrag zur Geschichte der römischen Municipal-Verfassung; endlich eine theilweise Restitution des *Index rerum gestarum* des Augustus, nach den griechischen und lateinischen Inschriften von Ancyra und Apollonia.

Um zuerst von dem zu reden, wonach man in Frankreich zuerst, in Deutschland zuletzt oder gar nicht fragt, so ist die Darstellung nicht nur sehr klar und wohlgeordnet, sondern auch angenehm und anziehend: ein Verdienst, das die Gründlichkeit der Forschung freilich nicht ersetzen kann, aber neben einem tüchtigen Gehalte doch wahrlich nicht zu verachten ist. Man folgt dem Verf. gern von Schriftsteller zu Schriftsteller, und von Jahrhundert zu Jahrhundert; und indem sich dem Leser nach und nach ein Bild des Augustischen Zeitalters zusammensetzt, ist es vielleicht noch interessanter zu beobachten, wie jede Zeit und jeder Schriftsteller sich selbst zeichnet, indem er die Zeichnung einer grofsen Epoche entwirft. Wir heben in dieser Beziehung besonders das IV. Cap. hervor, worin der Verf., nach Anleitung des älteren Seneca, ein höchst lebendiges Gemälde der *Declamation* in Rom zu den Zeiten August's und Tiber's gegeben hat.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 88.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1844.

Examen critique des Historiens anciens de la Vie et du Règne d'Auguste, par A. E. Egger.

(Schlufs.)

Die Hauptrücksicht, welche bei der Schätzung der Geschichtschreiber zu nehmen war, ist die der Zuverlässigkeit, der historischen Wahrheit, die bei ihnen zu finden ist. Die Abschnitte über Appian, Sueton und Dio Cassius sind hierüber besonders reichhaltig, und enthalten manche neue Berichtigung dieser Schriftsteller: so wird Wilmans Schrift: *de Fontibus Dionis Cassii* in vielen Punkten ergänzt. Im Ganzen jedoch will es uns scheinen, als ob der Hr. Verf. den alten Historikern einige Ungenauigkeiten zu hoch anrechne. In Bezug auf untergeordnete Facten sind Irrthümer, besonders chronologische, in gröfseren historischen Werken fast unvermeidlich, und man stellt unsere neueren Historiker unstreitig zu hoch, wenn man sie ganz davon frei glaubt. Jst in Johann v. Müller, in Hume, in Robertson in dieser Beziehung nirgends etwas zu verbessern? Und würde es recht und billig sein, wegen einiger Versehen die Glaubwürdigkeit dieser Geschichtschreiber im Allgemeinen anzufechten? Am wenigsten kann Hr. Egger den Alten die Reden verzeihen, womit sie ihre Werke ausschmückten: er verdammt sie geradezu als lügenhafte, wenn auch zuweilen ansprechende, Beiwerke. Referent kann nicht umhin, dies Urtheil allzu hart zu finden. Wie trocken, wie dürftig würden unsere Geschichtswerke ausfallen, wenn nichts als baare Wahrheit darin enthalten sein sollte! Streng genommen kann ja gar keine Erzählung der Handlung vollkommen entsprechend sein; denn die Sprache, indem sie abkürzt, ändert nothwendig an der Wirklichkeit. Und nun gar die Beweggründe der historischen Personen. Es ist unmöglich, eine vollständige, mathematische Sicherheit darüber zu erhalten; in den meisten Fällen ist der Historiker genöthigt, sie durch Scharfsinn zu errathen, durch Phantasie zu einem Ganzen zu verbinden. Kein Historiker hat sich aber darum versagt, und keiner wird sich jemals versagen, diese Beweggründe nach bester Einsicht zu erörtern, ja sie auf dieselbe Weise und mit derselben Bestimmtheit des Ausdrucks zu erzählen, wie die eigentlichen, handgreiflicheren Facten. Der Verständige weifs doch, woran er sich zu halten, und welchen Grad von Gewifsheit er diesen Auseinandersetzungen beizumessen hat. Nicht anders ist es mit den Reden der Alten; sie unterscheiden sich nur in der Form, nicht im Wesen, von den ausführlich motivirten Erzählungen der Neuern. Auch ist niemals irgend ein Leser, wenigstens im Alterthum, durch die Reden betrogen worden: denn sie wurden nie für etwas Anderes gegeben oder gehalten als sie sind. Am wenigsten verdient wohl Sallust den Vorwurf, der ihm S. 349 gemacht wird, dafs er seine „glücklichen Verfälschungen für getreue Abschriften" ausgebe. Die Rede des Memmius (Jug. 30) wird freilich mit den Worten eingeleitet: *decere existumavi unam ex tam multis orationem perscribere;* aber man darf nicht übersehen, dafs der Schriftsteller hinzufügt: *ac potissimum ea dicam, quae in concione post reditum Bestiae hujuscemodi verbis disseruit.* Offenbar ahmt Sallust hier, wie immer, die Gewissenhaftigkeit seines Meisters Thucydides nach, das lateinische: *hujuscemodi* entspricht dem griechischen: τοιάδε, der stehenden Formel um anzudeuten, dafs nicht gerade so, aber doch in diesem Sinne gesprochen worden. Wir können daher dem Hrn. Verf. nicht beistimmen, wenn er es nicht unwahrscheinlich findet, dafs uns in der Berathung über die Genossen des Catilina die wirkliche Rede des Caesar erhalten sei: die vorausgeschickten Worte: *hujuscemodi verba locutus est,* widerlegen diese Vermuthung. Ganz anders drückt sich, ebenfalls nach dem Vorgange des Thucydides, Sallust aus, wenn er

Digitized by Google

die Worte selbst giebt, z. B. Catil. 35, 44: denn wenn auch an dieser letztern Stelle, in dem Briefe des Lentulus, ein Sätzchen anders geformt ist, als bei Cicero (In Catil. III. 5), so ist dieser Unterschied wahrlich so unbedeutend, dafs er gegen die Genauigkeit des Geschichtschreibers nicht hätte angeführt werden sollen. Cicero's Reden giebt Sallust nicht, weil sie von dem Redner selbst veröffentlicht worden (Cat. 31); aber man täuscht sich, wenn man glaubt, dafs diese den wirklich gehaltenen viel näher kommen, als die von dem Historiker überlieferten. Die Redner haben ja grofsentheils erst nach dem Sprechen geschrieben, und immer viel nachgebessert und geändert. Dies dünkt mich die beste Rechtfertigung für das künstlerische Verfahren der alten Geschichtschreiber; der geschmacklose und lügenhafte Mifsbrauch desselben soll freilich nicht in Schutz genommen werden, aber in den Schranken und mit der Gewissenhaftigkeit, wie es Thucydides und Sallust handhabten, möchte es sogar dem modernen Historiker in gewissen Fällen zu empfehlen sein.

Zwei historische Untersuchungen über römische Verwaltung scheinen uns vorzüglich gelungen und einer besonderen Aufmerksamkeit würdig: die eine knüpft sich an die Staatsschriften des Augustus (S. 29 flg.), die andere betrifft die Augustalen (S. 357 flg.). Der Verf. nimmt, mit vieler Wahrscheinlichkeit, aufser den beiden bekannten Veröffentlichungen eines *Rationarium* oder *Breviarium imperii* (in den Jahren 730 und 766), noch eine dritte, in der Mitte liegende an. Die erste dieser statistischen Arbeiten wird mit dem städtischen Census des Jahres 725, und ähnlichen Operationen in den Provinzen, wie sie für Gallien (726) und Spanien (727) bezeugt sind, und wie sie durch den, auf die erste Schliefsung des Janustempels folgenden, Frieden begünstigt werden mufsten, in einen einleuchtenden Zusammenhang gebracht. In die Jahre nach dem zweiten städtischen Census (745) und der ungefähr gleichzeitigen dritten Schliefsung des Janus, setzt Hr. Egger umfassende statistische Arbeiten über den ganzen Umfang des römischen Reiches hin, eine allgemeine Zählung und Cataster-Aufnahme in den Provinzen, die von Niebuhr bezweifelt worden, aber nach den hier beigebrachten, sich gegenseitig erläuternden und bestätigenden, Zeugnissen einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit erhält. Da die geographischen Vermessungen der schon von Julius Caesar bestellten griechischen Geometer um 756 beendigt worden, und in demselben Jahre ein aufserordentlicher Census über Italien bezeugt wird, so läfst sich die zweite Veröffentlichung des *Breviarium* in das Jahr 757 setzen. Die dritte endlich schliefst sich an den im Jahre 766 abgehaltenen städtischen Census: dafs sie so rasch auf denselben folgt, darf uns nicht Wunder nehmen, da jene ungeheueren geographischen und statistischen Vorarbeiten einmal gemacht waren und so schnell nicht erneut zu werden brauchten. So wäre der Ausdruck des Sueton (Calig. 16) gerechtfertigt, Augustus habe die *rationes imperii* bekannt zu machen gepflegt. Wir verweisen wegen des Näheren auf das Buch selbst; nur über einen Punkt hegen wir noch Zweifel. Hr. Egger nimmt aufser den *Mandata de funere*, dem *Index rerum gestarum* und dem *Breviarium*, auf die Autorität des Dio Cassius, die weder von Tacitus noch von Sueton bestätigt wird, noch eine vierte Schrift an, die von August hinterlassen und nach seinem Tode im Senat verlesen worden. Diese Schrift hätte, unter anderen Vorschriften an Tiberius und an das römische Volk, auch die berühmte über die Gränzen des Reiches, und die, von Vellejus (II. 124) erwähnte *ordinatio comitiorum* umfafst. Allein jener Rath schliefst sich sehr natürlich (wie auch Tacitus I. 11 es darstellt) an die Uebersicht der Provinzen im *Breviarium*; und eine Liste der designirten Candidaten wurde unstreitig jedes Jahr von Augustus aufgesetzt und fand sich also einzeln unter seinen Papieren.

Die Abhandlung über die Augustalen ist ein schöner Beitrag zu der Geschichte der römischen Municipalverfassung. Der Verfasser zeigt, wie Augustus, seiner Politik getreu, eine Menge neuer Aemter und Aemtchen zu errichten, um die Eitelkeit recht vieler Menschen zu nähren und für die verlorene Freiheit einigermafsen zu entschädigen, in den *magistri vicorum* eine Corporation in's Leben rief, welche ein Personal von 2,162 Beamten, grofsentheils aus den untern Klassen der Gesellschaft, umfafste. Er entwickelt, auf die Zeugnisse der Schriftsteller und vorzüglich die Vergleichung einer ungemein grofsen Zahl von Inschriften gestützt, den doppelten, bürgerlichen und religiösen, Charakter dieser Corporation, ihren Zusammenhang mit den Löschanstalten und mit dem wieder-

Digitized by Google

hergestellten Dienst der Laren, denen die Gottheit des Imperators beigesellt wurde (daher aufserhalb Roms bräuchliche Namen: Augustalen). In Italien und den lateinisch redenden Provinzen (denn in den östlichen Theil des Reiches, wo griechische Religionsgebräuche herrschten, fanden sie keinen Eingang) gewannen diese Collegien gröfsere Bedeutung; sie bildeten, wie in Rom die Ritter, einen Mittelstand zwischen dem Volke und dem Adel der Decurionen; sie genossen gewisse Ehrenrechte, hatten aber dafür auch bedeutende Lasten zu tragen. Ihre erste Einrichtung, mindestens in Rom, datirt vom Jahre 747, im 4ten Jahrhundert verschwinden sie gänzlich, wie es scheint wegen ihres religiösen Charakters, den die christlichen Kaiser nicht dulden konnten. Wir können auf die vielen interessanten Einzelheiten der ausgezeichneten Abhandlung hier nicht eingehen; doch erlauben wir uns ein Versehen zu berichtigen, das uns S. 360 aufgefallen. Der Hr. Verf. findet einen Widerspruch zwischen den Angaben Sueton's (Aug. 30) und Dio's (55, 8). Die Schwierigkeit löst sich einfach, wenn man in der Stelle des Dio Cassius: καίτοι καὶ ἐκείνων καὶ τῶν δημάρχων etc., das Pronomen ἐκείνων nicht auf die Quartiermeister, sondern, wie der Zusammenhang es verlangt, auf die Aedilen bezieht. Möge Hr. Egger in den römischen Inschriften, bei deren Herausgabe er thätig ist, Stoff zu mehreren so interessanten Monographien finden. Wir empfehlen sowohl diese Abhandlung als das Buch überhaupt der Aufmerksamkeit der deutschen Gelehrten, die mit Vergnügen darin bemerken werden, dafs man in Frankreich immer mehr und mehr die Forschungen jenseit des Rheines sowohl kennen, als schätzen und gebührend anzuerkennen lernt. Heinr. Weil.

XLIX.

C. Lucilius und die römische Satura. Ein Beitrag zur römischen Litteraturgeschichte von Franz Dorotheus Gerlach. Basel, 1844. 23 S. 4.

Seit der Herausgabe seiner historischen Studien (Basel 1841) hat Hr. Prof. Gerlach wiederum eine Anzahl kleinerer, abgeschlossener Untersuchungen auf dem Gebiete der politischen und litterarischen Geschichte Roms vollendet, die uns hoffen lassen, dafs wir in nicht allzuferner Zeit eine zweite Sammlung ähnlicher schätzbarer Aufsätze von ihm zu erwarten haben. Die geistreiche Weise, in der sie das Einzelne mit dem Allgemeinen verknüpfen und seine Bedeutung in dem lebendigen Zusammenhange mit der Gesammtentwicklung aufzeigen, so wie die vortreffliche Darstellung sichern ihnen, auch wo sie nicht überraschend neue Resultate bringen, Werth und Reiz. Es gehören dahin die Abhandlungen über die römische Censur (1842), über die Gracchen (1843), der kürzlich in der Dresdener Versammlung vorgetragene Aufsatz über Scipio Aemilianus, endlich das vorliegende Schriftchen über Lucilius und die römische Satura. Doppelt willkommen aber heifsen wir dasselbe, weil es sich als Vorläufer einer demnächst erscheinenden Ausgabe der Fragmente des Lucilius ankündigt. Denn Varges scheint das Unternehmen aufgegeben zu haben, und was Hr. Dr. Becker, der in seinem Aufsatze in der Zeitschrift für Alterthumswissenschaft 1843 nr. 30 fgg. eine genaue Bekanntschaft mit den einschlägigen Problemen gezeigt hatte, von specielleren Vorstudien in Baurs und Kehreins Gymnasialblättern I. 1. (Mainz 1844. 8.) in den Aufsätzen über die Zusammensetzung des römischen Senates, insbesondere über die pedarii, und über C. Titius neuerlich mitgetheilt, hat wenigstens bei Ref. den Zweifel erregt, ob derselbe der Ausführung einer solchen Aufgabe im Einzelnen für die nächste Zukunft gewachsen sei.

Erst in seiner Ausgabe verspricht Hr. Prof. Gerlach die Erörterung über die Oekonomie der Werke des Lucilius, über die Eintheilung der Bücher, über den Inhalt und die Anordnung der einzelnen Theile, die in letzter Zeit so vielfach (aufser den von Hrn. Gerlach S. 23 angezeigten Schriften noch in Schoenbeck quaestionum Lucilianarum particula, Halle 1841. 8.) ist verhandelt worden. Die jetzt dargebotene Abhandlung soll nur die Stellung des Lucilius, die derselbe in der Entwickelung der römischen Litteratur einnimmt, im Allgemeinen bezeichnen.

Es wird dabei von der nie unterbrochenen Einwirkung hellenischer Gesittung und Wissenschaft auf das römische Leben ausgegangen, welche auch für die ältesten Zeiten durch die Menge der darauf führenden Sagen und Thatsachen sich nicht mehr wird in Abrede stellen lassen, wenn auch die Kritik einzelne der-

Digitized by Google

selben zu erschüttern vermag. Für die Litteratur im eigentlichen Sinne zeigt dieser Einfluſs sich zuerst in den von Liuius Andronicus nach griechischen Mustern bearbeiteten Bühnenstücken, die gewöhnlich als der Anfangspunct römischer Litteratur von Alters her bezeichnet zu werden pflegen. Trotzdem aber haben bis dahin Wissenschaft und Kunst nicht gänzlich gefehlt, wie S. 6 gezeigt wird: „aber sie erscheinen wie im Jugendalter aller Völker nur in der Verehrung der Götter, bei den öffentlichen Festen und im Dienste des Staates." Geben wir diese Behauptung auch im Allgemeinen zu, so nimmt es uns doch Wunder, weder hier, noch S. 9, wo Hr. G. von den Anfängen der Prosa spricht, einer Erscheinung gedacht zu sehen, die in jedem Betrachte für die Entwicklung der römischen Litteratur von Bedeutung ist und als ihr eigentlicher Anfangspunct muſs betrachtet werden: ich meine den Appius Claudius Caecus, Consul in den Jahren 447 und 458 der Stadt. Schon Niebuhr röm. Gesch. III. S. 366 fg. (vgl. jetzt auch IV. S. 41 der deutschen Uebersetzung) hat ihn in dieser Bedeutung erkannt. Ich verweise hier auſser dem de Cinciis p. 61 sq. Beigebrachten auf Saals Darstellung in dem Programm des katholischen Gymnasiums zu Cöln von 1842 de Appio Claudio Caeco S. 22 fgg. (s. auch Zimmern Geschichte des röm. Privatrechts I. S. 266 fg. Schütte de Cn. Naeuio poeta p. 45 sq. 52. Ellendt in den Prolegomenen zum Brutus p. 10 sq. der neuen Ausgabe). Auſser den Sententiae, einem gnomischen Lehrgedichte nach Art der Pythagoreer, wie es scheint, stellt seine Rede gegen Pyrrhus, die freilich an älteren laudationes funebres nach der Bemerkung Mercklins in diesen Blättern 1843. II. nr. 38. S. 399 schon einen gewissen Vorgang hatte, den ersten Aufschwung römischer Beredsamkeit dar, während er als juristischer Schriftsteller von Pompon. l. 2 § 7. 36. D. de O. I. genannt wird und sonach mit Recht als der erste Bildner römischer Prosa bei Isidorus Origg. I. 37. 2. Um so wichtiger aber ist er, weil diejenigen, die sonst als Führer prosaischer Darstellung unter den Römern genannt werden, Fabius und Cincius, in ihren Geschichtswerken der hellenischen Sprache sich bedienten und wir in Appius nunmehr die groſsartige Erscheinung des Cato vorgebildet sehen, der sonst einen fast unvermittelten Standpunct einnehmen würde.

Als aber die Römer nach Unterjochung Italiens, „in dessen südlicher Hälfte ihnen überall der Abglanz des hellenischen Geistes entgegentrat", „aus dem engen Kreise italischer Verhältnisse herausgetreten waren, und sich als Glied der groſsen Völkerkette fühlten, welche die geistigen Güter der Nationen zu schirmen berufen sind, trat auch für Kunst und Wissenschaft ein anderes Verhältniſs ein. Hellenische Sprache und Litteratur konnte jetzt von dem Kreise römischer Bestrebungen nicht mehr ausgeschlossen bleiben." Als die nächsten Vertreter dieser Richtung erscheinen natürlich Liuius, Naeuius, Ennius; wenn aber Hr. G. bemerkt, daſs sie auch räumlich in die Mitte zwischen beide Völker gestellt das Band nur um so geschickter knüpfen konnten und dazu die Anmerkung fügt „Liuius Andronicus aus Tarent, Cn. Naeuius aus Campanien, Q. Ennius aus Rudiae in Calabrien," so ist diese Behauptung nicht überall gleich gesichert. Denn abgesehen davon, daſs daraus, daſs Liuius in Tarent gefangen genommen wurde, doch kaum gefolgert werden kann, daſs Tarent auch seine Vaterstadt war, so ist Naeuius Vaterland nicht mit Bestimmtheit anzugeben. Denn die superbia Campana bei Gellius N. A. I. 24. 2 kann hier nach der Deutung der Neuern, der freilich Welckers Autorität (griech. Trag. III. S. 1338) gegenübergetreten ist, eben so wenig maaſsgebend erscheinen als Klussmanns Vermuthung, Naeuius sei ein geborner Römer. Dem sei aber wie ihm wolle: jedenfalls breitet sich von nun an griechische Bildung in stetigem Fortschritte in Rom aus. Drama wie Komödie entwickelten sich unter hellenischem Einflusse. Doch möchte die Behauptung S. 8, daſs Liuius, Naeuius, Ennius nicht geringeres Lob in der Komödie als in der Tragödie sich erworben, dahin abzuändern sein, daſs bei Liuius und Ennius das komische Element bedeutend zurücktritt, während es bei Naeuius vorzuwiegen scheint. Auch daſs „Plautus, Caecilius, Terentius die *mittlere* Komödie der Griechen auf's Neue schufen," wird sich so allgemein hingestellt nicht behaupten lassen. Mit der Entwickelung des Drama aber correspondirt die des Epos, durch Uebertragungen aus dem Griechischen vermittelt, und der Prosa. Das von dieser S. 9 Gesagte wird sich durch Berücksichtigung des Appius Claudius, wie oben erwähnt, modificiren müssen.

(Der Beschluſs folgt).

Digitized by Google

№ 89.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1844.

C. Lucilius und die römische Satura. Ein Beitrag zur römischen Litteraturgeschichte von Franz Dorotheus Gerlach.

(Schlufs.)

Nach dem Untergange Karthagos aber und Griechenlands Fall „erblühte aus dem bereicherten Geistesleben in verjüngter und veredelter Gestalt die uralte in Italien heimische Dichtung, welche den ganzen Reichthum volksthümlicher Gefühle und Gedanken umspannend, aber von trübem Ernste, wie von mystischer Schwärmerei gleich weit entfernt, vorzüglich durch die Färbung heiterer Laune und neckischen Witzes das eigenthümliche Gepräge des römischen Landmanns trug," die Satura. Das ist das Werk des Lucilius, das ihm seine Stelle in der Entwickelung der Litteratur anweist. Um diese näher zu bestimmen, wird die Geschichte dieser Dichtungsart in wenigen, aber bedeutenden Strichen dargestellt; wie sie aus der uralten neckenden und heiteren Poesie ländlichen Wechselgesanges durch volksthümliche scenische Darstellung hindurch zu der Mannigfaltigkeit des Inhaltes und der Ungebundenheit der Form sich entwickelt, die die Satura des Ennius bezeichnen (s. jetzt auch Oehler M. Terentii Varronis Satir. Menipp. rell. p. 23 sqq.). Aufgefallen ist uns dabei nur, dafs hier die Satura des Naeuius (Fest. s. u. quianam p. 257 M. vgl. Klussmann Cn. Naeuii uita et rell. p. 158 sqq. 165. 168. v. Heusde stud. crit. in C. Lucil. p. 286 sqq. K. F. Hermann in Gött. Gel. Anz. 1843. n. 40. p. 388 sq.), für deren Bestimmung freilich sichere Data fehlen, weder erwähnt, noch beseitigt ist. Den ennianischen Satiren dagegen verleiht Hr. Gerlach eine bedeutende Ausdehnung, indem er abgesehen von dem Sota (denn das ist der richtige Name nach den Handschriften s. Müller zu Varro V. § 62., zu Festus p. 413, nicht „Asotus oder Sotadicus"), in dem er nicht unwahrscheinlich ein Analogon der späteren Satira findet, hierher sowohl den Scipio nach Lersch Vermuthung ziehen möchte, als auch andere einzeln überlieferte Titel ennianischer Gedichte, Epicharmus, Protrepticus, Hedypathia (denn so scheint das Werk zu nennen s. v. Leutsch Zeitschr. f. Alterthumswsch. 1834. n. 21. p. 171 Hildebrand zu Apuleius de magia c. 39., nicht „Phagetica"), dem gröfseren Ganzen der Saturae unterordnen — eine Hypothese, die, auch von Anderen aufgestellt, sich weder beweisen, noch widerlegen läfst. Wenn aber diese Dichtgattung in ihrer Fortbildung namentlich durch Varro sich des nationalen Elementes durchaus entäufserte und dadurch zu Grunde ging, erblühte aus jener alten und urkräftigen Naturpoesie die Satire des Lucilius. Er fixirte die Form, immer nur ein Versmaafs in jedem Gedichte anwendend, theils auf Hexameter, theils, wenn auch in geringerer Ausdehnung, auf Iamben und Trochäen: jener bediente er sich in den zwanzig ersten und im letzten, dreifsigsten, Buche, wohl auch in dem ein und zwanzigsten. Denn aus diesem haben wir jetzt durch die von v. Heusde epist. ad Hermannum p. 29 nicht verstandene Conjectur K. F. Hermanns (Gött. Gel. Anz. 1843 S. 379 sq.) und die dem Sinne nach übereinstimmende, der handschriftlichen Ueberlieferung näher kommende Petermanns (Jahns Jahrbücher 39, 2, 1843 S. 368) mit Wahrscheinlichkeit einen Hexameter aus Varro de l. L. V. § 17. gewonnen. *Am wenigsten* widerlegt wird diese Annahme durch die Behauptung J. Beckers (Ztschr. für Alterthumswsch. 1843. n. 31. S. 244), dafs der betreffende Vers „aetheris et terrae genitabile quaerere tempus" „in jedem Bezuge dem Lucretius oder einem der späteren Dichter, *am wenigsten* aber dem Lucilius anzugehören scheine." Die trochäischen und iambischen Bruchstücke dagegen finden sich, wie Hr. G. S. 12 Anm. 1 bemerkt, in Buch XXII (obwohl auch hier, wie die Vergleichung der einzelnen, freilich sehr

Digitized by Google

verderbten Fragmente zu ergeben scheint, nicht ausschliefslich) und XXV bis XXVIII. Aus lib. XXIII haben wir, da das Bruchstück aus Non. s. u. cupiditas p. 436 M. 296 G., das Dousa nach der älteren Ausgabe des Grammatikers hierhersetzte, zum neunzehnten Buche gehört, nur einen Vers bei Priscian lib. X. t. 1. p. 483 Kr. und dieser ist ein Hexameter; aus lib. XXIV haben wir nichts, im neun und zwanzigsten Buche erscheinen die Maafse nebeneinander. Danach wird sich dann die gewöhnliche Meinung, dafs lib. XXI bis XXIX ausschliefslich in iambischen und trochäischen Maafsen geschrieben gewesen seien (vgl. besonders Schoenbeck a. a. O. S. 44 Anm. 38), modificiren müssen. Dadurch aber, in Verbindung mit der wahrscheinlichen Beseitigung der zusammengehörigen ein und zwanzig Bücher an der eben erwähnten varronischen Stelle, erhebt sich gegen die ursprüngliche Zweitheilung der Lucilischen Satiren nach dem Metrum, wie sie von Schmidt und Andern behauptet worden ist, ein Einwurf, wie auch gegen von Heusdes Eintheilung in zweimal funfzehn Bücher von Hermann a. a. O. p. 378—384 Zweifel aufgestellt worden sind, die v. Heusde in seiner ep. ad Herm. p. 29 sqq. nicht entkräftet hat.

Aufser der Form aber gestaltete Lucilius hauptsächlich den Inhalt jener Dichtgattung um, und aus dem bunten und mannigfaltigen Gemisch bildete er sie durch zur consequenten Einheit der Satire, die Personen wie Zustände, politische wie litterarische und gesellige, mit gleicher Schärfe geifselt und so zugleich richtet, ergötzt und belehrt.

Nach diesen allgemeineren Betrachtungen wendet sich Hr. Gerlach nunmehr zur Darstellung der persönlichen Verhältnisse des Lucilius. Er weist hier, wie das auch namentlich schon von K. Fr. Hermann geschehen ist, die Vermuthung von Heusdes über die Lebensdauer des Lucilius, als auf unsicheren Prämissen beruhend, zurück und verhilft der gangbaren Ueberlieferung des Hieronymus (148—103 v. Chr.) wieder zu ihrem Rechte. In dem, was er hier über die Horazische Bezeichnung des Lucilius durch senex und über die leges sumptuariae, so wie über die beiden calpurnischen Gesetze bemerkt, stimmen wir ihm vollkommen bei. Nur wenn er die lex Licinia sumptuaria, die Wüllner und Hermann der Prätur des P. Licinius Crassus Dives (104 v. Chr.) zuweisen, deshalb lieber in den Tribunat desselben verlegen will, S. 16 „weil sonst Lucilius noch kurz vor seinem Todesjahr müfste gedichtet haben, während doch Plinius sein Zeitalter d. h. die Zeit seiner Blüthe vor den kimbrischen Krieg setzt," können wir seinen Grund nicht zureichend finden. Denn im Allgemeinen ist es wahrscheinlich, dafs jemand der im 46sten Jahre stirbt auch bis zu seinem Ende in seiner Sphäre thätig gewesen sei und Plinius Bemerkung (N. H. XXXVI. 25. 61.) „frequentata pauimenta ante Cimbricum magna gratia animorum indicio est ille Lucilianus uersus: arte pauimento atque emblemate uermiculato," wird nicht als genaue chronologische Bestimmung für die Lebenszeit des Lucilius gelten können. Wollten wir die Stelle so, in dem Sinne des Hrn. Gerlach, fassen, so würde daraus folgen, dafs Lucilius nach 113 nicht mehr gedichtet habe: denn dieses Jahr ist als der Beginn des kimbrischen Krieges nach den übereinstimmenden Berichten der Alten anzusehen, denen auch Hr. Gerlach in seiner Darstellung in Paulys Realencyklopädie II. S. 361 einfach folgte, während er jetzt seiner Ansicht zu Liebe als eigentlichen Anfangspunct des kimbrischen Krieges die grofse Niederlage des Manlius und Caepio im Jahre 105 ohne irgend eine historische Berechtigung annehmen möchte. Mit vollem Rechte dagegen stimmt Hr. Gerlach darin mit v. Heusde überein, dafs er den Lucilius im ersten Jünglingsalter vor Numantia ($13\frac{4}{3}$) dienen und dichten läfst in des jüngeren Scipio nächster Umgebung.

Wenn so die dichterischen Anfänge des Lucilius durch den Kreis getragen und belebt wurden, der in sich die feinste und edelste Bildung im wahren Sinne des Wortes darstellte, mufste, wie S. 19 sehr schön ausgeführt wird, Scipios Tod nebst den schreckensvollen Umständen, die ihn begleiteten, den politischen Wirren, die ihm folgten, in Lucilius eine Bitterkeit hervorrufen, die sich dann auch auf seine Beurtheilung litterarischer Erscheinungen übertrug. Neben der scharfen Lauge des Hohnes aber, die über alles dieses sich ergofs, bleibt andererseits in der Satire des Lucilius „noch viel von dem ursprünglichen und ungebundenen Wesen der alten Satura" und die Betrachtung des Stoffes, den er in seine Dichtungen aufgenommen und verwebt, führt zu dem Resultate „dafs wir einen viel weitern Gesichtskreis nehmen müssen, um den ganzen Umfang zu übersehen, den die Dichtung des Lucilius ausgefüllt." Durch jenes Anknüpfen

Digitized by Google

an die altnationale Poesie ward Lucilius ein wahrer Dichter seines Volkes: der altvolksthümlichen Satura hauchte er ein neues Leben ein, einen neuen eigenthümlichen Geist und seine Schöpfungen wurden das Vorbild der Späteren, des Horaz, des Persius, des Juvenal.

Stimmen wir dieser geistreichen und lebendig durchgeführten Entwicklung, die wir nur in den Grundzügen mittheilen konnten, im Grofsen und Ganzen überall bei, so mögen wir dagegen das Urtheil über Juvenal nicht unterschreiben (S. 21), dafs sich in der Breite, in der sein rhetorischer Grimm das Gemälde römischer Laster ohne Humor und Witz ausgeführt habe, ein Vergnügen an solchem Stoffe nicht verkennen lasse: gerade jener ästhetische Mangel reinigt den Dichter von dem sittlichen Vorwurfe. Auch was (S. 23) über die bekannte Stelle des Horaz (Serm. I. X. 64 sqq.) gegen K. F. Hermann erinnert wird, dessen Beweisführung die Sache erschöpft zu haben schien, hat uns nicht überzeugt; doch warten wir billig die verheifsene weitere Ausführung der gemachten Einwürfe ab. Dann verbreitet Hr. Gerlach sich auch vielleicht eingehender über Vs. 55 jener Satire: hat er auch das sprachliche Bedenken Madvigs (opusc. acad. p. 106) durch die beigebrachte Stelle Ciceros beseitigt, so scheint uns doch der Zusammenhang der Stelle und die Parallele, in die sich Horaz selbst hier mit Lucilius setzt, die von jenem geforderte Erklärung zu erheischen. Denn mufs die Kritik auch so weit befähigt sein, um den Autor, oder das einzelne Werk, das ihrem Urtheile unterliegt, im Ganzen richtig erfassen und würdigen und in eine gründliche Besprechung des Details eingehen zu können, so stellt sich doch nicht jeder Kritiker über den Getadelten, wie Hr. Gerlach S. 19 zur Begründung seiner Ansicht über jene Horazische Stelle behauptet. Wäre das der Fall, so hätte Referent es gewifs nicht unternommen über die eben besprochene treffliche Abhandlung, der er, wenn auch in der leitenden Grundansicht einverstanden, doch nicht in allen Einzelheiten beipflichten konnte, ein öffentliches Urtheil abzugeben.

Hertz.

L.

Albanien, Rumelien und die österreichisch-montenegrinische Gränze, oder statistisch-topographische Darstellung der Paschaliks Skutari, Priserend, Jpek, Toli-Monastir, Jakova, Tirana, Kavaja, Elbassan und Ohrida, so wie des Gränzdistrikts von Budua in Oesterreichisch-Albanien, nach eigenen Beobachtungen dargestellt von Dr. Joseph Müller. Mit einer Vorrede von Dr. Paul Joseph Schafarik. Nebst einer Charte von Albanien. Prag, 1844. 8.

Lange und bis auf den Anfang dieses Jahrhunderts glich die griechische Halbinsel einer unter den Schutt der Barbârei vergrabenen Antike, deren Existenz nur wie durch Tradition bekannt, über deren Gestalt und nähere Beschaffenheit aber die verworrensten und widersprechendsten Muthmafsungen im Gange waren. Manche hatten zwar das klassische Land durchstrichen, aber die Werkzeuge, deren es bedurfte, den verborgenen Schatz an das Licht zu bringen, waren ihnen nicht zu Handen gewesen. So schlofs das achtzehnte Jahrhundert, und schon hatte Alexander von Humboldt durch Beendigung seiner Reise in die Aequinoctial-Gegenden des neuen Continents für das überatlantische Amerika eine neue Fackel entzündet, als derjenige erst die Albanische Küste betrat (im December 1804), durch dessen gründliche Forschungen für die Geographie dieser Länder eine neue Aera beginnen sollte. Wir meinen William Martin Leake. Er durchbrach zuerst an mehreren Stellen die dichte Finsternifs, welche auf den nördlichen Gegenden der Halbinsel lastete, und nachdem durch ihn ein grofser Anfang gemacht war, traten allmählig mehre würdige Nachfolger, wie namentlich A. Boué und A. Grisebach, in seine Fufstapfen. Viele Andere gesellten sich ihnen zu, und so begann seit Kurzem auf diesem Gebiete eine wetteifernde Thätigkeit, wie sie nur da vorhanden ist, wo noch grofse Schwierigkeiten zu überwinden, grofse Vortheile aber bereits errungen sind. Wer dieses Ringen und Kämpfen nur einige Jahre hindurch mit Aufmerksamkeit verfolgt hat, wird mit uns der Ueberzeugung sein, dafs, bei gleicher Beharrlichkeit, binnen wenigen Jahrzehnten das ganze Land vom Kap Matapan

Digitized by Google

bis an die Donau als ein herrliches ebenmäfsiges Bild und von allen Schlacken entkleidet vor unseren freudigen Blicken dastehen wird.

Der Verf. des vorliegenden Buches, zwar nicht Geograph von Fach, sondern Arzt, aber als k. k. Sanitäts-Commissar in Albanien und Rumelien gerade an den dunkelsten Fleck des ganzen Ländergebietes hingestellt, hat das gemeinsame Werk nach Kräften gefördert, wofür ihm Anerkennung und Dank gebührt. Es ist natürlich, dafs ihn seine Stellung mehr mit allen Klassen der Bewohner in Verbindung brachte, als dies bei durchziehenden Reisenden möglich ist, und daher ist auch der ethnographische Abschnitt des Buches der reichste und interessanteste. Was den sonstigen Inhalt des Buches betrifft, so mufs man es bedauern, dafs der Verf. bei weitem mehr Fleifs verwendet auf die Ortsbeschreibung, die mitunter eine unersprieſsliche Breite gewinnt, als auf die noch so wenig erläuterte Topographie, wobei sich freilich nicht beurtheilen läfst, welche Umstände den Verf. an einer mehrseitigen Erforschung des Landes verhindert haben. Ehe wir nun die Ergebnisse andeuten, welche der geographischen Wissenschaft aus dem vorliegenden Buche zu gute kommen, erlauben wir uns, das Inhaltsverzeichnifs desselben pflichtgemäfs anzugeben.

Das ganze Buch zerfällt in zwei Abschnitte von sehr verschiedenem Umfang. Der erste, das Eyalet des Rumili-Walessi, behandelt der Reihe nach folgende Punkte: Staatsumfang und politische Grenzen, Gebirgssysteme, Gewässer, klimatische Verhältnisse, Bodenart, natürlicher Produktenreichthum, Bevölkerung, Volksverschiedenheit, Körperbeschaffenheit der Einwohner, Nationalcharakter, Art der Nahrung und Bekleidung, physische Kultur des Bodens, Thierzucht, gewerbliche Industrie, Handel, kirchliche Verfassung, staatsrechtliche Stellung der christlichen Glaubensgenossen, Grundgesetze, politische Verwaltung, Militairverfassung, Medicinalwesen, Topographie (worunter der Verfasser Ortsbeschreibung versteht) des Eyalets nach seinen funfzehn Bezirken. Der zweite Hauptabschnitt giebt eine Beschreibung des Grenzdistrikts von Budua in österreichisch Albanien.

Natürlich nimmt der den Gebirgssystemen gewidmete Abschnitt im voraus ein besonderes Interesse in Anspruch, weil man dasjenige, was die oben genannten Reisenden erforscht oder nur flüchtig berührt haben, bestätigt, ergänzt oder berichtigt zu sehen wünscht. Leider sind unsere Erwartungen zum Theil unerfüllt geblieben. „Zwei Hauptgebirge mit ihren Aesten", sagt der Verfasser, „sind es vorzüglich, die das Gebiet Rum-Ili's theils einschliefsen, theils durchziehen, das Ruz'ai- (Rudschaï) Gebirge und der Cardagh (Tschardagh). Das Ruz'ai-Gebirge tritt vom Morać- (Moratsch-) Flusse herüber, streckt seine Arme nach allen Seiten aus und occupirt die Gegenden am rechten Drinufer. In der Mitte dieses Gebirgszuges, der der Bojana und dem weifsen Drin den Ursprung giebt, liegt der See von Plava; seine culminirenden Punkte sind Glieb (Dschlieb; 6000 W. Fufs hoch), Peklen (5800 W. Fufs) und Strumce (über 4500 Fufs hoch); zwischen Glieb und dem Kući- (Kutschi-) Gebirge beträgt die Mittelhöhe 3200 bis 5000 Wiener Fufs. Schroffe Berge mit spitzen und zackigen Gipfeln, zwischen denen sich Giefsbäche aus engen, tief ausgehöhlten Betten herauswinden, bezeichnen den Hauptstock dieses Granitgebirges u. s. w." Der Verfasser beschreibt hier, wie wir sehen, dasselbe noch so wenig bekannte Gebirge, welches Grisebach auf seiner Reise nach Skutari mehre Tage lang vor Augen hatte, und das er mit dem von den Alten entlehnten Namen Berticus belegt. Kann man sich nun auf den vom Verf. beigebrachten modernen Namen verlassen, so ist dies schon ein Gewinn. Die vom Verf. gegebene Beschreibung stimmt mit der bei Grisebach*) ziemlich überein, nur dafs die letztere viel deutlicher das Gepräge der Unmittelbarkeit an sich trägt, worin übrigens für den Verf. kein Vorwurf liegen soll. Was aber die Höhenangaben betrifft, so sagt der Verf. weder, ob er sich selbst mit Höhenmessungen befafst, noch ob er diese Data anders woher entlehnt hat. Hierdurch werden solche Angaben natürlich verdächtig, und man kann den Argwohn nicht zurückweisen, der Verf. habe nicht blos selbst Gesehenes und selbst Erforschtes treulich wiedergegeben, sondern auch Fremdes, ohne die Quellen anzuführen, mit in sein Buch verarbeitet. Ist dies, wie es scheint, der Fall, so kann man es im Interesse der Wissenschaft nur bedauern.

*) Reise durch Rumelien und nach Brussa II. p. 351. u. 352.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 90.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1844.

Albanien, Rumelien und die österreichisch-montenegrinische Gränze, oder statistisch-topographische Darstellung der Paschaliks Skutari, Prisrend, Jpek, Toli-Monastir, Jakova, Tirana, Kavaja, Elbasssan und Ohrida, so wie des Gränzdistrikts von Budua in Oesterreichisch-Albanien, nach eigenen Beobachtungen dargestellt von Dr. Jos. Müller. Mit einer Vorrede von Dr. Paul Jos. Schafarik.

(Schlufs.)

Die Beschreibung der Gebirge im Süden des Drin — das von Grisebach sogenannte Ducajin (Ducadschin) — ist ziemlich unklar und wird durch die mit dem Buche überhaupt nur wenig übereinstimmende Karte schwach unterstützt, und die Schilderung des Tschardagh, dem Grisebach mit Recht so viel Aufmerksamkeit widmet, bleibt gänzlich weg.

Die Gewässer, d. h. der Drin, der Mati, der Skumi, die Bojana und der See von Skutari sind mit Ausführlichkeit und Sorgfalt beschrieben. In starkem Widerspruch mit unsern Karten wird der Skumi (arnaut. Uschkomobin) für minder wichtig erklärt als der Mati, von welchem letzteren gesagt wird: „Ströme (soll doch wohl nur heifsen *Giefsbäche*) ohne Zahl stürzen in denselben und seine Wassermasse ist immer bedeutend. Die meist zu Ende des Monats September beginnenden Herbstregen und der im Februar im Mirdit-Gebirge schmelzende Schnee sind Ursache, dafs er im Frühjahre regelmäfsig seine Ufer übertritt und erst im Juli wieder fällt; die Ueberschwemmung dehnt sich in der Gurs- und Hismo-Ebene auf beiden Seiten des Flusses über eine Landstrecke von 3 bis 5 deutschen Meilen aus, so dafs die Gegend zwischen den Ischim-Hügeln und den Felsen von Croja nur Ein ungeheurer See scheint." Aus dem Abschnitt, welcher von den Produkten handelt, heben wir blos das Eine hervor, dafs das Vorhandensein des Schakals, dessen nächtliches Geheul auch Grisebach nicht entging, nicht allein bestätigt, sondern dafs er sogar als in der Mati-Ebene häufig vorkommend bezeichnet wird.

Nachdem der Verfasser versucht hat, aus den vorhandenen, obgleich nicht sehr zuverlässigen Daten die Volksmenge des Eyalets zu berechnen, wirft er einen Blick auf das merkwürdige Völkergemisch und widmet darauf den einzelnen Faktoren desselben d. h. den Osmanlis, den Arnauten oder Schtiepetaren, den Serben, den Macedo-Wlachen (Zinzaren), den Hellenen und Juden besondere Abschnitte. Der Charakteristik der Osmanen, welche wir als sonsther bekannt übergehen, schliefst er ein paar Seiten voll landesüblicher Sprichwörter an, in denen sich die türkische Denk- und Anschauungsweise so vortrefflich abspiegelt, dafs einige Proben dem Leser willkommen sein werden. Z. B. „Küsse die Hand, die du nicht abhauen kannst." — „Opfere den Bart, um den Kopf zu retten." — Die Hunde bellen, allein die Karavane geht doch durch." — Fleisch und Haut von Menschen sind werthlos." — „Befahl man dir: haue ihn, so bleibe dir gesagt: schlage ihn todt." — „Vertraue Freunden nie deine Gedanken." — Wer die türkische Sprache nicht spricht, hat keine Scheu vor Gott." — „Wenn es selbst dem Meere an Wasser gebrechen sollte, bleibt das Wort eines Mannes doch heilig." — „Weiberrath pafs nur für Weiber." u. s. w. Ueber die Arnauten (Albanesen) erhalten wir zwar nicht ausreichende, aber doch zum Theil recht detailirte Nachrichten. Das genannte Volk, welches in dem nordwestlichen und westlichen Antheile Rum-Ili's die Hauptmasse der Bevölkerung bildet, wird von dem Kraba-Gebirge in seine beiden Hauptstämme, in die katholischen *Ghegen* im Norden und in die griechisch-orthodoxen *Toschken* im Süden gesondert. Die Ghegen, von denen viele

Digitized by Google

öffentlich dem Islam huldigen, um die Befreiung von der Kopfsteuer zu erreichen, theilen sich wieder in 16 Stämme, deren Namen und Wohnsitze näher angegeben werden. Aus ihrer wenig schmeichelhaften Charakteristik leuchten nur Nüchternheit, Genügsamkeit und hohes Selbstgefühl als vereinzelte Tugenden hervor, während sie sonst als grausam, hinterlistig, hartnäckig, jeder Neuerung abhold, gegen jeden, der ihre Sprache nicht kennt, feindselig, vom tiefsten Hasse gegen Serben und Montenegriner erfüllt, selbst dem stamm- und sprachverwandten Toschken aus Religionsrücksichten abgeneigt, voll von Aberglauben und blindem Religionseifer geschildert werden. Die Toschken, welche in drei grofse Stämme zerfallen, theilen alle Nationallaster der Ghegen, aber nicht deren Tugenden, da Schlauheit, Sinnlichkeit und Völlerei ihre hervorstechendsten Charakterzüge bilden. Eine kurze Charakteristik der albanesischen Sprache beschliefst diesen Abschnitt; wie es aber mit den muhamedanischen Arnauten steht, erfahren wir nicht. Ueber die Serben, welche ein Sechstel der Gesammtbevölkerung dieses Gebietes ausmachen und trotz eines vierhundertjährigen Druckes den slavischen Nationalcharakter bewahrt haben, so wie über die Macedo-Wlachen (Zinzaren), Hellenen und Juden geht der Verfasser kürzer hinweg. Alsdann bespricht er die Körperbeschaffenheit der Einwohner, die sich dem Arzte natürlich unverhüllter zeigen mufste als irgend einem anderen Besucher jener Länder, und hierauf widmet er, was wir nicht für angemessen halten können, dem Nationalcharakter der einzelnen Völker einen besonderen Abschnitt, in welchem aber auch verschiedenes Andere, wie Musik, Tanz und geistige Kultur untergebracht wird. Eine von arnautischen Missionaren herrührende, tabellarisch und in lateinischer Sprache abgefafste Charakteristik der vier Völker, Albanesen, Slaven, Griechen und Türken ist ihres pikanten Lakonismus halber lesenswerth. Was über die Gastfreundschaft und die im schroffen Gegensatz damit stehende Blutrache, die man sogar auf verunglückte chirurgische Operationen ausdehnt und durch moralische Sprüche heiligt, gesagt wird, ist im Ganzen bekannt, nicht minder der düstere Ton des Gemäldes, welches der Verfasser von dem Stande der Geisteskultur und des Unterrichtes entwirft. In den Zeilen, die der Nahrung und Bekleidung gewidmet sind, findet sich, wenn sie gleich keines weiteren Auszuges fähig sind, manches Interessante, wäre es auch nur die Bemerkung, dafs der Schnitt der türkischen und arnautischen Kleider noch genau derselbe ist, wie im Jahre 1453. Dies gilt übrigens, wie bekannt, nicht mehr von der Bekleidung der Militärpersonen, und hiernach wäre denn auch im türkischen Reiche mit der Mode der Anfang gemacht. Die Kultur des Bodens, zu welcher der Verfasser weiterhin übergeht, liegt nicht minder darnieder als die des Geistes, und grofse Landstrecken, wie die Ebenen von Skutari und Prisrend erfreuen sich einer Brache, die bereits Jahrhunderte dauert; der Obstbau ist gänzlich vernachlässigt, und Gartenbau findet, wenn man die Pflege einiger Zwiebel- und Melonenarten abrechnet, so gut wie gar nicht statt. Die Viehzucht, von der man glauben möchte, dafs sie der türkischen Trägheit noch am meisten zusagte, wird in der Regel nur nomadisch betrieben, und das Vieh, welches sich auf den Ebenen von Monastir, Ipek, Skutari und Prisrend herumtummelt, bleibt Winter und Sommer unter freiem Himmel. Die der Industrie und dem Handel gewidmeten Abschnitte können natürlich nur den fast gänzlichen Mangel der ersteren und den gedrückten Zustand des letzteren bezeugen; doch giebt die Betrachtung desselben dem Verf. Veranlassung zu einer übersichtlichen Zusammenstellung der türkischen Münzen und Mafse, mit Angabe ihres resp. Werthes und Inhaltes, desgl. der Mittelpreise der nothwendigsten Lebensbedürfnisse (für den Sommer 1843), so wie der Ausfuhr- und Einfuhrartikel. Mit Bezug auf die kirchliche Verfassung bemerkt der Verf. richtig, dafs wie in der Türkei überhaupt, so im Eyalet Rum-Ili insbesondere die Religion die wichtigste Aeufserung des Volkslebens sei. Die Beschreibung der vor und bei dem fünfmaligen täglichen Gebet zu beobachtenden Ceremonien kann nur die Ueberzeugung erwecken, dafs einem Volke, welches durch seine Religionsgebräuche in solchem Mafse in Anspruch genommen wird, keine andere Wahl gelassen ist, als entweder die kirchlichen Gebote zu übertreten, oder den Pflichten und Geschäften eines civilisirten Lebens, für welche in der That keine zusammenhängende Zeit übrigbleibt, zu entsagen. Der Eifer für die Befolgung jener Vorschriften steht aber nach des Verfassers Behauptung im umgekehrten Verhältnisse zu der Zeitperiode, seit welcher der Betende

Digitized by Google

dem Islam angehört. Indem der Verf. über die anderweitigen Religionsgebräuche schneller hinweggeht, bemerkt er, dafs die Trauung, welche der Heiligung durch die Religion entbehre, bei dem allgemein einreifsenden Hange zu traurigen Verirrungen des Geschlechtstriebes immer seltener werde. Als niederschlagendes Beispiel für diese Behauptung wird in einer Note die Thatsache mitgetheilt, dafs im Jahre 1838 unter den Paschas und Ayans von Monastir, Prisrend, Ipek, Skutari, Kavaja und Pekim nur der Erstgenannte einen weiblichen Harem hatte. Zu welchen Betrachtungen giebt eine solche Mittheilung Anlafs! Der hierauf folgende Paragraph, welcher „Staatsrechtliche Stellung der christlichen Glaubensgenossen" überschrieben ist, bespricht die Leitung der kirchlichen Angelegenheiten der Griechen, die Einrichtung der griechischen Klöster und die kirchliche Eintheilung des Eyalets in Bezug auf die Katholiken, denen die Moslemin mehr abhold sind als den Griechen. Von da geht der Verfasser auf die Grundgesetze und die politische Verwaltung über. Wir erfahren, dafs in diesem Eyalet, wo es, wie in der ganzen Türkei, aufser dem Koran nichts giebt, was einem Codex verglichen werden könnte, auch das viel besprochene Gesetz von Gülhane nie zur Publikation, geschweige denn zur Ausführung gekommen sei. Der Rumeli-Walessi übt die Oberaufsicht in Civil-, Militär- und (seit kurzem) auch in kirchlichen Angelegenheiten über die ganze Provinz, d. h. über sieben Paschas, wobei aufserdem drei Paschaliks und acht Ayans seiner Gerichtsbarkeit unmittelbar unterworfen sind. Hierauf wird der Hofstaat eines Pascha oder Ayan gemustert und dann die Einkünfte der Centralregierung in Konstantinopel aus dem Eyalet Rum-Ili, dargelegt. Das Verzeichnifs der Steuern, welche auf den Bewohnern der Provinz, besonders auf den unglücklichen Rayas lasten, liest man mit Entsetzen und Mitleid und erkennt sogleich, dafs in der Willkühr, mit der ein Theil derselben erhoben wird, für Alle, welche darunter zu leiden haben, eine unversiegbare Quelle der Angst und des Elendes liegt. Den Schlufs dieses Abschnittes bildet eine Beleuchtung der barbarischen Gerechtigkeitspflege. Bei der Militärverfassung bemerkt der Verfasser, dafs das reguläre türkische Militär trefflich verpflegt, gut und bequem gekleidet sei und in seinen Reihen *die Blüthe der türkischen Aufklärung enthalte*, was offenbar dem Umstande zuzuschreiben ist, dafs in neuerer Zeit junge türkische Militärs in Berlin, Wien und Paris mehrfältig von den Früchten europäischer Civilisation gekostet haben. Nach einer kurzen Beschreibung der Kleidung und Angabe der täglichen Rationen folgt ein Verzeichnifs aller Militärgrade vom Gemeinen bis zum Brigadegeneral, wobei auch der monatliche Sold eines jeden nach Piastern und Gulden Conventionsmünze aufgeführt wird. Was das türkische Medicinalwesen, den Schlufs dieser einleitenden Paragraphen, betrifft, so wird die moralische Atmosphäre, in der es erwachsen und gedeihen soll, nicht unzweckmäfsig mit dem sprichwörtlichen Grundsatz der dortigen Bevölkerung bezeichnet: „Die Uebel fliehen, die Gott schickt, heifst verlangen, unsterblich zu sein." Die weitere Enthüllung der medicinischen Gräuel, wie sie dort im Schwange sind, möge uns der Leser erlassen, dafs aber im ganzen Eyalet kaum von einem einzigen wissenschaftlich gebildeten Arzte die Rede sei, begreift sich aus den Verhältnissen.

Hierauf folgt nun die Ortsbeschreibung („Topographie") des Eyalets nach seinen funfzehn Bezirken, ein Abschnitt, der zwar wegen seiner Breite für den Leser oft unerfreulich, aber doch im Ganzen nicht unverdienstlich ist. Indem nämlich der Verfasser eine jede Stadt nach Lage und sonstigen Verhältnissen gewissenhaft beschreibt, auch einer jeden Gemeinde und jedes Dörfchens gedenkt, so erhält man nicht blos ein treues Bild von allen Ortschaften des Eyalets nach ihrem gegenwärtigen Zustande, sondern man thut auch, ohne dafs der Verfasser es beabsichtigt hätte, manchen unvermutheten Blick in die — gewöhnlich sogenannte — Topographie des Landes, und bedauert es blos, dafs es dem Verfasser nicht gefallen hat, dieser Seite der Erdkunde gleichfalls eine anhaltende Aufmerksamkeit zuzuwenden. Dagegen ist es dem Verfasser entgangen, dafs eine bis auf die einzelnen Gebäude sich erstreckende Beschreibung türkischer Städte und Dörfer, bei der Vergänglichkeit der Holzarchitektur der Türken und den das Land stets erschütternden politischen Stürmen, etwas ziemlich Unfruchtbares und höchstens nur für den Augenblick Gültiges sein könne. Einen Auszug aus diesem Theile des Buches wird der sachverständige Leser nicht erwarten, und mit dem Verfasser über Kleinig-

Digitized by Google

keiten zu rechten, würde uns um so unangemessener erscheinen, als aus diesem Abschnitte überall die eigene Beobachtung des Verfassers unzweideutig hervorleuchtet.

Der zweite Hauptabschnitt des Buches, der den Grenzdistrict von Budua in Oesterreichisch-Albanien schildert, umfaſst zwar wenig mehr als den zehnten Theil des ganzen Werkchens, giebt aber brauchbare Materialien, die mit anderen verbunden, oder in ein gröſseres Ganze eingefügt, erst ihren wahren Werth erhalten werden. An dieser Stelle stehen sie natürlich vereinzelt und ziemlich bedeutungslos, da der District von Budua nicht als ein geographisches Individuum, sondern als ein aus dem dalmatischen Küstenlande willkührlich herausgerissenes Stück zu betrachten ist. Hier also nur die Andeutung des Inhaltes. Nachdem der Verfasser von der Ausdehnung und Eintheilung des Districtes geredet hat, beschreibt er den Hauptort und die sonst im Districte vorkommenden bemerkenswerthesten Gebäude. Alsdann wendet er sich zu den orographischen Verhältnissen. Die Alpenkette, welche den District durchzieht, und auf deren Gestaltung der Verfasser näher eingeht, besteht aus Jurakalk, über welchen neuerer Sandstein, mit Sandsteinschiefer, Mergel und Thon bedeckt, sich lagert. Gegen die Meeresküste zu sind Wetz- und Kieselschiefer, Grauwacke und neuerer Kalkstein vorherrschend. Weiterhin werden die hydrographischen Verhältnisse und das Klima besprochen. Die Jahrestemperatur der Stadt Budua beträgt nach zehnjährigen Beobachtungen + 11° R. Das Klima ist mit Ausnahme der im August und September vorkommenden Regengüsse im Ganzen trocken; an der Küste schneit es nie, und der im Winter daselbst fallende Hagel schmilzt auf der Stelle. Die Flora, welche der Verfasser nach sieben von der Küste bis zu dem höchsten Kamme der Alpen aufsteigenden Regionen betrachtet, und bei welcher er mit verhältnifsmäſsiger Vorliebe verweilt, wird gleich der Fauna als sehr reichhaltig geschildert. Die Districtsbewohner — am Schlusse des Jahres 1838 nicht mehr als 5312 Seelen, von denen nur 965 auf die Stadt Budua kamen — sind im Allgemeinen slavischen Ursprungs, und ihre Sprache ist der serbisch-illyrische Dialekt. Die Geschäfts- und Umgangssprache der höheren Klassen ist das Italienische. Die Einwohner sind ein hoher, schlanker und zugleich kräftiger Menschenschlag, der sich guter Anlagen erfreut, hochherziger Aufopferung fähig und der Gastfreiheit in solchem Grade ergeben ist, dafs selbst in der Districtshauptstadt kein Gasthof aufkommen kann; dagegen sind Rach- und Eifersucht Nationalfehler, denen er sich ohne Rückhalt hingiebt. Selbst die unermefsliche Zahl der Fasttage, welche die griechische Kirche, zu der sich die meisten Districtsbewohner bekennen, ihren Anhängern auflegt, scheint diese verderbliche Gluth des Volkscharakters nicht zu zähmen. Unter den Nahrungsmitteln, auf welche die Bewohner angewiesen sind, nimmt die Melone entschieden den ersten Rang ein, sie ist den dort Lebenden offenbar dasselbe, was den Norddeutschen die Kartoffel, oder wie der Verf. es anschaulich macht, was die Fächerpalme (Mauritia flexuosa) gewissen Völkerschaften am Orinokko ist. Vegetabilien und Meeresproducte bilden aufserdem die vorzüglichsten Subsistenzmittel. Um das Gemälde zu vollenden, werden Wohnung und Kleidung der Buduaner beschrieben, von ihrer Landwirthschaft, ihrer Viehzucht und ihrem Handel ein kurzer Umrifs entworfen und endlich die Volksheilmittel, welche hier, wie an manchen anderen Orten der finsterste Aberglaube vorschreibt, übersichtlich zusammengestellt. Was sie wahrscheinlich in den meisten Fällen bewirken, läfst der Verfasser blofs errathen, indem er das Verfahren andeutet, welches die Angehörigen eines Sterbenden zu beobachten pflegen, um seine Seele der allerheiligsten Dreifaltigkeit rein zu überliefern.

Walter.

Digitized by Google

№ 91.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1844.

LI.

Geschichte und System der altdeutschen Religion von Wilhelm Müller. Göttingen bei Vandenhoeck und Ruprecht 1844.

Wenn auf weitem lange wüst gelegnem Grunde die Anlage einer Neupflanzung gedeiht, so pflegen ihr frisches Grün und ihre nickenden Aehren auch solche herbeizulocken, die es dem ersten Ansiedling zwar in emsigem Betrieb des Bodens nicht gleich thun, in Vorschlägen und Versuchen rationeller Bewirthschaftung gern zuvor thäten. Das Geschehene lobend und anerkennend geben sie dennoch zu verstehen, dafs die besten Erfolge ihnen vorbehalten seien, und rasch schreiten sie zu Werke, das den Leichtsinnigen aber bald versagt: ihre Arbeit war vergeblich, weil sie der wahren Mühe, folglich auch des rechten Lohns entbehrt.

Als ich darin begriffen war, wie ich immer noch bin, die deutsche Sprache aus allen ihren Quellen zu erforschen und im Jahr 1822 die zweite Ausgabe meiner Grammatik hatte erscheinen lassen, trat unter andern dawider auf Friedrich Schmitthenner in einer dem dritten Hefte der Hildesheimer kritischen Bibliothek vom Jahr 1823 eingeschalteten Recension. Es rührte ihn nicht, oder er fafste es nicht, dafs in dem Buch die neue Lehre von den Vocalen A I U, und der Unursprünglichkeit des E und O, die von Lautverschiebung der Consonanten, in der Flexion die vom Ablaut vorgetragen ward, welche sämmtlich in den innersten Bau unsrer Sprache einsenkten, sondern unumwunden erklärte er, dafs ein Sprachforscher, der den Satz vom unursprünglichen E aufstellt „eo ipso beweise, er habe mit dem ersten Schritt, den er in das Gebiet der philosophischen Sprachwissenschaft setze, die ihm angewiesne Sphäre überschritten." Zu Seite 571—595, wo Vocale und Consonanten der deutschen Dialekte auf die urverwandten Sprachen vergleichend angewandt waren und ein bis dahin unerhörtes in das Mark dringendes Gesetz entfaltet wurde, hiefs es: „der Verf. hat bei seiner Vergleichung blofs das Körperhafte der Sprache im Auge behalten, zu dem Princip ihres Lebens ist er nirgend hinabgestiegen, wefshalb auch Recensent nicht den wichtigen Ergebnissen begegnet ist, die eine in den lebendig machenden Geist der Sprachen eindringende Vergleichung liefern mufs." Und noch weiter: „eine preiswerthe Genauigkeit und eine Sorgfalt, die man Pünktlichkeit nennen könnte, verrathen den Meister der historischen Sprachforschung, während die Starrheit der hier aufgeschichteten Massen den philosophischen Geist, der dem Ganzen eigentlich erst die Weihe der Wissenschaft geben würde, schmerzlich vermissen läfst. Man fühlt sich so ganz verlassen in dem öden Reich der Buchstaben, kein Gedanke bewegt sich, keine Idee redet zu unserm Geiste." Fortan auf hohem Pferde trabend hatte dieser Recensent nichts Angelegneres als in vier oder fünf eignen Büchern, deren Stoff und Grundlage er entweder aus mir oder aus Bopp entnahm, seine philosophischen Gedanken über die deutsche Sprache auszubreiten; weil er aber weder von ihr noch vom Sanskrit etwas ordentlich wufste, sind seine Schriften ohne Wirkung geblieben und, ich glaube, bereits vergessen, obgleich die nach Gunst haschende Vorrede zu Graffs Sprachschatz Seite VI ihn unter andere Gelehrten stellt, „die das Studium der altdeutschen Sprache in ihre Pflege nehmen," von welchen Manche freilich noch unbefugter als Herr Schmitthenner in die Reihe gerathen waren. Mich jedoch wird der Streitlust niemand zeihen, dafs ich heute nach zwei und zwanzig Jahren die erste Silbe gegen ihn verlauten lasse; der Mann ist seitdem in andere, ihm wahrscheinlich angemefsnere Bahnen geschritten und hat alle Ursprachforschung längst

Digitized by Google

an den Nagel gehängt: ich bedarf seiner bloſs zum Beispiel.

Was mir selbst für vaterländische Sprache und Alterthümer bis jetzt zu erreichen vergönnt war, und wahrlich es ist erst wenig im Vergleich zu dem noch einmal erreichbaren, meine ich alles einem richtigen Verfahren zu danken, wonach ich überlang und desto schmählicher verkannten und beiseite geschobnen Stoffen solche Ergiebigkeit zutraute, daſs man ihre Natur sich gewähren lassen müsse und zu Anfang wie im Verlauf warmer Untersuchungen noch nichts abkühlen und fertig abthun dürfe. Ich beobachtete unausgesetzt, suchte mir aber freien Spielraum dabei zu wahren, so daſs die Gegenstände, mochten sie höher oder niedriger aufgewachsen sein, meiner verweilenden Betrachtung gleichmäſsig offen ständen; will man diesen betrachtenden Sinn philosophischer Art nennen, so strebte ich aus den Sachen, nicht in die Sachen zu philosophiren. Die Vorrede der Grammatik 1822 Seite VII drückt sich darüber folgender Gestalt aus: „allgemeinen logischen Begriffen bin ich in der Grammatik feind; sie führen scheinbare Strenge und Geschlossenheit der Bestimmungen mit sich, hemmen aber die Beobachtung, welche ich für die Seele der Sprachforschung halte. Wer nichts auf Wahrnehmungen giebt, die mit ihrer factischen Gewiſsheit anfangs aller Theorie spotten, wird dem unergründlichen Sprachgeist nie näher treten." Schon in der Vorrede zur ersten Ausgabe 1818 Seite XXV war es gesagt worden: „meine Erläuterungen werden noch mager und steif aussehn, ich habe sie absichtlich nur so weit oder nicht viel weiter führen wollen als bis wohin die Quellen wirklich reichen: es ist mir lieber ungelenk und lückenhaft zu erscheinen als in das Ungewisse auszuschweifen. Wo man überhaupt mehr darauf ausgeht, das vorhandne Dunkel durch langsame geschichtliche Beweise zu lösen, als schon das Ganze verbunden darzustellen, da werden immer die Resultate eine gewisse Unbeholfenheit behalten." Nach solchen offnen Geständnissen wird so miſsgünstig oder ungerecht keiner sein, um in Abrede zu stellen, daſs meine Forschung allmählich gelenker und beholfner wurde und eine Reihe zusammenhängender Entdeckungen entsprang, deren ich mich nicht schäme, wenn es auch lange noch nicht dabei ein Bewenden haben kann.

Gleich der Grammatik begann auch die Mythologie aus der Enge ihres Unfertigseins und über manche empfindliche Lücke hinweg sich zu strecken und zu dehnen. Nachdem zwei Jahre lang saumselig daran gedruckt worden war, erschien die zweite Auflage im Julius des letzten Sommers; höchlich aber befremdete, daſs bereits im August Hr. Wilhelm Müller mit einem ganz und gar aus ihr geschriebnen Buche, dessen Titel oben angezeigt ist, hervortrat. Aeuſserlich erklärt sich nun diese Möglichkeit daher, daſs derselbe, ohne mein Vorwissen, in der Druckerei zum Corrector meines Werks verwandt worden war, es also nach Behagen nutzen konnte. Hr. Müller war zu Göttingen mein Schüler; hören wir, mit welchen Worten, die ich seiner Vorrede Seite XIII entbehe, er sein Unterfangen schildert: „daſs mein Buch auf den Grund von Grimms Sammlungen und Untersuchungen aufgebaut ist, darf ich um so eher bekennen, da dieses Werk wegen seiner Reichhaltigkeit und vieler scharfsinnigen Combinationen die Grundlage aller künftigen Untersuchungen auf dem Gebiete der deutschen Mythologie bilden muſs. Daſs da wo Grimm einen Theil seines thätigen Lebens hindurch gesammelt hatte, mir nur eine kleine Nachlese blieb, ist natürlich. Manches was ich in den letzten Jahren gesammelt hatte, fand ich nachher in der zweiten Auflage der deutschen Mythologie und hatte daher jetzt diese nur anzuführen. Für mich war auch die *Verbindung* des Einzelnen und die Gewinnung neuer Ideen Hauptsache. Wo meine Meinung von Grimms Ansichten abweicht, habe ich sie schlicht und einfach vorgetragen, ohne eine blätterfüllende Polemik, die mir gegen meinen Lehrer am wenigsten geziemt."

Hier wird meine Thätigkeit zwar als eine löbliche, nützliche, jetzt aber durch systematische, wissenschaftliche Verarbeitung zu überbietende, nöthigenfalls auch, so viel Schonung Pietät empfehle, als des Irrthums zu überführende, und fast als die völlig abgeschlossene eines Verstorbnen dargestellt. Freilich noch immer fühle ich mich aufgelegt und rüstig zur Arbeit, aber „mîn lîp ist schiere gelegen," und das leuchtet mir ein, daſs ich Hrn. Müller nicht so lange als Hrn. Schmitthenner auf mein Urtheil über seine Leistung warten lassen darf. Was seine Frömmigkeit angeht, so scheint sie vollends von ihm gewichen, seit er im

Digitized by Google

October der Göttinger Anzeigen mein Werk, ohne welches er kein Blatt des seinigen zu Stande gebracht hätte, nicht wie ein Schüler, doch schülerhaft recensirte.

Bei meiner verhärteten Ansicht, dafs in diesem Fach, und eigentlich in allen Fächern, Materie und Behandlung, wie Leib und Seele, durcheinander bedingt seien, mufs mich die bitterste Armuth seines Buchs an eignem Stoff ungemein verwundern. Mitten unter den Büchern der Göttinger Bibliothek, die ich nun seit acht Jahren schmerzlich vermisse, weifs der Verf. keine Ausbeute zu gewinnen. Er thut als habe mein Sammeln alles Nachlesen ihm vorweg genommen, und doch steht auf diesem Boden, wenn man ihn einmal betreten hat und treu und fleifsig sein will, allerenden so viel zu erfassen, dafs es mir selbst ein Leichtes sein sollte, augenblicklich hundert Blätter beträchtlicher Nachträge zu meiner Arbeit zu liefern, warum nicht auch Andern? Ueber Hrn. Müllers Anführungen täusche man sich nicht, er nennt mein Buch sehr oft, allein auch die Stellen, wo er es nicht beibringt, sind nichtsdestoweniger eben daher entlehnt, z. B. Seite 244 das Citat aus Rudlieb wird meinem Buche S. 427, das Citat aus Hermann Corner meinem Reinhart Fuchs S. CLXVII entnommen. Wo er sich der Wendungen bedient: „zu bemerken ist noch," „hier ist zu erwähnen," ohne beigegebnes Citat, liegt sicher meine Mythologie dahinter. Seite 395 heifst es, keine sichere Spur der Walhalla sei in Deutschland anzutreffen, dann wird fortgefahren, „jedoch ist hier zu erwähnen, dafs ein Gedicht des 13. Jahrh. es ausführt, dafs nur diejenigen, welche tapfer gekämpft haben" u. s. w.? Dies und die folgende Stelle eines Gedichts ist Mythol. S. 779, 780 zu finden. Ich schlage zufällig auf S. 154, wo ich nirgends angeführt bin: die Bemerkung, dafs das Menschenopfer sühnend sei, ist aus S. 38, dafs das Frucht- und Thieropfer die Gottheit einen Theil des gegebnen Gutes mitgeniefsen lasse, aus S. 37 der Mythologie, das unten stehende Citat Saem. 1a vergl. 36b — 49a ist aus S. 755. 756, und so geht es durch das ganze Werk. Die Note 1 S. 351 ist aus S. 390. 392 gerauft, allerdings mit Berichtigung des Druckfehlers 242 in 212, den er in meinem Buch selbst hätte corrigiren sollen; Note 2 u. 3 sind aus S. 389. 373. Selbst auf blofse Literaturangabe erstreckt sich diese Dürftigkeit; ich wollte wetten, dafs die S. 1734 der Gött. Anz. aus meiner Vorrede S. XIII angeführten Sagen von Börner und Reusch bis auf den Augenblick, wo der Verf. Gegenwärtiges lesen wird, ihm nicht zur Hand gekommen sind, wozu all der falsche Schein? Nun ist mir völlig gleichgültig, ob einer der mich plündert es jedesmal geständig sei oder nicht: es soll hier nur den Verf. bezeichnen.

Hrn. Müller rührt das nicht, dafs die meisten Götternamen unseres Alterthums sein Ohr erst durch mich vernommen hat, dafs ihm die ältesten Zeugnisse für ihr Dasein, die ihrer gedenkenden Lieder und Formeln, die Gesetze ihres Verhaltens zu der nordischen aus meinem Munde oder meinen Büchern zukamen; mit Schmitthennerischer Einbildung trägt er uns Lehren, Deutungen und Umstellungen meiner Reihen vor. Gött. Anz. S. 1737: „*offenbar* hat die bedeutende Menge der in der deutschen Mythologie mitgetheilten Einzelnheiten *augenscheinlich* dem Ausgangspuncte der Untersuchung und der Anordnung des Ganzen geschadet. Der Hauptzweck bei einer Untersuchung über das deutsche Heidenthum mufs der sein, nachzuweisen, welchen innern Zusammenhang dasselbe hatte und diesen dem Leser zu einer möglichst klaren Anschauung zu bringen. Dafs ein solcher Standpunct wenigstens der wissenschaftlichste ist, leidet keinen Zweifel, und es mufs daher ungeachtet der Schwierigkeiten, welche sich bei demselben ergeben, dahin getrachtet werden, die Menge der zerstreueten einzelnen Nachrichten nach diesem Grundsatze anzuordnen." S. 1738: „vielleicht würde noch Mehreres sich anders gestaltet haben, wenn der Verf. sich mehr zur Aufgabe gemacht hätte, das deutsche Heidenthum in dem Zusammenhange zu erörtern, wie dasselbe bisjetzt unserer Forschung erreichbar ist." S. 1739: „weil dasselbe (Verfahren) aber ein äufserliches ist, so entsteht dabei die Gefahr, dafs Sachen, die ihrer Bedeutung nach unter einen Hauptgesichtspunct fallen, leicht von einander getrennt, verschiedenartige dagegen nicht ganz gehörig vereinigt werden können." S. 1740: „wir meinen, dafs die Übersichtlichkeit des Ganzen gewonnen haben würde, wenn die einzelnen Capitel mehr nach einem rationellen Principe, mehr nach den den einzelnen Meinungen und Gebräuchen zum Grunde liegenden Ideen angeordnet wären." S. 1741: „mit dieser Anordnung der Hauptabschnitte des Werkes nach dem Stoffe stimmt die Behandlung derselben im Einzelnen. Auch hier ist das Stoffliche, da in der Regel ein Zeugnifs an das an-

Digitized by Google

dere gereiht wird, überwiegend und fast zu überwiegend; die Resultate der Untersuchung liegen oft dazwischen in kurzen Bemerkungen versteckt, so dafs sie einem minder aufmerksamen Leser leicht entgehen können, und häufig begnügt sich der Verf. mit der objectiven Darstellung der Einzelnheiten des deutschen Glaubens, ohne ihre Bedeutung näher anzugeben. So wird über die deutschen und nordischen Götter freilich manche treffende Bemerkung gemacht, aber diese werden selten benutzt, um die Totalvorstellung von einem Gotte zu abstrahiren. Seine Attribute, seine Mythen werden bisweilen nur angeführt, aber nicht in Zusammenhang mit der Grundidee desselben gesetzt." Seite 1741. 1742: „Noch schwieriger als die Behandlung der Mythen ist die der Sage, welche eine ungleich gröfsere Vorsicht erfordert. Die Art, wie der Verf. diese erörtert, ist in vielfacher Hinsicht sinnig und geistreich zu nennen. Kein Einzelzug derselben entgeht ihm, mag er auch noch so versteckt liegen, alles weifs er hervorzuziehen und namentlich durch Vergleichung mit Mythen und andern Sagen in ein helleres Licht zu bringen. Aber hier scheint uns derselbe doch auch oft da stehen zu bleiben, wo die wissenschaftliche Behandlung noch weiter gehen kann, er erhebt sich zu wenig über den Boden, auf welchen die Sage versetzt."

Aber es langweilt zugleich und verdriefst, noch mehr dieser Dasselbe und Derselbe, dieser Totalvorstellungen, Grundideen, Hauptzwecke, Ausgangspuncte, Hauptendpuncte, Standpuncte und Hauptgesichtspuncte herzuschreiben, welche Hrn. Müller mit dem Wunsche geschenkt seien, dafs er einmal die Freude haben möge, etwas Mythologisches zu finden und ein selbsteignes Buch über Mythologie zu schreiben; dann wird er nicht mehr darauf (bei ihm wäre jene Klage über Pünctlichkeit an der Stelle) zurückkommen.

Einigemal dreht er sich in seltsamer Irre, S. XII. seiner Vorrede hiefs es in mehr als schlichtem Vortrag: „dessenungeachtet war mir die Mythendeutung bei diesem Werke nicht die *Haupt*sache, sie *scheint* mir überhaupt weder der *Haupt*endpunct der mythologischen Untersuchung, noch das *Haupt*mittel um zum Verständnifs der heidnischen Religion zu gelangen, und ich weiche in so fern (!) von den Ansichten meines verewigten Lehrers O. Müller, der mir die Mythendeutung fast zu hoch zu stellen *scheint*, etwas (!) ab, obgleich sie mir sonst die richtigsten *scheinen*." Warum aber wird das, was ihm weder Hauptendpunct noch Hauptmittel scheint, was O. Müller (der nicht blofs gestorben ist, sondern sich selbst verewigt hat) zu hoch zu stellen scheint, in der Octoberanzeige öfter von mir begehrt? Seite 1741: „Ueber*haupt scheint* uns die Mythendeutung, obgleich sie in dieser zweiten Auflage nicht so von der Hand gewiesen wird, als (l. wie) in der ersten, doch nicht genug angewandt. Eine deutsche Mythologie, die auf so mancherlei Gegenstände Rücksicht nehmen mufs, hat freilich nicht vorzugsweise die Mythendeutung zum Zweck, aber diese darf doch namentlich da nicht vernachlässigt werden, wo sie über das Wesen eines Gottes Licht verbreiten kann." Well said; that was laid on with a trowel, Haupts und Scheins und Hauptscheins (Mythol. S. 1113) genug, nicht Kopfs! Sein Werk, nicht das meinige, war für gedankenlose Leser geschrieben, wenn das die „minder aufmerksamen" sind.

Um doch etwas näher auch auf die Gewissenhaftigkeit dieses Plunders einzugehen, sei folgende Stelle aus der Recension S. 1744. 1745 gewählt: „Die historische Trennung der Zeiten, aus welchen uns das deutsche Heidenthum bekannt ist, vermissen wir *überhaupt* in dem vorliegenden Werke zu sehr . . . . . Diese Verbindung der frühesten Zeiten mit den spätesten hat nun den Verf. zu mehreren Combinationen vermocht, welche unseres Erachtens aufserhalb der Grenzen der Wahrscheinlichkeit liegen. Wir wollen hier nur zwei derselben anführen. Wir haben ein hübsches Kindermärchen von dem starken *Hans*, der als ein Held von gewaltiger Körperkraft dargestellt wird; es wird doch wohl zu gewagt sein, in diesem Namen einen Anklang an *Ans* und somit an die Anses oder Asen zu finden. Nicht minder unwahrscheinlich ist es, wenn S. 347 der von Tacitus erwähnte *Ulysses* mit dem *Orendel* der Legende des zwölften Jahrh. in Verbindung gesetzt wird."

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 92.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1844.

Geschichte und System der altdeutschen Religion von Wilhelm Müller.

(Schlufs.)

Diese Beispiele sind von den übelsten, denn das erste ist unredlich, oder es mufs Herrn Müller geträumt haben, Hans und Ans habe ich nirgend zusammengestellt, und dafs bei Abhandlung der Orendels und Eigels Sage Seite 339 vier Zeilen die Vermuthung aussprechen, ohne irgend Gewicht darauf zu legen, es könne Ulysses und Laertes darin enthalten sein, was eben Simrock in seiner Ausgabe des Orendellieds allzu zaghaft ausgesprochen findet, dies darf doch in keinem Fall meine Mythenkritik insgemein bezeichnen, die sich nur ganz ausnahmsweise auf solche römische Sagen einläfst. Die fälscheste Ansicht ist aber sicher die von Hrn. Müller hinzugefügte: „da dieselbe (Legende) aller Wahrscheinlichkeit nach den Deutschen von den Römern auf den Grund eines fremden Denkmals, des vielleicht fälschlich sogenannten Altars des Ulysses, angedichtet wurde."

Seite VIII. der Vorrede steht wie folgt: „Die Nerthus des Tacitus läfst sich im Nordischen nur in einer nicht ganz sichern Spur nachweisen; die Alcis und die Tanfana desselben Schriftstellers, den Saxnôt der niederdeutschen Abschwörungsformel, die Sindgund der Merseburger Gedichts suchen wir bislang dort vergebens." Der Nerthus Identität mit dem nordischen Niördhr ist doch mehr als starke Spur; die übrigen werden so wenig im Norden anzutreffen sein, als das Wort „bislang" in einem deutschen Wörterbuch. Hr. Müller mag in der altnordischen Sprache ungefähr wie Hr. Schmitthenner im Sanskrit zu Hause sein (S. 265 skirnia für skirna); früher traute ich ihm Belesenheit im Saxo grammaticus zu, er holt seine Ausführungen nordischer Mythologie bei Finn Magnusen, dessen gelehrtes eddisches Glossar sich aufs bequemste anbietet.

Seite 1747 wird der Tadel ausgesprochen, ich lege zu grofses Gewicht auf manche gelehrte Sagen, die häufig den Charakter willkürlicher Erfindung an sich trügen (gleich jener Ulyssis ara), so verhalte es sich namentlich mit der Sage über den Cultus der Göttin Zisa. Wie in aller Welt hätte ich aber ein ins elfte Jahrhundert aufreichendes umständliches Zeugnifs für sie *dürfen* unberücksichtigt lassen? Das schönste ist, dafs Herr Müller, der des vermeinten Irrthumes überhoben sein konnte, S. 92—95 seines Buches wiederum mit dem abgeschriebnen Zeugnifs füllt, ohne dafs er es im geringsten zu deuten oder zu entkräften vermag.

Das Wenige was seine Schrift Neues darbietet, wird nicht taugen. So viel ich sehn kann, sind es folgende Stücke. S. 230. 231 ist Heimdallr zu einem Mondgott gemacht, und Caesars Sol, Vulcanus, Luna sollen Zio, Loki und Heimdallr sein, aber auch Odhinn, Ve und Vili. Gegen den Mond entscheidet, dafs die Edda bei Darstellung der Mondsverhältnisse niemals Heimdall, vielmehr ganz andere Namen nennt; die beiden andern Götter lassen sich freilich auf Sonne und Feuer deuten und sind auch so gefafst worden, zunächst aber liegt es doch, bei *Sol* an das goth. *Sauil*, ahd. *Sigil*, altn. *Sôl*, griech. Ἥλιος, sabin. *Ausel*, etrusk. *Usil* und eine gemeinschaftliche, schon von O. Müller vermuthete Grundform *Savelios* zu denken, so dafs diesen uralten, auch im Geschlecht wechselnden Namen der Sonne in frühster Zeit eine persönliche Vorstellung der Gottheit unterlag. Nicht anders läfst sich *Lunus* und *Luna* in celtischer wie in slavischer Zunge nachweisen, vielleicht lebten sie auch in deutschen Dialecten, und es drängt eben nicht, spätere Götterreihen auf die merkwürdige Angabe Caesars anzuwenden. Noch weniger Stich halten mag, dafs S. 211 Locki und Surtr identificirt werden; im Ragnarök oder Weltende treten ja beide nebeneinander auf, Freyr kämpft wider Surtr und jener Heimdall wider den seiner Fessel ledigen Loki (Mythol. S. 775); wie sollten Surtr und Loki eins sein? es wäre,

Digitized by Google

als wollte man Apollon und Ares, die beide den Trojanern gegen die Griechen helfen, für dieselbe Gottheit erklären. Loki und Fenrir, Vater und Sohn, deren Jeder auf besondere Weise in Fessel gelegt und daraus wieder befreit wird, sind sich etwan identisch; nimmermehr Loki und Surtr. Von der celtischen Influenza, die jetzt im Ueberschwank die Luft unserer Alterthumsforschung einnimmt, hat der Verfasser sich verführen lassen, mehrere unserer deutschen Götter, auf blofse Namendeutung hin, für celtische zu erklären. Statt im einzelnen Fall Urgemeinschaft zwischen Deutschen, Celten, Slaven anzunehmen, giebt man unbesonnen gleich das einheimische Alterthum dahin, und setzt dem Verwandten völlig grundlose Analogien zur Seite. So soll Nerthus celtisch sein, dem in der Edda festwurzelnden Niördhr zum Trotz; dem Namen würden mit gleichem Fug oder Unfug auch slavische und finnische Wortformen angepafst werden; sogar Freyr, unser ehrlicher Frô, unser goth. Frauja wird S. 261 zum Celten. Veleda, Aurinia, selbst das aus Macrob entnommene Thegathon sind S. 53. 54. 328 „ohne Zweifel" celtisch. Ich sage mit viel gröfserem Recht, sie sind es nicht. Dergleichen etymologische Künste könnten unsere ganze Mythologie zu Grund richten, an Sprachwitz und Mythenwitz steht aber Wilhelm Müller tief unter Herrmann Müller, der in die traurige Thorheit versunken ist, alle Germanen in Celten zu verwandeln, womit ich nichts zu thun haben werde. Es hiefse muthwillig die theuersten vaterländischen Güter und Erinnerungen fahren lassen.

Das ihm heimleuchtende Urtheil lautet: der Verfasser hat mein Buch und sein Verhältnifs zu demselben mifsbraucht, die Spitzen meiner Untersuchung abgebrochen, weggeworfen, und auf das Zurückbleibende die magere, ihn nicht zu theuer stehn kommende Brühe seiner Grundideen ergossen. Will er hiergegen einwenden, so beginne er damit, die Stelle anzugeben, wo Hans und Ans verglichen werden, und lege hernach vor, welche Einzelnheiten er *nicht* aus meiner Mythologie entlehnt hat: es ist mir zu mühsam, sie aufzusuchen. Ueber den ihm im 205—207 Stück der göttingischen Anzeigen zugetretenen Helfer, der dafür bekannt ist, deutsches Heidenthum und deutsche Sprache nicht zu kennen, will ich kein Wort verlieren. Mein Werk wird seine Fehler und Mängel haben, ich gebe sie jedem treuen, fähigen Mitbewerber Preis; diese beiden waren nicht dazu gemacht es zu tadeln noch zu loben. Die von mir, ich glaube mit gutem Tact, unserm Volksaberglauben zugewandte, von beiden tactlos getadelte Sorgfalt wird ihre Frucht bringen, und ganz andere als ein so schwacher Versuch, die Prolegomena O. Müllers auf deutsche Mythologie anzuwenden, der sie gar nicht gerecht sind. Hätten doch auch die griechischen Mythologen schärfer Acht auf diesen Aberglauben!

Jacob Grimm.

LII.

Necrolivonica oder Alterthümer Lif-, Esth- und Curlands bis zur Einführung der christlichen Religion in den Kaiserlich Russischen Ostsee-Gouvernements, zusammengestellt und historisch erläutert in einem Unterthänigsten Generalberichte über seine auf Allerhöchsten Befehl im Jahre* 1839 *ausgeführte archäologische Untersuchungsreise, von Dr. Friedr. Kruse, Professor der Geschichte in Dorpat. Leipzig* 1842.*; bei Leopold Voss.* 41 *Bogen und* 69 *Tafeln Abbildungen in Fol.

Die Alterthumskunde der deutschen und skandinavischen Ostseeländer hat sich in den neueren Zeiten zu einem beachtenswerthen Zustande ausgebildet. Nicht allein, dafs sich die verschiedenen Perioden der heidnischen Vorzeit mit allen Eigenthümlichkeiten mit Klarheit erkennen lassen: es lassen sich auch schon die einzelnen Perioden annäherungsweise der Zeit nach abgrenzen und der Geschichte nahe bringen. Die Forschung giebt das auffallende Resultat, dafs unserer christlichen Periode nur drei, in sich scharf bestimmte und abgeschlossene Culturepochen voraufgingen. Die erste Epoche umfafst die auf dem Erdboden errichteten *Hünengräber* oder Riesenbetten, die Zeit, welche die Gräber aus gewaltigen Steinblöcken errichtete: diese enthalten nur Geräthe aus *Stein* (*Steinperiode*), auch Knochen, Holz und Thon und Schmuck aus *Bernstein*; Metall findet sich unter tausend Fällen kaum ein Mal und dann ist es Geräth aus rothem, unpolirtem *Kupfer* in den Formen der Steingeräthe. Diese Zeit geht über alle Geschichte hinaus. Die zweite Epoche charakterisirt sich durch die *Kegelgräber*, auf der Erdoberfläche aufgeschüttete, backofenförmige, mit Rasen bedeckte Hügel (tumuli); diese enthalten alle Geräthe aus polirter *Bronze* (*Bronce-*

Digitized by Google

Periode), einer Legirung aus Kupfer und Zinn, und Schmuck aus *Gold* im Naturzustande, in seltenen Fällen auch Glasperlen von römischen Farben; unter tausend Fällen kommt kaum ein Mal Eisen vor. Diese im höchsten Grade ausgebildete Periode gleicht in jeder Hinsicht der altgriechischen und altitalischen Cultur und nöthigt uns, wie diese, eine hohe Bewunderung gegen dieselbe und Bescheidenheit gegen die Gegenwart ab. Auf diese folgt die *Eisenperiode*, welche die Todten in Begräbnissen unter der Erdoberfläche beisetzte, in den wendischen Ostseeländern *Wendenkirchhöfe* genannt, und Waffen und Hausgeräthe aus *Eisen*, Schmuck aus Bronze, *Silber*, höchst selten aus Gold, und buntem Glase verfertigte. Diese Periode, welche in ihrer gröfseren Ausdehnung mit der älteren deutschen Geschichte unter den Karolingern und Sachsen und den Zeichen muhamedanischen Verkehrs parallel läuft, geht ohne Zweifel der christlichen Epoche unmittelbar vorauf. Wie weit die Eisenperiode zurückgeht und wie weit die Bronzeperiode hinabreicht, läfst sich noch nicht und vielleicht überall nicht ganz genau bestimmen, wie überhaupt der Uebergang von einer Periode zur andern allmählig und unmerklich ist, und es ist ein unnützes, hyperkritisches Streben, an Einzelnheiten zu kleben, während tausende von Beispielen die Wahrheit predigen. So viel scheint sicher zu sein, dafs, nach der gleichen Cultur im Süden und den südlichen Glasperlen in nordischen Gräbern zu schliefsen, die *unvermischte* Bronze-Gold-Periode bis gegen Christi Geburt hinabreicht und die Eisen-Silber-Periode bis in die ersten Jahrhunderte nach Christi Geburt zurückgeht, ohne dafs durch eine solche Bestimmung und schwankende Begrenzung der gröfsere Umfang der Perioden leiden könnte. Diese hier geschilderte Erfahrung ist aber sicher und zweifellos und es bedarf nur eines klaren Blickes in eine einigermafsen reiche, verbürgte und wohl geordnete Sammlung, um sich fest davon zu überzeugen; es ist aber wesentlich nothwendig, dafs man solche Sammlungen *sehe* und studire: mit Bücherweisheit allein läfst sich in der Alterthumskunde nichts ausrichten.

So steht die Alterthumskunde in den urgermanischen Ländern. Es wäre nun von der allergröfsten Wichtigkeit und ein wahrhaft grofses und königliches Werk, diese Forschungen nach den verschiedenen Weltgegenden fortzusetzen, namentlich gegen Osten hin, um zu erkennen, wie weit die Stein- und Bronze-Cultur (denn die Eisen-Cultur verschwimmt an vielen Stellen mit der Cultur der neuern Geschichte) gegen Osten reicht, ob sie sich von den germanischen Ostseeländern nach Südost gegen das schwarze Meer hin und die metallreiche uralische Völkerpforte erstreckt, und wie sich im Fortschritte modificirt, ob die abgesprengten nordöstlichen Völker Rufslands Theil an der Cultur Mitteleuropas haben, wie sich die alte hohe Cultur an den Nordufern des schwarzen Meeres an die germanische Cultur anschliefst, u. s. w. Würde hierüber eine bestimmte Ansicht gewonnen, so wäre für die Geschichte ein bedeutender Gewinn durch die Erkenntnifs griechisch-germanischer Bildung erreicht und es könnte die altgermanische (oder wie Andere wollen: celtische) Alterthumskunde mit Wichtigkeit und Zusammenhang in die altgermanische Geschichte treten.

Wir nahmen mit grofser Begier das vorliegende, dem Minister der Volksaufklärung Herrn von Ouwarow gewidmete Werk zur Hand, indem wir hofften, in demselben den lange ersehnten Aufschlufs zu finden, um so mehr da es durch kaiserliche Munificenz hervorgerufen und mit einem seltenen Glanze ausgestattet ist. Leider fanden wir uns gänzlich getäuscht, da das Werk nicht die „Alterthümer Lif-, Esth- und Curlands" erforscht, sondern nur einige Funde aus einer bestimmten, engbegrenzten Zeit beschreibt, oder vielmehr nicht beschreibt, sondern vermittelst einer in vorgefafsten Meinungen abgefafsten Darstellung ziemlich unklar vor Augen zu führen sucht. Das Werk ist nicht die in sich gereifte Frucht vieljähriger, besonnener Beobachtungen und Nachforschungen, sondern die eilfertig abgerissene unreife Frucht von einigen Gewächsen in dem eilig durchwanderten Garten der Vorzeit. Das Werk ist nämlich das Ergebnifs einer in den Sommermonaten des Jahres 1839 auf Allerhöchsten Befehl und auf kaiserliche Kosten unternommenen antiquarischen Reise durch die russischen Ostsee-Provinzen. Wäre das Werk ein einfacher, klarer Bericht über das, was der Hr. Verf. auf dieser Reise aufgefunden hat, und was allerdings sehr dankenswerth ist, so würde er Dank verdient haben; nun aber mufs er sich nach dem Maafse messen lassen, welches er selbst geliefert hat. Bei der grofsen Ausdehnung der Reise und der deshalb nöthigen Eile, da der Verf. sich überall nicht lange aufhielt, konnte auch von tiefen Forschungen nicht die Rede sein, um so weniger da nichts vorbereitet war.

Digitized by Google

Der Maafsstab, nach welchem das Werk gemessen werden mufs, liegt vorzüglich in der Einrichtung desselben. Das Werk besteht nämlich aus mehrern Abtheilungen, welche alle besonders paginirt sind. An der Spitze steht ein *Bericht* an den Hrn. Minister von Ouwarow (26 S.). Darauf folgen 7 „*Beilagen:*" Beilage *A.* eine *Uebersicht der Reise* in Form eines magern Tagebuches auf 2 Seiten; Beilage *B. Historische Uebersicht der Geschichte* Lif-, Esth- und Curlands in der heidnischen Zeit (20 S.); Beilage *C. Analyse* der Kleidung, des Schmucks und der Bewaffnung der alten *Waräger-Russen*, der Haupttheil des Werkes (34 S.); Beilage *D.* Verzeichnifs der gefundenen und bekannt gewordenen *Münzen* (20 S.); Beilage *E.* Ueber die gefundenen *Waagen und Gewichte* (32 S.); Beilage *F.* Resultate der *chemischen Untersuchung antiker metallischer Gegenstände*, Behufs der Ausmittelung der Völker, von welchen sie stammen, vom Prof. *Göbel*, mit nachträglichen historisch-antiquarischen Bemerkungen vom Verf. (10 S.); Beilage *G. Erklärung der Tafeln*, sehr kurz gefafst (2 S.). Angehängt ist der *Atlas* mit sehr zahlreichen, illuminirten Abbildungen.

Der Hauptinhalt des Werkes besteht darin, dafs der Verf. in der Beilage *B* die Geschichte der „Waräger *Russen*" untersucht und darstellt, und in der Beilage *C* diesen die abgebildeten Alterthümer zuschreibt, und zwar so, dafs er, nicht die einzelnen Funde, sondern die einzelnen Theile des menschlichen Leibes nach ihrer muthmafslichen Bekleidung mit den gefundenen Alterthümern und die einzelnen Thätigkeiten nach ihren Geräthen beschreibt und, als Gipfel des Ganzen eine Waräger Russen-Familie mit allen alterthümlichen Geräthen angethan auf einer Abbildung vor dem Titel darstellt. Von der Beschaffenheit einzelner Funde, der Individualität der angestellten Nachgrabungen, der Verschiedenheit der Resultate der Forschungen erfahren wir mit Mühe nur wenig. Nur aus spärlichen Andeutungen erfährt man, dafs „die Ueberschwemmung der Düna im Frühjahre „1837 und die dadurch bewirkte Ausspülung einer „Menge von Alterthümern, besonders bei *Ascheraden* „in Lifland und Dünhoff, den Pastor Neuenkirchen „zu Ascheraden bewogen, eine schätzbare Sammlung „anzulegen," welche der Verf. untersuchte und zeichnete (S. 2 des Generalberichts) und bei denen er auf seiner Reise am längsten verweilte. Und wirklich besteht die Mehrzahl der abgebildeten Stücke, von Tab. 1 bis 19, aus diesen Alterthümern von Ascheraden. Ferner erfahren wir aus der Uebersicht Beilage *A*, dafs der Verf. auch hin und wieder auf seiner 2559 Werst betragenden Reise während vier Monate alte Gräber, z. B. bei Ascheraden und bei Kapsehten in Curland, geöffnet, auch die vorhandenen Sammlungen, z. B. zu Mitau, benutzt habe; aber eigentliche Aufgrabungsberichte finden wir nirgends. Zwar beschreibt der Verf. (S. 7 flgd. des Generalberichts) die heidnischen Begräbnisse der russischen Ostseeprovinzen und theilt sie in: Grüfte in dem ganz ebenen Erdboden, in Gräber von blofsem Sand aufgeschüttet (tumuli), in Aufschüttungen in einem Umkreise von grofsen Feldsteinen, in Gräber unter Steinquadraten auf ebener Erde, in Brandstätten unter Steinlagen und in „Tumuli Polyandrien," „wo hohe Tumuli von Sand mehrere Gräber zusammen enthalten:" — aber, was doch die Hauptsache ist, über den Inhalt der Gräber erfahren wir nichts, also höchstens dafs ein Stück des Alterthums „in einem Grabe" gefunden sei und dafs sich unförmliche Stücke geschmolzenen Metalls gefunden haben. Betrachtet man die abgebildeten Alterthümer, so sieht man auf den ersten Blick, dafs sie fast alle einer und derselben Zeit, der *letzten Periode des Heidenthums*, angehören. Dies beweisen die vielen Geräthe aus Eisen, die zahlreichen Schmucksachen aus Silber, alles von ziemlich modernen Formen, die endlosen Kettenbehänge, die den gröfseren Theil der Abbildungen ausmachen, die modernen Sporen, die schildkrötenförmigen Busenspangen, die modernen Schnallen, die vielen Thiergestalten, u. s. w. Aber wissenschaftlichen Gewinn bringt das Werk wenig, da der Verf. alterthümelnder Weise sämmtliche Alterthümer nach den Gliedern des menschlichen Leibes u. s. w. beschreibt und schon dadurch zu erkennen giebt, dafs er alles als aus Einer Periode stammend betrachtet, was er übrigens auch wiederholt ausspricht. In der Beilage *C* beschreibt er hintereinander in einzelnen Abschnitten die Bekleidung und Ausschmückung des Kopfes, des Halses, der Brust, der Arme, u. s. w. und belegt seine Ansichten mit vielen Stellen aus den Schriften der Griechen bis zu den deutschen Berichten des Mittelalters hinab.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 93.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1844.

Necrolivonica oder Alterthümer Lif-, Esth- und Curlands bis zur Einführung der christlichen Religion in den Kaiserlich-Russischen Ostsee-Gouvernements, zusammengestellt und historisch erläutert in einem Unterthänigsten Generalberichte über seine auf Allerhöchsten Befehl im Jahre 1839 *ausgeführte archäologische Untersuchungsreise, von Dr. Friedr. Kruse.*

(Schlufs.)

Wir würden die Anzeige über das Buch, als über einen Bericht eines einzelnen, nicht uninteressanten Fundes, schliefsen können, wenn der Verf. nicht weiter ausholte und Andeutungen gäbe, welche in hohem Grade wichtig sein können. Wie gesagt, gehören bei weitem die meisten der abgebildeten Alterthümer der jüngsten heidnischen Periode und einer und derselben Zeit an, und sie lassen uns durchaus im Dunkeln über die *Geschichte* der Cultur in den merkwürdigen Ländern. Aber es sind auf Tab. 47. Fig. 6—8. Alterthümer abgebildet, welche die Wifsbegier im höchsten Grade rege machen, nämlich ein durchbohrter *Streithammer* und *zwei Keile* von *Stein*, aus dem Widelsee in der Sammlung zu Dondangen in Curland, welche der Verf. in der Erklärung, Beilage *G*, kurz durch „Skandinavische Alterthümer" abfertigt. Ferner ist Tab. 9., Fig. 4. eine grofse *Framea* oder ein *Paalstaf* aus Bronze, von Altona in Curland stammend, abgebildet, worüber der Verf. auch nichts weiter sagt, als dafs die Waffe „skandinavisch" sei. In der Beilage *C*, S. 23, redet der Verf. noch von mehreren steinernen Streitäxten, ja sogar von vielen, welche vor kurzer Zeit in dem abgelaufenen Widelsee gefunden wurden; der Paalstaf war, nach S. 24, der einzige, welcher von ihm in den Ostseeprovinzen beobachtet ward. Diese Alterthümer lassen vermuthen, dafs in den russischen Ostseeprovinzen dergleichen Waffen nicht unerhört sind, und vielleicht sich auch Gräber finden, welche dieselben oder ihnen Analoges enthalten. Es wäre auch in der That im höchsten Grade merkwürdig, wenn diese für den Verkehr so günstig gelegenen und gebildeten Länder vor den „Waräger-Russen" keine Cultur gehabt haben und keine Spur von derselben aufzuweisen im Stande sein sollten. Wir können es nicht glauben, müssen aber daran festhalten, dafs es eigentlich der Hauptgegenstand des Werkes hätte sein müssen, mit Unverdrossenheit und Ausdauer der *Steinperiode* und der *Bronzeperiode nachzuforschen* und dem Inhalte der Steingräber und aufgeschütteten Kegelgräber („tumuli") mehr Aufmerksamkeit zuzuwenden, als geschehen ist. Daher können wir das ganze Werk in Beziehung auf den Titel und den Zweck nur für ein völlig verfehltes halten.

Betrachten wir nun noch die Auslegung, welche der Verf. den abgebildeten Alterthümern angedeihen läfst. Der Verf. sagt S. 11 des Generalberichts: „Der Inhalt der Gräber ist gröfstentheils den skandi-„navisch-germanischen Gegenständen, welche dort in „den heidnischen Todtenhügeln gefunden werden, in „der Form so ähnlich, dafs man fast nicht an der „Identität derselben zweifeln kann, und so scheint im „Allgemeinen deutlich hervorzugehen, dafs die skandi-„navischen Waräger, welche ihren Auzturweg durch „die Düna und den Dnjeper nach Byzanz nahmen und „mit dort erhandelten Producten zurückkehrten, die „Verbreiter dieser *Handelsartikel* waren, die sie den „Eingebornen des Landes mittheilten." Der Verfasser nimmt also den Ländern hiemit noch den letzten Rest eigener, alter Cultur; und doch ist es nicht wahrscheinlich, nicht möglich, dafs die Bewohner derselben *allen* Einflüssen menschlicher Bildung sollten widerstanden haben, da die sehr beachtenswerthe Beilage *D* ein sehr ansehnliches, mit Abbildungen begleitetes

Digitized by Google

Verzeichnifs von interessanten griechischen, römischen, byzantinischen, arabischen und andern Münzen und Alterthümern liefert, welche in den Ländern gefunden sind. — Der Verf. geht aber noch weiter. In der Untersuchung über die „Masse" der gefundenen Alterthümer (S. 12 des Generalberichts) sagt der Verf., dafs die Resultate der chemischen Analyse der Bronzen mit den Resultaten der Analysen in Dänemark wenig übereinstimmen, „wenn auch die Formen der Alter„thümer hier und dort im Ganzen dieselben sind." Es fand sich nämlich in den Alterthümern neben Kupfer, Zinn und Blei auch *Zink;* „es waren aber die *Römer*, „welche auch Zink mit dem Kupfer mischten, die Grie„chen dagegen mischten nur Zinn hinzu, keinen Zink." Daher schliefst der Verf. Beilage *F*, S. 10: „Die *skan„dinavische Legirung* der *späteren Gräberzeit* im X. „und XI. Jahrhundert zeigt den *spätern* (?) *römischen* „Ursprung," und Generalbericht S. 13: „Die meisten „unserer Bronzealterthümer sind skandinavische aus „dieser Zeit," und „findet nur in der Geschichte des „*warüger-russischen* Volks eine ungezwungene Erläu„terung: also sind die Begräbnisse ganz *skandinavisch„germanisch*" (Beilage *C*, S. 3). Diese sehr mühsam aus dem Buche gewonnene Grundansicht, welche viel kürzer hätte gefafst werden können, leidet aber an vielen Hauptgebrechen. Denn:

1) findet die vielfach erwähnte Gleichheit der Form der Bronze-Alterthümer Lif-, Esth- und Curlands mit den skandinavisch-germanischen durchaus gar nicht statt, vielmehr fällt die *völlige Verschiedenheit* derselben sogleich stark in die Augen. In Meklenburg ist seit 100 Jahren mit Aufmerksamkeit geforscht und gesammelt und doch ist unter 5000 verbürgten Stücken kein einziges, welches sich mit den Alterthümern der russischen Ostseeprovinzen vergleichen liefse; erst in den allerneuesten Zeiten sind zwei Stücke (mit Ketten!) gefunden, welche sich vergleichen lassen. In den Sammlungen zu Neu-Strelitz, Berlin und Stettin ist nichts, was sich den Necrolivonicis vergleichen liefse. Zwar finden sich überall Nadeln, Ringe u. dgl.; aber die Necrolivonica haben gewisse Abweichungen und Besonderheiten in den Formen, welche man recht eigentlich Eigenthümlichkeiten nennen kann.

2) Ist die *Metallmischung* durchaus verschieden. Es ist bekannt und ausgemacht, dafs die Bronze der eigentlichen Bronzeperiode in den germanisch-skandinavischen Ländern nur aus Kupfer und Zinn besteht und auch der Bronze der Eisenperiode noch kein Zink beigemischt ist. Nur wenige Stücke aus der Zeit des Ueberganges von der heidnischen zur christlichen Zeit enthalten im Kupfer neben Zinn auch Zink. Es kann also auch hier von Parallelisirung ganzer Perioden nicht die Rede sein. Dafs auch die Römer zu gewissen Zeiten mit Zink legirt haben, kann kein Beweis für römischen Ursprung sein, da im Norden die Zinkmischung in Anwendung kommt, als an die Römer nicht mehr gedacht ward.

Es stellt sich vielmehr heraus, dafs die Alterthümer Lif-, Esth- und Curlands, so viel deren bisher bekannt geworden sind, *von den germanisch-skandinavischen abweichen* und in sich eigenthümlich sind, so wie die Volksstämme in Sprache, Sitten und Bildung eine eigenthümliche, — wenn auch — menschliche Stellung behaupten. Freilich sind es in der Regel nur Aehnlichkeiten, durch welche sich benachbarte Völker von einander unterscheiden.

Unserer Ansicht nach hätte es so grofser Anstrengungen und Deductionen nicht bedurft; der Verf. hätte einfach mit der *Beschreibung einiger Funde von Alterthümern* der russischen Ostseeprovinzen ausgereicht, ja es war nicht einmal möglich, die *Allerhöchst* gestellte Aufgabe zu lösen: „Die genauesten Nachfor„schungen anzustellen, um die Oertlichkeit, den Zu„stand und die äufsere Gestalt der alten Gräber mit „mehr Bestimmtheit kennen zu lernen, und die in den„selben enthaltenen Sachen zur Erläuterung der histo„rischen Nachrichten über den Sechandel dieser Gou„vernements in den alten Zeiten zu untersuchen." — Zur Lösung einer solchen Aufgabe gehört mehr, als der flüchtige Anblick der Länder und die Auffindung einer nicht bedeutenden Anzahl in sich gleicher Alterthümer. Die Aufgabe ist in weiterm Umfange also noch zu lösen.

Man kann dem Verf. für die von ihm mitgetheilten Nachrichten, für die Anregung der Bebauung eines bis dahin öden Feldes sehr dankbar sein, ohne grade die Art und Weise zu loben, wie er ein Werk angreift. In dem unseligen Bestreben, alle Alterthümer sogleich erklären und aus wenigen Funden sogleich eine ganze Vorzeit (ohne Perioden) bis auf den „Unterrock" der Weiber erklären zu wollen, scheitert er unfehlbar an der übel berüchtigten Klippe der Alterthümelei.

Digitized by Google

Die Beilagen *D* über gefundene Münzen, *E* über alte Waagen und Gewichte, *F* über die chemische Analyse der gefundenen Bronzen, die Bemerkungen über die alten sogenannten „Bauerburgen" oder Burgwälle, über Volkstrachten und Volkssitten sind dem realen Inhalte nach wichtig und dankenswerth. Die chemischen Analysen sind von dem Prof. Göbel zu Dorpat angestellt und auch in einer eigenen kleinen Schrift besonders bekannt gemacht. Jedoch kann man Göbel's Folgerungen nicht billigen, welcher noch weiter geht, als Kruse, indem er S. 3 behauptet: „Die „in den Ostseegouvernements vorkommenden metalli„schen Alterthümer, welche wohl die alten Skandina„vier gebraucht und getragen haben mögen, sind von „römischer Abstammung, oder von römischen Metall„arbeitern angefertigt worden," eine Behauptung, welche der Verf. aufnimmt, ohne sie zu widerlegen, vielmehr durch eine Geschichte der Bronzemetalle zu unterstützen sucht.

G. C. F. Lisch, in Schwerin.

LIII.

De Theophili cum diabolo foedere scripsit Aemil. Sommer. Berolini ap. G. Besser. 1844. 48 S. 8.

Der Untergang des antiken Heidenthums ist in der Weise, dafs auf den Einflufs, welchen das Christenthum von ihm erfuhr, Rücksicht genommen wäre, genügend noch von Niemand behandelt *). Und doch ist nichts zugleich interessanter und zu beobachten leichter, als dieser Einflufs, welchen die christliche Religion erlitt, als sie, die engen Grenzen ihrer Geburtsstätte verlassend, sich über die Länder ausbreitete, die viele Jahrhunderte hindurch Heimat eines sinnlich heitern, wennschon nunmehr mit dem Tode ringenden Glaubens gewesen waren. Denn einerseits accommodierten sich die Verkündiger der neuen Lehre, entweder mit Bewufstsein und aus Rücksicht auf die zu bekehrenden (Gregor. M. epp. ad Mellit. Opp. Tom. II. p. 1176, 3.) oder verzaubert von der das Menschliche im Menschen ansprechenden Sinnlichkeit der heidnischen Götterlehre (Burchard. X, 9. bei Grimm Mythol. ed. I. Anhang p. XXXIV: „qui votum voverint vel persolverint ad arborem vel ad lapidem, si ad poenitentiam venerint, *clerici* tres annos, laici unum annum et dimidium poeniteant."), den Vorstellungen und Gebräuchen derselben: andrerseits färbten die neuen Bekenner Christi, weil sie, zumal inmitten so schöner und reicher Umgebung, so erhabener und begeisternder Erinnerungen, nicht mit einem Male alle Eindrücke ihres früheren Glaubens von sich zu thun, ihre Neigungen, ihr Denken und Empfinden zu heiligen vermochten, den neu angenommenen Glauben und versetzten ihn mannigfach mit Heidnischem (Salvian. gubern. Dei, ed. Baluze. Paris. 1684. p. 122. S. Leo de castitate, in Bibl. Vet. Patr. Paris. Tom. VII. p. 834). Durch diesen zwiefachen Einflufs gewann die christliche Kirche eine Beimischung heidnischer Vorstellungen und Formen, die in ihr nach und nach stabil wurden und mit der weiteren Verbreitung des Christenthums auch zu den Völkern gelangten, welchen jene Zuthaten ursprünglich ganz fremd waren. Ich bin weit entfernt eine solche Nachgiebigkeit gegen das Heidenthum, diese Accommodationstheorie den Aposteln und ihren ersten Nachfolgern zuzuschreiben. Vielmehr wissen wir und müssen es auch nach psychologischen Gründen nothwendig finden, dafs in den Zeiten, in welchen die christliche Religion eine verfolgte oder auch nur eine geduldete war, gerade des Gegendruckes wegen die Lehre Jesu von ihren Anhängern reiner und unverfälschter geglaubt und gelehrt wurde. Als aber die Macht der Kirche wuchs, als sie im vierten Jahrhundert zur Ehre der staatlichen und bald der alleinigen Anerkennung gelangte, da besonders hat die Siegerin nicht ganz auf ihrer Hut Einwirkung von der besiegten erfahren. Konnte es auch anders sein, als dafs namentlich das Theodosische Gesetz vom J. 392, welches allen öffentlichen und privaten Götzendienst mit Strafe der Verbannung belegte, dem Christenthume wie eine grofse Anzahl neuer, aber nur äufserlicher

*) *Guillaume du Choul* religion des Romains. Lyon. 1556, worin viel hierher Gehöriges gesammelt sein soll, kenne ich nur aus *Mussard* Gründliche Vorstellung der vorzeiten aus dem Heidenthum in die Kirche eingeführten Gebräuche und Ceremonien. Aus dem Französischen. Leipzig 1695. 8. Dies Buch ist, für die damalige Zeit, mit viel Umsicht und Belesenheit abgefafst, obgleich für uns ganz unbrauchbar. Einiges findet sich bei den reformatorischen Apologeten, aber nicht viel; ihnen ging die genauere Kenntnifs der Mythologie ab. *Beugnot* histoire de la destruction du paganisme. Paris 1835. 2 Bde. ist für den erwähnten Zweck mehr als dürftig.

Digitized by Google

Anhänger, so eine Masse heidnischer Elemente zuführte? Und zur Entschuldigung für das, was man heidnisches aufnahm, brauchte man nicht all zu verlegen zu sein. Das menschliche Herz ist an sich schon Sophist genug, um sich über das zu beruhigen, was zu thun oder zu glauben ihm süfs ist*). Späterhin heiligten die selten heiligen, doch stets klugen Päpste, welche mit echt römischer Diplomatik den Vortheil erkannten, der ihnen aus der Nachsicht gegen die menschliche Schwäche erwachsen mufste, die heidnischen Auswüchse des Christenthums durch ihr Ansehen.

Die Abgötterei mit der Marie, die Verehrung der Heiligen, Reliquien und Bilder, fast der ganze katholische Ritus wurzeln durch und durch im Heidenthume. Die Anbetung der jungfräulichen Mutter Christi ist gröfstentheils nur ein auf das Christenthum übergetragener Isis- und Cybeledienst, der sich am Ende des römischen Reiches über die ganze alte Welt verbreitet und zu ganz besonderem Ansehen erhoben hatte. Statt der Isis oder Cybele, der magna mater deum, ward dem heidnischen Bewufstsein die Mutter Gottes untergebreitet. Darum hat der Marienkult verhältnifsmäfsig so schnell und allgemein sich verbreitet, obgleich ihn erst später die Sonne romantischer Gesinnung in volle Blüthe trieb**). — Die Heiligenverehrung hatte ihr Vorbild an dem Heroendienst und den Apotheosen, die zuletzt im Heidenthum so gäng und gäbe waren. Der Gebrauch, den man im Christenthume davon machte, war ein doppelter. Man erhob zu Heiligen die Apostel und deren Jünger, die Kirchenväter und endlich alle, die durch besonders frommen Wandel dieser Auszeichnung würdig zu sein schienen. Sodann ward ein Theil der heidnischen Götter in christliche Heilige umgewandelt. Es war dies das bequemste Mittel, den Zwiespalt zwischen heidnischer und christlicher Religion aufzuheben. Man gab dem heidnischen Kinde blos einen christlichen Namen. Entweder nemlich ward dem Gotte ein bereits vorhandener Heiliger substituiert oder ein neuer geschaffen, und beides zu noch gröfserer Bequemlichkeit des heidnischen Gemüthes in der Regel so, dafs zwischen dem Namen des Gottes und des an seine Stelle gesetzten Heiligen selbst einige Uebereinstimmung stattfand. An Stelle des ägyptischen Micail setzte der Patriarch Alexander den Erzengel Michael (Fabricii Bibl. Antq. p. 339 sq.); aus dem in der Umgegend von Paris verehrten Dionysos ward ein St. Denys, aus dem rügenschen Svantevit ein St. Vitus (Act. Sanct. ad 15 Jun.), aus dem obotritischen Goderac ein St. Godehard (Lisch Meklb. Jahrb. VI. (1841) p. 70 sq. vgl. II. p. 13. Note); der heilige Nicolaus, Schutzpatron der Schiffer, vertrat gewifs den deutschen Wassergott Nichus (Grimm Mythol. ed. II. p. 456); der heiligen Ursula mit ihren 11000 Jungfrauen liegt, wie mein verehrter Freund und Lehrer Herr Professor Stuhr vermuthet, ein Dianenkult zu Grunde, trotz der zu Köln aufgestapelten Knochen.

Aber diesen Heiligen entsprach nicht immer eine wirkliche Person oder Gottheit, sondern häufig sind sie nur aus poetischer Fiction entstanden, wie z. B. die heilige Veronica, deren Namen und Legende j. Mabillon Mus. Ital. Lutet. Paris. 1724. 4. Tom. I. P. 1. p. 86 f. aus vera icon s. iconia, Chr. Kortholt Miscell. Acad. Kilon. 1692. 4. §. 21. aus φέρω und εἰκών, ferens imaginem, herleitet. Vgl. S. Reiske de imagin. Christi. p. 60 sqq. I. A. Schmid diss. de sudariis Christi. §. 9 sqq. Doch könnte es auch sein, dafs der Name die Sage erzeugt hätte, wie oft geschehen ist.

*) Vgl. Petri Chrysologi Serm. 155 in Bibl. Max. Patr. Tom. VIII. p. 963. D. Diese Sophisterei des Menschenherzens in ein zusammenhängendes System gebracht, ist der Jesuitismus; der darin seine Macht hat und — so Gott will — eben darin auch seinen Untergang finden wird. Hierher gehörig ist die Lehre Papst Hadrian VI. bei Sanchez Opp. Moral. lb. II. cp. 4. no 13, wozu man als Gegensatz vergleichen kann Augustin. adv. Mendac. cp. 2. Sehr erbauliche Proben dieser von Paulus einst (Röm. 3, 8) verdammten Nachgiebigkeit gegen die heidnische Gesinnung haben die Jesuiten bei ihren Missionen in China gegeben. Vgl. Histoire des differens entre les missionnaires Jesuites et ceux des Ordres de St. Dominique et de St. François. Vol. I. p. 134. Hannöv. Magazin. Jahrg. XII. (1774). St. 74. p. 1172 f.

**) Hat in dem Cybeledienst ihren Grund auch die Messe (Apulej. de Asin. aur. lb. II. Polydor. Virg. V. cp. 11.), die Tonsur (Apul. l. l.), die indefs auch bei andern heidnischen Kulten vorkam, die Procession des Frohnleichnams?

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 94.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1844.

De Theophili cum diabolo foedere scripsit Aemil. Sommer.

(Fortsetzung.)

Andere Heilige haben den Unverstand zur Mutter. So meint Sirmond (bei Hadr. Valesius Valesiana. Paris. 1694. 12. p. 49), dafs die bereits erwähnte Sage von der Ursula aus den mifsverstandenen Worten alter Martyrologien herstamme: SS. URSULA ET UNDECJMJLLA V. M. i. e. Sanctae Ursula et Undecimilla Virgines martyres. Vgl. Gisb. Voetius Disputatt. select. P. III. Ultraj. 1659. disp. 23. sqq. p. 472 sqq. Obgleich in diesem Falle nicht wahrscheinlich, wäre ein solcher Ursprung doch an sich recht gut möglich. Eine defecte Inschrift hat den heiligen Auxilius, Bischof von Angers, erzeugt und manche andere. Denn man war nicht immer so vorsichtig und gelehrt, wie Urban VIII., bei dem die Spanier wegen des von ihnen in Folge einer Inschrift SVIAR als Heiligen verehrten Viar, de concedendis indulgentiis einkamen. Der Papst liefs den Stein nach Rom kommen, wo die Inschrift für ein Fragment von Praefectu S VIARum erkannt wurde und die Indulgenzen unterblieben. Vgl. J. Mabillon a. a. O. Tom. I. P. 1. p. 143. Tentzel Monathl. Unterred. 1690. p. 363. Ob die Spanier sich werden von ihrem heiligen Viar haben abwendig machen lassen? Vermuthlich rufen sie ihn noch heut zu Tage und nicht ohne Erfolg bei Reiseunternehmungen an.

Doch zurück zu den Göttern. Nicht alle gelangten zu der Ehre der Beförderung zu Heiligen; viele von ihnen wurden auch degradiert, gleichfalls durch die bewufste oder unbewufste Nachgiebigkeit gegen das zu verdrängende oder zu vergessende Heidenthum. Denn da es unmöglich war oder geglaubt wurde, dem getauften Volke mit einem Male allen Glauben an seine ehemaligen Götter zu nehmen, so suchte man dies nach und nach dadurch zu bewirken *), dafs man ihm dieselben dem christlichen Gotte gegenüber theils als minder mächtige, theils und besonders als unheimliche, teuflische Wesen, als von Gott abgefallene Engel darzustellen suchte (Grimm a. a. O. p. 937. 957.). Und dies mufste um so leichter sein, als man einerseits scheinbar die Bibel für sich hatte (Matth. XXV, 41. II. Petr. 2, 4. Jud. v. 4.), andrerseits gewifs hauptsächlich diejenigen Götter dem Reiche der Finsternifs zuwies, welchen der Glaube des Volkes selbst schon einen feindseligen, düsteren, minder freundlichen Charakter beigelegt hatte. Durch dies Verfahren bei Bekehrung der Heiden ist es denn gekommen, dafs der Teufel mit seinen Heerschaaren in den christlichen Vorstellungen eine so bedeutende Rolle spielt, wie ihm ohnedies gewifs niemals würde zugetheilt worden sein. Ursprünglich als Ahriman der parsischen Religion zugehörig, ist er von da den Juden bekannt geworden und hat späterhin seine beste Nahrung an den zur Seite geschobenen heidnischen Göttern gefunden. Die Griechen und Römer sowohl als die Deutschen haben keinen Dualismus eines guten und bösen Principes ausgebildet; sie waren viel zu unbefangen, ihnen lachte das Leben all zu sehr, als dafs sie die menschliche Misere und Sünde hätten einem absolut bösen Wesen zuschreiben sollen. Wo wir daher einen Teufel in den Vorstellungen des Volkes finden, da ist er erst durch

*) Doch es war nicht immer eine solche *freie* Accommodation, welche die Götter als teuflische Wesen bestehen liefs. Es begegnen uns merkwürdige Beispiele von dem Glauben an die Wesenheit der heidnischen Götter bei den Missionären und Priestern. Und sollte uns das Wunder nehmen in Zeiten, die denen weit voranliegen, in welchen dem Hexen- und Teufelglauben Tausende zum Opfer fielen? — Dafs übrigens das Volk, auch ohne Zuthun der Priester, diese Diabolisierung seiner Götter würde vorgenommen haben, versteht sich von selbst.

Digitized by Google

die christliche Religion hingebracht in Folge entweder seines Vorkommens in der Bibel oder der Umwandlung heidnischer Götter (Grimm p. 936 ff.)

Ist der Teufel den verschiedenen Völkern erst durch das Christenthum bekannt geworden, so entsteht die Frage, ob nicht manche von den tausenderlei Sagen, die man vom Teufel hat, gleichfalls überliefert seien? Ohne Zweifel, wenngleich die meisten in heidnischem Boden wurzeln und in christlicher Zeit nur etwas die Form verändert haben. In neuester Zeit ist die Aufmerksamkeit auf die Teufelssagen besonders durch Goethes Faust gelenkt worden. Herr Dr. Sommer, mit der Untersuchung über die historische Grundlage der Sage von Faust beschäftigt, konnte dabei die Frage nicht unberücksichtigt lassen, ob und inwieweit frühere Teufelssagen Vorbild oder Stoff der von Faust gewesen seien. Dadurch ward er auf die Sage vom Theophilus geführt, die älteste, welche wir von einer Verbindung mit dem Teufel kennen. Sie ist schon früher in Bollandi et Henschenii Acta Sanctorum. Mens. Febr. Tom. I. p. 480 sqq., von Achilles Jubinal (Oeuvres de Rutebeuf. Tom. II. p. 260 sqq.) und Mone (Anzeiger für Kunde des deutschen Mittelalters. 1834. p. 273 sqq.) behandelt worden, nunmehr aber von Sommer so umfassend und gründlich, dafs wir uns von seiner Abhandlung über den Faust ganz Ausgezeichnetes versprechen dürfen.

Die Sage von dem Bündnisse des Theophilus mit dem Teufel ist uns durch einen gewissen Eutychianus, der sich für den οἰκογενὴς τοῦ τρισμακαρίστου τούτου ἀνδρὸς Θεοφίλου καὶ κληρικὸς τῆς αὐτῆς καθολικῆς ἐκκλησίας ausgiebt, überliefert und in zwei Handschriften, einer Wiener und einer Coislinschen, erhalten worden. Beide hat Ludw. v. Sinner in Jubinal Oeuvres de R. Tom. II. p. 332—357 zusammen abdrucken lassen, da sie bedeutend von einander abweichen. Der Wiener Codex, älter und vollständiger als der andere, enthält am Ende der Geschichte eine Notiz über den Verf., aus der die obigen Worte entlehnt sind. Obschon wir sonst nichts von dem Eutychianus wissen, so hat er doch wenigstens eben so viel für sich, als die ganze Sage, die er berichtet. Ueberdies bezeugt der Titel der Uebersetzung des Paulus (s. unten) hinlänglich die Echtheit der Unterschrift im Cod. Vindob. Sommer p. 8 ff. Nach Eutychianus lautet die Sage folgendermafsen. Theophilus, Vicedominus (οἰκονόμος) zu Adana in Cilicien, war durch seine grofse Frömmigkeit ausgezeichnet. Er wurde, als der Bischof gestorben war, an dessen Stelle gewählt, lehnte aber diese Würde, als für ihn zu grofs, ab. Der neue Bischof nun, von Verleumdern hintergangen, suspendiert den Theophilus, der zur Wiedererlangung des verlornen Amtes sich an einen hebräischen Zauberer wendet. Dieser, im Dienste des Teufels, führt ihn in der folgenden Nacht auf den Markt und heifst ihn, weder sich zu erschrecken, noch durch Schlagen des Kreuzes das, was er sehen würde, zu verscheuchen. Er sah aber eine grofse Anzahl Männer, viele mit Lichtern und Waffen, lärmend und singend und in ihrer Mitte den Fürsten der Finsternifs sitzend. Theophilus, auf die Kniee fallend, küfst dem Teufel die Füfse und verspricht allen seinen Befehlen zu gehorchen. Da ergreift der Teufel den Theophilus beim Bart und küfst ihn auf den Mund und spricht: Sei gegrüfst von jezt ab mir gehörig, Lieber und Getreuer. Τότε εἰσῆλθεν εὐθέως εἰς αὐτὸν ὁ σατανᾶς. Nachdem Theophilus so Christus und Maria abgeschworen und zum Zeichen dessen dem Teufel eine besiegelte Schrift übergeben hatte, ward er am folgenden Tage vom Bischof wieder ehrenvoll in sein Amt eingesetzt. Aber nachher kam Reue über ihn. Vierzig Tage und Nächte fleht er in der Kirche zur Marie, die ihn auch erhört, Christus durch ihre Bitten bewegt, dafs er dem Reuigen vergebe, die dem Teufel gegebene Schrift zurückbringt und dem in der Kirche schlafenden Theophilus auf die Brust legt. Darauf bekennt er sein Verbrechen und die Gnade der Jungfrau Maria, die ihm dreimal erschien, öffentlich, verbrennt die verhängnifsvolle Schrift und stirbt drei Tage nachher.

Diese Erzählung des Eutychianus ist von einem gewissen Paulus, diaconus Neapoleos, unter dem Titel Miraculum S. Mariae de Theophilo poenitente, auctore Eutychiano, interprete P. d. N. wörtlich ins Lateinische übersetzt und domino gloriosissimo et praestantissimo regi Carolo gewidmet worden. Von diesem Paulus wissen wir sonst nichts*) und können nicht einmal aus der Dedication etwas über sein Zeitalter vermuthen, da unter dem König Karl eben so gut der grofse, als der kahle, der dicke und der einfältige verstanden

*) An den Erzbischof Paulus von Neapel, der um das Jahr 765 lebte (Leo Gesch. Ital. I. p. 366), darf man nicht denken.

Digitized by Google

werden kann. Wir ersehen aus der Uebersetzung, dafs wir den griechischen Urtext auch in dem Wiener Codex nicht ganz vollständig haben, obwohl Paulus mit diesem am häufigsten da übereinstimmt, wo der Coislinianus abweicht oder eine Lücke hat; seltner umgekehrt (p. 8—10).

Durch Paulus ward die Sage vom Theophilus im Mittelalter verbreitet und bekannt. Es ist dies an vielen Einzelnheiten zu erkennen, die Hr. Sommer p. 43 ff. aufführt. Die ganz nach Eutychianus gemachte griechische Erzählung der Sage durch Simeon Metaphrastes und deren Uebersetzung durch Gentianus Hervetus sind ohne jeglichen weitern Einflufs geblieben (p. 10 f.).

Zuerst begegnet uns im 10ten Jahrhundert das Gedicht der *Hroswitha* Lapsus et conversio Theophili vicedomini (Opp. ed. Schurzfleisch. p. 132—145), die durchaus dem Paulus folgt, nur dafs sie weniges übergeht, den Theophilus in Sicilien leben und von einem reichen Bischof erzogen werden läfst. Und vielleicht ist selbst die Verlegung des Schauplatzes nach Sicilien keine absichtliche Neuerung der Hroswitha, sondern nur ein Schreibfehler für Cilicien (p. 11), wenngleich auch Hercules Vincemata Miracula Mariae Virginis lib. I. cap. 11. Sicilien hat und die Aenderung wegen des diaconus Neapoleos am Ende sehr nahe lag. Noch genauer schliefst sich dem Paulus an *Marbod*, nach Bollandus Bischof zu Rennes († 1123), dessen in leoninischen Versen geschriebenes Gedicht in Act. Sanct. l. l. p. 487—491 und in Hildeberti Turonensis et Marbodi oper. ed. Beaugendre. Paris. 1708. p. 1507 sqq. abgedruckt ist (p. 12 f.).

Mit mehr Freiheit behandelt *Hartmann* in seinem Gedichte Vom gelouben v. 1926—2001 die Sage. Nach ihm verbindet sich Theophilus mit dem Teufel zur Erlangung von Ruhm und Vermögen und schwört Gott ab. Von Gott darauf zur Reue bekehrt gesteht er vor dem Volke sein Verbrechen und fleht die Hülfe der Maria an, die mit allen Heiligen von Gott für den Theophilus Verzeihung erbittet. Die Handschrift des Theophilus herauszugeben zwingt Gott selber den Teufel, der sie von oben aus der Luft herabfallen läfst. Wir bemerken an dieser Erzählung eine weit geringere Berücksichtigung der Marie, als ihr von allen andern zu Theil wird. Theophilus schwört nur Gott ab, nicht die Marie, und erfleht ihre Hülfe zur Aussöhnung mit Gott erst dann, als er bereits vor dem Volke seinen Frevel gestanden und bereut hat. Auch ist es bei Hartmann nicht Marie, welche die Handschrift vom Teufel wiedererwirbt, sondern Gott selber. Dieser gröfsere Einflufs Gottes in die Geschichte mufste einem deutschen Gemüthe auch weit näher liegen und mehr zusagen, als der importierte der heiligen Jungfrau. Ein Deutsches erkennen wir auch in dem Herabwerfen der Handschrift aus der Luft, wofür p. 14 mehrere Beispiele beigebracht werden. Ich kann ihnen noch ein ähnliches hinzufügen aus Micrael altes Pommerland. Stettin und Leipzig 1723. 4. Buch. 4. p. 154. Ein Knabe hatte sich dem Teufel verschrieben, war bekehrt, stand aber wegen seiner in den Händen des Teufels befindlichen Schrift viel Angst aus. „Drum hielt die christliche Gemeine immerfort an, die göttliche Gnade und Allmacht anzuruffen, dafs der Teuffel gezwungen würde, die Handschrift dem Knaben wieder zu bringen, damit er also öffentlich dadurch zu Schanden gemacht würde. Welches gemeine Gebet dann auch so viel gewirket, dafs der böse Feind mit einem greulichen Brausen, dadurch der helle Mondenschein gantz verfinstert ist, in der Nacht nach XI Uhren zu ihme gekommen, und ihme die Handschrifft vor den Kopff geworffen, mit diesen Worten: ich bin deinethalben genugsam darum geschoren worden." — Es ist klar, dafs diese besondre Vorstellung von dem Herabwerfen der Handschrift aus der Luft mit dem deutschheidnischen Volksglauben von den Hausgeistern oder Elben, der auf den Teufel übertragen ist, zusammenhängt; auf welche Art Uebertragung ich oben hingewiesen habe.

Das Gedicht des *Gauthier de Coinsi* (geb. 1177 zu Amiens, 1236 Prior des Klosters zu Vis-sur-Aisne), welches die Sage, selbst in vielen Einzelnheiten, ganz so giebt, wie Eutychianus und sein Uebersetzer, obschon es nach Marbod gearbeitet zu sein scheint (p. 18), zeichnet sich vor allen übrigen sehr vortheilhaft aus nach Form und Inhalt. Es giebt sich in demselben ein gewisses psychologisches Motiviren kund, wodurch der Charakter des Theophilus anders, als in der ältesten Erzählung, erscheinen mufste. Während diese ihn einen frommen Mann nennt, den der Schmerz oder eine verzeihliche Erbitterung über die unverdiente Zurücksetzung und der Zauberer dem Teufel in die Hände liefern, schildert Gauthier ihn als einen höchst sünd-

Digitized by Google

haften Menschen, der sich zu jenem Bunde entschliefst, weil er an Gottes Hülfe verzweifelt. Der Dichter machte dadurch ein solches Bündnifs wahrscheinlicher und gab andrerseits zu noch gröfserer Bewunderung der Gnade und Allmacht Gottes Anlafs. Auch bei Gauthier finden wir, wie bei Hartmann, ein Uebertragen von Volksvorstellungen auf den Teufel, dessen auch von Eutychianus erwähntes Gefolge er mit manchen von den Elben entlehnten Zügen beschreibt (p. 16 f.). Und, wie häufig in deutschen Sagen (p. 47 not. ††), läfst der Dichter den Teufel am Schlusse in Klagen ausbrechen über den Betrug, den die Menschen ihm spielen.

Von den Besonderheiten in dem Drama des *Rutebeuf* Le miracle de Théophile (bei Jubinal Tom. II. p. 79—105 Fr. Michel Théatre français du moyen âge p. 136 ff.) ist zu bemerken, dafs das Motif des Bündnisses dasselbe ist, wie bei Gauthier, dafs auch hier der Teufel wegen des vielfachen Betruges einen genau abgefafsten Contract verlangt, und namentlich dafs Rutebeuf zuerst der Verschreibung mit Blut und eines siebenjährigen Dienstes des Theophilus beim Teufel erwähnt. Es ist dies überhaupt die älteste Nachricht von Verschreibungen an den Teufel mit Blut, die später so gewöhnlich sind *) und, wie wir aus Hartlieb's Buch de artibus vetitis (Mone Anzeiger 1838. p. 315) sehen, schon im 14. Jahrhundert allgemein verbreitet waren. Ob dieser Gebrauch im Heidenthum wurzelt? Er läfst sich wenigstens dort nicht nachweisen; und was ihn überhaupt erzeugen konnte, das konnte ihn auch in späteren Zeiten veranlassen. Die siebenjährige Dienstzeit des Teufels dagegen schreibt sich mit Sicherheit aus altheidnischen Vorstellungen und Sagen her. S. 19 not. **) werden viele Beispiele der Bedeutsamkeit einer siebenjährigen Zeit in Volkssagen angeführt. Mit einer Veränderung heifst es, dafs Mädchen, welche bei Nixen im Dienste standen, nachdem sie weggezogen sind, nur noch 7 Jahre leben (Grimm Deutsche Sagen no. 68. 69. Leibnitz. Script. Rer. Brunsv. I. p. 987 sq.). Und nicht unpassend kann man die 7 Jahre hierherziehen, welche Odysseus bei der Nymphe Kalypso zu verweilen gezwungen ist (η, 259 sqq.).

In das 13. Jahrhundert gehört gleichfalls ein hochdeutsches Gedicht, welches in dem Koloczaer und einem Heidelberger Codex (no. 341) aufbewahrt ist. Nach der auf der hiesigen Bibliothek befindlichen Abschrift des letzteren giebt Hr. Dr. Sommer das aus 322 Versen bestehende Gedicht hier zum ersten Male heraus (p. 21—34), und erläutert es mit kritischen und exegetischen Anmerkungen. Es bildet das vorletzte von 23 zum Lobe der Marie geschriebenen Gedichten, deren jedes, mit Ausnahme des ersten, mit dem Verse schliefst: des sî gelobt diu künegîn. Die Sage ist ganz wie im Griechischen, nur dafs hier Theophilus zweimal träumt und zweimal ihm Marie erscheint.

Am Schlusse desselben Jahrhunderts begegnet uns das a. 1276 geschriebene Gedicht des sächsischen Dichters *Brûn de Schoenebecke.* Er setzt die Sage als bekannt voraus, läfst den Theophilus die Dreieinigkeit und alle Himmlischen, mit Ausnahme der Marie, abschwören, sich dem Teufel mit dem Blute verschreiben, welches dieser ihm aus der Haut hervorgedrückt hatte, und ihn, ohne besondern Nutzen von seinem Vertrage gehabt zu haben, bei herannahendem Tode reuig werden. Da steigt Marie selbst zur Hölle, die Schrift zu holen, weil Gott dem Teufel keine Gewalt anthun will, und zerreifst dieselbe (p. 35—38). — Diese Version der Sage hat manches Eigenthümliche. Während die ältesten Erzählungen berichten, dafs Theophilus auch die Marie abgeschworen, sucht Brûn dadurch, dafs er sie ausnimmt, nicht ungeschickt die Hülfe zu motivieren, die sie dem Abgefallenen zu Theil werden läfst. Wie Hartmann die von den ältesten Erzählern ganz zur Seite gelassene Art, auf welche dem Teufel die Handschrift des Theophilus entrissen sei, durch das Herabwerfen aus der Luft bestimmt, so Brûn mit einiger Uebertreibung durch das Hinabsteigen der Jungfrau in die Hölle.

*) Vgl. J. C. Morgenweg diss. hist.-moralis de foederibus hum. sang. sancitis. Lips. 1687. 4. — G. H. Goetze ecloga historico-theologica de subscriptionibus sang. hum. firmatis. Lubec. et Lips. 1724. 4. — Eine raffinierte Abart dieser Blutverschreibungen bilden die Briefe, denen man sanguine Christi die gröfste Autorität zu geben suchte. Cf. J. A. Schmid liter. sang. Christi firmatas disq. Helmst. 1713. 4.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 95.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1844.

De Theophili cum diabolo foedere scripsit Aemil. Sommer.

(Schlufs.)

Ein niederländisches Gedicht des 14. Jahrhunderts, von Phil. Blommaert (Theophilus, gedicht der XIVeeuw, gevolgd door drie andere gedichten van het selfde tydvak. Gent 1836) herausgegeben, scheint nach Marbod gearbeitet zu sein, während ein andres niederdeutsches Drama (in Bruns romantische und andere Gedichte in altplattdeutscher Sprache p. 296—330) der Vermuthung des Hrn. Dr. Sommer nach aus der Volkssage geschöpft ist. Denn dafs die Sage nicht blofs in Büchern lebte, sondern auch im Munde des Volks, zu dem sie freilich erst durch schriftliche Ueberlieferung gekommen sein konnte, ist wie aus den vorhin berührten Worten des Brûn de Schönebecke (*wie ez dar wære komen* [dafs Th. sich dem Teufel verband], *daz hât ir âne mich vernomen*), so aus den vielen Anführungen deutscher und französischer, selbst spanischer Schriftsteller ersichtlich. Wurde doch 1384 zu Aunay und 1539 zu Mans ein Volksspiel, die Sage von Theophilus darstellend, aufgeführt; und viele Kirchen in Frankreich, wie z. B. die Notredame zu Paris, enthalten Darstellungen, die sich auf unsre Sage beziehen (Jubinal p. 265 ff.).

Ich habe in dem vorstehenden Bericht der verschiedenen Behandlungen der Sage einen gedrängten Abrifs der gelehrten und erschöpfenden Sommerschen Schrift gegeben, und füge hier noch einige Bemerkungen über die Sage selbst an. Was das Zeitalter des Theophilus betrifft, so ist dies, da sich sonst nirgends etwas über ihn findet, nur nach einer selbst höchst unbestimmten Stelle des griechischen Textes zu bestimmen. Ἐγένετο κατὰ τὸν καιρὸν ἐκεῖνον πρὶν ἢ τὴν ἐπιδρομὴν γενέσθαι τῶν ἀθέων καὶ ἀλιτηρίων Περσῶν ἐν τῇ τῶν Ῥωμαίων πολιτείᾳ. Da nun Sigibertus Gemblacensis den Theophilus ins Jahr 537, und Albericus Triumfontium ins Jahr 538 setzen, auch 540 von den Persern ein Einfall in das oströmische Reich gemacht wurde, so kann man immerhin diese Zeitbestimmung für den Theophilus gelten lassen (p. 8). Sie erhält von andrer Seite her einigermafsen Bestätigung. Die erste Verehrung wurde der Marie von den Kollyridianerinnen zu Theil, die sich im 4ten Jahrhundert aufgethan hatten. Sie fand in dem Epiphanius, Bischof des cyprischen Salamis (haeres. 78. 79. Opp. ed. Petavius. Paris. 1622. Tom. II. p. 342 sq.) und dem heiligen Ambrosius von Mailand (ep. Mediol. in lib. de Spir. S. lib. 3. cap. 12.) sehr heftige Gegner. Und noch als 458 der Bischof von Antiochien Petrus Fullo (Γναφεύς) den Marienculf zuerst nach Syrien brachte (Nicephor. Callist. lib. XV. cap. 28. J. Valckenier Roma paganizans. Franeker. 1656. 4. p. 211), erhoben sich viele Stimmen gegen eine solche Abgötterei. Die Sage von Theophilus nun setzt einerseits eine schon ziemlich blühende Verehrung der Marie voraus, und scheint andrerseits doch gerade aus dem Bestreben hervorgegangen zu sein, Ruhm und Anerkennung der zu Hülfe und Erlösung bereiten Jungfrau zu mehren (Ev. Joh. IV, 48). So kommen wir denn auch auf diesem Wege dazu, für die Entstehung der Sage den Anfang des 6ten Jahrhunderts anzunehmen. — Sanctus nennt Paulus den Theophilus noch nicht, zuerst Simeon Metaphrastes. Dieser setzt seinen Feiertag auf den 4ten Februar, andre auf den 13ten oder 14ten October (p. 43).

Die Sage des Theophilus ist die älteste, welche wir von einem Bündnisse zwischen Menschen und Teufel haben. Eine solche Sage konnte natürlich da nicht vorkommen, wo man sich den Menschen nicht in die Mitte zwischen zwei um ihn werbende Mächte gestellt dachte. So kann also auch nur erst durch das Christenthum die Vorstellung, wie von einem Teu-

Digitized by Google

fel überhaupt, so von einer Verbindung des Menschen mit ihm bei den abendländischen Völkern entstanden sein. Aber wie kam man vom christlichen respective jüdischen Standpuncte aus dazu? Es ist eine doppelte Antwort möglich; entweder sind dergleichen Vorstellungen schon im Judenthum und Christenthum selbst entstanden, also den Heiden tradiert, oder in der Berührung des letzteren mit dem Heidenthume. Sobald man das Verhältnifs des Menschen zu Gott als einen gegenseitigen Vertrag und Bund anschaute, mufste es, als man mit dem Teufel bekannt geworden war, nahe liegen, den Abfall von Gott, die Sündhaftigkeit des Menschen als aus einer Verbindung mit dem Teufel hervorgegangen anzusehen. Und eine solche Vorstellung läfst sich allerdings schon beim Jesaias (28, 15) wahrnehmen (Sommer p. 2). Aber sie ist dort nur ganz allgemein gehalten, wie auch der Bund des israelitischen Volkes mit Gott überhaupt, nicht in der bestimmten Form, dafs ein Mensch für sich allein sich dem Teufel ergiebt und verbündet. Im neuen Testamente zeigt die Versuchung Christi durch den Teufel die Ansicht schon mehr ausgebildet und unseren Sagen näher stehend; aber auch hier nicht in einer Weise, die auf das Vorkommen von Sagen über Teufelsbündnisse bei den Juden einen Schlufs zu machen berechtigte. Wir werden demnach den Hauptgrund solcher Sagen nicht in Tradition durch das Christenthum, sondern entweder in dem Heidenthum allein oder in seiner Berührung mit dem Christenthume zu suchen haben. Rücksichtlich des Ersteren kann es keine Frage sein, dafs schon das deutsche Heidenthum Dienstleistungen der Hausgeister bei Menschen, dieser bei Nixen kannte (Sommer p. 1 sq. 45.), woraus sich natürlich in christlicher Zeit, gemäfs der schon angedeuteten Umwandlung heidnischer Vorstellungen, Sagen von einem gegenseitigen Dienste der Menschen und des Teufels bilden mufsten. Wo das heidnische Bewufstsein einen solchen unmittelbaren Anlafs nicht bot, da läfst sich die Entstehung von Sagen über Teufelsbündnisse mit Berücksichtigung der im Christenthume gegebenen Anknüpfungspuncte aus der Vermehrung des teuflischen Reiches durch die ihm zugewiesenen heidnischen Götter und das dadurch bewirkte gröfsere Hervortreten der Vorstellung vom Teufel leicht erklären. Und in der That scheint hierin und zugleich im Mariencult (s. oben) und der Versuchung Christi durch den Teufel die Sage von Theophilus ihre Veranlassung zu haben. Denn wie sehr die Versuchungsgeschichte auf unsere Sage influiert hat ist sehr deutlich zu erkennen. Wie Christus den Verlockungen widersteht, so erliegt ihnen Theophilus; was der Teufel von Christus verlangt und dieser verweigert, das thut Theophilus, er fällt zum Zeichen der Anbetung auf seine Knie und schwört Gott ab; die 40 Tage und Nächte, die Theophilus reuig flehte, weisen auf die 40 Tage zurück, die Christus in der Wüste fastete; wie der Teufel auf der Zinne des Tempels Christus die Reiche der Erde zeigte und ihm dieselben zum Lohne versprach, wenn er zu ihm sich halten wolle, so ist es äufsere Ehre, um derentwillen Theophilus sich dem Teufel verbündet.

Dafs unsere Sage aus so äufserlicher Veranlassung entstanden ist und nicht aus poetischer Conception, ist mir sehr wahrscheinlich. Man kann deshalb eigentlich auch nicht von einer Idee reden, welche durch dieselbe dargestellt werde; und doppelt unbegründet ist es, wenn Mone (Anzeiger. 1834. p. 275) und Rosenkranz (zur Geschichte der deutschen Literatur p. 98) von dem Gegensatze des Judenthums und Christenthums sprechen, als dem Grundstoffe der Sage (Sommer p. 45 sq.). Liegt eine Idee in ihr, so ist sie durch diejenigen darin geweckt worden, welche die Sage, indem sie sie aufnahmen, gewissermafsen erst zur Sage machten. Die haben ohne Zweifel einen Sinn mit ihr verknüpft und in ihr neben der Schwäche des menschlichen Herzens, das, verlockt und verführt von den Herrlichkeiten der Welt, ihren Ehren und Freuden, von Gott sich wendet, auch die unendliche Liebe und Macht angeschaut, die dem aufrichtig Bereuenden selbst dann zu verzeihen und ihn zu erretten bereit ist, wenn er sich auch so gänzlich, wie Theophilus, von ihr losgesagt hat. Und wohl konnte sich ein von dem Bewufstsein seiner Sündhaftigkeit gedrücktes, aber gläubiges Gemüth freudig emporrichten an einer Sage, die auch ihm die Hoffnung der eignen Erlösung bot.

Dr. Jul. Fr. Lauer.

Digitized by Google

LIV.

Een Romeinsche Tegel voorzien van latijnsch cursiefschrift, gevonden in de nabijhed van Nijmegen; opgehelderd door Dr. L. J. F. Janssen, Conservator bij's rijks Museum van oudheden te Leyden. Niet in den handel. s' Gravenhage, A. D. Schinkel. 1844 (*mit einem Steinabdrucke*). 20 S. gr. 8.

Diese kleine Schrift, die „niet in den handel" ist, schliefst sich an ähnliche desselben fleifsigen Forschers über römische Ziegelsteine (Leiden, 1841. 4.) und über sonstige römische Alterthümer in den Niederlanden (Musei Lugd. Batav. Inscriptiones graecae et latinae. Leyden, 1842. 4. — Gedenkteekenen der Germanen en Romeinen an der linker oever van den neder rijn. Utrecht, 1836. 8. — Oudhedkundige mededeelingen. Leyden, 1842. 43. 44. 8. — Aufsätze in Heldring's Geld. Volksalmanak. 1844. und Zeeuwsche Genootschap voor kunsten en wetenschapen etc.), so wie an Dr. *Leeman's* zu Leyden Romeinsche Oudheden te Rossem und Aufsatz in Nijhoff's Bijdragen voor vaderl. gesch. en oudhedkunde, ferner des seel. *Reuvens*, des In *de Betouwen* und *Smetius* (Nederlandsche Romeinsche Daktyliothek. Leyden, 1844. 8. — Chronijk van Nijmegen etc.) an, welche sowohl für die früheste Geschichte der Niederlande an sich, als besonders für die Zeit der römischen Herrschaft, Einrichtung und Baukunst daselbst mit den Mitteln des Landes von grofsem Werthe sind.

Man hat solche römische Alterthümer in den Niederlanden mit vielem Fleifse verfolgt, ausgegraben, gesammelt, beschrieben und abgebildet. Gröfsere Sammlungen der Art befinden sich zu *Nimwegen* auf dem Rathhause und bei Hrn. Guyot, zu *Ubbergen* bei den Erben des Hrn. Dommer, zu *Utrecht* bei Hrn. La Court, zu *Leyden* im Kön. Museum der Alterthümer, im *Haag* im Kön. Cabinet der geschittenen Steine, während ein Theil der Smetius'schen Sammlung nach Mannheim und München wanderte.

Es ist aber vorzugsweise die Gegend von *Nimwegen*, die seit zwei Jahrhunderten schon ausgebeutet noch immer reich ist an Resten römischer Gegenwart und Eingewöhnung. In einer Strecke von zwei Stunden, am linken Ufer der Waal werden eine Menge römischer Ziegel, Denksteine und Bautrümmer aufgefunden. Bei *Bech*, *Berg en Dal* und *Holdeurnt* ($1^1/_2$ St. über Nimwegen) wurden Denksteine des Jupiter und eines Genius loci, ein Stein mit der Inschrift MATR | IBVS, ein Meilenstein aus Trajan's Zeit; bei *Holdeurnt* insbesondere Ziegel grofser Form sammt Grundmauern zu Tage gefördert; nördlich bei *Ubbergen* finden sich Grabstätten, bei *Hunerberg* die Spuren eines Jupitertempels, bei *Krajenhoff* Trümmer von Denkmälern des Jupiter, des Mercurius und der Minerva u. s. w. Dr. Janssen giebt S. 7—8 sowohl die Gröfsenmaafse, als die Legionenstempel der hier gefundenen Ziegel und Backsteine genau an.

Im October v. J. fand derselbe auf einem Ausfluge mit dem genannten Hrn. Guyot bei dem fleifsig ausgrabenden Arbeiter *Versteegen*, in dessen Häuschen eine Menge römischer Bausteine eingemauert sind, *zwei* Steine, die wenige Tage zuvor erst ausgegraben worden waren und deren einer

. . . . O . M.
. . . . NIO LO
. CI

dem Genius des Ortes geweiht gewesen zu sein scheint, der andere aber einen wohl erhaltenen, rechteckigen *Ziegel* von feiner rother, hart gebrannter Erde darbot, auf welchem *vor* dem Brennen oder Backen, wie dem von Janssen früher (1841) bekannt gemachten Ziegel mit dem römischen Abcdarium, vier Zeilen mit dem Griffel eingeritzt waren oder sind. Die ersten Buchstaben der dritten Zeile sind von zweien Fufstritten (eines Erwachsenen und eines Kindes?) verdrückt, wie ähnlich auf solchen römischen Ziegeln des Leydener Museums Eindrücke von Sandalen, von vielleicht gallischen Hundepfoten und welschen Hahnentritten als sprechende Zeugen des belebten Betriebes auf solcher feldlagerigen Ziegelei vorkommen. Die Inschrift jenes Ziegels hat Dr. Janssen ohne Zweifel richtig gelesen

KALIVNIS
QUARTVS
LATERCLOS
N CCXIII

und eben so gedeutet „Kal*endis* Juniis Quartus Laterc*ul*os N*umero* 213." Nicht so ganz treffend dürfte die versuchte Deutung ihres Inhaltes ausgefallen sein. Ist an sich unergiebig, ob der hier genannte *Quartus* derselbe sei, den Janssen S. 13—14 in Stempeln auf gebrannten Geräthschaften von Nimwegen und Xanten, auf Denksteinen im Jülichschen nachweist, ist es eben so unerheblich, ob unser *Quartus* die 214 *laterculos* mit eigener Hand gefertigt und jenen letzten mit eigener Hand beschrieben habe; so dürfte auch die Untersuchung ziemlich unfruchtbar bleiben, ob er an jenem *ersten Juni* (welches Jahres?), während Dr. Janssen versichert, dafs jetzt ein Former der freilich kleineren Back- und Bausteine an Einem Tage 10,000, ja 14,000 Stück fertigen könne, nur die 214 Ziegel geformt habe, ferner dafs die Zahl dieser 21 Ziegel, selbst wenn einer am selbigen Tage erst die Erde zubereitet hätte, keinen besonderen Fleifs beweist.

Unser Verf. denkt sich S. 15. ferner, der *Quartus* habe sich am Bau eines Tempels betheiligt, dazu jene 214 Ziegel beigesteuert, dieselben, um der Sache mehr Verdienstlichkeit zu geben, mit eigener Hand an Einem Tage gefertigt und darauf bemerken wollen, dafs er am 1. Juni grade nicht weiter gekommen sei. Gewifs liegt viel näher anzunehmen, dafs der gefundene und beschriebene Ziegel gleichsam der *Quittungs-* oder *Ablieferungsschein*, der Anführer oder Schlufsstein zu anderen 213 gewesen sei, der natürlich mit verwendet wurde.

Grade der vom Verf. S. 18. wegen der verwandten Schrift angezogene, bei Hunetrod in Hessen gefundene, in Steiner's Archiv für hessische Geschichte und Alterthümer (Darmstadt, 1840. II., 183) abgebildete, aber von Dr. Knapp in Darmstadt nicht ganz richtig gedeutete Ziegelstein mit der von Dr. Janssen richtiger gelösten Inschrift

STRATVRA TERTIA
LATERCLI CAPITLARES
N CCLXXV

Digitized by Google

(nicht *Numerus Legionis* LXXII, wie Knapp will), ist für die Richtigkeit jener unserer Auslegung der beste Gewährsmann.

Hier haben wir (obenein mit der gleichen, sogar zweimaligen Verschluckung des *u* vor l) dieselben *laterculos*, dieselbe Angabe ihrer Anzahl — ohne Zweifel die Zahl der *abgelieferten Steine* Einer Art.

Vielleicht ist auch der S. 56. meines *Libellus Aurarius* im J. 1840 abgebildete Ziegelstein mit seinen vor dem Brennen schwarz und cursiv aufgeschriebenen Namen und Nebenstrichen

Tertius ////////
Kandidus ////////////
Victor ////////////
Verna ////////
Martialis ////////

eben solch ein Belegstein über die von jedem der 5 Genannten abgelieferten Steine (oder geleisteten Fuhren etc.?) —

Dem sei wie ihm wolle, der von *Janssen* neuerdings mitgetheilte Ziegelstein gewinnt im Zusammenhalte mit dem von demselben bereits 1842 in seinen Musaei Lugd. Batav. *Inscriptiones* graecae et latinae auf Tafel XXXIII, fig. 1. abgebildeten anderen Ziegelsteine, dem gleichfalls vor dem Brennen die Schrift schwarz aufgeschrieben wurde, eben wegen dieser *Schrift* eine erhöhtere Bedeutung, worauf Dr. Janssen selbst beide Male auch aufmerksam gemacht hat. Ueberall im Wesentlichen *dieselben cursiven Züge, dieselbe Verflüchtigung der Buchstaben und Verschlingung derselben, wie sie in dem Protokolle der siebenbürgischen Wachstafeln* in gröfserem Zusammenhange und Verbrauche erscheinen; wobei gewifs bezeichnend ist, dafs da, wo der Pinsel die schwarze Farbe auftrug, die Schrift den Zügen der weichen Wachstafeln noch näher rückt, als da, wo der Griffel die, wenn auch noch nicht gebrannte, doch mehr widerstrebende Masse durchschneiden mufste. Aber selbst hier sind, wie Janssen schon bemerkt, nur 6 (sieht man das von jenem Fufstritte verletzte T in Zeile 3 genauer an, nur 5) Buchstaben etwas mehr uncial oder stehend, ohne die Umbiegungen des forteilenden und Verbindung anstrebenden Griffels geblieben.

Dr. Janssen sagt bei beiden Anlässen ganz richtig, dafs seine beiden Ziegel, wie die von mir im Libellus hinzugezogenen Ziegel und Denksteine, unwiderleglich die *Cursivschrift jener Wachstafeln, somit die Aechtheit dieser selbst bestätigen.* Nicht nur dieselben Buchstaben, dieselben Querlagen und Rechtsbiegungen oder Umschwünge des Griffels, dieselbe strenge Unterscheidung z. B. des *a* und *r*, sondern auch dieselben Verbindungen von *r* und *a*, *k* und *a* u. s. w.

Von mehreren Seiten, namentlich auch von *Böckh* und *Franz* sind Zweifel gegen die Aechtheit des von mir im Libellus gleichzeitig mitgetheilten *griechischen* Triptychon und zwar wegen der „viel zu jungen" Schriftzüge erhoben worden. An den *lateinischen* Tafeln hat nur Natalis de *Wailly* (im Journal des Savans 1841. S. 555—566) gezweifelt. In Bezug auf diese in Paris erhobenen Anstände sagt Dr. Janssen S. 17.: „het is mij niet bekend geworden, of en in hoe ver Mafsmann die bedenkingen beantwoord heeft": ich habe auf jene seit 1841 allerdings nirgends geantwortet, weil ich dieselben aufser einem anderen Grunde, auf welchen ich unten zurückkommen werde, für in sich zu wenig begründet, ja für zu flüchtig halten mufste; denn flüchtig mufs man es doch wohl nennen, wenn von *de Wailly* als Hauptbeweis für die erregten Zweifel an der Aechtheit jener lateinischen Schriftzüge wie Wachstafeln geltend gemacht wird, dafs ich S. 5. meines Libellus von Entdeckung der lateinischen Tafeln im Jahre 1790 (der griechischen 1807), S. 27. aber als im Jahre 1833 geschehen spräche. *Aber ich spreche an letzterer Stelle ja gar nicht von jenen*, sondern von 2 anderen Tafeln, welche Jankowich besitze, und zwar von zweien *metallenen* tabulis *honestae missionis*, die ich vorher S. 22 (Anmerk. 8, unter *f*) mit der Jahrzahl 1833 genauer beschrieben hatte. Hätte ich hier jene beiden *Triptycha* gemeint, so hätte ich sicher nicht „tabulae *duae* Jankovichianae" gesagt; ich spreche dort überdies von *diptychis*, von *annulis ferreis*, S. 5. bei den Wachstafeln dagegen von *lino sive filo* u. s. w. Ich mufs somit Hrn. Nat. *de Wailly*, weil die Zeit einmal auf diese Dinge wieder die Rede bringt, seine gegen mich gebrauchten Worte „une faute d'impression (?), que nous avons dû signaler au public et à l'auteur" zurückgeben und bedauere nur, dafs der ausgezeichnete italienische Gelehrte *Borghesi* zu Rom seine ausführliche und gründliche Beurtheilung meiner „Tabulae ceratae" seit 1841 nicht veröffentlicht hat, in welcher er die Aechtheit der Wachstafeln auch aus inneren Gründen, aus dem Inhalte des dortigen Protokolles zu beweisen unternommen hatte.

Er gewärtigte von mir genauere, beglaubigtere Nachweisung über das Datum der Auffindung, die ich denn auch seit jener Zeit *wiederholentlich* vom früheren Besitzer der beiden Triptycha, dem Edlen *Nicolaus Jankowich de Wadafs* zu *Pesth* im Namen seines eigenen Besitzthumes verlangte, die derselbe aber, nachdem er jene an den Erzherzog Palatinus theuer verkauft hat, namentlich über die *griechischen* Tafeln, *noch heute der Wissenschaft schuldet.* —

In Betreff dieser *griechischen* Schriftzüge erlaube ich mir schliefslich noch die Bemerkung, dafs, um überhaupt über Aechtheit oder Unächtheit griechischer Cursivschrift sicher urtheilen zu können, uns wohl zu sehr die *Zwischenglieder* zwischen Lapidarschrift und der Cursiv der ziemlich späten Handschriften mangeln dürften: ein ähnliches Verhältnifs, wie in dem Fallmerayerischen Streite über die Aechtheit der heutigen Griechen selbst in Betreff der vermeintlich slavischen Ortsnamen die älteren urkundlichen Klänge derselben mangeln.

Die überraschende *Ergänzung* des von mir dem Libellus beigegebenen und gelösten *römisch-ägyptischen Papyrus* zu Leyden aus *durchweg dazu gehörigen* Bruchstücken zu *Paris*, die, wie ich erst jetzt nach 4 Jahren durch Dr. Janssen's Schrift veranlafst wieder sehe, Natalis de Wailly a. a. O. bereits angeregt hatte, habe ich in den Münchener *Gelehrten Anzeigen* vom v. J. Nr. 112. aufgelöst und angereiht mitgetheilt.

H. F. Mafsmann.

Digitized by Google

№ 96.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1844.

LV.

W. Grigorjew: О Достовѣрности Ярлыковъ, данныхъ Ханами Золотой Орды русскому Духовенству *(d. h. Ueber die Glaubwürdigkeit der Jarlyk's, welche von Chanen der Goldnen Horde der russischen Geistlichkeit ertheilt wurden). Eine historisch-philologische Untersuchung. Moskau.* 1842. 132 S. 8.

Diese kleine Schrift gehört unstreitig zu den gediegensten Monographieen über wissenschaftliche Dinge, die ein russischer Gelehrter jemals geliefert hat. Sie vertheidigt mit siegenden Gründen die Aechtheit von sieben, nur in russischer Uebersetzung auf uns gekommenen Schreiben tatarischer Chane der Goldnen Horde an die Geistlichkeit — Schreiben, welche zuerst *Nowikow* in seiner altrussischen Bibliothek aus alten Chroniken edirte, und die auch Hr. Grigorjew im Anhang zu seiner Abhandlung mit den abweichenden Lesearten wieder abdruckt. Unter *Jarlyk* versteht man im Mongolischen und Tatar-türkischen einen mündlichen oder schriftlichen *Befehl* im weitesten Sinne. Nachdem der Verf. den Gebrauch dieses Wortes beleuchtet, führt er in sechs Abschnitten mit vieler Klarheit, Gründlichkeit, und in einfach edelm Stile sein Thema durch. Kann man ihm etwas zum Vorwurf machen, so ist es höchstens der Umstand, dafs sein rühmlicher Eifer ihn die Zeugnisse zu Gunsten einer Behauptung bisweilen mehr häufen läfst, als nöthig scheint.

Die erwähnten Jarlyk's sind, einen einzigen, der nur als Geleitsbrief dienen sollte, ausgenommen, alle von einerlei Inhalt. Die Geistlichkeit erhält in denselben verschiedne Rechte und Privilegien, insonderheit Befreiung von Abgaben jeder Art; auch wird ihren Metropoliten die Gerichtsbarkeit über den ganzen Clerus, und ganz willkürliche Verfügung über Kirchen- und Klostergüter zuerkannt oder zugesichert. Den tatarischen Unterthanen der Chane wird die Respectirung aller dieser Privilegien zur heiligen Pflicht gemacht, und für den Fall ihrer Verletzung die Todesstrafe angedroht. Von den Metropoliten u. s. w. verlangen die Herrscher der Goldnen Horde für so grofse Gunstbezeugungen nur fromme Gebete und Segenswünsche.

Hier entsteht vor Allem die Frage, wie eine Toleranz, die fast bis zur Beeinträchtigung ihrer eignen Glaubensgenossen sich steigerte, mit dem sonstigen Despotismus der damaligen Beherrscher Rufslands zusammenstimmt. Allein die Antwort ist bald gefunden, wenn man bedenkt, dafs die mongolischen Chane überhaupt in religiösen Dingen sehr duldsam waren, und, nicht sowohl aus Humanität oder Politik, als aus Aberglauben, der mit dem alten Geisterdienst ihrer Nation unzertrennlich verbunden war, jede Art von Cultus gegen Beeinträchtigung schützten. So wollte es auch der Gesetzcodex Tschinggis-Chan's, die *Jasa*, deren Satzungen jeder Fürst aus mongolischem Stamme zu halten verpflichtet war. Selbst nach ihrem Uebertritt zum Islam blieben die Ilchane Persiens allem Fanatismus fremd, und ihre christlichen Unterthanen hatten sich des kräftigsten Schutzes zu erfreuen; eben so weifs man von den Fürsten der Goldnen Horde, dafs sie noch als Muhammedaner ihre Töchter russischen Knjäsen (also christlichen Fürsten) gaben. Die Befreiung der Geistlichkeit von Steuern wird schon durch unverwerfliche Zeugnisse russischer Chroniken aus jenem Zeitalter, in denen Hr. G., wie überhaupt in der ganzen, seinem Zwecke dienenden Litteratur, grofse Belesenheit zeigt, bestätigt. Plünderung von Kirchen und Klöstern durch Truppen der Chane fand nur in Kriegszeiten statt, wenn es rebellische Knjäse zu züchtigen galt; und mufste dann und wann ein russischer Vasall der Horde um seines Glaubens willen einen

Digitized by Google

qualvollen Tod sterben, so geschah es nur, weil er aus Fanatismus den Islam *gelästert* hatte.

Hinsichtlich ihrer Form stimmen die vorliegenden Jarlyk's genau zu den zwei mongolischen Schreiben der Ilchane Argun und Oeldscheitu an Philipp den Schönen, und zu dem Jarlyk des Tochtamysch, deren Aechtheit nicht dem geringsten Zweifel unterliegt *). Nur in den drei Sendschreiben der *Taidula* fehlt die Eingangs-Formel: „im Namen des ewigen Gottes;" denn hatte jene Chanin auch die Macht, ein Jarlyk zu erlassen, so hatte sie diese Macht nur als Gemahlin des Chan's, und nicht von Gott, sondern von ihrem Gemahle; und wirklich finden wir in zweien dieser Schreiben vor: „Taidula's Wort," die Phrase: „dem (mündlichen) Befehle des Dschani-Beg gemäfs," was ohne Zweifel nichts Anderes sagen will, als: mit Bewilligung meines Gemahls.

Von den Personen, welche die Gnadenbriefe ausstellten — *Mengu Timur*, *Usbek*, *Berdibeg*, *Atjuläk* oder *Tuläk*, und *Taidula* — sind die drei ersten historisch hinlänglich bekannt. Von einem Chane *Atjuläk* weifs man nichts; da aber der ihm zugeschriebene Jarlyk vom Jahre 1379 datirt ist, und der Chan selbst ein Onkel des *Mamai* genannt wird, so mufs wohl *Tulunbeg* gemeint sein, aus dessen Regierung sich Münzen erhalten haben. Arge Verstümmelung der tatarischen und arabischen Namen ist gar nicht ohne Beispiel in den russischen Chroniken; so z. B. heifst *Dschelaleddin* bei ihnen bald *Selet*, bald *Seleni*; *Mukammed Bulak*, öfter *Mamant* u. s. w. — Die Chanin *Taidula* wird nur in russischen Chroniken erwähnt; sie erzählen von ihrer wunderbaren Heilung durch den Metropoliten *Aleksej*, und setzen ihren Tod in das Jahr 1359. Es scheint nur sonderbar, dafs eine *Chanin*, obendrein bei Lebzeiten ihres Mannes, officielle Schreiben dieser Art ausfertigen konnte. Dies giebt dem Verf. Veranlassung, sehr gründlich und gelehrt darzuthun, dafs die Frauen und nächsten weiblichen Blutsverwandten der Chane in den Mongolen-Staaten gröfserer Macht und Ehre sich erfreuten, als irgend sonst wo im älteren oder neueren Asien. Sie besafsen ihren eignen Palast und Hofstaat, eigne Domänen und Beamte; sie spielten immer eine grofse Rolle in der Regierung, selbst bei Fürstenwahlen, nahmen an allen Reichsversammlungen, die eine wichtige Angelegenheit betrafen, eben so pflichtmäfsigen als thätigen Antheil; und vor der Wahl eines neuen Chan's an der Stelle eines Verstorbenen war Eine der hinterlassenen Wittwen alle Mal Reichsverweserin. Russische Chroniken erzählen, dafs, als Michail Jaroslawitsch Twerskoi in der Orda hingerichtet ward, er seinen Sohn Constantin *dem Schutze der Chanin* empfahl, und dafs sie nicht blofs diesen, sondern alle seine Bojaren vor dem Zorne des Chans beschirmte.

Die Empfänger der sieben Jarlyk's — fünf Geistliche der russischen Kirche — werden sämmtlich *Metropoliten* genannt, und drei derselben, die es wirklich waren, *Peter*, *Feognost* und *Aleksej*, werden in Rufsland noch jetzt als Heilige verehrt. Der vierte, *Michail*, starb als Archimandrit und brachte es also nicht bis zu jener Würde; man weifs aber, dafs er sich darum bewarb. Ein *Jona*, oder *Jwan* aber, wie der fünfte, der Empfänger des ersten Jarlyk's Taidula's, genannt wird, ist zur Zeit dieser Chanin weder Metropolit, noch Archimandrit gewesen; vielleicht war es ein Bischof dieses Namens, der, gleich Michail, um die höchste geistliche Würde sich beworben und einen Jarlyk in diesem Sinne ausgewirkt hatte; oder es mufs ein Irrthum des Concipienten oder des russischen Uebersetzers angenommen werden, der aus einem simpeln Bischof einen Metropoliten machte. Auffallend ist übrigens, dafs gerade dieser Jarlyk von den russischen Historikern gar nicht erwähnt wird.

Jeder neue mongolische Chan konnte die Einrichtungen und Verordnungen seines Vorgängers umstofsen oder verändern; daher waren bei jeder Thronbesteigung neue Jarlyk's nothwendig, in denen es ausdrücklich bemerkt wurde, wenn sie früheren dergleichen als Bestätigung dienen sollten. Es ist also schon deshalb sehr wahrscheinlich, dafs alle Chane der Goldnen Horde bei ihrer Thronbesteigung der russischen Geistlichkeit ein neues Jarlyk ertheilten; und die russischen Chroniken sowohl als der Inhalt dieser Schreiben selbst bestätigen die Sitte. Aber auch jeder Metropolitenwechsel unter einem und demselben Chan erforderte ein neues Jarlyk, weil dieses zugleich die Investitur des Metropoliten war.

Die Anachronismen in mehreren Daten erklärt der

*) Vgl. *J. J. Schmidt's* philologisch-kritische Zugabe zu den zwei Mongolischen Originalbriefen u. s. w. Petersburg, 1824. — Erman's Russisches Archiv, Band 1., S. 178 ff.

Digitized by Google

Verf. scharfsinnig aus der Verwechslung gewisser als Zahlen gebrauchten slawischen Buchstaben mit anderen, die ihnen sehr ähnlich sind. In dem Jarlyk Atjuläk's soll z. B. ein Schaafjahr, welches dem J. 1379 u. Z. entspricht, das Jahr 708 der Hidschret sein, da es doch zwischen 780—81 der Hidschret fällt. Der Irrthum konnte leicht so entstehen, dafs ein Abschreiber, wenn die Zahl ψп (780) geschrieben war, statt п (80), и (8) las. Ein Wort in dem Datum findet der Verf. räthselhaft, nämlich Дарыкъ; dies kann aber nichts Anderes sein, als das zu allen muhammedanischen Völkern übergegangene arabische تأريخ *tarych* (Aera), welches der Uebersetzer nicht verstand und sonach blofs in russische Buchstaben umschrieb. — Der Geleitsbrief zu einer Reise nach Constantinopel, welchen die Chanin Taídula dem Aleksej ausstellte, ist vom „Monat *Aram* des Jahres *Jenta*" datirt. Da nun in dem mongolischen Cyklus kein Jahr diesen Namen hat, so vermuthet Hr. Grigorjew, dafs auch hier eine blofse *Jahrzahl* nach dem Zahlenwerthe der Buchstaben dargestellt sei: *je* + n + t + a wären dann gleich 5 + 50 + 300 + 1000 = 1355, und somit erhielten wir statt eines muhammedanischen ein christliches Datum, das uns durchaus nicht gerechtfertigt scheint, obschon Hr. G. bemerkt, in einem mongolischen Staate sei das eine *sehr mögliche Sache* (дѣло весьма возможное) gewesen. Dazu käme noch eine andere Sonderbarkeit, die verkehrte Ordnung der Buchstaben. Diese, meint der Verf., liefse sich etwa damit erklären, dafs das Datum schon im Original mit Buchstaben bezeichnet gewesen, und der Uebersetzer die arabische Anordnung derselben (von der Rechten zur Linken) beibehalten habe. Er selbst erklärt übrigens, dies seien nur Voraussetzungen über Voraussetzungen (предположенія на предположеніахъ), nichts weiter; und wirklich scheint uns die Lösung des Räthsels viel einfacher. Man weifs, dafs die Mongolen im Westen, als der Islam und die türkische Sprache unter ihnen herrschend wurden, der *alt-türkischen* Thiernamen für die Jahre des 12jährigen Cyklus eben so gern und noch häufiger sich bedienten, als der mongolischen; nun aber heifst eines dieser Jahre (das 7te oder Pferdejahr) bei den östlichen Türken *junad* oder *junda*, welcher Name, besonders wenn der Vocal u unbezeichnet blieb (ينده, ينان), sehr leicht in ента (*jenta*) umgeschrieben werden konnte. Ein Pferdejahr ist nun z. B. 1354 gewesen und so ergäbe sich zufällig beinahe dasselbe Datum, wie es Hr. Grigorjew durch Berechnung des Buchstabenwerths erhalten. — Der Monat *Aram* giebt ebenfalls Aergernifs, weil er in keinem Kalender eines asiatischen Volkes anzutreffen. Herbelot sagt zwar in seiner *Bibliothèque Orientale*, ein Monat dieses Namens finde sich bei den *Chinesen*; dies ist aber ein absoluter Irrthum; und obschon Hr. G. wider die Annahme einer blofsen Verderbung des arabischen *Mukarrem* sich sträubt, so hat diese doch Einiges für sich. Dafs muselmännische Namen und Wörter von den Chronisten und Uebersetzern des russischen Mittelalters oft arg verstümmelt worden sind, bezeugt unser Verf. selbst; und warum könnte in dem ältesten Manuscripte der Uebersetzung vorliegenden Jarlyk's nicht wenigstens Мараmъ (*Maram*) gestanden haben, oder auch wohl das (in Manuscripten oft schwer zu erkennende) arabische *mim* zu Anfang des Wortes mit seinem Bindestrich von dem Translator übersehen, und für ح (*hh*) blofs der Vocal ausgedrückt worden sein? *).

Der Stil aller sieben Jarlyk's giebt sie auf das unzweideutigste als Uebersetzungen zu erkennen. Ihr dem mongolisch-türkischen streng nachgebildeter Periodenbau macht sie nur dem Kenner dieser Sprachen vollkommen verständlich. Ohne Zweifel waren die Jarlyk's aus späterer Zeit *türkisch* geschrieben, weil die mongolische Sprache immer mehr aufser Gebrauch kam. Die vorliegenden Uebersetzungen sind wahrscheinlich mit den Originalen von gleichem Alter, und man darf den Translatoren aufser der unbehülflichen Anbequemung an die Redewendungen der Originale, höchstens noch vorwerfen, dafs sie gewissen Ausdrücken eine zu christliche Färbung gaben, um sie verständlicher zu machen. Anachronismen und Entstellung gewisser Namen kommen wohl zumeist auf die Rechnung späterer Abschreiber.

W. Schott.

*) ح wird öfter ausgestofsen: so in *Mamant* für *Muhammed;* und obschon es sonst oft durch russisches х ausgedrückt wird, so entspricht dem letzteren doch das خ (ch) viel besser.

Digitized by Google

LVI.

Democriti Abderitae Operum Fragmenta collegit, recensuit, vertit, explicuit ac de philosophi vita, scriptis et placitis commentatus est Fr. Gu. Aug. Mullachius Ph. Dr. in Gymn. reg. Gall. sup. ord. praeceptor. Berolini* 1843. 438 S. 8. *und XVI. S. Prael.

Demokritus von Abdera gehört, mag man über seine *Philosophie* auch noch so sehr verschieden urtheilen, mit Alkmäon und Empedokles zu den gröfsten *Naturforschern* des Alterthums. Diese drei nehmen unter den wenigen, welche im Alterthum die Wissenschaft durch Beobachtungen und Experimente zu begründen und zu erweitern strebten, den ersten Platz ein. Kein Wunder also, wenn später die falsche Naturwissenschaft, die Magie, durch seinen Namen zu Ehren zu kommen strebte und ihren Verirrungen seinen Namen vorsetzte. Auch um Mathematik, Astronomie und Geographie erwarb sich Demokritus unsterbliche Verdienste. So wenig dieselben auch bisher verkannt sind, in ihr gehöriges Licht können dieselben erst treten durch eine vollständige Sammlung und zweckmäfsige Anordnung aller von ihm vorhandenen Bruchstücke und über ihn erhaltenen Nachrichten. Die Lösung dieser Aufgabe, zu welcher Hr. Mullach schon seit längerer Zeit wetteifernd mit Hrn. Burchard in Minden Vorarbeiten geliefert hatte, hat derselbe in vorgenannter Schrift und zum gröfsten Theil mit günstigem Erfolg versucht, so dafs dieses Buch als eine dankenswerthe Bereicherung der Wissenschaft angesehen werden mufs. Wenn des Ref. Erwartungen nicht ganz erfüllt sind, so liegt davon die Schuld freilich zunächst und vorzüglich an der Geringfügigkeit und Zerstückelung der auf uns gekommenen Ueberbleibsel und Nachrichten, zum Theil aber vielleicht auch darin, dafs er mehr hoffte, als er nach dem vorhandenen Material zu hoffen berechtigt war.

Demokritus umfafste in seinen Forschungen und Schriften die Philosophie und alle positiven Wissenschaften, die zu seiner Zeit bekannt waren. Mehrere derselben haben durch ihn ihre Selbstständigkeit erhalten, alle in ihrer Ausbildung gewonnen. Um dies in das gehörige Licht treten zu lassen, müfste das Material mitgetheilt und geordnet, aus einer zweckmäfsigen Combination sein Standpunkt entwickelt und im Vergleich mit den gleichzeitigen Bearbeitungen einzelner Wissenschaften beurtheilt werden. Von diesen drei Stücken vermissen wir das dritte, und in der Behandlung des ersten und zweiten hat der Verf., wie es Ref. erscheint, sich zu sehr beschränkt, freilich nicht ohne Bewufstsein und Grund: denn er fürchtete zu weitschweifig zu werden; aber durch Abkürzung anderer Theile und durch eine zweckmäfsigere Anordnung des Ganzen hätte sich für die gewünschte Erweiterung Raum genug gewinnen lassen, ohne dafs die Schrift den gegenwärtigen Umfang viel hätte überschreiten dürfen.

Das erste Buch de Democriti Vita hatte eine so schwierige als unerfreuliche Aufgabe, da meist nur negative Resultate zu gewinnen waren. Mit grofser Ausführlichkeit und Klarheit entwickelt der Verf. aus dem Gewirre der sich widersprechenden chronologischen Angaben den Beweis für die Richtigkeit der ältesten Angabe, dafs Demokritus Ol. 80, 1 (460 v. Ch.) geboren, und Ol. 104, 4 (360 v. Ch.) 100 Jahr alt gestorben sei. Dies scheint freilich schwer mit der doch hinreichend beglaubigten Ueberlieferung zu vereinigen, dafs Hippokrates und Protagoras seine Schüler gewesen sind, von denen jener in demselben, dieser einige Jahre früher geboren sein mufs, da er schon 444 mit nach Thurii gegangen sein soll, wenigstens längere Zeit mit dem 429 verstorbenen Perikles Umgang pflegte. Der Verf. erinnert aber, dafs dies nicht von Jugendunterricht zu verstehen sei, bei freiem wissenschaftlichem Verkehr aber wohl von Leuten gleichen Alters der eine des andern Schüler heifsen könne. Selbst dies hat allerdings schon beim Hippokrates seine Schwierigkeiten, wenn es richtig, dafs er, wie Ref. erwiesen zu haben glaubt, schon im Anfange des Peloponnesischen Krieges als Schriftsteller aufgetreten sei. Demokritus mufs dann, wie es scheint, noch früher geschrieben, oder demselben mündliche Mittheilungen gemacht haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 97.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1844.

Democriti Abderitae Operum Fragmenta collegit, recensuit, vertit, explicuit ac de philosophi vita, scriptis et placitis commentatus est Fr. Gu. Aug. Mullachius.

(Fortsetzung.)

Beides ist indefs um so eher möglich, da schwer nachzuweisen sein möchte, dafs schon in den ersten Schriften des Hippokrates der Einflufs des Demokritus anerkannt werden müsse, und auch ein gegenseitiger Einflufs möglich, ja wahrscheinlich ist. Anders verhält es sich mit dem Protagoras, und hier bleibt fast nichts anders übrig, als entweder die ganze Ueberlieferung zu bezweifeln, oder des Protagoras Auftreten viel später zu setzen; Letzteres ist allerdings möglich, da es doch mit der angeblichen Gesetzgebung des Protagoras für Thurii etwas problematisch aussieht, jedenfalls nicht gerade nothwendig ist, dieselbe mit der Gründung gleichzeitig zu setzen, da die Thurier sich zuerst der Gesetze des Charondas bedient haben sollen. Es ist ferner mit Sicherheit zu erweisen, dafs Demokritus in mehr als einer Wissenschaft gegen Protagoras auftrat; eine Berücksichtigung Demokrit's in der Lehre des Protagoras ist dagegen sogar zweifelhaft. So bleiben wir trotz aller Schwierigkeiten bei der Berechnung des Verf.'s, und setzen das Leben Demokrit's zwischen 460 und 360, bis ein anderes Resultat mit gröfserer Sicherheit ermittelt ist.

Die Reisen Demokrit's nach Kleinasien, Babylon und Aegypten sind durch seine eigenen Schriften hinreichend beglaubigt; der Besuch Indiens bei ihm wenigstens nicht so zweifelhaft, als bei den meisten Zeitgenossen, und als der Verf. meint. Wenn er auch vorzüglich seine Aufmerksamkeit auf die Natur des Landes richtete, so geht der Verf. in seinen Zweifeln zu weit, indem er den Verkehr mit den Priestern Persiens und Babylon's in Abrede stellt; denn wenn er sich rühmt, die meisten Gelehrten gehört, und alle, selbst die Harpedonapten der Aegypter in der reinen Mathematik zu übertreffen, so möchte darin ein ziemlich deutliches Zeugnifs liegen, dafs er überall die Gelehrtesten aufgesucht habe, und diese möchten doch wohl in den meisten Ländern des Orients die Priester gewesen sein, die wenigstens in Babylon auch mit der Mathematik, besonders aber mit der Astronomie wohl bekannt gewesen sein müssen. Vrgl. Böckh's Metrologie p. 32. u. ff. Seinen Vorzug setzt er offenbar nur in die Theorie der Beweisführung (γραμμέων ξυνθέσιος μετὰ ἀποδέξιος), räumt andern also Gleichheit oder Vorzug in der Praxis ein. Dafs er, der sich rühmt, den gröfsten Theil der (bekannten) Erde besucht zu haben, auch in Italien gewesen sei, möchten wir so wenig bezweifeln, dafs es vielmehr wahrscheinlich dünkt, er habe auch die damals viel besuchten Küstenstädte des südlichen Rufslands nicht vergessen. Wenn er während eines mehrjährigen Aufenthalts in Athen unbekannt blieb, so möchten wir doch defshalb nicht mit Cicero die Ursache seines Incognito einer besondern Bescheidenheit zuschreiben und es ihm zum Ruhm anrechnen. Er war hingekommen, um zu lernen und wahrscheinlich in seinem früheren Lebensalter; denn dafs er damals schon durch Schriften berühmt gewesen, wagen wir nicht mit dem Verf. aus dem Cicero zu folgern. Wenn es ferner wegen seiner Beziehung zum Hippokrates wahrscheinlich ist, dafs er bald nach 430 als Lehrer und Schriftsteller auftrat, wenigstens wieder in seiner Vaterstadt lebte, so werden seine Reisen in die früheren Jahre zu setzen sein, und dazu wohl ein Zeitraum von 10 Jahren genügen, wenn er auch 5 Jahre in Aegypten, und mehrere in Athen zubrachte. Die Folge zu bestimmen, in der er die verschiedenen Länder besucht habe, scheint uns mifslich, und namentlich, dafs er sich zuletzt in Aegypten aufgehalten habe, finden wir nirgends auch

Digitized by Google

nur angedeutet, obgleich es uns, wie dem Verfasser, wahrscheinlich dünkt, dafs er Griechenland und Italien vor den Ländern der Barbaren bereist habe.

Was die Anklage wegen Verschwendung seiner Erbgüter oder wegen Vernachläfsigung seines Ackers betrifft, so möchte darauf um so weniger Gewicht zu legen sein, weil genau genommen beides der Nachricht des Antisthenes widerspricht, nach welcher er die Anklage nur gefürchtet und durch Vorlesung seiner Schriften im Voraus abgewandt habe, was auch nicht eben sehr glaubwürdig aussieht. Der Zeuge hat keineswegs so grofse Autorität, als Hr. Mullach glaubt, denn er hat nicht, wie mit Berufung auf Menage p. 40 behauptet wird, vor Aristoteles gelebt. Wenn auch J. G. Vossius und sein neuester Herausgeber p. 325 nicht über die Identität der Männer dieses Namens zu entscheiden wagen, so hat doch schon Jonsius IV. p. 329 gezeigt, dafs der Verf. der διαδοχαὶ, auf den es hier allein ankommt, als die Quelle des Diogenes Laertius, viel später fällt, da er noch den Kyniker Krates, den Menedemus und selbst den Kleanth, den Schüler des Chrysippus, behandelt, also frühestens im 2ten Jahrh. v. C. gelebt haben kann.

Ausführlich, wir möchten fast sagen, zu weitschweifig ist die Frage über den Ursprung des demokritisch-hippokratischen Briefwechsels behandelt: denn die Echtheit wird Niemand in Schutz zu nehmen versuchen. Ein bisher übersehenes und allerdings sehr interessantes Moment, das der Verf. geltend macht, ist, dafs die sprüchwörtlich gewordene Albernheit der Abderiten, welche in diesen Machwerken eine Hauptrolle spielt, nicht vor Cicero nachzuweisen sei. Der Verf. forscht dem Ursprung dieser Märchen nach, glaubt den Anfang in einer Stelle des Stoikers Athenodoros zu finden, und meint, dafs die Briefe erst im 3ten Jahrhundert n. Chr. verfafst seien. Allein wie die Anekdoten von seiner Blendung durch sich selbst, von seinem Lachen, von seiner Magie und der Albernheit der Abderiten meistens schon zu Cicero's Zeit im Umlauf waren, so ist ihr Ursprung wohl schwerlich erst damals zu suchen, sondern auf eine noch frühere Zeit zurückzuführen, und wahrscheinlich, wie so vieles der Art, wohl in der Komödie zu suchen. Aehnlich ist es mit der dem Hippokrates schuld gegebenen Verbrennung des Tempelarchivs zu Kos, die schon beim Varro vorkommt, und mit der Sage von den Verhältnissen des Hippokrates zum Perserkönig, die schon dem älteren Cato bekannt war. Plut. Cat. maj. c. 23. Letztere kommt hier besonders in Betracht, da sie sich in derselben Briefsammlung findet, und Veranlassung gewesen ist, dieselbe in die Alexandrinische Zeit zu versetzen. Da die Sache indefs auch in dem angeblichen Decret der Athener zu Ehren des Hippokrates vorkommt, welches dem Cato bekannt gewesen sein kann, so beweist sie für die Briefsammlung nichts, die allerdings viel später ist, und zum Theil wenigstens allerdings lange nach Chr. Geburt geschrieben sein mag.

Das zweite Buch handelt von den Schriften, das dritte enthält die Fragmente, und das vierte giebt die Entwickelung der Lehre. So wenig im Allgemeinen gegen diese besonders bei den Holländern übliche Eintheilung einzuwenden sein mag, so können wir der Art der Ausführung doch nicht unsern Beifall geben, weil wir nirgends etwas Vollständiges und sogar manche Wiederholung finden. Hauptsächlich scheint es uns zu tadeln, dafs der Verf. unter den Fragmenten nicht alle Nachrichten über Demokrits Gedanken und den Inhalt seiner Werke unter die Fragmente aufgenommen hat. Man kann einwenden, dafs zu den Fragmenten nur die Stellen gehörten, in denen seine eigenen Worte enthalten sind. Allein man wird nicht in Abrede stellen können, dafs in den bei der Abhandlung über die einzelnen Stellen oft nur angeführten, nicht einmal mitgetheilten Stellen sowohl, als in manchen, die als Berichte über seine Lehre angeführt sind, eigene Worte des Schriftstellers vorkommen, so gut als in den unter den Fragmenten aufgeführten Stellen viele sich finden, welche nur den Gedanken, nicht die Worte wiedergeben. Wie war es auch möglich, da die Grenze zu finden? Es blieb daher nichts anders übrig, als alles unter die Fragmente zu stellen, und diese so weit als möglich den Titeln der einzelnen Schriften unterzuordnen; dann hätten bei der Lehre Zurückweisungen auf die Fragmente genügt, und man hätte unter einem Blick gehabt, was man nun an drei oder vier Stellen suchen mufs. Wir verkennen dabei die Schwierigkeit der Ausführung nicht, glauben aber, dafs die dabei unvermeidliche Unsicherheit nicht so grofse Nachtheile gebracht hätte, als der vom Verf. eingeschlagene Weg.

Dies über das Verhältnifs der drei letzten Bücher

Digitized by Google

zu einander. Nachdem wir noch dieselben einzeln zu charakterisiren versucht haben, wollen wir den Hauptinhalt seiner Werke nach der gegebenen Reihenfolge der Schriften kurz durchgehen, und damit die entsprechenden Theile der beiden andern Bücher verbinden.

Der Verf. hat das Verdienst, in dem bei'm Diogenes erhaltenen Verzeichnifs der Schriften die Eintheilung in Tetralogien nach Thrasyllus, wir glauben mit Glück, hergestellt zu haben; er irrt indefs, wenn er meint zuerst diesen Versuch zu machen. Schon Schleiermacher (Philos. Bd. III. p. 293): Ueber das Verzeichnifs der Schriften des Demokritus bei'm Diogenes Laertius, hat dieselbe Frage behandelt. Wenn wir auch, wo beide Kritiker von einander abweichen, Hrn. Mullach meistens den Vorzug geben müssen, so finden sich doch auch bei Schleiermacher einzelne beachtungswerthe Bemerkungen, wie z. B. über die Abtheilung ἀσύνταχτα, dafs sie offenbar alle physischen Inhalts, also wohl nur durch eine weniger strenge, vielleicht aphoristische Form, sich unterschieden hätten. Nach Angabe der Tetralogien fährt Diogenes § 49 fort: τάττουσι δέ τινες κατ' ἰδίαν ἐκ τῶν ὑπομνημάτων καὶ ταῦτα· und zählt dann neun Titel aus verschiedenen Wissenschaften auf. Hr. Mullach glaubt darin die ὑπομνήματα ἠθικὰ wieder zu erkennen, was wegen der darunter vorkommenden geographischen und medicinischen Titel doch Bedenken erregt: denn wenn der Ὠκεανοῦ περίπλους auch die Sitten der Völker behandeln könnte, so ist der Schrift περὶ πυρετοῦ καὶ τῶν ἀπὸ νόσου βησσόντων doch schwerlich ein ethischer Gesichtspunct abzugewinnen, wefshalb es wahrscheinlicher ist, hier ὑπομνήματα auf alle Werke zu beziehen und einzelne Bücher zu verstehen, die ursprünglich Theile gröfserer Werke waren, aber wegen des Interesses, das sie erregten, besonders abgeschrieben wurden.

Wir verweilen nur noch bei den unechten Schriften, und bemerken bei dieser Gelegenheit, dafs der Verf. die für unecht gehaltenen Werke und Fragmente grofsentheils weggelassen. Dafs er das Buch de arte sacra und die Briefe nicht weiter berücksichtigte, wird jeder billigen; dafs aber auch die, wenn auch schon bei den Alten für unecht anerkannten Fragmente aus Columella, Plinius und Coelius Aurelianus und in den Geoponicis nicht aufgenommen wurden, können wir weniger billigen, da dadurch verhindert wird, dafs der Leser eine eigne Ueberzeugung über diese Frage gewinnen kann; sind doch die ethischen, die für unecht erklärt werden, mitgetheilt. Der Demokritianer Bolus, der schon von den Alten als Fälscher genannt wird, bedarf wohl noch einer genaueren Untersuchung. Ferner scheint kein Grund zu sein, die bei Columella im Allgemeinen angeführten ὑπομνήματα für ein besonderes Werk zu halten. Hier war der Ort zu bemerken, dafs auch einige Hippokratische Schriften besonders von Neueren dem Demokritus beigelegt worden sind.

Den Fragmenten, die in moralische, physische, zoologische, astronomische, verschiedenartige, und solche, die über Ackerbau handeln, getheilt sind, ist eine recht klare und gute lateinische Uebersetzung untergesetzt, und es folgen recht verständige Noten, meist kritischen Inhalts, doch geben sie auch die Uebersetzungen und Auszüge, die sich von den Fragmenten bei den Alten finden.

Die Realerklärungen mufs man im letzten Buch, das die Lehre abhandelt, suchen. Da der Verf. weder in Form noch Inhalt hier etwas Neues von Bedeutung giebt, so würde der ganze Abschnitt nicht vermifst werden, zumal da er, besonders was die Deutlichkeit, den Zusammenhang und die Anordnung betrifft, nicht eben gelungen zu nennen sein möchte. Von Demokrits astronomischem System findet sich eine Ueberlieferung p. 390, eine andere p. 393, ohne dafs ein Versuch gemacht wird, zu entscheiden, welcher der Vorzug gebührt, und die an sich nicht deutliche Ansicht genauer aus den erhaltenen Andeutungen zu entwickeln. Dafs an vier verschiedenen Stellen von den umherschwebenden Bildern der Dinge (εἴδωλα), an eben so vielen meistens andern Stellen vom Erkenntnifsvermögen die Rede ist, hätte sich vermeiden lassen, wenn der Verf. sich auf Demokrits Standpunct versetzt hätte, und nicht von der uns gewöhnlichen Auffassungsweise ausgegangen wäre.

In der Betrachtung des Einzelnen folgen wir der Anordnung der Schriften, wie sie Thrasyllus gegeben, nicht als wenn wir grade überzeugt sein könnten, dafs er das Rechte getroffen, sondern weil wir wenigstens nicht im Stande sind etwas Besseres zu finden. Des Verf.'s Meinung, dafs die ethischen Schriften und namentlich der Pythagoras zu den frühesten Schriften des Demokritus gehören, scheint uns nicht hinreichend

Digitized by Google

begründet. Wir möchten grade umgekehrt schliefsen, dafs die Wichtigkeit, welche er der Mäfsigkeit beilegt, und die vielen einzelnen Vorschriften eine genauere Kenntnifs der Pythagoräischen Lebensweise annehmen lassen, und wenn diese, wie aus gleichzeitigen Komikern zu schliefsen, in Griechenland auch bekannt war, so scheint er doch eine genauere Kenntnifs der Persönlichkeit des Pythagoras und seiner Lehre gehabt zu haben, die sich schwerlich anders als unter seinen Schülern in Italien erwerben liefs, wie denn auch die Erklärung der εὐθυμία, die ihm der höchste ethische Begriff war, durch ἁρμονία und ξυμμετρίη auf einen nähern Zusammenhang mit der Pythagoräischen Ethik schliefsen läfst, wofür auch Ausdrücke, wie ψυχὴ δ' οἰκητήριον δαίμονος sprechen. Die Spuren von Einflufs der Sokratischen Ethik, mit der er sich bei der Abneigung gegen die ideale und abstracte Richtung des Urhebers nicht mochte befreunden können, sind dunkler, wenn auch nicht ganz zu leugnen; der weite Umfang, welchen er dem Begriff φρόνησις giebt, und die Sätze von der ἄνοια könnten dahin gerechnet werden. Jedenfalls verdienen die ethischen Fragmente als der erste Versuch, die Ethik wissenschaftlich zu begründen, gleichzeitig mit Sokrates, und bevor noch einer seiner Schüler dessen Lehre in Schriften behandelte, mehr Beachtung, als ihr gewöhnlich zu Theil wird.

Bei dem zweiten Titel περὶ τῆς τοῦ σοφοῦ διαθέσιος bemerken wir nur, dafs darin wohl der erste Versuch zu finden ist, den Weisen als sittliches Ideal zu schildern. Von der Schrift περὶ τῶν ἐν ᾅδου wird in reichen Collectaneen nachgewiesen, dafs darin vom Scheintode und von der Ohnmacht gehandelt war, nicht aber, wie Wyttenbach vermuthet, von einem Wiederaufleben nach dem Tode. Da die Schrift unter den ethischen steht, mufs man ohne Zweifel auch eine Anwendung auf's Leben vermuthen, die auch nicht ganz ferne liegt. Auf die vierte Schrift τριτογένεια, die nach Demokrit φρόνησις war, und εὐλογίζεσθαι, λέγειν καλῶς und πράττειν ἃ δεῖ umfafste, lassen sich viele Fragmente beziehen. Dasselbe gilt von der Schrift περὶ ἀνδραγαθίης und περὶ εὐθυμίης, die mit grofser Wahrscheinlichkeit identisch erklärt wird mit der anderswo citirten Schrift περὶ τέλους. Schwieriger ist es den Inhalt zu bestimmen von der Schrift Ἀμαλθείας κέρας, obgleich die Vermuthung nahe liegt, es sei vom Lebensgenufs gehandelt. Für die ὑπομνημάτων ἠθικῶν ἡ würde dann übrig bleiben, was sonst nicht unterzubringen ist.

In der Behandlung der ethischen Fragmente hatte der Verf. an Orelli und Burchard gute Vorgänger, indefs verdient, was er hinzugethan, Anerkennung, wefshalb hier wenig Erhebliches nachzutragen sein möchte, abgerechnet, dafs das Urtheil über Echtheit und Unechtheit wohl nie zur völligen Sicherheit gelangen kann. Wir halten uns nur bei einem Fragmente auf, das wohl richtiger unter den physiologischen seinen Platz gefunden hätte. Wir meinen No. 50: Ξυνουσίη ἀποπληξίη σμικρή· ἐξέσσυται γὰρ ἄνθρωπος ἐξ ἀνθρώπου. Die vom Verf. vorgezogene Lesart ἀποπληξίη, was Schlagflufs, völlige Lähmung, Ohnmacht bedeutet, kann wohl ihrer Bedeutung wegen hier nicht stehen, wie der Verf. selbst zugeben mufs, dafs auch das Zeugnifs der Ueberlieferung dagegen ist, da jene Lesart sich nur beim Stobäus findet, alle übrigen Stellen der Alten aber die Lesart ἐπιληψίη darbieten. Für den zweiten Theil kommen noch zwei Citate hinzu: Galen. in Hipp. Epid. III. Com. I. ed. Bas. V. p. 478. Kuhn. XVII. B. p. 28. ἔπειτα δὲ καὶ (γράφουσι) ὁ Δημόκριτος εἶπεν· ἄνθρωπος ἐξ ἀνθρώπου ἐκθόρνυται und An animal sit, quod in utero est, ed. Chart. V. p. 340. Kuhn. XIX. p. 516 φησὶ δὲ Δημόκριτος ἄνθρωπον ἐξ ἀνθρώπου ἐξεσεῖσθαι καὶ κύνα ἐκ κυνὸς καὶ βοῦν ἐκ βοός. Aufserdem bemerken wir nachträglich: No. 40. findet sich auch bei Michael Apostolicus, Cent. VI. 14. ohne Variante; No. 32. ibid. V, 50, wo sich der vom Verf. hergestellte Jonismus erhalten hat; No. 73. ibid. XII. 63, wo die ersten Jonismen verwischt; No. 89: τόλμα πρήξιος ἀρχή, τύχη δὲ τέλεος κυρίη, ibid. XIX, 10 mit der Variante: τύχη δὲ τέλος κηρίης, wo indefs das letzte Wort sinnlos; No. 192. ibid. XX. 49.

Bei demselben Schriftsteller finden wir noch XII, 89. Μηδὲ δίκην δικάσῃς, πρὶν ἀμφοῖν μῦθον ἀκούσῃς, und XV. 17 (nach dem Index) ὁ πῆλος, ἢν μὴ δαρῇ, κεραμὸς οὐ γίνεται. Diese Stellen beim Stobäus zum Theil unter Demokrates Namen aufgeführt, sind hier alle dem Demokritus beigelegt, und dienen zur Bestätigung der vom Verf. vertheidigten Ansicht, dafs alles dem Demokritus gehört, und der Name Demokrates nur aus Irrthum entstanden sei.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 98.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1844.

Democriti Abderitae Operum Fragmenta collegit, recensuit, vertit, explicuit ac de philosophi vita, scriptis et placitis commentatus est Fr. Gu. Aug. Mullachius.

(Fortsetzung.)

Dafs der μέγας διάκοσμος und der μικρὸς διάκοσμος die Bildung der Welt aus den Atomen und dem Leeren geschildert, und also die Principien seiner Naturphilosophie behandelt haben, ist so sicher, als es unmöglich ist, den Unterschied beider Werke zu bestimmen. Am wahrscheinlichsten ist, dafs das eine dem Leukippos gehörte. Die κοσμογραφία möchte sein Sonnensystem enthalten haben. Es ist schon oben erwähnt, dafs dieser Gegenstand vom Verf. in dem letzten Buche nur flüchtig behandelt ist. Die Widersprüche der verschiedenen Stellen beruhen meist auf Mifsverständnissen. Die aus Diogenes angeführte Stelle gehört dem Leucippus, nicht dem Demokritus, obgleich dennoch der scheinbare Widerspruch leicht zu heben ist. Nach Diog. L. IX. 32—33 wird um jede Welt eine Hülle angenommen, die er aber nicht für fest und undurchdringlich mufs gehalten haben, da er eine Einwirkung der Atome von aufsen auf die Hülle nicht blofs, sondern auch durch dieselbe auf das Innere zuläfst; da diese Hülle in Brand kommt, versteht er darunter wohl, was sonst bei den Alten Aether heifst. Ihr zunächst liegt nach Demokrit die Sphäre der Fixsterne, wie Pseudoplat. de Plac. Phil. II. 15 in Uebereinstimmung mit Pseudo Orig. p. 891 angiebt, was keineswegs mit Diogenes in Widerspruch steht, wo unter ἄστρα nur die Fixsterne verstanden werden können, die, da sie sich zuerst entzünden, offenbar zu äufserst angenommen werden müssen. Wenn es heifst τὸν τοῦ ἡλίου κύκλον ἐξώτατον, so ist das relativ im Gegensatz gegen Mond und Planeten zu verstehen, nur dafs weiter unten τὸν δὲ ἥλιον ὑπὸ τῶν ἀστέρων ἐκπυροῦσθαι gelesen werden mufs ἀστρῶν, indem ἀστέρες Sonne, Mond und Planeten bedeuten. Die Planeten (die beim Plutarch Mond und Sonne mit umfassen) im engern Sinn werden zwischen Sonne und Mond, der Mond aber der Erde zunächst gesetzt.

Von den Planeten handelte er noch in einer besondern Schrift. Dabei fällt auf, wenn wir beim Seneca Quaest. Nat. VII, 11 lesen: Democritus quoque subtilissimus antiquorum omnium suspicari ait se, plures stellas esse, quae currant, sed nec numerum illarum posuit, nec nomina, nondum comprehensis quinque siderum cursibus. Bei den genauen astronomischen Beobachtungen, die grade von Demokrit überliefert werden, müfste es Wunder nehmen, wenn er noch nicht die 5 Planeten als solche erkannt, und von allen Sternen anderer Art unterschieden hätte. Und doch hat auch Schaubach Seneca so verstanden, aber gewifs mit Unrecht. Eben so ungereimt ist es anzunehmen, er hätte die Kometen aus dem Zusammentreffen zweier der 5 Planeten erklärt. Und doch haben schon Alexander von Aphrodisias und Olympiodorus ihn oder vielmehr des Aristoteles Nachricht über ihn so verstanden, obgleich Seneca in der entsprechenden Stelle sich vorsichtiger ausdrückt, indem er ihn die Kometen nicht durch das Zusammentreffen mehrerer Planeten, sondern mehrerer Gestirne (sidera) erklären läfst. Das nondum comprehensis quinque siderum cursibus soll und kann nicht heifsen, dafs man den Lauf der 5 Planeten noch nicht verstanden, sondern nur dafs er sie noch nicht so begriffen, dafs er sie durch Berechnung ihrer Umlaufszeit als besondere Klasse von Weltkörpern festgestellt, wefshalb er auch andere Sterne (wahrscheinlich Kometen ohne Schweif) in dieselbe Klasse setzte, und daher eine unbestimmte Zahl von Planeten annehmen zu müssen glaubte (Simpl. ad Arist. de Caelo II. ed. R. p. 497. Cf. Hallische Litteraturzeit. 1837. IV. 98),

Digitized by Google

wie dies auch von Diogenes Apolloniates geschehen ist. Stob. Ecl. I. 25. p. 508: συμπεριφέρεσθαι δὲ τοῖς φανεροῖς ἄστροις ἀφανεῖς λίθους καὶ παρ' αὐτὸ τοῦτο ἀνωνύμους· πίπτοντας δὲ πολλάκις ἐπὶ τῆς γῆς σβέννυσθαι, καθάπερ τὸν ἐν Αἰγὸς ποταμοῖς πυρωδῶς κατενέχθεντα ἀστέρα πετρίνον. Offenbar führte man die als Feuerkugeln herabgefallenen Aerolithen zum Beweise dafür an, oder erklärt umgekehrt diese Erscheinung durch diese Theorie. Solche Planeten ohne Namen sind es aber offenbar, aus deren Zusammentreffen er die Kometen erklärte.

Die folgenden Titel sind meist durch sich selbst verständlich; wir machen jedoch darauf aufmerksam, dafs die vier ersten mehr das Erkenntnifsvermögen behandelt, die vier letzten mehr die Natur an sich beschrieben haben. In der Schrift περὶ φύσιος war ohne Zweifel die Entstehung des Einzelnen aus Atomen erklärt, wie aus Simplic. Phys. p. 310 a. zu schliefsen: οἱ περὶ Δημόκριτον τὴν κατὰ τόπον κίνησιν κινεῖσθαι λέγουσι τὴν φύσιν τοῦτεστι τὰ φυσικὰ καὶ πρῶτα καὶ ἄτομα σώματα; welche Stelle der Verf. später angebracht. Es folgen in derselben Tetralogie: περὶ ἀνθρώπου φύσιος ἢ περὶ σαρκὸς β', περὶ νόου und περὶ αἰσθησίων, aus welchem letzteren besonders viele Fragmente erhalten sind. Die folgende Tetralogie περὶ χυμῶν, περὶ χροιέων, περὶ τῶν διαφερόντων ῥυσμῶν und περὶ ἀμειψιρρυσμιέων. Es wird nachgewiesen, dafs ῥυσμὸς Jonisch für ῥυθμὸς bei den Abderiten σχῆμα bedeutet habe. Es handelte der Philosoph also offenbar hier nach einander 1) von den Flüfsigkeiten, 2) von den festen Körpern und zwar erst von der Farbe, dann von der Gestalt; 3) von deren Veränderungen; alles wird aus den Atomen erklärt, denen er eine unendliche Verschiedenheit der Gestalten und eine beständige Bewegung beilegt. Wir glauben daher nicht, dafs vorzugsweise in der letzten Schrift von den Atomen die Rede gewesen ist, und möchten daher nicht mit dem Verf. die Schrift περὶ ἰδεῶν mit derselben identisch halten. Da bei ihm ἰδέαι die Atomen heifsen, so ist dies eher die Schrift περὶ φύσιος gewesen, wogegen die letzte wohl von der Bewegung derselben gehandelt haben mag.

Den hierher gehörigen Fragmenten, welche nur bei der Lehre p. 386 angegeben sind, fügen wir die etwas abweichende Parallele Galen. in Hipp. περὶ χυμῆς ed. Chart. VIII. p. 523. Kuhn XVI. p. 38 hinzu. Interessant sind die Bemerkungen über die Schrift κρατυντήρια, in welcher der Verf. mit grofser Wahrscheinlichkeit die sonst angeführten κανόνες, allgemeine Naturgesetze des Demokrit wieder findet. Besondere Beachtung verdient der folgende Titel περὶ εἰδώλου ἢ περὶ προνοίης und das dahin gehörende Fragment 3 p. 201. Die Annahme feiner stets und überall umherschwebender Bilder, denen offenbar ein eigenthümliches Leben beigelegt wird, welche dem Geiste meistens nur im Traum sichtbar sind, die den Menschen Gutes und Böses weissagen und selbst zufügen, ist offenbar geeignet, jeden Aberglauben zu vertheidigen. Weshalb Cicero p. 411 wohl nicht zu tadeln, wenn er beim Demokrit darin selbst göttliche Wesen erkannte. Nimmt man dazu die beglaubigte Ueberlieferung, dafs nach ihm Schlangenbifs durch Flötenspiel heilbar gewesen, so kann die Verwerfung der ihm beigelegten magischen Ansichten sogar leicht wieder zweifelhaft werden, zumal wenn man bedenkt, dafs wohl zu unterscheiden sei zwischen dem, was er besprochen und was er selbst angenommen. Um so nothwendiger war für die selbstständige Beurtheilung die vollständige Mittheilung des Materials. Dafs der folgende Titel περὶ λοιμῶν ἢ λοιμικῶν κακῶν α', β', γ', richtig hergestellt sei, ist wohl keinem Zweifel unterworfen; es ist aber aufser der Stelle über den Schlangenbifs weder von dem wahrscheinlichen Inhalt die Rede, noch wefshalb diese medicinische Schrift hier ihre Stelle gefunden habe. Da wir beim Hippokrates die epidemischen Krankheiten durch den Einflufs der Witterung und der Landesbeschaffenheit erklärt finden, und Demokrit's Fragmente über den Landbau erkennen lassen, dafs ein solcher Zusammenhang der ganzen Natur d. h. diese Abhängigkeit des Zustandes des Menschen von der ihn umgebenden Natur beiden grofsen Männern gemeinsam ist, so dürfen wir wohl annehmen, dafs die epidemischen oder pestartigen Krankheiten hier auf ähnliche Weise erklärt worden sind, nur dafs Demokritus über die Erfahrung hinausgehen mochte. Es findet sich eine Stelle, welche dies unzweifelhaft macht, welche hier nicht übergangen werden darf. Plut. Symp. Quaest. VIII. p. 9. 3. καίτοι τούς γε Δημοκριτείους ἴσμεν καὶ λέγοντας καὶ γράφοντας, ὅτι καὶ κόσμων ἔκτος φθαρέντων καὶ σωμάτων ἀλλοφύλων ἐκ τῆς ἀποῤῥοίας ἐπιῤῥεόντων, ἐνταῦθα πολλάκις ἀρχαὶ παρεμπίπτουσι λοιμῶν καὶ παθῶν οὐ συνηθῶν· ἐάσωμεν δὲ καὶ τὰς φθορὰς κατὰ μέρος παρ' ἡμῖν ὑπό

Digitized by Google

τε σεισμῶν καὶ αὐχμῶν καὶ ὄμβρων, οἷς καὶ τὰ πνεύματα καὶ τὰ νάματα γηγενὴ φύσιν ἔχοντα συννοσεῖν ἀνάγκη καὶ συμμεταβάλλειν. Die Schrift ἀπορημάτων ist nur ein Beweis, dafs er sich in seinen Hypothesen doch auch zu mäfsigen wufste. Ob sich hierauf des Aristoteles zwei Bücher προβλημάτων ἐκ τῶν Δημοκρίτου bei Diog. L. V. 26 bezogen, mufs eben so zweifelhaft bleiben, als die Frage, ob diese beiden Bücher des Aristoteles unter den vorhandenen 38 Büchern προβλημάτων sich finden, obgleich die Bejahung nicht unwahrscheinlich.

Ueber die 8 folgenden Schriften begnügen wir uns mit allgemeinen Bemerkungen. Alle führen den Titel αἰτίαι, was wohl Erklärungsversuche bedeuten soll. Die Theilung nach verschiedenen Titeln giebt uns den Beweis, dafs Demokrit zuerst Ordnung in die Naturwissenschaft gebracht habe, und daher *der Schöpfer der* beim Aristoteles in ihrer Trennung wieder hervortretenden *einzelnen Wissenschaften* geworden ist, obgleich er jeder einzelnen noch keinen inneren Zusammenhang gegeben zu haben scheint, der freilich meistens auch noch beim Aristoteles sehr locker ist. Wir glauben nun die einzelnen Titel folgendermafsen erklären zu müssen: αἰτίαι οὐράνιαι vielleicht von der Bewegung der Himmelskörper; αἰτίαι ἠέριαι Lufterscheinungen, Meteorologie; der Name findet sich beim Hippokrates aber noch identisch mit Astronomie; die Trennung ist hier faktisch ausgesprochen; αἰτίαι ἐπίπεδοι physische Geographie; αἰτίαι περὶ πυρὸς καὶ τῶν ἐν πυρὶ, Lehre vom Feuer; αἰτίαι περὶ φωνέων, Akustik; αἰτίαι περὶ σπερμάτων καὶ φυτῶν καὶ καρπῶν, Botanik und Physiologie der Pflanzen. Den aus Theophrastus entnommenen nur bei der Lehre angedeuteten Fragmenten ist noch eine Bemerkung aus dem Pseudoaristoteles (Nicolaus Damascenus) de plantis (ed. Meyer Lips. 1841) hinzuzufügen: Anaxagoras autem et Democritus et Abrucalis (i. e. Empedocles) illas (plantas) intelligectum (l. intellectum) vel intelligere ajunt intelligentiamque habere dicebant. Es folgt αἰτίαι περὶ ζώων γ' Zoologie und Physiologie der Thiere; αἰτίαι ξυμμικτοὶ περὶ τῆς λίθου, Mineralogie; wefshalb der Verf. diese Schrift auf den Magnet beschränken will, ist nicht wohl einzusehen; unsere Erklärung wird durch die Stellung des Titels und die erhaltenen Fragmente hinreichend gerechtfertigt.

Die Titel der mathematischen Schriften sind, wenn auch nicht ohne Schwierigkeit, doch für die Geschichte der Wissenschaft von der gröfsten Wichtigkeit, und wenn auch von den Geschichtschreibern derselben nicht unbeachtet gelassen, doch schwerlich schon hinreichend gewürdigt. Den ersten Titel περὶ διαφορῆς γνωμῆς von der Meinungsverschiedenheit der Mathematiker zu verstehen, kann Ref. sich nicht entschliefsen, denn wo kann eine solche weniger statt finden, als in der Mathematik; eher möchte er auf die Gegner dieser Wissenschaft zu beziehen sein, wie Protagoras der Sophist gegen Demokrit schrieb, wie wir wissen. Arist. Metaph. II. p. ed. Br. οὔτε γὰρ αἱ αἰσθηταὶ γραμμαὶ τοιαυταί εἰσιν, οἷας λέγει ὁ γεωμέτρης· οὐδὲν γὰρ εὐθὺ τῶν αἰσθητῶν οὕτως οὐδὲ στρογγύλον· ἅπτεται γὰρ τοῦ κανόνος οὐ κατὰ στιγμὴν ὁ κύκλος, ἀλλ' ὥσπερ Πρωταγόρας ἔλεγεν ἐλέγχων τοὺς γεωμέτρας, οὔθ' αἱ κινήσεις καὶ ἕλικες τοῦ οὐρανοῦ ὅμοιαι, περὶ ὧν ἡ ἀστρολογία ποιεῖται τοὺς λόγους etc. cf. Alex. Aphrod. ad h. l. Schol. ed. Brandinam. p. 618. Dies erklärt zugleich den fünften mathematischen Titel περὶ ψαύσιος κύκλου καὶ σφαίρας, worin zugleich der Anfang der Trigonometrie angedeutet scheint. Bei dem folgenden Titel περὶ ἀλόγων γραμμέων καὶ ναστῶν β' mufs man wohl an die Lehre von der Quadratur des Cirkels und vom Verhältnifs des Kubus zur Kugel denken. Diese Erklärung kann um so weniger Bedenken haben, da wir mit Sicherheit wissen, dafs sein Zeitgenosse Antiphon der Sophist und Hippokrates von Chios (gewöhnlich Oenopides genannt, und daher oft für eine verschiedene Person gehalten) mit der Quadratur des Cirkels sich beschäftigten. Simplic. in Phys. Hist. ed. Brand. p. 327. Vielleicht ist auch schon an die Lehre von den Kegelschnitten zu denken, welche Reimer auch in Plato's κυβιστικὴ zu vermuthen scheint (Zusatz zu Busset's Gesch. der Math. I. p. 114). Von diesen Schriften stehen noch zwei, welche Lehrbücher der Geometrie περὶ γεωμετρίης und Arithmetik (ἀριθμοί) gewesen zu sein scheinen. In der nun folgenden Schrift ἐκπετάσματα hat Hr. Mullach gewifs richtig die Perspective erkannt, sofern sie auf Bühnenmalerei angewandt wurde, wovon die bekannte Nachricht über Demokrit bei Vitruvius vorhanden ist. Der μέγας ἐνιαυτὸς ἢ ἀστρονομίης παράπηγμα, ein System der Chronologie, ist gewifs richtig erklärt, nur wundern wir uns, dafs nicht Bezug genommen ist auf die neueren Lehrbücher der Chronologie. Die ἅμιλλα κλεψύδρας wüfste Ref. auch nicht anders zu erklären, als von

Digitized by Google

der Einrichtung und Regulirung einer Wasseruhr, welche zur Zeit des Peloponnesischen Krieges in Athen ja ganz gewöhnlich war. Die Οὐρανογραφία, ohne Zweifel eine Beschreibung des Fixsternhimmels, mufs auffallen, wenn es richtig ist, dafs erst Eudoxus eine Sternkarte und deren Beschreibung aus Aegypten gebracht. Allein auch Demokritus war in Aegypten gewesen, und hatte dort Astronomie studirt, mufste also den gestirnten Himmel kennen; damit verträgt sich ganz wohl, dafs Eudoxus eine vielleicht vollständigere Sternbeschreibung aus dem Aegyptischen übersetzte. Der Verf. meint, dafs nicht diese Οὐρανογραφίη, sondern der μέγας ἐνιαυτὸς ἢ ἀστρονομίης παράπηγμα zu verstehen sei, wenn Δημοκρίτου περὶ ἀστρονομίας citirt wird. Wichtiger ist indefs die Frage, welchem Buche die vorhandenen Fragmente, welche der Verf. ganz ohne Erläuterung gelassen hat, angehören. Da kann man nun wohl nicht zweifelhaft sein, dafs sie dem παράπηγμα entnommen sind. Da die Astronomie nach Aristophanes Nub. 201 auf ein bestimmtes Instrument, wohl die Himmelskugel, bezogen ward, so möchte man beim Schol. Apoll. II. v. 1100 an die Οὐρανογραφίη denken, dagegen ἐν τοῖς περὶ ἀστρονομίας bei Apollon. Dysc. p. 82. ed. Bekker auf kein einzelnes Werk beziehen. Diese Stelle des Grammatikers ist noch bemerkenswerth wegen des Zusatzes καὶ ἐν τοῖς ὑπολειπομένοις συντάγμασι, als Beweis, dafs die astronomischen Werke und aufserdem noch andere des Demokrit im zweiten Jahrhundert n. Ch. noch vorhanden waren.

Es folgt nun die Γεωγραφίη. Hier hatte er zwar einen Vorgänger an Hekatäus, er mufs aber, wie schon viele griechische Philosophen, da die Schrift unter die mathematischen gerechnet wird, mathematische Bestimmungen mit den Ergebnissen seiner Reisen verbunden haben, weshalb wohl dasselbe Werk von Agathemerus γῆς περίοδος genannt wird, wie schon dem Anaximander beigelegt wird, wo es offenbar eine Erdkarte bedeutet, die vielleicht seinem Werk περὶ φύσιος beigegeben war. Die πολογραφία möchte Ref. auf die Schiefe der Ekliptik und die davon abhängigen Linien beziehen, und eine mathematische Geographie darunter verstehen. Die Ἀκτινογραφίη ist gewifs richtig für eine Optik angesehen, wo er vielleicht seine Ansichten über die zur Erklärung des Sehens angenommenen εἴδωλα entwickelte.

Bei den unbestreitbaren Verdiensten um die reine sowohl, als die angewandte Mathematik ist es auffallend, wie wenig davon überliefert ist. Es erklärt sich jedoch, wenn man bedenkt, dafs fast alle Einzelheiten aus der Geschichte der Mathematik uns von den neuplatonisch gesinnten Commentatoren zum Plato und Aristoteles und dem Neuplatoniker Proclus zum Euclides erhalten sind, die eben so sehr für die Pythagoräer, als gegen den Demokritus eingenommen waren, und defshalb den Pythagoräer Hippokrates von Chios, den Zeitgenossen Demokrit's, überall berücksichtigen, den Demokritus aber ganz unbeachtet lassen.

Von der musikalischen Theorie hat sich wahrscheinlich aus demselben Grunde nichts Genaueres erhalten. Dafs er die Grammatik zur Musik rechnet, erklärt sich wohl theils aus der musikalischen Auffassung der Sprache, wie sie die Schrift περὶ εὐφώνων καὶ δυσφώνων γραμμάτων schliefsen läfst, theils weil sie damals allein noch an den Dichtern geübt ward, wie die Schrift περὶ Ὁμήρου ἢ ὀρθοεπείης καὶ γλωσσέων zeigt. Ueber seinen grammatischen Standpunkt hat *Lersch in seiner Sprachphilosophie der Alten* ausführlicher gehandelt. Auch der Verf. bemerkt, dafs er nach Proclus, im Gegensatz des Pythagoras, der die Entstehung der Sprache φύσει annahm, dieselbe θέσει oder νόμῳ, durch Uebereinkunft entstehen liefs, und daraus den Mangel an innerer Uebereinstimmung zu erklären suchte. Rf. möchte darin zugleich den Gegensatz gegen Protagoras erkennen, an den schon das Wort ὀρθοεπείη erinnert. Cf. Herbst Protagoras p. 141 flg. Denn wie Protagoras Urheber des Systemes der Analogie ist, so müssen wir beim Demokrit den Ursprung des Systems der Anomalie suchen. Auch hier hat der Vf. nicht einmal die angeführten Stellen abdrucken lassen.

Von den technischen Schriften betrifft die erste Tetralogie die Arzneikunde. Hier hoffte Ref. durch eine vollständige Fragmentensammlung besonders neuen Stoff für seine hippokratischen Untersuchungen, aber der Vf. hat nur eine einzige neue Notiz gefunden aus Oreibasius, dafs Demokrit auch habe Aphorismen schreiben wollen, es aber nicht gekonnt; womit freilich nichts anzufangen.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 99.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1844.

Democriti Abderitae Operum Fragmenta collegit, recensuit, vertit, explicuit ac de philosophi vita, scriptis et placitis commentatus est Fr. Gu. Aug. Mullachius.

(Schluſs.)

Da von den epidemischen oder pestartigen Krankheiten oben die Rede gewesen ist, und die wenigen beim Plinius vorhandenen Notizen meist unechten Schriften anzugehören scheinen, so sind wir fast auf Folgerungen aus den Titeln beschränkt. Diese scheinen nun allerdings dafür zu sprechen, was wir schon oben anzunehmen veranlaſst wurden, daſs Hippokrates auch rückwirkende Kraft auf Demokrit gehabt habe. Gleich der erste Titel πρόγνωσις deutet dahin, denn bekanntlich war von Hippokrates wie von seinen Vorfahren die Medicin ganz besonders als Prognostik behandelt, und es ist von verschiedenen Seiten, man möchte fast sagen, bis zur Evidenz gezeigt worden, daſs diese Auffassung von der Koischen Schule ausgegangen sei, doch bleibt es immer mehr als wahrscheinlich, daſs erst durch Hippokrates diese Richtung eine wissenschaftliche Gestalt und Verbreitung durch Schriften fand. Wir dürfen also vermuthen, daſs Demokrit diese Richtung von Hippokrates annahm. Eine Anwendung dieser Ansicht auf die Lehre von den Krisen findet sich in der vierten medizinischen Schrift Demokrits, betitelt: αἰτίαι περὶ ἀκαιριέων καὶ περὶ καιριέων, welche der Verf. nicht erklärt hat; es ist die Theorie der ungünstigen und gefährlichen Zeitpunkte in den Krankheiten. Ob Demokrit in der Schrift περὶ διαίτης nur die Diätetik der Gymnasten oder schon die hippokratische Bearbeitung vor sich hatte, muſs zweifelhaft bleiben. Hierher gehört ein Fragment, das zur Erhaltung der Gesundheit äuſserlich Oel, innerlich Honig empfiehlt, das beim Vf. beim Landbau steht p. 251. Die Geoponica geben noch Einiges, das hierher gehört. Der Titel ἰητρικὴ γνώμη, verglichen mit dem Titel περὶ διαφορῆς γνώμης unter den mathematischen Schriften scheint zu beweisen, daſs dies von den Jonischen Philosophen vielfach gebrauchte Wort hier eine wissenschaftliche Theorie bedeutet. Von dieser Theorie des Demokritus möchten wir vor allem gern wissen. Das ethische Fragment 180: ἰητρικὴ μὲν γὰρ σώματος νούσους ἀκέεται, σοφίη δὲ ψυχὴν παθέων ἀπαιρέεται hilft zu nichts

Da wir beim Galen, dessen Gelehrsamkeit sich über fast die ganze damals vorhandene Litteratur erstreckte, keine einzige Notiz finden, welche unsere Kenntniſs über Demokrit erweiterte, und kaum eine einzige über seine medizinischen Ansichten, so dürfen wir schlieſsen, daſs die medicinischen Schriften schon damals untergegangen waren. Dieser Verlust ist wohl in eine viel frühere Zeit zu setzen, wenn wir bedenken, daſs er nicht einmal bei früheren Commentatoren des Hippokrates Notizen aus demselben fand, ja nicht einmal Erotianus, der zu Nero's Zeit lebte und obgleich als Grammatiker mit der Litteratur der Medicin nicht nur, sondern auch der Kunst und Philosophie bekannt war, ihn erwähnt. Dessen ungeachtet wagen wir die beim Caelius Aurelianus angeführte Schrift de elephantiasi nicht unbedingt zu verwerfen. Es könnte ein einzeln abgeschriebenes Stück eines gröſseren Werkes sein. Ein Buch de morbis convulsivis wird aber gar nicht angeführt, die Worte Democritus cum de Emprosthotonicis diceret setzen keine besondere Schrift des Inhalts voraus.

Die wichtigsten Fragmente, die, so viel Referent weiſs, bisher unbenutzt in den Geoponicis verborgen lagen, und hier zuerst an's Licht gezogen sind, gehören meistens der Schrift περὶ γεωργίης an, obgleich die Stelle über das Wassersuchen auch zur Geographie gehören könnte. Allerdings hat sich schon hier viel Unechtes eingeschlichen, der Verfasser täuscht sich aber offenbar, wenn er durch die Auctorität des

Digitized by Google

Varro, Columella, Palladius und Plinius das Echte glaubt erkennen zu können, denn er mufs selbst gestehen, dafs schon zu ihrer Zeit dem Demokritus nicht nur vieles untergeschoben war, sondern Plinius und selbst Columella sich haben täuschen lassen. Jedoch hat sich der Verf. keineswegs immer durch solche Auctoritäten bestimmen lassen, sondern ist mehr einem, wenn auch nicht immer klaren kritischen Gefühl gefolgt. Ganz anders verhält es sich mit der Auctorität des Aristoteles, Theophrast, denen er noch die des Hippokrates hätte hinzufügen können. Diese Beziehungen, ohne dafs Demokrits Name genannt ist, mit den inneren Gründen zusammen geben die Entscheidung. Der Verf. hat sich über diese inneren Gründe nur im Allgemeinen erklärt. Das meiste, was er aufgenommen, ist allerdings wohl als echt anzuerkennen, doch findet sich manches, das mit gleichem, ja mit gröfserem Rechte ebenfalls aufgenommen werden könnte, wie umgekehrt die Behauptung, dafs man aus dem Wetter des 24. December die Witterung des Winters voraussagen könne —, obgleich durch Plinius bestätigt — nicht als sicher anzunehmen ist; dagegen tragen die Geopon. I, 12 vorkommenden Fragmente des Demokrit vom Einflufs der Witterung auf die Gesundheit der Menschen und auf das Gedeihen der Pflanzen das Gepräge der Echtheit an sich, wie die Vergleichung mit den sonst erhaltenen Fragmenten über die Witterung und mit Hippocrates de aëre, locis et aquis lehrt; nur müssen sie von der astrologischen Umgebung abgelöst werden. Es ist überhaupt auch für die Erklärung zu bedauern, dafs diese an Parallelen so reiche Schrift des Hippokrates von Hrn. Mullach nicht benutzt worden ist. Ferner bürgen für die Stelle vom Düngen mit Nitrum (II. 41), wie noch andere Landbau und Oekonomie betreffende Recepte, Parallelen aus Theophrast. Doch es würde zu weit führen, hier tiefer auf diese schwierigen Fragen einzugehen, die wohl nur durch Feststellung der Demokritischen Grundansicht vom Zusammenhange zwischen der Witterung und dem vegetabilischen und animalischen Leben einerseits, und der chemischen Wirkung der einzelnen Substanzen andererseits zu einer immer doch nur wahrscheinlichen Entscheidung gebracht werden können.

Ungeachtet aller dieser Bemerkungen und Ausstellungen wiederholen wir doch mit Vergnügen, dafs die Arbeit des Hrn. Mullach innerhalb der Grenzen, die sie sich gesteckt, nicht nur eine reichliche Materialiensammlung gebe, sondern den gröfsten Theil der einzelnen Partien mit Klarheit und Erfolg bearbeitet und verarbeitet habe, wobei auch die Reinheit der Sprache rühmend anzuerkennen ist. Wir müssen jedoch bedauern, dafs der Index scriptorum sehr unvollständig und dafs eine übersichtliche Behandlung des Demokritischen Dialekts fehlt, indem die dahin gehörigen Anmerkungen durch den ganzen Commentar zerstreut sind, wefshalb wir nicht mit Gewifsheit behaupten können, dafs Apollonius Dycolus und Gregorius Corinthius hinreichend benutzt sind; wir erinnern uns indefs nicht, alle hierher gehörigen Stellen derselben bemerkt zu haben. Selbst der Index rerum et verborum memorabilium ist nicht vollständig, so fehlt z. B. ἐπάλλαξις, cf. p. 387. Uebrigens scheiden wir vom Verf. dankbar für manche Belehrung.

Prof. Chr. Petersen, in Hamburg.

LVII.

Historica Russiae monimenta, ex antiquis externarum gentium archivis et bibliothecis deprompta ab A. F. Turgenevio cons. st. act. et equ. Tom. I. Petropoli 1841. *Tom. II. ibid.* 1842. 4.

Was bei anderen Nationen in der Regel nur die verbundene Kraft gelehrter Vereine zu unternehmen wagt, verdankt im vorliegenden Falle Rufsland der unermüdeten Thätigkeit und den reichen Kenntnissen wie ausgebreiteten Verbindungen und Reisen eines einzelnen ausgezeichneten Mannes, der nachdem er in jüngeren Jahren seinem Vaterlande in höchstem Kreise der Staatsmänner die wichtigsten Dienste geleistet, ihm nun die Mufse seines Alters ohne Rast widmet. Er hat den Anfang gemacht, der gelehrten Welt seine gesammelten Schätze mitzutheilen, und in obigen beiden Bänden seine Ausbeute für die russische Geschichte, die er in den Archiven und Bibliotheken Roms gewonnen hat, drucken lassen. Der erste Band enthält 255 Diplome und Relationen aus den Jahren 1075 bis 1584, der zweite 162 aus den Jahren 1584 bis 1719, wozu noch ein Appendix von 30 Nummern kömmt aus den Jahren 1231 — 1579.

Digitized by Google

Schon in einem früheren Jahrgange dieser Zeitschrift ward von anderer Hand über den ersten Band Bericht erstattet; der seitdem erschienene zweite Band giebt uns Veranlassung auf die reiche Sammlung zurückzukommen, die in Deutschland viel zu wenig gekannt zu sein scheint, ohngeachtet sie auch für deutsche Geschichte ein hohes Interesse hat, denn da der Hr. Herausgeber Rufsland nicht nach seinen nationalen, sondern nach seinen politischen Grenzen im Auge hat, betreffen weit aus die bedeutendsten Urkunden des ersten Bandes die ehemals und damals deutschen Ostseeprovinzen, die jetzt unter russischem Scepter stehen: Curland, Livland, Esthland; deren Eroberung, Bekehrung, bürgerliche Einrichtung und politische Verhältnisse, was natürlich nicht möglich ist, ohne dafs auch die Verhältnisse einzelner Hansestädte, Dänemarks, Schwedens, Preufsens und Polens oft in die Mitte gestellt werden, ja! wir möchten behaupten, dieser erste Band sei für die Geschichte Deutschlands, Preufsens und Polens weitaus wichtiger als für die Geschichte des eigentlichen Rufslands. Das höhere Interesse aber bei diesen Urkunden des ersten Bandes ist nicht das politische, sondern das kirchliche — es sind wichtige Beiträge zur Geschichte der europäischen Mission, und wie schon häufig die Bemerkung gemacht worden ist, dafs Rom gar nicht Ursache habe mit seinen historischen Schätzen hinter dem Berge zu halten, da jede Eröffnung derselben nur den Ruhm des heiligen Stuhles bisher fester begründet hat, so müssen auch wir gestehen, dafs die fragmentarischen Einsichten in Roms Bekümmernifs um die Missionen in den Ostseeprovinzen und in Litthauen, wie wir sie aus der Lectüre dieser Urkunden gewonnen, nur beigetragen haben, uns mit höherer Achtung vor den grofsartigen Bestrebungen und Bekümmernissen der früheren Päpste zu erfüllen.

Die Kirche hat die Aufgabe, das nationale Leben der Staaten zu läutern, zu erfrischen, erst mit dem rechten Geiste zu erfüllen. Die Satzungen des nationalen Rechtes sollen durch sie zu einem Sinne erhoben werden, der sie als lebendige Glieder der göttlichen Ordnung erscheinen läfst — sie soll allerwege mahnen, dafs nicht blofs der Todschlag des Nächsten verboten, sondern die Liebe des Nächsten geboten; nicht blofs der Ehebruch verboten, sondern die geistige Treue geboten; nicht blofs die Verletzung fremder Persönlichkeit verboten, sondern die Seligmachung derselben geboten; dafs in allem Recht, was so leicht in abstracten Sätzen auseinandergeht, und dann aus einer Wohlthat in eine Plage sich umwandelt, ein erfüllender, tieferer Geist walte, den weil er ein heiliger nur die Kirche spenden kann.

Die Erfüllung dieser Mission hat bei allen christlichen Kirchen, ohngeachtet sie recht eigentlich in dem Sitze ihres Lebens wurzelt, deshalb eigene Schwierigkeit gehabt, weil die Kirche dabei an Menschen als an ihre Werkzeuge und Mittel gewiesen ist, und mit diesen Werkzeugen auch alle Gebrechlichkeit derselben in den Kauf nehmen mufs. Während dadurch, dafs die römische Kirche ein weltlich völlig unabhängiges Haupt hatte, ihr die Erfüllung jenes Berufes tausendfach erleichtert ward, weil sie nun in allen anderen Ländern der Christenheit ohne Zagen und ohne Menschenfurcht reden und ihre gerechten Forderungen aussprechen durfte, war sie überall wo die fürstliche Qualität ihres Hauptes sich mit der geistlichen mischte, und die egoistischen Verwickelungen des bürgerlichen Lebens in Folge davon in der Hierarchie der geistlichen Behörden Anhaltspuncte suchten, in schwierigster Lage — aber eben deshalb thut jeder nothwendig der römischen Kirche Unrecht, der ihre Thätigkeit nur nach Mafsgabe der italienischen oder gar eigenthümlich römischen Vorkommenheiten mifst und beurtheilt. Gerade in dem nächsten weltlichen Machtkreise der Päpste war es der Sache nach am schwierigsten ihrer geistlichen Mission genug zu thun, wie ja auch deutlich darin sich darstellt, dafs oft die gröfsten, mächtigsten Päpste, vor deren mahnendem Worte weit entfernte Despoten erzitterten, zu gleicher Zeit den Mifshandlungen der armseligsten, gewaltthätigsten Menschen ihrer eignen Landschaft unterlagen. Um gegen solche Erscheinungen und gegen die falschen Schlüsse, welche oberflächliche Geister daraus zu ziehen pflegen, ein Gegengewicht zu gewinnen, ist es gerade gut, solche Geschichten wie die der kirchlichen Mission in jetzt russischen Ländern zu studiren, um nämlich zu sehen, wie die Kirche hier nie ihres höchsten Berufes vergessen, und nicht etwa blofs in der allgemeinen und gerechten Ueberzeugung, dafs nur im Christenthume Heil zu finden sei, die Eroberung dieser Länder durch christliche Ritterschaaren geleitet, sondern auch fort und fort gesorgt hat, dafs zwischen den verschiedenen

Digitized by Google

bei der Eroberung weltlich interessirten Mächten der Friede erhalten oder, wo er gebrochen worden, wieder vermittelt würde, dafs die Bewohner der dem Christenthume gewonnenen Gegenden auch den Segen des Unterrichts, geschützte Ehen, menschlich würdige Freiheit und leidliche Behandlung erhielten, so viel nur irgend an ihr lag. Rührend ist es zu sehen, wie Päpste, die übrigens durch die gröfsten und wichtigsten politischen Aufgaben bedrängt sind, auch des armen Leibeignen in Lifland nicht vergessen und mit Mahnung und Gebot für ihn thun, was sie vermögen. Wenn das, was sie wirklich erreichten, unsrer an Freiheit so gesegneten Zeit immer noch zu wenig scheint, um in allgemeineres, aufrichtiges Lob einzustimmen, so möge dieselbe doch einmal ernsthaft bei sich ermessen, welche Gestalt wohl die Welt des Mittelalters angenommen haben möchte, wenn die Kirche diese ihre Pflicht versäumt und die uns gering scheinenden Früchte nicht sorgsam herangepflegt hätte. Zu keiner Zeit hat die Kirche geschwiegen, hat immer ihre Stimme zu Gunsten der Armen, Unterdrückten, Unfreien erhoben, hat immer darauf gedrungen, dafs die bürgerlichen Verhältnisse jedem ihrer Kinder ein menschlich-würdiges Leben, wenn auch auf noch so ärmlichem Boden, einräumen müfsten; sie hat zu aller Zeit das harte Gefuge weltlicher Herrschaftsverhältnisse mit dem sanften Oele der Gottseligkeit geschmeidig zu machen gesucht, und das soll ihr jeder in Buch und Rechnung tragen, der nicht selbst ein Sohn der Ungerechtigkeit zu sein begehrt.

Was das eigentliche Rufsland anbetrifft, so war natürlich in dem Zeitraum, welchen die hier publicirten Urkunden umspannen, nie die Rede von Bekehrung zum Christenthum, denn die Russen waren bereits Christen; aber darauf allerdings geht fortwährend das Absehen, sie der abendländischen Kirche zu verbinden. In den früheren Zeiten ist dabei der vorwiegende Gesichtspunct der Vortheil, den dadurch die abendländischen Missionen im Nordosten Europas haben müfsten; später im 17. Jahrh. tritt aber allerdings auch die klare Einsicht heraus, dafs sich an diese Verbindung nothwendig anschliefsen müfste der Segen abendländischer Bildung für Rufsland selbst. Ob Rufsland nicht bei weitem besser gefahren wäre, wenn es diese abendländische Bildung, soweit es sich derselben nun erschlossen hat, auf einer kirchlichen statt wie nun geschehen ist auf einer polizeilich-militärischen Basis aufbaute, ist für uns eine leicht entschiedene Frage. Aber nach dieser Seite zeigen sich die russischen Fürsten allezeit unzugänglich, und nur einzelne Anknüpfungspuncte bei ganz bedrängten Fürsten etwa gegen die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts oder dann wieder in den Zeiten des falschen Dmitrii geben einige Aussichten, die immer alsbald wieder zu Wasser werden.

Im zweiten Bande sind einige im engeren Sinne historische Berichte, unter denen zwei polnische gröfsere Aufsätze die bedeutendsten sein möchten. Das eine nro. 77 f. 92—135 ist ein Tagebuch über die Vorgänge in Moskau im J. 1606; das andere nro. 101 f. 155—196 eine Darstellung der Vorgänge in den Jahren 1604—1606. Leider können gerade diese interessanten Stücke, so lange nicht eine Uebersetzung zu Hilfe kömmt, für Deutschland im Allgemeinen fast als nicht gedruckt gelten, da das Verständnifs polnischer Texte bei deutschen Gelehrten eine selten zu findende Sache ist.

Im Allgemeinen treten nun in diesem zweiten Bande die eigenthümlich russischen Angelegenhen mehr in den Vordergrund. Da indessen Europa während des 16. Jahrh. in einen Zeitraum der Behandlung politischer Verhältnisse vom rein weltlichen Gesichtspuncte eingetreten war, der dann bis an unsere Zeit heran der ausschliefsende geblieben ist, und da diese weltliche Politik nirgends unumwundener und roher hervorgetreten ist, als in den Angelegenheiten des Nordens und Ostens Europas, schwinden die höheren Interessen, die man bei der Lectüre der früheren Urkunden verfolgen konnte, fast ganz zusammen. Nur ist zu bemerken, dafs selbst in dieser Zeit die Politik des päpstlichen Hofes, wie sehr sie auch in den allgemeinen Charakter der Zeit hereingezogen erscheint, doch sich immer noch durch ein höheres Etwas auszeichnet. Die Interessen des römischen Hofes für die polnische Linie der Wasa, die christlichen Interessen gegen Tartaren und Türken, die fortwährenden, nie ganz aufgegebenen Absichten, Rufsland wo möglich der römischen Kirche, oder den römischen Katholiken wenigstens in Rufsland Duldung zu gewinnen, hebt immer noch das Streben der Päpste in Vergleich mit den Absichten anderer Höfe in eine Sphäre, wo man sich höherer Gedanken nicht ganz hätte erwehren können, selbst wenn die Absicht dazu vorhanden gewesen wäre.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 100.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

November 1844.

Historica Russiae monimenta, ex antiquis externarum gentium archivis et bibliothecis deprompta ab A. F. Turgenevio.

(Schlufs.)

Ein gröfserer Leserkreis wird allerdings an den eigentlichen Correspondenzstücken des zweiten Bandes wenig Freude gewinnen, so werth sie dem Historiker vom Fache sein müssen; selbst als dann eine so mächtige Persönlichkeit wie Peter I. in's Mittel tritt, sind die Notizen zu zeitungsartig abgerissen im Durchschnitt, um eine unterhaltende Lectüre zu gewähren. Um so mehr entschädigen dafür einzelne italienische Relationen über russische Zustände, oder mémoires in Beziehung auf das Interesse, was der römische Hof an russischen Verhältnissen nehmen kann, wie z. B. der Aufsatz des Abbate Stefano Gradi von Ragusa sopra i popoli di lingua Slava nro. 117. Schon der erste Band enthält hie und da Notizen, die für geographische und ethnographische Kenntnifs des mittelalterlichen Osteuropa wichtig sind; der zweite enthält ganze Aufsätze dieser Art von Wichtigkeit.

Ueberall ist bei diesen Aufsätzen ein Schmerzgefühl im Hintergrund, was sich etwa mit den Worten des einen derselben formuliren läfst: „la maggior imprecazione, che facciano quei popoli si é l'auqurare à qualche d'uno la credenza de' Romani" — und in Folge davon ist auch Anfang und Ende überall der Wunsch der römischen Kirche das russische Reich zu öffnen. Man fühlt auf der einen Seite, wie nahe man sich kirchlich steht, und andrerseits wie unnahbar man doch gegenseitig geschieden ist. Auch täuscht man sich darüber gar nicht, dafs jene Nähe nur eine formelle in den Worten des Bekenntnisses liegende, dafs diese Unnahbarkeit aber eine in dem ganzen nationalen Unterschiede der Russen von den übrigen europäischen Völkern begründete ist. Es ist die vollkommenste Einsicht vorhanden, dafs bei geringen Verschiedenheiten in den Symbolen, die gröfste in den kirchlichen Sitten und Gewohnheiten entgegensteht, und dafs die Unwissenheit des russischen Volkes in eigentlich theologischen Dingen, wie sie allerdings nach der einen Seite ein Mittel ist, die Anregung zu Ausbildung falscher Dogmen fehlen zu lassen, auf der anderen Seite das Volk willenlos dem blofsen Eigensinne kirchlicher Oberen preisgiebt, von allem tieferen kirchlichen Interesse fern hält.

Da taucht gelegentlich der Gedanke auf, es sei hier ein ähnlicher Fall wie mit manchen Krankheiten, die einen tödlichen Verlauf haben, wenn man sie sich ganz überläfst, und die mit den geringsten, einfachsten Mitteln geheilt werden, wenn man zu rechter Zeit dazu thut. „Una pura sincope, che l'huomo patisca, è bastante à privorlo di vita, e tuttovia con semplice spruzzo d'acqua perfettamente si guonisce." So kömmt man auf den Einfall, der semplice spruzzo d'acqua, mit welchem sich das kirchlichem Tode verfallende russische Leben erhalten und herstellen lasse, sei die Bekehrung des Czaren, denn da der Czar nach der kirchlichen Seite so viel vermöge, brauche man nur seiner versichert zu sein, um auch des Volkes sich bemächtigen zu können. Die Mittel, die dazu einleitend führen könnten, werden erwogen: „Quando riuscisse di convertire la persona del principe, verrebbe in facile consequenza la conversione di tutto il poese per l'autorità dispotica, che quel signore esercita ne' suoi sudditi." — „Voluntati ejus non secus ac divinae, seu turpia seu honesta seu mala seu bona subeat, omnibus in rebus parendum pro fidei decreto habent, illique vitae ac necis, omniumque rerum summam in suos potestatem tribuunt." — Da schlägt der alte Feind der römischen Kirche in den Nacken, der Wahn, der äufserlichen Mitteln so viel Werth beilegt, der Wahn dessen weitere Consequenzen in den operibus operatis etc. etc. ihr die Hälfte ihres alten Gebietes bereits gekostet hat, und ihr, wenn sie nach dieser Seite

Digitized by Google

nicht in sich geht, wenn sie fortwährend ihre Aufgabe als eine halb äufserliche fafst, auch die andere Hälfte kosten und ihr ganzes Dasein (und von unserem protestantischen Standpuncte aus müssen wir hinzufügen: *mit Recht*) bedrohen wird.

Während so in der Hauptsache eine seltsame Verblendung eingreift, ist aber für andere Seiten der schärfste Blick vorhanden. Fast mit klaren Worten finden wir schon im 17. Jahrh. ausgesprochen, der römische Hof dürfe das Gelangen des Czaren zur polnischen Krone ja nicht etwa in der Hoffnung begünstigen, der Czar werde dann römisch-katholisch werden, indem leicht gerade das Gegentheil erfolgen könne — man ergänzt leicht: dafs Polen griechisch-katholisch werde. Quod est aequissimum spera et ad id quod est iniquissimum temet compara. Man müsse vielmehr das Uebertragen abendländischer Erziehung und Bildung auf Rufsland als die rechte Brücke zur anzubahnenden Kircheneinheit ansehen. Da tritt also mit einem Male wieder eine wahre Einsicht an den Tag.

Zum Ruhme des historischen Sinnes des Herausgebers und einer in dieser Beziehung fast in Erstaunen setzenden Liberalität der russischen Regierung mufs noch nachdrücklich hervorgehoben werden, dafs die abgedruckten Stücke, auch da wo sie nicht zum Lobe russischer Sitten und Verhältnisse sind, augenscheinlich treu und unverholen mitgetheilt wurden. Mögen diese neueröffneten Quellen in Deutschland die Beachtung finden, die sie im vollsten Mafse verdienen.

H. Leo.

LVIII.

Études sur les hymnes du Rig-Vêda etc. par M. F. Nève, Prof. agrégé à la faculté de philosophie et lettres de l'université catholique de Louvain etc. Louvain et Paris MDCCCXLII.

Der Zweck der vorliegenden Schrift, wie ihn der Vf. in der Einleitung p. VI. ausspricht, ist die schöneren Hymnen des Rigvêda so wie den Hauptinhalt des bis jetzt (durch Rosen) herausgegebenen Theils einem gröfseren Publicum zugänglich zu machen, als bis jetzt Kenntnifs von demselben erhielt, da die lateinische Uebersetzung so wie die nur in gelehrten Zeitschriften darüber erschienenen Recensionen und Abhandlungen nicht geeignet sind einen gröfseren Leserkreis für dieselben namentlich in Frankreich und Belgien zusammenzuführen. Zu diesem Ende hat der Vf. einige der bedeutenderen vedischen Hymnen übersetzt und in verschiedenen Kapiteln die dazu so wie zur umfassenderen Kenntnifs des ganzen Werkes nöthigen Erläuterungen gegeben. Nachdem derselbe im Eingang die Erzeugnisse der indischen Literatur in drei Epochen getheilt, die vedische, die der Heldengedichte und die der Purâna's, geht er zur Betrachtung der vedischen im Besonderen über und spricht von der Eintheilung in Mantra's und Brahmana's und von den sich an sie anschliefsenden Upanischads. Darauf geht er zum Rig-Veda über und setzt den Plan seines Werkes auseinander.

Es folgen nun zuerst die bekannten Angaben über das Alter der Vedas, wobei der Vf. jedoch bemerkt, dafs die einzelnen Hymnen selbst wieder sehr verschiedenen Zeiten angehören, dafs indefs die Gesammtheit den Charakter des hohen Alterthums an sich trage und in die Zeit fallen müsse, wo die einzelnen Stämme der Inder noch ein wanderndes Leben führend von den Höhen des Himâlaya herabstiegen und die eigentlich brahmanische Lehre sich noch nicht entwickelt hatte. Daran schliefst der Vf. Angaben über die Verfasser des Rigveda und über die angeblich göttliche Offenbarung der Hymnen desselben, er zeigt wie in einem noch kindlichen Zustand des Volkes der einzelne, welcher Gedanken über die Gottheit der Gesammtheit enthüllt, dem Volke als von der Gottheit selbst inspirirt erscheint und wie daher der Name des Dichters *kavi* in dieser älteren Zeit noch mit dem des Weisen und Sehers zusammenfällt. Auf dieselbe Weise leiten auch die ältesten Ausleger das Wort *rs'i* vom *sehen*, anschauen der sich offenbarenden Gottheit ab und Yâska sagt Nirukti 2. 11. rs'ir darçanât stomân dadarcety Aupamanyavas; tad yad enâns tapasyamânân brahma svayambv ab'yânars'a ta rs'ayo b'avans tad rs'inâm rs'itvam iti vig'ñâyate.

Im dritten Abschnitt schildert der Vf. den poetischen Charakter der Hymnen auf treffende Weise. Er sagt, dafs sie keineswegs in der Weise lyrisch seien, wie wir etwa die Psalmen oder die pindarischen Oden lyrisch nennen, sondern das lyrische Element mache sich in ihnen Luft als der unmittelbare Ausdruck des Gedankens der die ganze Seele erfüllt und sich auszubreiten und zu erheben strebe, es sei aber an dieser Aeufserung der tiefsten Gefühle noch durch

Digitized by Google

ein anderes Element, das jedem noch jungen Volke eigen sei beschränkt, nämlich durch das erzählende und beschreibende. Diese Betrachtungen geben dann Veranlassung, die Formen der ved. Hymnen zu besprechen, mit ihren wiederkehrenden Zeilen, wahrscheinlicher Abtheilung in Wechselchöre u. s. w., was alles sich jedoch erst näher wird beurtheilen lassen, wenn wir die besonderen Gelegenheiten, bei denen sie gesungen wurden, sowie die dabei üblichen Gebräuche genauer werden kennen gelernt haben. Der Commentator Sâyana giebt diese aufs genauste bei jedem einzelnen Hymnus an und bemerkt auch jedesmal den Vers, der bei besonderer Gelegenheit gesungen wird. Er sagt in seiner Einleitung zum Commentar, dafs die Anwendung der Hymnen eine dreifache sei: tasya c'a grant'asya krtsnasyâ' py âmnâtakramenai' va sâmânyaviniyogo brahmayag'n'ag'apâdau pûrvam evâ' b'ihitah, viçes'aviniyogastu tatra kratau sûtrakârena pradarçitah. sa c'a trivid'ah: sûktaviniyogas, trc'âdiviniyoga, ekaikasyâ rc'o viniyogaçc'e'ti. Wir sehen daraus, dafs ganze Hymnen sûktâni, dann Verbindungen mehrerer Verse trc'âs und endlich einzelne Verse rc'as beim Opfer zur Anwendung kommen, wie dies auch zum Theil aus Colebrooke's Abhandlungen über die religiösen Gebräuche der Jnder sich ergiebt. Dort finden sich nämlich einzelne Verse des Rigveda, die aus dem ganzen Hymnus losgetrennt sind, bei verschiedenen Gelegenheiten angewandt, man vgl. Colebrooke: Essays I. p. 133. He rises wonderful etc. und Rig. V. h. 115. 1.; Ess. I. p. 138. Thrice did Vishnu step etc. und Rig. V. h. 22. 17; ib. ib. Waters remove etc. und Rig. V. h. 23. 22; Ess. I. p. 141. O Rudra hurt not etc. und Rig. V. h. 114. 8; Ess. I. p. 142. I praise the blazing fire etc. und Rig. V. h. I. 1.; ib. ib. Regent of fire etc. und Sâma V. h. 1. 1; Ess. I. p. 151. Thrice did Vishnu step. u. Rig. V. h. 22. 17; Ess. I. p. 166. May the wind blow sweet und Rig. V. h. 90. 6—8. Insofern indefs diese Anwendung einzelner Verse offenbar später fällt als die Abfassung der Hymnen, sind sie für die Erklärung derselben im ganzen von keiner Bedeutung, gewichtiger indefs ist die überlieferte Anwendung ganzer Hymnen, indem sie möglicherweise und oft mit grofser Wahrscheinlichkeit mit der Abfassung der Hymnen zusammenfallen wird, und dadurch in vielen Fällen zur Erklärung des Inhalts beitragen mufs, indem die mit dem Hymnusverbundene Opferhandlung häufig die Gedanken desselben erläutern wird. Aber auch abgesehen davon ist das ganze Ceremoniell der Opfer, das wir hierdurch kennen lernen, von so grofser Wichtigkeit für die Kenntnifs der brahmanischen Religion, dafs es eine sehr verdienstliche Arbeit sein würde, wenn jemand das Werk des Âcvalâyana (den Sâyana auch schlechthin sûtrakâra nennt), das sich über diese Gebräuche und die bei ihnen zur Anwendung kommenden Hymnen und Verse verbreitet, herausgeben wollte. Es befinden sich zwei Handschriften davon in der hiesigen Chambersschen Sammlung Nr. 64 u. 65, welche, wenn auch jung, doch, so viel mir aus flüchtiger Ansicht erinnerlich ist, correct zu sein scheinen. Dieses Werk ist von um so gröfserer Wichtigkeit als sich Sâyana's Bemerkungen und wahrscheinlich auch die der andern Commentatoren immer auf dasselbe beziehen. Um von diesen Bemerkungen Sâyana's einen Begriff zu machen, wollen wir einige der oben aus Colebrookes Essays angeführten Stellen auswählen, können indefs leider auf eine nähere Prüfung derselben nicht eingehen, da dazu ein indischer Kalender nothwendig ist, von dem zwar drei Handschriften sich in der Chambersschen Sammlung befinden, Nr. 58. 80. 190, die jedoch so bedeutend von einander abweichen, dafs sich ohne Hülfe anderer schwerlich der richtige Text heraus finden lassen wird. Sây. ad h. 23. 22. pacau mârg'ane idam âpah pravahate'ty es'â viniyuktâ, hutâyâm vâpâyâm iti k'ande sûtritam; idam âpah pravahate'ti es'ai' vâ' vab'rt'es'tau snâne viniyuktâ, patni samyâg'yaiç c'aritve' ti k'ande idam âpah pravahata, sumitryâ na âpa os'ad'ayah santv iti sûtritam. Ad. h. 90. 1. c'aturvinçake hani prâtah savane maitrâvarunasya rg'unîti nai' ity es'â' ramb'aniyâ, c'aturvinca iti k'ande sûtritam: rg'unîti no varuna, indram vo viçvatas pari' ti. aharganes'u dvitîyâdis'u ahahsv apy e's'â' ramb'aniyâ cansaniyâ: sûtritam c'a: âramb'aniyâh paryâsân (t) kadvato (?) har ahah sasyanîtîti (rg'unîti ti?) hotrakâ dvitîyâdis'v eve' ti. *Ad. h.* 90. 6. rtvigâdyarg'yam âhrtam mad'uparkam, mad'u vâtâ iti trc'ena rtvigâdih pratigrabîtâ' vexeta, tat'â c'a sûtryate: mad'u vâtâ iti trc'enâ' vexye' ti. *Ad h.* 115. 1. âcvinacastre sûryodayâd ûrdd'vam sauryâni sûktâni cansanîyâni, tatra idam sûktam cansanîyam, sûtritam c'a: c'itram devânâm, namo mitrasye' ti; âditas tisra rc'ah sauryasya pacor vapâpurodâcahavis'âm kramenâ' nuvâkyâh, tato dve vapâpurodâcayor yâg'ye, tat'â c'â sû-

Digitized by Google

tritam: c'itram devânâm udagâd anîkam iti panc'a, cam no b'ava c'axasâ cam no ahne' ti; atimûrttinâmnyekâhe cunâsîrye parvani c'a sûryasya havis'ah: citram devânâm ity es'â yâg'yâ; sûtritam c'a: taranir vicvadarcataç, c'itram devânâm udagâd anikam iti yâg'yânuvâkyâ.

Im folgenden vergleicht der Vf. den Charakter der vedischen Hymnen mit denen anderer Völker des Alterthums und kommt zu dem Schlufs, dafs der religiöse Hymnus der Anfang aller Poesie sei, der zwei Elemente, das epische und das lyrische, in sich schliefse. Der nächste Abschnitt handelt von der Eigenthümlichkeit der Sprache der Veden, von dem Metrum u. s. w., ohne dafs sich jedoch der Vf., da er nur im Allgemeinen in das Verständnifs dieser Dinge einführen will, auf die besondern Erscheinungen tiefer einliefse. Daran schliefsen sich die Uebersetzungen von ausgewählten Hymnen des Rigveda, in denen der Uebersetzer zuweilen von Rosen oder vielmehr von der Interpretation des Scholiasten, dem Rosen fast durchweg gefolgt ist, abweicht. So übersetzt er h. 1. 7. p. 53 d'iyâ durch sacrifice und spricht sich in der Anmerkung 2. darüber aus, indem er sagt: Ce mot dhyâ (lies dhiyâ) est interprété dans les scholies par boudhyâ, c'est à dire „en pensée"; mais il est plus conforme à l'esprit du culte de lui donner le sens plus concret de prière ou sacrifice. Cf. h. 46. 2; 2. 2. 3. Den Sinn von prière hat es in der zuletzt angeführten Stelle, an der ersten übersetzt es Rosen durch sacrificio wie auch im selben Hymnus v. 8; der Scholiast erklärt es beide Male durch karmanâ. Unter den diesen Begriff bezeichnenden Wörtern findet es sich auch im Nighantu 2. 1. Der Grundbegriff ist wohl Andacht, frommes Werk; er umfafst sowohl Opfer als Gebet, und es findet sich das Wort auch in unsern Hymnen mehrfach so gebraucht z. B. h. 27. 11 (cf. Rosen ann. a. h. 1.) und d'iyaspatî h. 23. 3; demnach ist zu übersetzen: „Zu dir kommen wir alle Tage, bei Tag und Nacht, mit frommem Werk dir Verehrung bringend." — In dem 13. Verse von h. 32. will Hr. N. hrâdunim mit miham verbinden und übersetzt la pluie retentissante, indefs spricht dagegen das bei hrâdunim stehende c'a; der Scholast giebt das Wort durch acanim, demnach wäre es „Donnerkeil", indefs nimmt der Scholiast akirat für den aor. von kr. machen, während es zu *kr* ausschütten, ergiefsen gehört und dazu scheint wieder hrâdunim nicht zu passen, vielleicht ist der prasselnde Hagel gemeint (vgl. lat. grando). — h. 46. 2. übersetzt Hr. N. d'iyâ devâ vasuvidâ durch êtres lumineux, qui faites obtenir une demeure grâce au sacrifice, was der instrumentalis d'iyâ aber nicht erlaubt. Der Scholiast erklärt es d'iyâ karmanâ vasuvidâ nivâsast'ânasya amb'ayitârau; Rosen: sacrificio (conciliati) dii, domicilium largientes. Ich möchte übersetzen: durch frommes Werk ihr leuchtenden findet ihr eine Stätte d. h. ihr weilt gern bei den Frommen, vgl. v. 13 desselben Hymnus.— h. 113. 16. übersetzt Hr. N. aganma yatra pratiranta âyuh durch allons là ou ces (clartés bienfaisantes) prolongent la vie, indem er sich dabei auf h. 44. 6. u. 116. 10. stützt. Auch h. 10. 11. findet sich âyuh in dieser Verbindung. Demgemäfs mufs aber auch v. 17 asme âyur nididhi prag'âvat durch „verleihe uns ein Leben, das mit Nachkommenschaft gesegnet ist" übersetzt werden, woran sich dann im selben Hymnus v. 19. anschliefst, wo â no g'ane g'anaya heifst: lafs uns in unserem Geschlecht wiedergeboren werden, was Hr. N. richtig wiedergiebt, während es Rosen nach dem Scholiasten durch nos insignes redde übersetzt.

Im letzten Abschnitt wirft der Vf. einen Blick auf das gesellige und religiöse Leben der vedischen Inder und kommt hier im Ganzen zu den Resultaten, die Ref. bereits in seiner Recension des Rosenschen Rig-Veda ausgesprochen hat. Auch er sagt: Les premiers habitants de l'Asie centrale sont encore errants, dispersées sur les pentes de l'Himâlaya, se rapprochant sans cesse dans leur marche flottante des régions tropicales entre le Gange et l'Indus. In diesem letzteren Punkt können wir ihm um so mehr beistimmen als wir seit unserer erwähnten Recension einen freilich noch nicht ganz genügenden aber doch etwas weiter führenden Beitrag über die sieben Flüsse erhalten haben. Sâyana nämlich sagt zu h. 32. 12 dafs diese sieben Flüsse in dem Verse, der da beginnt: imam me gange genannt seien. Die Hälfte dieses Verses nun ist wahrscheinlich die von Böthlingk über den Accent §. 56. angeführte, welche lautet: imam me gange yamune sarasvati, und es möchte nicht unwahrscheinlich sein, dafs die von Colebrooke (Ess. I. p. 137) gegebene Anrufung der heiligen Ströme mit diesem Verse beginnt, da die hier sichtbare Ordnung der Namen auch dort vorhanden ist. Freilich sind dort im Beginn nur sechs Flüsse genannt, doch folgen nachher noch drei, unter denen die Vitastâ, welche vielleicht den siebenten bilden*). — Auf das, was der Vf. über die vedischen Götter sagt, können wir hier nicht tiefer eingehen, da es uns zu weit führen würde.

Wenn wir nun schliefslich nach dem vom Verf. ausgesprochenen Zweck über den Werth des Buches urtheilen sollen, so können wir es nur als eine fleifsige und besonnene Arbeit empfehlen, die gewifs ihr Ziel erreichen wird, der indischen Philologie in Belgien, wo das Sanskrit bis jetzt keine Vertreter hatte, weitere Ausdehnung und neue Kräfte zur Bewältigung des umfassenden Stoffes zu gewinnen. A. Kuhn.

*) Die obige Vermuthung habe ich durch Auffindung des Verses in der Nirukti nachträglich bestätigt gefunden; er steht Nir. 9. 25 und lautet: imam me *gange yamune sarasvati cutudri* stomam sac'atâ *parus'nyâ* | *asiknyâ marudvrd'e vitastayârg'ikiye* crnuhy â *sus'omayâ* || Von diesen werden Parus'ni für Jrâvati, Arg'ikîyâ für Vipâcâ (ehmals Urang'irâ) und Sus'omâ für Sind'us erklärt, die übrigen sind also Gangâ, Yamunâ Sarasvati, Sutudri, Marudvrdâ und Vitastâ also 9.

Digitized by Google

№ 101.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1844.

LIX.

1) Βαβρίου μυθίαμβοι. *Babrii fabulae iambicae CXXIII jussu summi educationis publicae administratoris Abeli Villemain nunc primum editae; Joh. Fr. Boissonade Litt. Gr. Pr. recensuit, latine convertit, annotavit. Parisiis apud Firmin Didot fratres.* 1844. *XII und* 269 S. 8.

2) *Viro venerabili Friderico Jacobs annos octoginta cum omnium laude, eruditorum admiratione feliciter transactos gratulatur Fridericus Dübner, Ph. Dr. Insunt animadversiones criticae de Babrii* μυθιάμβοις. *Parisiis apud Fridericum Klincksieck* 1844. 70 S. 8.

Wenn es der höchste Triumph der Kritik im historischen wie im philosophischen Gebiete ist, die Vermuthungen, auf welche ein scharfsinniger Forscher durch innere Gründe der Wahrscheinlichkeit geführt worden ist, durch äufsere Bestätigung zur urkundlichen Gewifsheit erhoben zu sehn, so kann die Entdeckung, deren erste Actenstücke hier vorliegen, von allen Freunden jener edlen Kunst nur mit lautem Jubel begrüfst werden. Wohl wufste man längst aus der Vorrede des lateinischen Fabeldichters Avianus, aus den Chiliaden des Tzetzes XIII, 257, und aus dem Lexicon des Suidas, dafs ein Dichter Babrius, auch, aber mit schwächerer Auctorität, Babrias genannt, die äsopischen Fabeln in zwei, oder nach Suidas in zehn Büchern auf ähnliche Art wie Phädrus, neue in choliambischem Versmafse bearbeitet habe; das Werk selbst aber galt bis auf wenige Bruchstücke, welche die beiden letztgenannten Byzantiner erhalten hatten, für verloren, oder ward gar mit den vierzeiligen Jamben eines mittelalterlichen Magister Ignatius verwechselt, der vielleicht eben dieser Verwechselung auch den Namen Gabrias verdankte, bis zuerst Bentley in einem kurzen aber inhaltschweren Capitel seiner Abhandlung *de fabulis Aesopi* darauf aufmerksam machte, wie unter der erhaltenen Sammlung äsopischer Fabeln in Prosa, die aber bekanntlich erst dem späten Mittelalter ihre jetzige Gestalt verdankt, einzelne seien, in welchen sich jenes choliambische Versmafs mit Leichtigkeit erkennen oder wiederherstellen lasse; und diese Spur verfolgte dann sein Landsmann Tyrwhitt in seiner 1776 erschienenen *Dissertatio de Babrio*, insbesondere mit Hülfe eines Harlejanischen Codex jener Fabeln mit solchem Glücke, dafs von dieser Zeit an Babrius allerdings schon, wenn gleich mit wenigen und fragmentarischen, doch immerhin einigen interessanten Stücken in die Reihe der erhaltenen griechischen Dichter eintreten konnte. Gleichwohl fehlte dem gröfseren Theile dieser Ueberbleibsel immer noch zweierlei: erstens die urkundliche Bestätigung ihres Ursprungs von dem nämlichen Verfasser, und zweitens die vollständige Herstellung ihrer ursprünglichen Gestalt, die sich doch aus der prosaischen Umschreibung oft nur durch mehr oder minder gewagte Conjectur ermitteln liefs, so dafs der italiänische Gelehrte Franz de Furia, der im Jahre 1810 die vollständigste Sammlung der bis dahin bekannten äsopischen Fabeln herausgab, ohne Rücksicht auf die Bentley'sche Entdeckung alle wieder als reine Prosa abdrucken liefs; und als deutsche und französische Kritiker, wie die beiden Schneider und Koraes, auch in dieser Sammlung die Wahrheit jener Entdeckung nur noch in weiterem Umfange nachgewiesen hatten, bemächtigte sich ihrer unglücklicher Weise zunächst ein Mann, der dieser Aufgabe in keinerlei Hinsicht gewachsen war, Franz Xaver Berger, desse Ausgabe München 1816 schon durch die Eintheilung in drei Bücher den Stempel der Willkür an der Stirne trug und durch ihren schlechten Erfolg auf geraume Zeit von einem ähnlichen Unternehmen mehr

Digitized by Google

abgeschreckt als dazu aufgemuntert zu haben scheint. August Matthiä's Wunsch am Schlusse seines Programms *de nonnullis locis Pindari*, Altenburg 1823, verhallte ungehört; erst nachdem einige englische Kritiker, wie Blomfield im *Museum criticum T. I.* und Burgefs im *Classical Journal T. XXV.* und *XXVI.* einzelne glücklichere Versuche auf dieser Bahn gemacht hatten, konnte im Jahre 1832 G. C. Lewis im Cambridger *Philological Museum T. I, p.* 280—304 durch eine Zusammenstellung dessen, was seit Tyrwhitt in dieser Hinsicht gefunden und geleistet worden war, die Aufmerksamkeit auf Babrius zurücklenken; und für Deutschland lebte er eigentlich erst wieder durch die Arbeiten von Knoche auf, der zuerst in der Abhandlung *de Babrio poëta* und demnächst in seiner Ausgabe: *Babrii fabulae et fabularum fragmenta*, Halle 1835, allen Anforderungen genügt hat, die an eine kritische Uebersicht des erhaltenen Stoffes wie an eine fleifsige Sammlung und Erklärung der mit Sicherheit oder Wahrscheinlichkeit nachgewiesenen Reste jenes Schriftstellers gemacht werden konnten. Aber nichts destoweniger herrschte auch hier der doppelte Mifsstand fort: einerseits beruhete das Meiste, was Babrius zugeschrieben war, auf blofser Vermuthung, die doch keinen weiteren Mafsstab hatte, als dafs sie äsopischen Inhalt in choliambischer Form vor sich sah, andererseits wufste man schon aus den einschlagenden Citaten bei Suidas, dafs auch in den übrigen prosaischen Fabeln noch vieles Babrianische enthalten sei, ohne es gleichwohl ohne die höchste Kühnheit in allen seinen Einzelnheiten herstellen zu können; und je mehr wir einräumen, dafs bei Knoche alles geleistet ist, was einem besonnenen Forscher mit den damals zu Gebote stehenden Mitteln möglich war, desto willkommner mufs uns nun die gegenwärtige Entdeckung sein, die, wenn sie auch nach der so eben geschilderten Entwickelung uns keinen völlig neuen Dichter kennen lehrt, doch zuerst sein Eigenthumsrecht an dem gröfseren Theile des Inhalts der bisherigen Ausgaben urkundlich bestätigt, und dasselbe aufserdem mit gleicher Urkundlichkeit noch über ein viel weiteres Gebiet ausdehnt, welches ihm die bisherigen Bemühungen fortwährend mehr mit den Augen als mit den Händen hatten zueignen können. Der Inhalt der 123 Fabeln, die uns hier geboten werden, ist freilich auch zum gröfseren Theile schon längst aus den erwähnten prosaischen Sammlungen bekannt, zu welchen kürzlich auch noch eine neue in den *Notices et Extraits* 1842, *T. XIV, P.* 2. gekommen ist; in der gewandten, anmuthigen und gerade in ihrer schlichten Naivetät oft höchst reizenden Einkleidung unseres Dichters aber, deren gefällige Leichtigkeit die plumpe Hand des Umschreibers nur zu häufig verwischt hat, tritt bei Weitem die Mehrzahl derselben hier zum ersten Male in das Gebiet unseres Literaturschatzes ein; und während viele Verse, die wir bisher nur vereinzelt unter Babrius Namen kannten, jetzt die gebührende Stelle in ihrem ehemaligen Ganzen zurückerhalten, begegnen uns zugleich die ganzen Fabeln, welche Bentley, Tyrwhitt, Schneider u. A. nur vermuthungsweise hierhergezogen hatten, in Reihe und Glied mit jenen in einer Handschrift vereinigt, welche den unverkennbaren Namen des Dichters urkundlich an der Stirne trägt.

Was nämlich diesen eigentlichen Gegenstand unserer Anzeige näher betrifft, so ist derselbe ein Theil, und allerdings, wie es scheint, eines der besten Stücke aus dem Funde, welchen der gelehrte Grieche Minoides Menas (Minas) auf einer vor vier Jahren im Auftrage der französischen Regierung unternommenen Reise in den Klöstern des Berges Athos, insonderheit dem der heiligen Laura, gethan hat, wo auch dieses Manuscript in einem alten Kasten unter Staub und Moder verborgen lag; über das ganze Unternehmen und seine Ergebnisse genügt es auf Millers und Aubenats *Revue bibliographique T. V, p.* 80 und die Marburger Zeitschrift für Alterthumswissenschaft 1844, No. 96 zu verweisen. Leider ist, was unsern Dichter betrifft, dem Finder bis jetzt nur so viel möglich gewesen, eine in ziemlicher Eile gemachte Abschrift nach Paris zurückzubringen, auf deren Grund dann der Nestor der französischen Philologie, der vielseitig gelehrte und elegante Boissonade die vorliegende Ausgabe veranstaltet hat; doch bemerken wir hier sogleich zum Ueberflufs für solche Leser, die vielleicht durch neuere Erfahrungen gegen unbeglaubigte Fünde alter Schriftsteller mifstrauisch geworden sein könnten, dafs dieses ganze Werk sowohl in dem was es gibt als auch in dem was es nicht gibt die unzweifelhaftesten Kennzeichen seiner Aechtheit an sich trägt. Einerseits finden wir in diesen Fabeln nicht nur, wie gesagt, den gröfseren Theil der Stellen, die bei den Grammatikern des Mittelalters unter Babrius Namen citirt sind, wie-

Digitized by Google

der, sondern auch viele andere Wörter, von welchen wir jetzt erst wahrnehmen, aus welcher Quelle sie in die Lexikographen gekommen sein mögen; andererseits aber fehlt wieder manches, was ein Fälscher, wenn er absichtlich hätte täuschen wollen, gewiſs zu allernächst aus den gangbaren Resten des Babrius aufgenommen haben würde, wie z. B. merkwürdigerweise gerade die Erzählung, die der neuern Zeit zu allererst als gröſseres Bruchstück von Babrius bei Tzetzes bekannt geworden war: Γάλλοις ἀγύρταις εἰς τὸ κοινὸν ἐςράθη, so wie die Bodlejanische bei Knoche S. 84: Ζεὺς ὀστράκοις γράφονθ' ἁμαρτίας Ἑρμῆν: und wem auch alles dieses nebst den vielen höchst bemerkenswerthen Varianten im Einzelnen und dabei doch wieder den zahlreichen offenbaren Schreibfehlern in betrügerischer Absicht angelegt zu sein scheinen könnte, der braucht nur wenige Seiten in das Buch hinein zu lesen, um sich, wenn ihm überhaupt ein Urtheil in diesen Dingen zukommt, zu überzeugen, daſs wir es hier mit einem Werke zu thun haben, dem der Stempel des classischen Alterthums, wenn auch einer späteren Geschmacksrichtung desselben, in hundert kleinen Zügen aufgeprägt ist. Der Name des Verf. selbst an der Spitze ist verschrieben Βαλεβρίου, worin jedoch nur die Spur derselben Dittographie sichtbar wird, wie der Harlejanische Codex bei Tyrwhitt zwischen Βαβρίου und Βαλερίου schwankt, indem aus der zweiten Namensform durch Ueberschreiben die Silbe λε in die erste hereingekommen ist; halten wir auch mit Knoche und seinem Vorgänger Cannegieter (*ad Avianum*) den römischen Ursprung des Verf. fest, so bedarf er doch dazu des Namens *Valerius* nicht, da *Babrius* selbst als römischer Gentilname aus Inschriften hinlänglich nachgewiesen ist; und noch weniger werden wir mit Berger beide Namen zugleich auf ihn häufen, was zwar in der späteren Kaiserzeit nicht unerhört, hier aber um so weniger zulässig ist, als unsere Handschrift durch ihre Dittographie selbst in dem einen Namen nur die Variante des andern erkennen läſst. Was freilich die weitere Schwankung der Formen Βάβριος und Βαβρίας bei Suidas betrifft, so kann sie auch aus der neuentdeckten Handschrift eben so wenig wie aus jeder andern genitivisch gefaſsten Anführung entschieden werden; dagegen giebt diese wenigstens hinsichtlich des andern Zwiespalts zwischen Avianus und Suidas über die Zahl der Bücher den Ausschlag zu Gunsten des ersteren, indem mit dem Buchstaben *M*, also offenbar in der Mitte des Ganzen, ein zweiter Prolog ein neues Buch eröffnet, auf welches, wenn gleich der Schluſs unserer Handschrift verloren ist, doch kaum ein, geschweige denn noch acht weitere Bücher gefolgt sein können. Die Aufeinanderfolge der Fabeln geschieht nämlich nach der alphabetarischen Ordnung ihres Anfangsbuchstaben, weshalb auch oben mit Sicherheit behauptet werden konnte, daſs die mit dem Worte Γάλλοι anfangende Fabel in unsrer Sammlung fehle; erst mit dem Buchstaben *O* bricht letztere ab, und läſst es insofern allerdings ungewiſs, ob auch hinsichtlich der Fabeln 13—19 bei Knoche die Vermuthungen Tyrwhitts und und seiner Nachfolger bestätigt werden; doch findet dieses wenigstens hinsichtlich der zwölf übrigen Statt, und läſst insofern auch für jene ein um so günstigeres Vorurtheil fassen, als wir überhaupt sehen, wie die überwiegende Mehrzahl der Erzählungen, die wir hier urkundlich als Babrianische kennen lernen, in derselben prosaischen Sammlung wiederkehrt, aus welcher auch jene sieben bei Knoche entlehnt sind. Nur dreizehn unter den 123 Nummern, die uns hier geboten werden, sind wenigstens als äsopische Fabeln für uns neu: II. γεωργὸς δίκελλαν ἀπολέσας, VIII. Ἄραψ καὶ καμηλος, XV. Ἀθηναῖος ἀνὴρ καὶ Θηβαῖος, XXI. βόες καὶ μάγειρος XLI. σαῦρα, XLVIII. Ἑρμῆς καὶ κύων, LIV. εὐνοῦχος καὶ θύτης, LX. μῦς πεσὼν ἐν χύτρᾳ, LXI. κυνηγὸς καὶ ἁλιεύς, CVI. λέων πρᾶος, CX. κύων καὶ δεσπότης, CXII. μῦς καὶ ταῦρος, und endlich die ganz heterogene Erzählung, die in ihrer frivolen Obscönität eher einem milesischen Mährchen gleich sieht, CXVI. ἀνὴρ καὶ μοιχός: die andern alle haben wenigstens in einer oder der andern erhaltenen Sammlung äsopischer Fabeln ihr Entsprechendes, sei es auch nur wie *n. X* bei Ignatius, oder sind sonst in dieser Hinsicht beglaubigt, wie LXIX. λαγωὸς καὶ κύων durch Schol. Thucyd. IV. 92; und gleichwie es folglich nur als Zufall betrachtet werden kann, daſs jene dreizehn sich bis jetzt in keiner sonstigen Sammlung gefunden haben, so erreicht es auf der andern Seite den höchsten Grad von Wahrscheinlichkeit, daſs auch die übrigen Buchstaben unseres Fabelalphabets in jenen Sammlungen mehr oder minder verpuppt enthalten sind, und nur eines

Digitized by Google

geschickten kritischen Operateurs bedürfen, um vollends entlarvt und ans Tageslicht gezogen zu werden.

Nur eine einzige Frage, die man seither fast für erledigt zu halten geneigt war, ist durch die neue Entdeckung wieder schwankender als je geworden und bietet gerade jetzt eins der gröfsten Räthsel dar, welche die Geschichte der griechischen Literatur kennt: die Frage nach der Lebenszeit des Dichters, welchen Lewis und Knoche nach den dürftigen Spuren erhaltener Nachrichten ziemlich übereinstimmend um die Zeit von Christi Geburt setzten, während das vollständige Gedicht, wie es jetzt vorliegt, auf ganz andere Zeiten führt. Zuvörderst begegnet uns gleich in der Vorrede des ersten Buchs die Anrede ὦ Βράγχε τέκνον, die sich auch LXXIV. 15 nochmals wiederholt; an deren Stelle aber tritt in der zweiten Vorrede gar die noch viel räthselhaftere ὦ παῖ βασιλέως Ἀλεξάνδρου und der ganze Inhalt dieser zweiten Vorrede ist so beschaffen, dafs man schlechterdings nicht weifs, um welche Zeit man einen Dichter setzen soll, der einerseits sich rühmt, zuerst die äsopische Fabel in das neue Gewand des μυθίαμβος gekleidet zu haben, andererseits aber hinzufügt, dafs dieses sein Beispiel zahlreiche Nachahmer gefunden habe, die folglich alle in den Zwischenraum zwischen der ersten und zweiten Ausgabe, wo nicht gar zwischen dem Erscheinen des ersten und zweiten Buchs der vorliegenden Sammlung gefallen sein müfsten, während wir bisher gewohnt waren, Babrius mit einer einzigen gleich zu erwähnenden Ausnahme als den einzigen seiner Art zu betrachten, von dem uns aus dem Alterthume Kunde erhalten wäre. Die Hauptfrage bleibt jedoch zunächst der βασιλεύς Ἀλέξανδρος, für dessen Sohn man, wofern beide Bücher an den nämlichen παῖς gerichtet sein sollen, jenen Βράγχος halten müfste; und so hat es denn auch Hr. Boissonade genommen, der den βασιλεύς selbst auf den Kaiser Severus Alexander deutet, und das Weitere so erklärt, dafs dieser einen natürlichen Sohn gehabt haben könne, den er durch den Namen Branchos gleichsam unter den Schutz des milesischen oder didymäischen Apoll gestellt habe, obgleich er andrerseits nicht läugnen kann, dafs sowohl Alexander selbst vielmehr in Syrien zu Hause gewesen sei, als auch der Verf. unserer Fabeln mehrfach syrischen Aufenthalt verrathe. Dahin gehört vielleicht schon dieses, dafs er in jener zweiten Vorrede den μῦθος selbst für eine Erfindung der Syrer erklärt οἳ πρίν ποτ' ἦσαν ἐπὶ Νίνου τε καὶ Βήλου, jedenfalls aber, dafs er N. LVII. die Schlechtigkeit der Araber aus eigener Erfahrung zu kennen aussagt:

ἐντεῦθεν Ἀραβές εἰσιν, ὡς ἐπιφάθην,
ψεῦσταί τε καὶ γόητες, ὧν ἐπὶ γλώσσης
οὐδὲν κάθηται ῥῆμα τῆς ἀληθείας:

und auch wohl noch mancher andere beiläufige Zug, wie wenn X. 7 Aphrodite mit angezündeten Lampen geehrt wird, was auf keinen Fall griechischer Brauch ist und auch in Rom erst in der Kaiserzeit vorkommt (Juvenal. XII. 92), so dafs es durch asiatischen Cultus dorthin verpflanzt zu sein scheint, vgl. Pers. Sat. V. 184; oder wenn LIV. 1 der εὐνοῦχος einen θύτης befragt, ob er Kinder bekommen werde, wobei man nicht umhin kann, an den *Armenius vel Commagenus haruspex* bei Juvenal VI. 550 zu denken. Prüfen wir also, welche sonstige Wahrscheinlichkeit es für sich habe, dafs diese Fabeln zur Zeit des Kaisers Severus Alexander in Syrien gedichtet und einem Sohne jenes Kaisers gewidmet worden seien, so kann Ref. allerdings auch seine Meinung nur dahin aussprechen, dafs solche aus römischer Zeit und von einem Römer herrühren, welcher letztere Umstand dann von selbst auf eine verhältnifsmäfsig späte Epoche führen würde, wo erst nach und nach geborene Römer sich auch als Dichter oder Rhetoren in die griechische Literatur einmischten. Dafs der Name *Babrius* ein ächt lateinischer ist, ist oben schon bemerkt worden; aufserdem aber müfste ich mich sehr täuschen, wenn nicht auch sonstige Einzelheiten den Römer verriethen, der sein Griechisch mehr der Schule als dem Leben verdankte, und trotz seiner übrigens sehr eleganten und den besten Mustern nachgebildeten Gräcität doch hier und da sein angeborenes Idiom nicht verläugnen konnte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 102.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1844.

1) Βαβρίου μυθίαμβοι. ***Babrii fabulae iambicae CXXIII jussu summi educationis publicae administratoris Abeli Villemain nunc primum editae; Joh. Fr. Boissonade.***

2) ***Viro venerabili Friderico Jacobs annos octoginta cum omnium laude, eruditorum admiratione feliciter transactos gratulatur Fridericus Dübner.***

(Fortsetzung.)

Nach der Schule schmeckt, wo nicht XXVIII. 10 ποσότης für die Gröfse, doch LXXI. 4, wo das Meer als ἀνηλεὲς στοιχεῖον angeredet wird; von Latinismen aber bemerken wir XXVI. 5: αἱ δ' ὡς ἐπέσχον σφενδονῶντα τὰς αὔρας, was unseres Erachtens nur als buchstäbliche Uebertragung des lateinischen *animadverterunt* erklärt werden kann; ebenso XXVIII. 3: παρὰ τῶν ἀδελφῶν ποῦ ποτ' ἦν ἐπεζήτει: *e fratribus quaesivit*; auch XXXII. 2 erinnert Κύπρις ἡ πόθεον μήτηρ auf's Handgreiflichste an die Horazische *mater saeva cupidinum*, und wenn auch diese Redensart noch einmal bei einem griechischen Dichter Philodemos in der Anthologia Palatina X. 21 vorkommt, so verräth doch gerade dieses Epigramm — selbst abgesehen von der Planudeischen Lesart Ῥωμαϊκούς im letzten Verse — schon durch das Bild der χιόνες κελτικαὶ seinen Ursprung in römischer Zeit und unter dem Einflusse römischer Anschauungen, wie denn auch Eros wohl bei den Römern *Cupido*, griechisch aber niemals Πόθος geheifsen hat; endlich begegnet uns nicht weniger als dreimal ἐρωτᾶν in der Bedeutung *rogare*, zuerst X. 8 neben θύειν, εὔχεσθαι, ἱκετεύειν, folglich *beten*, dann aber XLII. 3 u. XCVII. 3 ἐρωτᾷν ἐπὶ δεῖπνον, *rogare ad coenam*, was zwar von Suidas (s. Knoche S. 164) durch παρακαλῶ oder δέομαι erklärt wird, in der classischen Gräcität jedoch vor dem Neuen Testamente nicht erscheint, und noch im zweiten Jahrhundert von Auctoritäten wie Hermogenes und Apollonius Dyskolos mifsbilligt ist, vgl. Steph. Thes. Paris. B. III., S. 2081. Ist aber nach allem diesem der Dichter ein in Syrien lebender Römer gewesen, so kann er auch schwerlich schon unter August geschrieben haben, und wirklich sind die Gründe, auf welchen diese bisherige Meinung beruhete, keineswegs so stark, dafs wir ihnen das so eben gewonnene Resultat wieder aufopfern müfsten. Am blendendsten ist noch das bereits von Tyrwhitt aufgestellte Argument, dafs das Citat bei Appollonius Lex. Hom. S. 10 Bekk:

ταῦτα δ' Αἴσωπος,
ὁ Σαρδιηνὸς εἶπεν, ὅντιν' οἱ Δελφοί
ᾄδοντα μῦθον οὐ καλῶς ἐδέξαντο

von Babrius herrühre, der folglich schon vor jenem Grammatiker gelebt haben müfste; da aber diese Stelle wohl nur in einer Vorrede gestanden haben könnte, und wir die beiden Vorreden unseres Dichters jetzt besitzen, ohne es darin zu finden, so ergreift Ref. unbedenklich die scharfsinnige Vermuthung seines verehrten Collegen Schneidewin, die ihm letzterer mündlich mitgetheilt hat, dafs jenes Fragment vielmehr aus den Αἴνοις des Kallimachos herrühre, in welchem schon Lewis a. a. O. S. 278 einen Vorläufer des Babrius in choliambischer Behandlung äsopischer Fabeln nachgewiesen hat. Was ferner die Stelle bei Avianus betrifft, wo man eine chronologische Reihefolge der drei Dichter Horaz, Babrius, Phädrus hat wahrnehmen wollen, so können wir in den Worten: *quas Graecis iambis Babrius repetens in duo volumina coarctavit, Phaedrus etiam partem aliquam quinque in libellis resolvit*, nur den Gegensatz zwischen dem griechischen Dichter, der das Ganze in zwei Bücher zusammengedrängt, und dem lateinischen, der einen Theil in fünf Bücher vertheilt hat, erkennen, ohne dafs deshalb der Behandler des Ganzen auch

Digitized by Google

der Zeit nach früher gewesen zu sein brauchte; und wenn auch der Magister Dositheus, bei dem wir S. 36 Böck. die 84. Fabel unserer Sammlung wörtlich aufgeführt finden, seinen Auszug aus *Hygini genealogia* vom 11. September 207 datirt hat, so könnte Babrius doch immerhin noch zwanzig Jahre länger bis unter Severus Alexander gelebt haben, zumal wenn wir annehmen, dafs der Schlufs der Vorrede, welche Hr. Boissonade an den Sohn dieses Kaisers gerichtet glaubt:

ἐκ δευτέρου σοι τήνδε βίβλον ἀείδω,

auf eine zweite Auflage deute, vor welcher Dositheus seine Aufführung bereits aus der ersten entnommen haben konnte. Doch gesteht Ref. auf der andern Seite allerdings wieder, dafs ihm dieser kaiserliche Bastard in seiner Namensähnlichkeit mit dem Stifter des didymäischen Orakels bei Milet (vgl. Zeitschr. f. d. Alterth. 1841, S. 556) nicht gern zu Kopfe geht, und indem er auf einen Ausweg gesonnen hat, um diesem eine andere Bedeutung anzuweisen, ist auch sein Glaube an den Boissonade'schen Ansatz insofern wieder wankend geworden, als er, obschon er ihm fortwährend mehr relative Richtigkeit als dem Knochischen beimifst, gleichwohl zweifelt, ob gerade die vorliegenden Vorreden irgend ein sicheres Fundament zur Entscheidung dieser Frage darbieten. Branchos spielt offenbar in der ersten Hälfte dieser Fabeln dieselbe Rolle, wie etwa Perses in Hesiods ἔργοις oder Kyrnos bei Theognis; sein Name aber weist entschieden auf Milet hin; wie nun, wenn Babrius in diesem einen Zeitgenossen und jugendlichen Schüler des Lyders oder Phrygers Aesop genannt oder meinethalben fingirt, und nicht nur den Prolog, sondern auch das ganze erste Buch selbst dem Vater des αἶνος dergestalt in den Mund gelegt hätte, dafs dieser, nicht der Dichter, jenen Branchos anredete? Dafs er ihn dabei Dinge sagen läfst, die unserer obigen Bemerkung zufolge aus der persönlichen Stellung des Dichters selbst genommen zu sein scheinen, kann eben so wenig auffallen, als wenn Plato seine eigenen Gedanken und Erfahrungen unter Sokrates Person vorträgt; auch was Aesop unter jener Voraussetzung von sich als einem Dritten sprechen würde:

μάθοις δ' ἂν οὕτιν ταῦτ' ἔχοντα καὶ γνοίης
ἐκ τοῦ σοφοῦ γέροντος ἡμῶν Αἰσώπου,

klingt nicht anders, als wenn Daemones bei Plautus Rud. IV. 8. 19 sagt: *minime istuc faciet noster Daemones*; und andrerseits eignet es sich gerade für Aesop sehr gut, dafs der Mythus von den Weltaltern, mit dem der Prolog beginnt, auf die ältere Hesiodische Art dargestellt ist, während ein Dichter römischer Zeit in eigener Person wohl eher der Aratischen oder Ovidischen Auffassung gefolgt sein würde. Dürfen wir aber einmal dieses annehmen, so kann auch die zweite Vorrede eben so wohl einem andern Vorgänger des Dichters in den Mund gelegt sein, auf welchen dann namentlich auch jene Aeufserung zu beziehen wäre, die nach dem erwähnten Vorgange des Kallimachos doch von Babrius selbst zu unbescheiden sein würde: ὑπ' ἐμοῦ δὲ πρώτου τῆς θύρας ἀνοιχθείσης u. s. w., und hierdurch würden wir dann zugleich auch der vorhin bereits angedeuteten Schwierigkeit entgehen, dafs die ganze Schaar der Nachahmer, welche σοφωτέρας μούσης γρίφοις ὁμοίας ἐκφέρουσι ποιήσεις zwischen der ersten und zweiten Auflage unseres Buchs aufgetreten wäre, während sie sich nach obiger Voraussetzung auf die ganzen Jahrhunderte zwischen dem erwähnten ersten Vorgänger und der Zeit, wo Babrius ihn gleichsam zum zweiten Male redend auftreten liefse, vertheilte. Für den βασιλεὺς ἀλέξανδρος freilich weifs ich auf die eine wie auf die andere Art keinen besseren Rath, als denselben nicht als *nomen proprium*, sondern *appellativisch* zu nehmen, wie wir in dem Epigramme bei Diodor XI. 14 den ἀλέξανδρος πόλεμος finden, und wie Meineke Anal. Alex. S. 126 gelehrt nachgewiesen hat, dafs die griechischen Dichter aller Zeiten eine besondere Pointe darin gesetzt haben, Wörter, die sonst als Eigennamen gäng und gäbe waren, in etymologischer Bedeutung als Epitheta zu gebrauchen; dann hätte man aber den freiesten Spielraum, den Prolog und seinen Sprecher in jede beliebige Zeit zu verlegen, wo es Königssöhne gab, und könnte sich hinsichtlich des Uebrigen rein und ungeirrt an dasjenige halten, was die jetzt erst in weiterem Umfange gestattete Prüfung der Sprache und Einkleidung des Dichters über seine Lebenszeit an die Hand giebt. Nur wenn eine erneuerte Vergleichung der Handschrift selbst, wozu Hr. B. Aussicht giebt, vielleicht statt Ἀλεξάνδρου die Lesart Ἀλέξανδρε darböte, könnte man wieder direct zu Severus Alexander zurückkehren, der bekanntlich von seinem Vorgänger Heliogabal kurz vor dessen Ende adoptirt worden war (Herodian V. 7. 7)

Digitized by Google

und dann würde sich selbst das Geburtsjahr der vorliegenden Sammlung auf 221 n. Chr. festsetzen lassen, womit auch die übrigen Data, wie wir gesehen haben, nicht im Widerspruche stünden; auf solche Hariolationen ist inzwischen Ref. weit entfernt irgend ein Gewicht zu legen, und hält das Gesagte für mehr als hinreichend, um seinen Lesern die Schwierigkeiten, die durch die neue Entdeckung angeregt worden sind, und die Gesichtspuncte vor Augen zu führen, die bei deren Lösung festzuhalten sein dürften.

Ungleich wichtiger ist ohnehin die Gestaltung des Textes dieser Fabeln selbst, um sie wirklich lesbar und des dichterischen Gewandes, das sie tragen, würdig zu machen, und hier kann Ref. nicht verhehlen, dafs dafür mit verhältnifsmäfsig leichter Mühe viel befriedigendere Resultate hätten gewonnen werden können, als sie der französische Bearbeiter erzielt hat, dessen kritische und gelehrte Behandlung des Einzelnen weder dem Interesse des Gegenstandes selbst noch dem Glanze seiner äufseren Ausstattung völlig entspricht. Allerdings erkennen wir auch hier noch in mancher Note die reiche und elegante Belesenheit des Herausgebers der Philostratischen Heroika und des Niketas Eugenianos, des Theophylaktos Simokattas und des Aeneas von Gaza, dem nicht blofs die Schätze der alten Literatur bis in ihre entlegensten Winkel, sondern auch der neuern Poesie aller romanischen Sprachen dienstbar sind; und auch in kritischer Hinsicht hat derselbe durch die Vergleichung der andern Fabelsammlungen, so wie der griechischen Lexikographen manchen Fehler glücklich verbessert oder wenigstens die rechte Strafse zur Verbesserung gewiesen; aber was selbständige Emendationen betrifft, so ist eben so häufig auch eine nahe liegende Correctur übersehen oder aber eine übereilte und verkehrte Vermuthung ohne Weiteres in den Text gesetzt, und so mufs doch eigentlich die Kritik dieses Werkes ihre Operationen noch einmal von vorn beginnen, ohne dabei auch nur die urkundlichen Grundlagen rein und unentstellt vorzufinden. Der Herausgeber eines neuen Textes kann bekanntlich ein doppeltes Verfahren einhalten: entweder denselben mit allen Fehlern und Verderbnissen der Handschrift diplomatisch treu abdrucken lassen, oder ihn durch eine folgerichtige und durchgreifende Kritik seiner ursprünglichen Reinheit möglichst annähern, und wem es zu letzterem an Zeit oder an den nöthigen Mitteln fehlt, wird sich gewifs den Dank seiner Leser nicht besser verdienen können, als wenn er lieber gar nichts an der überlieferten Gestalt rüttelt und die nöthigen Verbesserungen seinen Nachfolgern und der Zukunft überläfst; Hr. *Boissonade* hat aber leider keines von beiden gethan, oder wenn sein Zweck auf eine durchgreifende Kritik ging, diesen so wenig erreicht, dafs er sofort nach der Erscheinung des Werkes unserem scharfsinnigen Landsmann *Dübner* zu einer reichen Nachlese Raum gelassen hat, während doch auf der andern Seite die Mängel seines Textes keineswegs allein der Handschrift oder der Copie seines Gewährsmannes Menas zur Last fallen. Was die Handschrift selbst anbelangt, so ist allerdings auch sie von der Erbsünde zahlreicher Schreibfehler nicht fern geblieben, die bei dem verwitterten Zustande des Originals in der Abschrift noch beträchtlich vermehrt worden sein mögen; aufserdem bieten auch die Fabeln der prosaischen Sammlungen mitunter bemerkenswerthe Varianten dar, und wenn diese auch theilweise eben nur aus der Auflösung in Prosa hervorgegangen sein können, so fehlt es doch auch der vorliegenden Sammlung nicht an Spuren, dafs auch sie in ihrer jetzigen Gestalt zuletzt als Prosa betrachtet und behandelt worden sein möge, worauf nicht nur die wirklich prosaischen Epimythien vieler Fabeln, die nach Sinn und Sprache gewifs einer spätern Zeit angehören, sondern auch einzelne Ausdrücke des Textes selbst führen, die noch durch Umstellung oder Vertauschung mit synonymen Redensarten ihrer metrischen Fassung zurückgegeben werden können; — über alles dieses aber scheint der Herausgeber zu keinem klaren Bilde gelangt zu sein, und so ist es gekommen, dafs er trotz der Verdienstlichkeit einzelner Emendationen doch weder die nöthige Consequenz in denselben durchgeführt, noch auch sie immer aus den richtigen Kategorien gegriffen hat. Dazu kommt, dafs er auch über die sprachlichen und metrischen Eigenheiten seines Schriftstellers kein scharf bewufstes System besitzt, in welcher Hinsicht der Dübner'sche Nachtrag, auch wo er vielleicht zu einseitig verfährt, doch so viel zeigt, dafs es für die Würdigung einer Lesart keineswegs gleichgültig ist, ob man einen Spondeus im fünften Fufse oder einen

Digitized by Google

Anapäst statt des Jambus für zuläſsig hält oder nicht; und endlich hat er, während er hier und da Lücken annimmt, wo gewiſs keine gewesen sind, die Frage nach möglichen Interpolationen gleichfalls seinem Ergänzer überlassen, obgleich darauf schon die Wahrnehmung führen muſste, daſs die Fabel XII: ἀηδὼν καὶ χελιδών, hier um funfzehn Verse ausgedehnter ist, als sie nach dem früheren Texte hinter den Fabeln des Gabrias bei Tyrwhitt und Knoche S. 53 erscheint. In allen diesen Hinsichten hat sich daher Hr. Dübner ein wesentliches Verdienst um die neue Entdeckung erworben, indem er die Gelegenheit des Glückwunsches an den ehrwürdigen Veteran, dessen Name den Titel seiner Schrift ziert, benutzt hat, um ohne Verletzung der schuldigen Rücksichten gegen das andere Greisenhaupt unseres Herausgebers gleichwohl dessen Ausspruch in der Vorrede: *Babrium eo mihi videor modo recensuisse, ut pauci supersint loci, in quibus lector haereat graece doctus et satis literatus*, einer näheren Würdigung zu unterziehen; und da diese sich eben, wie gesagt, um die wichtigsten Vorfragen der Kritik unseres Textes dreht, so wird ihre Beleuchtung auch dem, was uns über den letzteren noch zu bemerken übrig bleibt, am Schicklichsten vorausgehn.

Fünferlei Sätze sind es insbesondere, in welchen Hr. Dübner selbst S. 29 fg. die Ergebnisse dieser seiner Vorfragen zusammenfaſst, und von welchen wir den dritten und fünften im Ganzen unbedenklich anerkennen: *archetypum hujus codicis tractaverunt interpolatores, qui non pauca mutaverunt, versus nonnullos inseruerunt, epimythia multa fabularum artem perdentia choliambis saepe malis et dictione non Babriana conceperunt*, und: *vehementer suspecta sunt, quae in his choliambis deprehenduntur communes technicorum regulas violantia;* hinsichtlich dieser Regeln selbst aber bedarf es noch mancher Modification, um uns auch den vierten Satz aneignen zu können: *Choliambus Babrii non tam Graecorum quam Romanorum poëtarum normam sequitur, veluti Martialis, una parte liberior Catulliano, ut post Catullum floruisse poëtam appareat;* und gegen den ersten und zweiten: *Babrius de* μυθιάμβων *arte diligenter meditabatur, et eadem argumenta bis terque tractabat, usque dum ad maximam simplicitatem, sed argutam et elegantem, non siccam, perveniebat*, und *Codex S. Laurae ex postremis recensionibus unam, fortasse ipsam ultimam manum poëtae continet*, bleiben uns noch starke Bedenken übrig. Hr. Dübner geht von der unläugbar richtigen Bemerkung aus, daſs sich von der nämlichen Fabel in den prosaischen Sammlungen bisweilen zwei bis dreierlei Bearbeitungen finden, die alle Spuren ursprünglich choliambischer Fassung an sich tragen, obgleich sich immer nur eine derselben in unserem Babrius findet, und verbindet damit weiter die oben bereits erwähnte Doppelgestalt der XIIten Fabel nebst einigen andern Abweichungen antiker Citate, auf welche schon Hr. Boissonade aufmerksam gemacht hatte; wenn er nun aber diese Erscheinung so erklärt, daſs alle diese Gestalten von Babrius selbst herrührten, und nur die Reste früherer Ausgaben sein sollen, die der Dichter erst nach wiederholten Versuchen in die gegenwärtige Form gebracht hätte, so scheint uns dieses um so gewagter, als der Gang, den er dabei voraussetzt, sonst gerade nicht der ist, den neue Ausgaben zu nehmen pflegen. Seiner Annahme nach wären die Fabeln zuerst mehr im Detail ausgeführt gewesen, und dann erst allmälig in die einfachere Form gebracht worden, in welcher wir sie jetzt lesen, wie z. B. N. XXV, wo sich in der prosaischen Sammlung die Hasen erst mit einander über den Entschluſs unterreden, der im Gedichte rein berichtend dargestellt ist, oder N. LXV, wo die Prahlerei des Pfauen, die das Gedicht nur mit einem Paar Worten erzählt, gleichfalls in directer Rede auftritt; Ref. bekennt, daſs er ohne besseren Beweis nicht daran glauben kann, daſs derselbe Dichter, wenn auch zu verschiedener Zeit, nach so heterogenen Principien gearbeitet hätte, und sieht nur die Alternative, daſs entweder die kürzere Fassung später aus der längeren excerpirt oder diese in jene hinein interpolirt sei.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 103.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1844.

1) Βαβρίου μυθίαμβοι. *Babrii fabulae iambicae CXXIII jussu summi educationis publicae administratoris Abeli Villemain nunc primum editae; Joh. Fr. Boissonade.*

2) *Viro venerabili Friderico Jacobs annos octoginta cum omnium laude, eruditorum admiratione feliciter transactos gratulatur Fridericus Dübner.*

(Fortsetzung.)

Dazu kommt, dafs wenn unsere Sammlung wirklich die letzte und vollendetste dieser Gestalten darbieten soll, doch keine Consequenz darin ist, indem sie z. B. in Fab. XII ein viel längeres Gespräch zwischen Nachtigall und Schwalbe enthält, als wir es in den früheren Handschriften finden; und wenn es Hrn. Dübner S. 9 selbst scheint, dafs sich v. 17. unserer Fabel besser zu der älteren kürzeren Gestalt, als zu der heutigen längeren passe, so ist nicht abzusehn, wefshalb er die Interpolation, die er an anderen Stellen zur Genüge annimmt, nicht auch auf jene Abweichungen ausdehnen will, welche die prosaischen Fabeln von unsern Babrianischen darbieten, um so mehr, als diese Abweichungen seinem eigenen Urtheile nach Geschmacklosigkeiten enthalten, von welchen kein Grund vorliegt, sie unserem Dichter auch nur in seiner ersten Ausgabe zuzutrauen. Ob und in wie weit daher bei unserem Gedichte von einer doppelten Recension die Rede sein könne, lassen wir um so mehr dahingestellt, als wir selbst für die Stelle der zweiten Vorrede, die darauf zu deuten scheint, eine abweichende Auslegung als möglich nachgewiesen haben, und bemerken nur noch dieses, dafs wir auch nach jener Stelle doch nur zwei Ausgaben anzunehmen berechtigt sein würden, während Hr. Dübner deren für seine Hypothese mindestens drei bedarf; jedenfalls reichen wir für alle die Erscheinungen, welche derselbe dahin zieht, auch schon durch die Annahme späterer Nachdichtungen und Ueberarbeitungen aus, die zuerst in gleichem Metrum, dann in politischen Versen (VI. 2: LXXXII. 5), endlich in Prosa bis in das christliche Zeitalter hinunterreichen und hier eben zuletzt in jene gröfseren prosaischen Sammlungen auslaufen. Dafs unsere Handschrift nicht alles umfafst, was wenigstens im Mittelalter für Babrianisch galt, beweist das schon früher erwähnte Fehlen jener Erzählung, die Tzetzes ausdrücklich unter Babrius Namen anführt, und eben so der achten bei Knoche, die gewifs auch in die erste Hälfte des Alphabets gehört, obschon ich nicht glaube, dafs sie wie bei Knoche mit Ζεὺς, sondern etwa so angefangen habe:

ἐν ὀστράκοις γράψαντα τοὺς κακοὺς Ἑρμῆν
ἐκέλευσεν ὁ Ζεὺς εἰς κιβωτὸν ἐνθεῖναι:

andererseits ist es eben so gewifs, dafs sie namentlich in den Epimythien deutliche Spuren späterer, selbst christlicher Fabrik enthält, wohin wir zwar nicht nothwendig mit dem Herausgeber zu Fab. CXVII τὰς τοῦ θεοῦ περὶ τοὺς ἀνθρώπους ἀκαταλήπτους οἰκονομίας, aber doch die schon von Hrn. Dübner gerügten πεποιθήσεις XLIII. 19 und vor Allem die κοσμικὰς ἀρχάς LXIV extr. rechnen; warum lassen wir es also nicht für alle Dittographien und Discrepanzen bei dieser zweiten Wahrnehmung bewenden, die Hr. Dübner selbst S. 14 fgg. so scharfsinnig begründet und auch S. 581 noch an besondern Beispielen nachgewiesen hat? Doch wird es allerdings auch hier der Vorsicht bedürfen, um nicht, indem wir zu tief schneiden, das gesunde Fleisch selbst zu verletzen; und wie wir später auch in sonstiger Hinsicht sehn werden, dafs Hrn. Dübner's Kritik, wenn gleich überall gelehrt und scharfsinnig, doch mitunter allzurasch verfährt, so haben wir oben bereits angedeutet, dafs uns die Grundsätze, nach welchen er jene Interpolation ermittelt, noch einiger Modification empfänglich scheinen. Nächst der Tautolo-

Digitized by Google

gie, die auch wir gern als solches Kriterium anerkennen, sind seine Gründe insbesondere metrischer Art, und gewifs hat er sich in dieser Hinsicht ein grofses Verdienst erworben, indem er aufmerksam gemacht hat, dafs sowohl der Spondeus im fünften Fufse als auch — mit alleiniger Ausnahme des ersten Fufses — der Anapäst statt des Jambus, die Hr. Boissonade nicht allein unbedenklich zugelassen, sondern nicht selten erst durch eigene Conjectur in den Text gebracht hat, durchgehends nur mit Mifstrauen betrachtet werden müssen und bisweilen schon für sich allein hinreichen können, die Lesart eines Verses zu verdächtigen; weiter aber darf unseres Erachtens aus diesem einzigen Grunde die Kritik nicht gehn, als sie es z. B. auch bei einem älteren Tragiker bei Versen mit Auflösungen thun wird, die uns zwar zu näherer Prüfung auffordern können, ohne jedoch alle defshalb ausgemerzt werden zu sollen, und so werden wir es denn auch hier um so mehr halten, als Hr. Dübner zuletzt einige Ausnahmen, die er weder emendiren noch herauswerfen kann, selbst einräumt. Namentlich gilt dieses von dem Spondeus, der an sich schon in den Gesetzen des iambischen Verses begründet, auch von den eigentlichen Schöpfern des choliambischen Mafses Hipponax und Ananios keineswegs ängstlich vermieden worden ist; und wenn sich unser Dichter dieser ursprünglichen Freiheit wieder mehr nähert, als wir es in den Bruchstücken der macedonischen Zeit (Schneidewin Delect. S. 225—234) finden, so kann auch dieses nur als ein Beweis seiner gröfseren Entfernung von der letzteren dienen, während der durch den verschiedenen Charakter ihrer Sprache bedingte Gebrauch der lateinischen Dichter hier ganz gleichgültig ist. Hr. Dübner erkennt zwar anfänglich nur drei unbezweifelte Beispiele solcher Spondeen bei Babrius an, die er noch dazu durch die Vielsilbigkeit ihrer Wörter wie λευκανθιζούσας und εἰρηνεύος entschuldigt; doch mufs er bald im Prolog allein wieder zwei oder drei weitere einräumen, die man nicht verbannen kann, ohne den ganzen Prolog über Bord zu werfen, und dazu kommen nach und nach immer noch mehre, welchen er nichts weiter als *raritatem exempli* vorwerfen kann, obgleich diese *raritas* durch jedes neue Beispiel vermindert wird: XCVII. 8 ἀλλ' ἦ δεσμώτην, C. 4 μεθεῖναι τὴν πίστιν, CXI, 14 ἐπινοεῖ καὶ πλείους, CXXIII. 1: ᾠὰ χρυσᾶ εἰκτούσης, endlich XCIV. 7 τῶν ἰατρειῶν, was er ursprünglich ganz übersehen und erst nachträglich S. 57 auf eine völlig nichtssagende Weise verdächtigt hat: *valde displicet pluralis* ἰατρειῶν! Ja einmal hat er sogar ohne alle Noth selbst einen Spondeus aus Conjectur eingeführt, LXXXII. 5: ὁ πάντων θηρίων αἰσυμνήτης, wo eben sowohl τυραννεύων für βασιλεύων geschrieben werden kann; dagegen haben wir selbst in unseren unten mitzutheilenden Vermuthungen zu Fab. I. 3 und 16 und LVII. 4 kein Bedenken getragen, wo es sinngemäfs schien, einen solchen anzunehmen und würden in der oben berührten Stelle bei Knoche S. 84 uns gern auch εἰς κιβωτὸν σωρεύειν gefallen lassen, so dafs wir auch keinen Grund sehen, wefshalb Fab. XLVI gerade v. 7: ὁ δέ γε πρὸς πείνης θνήσκει, und nicht vielmehr der folgende Vers:

ἔλαφος δὲ λιμῷ κοὐ νόσῳ κατεσκλήκει,

interpolirt sein soll, welchem letzteren man es doch so deutlich ansieht, wie er nur die Pointe breit tritt und mit der geringen Aenderung ἀπέτρωγεν für ἀπετρώγων an die Stelle des vorhergehenden zu kommen bestimmt war. Anders verhält es sich freilich mit den Anapästen, wo wir selbst von den sieben oder acht Beispielen, welche Hr. Dübner als Ausnahmen aufgezählt, einige noch leichter Aenderung für fähig halten; gleichwohl aber tragen wir auch hier noch Bedenken, aus Fab. LXXV den Vers fahren zu lassen:

οὐκ ἐξαπατῶ σε φησίν, οὐδ' ἐνεδρεύω,

ohne welchen das folgende γὰρ höchst müfsig und tautologisch stehn würde:

ἕτοιμα δεῖ σε πάντ' ἔχειν· ἀποθνήσκεις·
τὴν αὔριον γὰρ τὸ μακρὸν οὐχ ὑπερβήσῃ:

während es sich an die parenthetische Betheuerung des Arztes sehr bequem anschliefst: ich will dich mit keiner falschen Hoffnung hintergehn (ἐνεδρεύω wie I. 14: οὔ με πλανήσεις, φησίν, οὐδ' ἐνεδρεύσεις) denn du kannst längstens den morgenden Tag nicht überleben. Sollen wir also um metrischer Verstöfse willen einen Vers für interpolirt erklären, so dürfen weder die metrischen Regeln selbst zu streng gefafst sein, noch andere Gründe fehlen, die den Verdacht zur Gewifsheit seiner Unächtheit erheben können; dagegen erkennen wir es nur mit der höchsten Billigung an, dafs Hr. Dübner, so weit es irgend ohne Gewaltthätigkeit geschehen konnte, die Zahl dieser Härten durch leichte Umstellungen, Vertauschung gleichbedeutender Wortformen, oder sonstige sinngemäfse Vermuthungen auf ein Mi-

Digitized by Google

nimum zurückzuführen bedacht gewesen ist, und welche Dienste ihm diese Aufmerksamkeit auf das Metrum ihrerseits mitunter geleistet hat, um wirkliche Entstellungen des Sinnes zu entdecken und zu heilen, wird ein kundiger Leser auch ohne unsere Bemerkung aus dem, was wir jetzt noch schliefslich über seine Textesverbesserungen mittheilen werden, von selbst entnehmen.

Es liegt uns nämlich jetzt nur noch ob, über die Beschaffenheit und Behandlung des Textes selbst einzelne Belege zu unserer obigen allgemeinen Charakteristik zu geben, und indem wir zu diesem Ende der urkundlichen Reihe der Fabeln folgend das Hauptsächlichste von dem, was sowohl der Herausgeber als sein Ergänzer in dieser Hinsicht geleistet haben, herausheben, benutzen wir diese Gelegenheit, um auch einige eigene Verbesserungsvorschläge zu weiterer Prüfung anspruchslos vorzulegen. Fab. I, 3: ἦν δὲ τῶν ζῴων φυγῆς τε πάντων καὶ φόβου δρόμος πλήρης. So die Handschrift, Hr. Boissonade φυγὴ: malerischer vielleicht δρυμὸς für δρόμος, wie auch bei Furia Fab. XLI zu lesen ist: καὶ δὴ ἐρχομένου αὐτοῦ εἴς τινα δρυμόν. V. 4. billigt auch Hr. Dübner Boissonades Conjectur θαρσήσας für θαρσῆσαι und zieht dann v. 5. μεῖνον, εἶπε, μὴ σπεῦδε, richtig zu der Rede des Menschen; dagegen halten wir in v. 16:

πῶς αὐτὸς ἤδη πικρός ἐστι γιγνώσκω,

seine Vermuthung τιτρώσκων wenigstens nicht für so nöthig wie ἔσται für ἐστὶ, ein Spondeus, der bei ihm selbst nach dem, was er S. 24 über die der Kürze nahestehende Aussprache des Diphthongs αι gesagt hat, am Wenigsten Anstofs finden wird. — Fab. II, 2: καὶ τὴν δίκελλαν ἀπολέσας ἐζήτει. Hr. Boiss. füllt das Versmafs durch ἐπεζήτει: warum nicht einfacher ἐζήτησε? V. 3: μὴ τῶν παρόντων τήνδ' ἔκλεψεν ἀγροίκων. Boiss. μή τις παρόντων: Dübner μὴ τῶν παρόντων τις ὑπέκλεψεν, müfsig, während τήνδε im Geiste des Suchenden gesagt sein kann: ich hatte da eine Hacke, wer hat sie genommen? — Fab. III, 2:

αἰγάς ποτ' εἰς ἔπαυλιν αἰπόλος χρῄζων
ἐπὶ σηκὸν ἄγειν θ' ὡς αἱ μὲν ἦλθον κ. τ. λ.

Boiss. ἄγειν ἐκαλεῖθ' ὡς δ' αἱ μὲν u. s. w. Dübn. χερνῆς für χρῄζων, dann nach der prosaischen Paraphrase ἐπανεκαλεῖθ' ὡς u. s. w.; wir würden uns mit σηκόν τ' ἄγειν ὡς begnügen. — Fab. V. 4: ἐκρύπτετ' οἴκου γωνίην ὑπ' αἰσχύνης. Hr. D. erwartet mit Boiss. γωνίῃ und sucht den Fehler in ὑπὸ: vielleicht γωνίην ὑπ' αἰσχυνθείς? — Fab. VI. 2: λεπτῷ καλάμῳ τὴν γλυκὺν βίον ζῴων: Boiss. schiebt τε ein und vermuthet κακὸν für γλυκύν: D. verwirft das Ganze als interpolirt; aber auch so wird σώζων für ζῴων zu lesen sein. — Fab. VII. 7: ὁ δ' οὐ προάξεις; εἶπε, μήδ' ἐνοχλήσῃς: vergleichen wir die ganz ähnliche Construction bei Plato Symp. p. 175 A.: οὐκοῦν καλεῖς αὐτὸν καὶ μὴ ἀφήσεις; so wird auch hier ἐνοχλήσεις zu schreiben sein. — Fab. IX. 4: ἠτέριζεν εὐμούσως. Boiss. ἐτερέτιζεν, vortrefflich, wie auch die kleineren Emendationen im Folgenden; nur v. 13 ist τὸ κερτομεῖν unverdächtig; vgl. Kühner Gr. Gr. §. 643. — Fab. X. 5: πάσῃ μάχην συνῆψεν οἰκοδεσποίνῃ. Beide Erklärer suchen nach πάσῃ eine Ellipse, μηχανῇ oder ἡμέρᾳ: uns dünkt der Sinn einfach: sie wollte sich mit jeder *materfamilias* messen; an die eigene Hausfrau ist nicht zu denken. — Fab. XI. 2: ξένῃ θελήσας περιβαλεῖν τις ἀντίῃ: Hr. D. vortrefflich αἰκίῃ: ebenso v. 6 Hr. Boiss. φέρουσαν für φεύγουσαν. — Fab. XII. 1: ἀγροῦ χελιδὼν μακρὰν ἐξεπωτήθη: Hr. Boiss. ἐξεπωτήθη μακράν: besser gewifs Hr. D. mit Knoche μακρὸν ἐξεπωτήθη: eben so v. 4: Ἴτον statt der neuen Lesart Ἴτυλον, und v. 7 ζῴεις, wo Hr. Boiss. mit Unrecht aus der Prosa ζῳοις in den Text gesetzt hat. Nur v. 15: τί σε δροσίζει νυκτὸς ἔννυχος στίβη, können wir seine Conjectur πλαγκτὸν für νυκτὸς nicht billigen; wir lesen mit Boiss. ἔννυχον, und dann ψυκτός oder πηκτὸς στίβη; denn στίβη ist s. v. a. πάχνη, was selbst mit πήγνυμι verwandt ist; dagegen ist v. 16 ἀγρότιν für ἄγρωτιν und v. 22 κἀπιμιξίας gewifs richtig, und v. 26 und 27 durch eine glänzende Emendation hergestellt:

λύπη δ' ὅταν τις οἷσιν εὐθενῶν ὤφθη,
τούτοις ταπεινὸς αὖθις ὢν συνοικήσῃ,

wo höchstens noch λυπεῖ geschrieben werden könnte. — Fab. XVI. 10: ὃς γυναικὸς πιστεύω. Hr. Boiss. γυναικὶ: richtiger sucht Hr. D. den Fehler im Verbum; etwa ἤκουον? — Fab. XVIII. 6: ὁ δ' οὐ μεθῆκε μᾶλλον: gewifs mit Hrn. B. μαλλόν: dagegen begreifen wir nicht, weshalb er v. 3 und 13 σισύραν als Anapäst geschrieben, und dadurch Hrn. Dübner zu Vorschlägen wie: εὐθὺς δὲ ῥίψας τὴν σισύρναν εἱστήκει oder gar αὐτὸν δὲ ῥίψας τὸν χιτῶν' ἐγυμνώθη, veranlafst hat; kann nicht σίσυρα wie γέφυρα, ὄλυρα als Tribrachys gelten? — Fab. XIX. im Epimythium für τρόπους ψευδεῖς προβαλλομένους vielleicht ψόγους. — Fab. XXI. 5: πολλὰ γὰρ

Digitized by Google

ἦν ἀροτρεύσας· Hr. D. πολὺ γὰρ ἦν oder πολλά γ' ἦν, um sich des Anapästs zu entledigen; für den Sinn wäre vielleicht noch besser πολλά θην. — Fab. XXII. 13: ἀεὶ γὰρ ἔν γε τιλλόμενος ἐγυμνοῦτο. Boiss. aus Conjectur εὖγε gewiſs falsch, wie auch v. 16: ἀεὶ γὰρ ἔν γε δακνόμενος γυμνοῦται: eher billigen wir in letzerem seine Emendation ἐγυμνώθη, die er nur statt des müssigen ἐκγυμνοῦται hätte in den Text setzen sollen, gleichwie Fab. XXIII. 11 die Vermuthung seines Freundes Menas ἐκφορουμένους statt seiner eigenen ἐκφορουμένην für ἐκφορουμένης. Ob der ganze Schluſs mit Hrn. D. für falsch zu halten, mag dahin stehn; sicher aber geht dessen Verdacht zu weit, wenn er auch Fab. XXIV. 2 herauswerfen will; man braucht nur v. 3 καὶ βάτραχοι δὴ für δὲ zu schreiben, um einen vortrefflichen Sinn zu erhalten: die Thiere feierten die Hochzeit der Sonne, und so denn auch die Frösche. Auch v. 4 möchten wir demselben nicht beipflichten, wenn er des Herausgebers Aenderung οὓς für οἷς εἶπε παύσας billigt; das würde οὓς παύσας εἶπε erfordern, weil sich in solchen Fällen doppelter Abhängigkeit das Relativ gewöhnlich nach dem zunächst stehenden Verbum richtet; vgl. Krüger ad Dionys. p. 119. — Fab. XXVI. 7:

ἕως ἐκεῖνος οὐκέθ' ὡς πρὶν εἰώθει,
λίθους δὲ βάλλων ἠλόησε τοὺς πλείους.

Hr. Boiss. vermuthet nach οὐκέτι eine Lücke; doch vgl. Xenoph. Cyrop. IV. 3. 12: ἀλλ' οὐδὲ μὴν ὥσπερ καὶ τοῖς ἄλλοις ἀνδράσι τοῖς μὲν γεωργίαι ἀσχολίαν παρέχουσι, τοῖς δὲ τέχναι, τοῖς δὲ ἄλλα οἰκεῖα· ἡμῖν δὲ στρατεύεσθαι οὐ μόνον σχολή, ἀλλὰ καὶ ἀνάγκη, und mehr bei Fritzsche Qu. Lucian. S. 154. — Fab. XXVIII. 2: ἐλθοῦσα δ' αὐτὸν . . . ποῦ ποτ' ἦν ἐπεζήτει, Hr. Boiss. αὐτόσε aus der Prosa des Cod. Vat., wodurch die Attraction einem ganz müssigen Zusatze geopfert wird. Der Vorzug unseres Textes erhellt auch v. 8, wo er das schöne μὴ πρίου (d. h. μὴ φυσῶ, nach Hesychius: πρίεται — φυσᾶται) für μὴ ποιοῦ darbietet: und so hätte auch V. 10 ποσσότητα für ποιότητα beibehalten werden können, wenn man nicht lieber für beides πιότητα substituiren will. — Fab. XXIX. 2:

ζευχθείς ὑπὸ μόλην ἑσπέρην πᾶσαν τάλας
καὶ δὴ στενάξας εἶπε κ. τ. λ.

Hr. B. richtig mit Menas τάλας πᾶσαν.: wenn aber Hr. D. den ganzen zweiten Halbvers mit ἐστράφη πανατλήτως vertauschen will, so glauben wir alle wahren Schwierigkeiten durch ζευχθεὶς δ' ὑπὸ und βαθὺ στενάξας zu heben. Ἑσπέρην πᾶσαν findet jedenfalls in der von Hrn. D. selbst verglichenen Stelle Appul. IX. 11 seine volle Bestätigung: *nec die tantum, verum perpeti etiam nocte prorsus instabili machinarum vertigine lucubrabant pervigilem farinam*; denn ἑσπέρα kann auch die Nacht bedeuten, wie Pind. Isthm. VII. 44: ἐν διχομηνίδεσσιν ἑσπέραις ἐρατὸν λύει κεν χάλινον ὑφ' ἥρωϊ παρθενίας: daſs aber das Pferd auch die Nacht hindurch arbeiten muſs, setzt die Tagarbeit als selbstverstanden voraus. — Fab. XXX. glaubt Hr. B. hinter v. 5 eine Lücke wahrzunehmen; Ref. hält vielmehr die Worte οὐκ ἐπεπράκει — ὁ δὲ λιθουργὸς für interpolirt, so daſs die Stelle ursprünglich so gelautet hätte:

ἦν δ' ὀψέ, χῶ λιθουργὸς εἶτ' ἐνυπνώσας
αὐτὸν τὸν Ἑρμῆν ἐν πύλῃς ὀνειρείῃς
εἶδεν λέγοντα κ. τ. λ.

Die Handschrift hat εἶδε ὑπνώσας, was Hr. B. nicht als eine Art von ἐπαναφορὰ vertheidigen durfte, so wie er andererseits keinen Grund hatte, den Schluſsvers 10 für verdorben oder verstümmelt zu halten; da er mit Hrn. D. und durch einfache Interpunction seinen vollen Sinn erhält:

ἐν γάρ με, νεκρὸν ἢ θεόν, σὺ ποιήσεις.

Fab. XXXI. können wir weder die doppelte Recension, die Hr. D. unterstellt, noch die Versetzung von v. 12 hinter v. 15 mit Hrn. Boiss. annehmen, sondern schreiben statt καὶ τις einfach αὖτις (was Hr. B. auch LXXXVIII. 13 hätte im Texte behalten sollen) γαλῆν μῦς προὐκαλεῦτο θαρσήσας, so daſs μῦς und γαλῆ für die beiderseitigen Ganzen stehen, und dann v. 17 ἀλλ' οἱ μὲν οὖν κ. τ. λ. Schwieriger ist v. 20 zu heilen, den Hr. D. als verzweifelt aufgiebt; die Hdschr. hat μόνοι δ' ἐάλωσαν αὐτόθι μύχων πρόσθεν, woraus Hr. B. gemacht hat: μόνοι δ' ἑάλοσαν αὐτόθι τῶν μύχων πρόσθεν: besser vielleicht ἑάλων, wie ἔβαν für ἔβησαν, und dann αὐτόθεν, was der Herausgeber selbst in der Note vorzieht. —

(Der Beschluſs folgt.)

Digitized by Google

№ 104.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1844.

1) Βαβρίου μυθίαμβοι. *Babrii fabulae iambicae CXXIII jussu summi educationis publicae administratoris Abeli Villemain nunc primum editae; Joh. Fr. Boissonade.*

2) *Viro venerabili Friderico Jacobs annos octoginta cum omnium laude, eruditorum admiratione feliciter transactos gratulatur Fridericus Dübner.*

(Schlufs.)

Fab. XXXII. 4: καλῆς γυναικὸς, ἧς τις οὐκ ἔχων ἦρα. Schon Hr. Boissonade hat gesehen, dafs τίς οὐκ zu schreiben ist; aufserdem aber vielleicht auch ἔχειν, wie Plat. Tim. p. 33. C.: οὔτ' αὖ τινος ἐπιδεὲς ἦν ὀργάνου σχεῖν: Krito p. 52. B.: οὐδ' ἐπιθυμία σε ἄλλης πόλεως οὐδ' ἄλλων νόμων ἔλαβεν εἰδέναι: Sympos. p. 207 A.: εἴπερ τοῦ ἀγαθοῦ ἑαυτῷ εἶναι ἀεὶ ὁ ἔρως ἐστί: vgl. Schäfer zu Soph. Elektra v. 543; Wex zur Antig. S. 109 und Krügers Untersuchungen H. III., S. 150 flgg. Oder schrieb der Dichter ἧς τίς οὐ γέρων ἦρα, wie Archilochos bei Athen. XV. 37: καὶ στῆθος, ὡς ἂν καὶ γέρων ἠράσσατο? — Fab. XXXVI. 7: λεπτός τε ὢν κἄμβληχρος. Hr. B.: καὶ βληχρός: besser Hr. D. τ' ἐὼν κἄβληχρος. — Fab. XXXVII. 10: εἰς ταῦτα μέντοι μὴ πονεῖν ἐτηρήθης: Hr. B. πονῶν, wie in der Prosa μὴ κάμνων; doch läfst sich der Infinitiv auch retten: οὕτως ὥστε μὴ πονεῖν. — Fab. XLI. 3:

βλάψεις σεαυτὸν κοὐδὲν ἄλλο ποιήσεις,
ἂν τόνδε λίαν ὑπερέχοντα μιμήσῃς.

Weil die Fabel von der σαύρα handelt, so hat Hr. B. σεαυτὴν geschrieben, ohne Noth, da jetzt schon die allgemeine Nutzanwendung folgt; dagegen mufs v. 4 τόν σε für τόνδε geschrieben werden. — Fab. XLV. 3 schreibt Hr. D. äufserst glücklich ἀδρῇ für ἄκρῃ χιόνι: dagegen begnügt er sich v. 8 Hrn. B.'s Aenderung τὰς δὲ σφετέρας für τὰς δ' ἰδίας zu tadeln, ohne etwas Besseres vorzuschlagen; warum nicht τὰς δ' ἄρ' ἰδίας, wie LXXII. 24 τὸν δ' ἄρα τρυγιὸν ἐσπάραττε? Ebenso scheint ihm v. 12 des Herausgebers Vermuthung ἀγέλαστος für γελάσας mit Recht hart; warum also nicht γελαστός? — Fab. XLVII. 8: οἱ δ' οὐ γὰρ ἠδύναντο: Hr. B. ὁ δ' mit folgender Paranthese, gewifs unnöthig; will man etwas ändern, so schreibe man οἱ δ' οὐκ ἄρ' ἠδ. — Fab. L. 17 ist gewifs mit Hrn. D. εἱστήκειν für εἱστήκει zu setzen; dagegen ist v. 21 ein ν am Ende zu viel, das man aber nur hinwegzunehmen braucht, um die Lücke, die Hr. B. annimmt, nicht zu bedürfen:

οὐδ' ἄν τις
λαθεῖν ἐπιορκῶν προσδοκᾷ, δίκην φεύγει.

Fab. LI. 1: ἐν τῷ ποτ' οἴκῳ· vielmehr ἔν τῳ. — Fab. LII. 8 hat Hr. D. glänzend emendirt: ὥσπερ αὐτὸς εἰ κάμνοι: wie auch LIV. 2 ἀμνίον für ἀγνοεῖν παραπλώσας, ohne sich durch Hrn. B.'s παραπλάσας auf eine falsche Spur leiten zu lassen. — Fab. LV. 4: ἤ τ' ὄνος διηρώτα: ich verstehe τὲ nicht, ehe ich aber zu dem Flickworte γὲ greife, schlage ich lieber, dem folgenden ὁ δὲ βοῦς entsprechend, vor: ἡ μὲν οὖν, wozu sich ὄνος aus dem Vorhergehenden von selbst versteht. — Fab. LVI. 3: ἦλθεν δὲ καὶ πίθηκος ὡς καλὴ μήτηρ. Hr. B. καλοῦ dem Sinne gemäfs, aber unnöthig; καλὴ enthält mehr Ironie: eine stattliche Mutter, wobei sich das Kind, das sie zu einem solchen macht, von selbst versteht — Fab. LVII. 4: ἄλλο φῦλον ἐξ ἄλλου σχεδίην ἀμείβων καὶ μέρος τι τῶν ἀνθρώπων νέμων ἑκάστῳ μικρόν. Hr. B. wirft τι aus, während Hr. D. lieber den Hiatus τι ἀνθρώπων als den Spondeus dulden will; letzterer aber ist unvermeidlich, sobald man nur richtiger als Hr. B. construirt: νέμων ἑκάστῳ τῶν ἀνθρώπων μέρος μικρόν. Auch im Folgenden mufs nicht nur mit Hrn. D. v. 11, sondern auch v. 8 die Interpunction geändert werden, indem πολύτιμον ἁρπάζοντες ἐμπόρου φόρτον zusammengehört. — Fab. LIX. 12: ὡς ἂν βλέποιτο τὸν πέλας τί βουλεύοι. Hr. D. bemerkt richtig, dafs βλέποιτο Passivum sei, und emendirt demnach ἐς τὸν πέλας τί βουλεύοι:

Digitized by Google

einfacher wäre vielleicht ὡς ἄν βλέποιτο τῷ πέλας, damit er von dem Andern beobachtet werden könnte. V. 17: πείρω τι ποιεῖν, τὸν φθόνον δὲ μὴ κρίνειν: vielleicht κινεῖν oder κίνει? — Fab. LXIII. 7: ἀγαθὸν μὲν εἶπεν οὐδ' ἄν τις ἡρώων οὔτ' ἄν παράσχοι. So die Hdschr.; Hr. Boiss. schreibt: οὐδὲν ἄν τις ἡρώων σοί γ' ἄν παράσχοι, Hr. Dübner οὔπω παράσχοι: uns scheint der Hauptfehler im Vorhergehenden zu liegen und etwa so gelesen werden zu müssen: οὔτ' ἔχει τις oder οὐδ' ἄν εἷς τις ἡρώων οὐδ' ἄν παράσχοι. Auch v. 9. für ἅτε vielleicht ἅ γε: dagegen ist v. 12. unverdächtig: πρὸς ταῦτα λοιπὸν αὐτὸς οἶδας ἂν θύσῃς, wofür Hr. D. εἰ oder ᾧ θύσεις erwartet; vgl. Bremi ad Aeschin. B. I, S. 140. — Fab. LXIX. 5:

ἄλλως ἄλλον ἁρπάσαι σπεύδων
τρέχει τις, ἄλλως δ' ἄλλον ἐκ κακοῦ σώζων.

Gewiſs ἄλλως δ' αὐτὸν, obgleich die Corruptel so alt ist, daſs schon der Schol. Thucyd. IV. 92 sie hat. — Fab. LXX. 2 hat Hr. D. evident verbessert: παρῆν ἐφ' ἅπασι πόλεμος ἐσχάτῳ κλήρῳ für ἐν ἑκάστῳ: im folgenden Verse aber ist er selbst auf falscher Spur, wenn er für ὕβριν δὲ γῆμας, ἣν Ἄρης κατειλήφει, vermuthet κατειλήχει, *qua Mars sorte exciderat!* die Paraphrase hat ὕβριν δὲ μόνην κατέλαβε: will man also nicht einfach μόνην für Ἄρης setzen, was allerdings etwas willkürlich wäre, so dürfte in den Spuren der Hdschr. vielleicht dieser Vers liegen:

ὕβριν δὲ γῆμας, ἣν παρῆκαν οἱ λοιποί.

Fab. LXXI. 2: βάπτουσαν ἤδη κῦμα κυρτὸν ἐκ πρώτης. Hr. D. πρώρης, unzweifelhaft; minder nöthig scheint uns v. 8. ἄνεμοι δὲ πάντως für πάντες, welches durch das folgende ὧν ἐγὼ μέση κεῖμαι völlig gerechtfertigt wird: wie kann die Schuld an mir liegen, auf die alle Winde von allen Seiten einstürmen? — Fab. LXXII. 1: Ἶρις ποτ' οὐρανίου πορφυρῆ, κῆρυξ πτηνοῖσιν εἶπε κ. τ. λ. Hr. Boiss. οὐρανίων ποδήνεμος κῆρυξ, Hr. D. οὐρανοῖς, gegen den Sinn, der οὐρανίοισι zu verlangen scheint; für πορφυρῆ dann vielleicht ὀρθρίῃ? Vortrefflich hat der letztere dagegen v. 4. emendirt: καὶ πάντα θείων ἔσχεν ἔμερον δώρων für θεῖον...ζῴων, und eben so Fab. LXXIII. 1: ἐκεῖνος ἄλλην (oder ἄλλοτ') ὀξέην ἔχει (*fundebat*) κλαγγὴν für εἶχε: erst Fab. LXXV. 2 würden wir für μὴ δέδιθι σωθήσῃ eben so wenig sein μὴ σὺ δέδιθι als des Herausgebers σωθήσῃ, gar billigen, sondern μὴ δέδοικε vorschlagen; vielleicht auch v. 7: τὴν αὔριον γὰρ οὐ μακρὰν ὑπερβήσῃ. — Fab. LXXVI. 7: κορμοὺς παχεῖς κατῆγεν εἰς πόλιν βαίνων: doch wohl πεινῶν? Auch v. 14 besser αὐ τὸν ἵππον als αὐτόν oder, mit Hrn. D. εὐ τόν. — Fab. LXXXII. 5: πρὸς μῦν ὁ πάντων βασιλεύων θηρίων. Hr. B. ἐμβασιλεύων τῶν θηρῶν, Hr. D. ὁ πάντων θηρίων αἰσυμνήτης: wir haben schon oben bemerkt, daſs τυραννεύων den Spondeus vermiede. — Fab. LXXXIII. 1 sehen wir keine Lücke; die Worte heiſsen: ein Mensch, der eines Pferdes Gerste täglich vertrank. — Fab. LXXXIV. 1 gewiſs mit Tyrwhitt ἐπιπτάς für ἐπιστάς. — Fab. LXXXV. 5: οἱ δ' ἐπηπείλουν εἰ μὴ 'προάξῃ· τὴν μάχην ἐν ἐδρεύσει. So schreibt Hr. B. und hat Hrn. D. dadurch veranlaſst, den ganzen Vers für unächt zu erklären; aber man lese ihn nur zusammen: εἰ μὴ προάξει τὴν μάχην ἐνεδρεύσει, so wird Alles einen guten Sinn haben: wenn er durch Verrath den Kampf nicht vorwärts bringe. — Fab. LXXXVI. 8 hat Hr. D. wieder einen Anapäst weggeräumt: σκώπτουσα μεῖνον für σκώπτουσ' ἀνάμεινον: und eben so richtig LXXXVII. 3 die Parenthese aufgehoben: μετασταθεὶς δ' ἔσαινεν ὡς φίλῳ ψαύων: aber warum μετασταθείς statt des handschriftlichen μεταστραφείς? — Fab. LXXXVIII. werden v. 2. und 3. ihre Anfangswörter vertauschen müssen:

κορυδαλὸς ἦν τις ἐν χλόῃ νεοσσεύων
καὶ τῷ χαραδριῷ πρὸς τὸν ὄρθρον ἀντᾴδων,
ὃς παῖδας εἶχε κ. τ. λ.

gerade wie Hr. B. XXI. 9. 10 Aehnliches bewerkstelligt hat, womit dann auch Hrn. D.'s Bemerkung: *in* ὃς τῷ *fortasse adverbium aut epitheton latet*, überflüſsig wird. — Fab. LXXXIX. 4 billigen wir es ganz, wenn Hr. D. μή einschiebt:

σύ με μήτι πέρυσι μικρὸς ὢν ἐβλασφήμεις;

v. 5. aber würden wir lieber lesen:

ἐγὼ οὐ περύσινος, ὃς γ' ἐπ' ἔτος ἐγεννήθην,

als mit demselben ὡς ἐπ' ἔτος, da das γέ nur an der unrechten Stelle schon hinter ἐγώ steht. — Fab. XCI. 4 gewiſs ἐμβάντα ταῦρον für τὸν ταῦρον ἐμβάντα, obgleich Hr. Dübner: *dubia est correctio facilis.* — Fab. XCV. 4: εἰ θέλεις με σὺ ζῴειν: vielleicht συσσωζειν, wie oben VI. 2 und wie Hr. Dübner Fab. CIII. 17 gewiſs mit Recht σώζοιο für ζώοιο vermuthet. V. 12 hat derselbe das von Boiss. in ἔσαινε verwandelte ἔσκυσε in seine gebührende Stelle wieder eingesetzt, und eben so richtig v. 55. ἂν ὡδήγει für ἀνωδήγει vermuthet; aber auch v. 66. wird τῆς δ' οὐκ ἐτρέφθη θυμὸς für ἐτέρφθη zu schreiben sein. — Fab. C. 3: ἀλλ' ἐνέχυρον δώσεις τὰ

Digitized by Google

ὠκύπτερά σου μὴ μεθεῖναι τὴν πίστιν. Hr. Boiss. schiebt πρὶν vor δώσεις und μοὶ nach μὴ ein, Hr. D. liest οὐ δώσεις und ὠκύπτερόν σε: besser vielleicht: ἐνέχυρον δέ μοι δώσεις. — Fab. CIII. 6 trennt Hr. D. gewifs richtig ἐπ' αὔλας: warum aber v. 17. mit der Aenderung:

σώζοιο, φησὶν, εἰ δ' ἅπαμι, συγγνώσῃ,

doch falsch sein soll, ist nicht recht einzusehen; geht auch das folgende κωλύει nicht direct auf ἀπιέναι, so liegt doch in letzterem selbst nur das Vermeiden der Annäherung, an welcher eben der Fuchs verhindert zu werden erklärt. — Fab. CV. 5: λέων δὲ τερφθείς: besser wohl τρεφθείς, wie oben XCV. 66. — Fab. CVI. 10: μεθ' ἧς τὰ πολλὰ μειλίχως συνεζήτει. Der Löwe wird doch mit dem Fuchs keine wissenschaftlichen Untersuchungen angestellt haben? Wir lesen συνεζήκει, wie v. 27. mit Hrn. D. βαίνοι statt βαῖνον. — Fab. CVII. 5 hat derselbe gewifs richtig θηρῶντι für θηρῶν δὲ hergestellt; schwieriger ist v. 7. das sinnlose ἀμέσσων, wofür Hr. D. ἀμέμπτων: vielleicht ἄμεινον? Dagegen sehn wir nicht ein, wefshalb er an v. 10. und 12. verzweifelt; wir schreiben κἄπευτ' ἀγρευταῖς statt καὶ φιλαγρευταῖς ἐμπεσὼν νεανίαις, und κἀνταῦθα τὴν σωτηρίαν ἀπεγνώκει ohne ὁ θὴρ was nur aus v. 9. wiederholt ist. — Fab. CVIII. 16: ποῦ μὲν ἀλφύτων πλήρη: Hr. B. πλῆθος: warum nicht πλήθη? Eben so Fab. CX. 3 κέρκον οὐραίης: Hr. D. ὀτρήρως: wir lesen einfach οὐραίην, gewifs nicht undichterischer als ἑσπερίη νὺξ bei Vofs zum Arat v. 694, zumal da οὐρὰ und ὄρρος doch hart an einander gränzen. — Fab. CXI. 10: καὶ πλείω ἐπετίθει τὸν φόρτον: Hr. B. ἐπενετίθει: besser gewifs ἔτ' ἐπετίθει. Auch v. 12. hat derselbe ein müfsiges Compositum in den Text gesetzt: πάλιν ἅλας συντήξας für ὅλους τῆξας: äufserst scharfsinnig vermuthet Hr. D. παλιμβόλους τήξας, so dafs wir es ihm leicht verzeihen, v. 17. die kleine Aenderung προσῆλθε für προῆλθε τῷ ῥείθρῳ übersehn zu haben. Auch Fab. CXIX. 7 geben wir seiner Emendation σκαιός τις εἶ καὶ τοῖς φίλοισιν ἀγνώμων gern den Vorzug vor der unsrigen σκαιός τις εἶ σὺ καὶ φίλοισιν ἀγνώμων: dagegen aber können wir die Kühnheit, mit welcher er sonst in diesen letzten Fabeln verfährt, unmöglich billigen. Fab. CXVI. 9, wo es in der Hdschr. heifst: οὐκ ἰδὼν δόμων εἴσω μηδὲν χανών τε καὐτὸς ἦλθεν εἰς οἶμον, emendirt er ziemlich müfsig μήδ' ἐν θυρῶνι, wo doch auch wohl οὐδὲ stehen müfste; Fab. CXX. 8 soll für ὃς σαὐτὸν οὕτω χωλὸν ὄντα μὴ σώζεις das Particip ὁ ... σώζων gesetzt werden, weil Babrius sich nie anders ausdrücke; aber welchen Mafsstab gibt dafür ein so kleines Buch? und warum soll endlich CXXI. 1 προκύψας lieber als Interpolation verworfen, als durch die leichte Aenderung προςκύψας verbessert, und v. 3. lieber für unmetrisch erklärt als durch die geringe Umstellung ἐγὼ παρέξω πάντα σοι geheilt werden? Doch genug dieser kritischen Fragen, die vielleicht um so unnöthiger sind, als nach des Herausgebers eigener Angabe Hoffnung vorhanden ist, noch zwei andere Handschriften des Dichters, die eine in Italien, die andere in Spanien aufzutreiben, die vielleicht noch ganz unerwartete Aufschlüsse bringen; nur in sofern diese Entdeckung an sich jedenfalls eine der wichtigsten ist, welche der Philologie seit Jahrzehenden zu Theile geworden ist, durfte auch ihr erstes Actenstück nicht ohne Beweise gründlicher Theilnahme empfangen werden, von welcher wir in dieser Anzeige wenigstens Proben gegeben zu haben hoffen.

K. Fr. Hermann.

LX.

***Ueber die Erzeugung des Ozons auf chemischem Wege von Christian Friedrich Schönbein, Professor der Chemie zu Basel. Basel,* 1844. *Schweighäusersche Buchhandl.* X. 159 S. 8.**

Die Entdeckung eines neuen Stoffes ist in unsern Tagen bei dem hohen Standpunct, welchen die Chemie einnimmt, bei der so sorgfältigen Bestimmung der Mischungsgewichte der einfachen Stoffe und ihrer verschiedenartigsten Verbindungen weit wichtiger und verdienstlicher, als in früherer Zeit. Erhöhet wird der Werth und das Verdienst einer solchen Entdeckung, wenn sie nicht zufällig durch die Untersuchung eines neuaufgefundenen oder noch wenig bekannten Körpers gemacht worden ist, sondern wenn das beobachtete eigenthümliche Verhalten eines bekannten dazu geleitet hat. Wie das Letztere zum Beispiel bei der Entdeckung der Metalle der Alkalien im Gegensatze der des Jods, Selens u. s. w. und vieler Metalle der Fall war.

Das von dem Verf. vorliegender Schrift entdeckte *Ozon* gehört vorzüglich zu dieser letzten Art, und das Verdienst dieser Entdeckung, wenn sie sich bestätigt hätte, müfste um so höher anzuschlagen sein, als die-

Digitized by Google

ser Stoff in der seit den ältesten Zeiten bekannten, den gröfsten Theil unserer Atmosphäre betragenden Substanz, nämlich dem Stickstoff, aufgefunden worden ist, und einzig und allein der eigenthümliche Geruch, den die Elektricität unter bestimmten Umständen erzeugt, dazu geführt hat.

Indem ich in dem Folgenden diese Entdeckung als vollkommen unbegründet darstellen werde, sehe ich mich genöthigt, zu bemerken, dafs ich schon bei der ersten Mittheilung derselben im Jahre 1840 an ihrer Richtigkeit gezweifelt habe, und nach Beobachtungen über die galvanische Wasserzersetzung das von dem Verf. angegebene Verhalten des entwickelten Sauerstoffgases weit wahrscheinlicher von einem ganz anderen bekannten Körper abgeleitet hatte. Da aber in dieser ersten Mittheilung das *Ozon* gleichsam nur hypothetisch zur Erklärung der Erscheinungen aufgestellt worden ist, und diese Erscheinungen selbst sich auch nur auf das elektrische Verhalten bezogen, so fand ich mich nicht veranlafst den Gegenstand selbst zu untersuchen und nach den erhaltenen Resultaten meinen Zweifel öffentlich auszusprechen: wozu ich mich aber jetzt für verpflichtet halte, nachdem in dieser Schrift das Ozon mit der gröfsten Bestimmtheit als ein eigenthümlicher Stoff aufgeführt und seine Darstellung auf chemischem Wege, so wie seine eigenthümliche chemische Wirkung auf bestimmte Körper angegeben worden ist.

Bevor ich meine Ansicht über die von dem Verf. angegebenen Erscheinungen und die zur Unterstützung derselben angestellten Versuche aufstelle, werde ich das Wesentliche der Schrift selbst mittheilen, um danach zu beurtheilen, wiefern der Verf. nach seinen eigenen Versuchen zu der Annahme jenes Stoffes, *Ozon*, berechtigt war.

Der Inhalt der Schrift ist folgender:

Der erste Abschnitt enthält das bereits 1840 in den Verhandlungen der Münchener Akademie und zugleich in Poggendorffs Annalen (Band 50, S. 616) Mitgetheilte (bis S. 27), woran die neueren Untersuchungen über die Darstellung des Ozons auf chemischem Wege und über seine elektrischen und chemischen Wirkungen sich anschliefsen (S. 27—51).

Die darauf folgenden Abschnitte zeigen ihren Inhalt durch ihre Ueberschriften selbst an. Diese sind: „*das Verhalten des Ozons gegen einige zusammengesetzte Gasarten und einfache Körper*" (S. 51—57); „*Theoretische Erörterungen über die Entstehung und Natur des Ozons*" (57—80); „*Bemerkungen über eine eigenthümliche Art, Ozon auf chemischem Wege zu entbinden*" (S. 80—87); „*Versuchte Darstellung des Ozons*" (87—95); „*Weitere Thatsachen, die mit der Zusammengesetztheit des Stickstoffs zusammenzuhängen scheinen*" (S. 95—102); „*Das Verhalten des Jodkaliumkleisters und Jodkaliums in der atmosphärischen Luft*" (103—112); *Nachträgliches* (113—159).

Es wird wohl genügen, blofs den speciellen Inhalt der drei ersten Abschnitte anzugeben und einer genauen Prüfung zu unterwerfen, indem schon hieraus der Werth und die Bedeutung des in den andern Abschnitten Aufgestellten, sofern es in genauer Beziehung zu der Entdeckung steht, sich ergeben wird.

Als Resultat seiner Untersuchung über den Geruch, welchen der Verfasser bei der Elektrolyse des Wassers wahrgenommen hatte, stellt er folgende Umstände auf, von denen die Entwickelung desselben abhängt (S. 5):

1. Von der Natur des Metalls, welches als positive Elektrode dient: indem nur Gold und Platin, aber kein leichter oxydirbares Metall oder Kohle den Geruch entbindet *).

2. Von der chemischen Beschaffenheit des Wassers. Enthält es nämlich reine Schwefel-, Phosphor-, oder Salpetersäure oder verschiedene Sauerstoffsalze aufgelöst, so wird der Geruch entwickelt, nicht aber, wenn es Haloidsalze oder Chlor-, Jod- oder Bromwasserstoff oder schwefelsaures Eisenoxydul enthält. Auch aus concentrirter Salpetersäure entbindet sich kein Geruch. Daher hört er auch ganz auf, sobald der ihn entwickelnden Flüfsigkeit kleine Mengen von salpetriger Säure, schwefelsaurem Eisenoxydul, Eisenchlorür oder Zinnchlorür zugesetzt werden.

3. Von der Temperatur der Flüfsigkeit. Der Geruch tritt nicht auf, wenn die Flüfsigkeit, welche kalt ihn reichlich entbindet, stark erwärmt wird.

*) Nach *Moleyn* kann unter gewissen Umständen nicht nur durch Kohle, sondern auch durch elektropositive Metalle der Geruch entwickelt werden. (Berzelius Jahresbericht, Band 22, S. 91).

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 105.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1844.

Ueber die Erzeugung des Ozons auf chemischem Wege von Christian Friedrich Schönbein.

(Fortsetzung.)

Ueber die Erzeugung und das Verhalten des riechenden Princips wird angegeben:

Es wird nur an der positiven Elektrode entbunden, daher wenn bei der Wasserzersetzung die beiden Bestandtheile abgesondert aufgefangen werden, nur mit dem Sauerstoffe, niemals aber mit dem Wasserstoffe. Hingegen die vereinigt aufgefangenen Bestandtheile, Knallgas, besitzen ebenfalls den Geruch.

Das riechende Wesen läfst sich in verschlossenen Flaschen beliebig lange aufbewahren, gleichviel, ob mit Sauerstoff allein oder mit Knallgas vermengt.

Wird in eine solche Flasche eine geringe Menge von Kohlenpulver, Eisen-, Zink-, Zinn- und Bleifeile oder gepulvertes Arsenikmetall oder auch einige Tropfen Quecksilber geworfen und geschüttelt, so verschwindet der Geruch fast augenblicklich, am raschesten bei Eisen und Kohle. Eben so heben den Geruch auf: erhitztes Platin oder Gold oder geringe Mengen wäfsriger Lösungen von Eisen- oder Zinn-Chlorür oder schwefelsaures Eisenoxydul oder wenige Tropfen salpetrige Säure in die Flasche gebracht. (S. 7) Wird ein Gold- oder Platinblech nur wenige Augenblicke lang in die riechende Atmosphäre gehalten, so wird es negativ polarisirt. Die Metalle müssen jedoch die gewöhnliche Temperatur haben und von keiner Feuchtigkeitshülle umgeben sein. Sind sie hingegen heifs oder vorher in Wasser getaucht worden, so werden sie nicht polarisirt. Je nachdem das riechende Princip in gröfserer oder geringerer Menge im Gefäfse ist, das heifst, je nachdem der Geruch stärker oder schwächer ist, und je nach der Dauer des Eintauchens der Metalle in die riechende Atmosphäre, wird bei der Verbindung des polarisirten Streifens und einem gewöhnlichen von demselben Metall mit dem Galvanometer und einer leitenden Flüfsigkeit eine gröfsere oder geringere Ablenkung der Nadel im negativen Sinne stattfinden. Der bewirkte Strom ist jedoch von so kurzer Dauer, dafs er für nur augenblicklich gelten kann. Aufser bei Gold und Platin hat der Vf. unter den oxydirbaren Metallen nur bei Kupfer, aber in geringem Grade, das Vermögen angetroffen, von dem riechenden Principe negativ polarisirt zu werden.

In der atmosphärischen Luft dauert der polare Zustand einige Zeit (S. 9), wird hingegen der polarisirte Platinstreifen nur wenige Secunden in Wasserstoffgas gehalten, so verliert er das elektromotorische Vermögen. Das Verweilen in diesem Gase mufs jedoch nicht zu lange dauern, weil das Metall dann entgegengesetzt, also positiv polarisirt wird. Gold wird durch Wasserstoffgas nicht depolarisirt, aber durch Glühhitze eben so wie Platin.

Die Ansicht über die Polarisation der Metalle durch die riechende Atmosphäre ist die, welche der Verf. bereits vor längerer Zeit über das Polarisationsvermögen einiger gasförmigen Substanzen, wie Chlor, Brom, Sauerstoff, Wasserstoff, ausgesprochen hat (Poggend. Annal. Bd. 47, S. 101) und wonach die Metalle selbst keine elektromotorische Veränderung erleiden, sondern die durch die ersteren erhaltene negative und die durch Wasserstoff erhaltene positive Polarisation von der dünnen Hülle herrührt, mit welcher diese Substanzen die Metalle umgeben.

Dasselbe Verhalten und dieselbe elektrische Wirkung sucht der Verf. auch von dem durch Maschinenelektricität erzeugten Geruche nachzuweisen. Ein Gold- oder Platinstreifen in einiger Entfernung von der stumpfen Spitze eines mit dem Conductor verbundenen Metalldrahts gehalten, wird nach wenigen Umdrehungen der Scheibe negativ polarisirt. Der durch die polarisirten Metalle erregte Strom ist ebenfalls von so

Digitized by Google

kurzer Dauer, dafs man ihn für augenblicklich ansehen kann. Diese Metalle im erhitzten Zustande, während der elektrische Büschel auf sie spielt, werden eben so wenig polarisirt, als wenn sie mit einer dünnen Wasserschicht umhüllt sind. Derselbe negative Erfolg findet statt, wenn die ausströmende Metallspitze selbst erhitzt oder mit einer Wasserhülle umgeben ist. So wie unter diesen Umständen die Metalle nicht polarisirt werden, so findet auch kein Geruch statt.

Die negative Polarisation von Gold und Platin findet statt, gleichviel, ob die ausströmende Elektricität positiver oder negativer Art sei. Die Polarität wird hier ebenfalls durch Erhitzen oder durch Eintauchen in Wasserstoffgas aufgehoben.

Zur Erklärung dieser Thatsachen wird vom Verf. Folgendes aufgestellt: S. 12. Der Geruch, der bei der Zersetzung des Wassers sich entbindet, mufs von einer eigenthümlichen gasförmigen Substanz herrühren, welche zugleich mit dem Sauerstoff aus der Flüfsigkeit abgeschieden wird. Diese Substanz zeigt die allergröfste Uebereinstimmung mit dem Chlor und Brom, welche nach des Verf.'s früheren oben angeführten Versuchen Gold und Platin negativ polarisirten, welche Polarisation durch das Eintauchen in Wasserstoffgas ebenfalls vernichtet wird.

Schon aus dieser Analogie in Betreff des elektromotorischen Vermögens möchte man auch auf ein ähnliches chemisches Verhalten schliefsen und den riechenden Stoff zu den elementaren Salzbildern stellen.

Dazu kommt nun noch, dafs die meisten Metalle schon bei gewöhnlicher Temperatur den Geruch zerstören, dafs er gar nicht entwickelt wird, wenn die positive Elektrode nicht aus einem vorzüglich elektonegativen Metalle besteht, eben so wenig, wenn die Flüfsigkeit eine den Sauerstoff begierig anziehende Substanz enthält, z. B. Eisenoxydulsalz, und endlich dafs die riechende Substanz nur an der positiven Elektrode auftritt, wodurch die Vermuthung, die riechende Substanz sei ein in hohem Grade elektronegativer Salzbilder, noch begründeter erscheint.

Gegen die Annahme, dafs diese Substanz ein auf secundärem Wege hervorgebrachter, zusammengesetzter Körper sein könnte, wird angeführt:

Da Wasser, mit verschiedenartigen Substanzen wie Schwefelsäure, Salpetersäure, Sauerstoffsalzen vermischt, denselben Geruch entwickelt, so kann er nur aus dem Wasser und nicht aus diesen Substanzen hervorgehen. Als secundäre Bildung an der positiven Elektrode könnte *nur Wasserstoffsuperoxyd* sich darstellen. Dieses ist aber bei gewöhnlicher Temperatur *nicht gasförmig und besitzt keinerlei Art Geruch, auch verhält sich Platin mit einer Hülle dieses Körpers umgeben gegen gewöhnliches Platin positiv elektrisch.* (S. 14.)

Angenommen also, das riechende Prinzip, vom Verf. Ozon genannt, sei ein einfacher Stoff und im Wasser enthalten, welches vor der Zersetzung keinen Geruch zeigt, so mufs geschlossen werden, dafs das sogenannte reine Wasser *zwei elektrolytische Verbindungen* enthalte, die eine aus Sauerstoff und Wasserstoff, die andere aus dem riechenden Prinzip und irgend einem elektropositiven Element zusammengesetzt. Bei der Wasserzersetzung treten Sauerstoff und der riechende Stoff an der positiven, Wasserstoff und das elektropositive Element an der negativen Elektrode auf. Da nun am negativen Pole nur Wasserstoff entwickelt wird, so ist wohl dieser Stoff auch der, welcher mit dem richenden Stoffe verbunden im Wasser enthalten ist.

Dafs der riechende Stoff nur dann entbunden wird, wenn die positive Elektrode Gold oder Platin ist, hat denselben Grund, wefshalb durch diese Metalle allein der Sauerstoff entwickelt wird. Das riechende Prinzip geht nämlich bei gewöhnlicher Temperatur keine Verbindung mit diesen Metallen ein, was hingegen bei den andern leicht oxydirbaren Metallen der Fall ist. Bei erhöhter Temperatur mufs angenommen werden, verbindet es sich auch mit Gold und Platin, daher entwickelt erhitztes Wasser keinen Geruch, werden die erhitzten Metalle nicht polarisirt und die polarisirten durchs Erhitzen depolarisirt. Weil der riechende Stoff auf Metallsalze wie Chlor und Brom einwirkt, so wird bei Anwesenheit von Eisen- und Zinnoxydulsalzen die Entbindung desselben verhindert, und ähnlich wirkt salpetrige Säure u. s. w. S. 16.

Die Polarisationserscheinungen der gewöhnlich aus Spitzen ausströmenden Elektricität sind ganz analog. Dieselben Metalle, welche von dem riechenden Gase negativ polarisirt werden, werden es auch, wenn sie in die Wirkungssphäre der ausströmenden Elektricität gebracht werden, und zwar unter denselben Umstän-

Digitized by Google

den. Auch werden hier ebenfalls die Metalle nicht polarisirt, wenn durch die oben angegebenen Mittel der elektrische Geruch geraubt wird, und unter denselben Umständen depolarisirt. Dafs die Metalle nicht durch die Elektricität selbst polarisirt werden, sondern durch das riechende Princip, beweist der Umstand, dafs sie negativ polar werden, sowohl durch die ausströmende positive als negative Elektricität, weil das riechende Princip von beiden Elektricitäten entwickelt wird. S. 19.

Was der Verf. ferner über die Natur des Blitzes u. s. w. nicht in unmittelbarem Zusammenhange mit dem Gegenstande aufstellt, kann mit Stillschweigen übergangen werden.

Sollen wir über das Dargestellte, unberücksichtigt der folgenden Untersuchung — wie denn ja der Verf. es bereits vor vier Jahren allein veröffentlicht hat — ein Urtheil fällen, so kann dies nur dahin lauten, dafs die angegebenen Versuche durchaus nicht zu der Annahme eines neuen Stoffes berechtigen. — Der Grund zu dieser Annahme ist wesentlich der Geruch und die elektromotorische Wirkung auf Platin und Gold.

Betrachten wir zunächst die Darstellung dieser Substanz durch die galvanische Wasserzersetzung, so könnte ja der fremde Körper, den das Wasser, *das wir rein nennen, nach dieser Ansicht enthalten mufs*, — denn dafs Stickstoff dieser Körper sei, hat der Verf. damals nicht angegeben, vielleicht auch gar nicht daran gedacht — von einer solchen Zusammensetzung von Chlor, Brom oder Jod sein, dafs er unmittelbar auf die geeigneten Substanzen nicht reagirt, aus dem aber bei der Elektrolyse des Wassers am positiven Pole mit dem Sauerstoff sich zugleich Chlor u. s. w. entwickeln würde; und dafs die geringste Menge des ausgeschiedenen Chlors u. s. w. durch den Geruch wahrgenommen werden und elektromotorisch auf Platin einwirken würde, ist von selbst klar*). Dafs auch alle andern Umstände, ebenso wie die Bedingungen zur Bildung und Vernichtung des Geruchs, der Natur des Chlors entsprechen würden, braucht um so weniger eine besondere Erörterung, als ja der Verf. eben durch diese Analogie des Verhaltens das Ozon den einfachen Haloiden anzureihen sich veranlafst gesehen hat. Der einzige und allerdings wichtige Einwand gegen eine solche Annahme bliebe immer der *verschiedene* Geruch dieses Prinzips von dem der bekannten Haloiden, aber wie verschieden auch dieser Geruch ist, so kann er allein eben so wenig zur Annahme eines neuen Stoffes berechtigen, — indem diese Verschiedenheit von Spuren zersetzter organischer Körper, die das Wasser — auch das destillirte — nicht selten enthält, herrühren könnte — als umgekehrt der ähnliche oder gleiche die Identität zweier Stoffe darthut, wie dieses der Verf. von dem Geruch des bei der Wasserzersetzung entwickelten Sauerstoffs und dem *aufserordentlich ähnlichen* der ausströmenden Maschinenelektricität annimmt.

Der zweite Grund für die Annahme des Ozons ist das Verhalten in Hinsicht der elektromotorischen Wirkung. Dieses aber ist sehr ungleich, daher der Identität dieser riechenden Principien und folglich der Existenz des Ozons gar nicht günstig. Bei der Wasserzersetzung wird Platin und Gold negativ polarisirt, wenn diese Metalle in die das Ozon enthaltende Sauerstoff- oder Knallgasatmosphäre, *wenn auch nur wenige Augenblicke gehalten werden* und zwar selbst lange Zeit nachdem es dargestellt worden ist, da es sich in verschlossenen Flaschen beliebig lange aufbewahren läfst; bei der Maschinenelektricität hingegen findet dieses nur statt, wenn die Metalle in einer *kleinen* Entfernung von der ausströmenden Spitze stehen. Warum nun aber nicht, wenn sie in die riechende Atmosphäre gehalten werden, gleichviel wie lange? Nach des Verf. Erklärung ist es zwar begreiflich, dafs da an den

*) Dafs wir hier keine solche Verbindung zur Erklärung dieser Erscheinungen anzunehmen brauchen, wird aus dem folgenden genügend hervorgehen. Ich erwähnte jedoch einer solchen, weil ich in der That bei der Untersuchung eines gewöhnlich destillirten Wassers das Verhalten desselben nur durch einen solchen Körper zu erklären vermochte. Das Wasser nämlich unmittelbar mit salpetersaurem Silberoxyd geprüft, zeigte nicht die geringste Reaction; als es aber in einer gut verschlossenen Stöpselflasche mehrere Wochen lang den Sonnenstrahlen ausgesetzt blieb, wobei sich die sogenannte Priestley'sche Materie absetzte, reagirte es stark auf die Silberauflösung ein. — Uebrigens hat der Verfasser durchaus nicht angegeben, dafs das von ihm angewandte Wasser ganz frei von Chlor oder irgend einer Chlorverbindung war; denn aus der Angabe, dafs aus wässerigen Lösungen von Chloriden, Bromiden etc. der Geruch sich nicht entwickele, kann keineswegs geschlossen werden, dafs das Wasser nicht dennoch geringe Mengen davon enthalten könnte.

Digitized by Google

ausströmenden Spitzen das riechende Gas entwickelt wird, hier die Metalle auch *am stärksten* negativ polarisirt werden; aber man sieht nicht ein, warum dieses nicht auch — wenn gleich schwächer und langsamer — bewirkt werden kann, wenn sie in die riechende Atmosphäre gehalten werden, womit ein Gefäfs gefüllt wird, wenn vermittelst eines hineingeleiteten Drahts die Elektricität in dasselbe ausströmt. Auf diesen negativen Erfolg kann ich vorläufig nur aus dem Stillschweigen des Verf.'s hierüber schliefsen, denn es ist unglaublich, dafs derselbe nicht die Polarisationsversuche bei der einen wie bei der anderen riechenden Atmosphäre in gleicher Art durch das blofse Eintauchen der Metalle vorgenommen haben wird, und wäre der Erfolg bei der Friktionselektricität derselbe gewesen, so würde er es auch gewifs angegeben haben.

In der Einleitung zu den neueren Versuchen, durch welche es dem Verf. *geglückt* ist, das Ozon auch auf chemischem Wege und in gröfserer Menge darzustellen und zugleich mehrere chemische Wirkungen dieses Stoffes auszumitteln, spricht er sich dahin aus, *dafs, wie ihn vor einigen Jahren der sowohl bei der Elektrolyse des Wassers als bei gewöhnlichen elektrischen Entladungen auftretende eigenthümliche Geruch zur Entdeckung des Ozons geführt, so es auch wieder der Geruchssinn war, der ihm als Leiter bei seinen Untersuchungen über die Bildung des gleichen Körpers auf chemischem Wege gedient hat.*

Der durch die Elektricität unserer Maschine — heifst es ferner — *oder durch Blitzschläge entwickelte Geruch ist nicht selten mit demjenigen verglichen worden, welchen der Phosphor in der Luft zeigt. Bei der Gleichheit des Geruchs nun, welchen das voltaische und elektrische Ozon haben und bei der Uebereinstimmung der elektromotorischen Eigenschaften dieser beiden riechenden Substanzen war es ganz natürlich, dafs ich den Phosphor selbst zum Gegenstande meiner Untersuchung machte.* (S. 28.)

Die Versuche, die der Verf. hierüber angestellt hat, geben folgende Resultate. (S. 30.)

Ein Stückchen nicht getrockneter Phosphor in eine Flasche atmosphärischer Luft gebracht, entwickelt unmittelbar den eigenthümlichen knoblauchartigen Phosphorgeruch, aber keinen Ozongeruch. Läfst man nach kurzer Zeit, nach einer Minute, einen Gold- oder Platinstreifen in diese Atmosphäre zwanzig Sekunken lang eintauchen, so werden diese Streifen positiv polarisirt. Dieser Geruch nimmt mit der Zeit immer zu bis er das Maximum erreicht hat. Mit demselben steigert sich auch das positive Polarisationsvermögen zu seinem Maximum. Von da an vermindert sich dieses positive Polarisationsvermögen immer mehr, bis es endlich auf Null herabgesunken ist. Dieser Nullzustand geht dann langsamer oder rascher nach den anzugebenden Umständen in den negativen über, das heifst, die Atmosphäre hat das Vermögen, die Metalle negativ zu polarisiren. So wie das positive so nimmt auch das negative Polarisationsvermögen bis zu einem Maximum zu.

Schon bei dem Nullpunkt ist der Geruch der Phosphoratmosphäre merklich verändert. Er ist dem des Ozons ähnlich; ist aber der negative Zustand eingetreten, so ist nicht *der geringste Unterschied* zwischen dem Geruche dieser Atmosphäre und des auf galvanischem Wege erzeugten Ozons wahrzunehmen. Auch ist dieser Geruch so abweichend von dem früheren eigentlichen Phosphorgeruch, dafs sie nicht mit einander verwechselt werden können.

Die über Phosphor stehende negativ gewordene Luft kann zwar unter gewissen Umständen längere Zeit in diesem Zustande verharren, aber eben so leicht wieder indifferent, ja sogar wiederholt positiv werden. Diese voltaischen Zustände sind vorzüglich durch die Temperatur bedingt (S. 34). Bei Null oder wenige Grade über Null wird die Luft ziemlich rasch positiv, geht niemals in den entgegengesetzten Zustand über, entwickelt nie Ozongeruch, oder die Atmosphäre wird so lange nur nach Knoblauch riechen, und nicht negativ polar werden, als der Phosphor nicht oder nur schwach leuchtet. Je höher die Temperatur innerhalb gewisser Grenzen wird, um so rascher findet der Wechsel des voltaischen Zustandes statt. Bei einer Temperatur von + 16° z. B. tritt schon in wenigen Minuten das Maximum der Pluspolarität ein, nach Verlauf von ferneren 10—12 Minuten zeigt die Luft schon Minuspolarität und Ozongeruch. Nahe dem Schmelzpunkt macht der Phosphor beinahe augenblicklich die Luft negativ und entwickelt den elektrischen Geruch.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 106.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1844.

Ueber die Erzeugung des Ozons auf chemischem Wege von Christian Friedrich Schönbein.

(Fortsetzung.)

Noch so lange in Sauerstoff gestellt, entwickelt der Phosphor nur Pluspolarität und niemals den Ozongeruch (S. 35). Durch wenige Tropfen Aether oder Weingeist in die Flasche mit Luft gethan, entwickelt der Phosphor schnell die Pluspolarität, aber niemals die negative noch Ozongeruch. Aehnlich wirkt ölbildendes Gas und Schwefelwasserstoffgas. Wasserstoffhaltige Luft hingegen wirkt wie gewöhnlich.

Auch hier ist der Strom, vom galvanisirten Platin oder Gold bewirkt, nur von sehr kurzer, fast augenblicklicher Dauer. Auch hier wird die Polarität durch das sekundenlange Eintauchen in Wasserstoffgas aufgehoben, ebenso durch Erhitzen. Durch leicht oxydirbare Metalle in die indifferente Luft gebracht und damit geschüttelt, wird die Luft plötzlich positiv polar. Bei dem Maximum der positiven Polarität der Luft wird diese positive Polarität noch gesteigert und bei dem Maximum der negativen Polarität augenblicklich vernichtet und die Luft wird positiv polar. (S. 36.)

Die Erörterung dieser Thatsachen ist nun folgende (S. 38). Während der Einwirkung der Luft auf den Phosphor werden zwei gas- oder dampfförmige Materien erzeugt, deren eine elektropositiv, die andere elektronegativ ist. Im Anfange oder genauer bei der niedrigen Temperatur wird vorzüglich die erstere, später bei erhöhter Temperatur die zweite gebildet. Sind beide in solcher Menge entwickelt, dafs sich ihre elektromotoren Kräfte das Gleichgewicht halten, so ist die Luft voltaisch neutral, waltet die eine oder die andere vor, so ist sie entweder positiv oder negativ elektrisch. Die positive Substanz ist der Phosphordampf selbst, der sich in der Luft bildet.

Als Beweis, dafs Phosphordampf der Luft diese Polarität mittheilt, wird angeführt, dafs ein Goldstreifen stark positiv wird, wenn man nur einmal ganz leicht mit einem Stückchen Phosphor darüber fährt. Wie hier durch dieses Bestreichen eine dünne Phosphorhülle am Metalle haftet, so legt sich auch eine solche beim Eintauchen des Metalls in die mit Phosphordampf gesättigte Luft um dasselbe an. Als fernerer Beweis wird angeführt, dafs diese Phosphoratmosphäre den positiven Zustand verliert, wenn sie mit Goldchlorid geschüttelt wird, wobei sich metallisches Gold abscheidet (S. 40). Theilweise, wird von dem Verf. hinzugefügt, könnte der positive Zustand auch von Phosphorwasserstoffgas herrühren, welches bei Berührung des Phosphors mit Wasser in geringer Menge erzeugt wird, und welches ein so starkes Polarisationsvermögen besitzt, dafs wenige Blasen davon einen Liter Luft schon merklich positiv machen. Die elektronegative Substanz ist nun derselbe riechende Stoff, welcher bei der Elektrolyse des Wassers und den Entladungen der gemeinen Elektricität erzeugt wird, also das Ozon, wofür folgende Gründe angeführt werden: (S. 42.)

1) Der Geruch dieser negativen Phosphoratmosphäre ist so übereinstimmend mit dem bei der Wasserzersetzung und den elektrischen Entladungen entwickelten, *dafs die feinste Nase keinen Unterschied wahrnehmen kann.*

2) Die unter den drei Umständen erzeugten riechenden Materien polarisiren Gold und Platin negativ.

3) Die in Folge einer solchen Polarisation erregten Ströme sind von kurzer Dauer.

4) Die Substanzen, welche den Geruch der negativ elektrischen Phosphoratmosphäre zerstören, zerstören auch ohne Ausnahme das riechende Princip bei der Wasserzersetzung. (Doch ist von Aether und Weingeist, welche hier der Phosphoratmosphäre den Geruch entziehen, bei dem riechenden Stoffe der Was-

Digitized by Google

serzersetzung und der gewöhnlichen Elektricität nicht die Rede gewesen, und ist es auch später nicht.)

5) Das durch chemisches Ozon negativ polarisirte Platin wird durch Wasserstoff ebenso depolarisirt, wie das durch voltaisches oder elektrisches Ozon negativ polarisirte.

Diese Thatsachen allein sind nach dem Verf. vollkommen ausreichend, um die Identität des auf chemischem Wege dargestellten Ozons mit dem voltaischen und elektrischen darzuthun. „*Sollte aber dieser Beweis noch nicht für bündig genug gehalten werden, so müssen folgende Thatsachen jeden Schatten von Zweifel beseitigen:*" (S. 43.)

Blaues und geröthetes Lackmuspapier in eine Flasche gebracht, in welcher durch Phosphor Ozon gebildet worden ist, wird, wenn Gold darüber schnell und stark negativ polarisirt worden ist, nach ¼ Stunde gebleicht. Bei geringerem Ozongehalt ist auch eine längere Zeit zum Bleichen erforderlich. Ebenso verhält sich das bei der Elektrolyse des Wassers entbundene Sauerstoff- oder Knallgas. Beide Luftarten verlieren das Bleichvermögen beim Schütteln mit leicht oxydirbaren Stoffen. Auch das Ozon bei elektrischen Entladungen, wie gering auch die Menge ist, welche je auf einmal an den ausströmenden Spitzen ausstrahlt und wie schwach daher auch die Wirkung sein mufs, zeigt dasselbe Verhalten. (45.)

Ein Tropfen Kalium-Eisencyanürlösung zeigt unter denselben Umständen nach 2 Minuten eine tiefere gelbe Farbe und nach 1000 Umdrehungen bildet es mit schwefelsaurem Eisenoxydul einen merklich blauen Niederschlag zum Beweise, dafs auch hier durch den riechenden Körper, so wie durch Chlor, das Cyanür in Cyanid umgewandelt worden ist. Dieselbe Wirkung zeigt der am positiven Pole entwickelte ozonhaltige Sauerstoff. Mit der Cyanürlösung behandelt, verschwindet der Ozongeruch, die Lösung wird tiefer gelb gefärbt und bildet mit dem Eisensalz einen blauen Niederschlag. Dieselbe Wirkung übt auch die ozonhaltige Phosphoratmosphäre auf diese Cyanürlösung aus. Aus der vollkommenen Gleichheit dieser Wirkung des elektrischen, voltaischen und chemischen Ozons ergiebt sich ein neuer Beweis für die Identität der drei riechenden Materien und für die salzbildnerische Natur derselben. (S. 48.)

Jodkaliumlösung mit ozonhaltiger Phosphoratmosphäre geschüttelt, färbt sich sofort gelb und der Ozongeruch verschwindet augenblicklich. Das Gleiche erfolgt, wenn diese Lösung mit ozonhaltigem Sauerstoffgas in Berührung gesetzt und ebenso wenn ein Tropfen davon nur kurze Zeit dem elektrischen Büschel ausgesetzt wird, er färbt sich bald braungelb. Ebenfalls ein Beweis für die Einerleiheit des auf chemischem, voltaischem und elektrischem Wege erzeugten riechenden Körpers. Durch dieses Verhalten zu Jodkalium kann das Vorhandensein selbst unendlich kleiner Mengen Ozon dargethan werden. Wenn nämlich Stärkekleister mit etwas Jodkaliumlösung vermischt und ein Papierstreifen darein getaucht wird, so giebt dieses Papier ein Reagens für Ozon ab, „*das an Empfindlichkeit das delicateste Galvanometer oder die feinste Nase weit übertrifft*", wefshalb der Verf. auch die Anwendung dieses Prüfungsmittels zur Wiederholung seiner Versuche über das Ozon vorzüglich anempfiehlt. (S. 49.)

„Enthält die Luft oder irgend eine andere Gas-„art (heifst es wörtlich) so wenig freien Ozons, dafs „die Gegenwart desselben weder durch das Galvano-„meter noch auch durch den Geruch mehr angezeigt „wird, so bläut sie doch noch merklich mein Probe-„papier."

Der Verf. hält es daher für das einfachste Mittel, um die Identität des elektrischen, voltaischen und chemischen Ozons zu zeigen, indem der jodkaliumhaltige Stärkekleister sofort blau oder blauschwarz wird, sobald er mit freiem Ozon in unmittelbare Berührung kommt. Als Beweis wird unter Andern der Versuch angeführt, dafs wenn in eine kleine Flasche atmosphärischer Luft ein Stückchen abgetrockneter Phosphor bei 15° Wärme gebracht wird, das Bläuen eines hineingehangenen Streifens Probepapier schon nach wenigen Minuten anfängt, in welchem Falle aber die Menge Ozon so aufserordentlich klein ist, dafs die Anwesenheit desselben durch kein anderes Mittel dargethan werden könnte. (S. 50.)

Bei dieser Gelegenheit bemerkt der Verf., dafs schon Faraday die Beobachtung gemacht hat, dafs Jodkalium in den elektrischen Büschel gehalten, gebläut wird, diese Thatsache aber von demselben, wie der Verf. meint, unrichtig gedeutet worden ist. Faraday nämlich leitet diese Zersetzung des Jodkaliums von Salpetersäure her, welche bei elektrischen Entla-

Digitized by Google

dungen in der atmosphärischen Luft sich bildet, wie er denn auch Salpeter erhielt, indem er auf einen mit Kalilösung getränkten Papierstreifen längere Zeit den elektrischen Büschel wirken liefs. Der Verf. will zwar hier noch nicht den Beweis führen, dafs diese Bläuung des Kleisterpapieres von Ozon und nicht von Salpetersäure herrühre, so viel aber doch schon jetzt bemerken, dafs Salpetersäure das Kaliumeisencyanür nicht in Cyanid verwandelt, Pflanzenfarben nicht bleicht und nicht den eigenthümlichen Geruch besitzt, der an elektrischen Ausströmungsspitzen wahrgenommen wird. (S. 51.)

In dem folgenden Abschnitt „*Verhalten des Ozons gegen einige Gasarten*" zeigt der Verf. an, dafs wenn zur Phosphoratmosphäre, die viel Ozon enthält und das Probepapier stark bläut, Schwefelwasserstoffgas hinzutritt, die Luft augenblicklich ihren Ozongeruch, das negative Polarisationsvermögen, die Bleichkraft und die Eigenschaft das Probepapier zu bläuen verliert. Umgekehrt verliert auch das Schwefelwasserstoffgas den Geruch, wenn es in richtigem Verhältnifs mit der ozonhaltigen Luft gemengt wird. Das Ozon wirkt demnach wie Chlor und Brom und aus dieser Aehnlichkeit im Verhalten darf wieder auf die Aehnlichkeit der chemischen Natur des Ozons mit den genannten Salzbildern geschlossen werden.

Dasselbe Verhalten zu Schwefelwasserstoffgas wird auch von dem ozonhaltigen Sauerstoff bei der Zersetzung des Wassers nachgewiesen, so dafs geringe Mengen Schwefelwasserstoffwasser, zu dem schwefelsäurehaltigen Wasser gesetzt, welches elektrotisirt wird, die Entwickelung des Ozons an der positiven Elektrode verhindern. Endlich wird auch diese Wirkung des Schwefelwassertoffs auf das Ozon der gewöhnlichen Elektricität angegeben, wenn nur wenig von dieser Luft in der Nähe der Spitzen, aus welchen die Elektricität ausströmt, entbunden wird. Dasselbe wird auch von schwefliger Säure und von Phosphorwasserstoffgas angegeben. Daher wird das Probepapier, zuerst in Schwefelwasserstoffgas, Phosphorwasserstoffgas oder schweflige Säure gehalten und dann in eine ozonhaltige Luft oder in den elektrischen Büschel gebracht, nicht gebläut. Oder umgekehrt ist es durch Ozon gebläut worden und wird dann diesen Gasarten ausgesetzt, so wird es wieder entfärbt. Der Grund dieser Reaction ist leicht einzusehen, wenn das Ozon als ein dem Chlor ähnlicher Körper angenommen wird, da letzteres genau dasselbe Verhalten zu den angegebenen Substanzen zeigt. Aus dem Angegebenen erklärt der Verf. auch den Grund, dafs zu manchen Zeiten der elektrische Geruch beim Ausströmen sehr stark, zu anderen hingegen kaum bemerkbar ist. Das erstere ist der Fall wenn die Luft ganz rein, das zweite wenn auch nur kleine Mengen von Schwefelwasserstoffgas u. s. w. darin enthalten sind. Daher auch nicht selten bei der Wasserelektrolyse das Ozon gar nicht auftritt, während es unter scheinbar gleichen Umständen ein anderes Mal reichlich sich entbindet. Der negative Erfolg rührt nämlich ebenfalls von diesen Stoffen her. Namentlich entwickelt das Wasser mit sächsischer Schwefelsäure vermischt, welche schweflige Säure enthält, kein Ozon, so wenig als unter diesen Umständen Chlor aus einer Chlorverbindung durch Elektrolyse entwickelt wird (S. 55).

Dasselbe negative Resultat bewirkt auch Phosphor, sowohl wenn ein Stück davon bei niedriger Temperatur, bei welcher er nicht oder nur schwach leuchtet, in die Nähe der Ausströmungsspitzen, als auch in ozonhaltigen Sauerstoff oder in die ozonhaltige Phosphoratmosphäre gebracht wird, was zum Beweise dienen soll, dafs der Phosphor zum Ozon sich gerade so verhält wie zum Chlor d. h. dafs er sich schon bei gewöhnlicher Temperatur mit demselben zu verbinden vermag (S. 56).

Wasserstoff hingegen scheint auf das Ozon unter den gewöhnlichen Umständen nicht einzuwirken.

In dem folgenden Abschnitt „*Theoretische Erörterungen über die Entstehung und Natur des Ozons*" wird nun von der Identität des elektrischen, voltaischen und chemischen Ozons ausgegangen und der Stickstoff als die Bedingung aufgestellt, unter welcher Ozon zum Vorschein kommt. Er ist in der Luft, in welche die Elektricität aus den Spitzen ausströmt, er ist in lufthaltigem Wasser und wieder in der atmosphärischen Luft, welche auf den Phosphor einwirkt. *Ausgekochtes Wasser*, also des Stickstoffes *beraubtes liefert kein Ozon.* In einer Sauerstoffluft bei gewöhnlicher Temperatur noch so lange in Berührung mit Phosphor tritt kein Ozon auf. Auch liefert sauerstoffhaltiges doch stickstofffreies Wasser diesen Stoff nicht, wohl aber umgekehrt stickstoffhaltiges und sauerstofffreies Wasser. Das Vorhandensein von Stickstoff ist

Digitized by Google

demnach die unerläfsliche Bedingung zur Entwickelung des Ozons (S. 59).

Wird also der Stickstoff als ein dem Chlorwasserstoff analog zusammengesetztes Elektrolyt angenommen, so ist zunächst das Auftreten des Ozons am positiven Pole leicht begreiflich. Denn so wie das chlorwasserstoffhaltige Wasser am positiven Pol Sauerstoff entwickelt, welcher einen starken Chlorgeruch besitzt und alle chemischen und voltaischen Reactionen von Chlor zeigt, so hier das stickstoffhaltige ozonhaltigen Sauerstoff mit all den Reactionen. Wird dem chlorwasserstoffhaltigen Wasser etwas schweflige Säure, Schwefelwasserstoff, Eisenvitriol zugemischt, so wird am positiven Pol kein Chlor frei werden; eben so hier kein Ozon. Bei der geringen Löslichkeit des Stickstoffs im Wasser kann bei der Elektrolyse niemals eine merkliche Menge Ozon erhalten werden, daher auch Wasser, durch welches einige Zeit ein starker Strom gegangen, kein Ozon mehr entwickelt. Daher mufs ein solches an Stickstoff erschöpftes Wasser um wieder Ozon zu entwickeln vorher mit Luft d. h. mit Stickstoff geschüttelt werden. Beiläufig bemerkt der Verf., dafs das Ozon von Kalilösung, wie wohl langsam, verschluckt wird, so dafs sich das Ozon auch hierin wie Chlor verhält. *Hieraus wird auch begreiflich*, warum stickstoffhaltiges Wasser, welches Kali enthält, kein Ozon entbindet (S. 62).

Als der zweite Bestandtheil des Stickstoffs mufs der Wasserstoff angenommen werden, da an dem negativen Pole bei der Zersetzung des Wassers nur Wasserstoff entwickelt wird. Bei der Elektricitätsentladung in der atmosphärischen Luft findet, wie bei Einwirkung elektrischer Schläge auf ein Gemenge von Sauerstoff und Chlorwasserstoff die Verbindung von Sauerstoff mit Wasserstoff zu Wasser und das Freiwerden von Ozon wie dort von Chlor statt.

In Hinsicht der Bildung des Ozons auf chemischem Wege ist schon bemerkt worden, dafs Phosphor in reinem Sauerstoff bei gewöhnlicher Temperatur kein Ozon entwickelt. Es ist ferner bekannt, dafs unter diesen Umständen der Phosphor sich nicht oxydirt, nicht im Dunkeln leuchtet. Auch in reines Stickgas gebracht, erleidet der Phosphor keine Veränderung und somit bleibt auch der Stickstoff unverändert. In atmosphärischer Luft hingegen, also in einem Gemenge von Sauerstoff und Stickstoff, leuchtet der Phosphor bei gewöhnlicher Temperatur und oxydirt sich ziemlich rasch. Dabei tritt das Ozon auf und dieses Auftreten ist so innig mit dem Leuchten und Oxydiren verbunden, dafs alle Umstände, welche dieses verhindern, auch die Bildung des Ozons hemmen. Kann nun an der Identität des riechenden Princips bei der Elektrolyse des Wassers, der elektrischen Ausströmung und dieser Phosphoratmosphäre nicht im Mindesten gezweifelt werden, so kann auch nicht entfernt daran gedacht werden, dafs das chemische Ozon eine Phosphorverbindung irgend einer Art sei, da Phosphor weder in der atmosphärischen Luft noch in chemisch reinem Wasser enthalten ist. Phosphor ist demnach im chemischen Ozon nicht enthalten (S. 68).

Das Auftreten des Ozons bei der Einwirkung des Phosphors auf atmosphärische Luft ist leicht begreiflich; wenn man annimmt, der Stickstoff sei eine aus Ozon und Wasserstoff zusammengesetzte Materie. Wie aus Obigem erhellt, hat der Phosphor wie zum Chlor so zum Ozon eine starke chemische Verwandtschaft, so dafs schon bei der Berührung bei gewöhnlicher Temperatur das Ozon verschwindet. Für sich allein kann der Phosphor aber dennoch den Ozon-Wasserstoff (Stickstoff) nicht zerlegen, wohl aber, wenn noch ein anderer Körper gegenwärtig ist, der sich mit dem Wasserstoff des Stickstoffs zu verbinden geneigt ist; und dieses ist der Sauerstoff. Wirkt daher Phosphor und Sauerstoff auf Stickstoff ein, so erfolgt die Zersetzung desselben, wobei der Wasserstoff sich mit dem Sauerstoff zu Wasser vereint, während das Ozon theilweise frei wird und sich mit der über dem Phosphor stehenden Luft vermengt. Da aber auch in dem Medium, in welchem diese chemischen Vorgänge stattfinden, Wasser vorhanden ist, so wirkt dieses auf den gebildeten Ozonphosphor in der Weise ein, dafs beide miteinander Phosphorsäure und Ozonwasserstoff bilden, gerade so wie Wasser und Chlor-Phosphor Phosphorsäure und Chlorwasserstoff erzeugen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 107.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1844.

Ueber die Erzeugung des Ozons auf chemischem Wege von Christian Friedrich Schönbein.

(Fortsetzung.)

Neben dieser Reaction verbindet sich aber auch ein Theil Sauerstoff der Atmosphäre direct mit einem Theile Phosphor zu phosphoriger Säure — daher Phosphor in hinreichender Menge in einem verschlossenen Gefäfse der atmosphärischen Luft allen Sauerstoff entzieht und blofs Stickstoff zurückläfst, welcher wenigstens zum Theil nicht als Rest der Luft, sondern als Erzeugnifs von Ozonphosphor und Wasser anzusehen ist (S. 70).

Die Thatsache voraussetzend, dafs bei dem langsamen Verbrennen des Phosphors in der atmosphärischen Luft phosphorige Säure und Phosphorsäure in einem beständig bleibenden Verhältnifs sich bilden, stellt der Vf. die Frage auf, wefshalb die Menge der phosphorigen Säure zu der der Phosphorsäure in einem bestimmten unveränderlichen Verhältnisse stehe und was denn der Grund davon sei, dafs ein Theil Phosphor mit 3, ein anderer mit 5 Mischungsgewichten Sauerstoff sich unmittelbar und auf einmal verbinde? Nach dem Verf. müfste vielmehr angenommen werden, dafs diese beiden Säuren auf verschiedene Weise erzeugt werden, da bei der Annahme, dafs bei dieser Oxydation des Phosphors der Sauerstoff in der Luft allein thätig sei, unmöglich die aufgestellte Frage genügend beantwortet werden kann. Wird aber der Stickstoff als Ozonwasserstoff angenommen und dafs unter obigen Umständen diese Verbindung zersetzt und Ozonphosphor gebildet wird, so wird die Erzeugung der beiden Säuren (phosphatische Säure) schon begreiflich (S. 71).

Nach den Beobachtungen des Vf.'s nämlich leuchtet der Phosphor in der atmosphärischen Luft um so lebhafter je gröfser die Menge des vorhandenen Ozons ist. Wird z. B. ein Stückchen Phosphor in eine Flasche gebracht, deren Luft durch vorangegangene Behandlung mit Phosphor so sehr ihres Sauerstoffs beraubt ist, dafs ein brennender Holzspahn darin augenblicklich verlischt, welche Luft aber reich an Ozon ist, so leuchtet der hineingebrachte Phosphor sofort viel stärker als in gewöhnlicher Luft. Es findet eine rasche Säuerung des Phosphors Statt und wenn das Gefäfs luftdicht verschlossen ist, verschwindet der Ozongeruch und mit diesem Verschwinden hört auch das Leuchten des Phosphors auf. Dadurch glaubt der Verf. zu vermuthen oder vielmehr zu der Folgerung berechtigt zu sein, dafs das Leuchten des Phosphors in einem Gemenge von Sauerstoff und Stickgas weniger von der directen Oxydation als von der Ozonisation des Phosphors herrührt. Das Leuchten des Phosphors in ozonhaltiger Luft hat Aehnlichkeit mit dem, was der Phosphor in einer Chloratmosphäre zeigt. Alles dieses rechtfertigt die Annahme, dafs die Bildung der Phosphorsäure unter den gegebenen Umständen der Zersetzung des Ozonphosphors durch Wasser zuzuschreiben sei (S. 72).

Das Leuchten des Phosphors in stickstoffhaltigem Sauerstoff findet in der Zusammensetzung des Stickstoffs seine Erklärung. Bei wenigen Graden über 0° fängt die doppelte Einwirkung des Phosphors auf den Sauerstoff und den Stickstoff an. Ein Theil des Ozons des Stickstoffs vereinigt sich mit dem Phosphor und in Folge dessen wird Licht und Wärme frei, welche Lichtentwickelung wohl zum Theil auch von der gleichzeitigen Verbindung des Sauerstoffs mit dem Phosphor herrührt. Es ist dieses schon deshalb anzunehmen, weil ja auch in reinem Sauerstoff bei einer Temperatur von 27° das Leuchten anfängt, wobei aber nur phosphorige Säure sich bildet. Die Frage, warum nach dieser Theorie ein Theil Ozon frei wird und nicht aller mit dem Phosphor sich vereinigt, gesteht der

Digitized by Google

Verf. nicht genügend beantworten zu können und vermuthet, dafs *„bei der Ozonbildung auf chemischem Wege Thätigkeiten ins Spiel kommen, von denen wir dermalen noch keine klare Vorstellung haben"* (S. 74).

Was der Verf. weiter über die katalytische und Ansteckungstheorie zur Erklärung dieses complicirten Processes anführt, so wie alles das, was er als Grund aufstellt, dafs zwei so entgegengesetzt wirkende Stoffe — Phosphordampf und Ozon — neben einander bestehen können, ohne sich chemisch zu verbinden, und so vieles Andere übergehen wir mit Stillschweigen, da es auf das eigentlich Thatsächliche ohne Einflufs ist.

In den „Bemerkungen über eine eigenthümliche Art Ozon auf chemischem Wege zu entbinden" (S. 80), sucht der Verf. Ozon auf eben die Art aus Ozonwasserstoff (Stickstoff) darzustellen, wie Chlor aus Chlorwasserstoff, nämlich durch Einwirkung von Wasser und Schwefelsäure auf Mangan- oder Bleisuperoxyd. Die Dämpfe, die beim Sieden dieses Gemenges sich entwickeln, färbten den darüber gehaltenen Papierstreifen mit Jodkaliumkleister getränkt blau, und wenn diese Reaction nach einige Minuten langem Kochen gänzlich aufgehört hat, so kommt sie wieder zum Vorschein, entweder wenn nach dem Abkühlen und dem freien Zutritt der atmosphärischen Luft die Flüfsigkeit mit der Luft geschüttelt und von neuem bis zum Sieden erhitzt wird, oder wenn in die siedende Flüfsigkeit durch eine Röhre Luft eingeblasen wird.

Unter der Aufschrift „Versuchte Darstellung des Ozons" wird ein sehr complicirtes auf mancher unrichtigen Voraussetzung beruhendes Verfahren zur Darstellung von Ozonkalium und aus diesem von Ozon angegeben, welches wir eben so mit Stillschweigen übergehen wollen, wie alles andere, was mehr oder weniger zum Beweise der Zusammengesetztheit des Stickstoffs aus Ozon und Wasserstoff dienen soll, indem nach Widerlegung des bisher Referirten das Irrige und Unrichtige von allem Uebrigen von selbst sich ergiebt.

Dafs durch diese neuen Versuche mehr Grund zur Annahme eines eigenthümlichen Stoffes zur Erklärung der Erscheinungen als nach den früheren Versuchen vorhanden ist, kann nicht in Abrede gestellt werden, eben so wenig aber, dafs selbst aus den Angaben des Verf.'s noch sehr begründete Zweifel an der Existenz des Ozons hervorgehen. Aber statt uns dabei aufzuhalten, wollen wir die Versuche angeben, aus denen die gänzliche Unhaltbarkeit einer solchen Annahme erhellt.

In Hinsicht der vom Verf. gemachten Versuche mufs bemerkt werden, dafs ich sie grofsentheils bestätigt, aber eben so alle von ihm daraus gezogenen Schlüsse als unbegründet oder ganz unrichtig gefunden habe.

Gleich beim Lesen der im Jahre 1840 mitgetheilten ersten Versuche habe ich, wie im Eingang erwähnt, in der bei der Wasserzersetzung dargestellten Substanz keinen neuen Stoff, sondern einen längst bekannten Körper vermuthet, nämlich das Wasserstoffsuperoxyd. Weil ich längst beobachtet hatte, dafs wenn bei dieser Zersetzung die beiden Bestandtheile isolirt aufgefangen werden, das Sauerstoffgas in den meisten Fällen weniger als die Hälfte vom Volumen des Wasserstoffs betrug, [unter günstigen Umständen wenn die Zersetzung langsam von Statten ging, verhielt sich das Volumen dieser beiden Stoffe wie 1 : 3.] eine Erscheinung, die ich nur durch die Bildung des Wasserstoffsuperoxyds zu erklären vermochte. Indem ich jetzt durch diese Schrift zur Wiederholung dieser Versuche veranlafst worden bin, fand ich diese meine frühere Beobachtung eben so bestätigt wie die Angaben des Verf.'s über das elektromotorische Verhalten und die Wirkung auf Jodkaliumpapier der gebildeten Sauerstoff- oder Knallgasatmosphäre. Da ich mich nun zu meinen Versuchen nicht des gewöhnlich destillirten Wassers, sondern des zum zweiten Male über salpetersaures Silberoxyd abgezogenen — welches keinerlei Art einer Chlorverbindung oder eines organischen Körpers enthält — bedient, dieses Wasser mit $\frac{1}{6}$ reiner Schwefelsäure vermischt (eine Mischung, die der Verf. als die günstigste zur Ozonbildung angiebt) und ausgekocht habe, so kann diese Wirkung nur von dem gebildeten Wasserstoffsuperoxyd herrühren. Doch mufs bemerkt werden, dafs von den vier Versuchen, die ich in dieser Art angestellt habe, nur bei zweien dieses Product gebildet worden ist. Auch der Verf. giebt an zwei Stellen an, dafs bisweilen selbst dieses günstige Gemisch, verdünnte Schwefelsäure nämlich, geruchlosen Sauerstoff entwickelt.

Bei den ersten Versuchen hat auch der Verf., wie oben angegeben, an dieses Wasserstoffsuperoxyd gedacht, aber den Gedanken gleich verworfen, weil dieses Superoxyd keinen Geruch besitzt, bei gewöhnlicher

Digitized by Google

Temperatur nicht verdunstet und Platin positiv polarisirt. Wie ganz und gar unrichtig diese Angaben sind, geht aus Folgendem hervor.

Was zunächst den Geruch betrifft, so hat Thénard, der Entdecker jenes interessanten Körpers, ihn allerdings als geruchlos bezeichnet und so lauten auch die Angaben in den chemischen Schriften, Mitscherlichs Lehrbuch allein ausgenommen, in welchem ein eigenthümlicher Geruch aufgeführt wird. (Liebig führt zwar in seiner Ausgabe der Geigerschen Chemie ebenfalls an, dafs dieser Körper nach Berzelius einen dem Bleichwasser ähnlichen Geruch besitze — wo diese Anzeige vorkommt, ist mir nicht bekannt, aber in seinem Lehrbuch, selbst in der neuesten Ausgabe stellt Berzelius diesen Körper als geruchlos auf). Dagegen habe ich schon im Jahre 1830 bei der Darstellung des Silbersuperoxyds diesen eigenthümlichen Geruch, an chlorige Säure erinnernd, wahrgenommen, welcher beim Auflösen dieses Superoxyds in Salpetersäure entwickelt wird und der von nichts anderem als von gebildetem Wasserstoffsuperoxyd herrühren kann. Dabei ist es auch leicht erklärbar, warum dieser Geruch gewöhnlich nicht wahrgenommen wird; wenn nämlich dieser Körper concentrirt als syrupdicke Flüfsigkeit dargestellt worden ist, dann zeigt er kaum Geruch, der im verdünnten Zustande leicht bemerkt wird; weil bei jener die Verbindung des Superoxyds mit dem Wasser so innig ist, dafs keine Verdunstung des Wassers mehr stattfindet, während sie in der verdünnten Auflösung nach wie vor der Temperatur entsprechend erfolgt; und mit diesem verdunstenden Wasser verflüchtigt sich natürlich auch das Superoxyd und wirkt auf den Geruch ein. Doch darf nicht unerwähnt bleiben, dafs ich den Geruch in den beiden Versuchen, in welchen das Wasserstoffsuperoxyd gebildet worden ist, nicht deutlich wahrgenommen habe, was aber wohl nur von der geringen Menge des Dargestellten herrührt, da ich bei dem einen Versuche nur 3 Unzen und bei dem zweiten 6 Unzen der angegebenen verdünnten Schwefelsäure zur galvanischen Zersetzung angewandt und folglich nur die geringe Menge Superoxyd erhalten habe, welche in dem ersten Falle das Knallgas enthielt, dessen Volumen dem von 3 Unzen und in dem zweiten dem von 6 Unzen gleich war. Der Verf. hat weit gröfsere Mengen Knallluft entwickelt, daher auch eine gröfsere Menge Superoxyd erhalten und den Geruch deutlich wahrnehmen können. Aber des schwachen Geruches ungeachtet zeigte diese Luft die deutliche Reaction auf das Probepapier und bewirkte einen schwachen Grad negativer Polarität im Platin.

Bei alle dem konnte ich nur dann erst gewifs sein, dafs diese Wirkung von dem erzeugten Wasserstoffsuperoxyd allein herrührt, nachdem ich mit dem auf gewöhnlichem chemischem Wege dargestellten Superoxyd die Versuche wiederholt hatte. Zu diesem Zwecke bereitete ich mir diesen Körper aus verdünnter Fluorkieselwasserstoffsäure, welcher so lange Baryumsuperoxyd zugesetzt worden ist, bis die Flüfsigkeit neutral war oder nur sehr schwach als Säure reagirte. Diese *sehr verdünnte* Wasserstoffsuperoxydauflösung hatte den angegebenen schwachen, an chlorige Säure erinnernden Geruch, färbte einen darüber gehaltenen mit Jodkaliumlösung bestrichenen Papierstreifen bald roth, und nach einiger Zeit blau, und polarisirte das Platin stark negativ, aber freilich nicht nach 20 Secunden, sondern erst nach einer oder mehreren Stunden. Beides erfolgte, wenn das untere Ende des Papieres oder des Platins mehrere Zoll von der Flüfsigkeit abstehend durch einen Pfropfen in der Flasche festgehalten wurde, woraus zugleich die Verdunstung dieser Substanz bei gewöhnlicher Temperatur — während der Versuche wechselte sie von 7—12° — deutlich hervorgeht. Die Versuche über das negative Polarisiren des Platins und die Reaction auf das Probepapier durch die Entwickelung der Maschinenelektricität, wie sie der Verf. angestellt hat, habe ich nicht wiederholt, da ich von vorn herein an der Richtigkeit derselben nicht zweifelte; aber eben so war ich auch überzeugt, dafs diese Wirkung nicht von dem entwickelten riechenden Princip, sondern nach Faraday von der erzeugten Salpetersäure — oder richtiger salpetrigen Säure — oder dem Stickoxyd — welche erst bei Mitwirkung des Wassers in Salpetersäure übergeht — herrühre, und dafs diese Säure — oder Stickoxyd — auf Platin und das Probepapier eine solche Wirkung ausübe, werden die folgenden Versuche genügend zeigen. [Unter den Gründen, die der Verf. oben aufgestellt hat, wefshalb die Wirkung der ausströmenden Spitze nicht von der erzeugten Salpetersäure herrühren kann, war auch der, dafs diese Säure das Lakmuspapier nicht bleicht, während nach einem Versuche des Verf.'s ein Streifen geröthetes Lakmuspapier *von* 1 *Linie Breite nach vier-*

Digitized by Google

stündigem Drehen der Elektrisirmaschine in eine Länge von 2 Zoll gebleicht worden ist. Aber wenn auch die gewöhnliche wässrige Salpetersäure kein vollkommenes Bleichen bewirkt, so kann dieses von der gleichsam wasserfreien oder der salpetrigfreien, wie sie hier erzeugt wird, leicht hervorgebracht werden. Dafs aber Kaliumeisencyanür von der Salpetersäure nicht in Cyanid verwandelt wird, wie der Verf. ebenfalls als Grund angiebt, ist unrichtig.] Wenn ich also die Versuche mit der gemeinen Elektricität in der Art und Weise, wie sie der Verf. angestellt, nicht wiederholt habe, so glaubte ich dagegen den Versuch, welchen derselbe, wie oben erwähnt, nicht angestellt oder nicht angegeben hat, nämlich über das Verhalten der riechenden Atmosphäre selbst anstellen zu müssen.

Zu diesem Behufe wurde durch den mit dem Conduktor verbundenen Draht in eine trockene Flasche mit atmosphärischer Luft die Ausströmung der Elektricität bewirkt. Der eigenthümliche Geruch, der sich sogleich entwickelte, nahm bis zu einem bestimmten Grade zu, und zwar gleichviel, ob der Draht vermittelst eines Pfropfens in der Flasche befestigt war, oder frei darin hing, d. h. ob in einem abgesperrten Luftraum oder bei freiem Zutritt der atmosphärischen Luft. In dieser starkriechenden Atmosphäre erlitt weder ein Platinblech, noch so lange darin gehalten, eine Polarisation, noch das Probepapier irgend eine Färbung. Denselben eigenthümlichen Geruch entwickelt die ausströmende Elektricität auch in einer Flasche mit trockenem Sauerstoffgas, in welcher durch einen Pfropfen der Draht befestigt war, also beim Ausschlufs der atmosphärischen Luft, was wohl hinreichend darthut, dafs der Stickstoff ganz und gar keinen Theil an der Entwickelung des elektrischen Geruches hat.

Was nun den wichtigsten Theil der Schrift, die vermeintliche Darstellung des Ozons durch Einwirkung des Phosphors auf die atmosphärische Luft betrifft, so fand ich auch hier den gröfsten Theil der Versuche bestätigt*), aber ebenso die Deutung und Erklärung derselben ganz unrichtig.

Die wesentlichen Thatsachen, die der Verf. aufstellt, sind folgende. Es werden nach der Zeitfolge oder nach der Anfangs niedrigeren und später erhöhten Temperatur zwei Produkte gebildet: das erste hat den gewöhnlich knoblauchartigen Geruch und macht das Platin positiv polar, das darauf folgende besitzt einen anderen eigenthümlichen stechenden Geruch und polarisirt das Platin negativ. Dazu mufs bemerkt werden, dafs weit mehr als die Temperatur der trockene oder feuchte Zustand der Luft von Einflufs auf die Bildung dieser Produkte ist. Im letzteren Falle oder wenn der Phosphor nicht abgetrocknet worden ist, wo dann immer ein *Rauchen* desselben stattfindet, ist das Produkt vorwaltend erster Art, d. h. es besitzt den knoblauchartigen Geruch und ist entweder positiv oder wie ich es öfter gefunden indifferent elektrisch. In trockener Luft hingegen und wenn zugleich der Phosphor sorgfältig getrocknet worden ist — was am besten dadurch bewirkt wird, dafs er zugleich mit etwas Chorcalcium in einer verschlossenen Flasche mehrere Tage hindurch aufbewahrt wird — findet *kein Rauchen statt* und wird nur das zweite Produkt gebildet, d. h. die Atmosphäre riecht eigenthümlich stechend und polarisirt das Platin negativ. Das erste Produkt betrachtet der Verf. als blofsen Phosphordampf, eine Ansicht, die der Natur des Phorphors als einer so leicht oxydirbaren Substanz ganz entgegen ist. Was der Verf. als Beweis für diese Ansicht anführt, dafs das Gold durch das leichte Bestreichen mit Phosphor ebenfalls positiv elektrisch wird, kann vielmehr umgekehrt als Beweis dienen, dafs diese erste Phosphoratmosphäre oxydirten Phosphor enthält, weil bei diesem leichten Bestreichen des Goldes in freier atmosphärischer Luft unmöglich angenommen werden kann, der Phosphor werde nicht oxydirt, wie denn ja auch beim leisesten Bestreichen vom blauem Lakmuspapier sofort die rothe Farbe erscheint. Ebensowenig ist das Verhalten dieser Phosphoratmosphäre zu Goldchlorid, aus dem ein Theil Gold abgeschieden wird, ein Beweis, dafs sie unoxydirten Phosphor enthält, da ja sowohl die unterphosphorige als die phosphorige Säure ebenfalls die Reduktion des Goldes bewirken.

*) In Hinsicht dieser Versuche mufs ich bemerken, dafs ich sie grofsentheils nur in kleinen Flaschen von 6—8 Unzen Inhalt angestellt, dabei aber nicht, wie der Verf., die Gefäfse nur lose sondern fest verschlossen und so den Zutritt der atmospsärischen Luft abgehalten habe. Was besonders bei den Versuchen mit Sauerstoffgas nothwendig beobachtet werden mufste.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 108.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1844.

Ueber die Erzeugung des Ozons auf chemischem Wege von Christian Friedrich Schönbein.

(Schluſs.)

Das zweite Produkt betrachtet der Verfasser als dasselbe, welches bei der Wasserzersetzung am positiven Pol und bei den elektrischen Entladungen entwickelt wird, also für Ozon. Als Grund dieser Annahme wird zuerst der gleiche Geruch aufgestellt; aber davon abgesehen, daſs ich ihn verschieden gefunden habe, den bei der Wasserzersetzung, wie angegeben, ähnlich dem Bleichwasser, den der elektrischen Entladung noch ähnlicher der ersten Phosphoratmosphäre als dem der zweiten, welcher *stechend* ist, wie es der elektrische nicht ist, kann der Geruch an und für sich durchaus nicht als Beweis der Identität gelten, da wir, wie bekannt, mehrere Körper von gleichem oder ähnlichem Geruche besitzen, die ganz verschiedener Natur sind, z. B. die drei Verbindungen des Wasserstoffs mit Schwefel, Selen und Tellur, die zwei Verbindungen des Wasserstoffs mit Phosphor und Arsenik, so wie auch die beiden Körper Bittermandelöl (Benzoïlwasserstoff) und Blausäure (Cyanwasserstoff) u. a. m. Als einen ferneren Grund führt der Verf. das negative Polarisiren des Platins an und daſs der dadurch erregte Strom nur von kurzer Dauer sei. Versuche, welche ich über dieses Polarisiren angestellt habe, und die ich ausführlich in Erdmanns Journal f. pr. Ch. mittheilte, gaben zum Resultat, daſs auſser Chlor- und Bromgas, von welchen der Verf. schon früher dieses negative Polarisationsvermögen wahrgenommen hat (S. Poggend. Ann. a. a. O.), auch Jodgas, salpetrige Säure und Stickoxydgas und auſserdem Wasserstoffgas, welches nach dem Verf. positiv polarisirt, auch schweflige Säure und Ammoniakgas dieselbe Polarisation bewirken. Ja Silber und Kupfer werden noch von verschiedenen anderen Gas- oder dunstförmigen Substanzen entweder positiv oder negativ polarisirt. Der Strom, den diese polarisirten Metalle hervorbringen, ist in allen Fällen von sehr kurzer Dauer, da er, nach der richtigen Ansicht des Verf., nur durch die dünne Hülle hervorgebracht wird, mit welcher diese Substanzen das Platin umgeben, welche Hülle beim Eintauchen in die leitende Flüssigkeit augenblicklich verschwindet. Demnach kann weder die negative Polarisation, noch die kurze Dauer des Stroms als Beweis für die Identität der Phosphoratmosphäre mit dem galvanischen und elektrischen riechenden Stoff dienen. Ebensowenig, daſs dieselben Substanzen, welche den Geruch der Phosphoratmosphäre zerstören, auch den bei der Wasserzersetzung und der elektrischen Entladung vernichten, wenn nicht zugleich nachgewiesen werden kann, daſs die Produkte dieser Einwirkung in allen drei Fällen dieselben sind. Was endlich den letzten Beweis dieser Identität betrifft, nämlich die Wirkung auf Jodkaliumkleister, Cyaneisenkalium u. s. w., so findet sie nach eben diesen meinen Versuchen bei nicht weniger als acht ganz verschiedenen Körpern in gleicher Art statt.

Zur vollständigen Widerlegung der Ansicht von Ozon wird wohl folgender Versuch als Experimentum crucis dienen. Sauerstoffgas, sowohl trockenes als wasserhaltiges, wirkt ebenso auf Phosphor wie die atmospärische Luft ein, nur mit dem Unterschiede, daſs in beiden Fällen die negativ polarisirende und das Jodkaliumpapier färbende Atmosphäre sich weit später als in atmosphärischer Luft und bei einer etwas höheren Temperatur von 16° — 20° darstellt.

Das mit Jodkaliumlösung — ohne Stärke — bestrichene Papier wird in der aus trockenem Sauerstoffgas gebildeten Phosphoratmosphäre gelbbraun nicht blau, in der aus wasserhaltigem Sauerstoffgas gebildeten blau gefärbt, und bei längerem Verweilen gebleicht.

Digitized by Google

In den angegebenen Versuchen a. a. O. habe ich die Gründe auseinandergesetzt, nach welchen ich das bloſs mit Jodkaliumlösung bestrichene Papier dem mit Jokaliumkleister getränkten vorziehe, wovon der eine eben der ist, daſs ein und dieselbe gas- oder dunstförmige Substanz das Jodkaliumpapier verschieden färbt, je nachdem sie wasserfrei oder wasserhaltig ist. Im letzteren Falle ist die Färbung ebenso wie auf Jodkaliumkleisterpapier, nämlich blau, weil dann daś abgeschiedene Jod auf die Stärke, die jedes Schreibpapier enthält, reagirt.

Dasselbe Verhalten zeigt dieses Probepapier auch bei der durch atmosphärische Luft gebildeten Phosphoratmosphäre: je nachdem die Luft trocken oder feucht war, findet eine gelbbraune oder blaue Färbung und nach längerer Zeit ein Bleichen statt, und zwar hier gleichviel bei der ersten oder zweiten Phosphoratmosphäre oder, was dasselbe ist, gleich im Anfange oder auch später. Ganz so verhält sich auch das Stickoxydgas, je nachdem es trocken oder feucht ist, nur daſs im letztern Falle bei noch so langem Verweilen kein Bleichen statt findet. In Hinsicht des Verhaltens des Phosphors in Sauerstoffgas muſs gegen die gewöhnlichen Angaben bemerkt werden, daſs das Leuchten auch in dieser Luft wie in der atmosphärischen bei einer niedrigen Temperatur von 16—20 Gr. stattfindet, daſs es jedoch mit der erhöhten Temperatur zunimmt. Auch hier ist die Phosphorescenz wie in der atmosphärischen Luft schöner, wenn die Luft feucht als wenn sie trocken ist.

Was hier als trockene Luft in Hinsicht des gebildeten Produkts bezeichnet wird, ist, wenn das angegebene Verhalten auf Platin und Probepapier von Anfang an wahrgenommen werden soll, im absoluten Sinne zu verstehen, im relativen hingegen, wenn dieses Verhalten erst später eintritt. Oder mit anderen Worten, selbst wenn in der Flasche etwas flüssiges Wasser enthalten ist, wird dennoch nach einiger Zeit die Wirkung der trockenen Säure sich zeigen, weil die bereits gebildete eine so starke Anziehung zum Wasser hat, daſs von der geringen Menge des gegenwärtigen keine Verdunstung mehr statt findet, und daſs daher bei der fortgesetzten Oxydation des Phosphors dasselbe Produkt wie bei Einwirkung der trockenen Luft gebildet wird.

Nach diesem kann nicht entfernt daran gezweifelt werden, daſs wir es hier vom Anfange bis zu Ende mit einer Oxydation des Phosphors zu thun haben, deren Produkt schon aus dem Grunde für nichts anderes als für eine Säure erkannt werden muſs, da sowohl die elektrische Wirkung auf Platin als die chemische auf das Reagenspapier ebenfalls nur durch Säuren und die ihnen gleich wirkenden Haloide hervorgebracht wird.

Von welcher Natur diese Säure ist, ist nicht schwer zu bestimmen. Wie allgemein angenommen, wird beim Aussetzen des Phosphors bei gewöhnlicher Temperatur an der Luft, d. h. an feuchter Luft, wasserhaltige phosphorige Säure gebildet, daher auch das Rauchen. Da nun in den angegebenen Versuchen die in einem abgesperrten Raume feuchter Luft zuerst erzeugte Säure ebenfalls raucht und denselben knoblauchartigen Geruch wie die in freier Luft gebildete zeigt, so kann sie natürlich ebenfalls nur wasserhaltige phosphorige Säure sein. Die später erzeugte oder bei Anwendung von trockener Luft von Anfang an ohne alles Rauchen gebildete kann als dieselbe Säure aber im wasserfreien Zustande betrachtet werden. Oder man kann auch annehmen, daſs bei niedriger Temperatur unmittelbar immer nur unterphosphorige Säure gebildet wird, welche bei der Gegenwart des Wassers und der fortgesetzten Einwirkung des Sauerstoffs in wasserhaltige phosphorige Säure übergeht, bei Abwesenheit des Wassers hingegen unverändert bleibt. Wie denn auch die wasserhaltige phosphorige Säure beim Zutritt der Luft zum Theil in Phosphorsäure übergeht. Wenn unter gewöhnlichen Umständen wasserfreie phosphorige Säure nicht gas- oder dunstförmig, sondern fest, pulverförmig, dargestellt wird, die erst beim Erhitzen sublimirbar ist, so kann dies kein erheblicher Einwand gegen die erste Annahme sein, daſs sie in verschlossenen Gefäſsen in trockener Luft gasförmig gebildet wird, weil eben die Umstände so ganz verschieden sind. Ebenso wenig würde die zweite Annahme, daſs unter den obwaltenden Umständen wasserfreie unterphosphorige Säure erzeugt werde, im Widerspruch mit der bisherigen Erfahrung stehen, daſs wir diese Säure dermalen nur wasserhaltig darzustellen vermögen.

Wenn ich nach dieser Erörterung überhoben zu sein glaube, alle einzelnen Angaben des Verf.'s nach dieser Ansicht näher zu erklären, oder selbst die-

Digitized by Google

jenigen zu berücksichtigen, welche derselben nicht zu entsprechen scheinen, so mufs ich dennoch zum Schlufs die zuletzt angegebenen Versuche über das Verhalten der beim Kochen von Wasser und Schwefelsäure über Blei- und Mangansuperoxyd entwickelten Dämpfe näher beleuchten.

Da nach der Versicherung des Verf.'s die angewandten Superoxyde chlorfrei und die Schwefelsäure und das Wasser chemisch rein waren, so können natürlich die Dämpfe kein Chlor enthalten, wohl aber Salpeter- oder salpetrige Säure, wenn das Bleisuperoxyd, wie es gewöhnlich geschieht, durch Einwirkung der Salpetersäure auf Mennige bereitet und nicht aufs Sorgfältigste ausgesüfst worden ist. Auch beim Braunstein könnte dieses vorkommen, wenn er, wie nicht ungewöhnlich, durch Salpetersäure gereinigt worden ist. Dafs aber dann die geringste Menge von Salpeter- oder salpetriger Säure in den Dämpfen das Blaufärben des Probepapiers hervorbringe, zeigen meine Versuche genügend. Aber selbst die entwickelte Kohlensäure wirkt, obgleich weniger empfindlich, auf letzteres Reagens ein, wie ebenfalls meine Versuche zeigen, und diese Säure enthält, wie bekannt, sehr oft der Braunstein in Verbindung mit Kalkerde. Dafs die Reaktion, welche beim fortgesetzten Kochen aufgehört hat, wieder zum Vorschein kam, wenn das erkaltete Gemisch mit atmosphärischer Luft geschüttelt, oder auch wenn in die heifse Flüssigkeit Luft *hineingeblasen* worden ist, würde ebenfalls in der Kohlensäure die Erklärung finden.

Das Endresultat ist demnach folgendes.

1) Die bei galvanischer Zersetzung des Wassers gebildete riechende Substanz ist, vorausgesetzt, dafs keine Chlorverbindung im Spiele ist, Wasserstoffsuperoxyd.

2) Die bei Einwirkung der atmosphärischen oder Sauerstoffluft auf Phosphor erzeugte Substanz ist eine Säure des Phosphors, phosphorige oder unterphosphorige.

3) Der elektrische Geruch scheint gar nicht materieller Natur, sondern eine blofse Qualitätsäufserung der Elektricität selbst zu sein, durch den sie ebenso auf den Sinn des Geruchs wie auf den des Geschmacks u. s. w. einwirkt.

(Ganz anders aber kann der beim Einschlagen des Blitzes erzeugte Geruch betrachtet werden. Bei der mächtigen Wirkung, welche hier die Elektricität auf eine so grofse Masse Luft in einem so kurzen Zeitmoment ausübt, ist es wohl mehr als wahrscheinlich, dafs zugleich eine Zersetzung oder Verbindung der so mannigfaltigen Körper vor sich gehet, welche die Luft enthält und dafs das Product dieser Wirkung zugleich den Geruch erzeugt).

Diesemnach mufs ich mit Bedauern erklären, dafs die Entdeckung des Ozons als Bestandtheil des Stickstoffs aller und jeder Begründung ermangelt.

Fischer.

LXI.

Hitopadesa, the Sanscrit text of the first book with a grammatical analysis alphabetically arranged. By Francis Johnson, Professor. Lond. 1840. 4.

Es möchte wohl wenig Werke in der Literatur des Sanskrits geben, die seit der wissenschaftlichen Behandlung dieser Sprache durch die Europäer das Interesse des Publicums in so hohem Grade in Anspruch genommen und eine so grofse Zahl von Ausgaben hervorgerufen haben, als der Hitopadesa. Obgleich man nicht behaupten kann, dafs der Inhalt dieses Werkes an sich betrachtet, im Stande gewesen wäre, sich einen so leichten Eingang zu verschaffen, da in unserer Zeit der Sinn für dergleichen Stoffe aus dem Felde der Fabeln und Sprüche, der früher wie in Asien, so auch in Europa viel verbreitet war, fast ganz verschwunden scheint, so waren es doch zwei andere Rücksichten, die dieser Fabelsammlung zur grofsen Empfehlung gereichten. Denn war sie auch nicht die älteste Urkunde der Fabeltradition, die in den mannigfachsten Verschlingungen sich über Asien und Europa ausgebreitet hat, so enthielt sie doch die relativ älteste Form derselben, da das Pañcatantra, aus dem sie theilweis geschöpft ist, wie durch ein Verhängnifs den Freunden dieser Literatur noch immer verschlossen bleibt und es war daher nur durch Vergleichung mit diesem Werke möglich, das wahrhaft Indische in den oft ungestalteten und ungedeuteten Fabeln anderer Völker herauszufinden. Zweitens aber eignete sich der Hitopadesa auch besonders zu einem Unterrichtsbuche, und es ist daher wohl vorzüglich diesem Umstande zuzuschreiben, dafs wir in der vorliegenden Ausgabe den

Digitized by Google

Sanskrittext zum fünften Male gedruckt vor uns sehn. So war gleich die erste Ausgabe, welche 1804 zu Serampore erschien, für den Sanskrit-Unterricht im Colleg des Fort William betimmt, der 1810 die zweite Ausgabe in London zu demselben Zwecke folgte. Beide Bearbeitungen waren durchaus incorrect und ermangelten jeder kritischen Grundlage; sie erlangten unverdienterweise erst ihre Bedeutung durch die Kritik, welche sie in der Textesrecension von *Schlegel* und *Lassen* erfuhren. Durch diese deutsche Ausgabe ward der Text des Hitopadeça zuerst mit wissenschaftlicher Kritik festgestellt, und wir finden denselben nun auch bei der neu erschienenen Ausgabe von Johnson fast vollständig zu Grunde gelegt, wie es auch in der Vorrede anerkannt wird: In printing the text, the Editor has followed the edition printed at Bonn, with some unimportant exceptions; and gladly acknowledges the assistance he has derived from this very excellent and accurate publication. Es wäre sonach in kritischer Hinsicht nicht Viel über diese neue Textausgabe zu sagen, wenn ihr nicht eine Uebersetzung der Einleitung und ein sehr breites Glossar beigegeben wären, wodurch ich Gelegenheit nehme, die Interpretation einiger Stellen, für welche in der Schlegel-Lassen'schen Ausgabe weniger gethan ist, näher zu besprechen, und zugleich einige Nachträge und Verbesserungen zu meiner eigenen deutschen Uebersetzung des Hitopadeça zu liefern. Von neuen, oder wenigstens bis jetzt noch unbenutzten Hülfsmitteln, stand mir nur die bengalische Uebersetzung des Hitopadeça, von Mrityunjay ça rmâ zu Gebote, deren zweiter Abdruck 1814 zu Serampur erschien, unter dem Titel: pañcatantraprabhriti-nîtiçâstrabaite udhrit mitralâbhsuhrîdbhed-vigraha-sandhi etaccatushtayâbayab bisishta hitopadeça. bishnuçarmakarttrik saṃgrihît. — bâṅgâlâbhâshâte mrîtgunjay çarmanâ kriyate. — srîrâmpure dvitîgbâr châpâ haila. Dieser Mrityunjay çarmâ ist gewiſs derselbe, welcher unter Carey einer der ersten Pandits des Fort William war, und sonst auch Mrityunjay bidyâlañ-kâr genannt wird. Es ist diese Uebersetzung im Ganzen mit sehr richtigem Gefühl gemacht und ihre Auffassung ist in Vergleich mit den andern Uebersetzungen meist die richtigere. Dazu kommt, daſs sie an manchen Stellen mehr Paraphrase als Uebersetzung ist und somit in Etwas den Mangel indischer Commentare zum Hitopadeça ersetzt. So wenig wir jedoch den indischen Commentaren überall eine unfehlbare Autorität beimessen können, eben so wenig halten wir auch die Uebersetzung dieses gelehrten Bengalen überall für unumstöſslich, wovon einige Beispiele hinlänglichen Beweis geben werden. Später, im Jahre 1830, erschien sodann noch eine Ausgabe zu Calcutta, welche eine Revision des Sanskrittextes, der bengalischen und der englischen Uebersetzung von Wilkins bildet und von çrîlaxmînârâyanayâyâlankâra besorgt ward *).

Gehen wir nun zu der neuen Bearbeitung von Johnson über, so müssen wir gleich an dem ersten Verse der Einleitung Anstoſs nehmen. Denn, wenn auch die Verwechslung Johnson's, der yan mûrdhni mit on whose brow, statt on whose head übersetzt, weniger bedeutend, so kommt es doch darauf an, das ganze Bild des Çiva, wie es uns hier gegeben wird, genauer aufzufassen. Es heiſst nämlich nach dem Texte, daſs auf dem Haupte des Çiva ein schmaler Mondstreif sei, der einem Schaumstreif der Ganga gleiche. Dies Bild hat an sich betrachtet durchaus nichts Anstöſsiges, wenngleich in ihm auch durchaus nicht das Schlagende liegt, wodurch sich die meisten indischen Bilder und Vergleiche auszeichnen. Hierzu kommt aber, daſs die Ganga, mit deren Schaumstreifen hier die Mondessichel auf Siva's Haupt verglichen wird, ihren eigentlichen Sitz auch auf dem Haupte Siva's hat, cf. Gangâvatâram. M. Bh. vol. I. p. 557 flgd., und daſs Mond und Ganga oft in dieser Verbindung erwähnt werden, z. B. Meghad. v. 51. (edt. Gildem.) wo es heiſst: jahnoh kaṅgâ çambhoh keçagrahanam akarod indulagnormihastâ, vihasya phenair gaurîvaktrabhrûkutiracanâm., wo also die Ganga liebkosend mit ihrer Wellenhand den Mond auf Sivas Haupt erfaſst, und mit ihren schäumenden Wogen die eifersüchtige Gauri auslacht.

*) Bei dem Wiedergeben des Bengalischen mit lateinischen Buchstaben, habe ich mich durchaus an den geschriebenen Buchstaben, nicht an die Aussprache gehalten, wodurch die Sprache dem Sanskrit viel ähnlicher und daher leichter verständlich bleibt, als wenn die oft entstellende und von gelehrten Bengalen selbst, in Hinblick auf das Sanskrit, als fehlerhaft bezeichnete Aussprache wiedergegeben wäre. Die betreffenden Regeln finden sich theils in Haughtons bengali grammar, ausführlicher noch in der von Çriyut râjâ râmmohan rây entworfenen und 1833 in Calcutta gedruckten Bengalischen Grammatik, im ersten adhyây, 2ten, 3ten und 4ten prakaran, s. t. uccâran-çuddhi, lipiçuddhi etc.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 109.

Jahrbücher
für
wissenschaftliche Kritik.

December 1844.

Hitopadeça, the Sanscrit text of the first book with a grammatical analysis alphabetically arranged. By Francis Johnson.

(Fortsetzung.)

Es schien mir daher wahrscheinlich, wenngleich nicht durchaus nothwendig, statt lekhaiva, etwa lekhàsu zu schreiben, worin ich noch mehr durch die Uebersetzung von Wilkins bestärkt wurde, welcher ganz deutlich übersetzt: on whose head is planted a crescent among the frothy streams of Jânhavee, und zugleich in den Anmerkungen darauf hinweist, wie es in der ursprünglichen Auffassung des Siva, als Berggottheit des Nordens begründet ist, die Ganga über sein Haupt hinwegfliefsen zu lassen, so wie dann auch die auf den Bergen schwebende Mondessichel als Diadem dieser Gottheit aufgefafst werden kann. Indem ich in meiner Uebersetzung mich an den Schlegelschen Text hielt, folgte ich besonders der Autorität der codices, so wie denn auch die bengalische Uebersetzung derselben Lesart folgt: „jânhabîr phen rekhâr nyây candrakalâ yâhâr mastake âche d. h. auf dessen Haupte ein Stück des Mondes ist, ähnlich einem Schaumstreifen der Jânhavi. Im dritten Verse ist vidyâm artham̃ ca cintayet ungenau durch a wise man should contemplate knowledge and wealth übersetzt, wie es auch Westergardt mit cogitare, meditari wiedergiebt. Wie jedoch im 29 v. Johnson, cintâ richtig durch care, anxiety übersetzt, so ist auch hier cintayet mehr, an etwas denken, für etwas sorgen, was im Beng. richtig durch cintâkaribek ausgedrückt ist.

Der fünfte Vers scheint mir von Johnson durchaus nicht richtig aufgefafst, indem er den Vergleich, der schon an sich nicht überall pafst, noch mehr verdirbt. Es heifst im Sanskrit: Sam̃gamayati vidyâ' eva, nîcagâ'api naram̃ sarit, Samudram iva durdharsham̃, nrîpam; bhâgyam atah param̃, wobei Schlegel sehr richtig bemerkt, dafs man besonders auf die Doppeldeutigkeit der Epitheta nîcagâ und durdharsham̃ Rücksicht nehmen mufs, indem nîcagâ nicht nur auf sarit, sondern zugleich auf vidyâ geht, und sowohl den unbedeutenden, niedrig fliefsenden Flufs, als die niedrige Wissenschaft, d. h. aber die Wissenschaft eines niedrig geborenen Mannes bedeutet, so wie durch durdharsha nicht nur das erst nach langem Laufe zu erreichende Meer, sondern auch der schwerzugängliche König bezeichnet wird. Johnson nimmt nun nîcagâ sarit als a descending river und durdharsha nrîpah als a monarch, who is difficult of approach, wodurch natürlich der Nerv des Vergleiches durchschnitten wird, indem ein herabströmender Flufs leicht und schnell zum Meere, die Wissenschaft aber erst nach langen Mühen zum Könige hinführt. Ausführlich erklärt die bengal. Uebersetzung den Vergleich: yadi nîcaloker bidyâ hay, tave sei manushyake dushprâpya râjâke pâoyân, yeman nîcagâ nadî manushyake dushprâpya-samudrake pâoyân . râjâr sam̃ge melanhetuk vidyâ ud krishtabhâgyake pâoyân, wörtlich: wenn einem niedrigen Menschen Wissenschaft ist, so läfst sie den Menschen den schwer zu erreichenden König erlangen, wie ein niedrigfliefsender Flufs den Menschen das schwer zu erreichende Meer erreichen läfst; durch Vereinigung mit dem Könige läfst die Wissenschaft grofses Glück erlangen.

Den sechsten Vers scheint Johnson mit Recht beibehalten zu haben, wenigstens dürften die Gründe, welche Schlegel von ethischem Standpuncte aus gegen denselben geltend macht, nicht genügend sein. Denn wenn er sagt, zu den Worten shanâd âpnoti dharmam̃, tatah sukham̃, quid enim, quaeso, pietati cum divitiis, und in dem Folgenden darauf aufmerksam macht, dafs nur habsüchtige, hierarchische Brahmanen den abergläubischen Pöbel glauben liefsen, dafs sie durch Geldspenden die ewige Seligkeit erlangen könnten, so ist

Digitized by Google

dies nicht ganz genau. Denn es zerfällt bekanntlich das ganze indische Volk, abgesehn von den Kasten, in zwei Klassen, in Wissende und Nichtwissende, in geistig Freie und geistig Unfreie. Wenn gleich aber nun die Erstern wohl einsahen, dafs man weder durch Gebet und Gottesdienst noch durch andere fromme Werke die Seligkeit, d. h. die Freiheit (moxa) im âtma (d. h. Selbstbewufstsein) erlangen könne, so lehrten doch diese, dafs diejenigen, die noch nicht zu dieser Stufe gekommen, die Pflichten und frommen Werke nach ihrem eigenen Standpuncte erfüllen müfsten, und ward diesen zwar auch eine relativ ewige Seligkeit verheifsen, die aber nicht moxa (Freiheit) sondern oukha (Freude, Genufs) war, wie dies in den Upanishâden so oft eingeschärft wird. Von diesem Gesichtspunct aus betrachtet, ist die Stufenreihe des Verses, wie man durch Wissenschaft, Bildung, durch Bildung Fähigkeit zu Aemtern, hierdurch Besitz, durch gute Anwendung des Besitzes Tugend, moralisches Verdienst, und als Lohn dafür Seligkeit erhält, ganz passend. Hierdurch wäre nun auch der Einwurf zurückgewiesen, dafs, wie Schlegel sagt, der Autor ja im prooemium aus seiner eigenen Person spreche, da selbst ein brahmavid, wie Mrityu, Angiras und Andere diese Lehre vortragen. Es ist aber überhaupt eine sehr schwierige Sache im Hitopadeṣa von einem Autor zu sprechen, und da diese Auffassung auch auf die ganze sogenannte höhere Kritik des Textes von Einflufs ist, so mufs ich mich kurz hierüber aussprechen. Erstens ist der Hitopadeṣa ein Sammelwerk, der Stoff der Erzählungen und die eingeschalteten Sentenzen sind wohl fast sämmtlich aus andern Werken entlehnt, und es kann somit von einem Verfasser des Hitopadeṣa nicht die Rede sein. Zweitens können wir aber auch eben so wenig etwas über den Zusammensteller des Hitopadeṣa bestimmen. Denn wenn auch die beng. Uebersetzung angiebt, dafs er Bishṇuṣarmaṇâ saṅgrîhîtah, also vom Vischnu harma zusammengestellt sei, so würde dies wohl schon dadurch zurückgewiesen werden können, dafs Vishṇuṣarmâ im Hitop. als ein nîtijñah dargestellt wird, dieser aber unmöglich von sich selbst sagen konnte, vrihaspatir iva sakalanîtiṣâstratlvajñah. Sei aber selbst Vishṇuṣarmâ der Zusammensteller, so ist es doch nicht möglich einen Text zu constituiren, der ihm, als erstem Zusammensteller zugeschrieben werden könnte, da, wie wir aus den mss. dieses und ähnlicher Werke sehen, es jedem freistand zu ändern, hinzuzufügen und wegzulassen. Hienach stehen dem Herausgeber eines solchen Werkes drei Wege offen. Entweder kann er dasselbe Recht für sich in Anspruch nehmen, als jeder indische Bearbeiter, und nach eigenem Gefühl aus den verschiedenen Quellen weglassen oder hinzufügen. Oder er kann vorzüglich eine möglichst grofse Vollständigkeit im Auge haben und daher alles vereinbare Material zusammenstellen. Oder drittens, er kann *eine* Handschrift als zu edirende Recension zu Grunde legen und nur in den nothwendigsten Fällen von derselben abweichen. Die erste Richtung möchte ich die *ästhetische*, die zweite die *antiquarische*, die dritte die *diplomatische* nennen. Die Schwierigkeiten der ersten konnten nur durch die vereinten Kräfte eines Schlegel und Lassen glücklich überwunden werden; die Mängel der zweiten sehen wir in den englischen Ausgaben, und es scheint mir daher der dritte Weg der sicherste bei der Herausgabe von Werken dieser Art zu sein.

Im siebenten Verse (bei Schleg. d. 6.) schreibt Schlegel vidyâ ṣastram̃ ca ṣâstram ca, nach Autorität des Petersb. Codex, vidyâ ṣâstrasya ṣâstrasya dve vidge prattipattaye, indem er sagt, die Apposition sei zu hart, wenn man sage „Wissenschaft (die Waffe und das Lehrbuch), beide Wissenschaften sind zu erwerben." Ebenso hart scheint es jedoch, mit Weglassung der Copula zu sagen, „Kenntnifs der Waffe, des Lehrbuchs, beide sind zu erwerben." Ich glaubte daher, dafs beide Lesarten aus einem Streben nach Gleichmäfsigkeit der Construction entstanden seien, und übersetzte vidyâ ṣastrasya ṣâstram̃ ca, indem ṣâstram̃ an sich schon, nicht nur das Lehrbuch, sondern auch den Complex der Wissenschaften bedeutet, z. B. gleich im 7. V. des Hitop. Dennoch ist dies gewifs unrichtig, da auf diese Weise der Gegensatz zwischen ṣastra und ṣâstra verloren geht, indem die ṣastravidya ja auch im ṣâstra enthalten wäre. Ich halte daher die Lesart vidyâ sastram̃ ca ṣâstram̃ ca für die richtige, indem ich es, wie der beng. Uebers. Mrityuñjay, erkläre: ye ṣastrabidyâo ṣâstrabidyâ, ei dui bidyâ (singular, wie im Pers.) prati pattir nimitte han, wozu Nyâyâlaṅkâra bemerkt, viṣesh kahitschen, er hebt den Unterschied hervor. Wollte man mit Johnson zwei Sätze daraus machen, knowledge is skill in arms and books. Those two kinds of know-

Digitized by Google

ledge are for the purpose of acquiring reputation (?), so müfste man im Sanskrit so gut wie im Englischen im zweiten Satze ein demonstrat. Pronomen haben. Die Härte der Apposition läfst sich übrigens auch dadurch entschuldigen, dafs dieser Vers wahrscheinlich mit Hinblick auf die bekannte Upanishadstelle Mund. I. gemacht ist, wo es heifst: dve vidge veditavya iti hasma yad brahmavido vadanti, parâ ca 'aparâ ca; und wo dann auch in derselben Apposition fortgefahren wird, tatra 'aparâ, rigvedo yajur vedah sâmavedo 'tharvavedah etc. atha parâ, yayâ tad axaram adhigamyate.

Im achten Verse nimmt Johnson san'skâro nave bhajane lagnah für the pattern impressed ona new earthen vessel, was wohl richtig ist, und auch von der beng. Uebersetzung in den Worten, nûtan pâtre samlagna ye cihna unterstützt wird. Dennoch scheint es mir besser san'skarah als Duft, Arom, zu nehmen, und zu übersetzen, da der Duft, der einem neuen Gefäfs mitgetheilt ist, sich nie wieder ändert, so wird die Lebensweisheit im Gewande von Erzählungen den Kindern in der Jugend vorgetragen. Es soll durch dieses Bild ja eben das unbemerkte Beibringen bezeichnet werden, und es scheint mir daher die Wahrheit des Bildes verloren zu gehn, wenn man sagt, „wie ein Zeichen, eine Figur, die einem weichen Gefäfs eingeprefst wird, nie verschwindet, da dieses zu handgreiflich wäre." Ganz ähnliche Bilder finden wir auch sonst, z. B. Quintil. I, 1, 5. et natura tenacissimi sumus eorum, quae rudibus annis percepimus ut sapor, quo nova induas, durat, nec lanarum colores, quibus simplex ille candor mutatus est, elui possunt. Eben so sagt Hor. ep. I, 2, 68. quo semel est imbuta recens servabit odorem testa diu und ganz ähnlich Sadi im Gulistan, in der Vorrede, wo es heifst, dafs ein Stück Thon, dadurch dafs es bei einer Rose lag, den Duft derselben einzog.

Pag. 2. l. 27. schreibt Johnson nach Schlegels Text, putrânâm śâstrânanushthânena 'udvignamanâh, und übersetzt es distressed in mind by the disregard of learning of hissons. Was zuerst die Bedeutung von śâstrânushthâna betrifft, so fehlt anushthana in Wilson's dictionary, und wir finden, wie Schlegel angiebt, bei Haughton die Bedeutungen, the following, attending to searching. Es heifst nun dies Wort allerdings das Folgen, aber besonders das Befolgen einer Vorschrift u. s. w. das Ausführen derselben. 2. B. Hit. ed. Calic. p. 360, 8. tad anushthitam eva phalapradam. tathâ ca 'uklam„ kim mantrena 'ananushthânâc śâstravitpṛithivîpateh. Hier wird der Rath und die Befolgung desselben sich entgegengesetzt, und es heifst, „nur wenn es befolgt wird, bringt dies Nutzen"; denn, was nützt ein Rath einem schriftkundigen König, wenn er nicht befolgt wird? Aehnlich steht in d. Sânkhya kârikâbhâshya. no. 67. vihitânushthânâkâranam in Bezug auf dharmâdînâm akâranapraptah, d. h. das Nichtbefolgen, das Nichtthun des Befohlenen und Gesetzlichen. Denselben Gegensatz von jnânam und anushthâ nam finden wir auch Hit. (ed. Calic. p. 86. l. g.), wo Laghupatanaka den Hiranyaka auffordert, mit zum Mantbara zu kommen, da dieser dharmika sei, d. h. nicht nur Kenntnifs besitze, sondern wirklich auch nach dem Gesetze lebe, und daher, wie es darauf heifst, ihnen von seiner besten Nahrung mittheilen werde. Hierbei führt er den Vers an, den ich in meiner Uebersetzung mifsverstanden habe:

paropadeśe pândityam sarveshâm sukaram nrinâm dharme svîyam anushthânam kasyacit tu mahâtmanah |

Ich gebe hierzu nicht die Uebersetzung des Mrityunjay, sondern die etwas ausführlichere beng. Erläuterung, welche Śrigaur môhan bidyâlân kâr in seinem kavitâmritakûpah giebt, einer Sammlung von 107 Sanskritversen mit beng. Comm. — Er sagt: sakaleri paropadeśe arthâd parake bujhâite, panditya âche. kintu sei sadupadeśanusâre âpani kârya kare, ematmahâtmalokatyalpa. | châr tâdparya ei, ye aneklok anyake dharmakathâ kahe, kintu âpani se anushthân kare nâ ||. Alle haben Weisheit, um Andere zu belehren; edle Leute aber, welche, indem sie die gute Lehre befolgten, selbst ihre Pflicht thun, giebt es sehr wenige. Der Sinn ist: viele Leute sagen Andern, was recht ist, aber sie befolgen es selbst nicht.

So kommt es denn, dafs anushthâna endlich nur das Handeln überhaupt bedeutet, z. B. Hit. (ed. Cal. p. 336. l. 5.) tatas tad anushthânam balâbalam ca jânîmah, wir werden darauf sein Thun und Treiben und seine Stärke und Schwäche kennen lernen.

Hieraus scheint nun hervorzugehn, dafs anushthâna in Verbindung mit śâstra, wohl nichts anderes als die Befolgung der Schrift, der Gesetzbücher u. s. w. bedeuten kann, während die Lesart cod. P. jnânopâdâ-

Digitized by Google

nena mehr auf das theoretische, auf das Aneignen der Wissenschaft gehn würde, da upâdânam nicht sowohl suppeditatio, als acquisitio zu bedeuten scheint, was besonders aus dem oft wiederkehrenden Gegensatz von heyopadeyam̃ hervorgeht, sowie auch upâdânam selbst in dieser Bedeutung vorkommt, z. B. in dem 20. Sûtra der vierten Adhyâya der Sâṅkhya sûtrâne „ viraktasya heyahânam upâdeyopâdânam̃, han'saxîravat.

Was nun die betreffende Stelle des Hitopadeça anlangt, so wäre es allerdings genauer, die Negation anânusht*h*ânena hinzuzufügen, wo es dann hiefse, besorgt durch das Nichtbefolgen des çâstra bei seinen Söhnen. Man würde es jedoch in jeder andern Sprache in diesem Zusammenhange richtig verstehn, wenn es hiefse, traurig über die Erfüllung des Gesetzes, bei seinen Söhnen, die allerdings, wie aus dem anadhigalaçâstrânâm̃, nityam unmârgagâminâm̃ hervorgeht, so gut als keine, oder wenigstens nur eine sehr schlechte Befolgung sein könnte; weshalb wir übersetzen müfsten, traurig *darüber*, *wie* seine Söhne das Gesetz befolgten, nicht, *darüber*, *dafs* sie es befolgten. Es scheint mir daher die Lesart des codd. nicht ganz zu verwerfen, ich sage *der* codd., da der cod. Par. durch die Lesart jñânopâdânena eine ähnliche Auffassung mit Weglassung der Negation fordert. Der bengalische Uebersetzer mufs wohl eine leichtere Lesart vor Augen gehabt haben, so dafs er statt çâstrânusht*h*âna eher eine Causativform wie anusht*h*âpana oder ein anderes Wort von dieser Bedeutung übersetzte „âpanputrerdiger çâstrabi jñâpanârthe u*d*vignacitta haiyâ, cintâ karilen."

Den Vers, welchen Schlegel nach dem 13. V. ausgelassen hat, nimmt auch Johnson nicht auf, während er sonst die meisten dieser Verse wieder in den Text aufnimmt und daher im ersten Buch statt 207, wie bei Schlegel, 229 V. hat. Uebrigens ist na'eva'athigamanam̃ nicht, wie Schlegel übersetzt, quando mulier omnino non concipit, sondern, wie dies auch V. 146 (ed. Bonn. v. 129) hervorgeht, wo es heifst varam̃ klaivyam pun'sâm̃, naca parakalatrâthiyamanam̃, coire cum femina, bengal. strîathigaman karà.

Der 15. Vers (Schl. 14.), dessen Bedeutung im Allgemeinen wohl klar ist, dafs nämlich die Mutter eines schlechten Sohnes den Namen Mutter nicht verdiene, bietet im Einzelnen manche Schwierigkeiten dar. Johnson behält die Lesart der Lond. Ausg. und des cod. P. bei, trennt aber sa von sambhramât und scheint dies sa als pron. demonst. auf gasya zu beziehn, was an sich schon eine unmögliche Construction wäre; noch unverständlicher aber ist seine Uebersetzung in beginning to enumerate a company of persons of merit, of the chalk does not fall from haste (in the person who makes out the list to onscribe the name) of a man (wo steht dies?), then, if the mother (who bore him) is made the mother of a son by him, say, what woman is barren? Zwar wage ich nichts Bestimmtes über die Interpretation des Verses zu sagen, und habe früher susambhramâd yasya mit „aus Verwundrung über welchen" übersetzt, obgleich mir susambhramah in dieser Bedeutung anstöfsig war. Die beng. Uebersetzung sagt jedoch: gu*n*isamûher ga*n*anârambhe sambhramete kha*d*î yâhâr nâme nâ pa*d*e, se putrete mâtà yadi putrabatî ha*y*, tabe, bala, bandhyà keman ha*y*? Wenn eine Mutter durch einen Sohn zur Mutter ward, auf dessen Namen nicht die Kreide schnell herniederfällt, wenn man beginnt, die Schaar der Edlen zu zählen, sagt, welche ist dann unfruchtbar? Dies giebt auf jeden Fall einen guten Sinn, pafst aber nicht zu unsern Lesarten. Da aber nâma sowohl in cod P. als Pp. an unrechter Stelle im 2. V. steht, so ist es vielleicht möglich, dafs der beng. Uebersetzer etwa folgende Lesart vor Augen hatte: gu*n*iga*n*aga*n*anârambhe patali na yannâmni sambhramâd kha*d*î etc.

Im 23. Verse scheint Johnson das Wortspiel, in dhanurviçuddhah und nirgunah, worauf theils Wilkins, theils Schlegel aufmerksam gemacht haben, nicht anzuerkennen, wenigstens deutet er es nicht in der Uebersetzung an, noch macht er im Glossar darauf aufmerksam, wie denn überhaupt in diesem vocabulary vieles Unnöthige steht und vieles Nöthige weggelassen ist.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 110.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1844.

Hitopade,sa, the Sanscrit text of the first book with a grammatical analysis alphabetically arranged. By Francis Johnson.

(Schluſs.)

Da der Vers in der Seramp. Ausgabe fehlt, so steht er auch nicht im Bengalischen. Ganz ähnlich ist jedoch das Wortspiel zwischen einem Pfeil und einem Menschen, welches in den früher erwähnten kavitâmrita kûpa steht:

Sugrihîtamalinapaximâlaghavah, parabhedinas, tixnâh. Purushâ api vi,sikhâ api gunacyutâh kasya na bhayâya? hier wird auch gunacyutah, theils durch jyâbhrashtah, theils durch nirgunah erklärt.

Im 41. Verse heiſst es, daſs Glas durch das Zusammensein mit Gold den Glanz des Smaragd annehme; eine Aufstellung, die allen Regeln der Natur zuwider ist, und deſshalb mannigfach Anstoſs erregte. Da Wilkins ohne alle weitere Bemerkung übersetzt as a piece of glass from the vicinity of gold acquireth the colour of a topaz, so vermuthe ich, daſs in der Bedeutung des Wortes marakata etwa ein Irrthum liege, und obgleich das Wort historisch mit smaragd verwandt ist, doch die Bedeutung schwankend geworden wäre, wie denn auch in andern Sprachen die Bedeutungen der Worte, die Farbe bedeuten, oft merkliche Schattirungen erfahren, wie z. B. gomedakah, was eigentlich im Sanskrit Topas bedeutet, nach Wilson „a gem or precious stone described as of four sorts, white, paleyellow, red and darkblue (perhaps varieties of agate)" ist. Dennoch scheint mir diese Vermuthung in diesem Falle durchaus unpassend, da marakata im Sanskrit selbst deutlich als harin masih erklärt, und theils mit frischem Rohr, Meghad. 77 comm., theils mit Gras verglichen wird, z. B. in einem eingeschobenen Vers des Meghadûta, den Mallinâtha anführt, wo es heiſst: ,sashpa,syâmân marakata mazin unmayûkhaprarohân. Eben so hat im Pers. زمرد, durchaus die Bedeutung eines grünen Edelsteins, z. B. Gul. praef., wo es in der Beschreibung des Frühlings heiſst, daſs der Zephir, wie ein Kämmerer, die smaragdgrünen Kissen über die Erde breite. — Es blieb also nur der andere Ausweg übrig, daſs man dem Glas eine bestimmte Farbe, und zwar eine blaue beilegte, wo dann durch einen goldenen Hintergrund eher eine grüne Farbe herausgebracht werden konnte. Da jedoch in kâcah durchaus keine Andeutung davon zu finden ist, so schien mir diese Vermuthung Schlegels doch zu gezwungen und ich glaube allerdings, daſs noch eine dritte Auffassung möglich ist, indem wir zwischen Glas und Smaragd nicht sowohl den Unterschied der Farbe hervorheben, sondern den des Werthes, so daſs es hieſse: Wie Glas, wenn es in Gold gefaſst wird, eben so glänzt, als ob es ein kostbarer Edelstein wäre, d. h. wegen der werthvollen Einfassung für einen werthvollen Topas gehalten wird, so erhält auch der Thor, wenn er mit Guten zusammen ist, einen gewissen Anstrich von Bildung; denn dies scheint doch pravînatâ zu bedeuten, da Wilson pravînah als skillful, dever, conversant erklärt. Dieselbe Auffassung liegt wohl auch in der beng. Uebersetzung kân̐cansaṁsargete kâc yeman marakatmasir dyutike dhâran kare, wie Glas, wenn es mit Gold zusammen ist, den Glanz eines Marakataedelsteins trägt, wo marakatah also ausdrücklich durch marakat mani wiedergegeben wird.

Die Worte zu Ende der Einleitung „prastâvakramena sa pandito bravît" übersetzt Johnson richtig mit by way of introduction, wie sie schon Lassen mit praeludii causa erklärt hatte, wovon ich ohne Grund in meiner Uebersetzung abwich. Wenn jedoch die Be-

Digitized by Google

deutungen von prastu und prastâva auch von Johnson ungenau durch „praise, propound, declare" und an occasional or introductory eulogium wiedergegeben werden, so ist zu bemerken, dafs prastu allerdings einestheils loben, vorrühmen bedeutet, was Westergardt nicht erwähnt, indem er zwei Stellen, die offenbar diese bestimmte Bedeutung haben, nur durch loqui, narrare erklärt, nämlich Hit. 19, 2. yushmân dharmajñânaratân viçvâsabhûmaya iti sarve mamâgre prastavanti, was d. beng. Uebers. richtig mit praçamsa kare erklärt; und ebenso Hit. 100. 16. sarvavrittântam prastutya, beng. prastâv kariyâ, nachdem er die That des Viravara rühmend vorgetragen hatte. Hiervon abgeleitet würde dann prastâva, eulogium etc. bedeuten. Richtig nimmt Westerg. wohl Hit. 87, 21 und 101, 16 prastûtam einfach als dictum (wie das lat. laudare als nominare, appellare), obgleich es auch zu der zweiten Bedeutung von prastu gezogen werden könnte, in der es heifst, etwas vorher sagen, d. h. indem man etwas in Betreff einer Sache vorhersagt, sie andeuten, einleiten, anfangen. In diesem Sinne steht auch prastâvakramena hier, indem es heifst, dafs Vishnuçarmâ dem Prinzen einen Vers vorträgt, worin es heifst, dafs kâvyaçâstra vinodena kâlo gacohati dhîmatâm, um dadurch einen Anknüpfungspunkt, eine Einleitung oder Gelegenheit zu finden, seinen Unterricht zu beginnen, indem er fortfährt: tad bharatâm vinodâya kathâm kathayâmi. Ebenso beziehen sich die Worte samprati mitralâbhahprastûyate, zu Anfang des ersten Buches auf das andeutende Anfangsmotto: asâdhanâ vittahînâ budohimantah suhrittamâh Sâdhayanty'açu kâryâni kâkakûrma mrigâkhavah | . prasta'va in der Bedeutung Gelegenheit steht dann noch Hit. II., 47. prastâvasâdriçam vâkyam, d. h. prastâber upayukta bâkya, oder yadi lok aprastâbe kathâ kahilenâ, und unmittelbar vorher bhayaprastâve = bhayprasangete —

Das Distichon, welches Schlegel nach v. 17 wegliefs, da es nur in den beiden Textausgaben, nicht aber in den Uebersetzungen von Wilkins und Jones stand, und wohl auch in den codd. fehlte, hat Johnson wieder aufgenommen und nicht mit Unrecht. Denn obgleich in den Anmerkungen dagegen bemerkt wird, dafs in den vorhergehenden Versen nur von dem angeborenen Charakter die Rede sei, der sich durch keine andern Vorzüge ganz vernichten lasse, und der Wandrer sich hiermit tadele, weil er einem Tiger vertraut habe, ohne dessen angeborenen Trieb zu berücksichtigen, so ist es doch ganz passend, dafs der Wandrer im letzten Augenblicke, als ihn der Tiger packt, sich zu trösten sucht, indem er sagt: Aber dem Schicksal entgeht ja doch Niemand, und sei er auch der Tugendhafteste; das heifst so viel, es ist nicht meine Schuld, dafs ich sterbe, sondern die des Schicksals; eine Wendung, die man bei indischen Schriftstellern oft findet, z. B. im Hit. p. 16. l. 14. flg., wo ebenfalls doshah und viddih entgegengesetzt werden. Uebrigens ist in der Calcuttaer Ausgabe auch eine englische Uebersetzung, wie es scheint vom bengal. Uebersetzer selbst beigefügt: the moon, that rolls across the sky, destroys sins, possesses a thousand rays, and gors between the light of the sunand the earth, and is accidentally seized by Rahoo, there fore no one is able to deny that it is written by God in fate. Zur Correctur der mannigfachen Fehler in dieser englischen Uebersetzung diene die bengal. selbst: âkâçbihârî, pâpnâçkârî, sahasraraçmidhârâ, jyotirmadhyacârî candra o daivyogete râhukarttrik grasta han; ata eva kapâle ye likhit âche, tâhâ khandi te ke çakta hay? Der Mond selbst, der im Himmelsraume wandelt, das Finstere vernichtet, tausend Strahlen trägt, und zwischen den Gestirnen geht, wird durch das Schicksal vom Râhu verschlungen; wer ist also vermögend, das, was ihm auf den Schädel verzeichnet, zu brechen? Unrichtig scheint hierin nur die Uebersetzung des api mit ata eva, während es vielmehr heifst: Wer könnte auch das, was ihm auf die Stirn gezeichnet ist, umgehn. Dafs kapâle (am Schädel) für lalâte (an der Stirn) steht, ist von keinem wesentlichen Unterschiede, da die Indier am ganzen Körper, ja sogar im Innern des Körpers gewisse Zeichen kannten, durch welche das Schicksal eines Wesens unabänderlich vorausbestimmt und vorhergesagt war. Bemerkenswerth ist der Vers noch wegen procchitum, da Westergardt unter uch angiebt, dafs es nach Purushakara nur mit vi vorkäme.

Der 20. Vers bei Schlegel, bei Johnson v. 22, scheint fast allgemein mifsverstanden zu sein. Der Text lautet in der edit. Seramp.: Vriddhasya vacanam grahyam apatkâle hy'upasthite Sarvatra'evam vicârena, bhojane'py apravarttanam | Schlegel setzt

Digitized by Google

vriddhânâm̃, wie es scheint nach cod. P. und Pp. und statt evam', eshâm̃, wohl nach derselben Autorität. Sodann hat cod. P. zu Ende bhojane na ca maithune, und die ed. Calic. bhojane 'py apravarttate. Die Uebersetzung von Wilkins kann nicht in Betracht kommen, da er wohl einem anderen Text folgte, wenn er übersetzt: Intimes of necessity the words of the wise are worthy to be observed; by whose determination we may freely engage in all things, even in eating. Der commentarius criticus zur Bonner Ausgabe spricht sich nicht deutlich aus; da er jedoch zu der Lesart des cod. P. bemerkt, dafs, wenn apravarttanam̃ wegfalle, man den Instrumentalis vicâre*n*a von einem hinzu zu denkenden kâryam abhängen lassen müsse, so dafs es hiefse: in esu et venere haud opus deliberatione, qualem in omnibus rebus instituunt isti (senes), so läfst er in der vulgata gewifs vicâre*n*a von apravarttanam̃ abhängen. Hiernach übersetzte ich selbst frei und ungenau: Beim Genufs ist ihre Ueberlegung stets unnütz; wie es denn auch Johnson aufgefafst zu haben scheint, indem er apravarttanam̃ mit: no need of permission or direction; non observance or disregard of direction or advice wiedergiebt und evam̃ vicâre*n*a dann mit Lassen für hunc in modum deliberando nehmen müfste. Fragen wir nun aber nach der Bedeutung von apravarttanam̃ und wenden wir uns, beim Mangel anderer Stellen zur Etymologie, so heifst pravrît entstehn, werden, sein, und bei Westergardt unter No. 5 *anfangen*, apravarttanam also das Nicht-Anfangen. Dann aber handelt es sich noch um die Bedeutung der Partikeln evam̃ (statt eshâm) und apy, zu deren Erläuterung die beng. Uebersetzung diene: âpad̃kâl upa sthit haile, briddhaloker bâkya grâhya ha*y*. âr anyatra o bicârkrame grâhya ha*y*; kintu bhojan bishaye grâhya na*y*, d. h. Wenn die Zeit des Unglücks genaht ist, so ist die Rede der Alten anzunehmen; sodann ist sie auch sonst anzunehmen der Berathung wegen; bei einer Genufssache ist sie nicht anzunehmen. Hieraus geht hervor, dafs er erstens anyatra'evam̃ für sarvatra'evam̃ las, dafs er sodann evam̃ auf grâhya bezieht, im letzten Satze aber wohl nicht bhojane'py apravarttanam̃, sondern mit einer ähnlichen Aushülfe als cod. P. etwa bhojanavishaye tu na oder etwas Aehnliches liest. Was nun aber die Ergänzung von grâhyam̃ durch evam̃ betrifft, so ist sie gewifs die richtige, nur mufs man grâhyam̃ im ersten Satze als anusht*h*eyam̃ nehmen (sie ist anzunehmen, d. h. zu befolgen), Westerg. 5. und 10., während es im zweiten bedeutet, sie ist aufzunehmen als Rath, in welcher Bedeutung der Instrumental oft gebräuchlich ist, jedoch nur bei abstractis. Nehmen wir nun die letzten Worte bhojane 'py apravarttanam̃, so liegt in dem api eine Steigerung, die jedoch mehr zu apravarttanam̃ als zu bhojane gehört, indem es heifst, beim Genufs sei auch nicht einmal das Anfangen, nämlich der Rede der Alten gestattet. So gewinnen wir eine indische Sentenz: Die Rede der Alten ist fürwahr anzunehmen, wenn die Zeit des Unglücks genaht ist; so ist sie auch (aufzunehmen) überall als Berathschlagung; beim Genusse sei ihr selbst der Anfang verwehrt!

Aufserdem ist noch wegen des hi im ersten Verse zu bemerken, dafs es wohl ungerecht ist, wenn man, wie im comment. crit., dasselbe für blofses Füllwort zur Vermeidung des hiatus hält, da hi, als Affirmatpartikel, so oft im ersten Theile eines Satzes vorkommt; wo es dann mit *ja*, *fürwahr*, zu übersetzen ist, und der Folgesatz zuweilen nachgesetzt wird. Johnson bietet nur because, for, den Anfang der Erklärungen bei Wilson, der überhaupt, meist wörtlich, sein Gewährsmann ist. Man vergleiche die Worte nach v. 54. (Johnson 66.) mârjârâhi man'sarucayah, paxi,sâvakâ,sca'atra nivasanti, tena'aham evam bravîmi. Andere Beispiele sind äufserst zahlreich, z. B. Hit. 1, 93. 2, 31. 3, 58. von Commentatoren wird es meist mit eva erklärt.

Vers 70. (Schlegel 61.) hat Johnson die alte Lesart wieder aufgenommen, ,sakyate na'anumânena paro 'pi parivar*n*itum̃, während Lassen, nach Wilkins' Andeutung, durch eine glückliche Trennung und nach dem cod. Pp. die durchaus passende Lesart gefunden hatte ,sakyastena'anumânena paro 'pi pariraxitum̃. Wie Johnson den Vers verstanden, läfst sich bei der Art seines Glossars nicht bestimmen; merkwürdig ist jedoch, dafs auch der bengalische Uebersetzer einer ähnlichen Lesart folgt, indem er übersetzt: marîte haila ei ye duhkha loker ha*y*, se duhkha para anumândvârâ kahite pâre nâ |, d. h. den Schmerz, welchen ein Mensch fühlt, wenn er sterben soll, ihn kann ein Anderer nicht nach seiner Analogie beschreiben.

Digitized by Google

Für dravasvachântarâtmanah, was Jones richtig übersetzt: dessen Geist rein wie Wasser ist, obgleich es auch bedeuten kann: dessen Geist weich und rein ist (bengalisch komalnirmala), setzt Johnson das offenbar substituirte bhavetsvachântarâtmanah, wofür in der früher erwähnten Sammlung kavitâmritakûpah, aus demselben Grunde bhavet çuddhântarâtmanah steht. Ebendaselbst steht in der Erklärung statt bâsî, prîtih, was allerdings nicht unpassend zu sein scheint.

Vers 122. folgt Johnson der Conjectur von Schlegel, v. 107., welcher statt patyur vârddhakam îrshitam pravasanam̃, worauf beide codd. hinweisen, patyur yârddhakam îrshitaprasavanam̃ liest. Schlegel stützt sich hierbei besonders auf das grofse Verlangen nach Kindern, was wir in Indien finden, weshalb er meint, dafs Frauen alter Männer aus Sehnsucht nach Nachkommen leicht einen Fehltritt gethan hätten. Aber erstens trägt dazu nicht sowohl das îrshitam prasavanam anderer Frauen bei, als der eigene, wohl begründete Wunsch nach Kindern, da es bekanntlich Volksglaube der Indier war, dafs die Todtenopfer des Sohnes dem Vater nach dem Tode Heil verschafften. Zweitens ist, eben aus diesem Grunde, das Verlangen nach Söhnen nicht sowohl bei den Frauen als bei den Männern, wie dies so viele Legenden nachweisen. Drittens aber, wenn dies auch nicht der Fall wäre, so giebt doch die Lesart der codd. ebenfalls einen passenden Sinn, so wie denn auch die bengalische Uebersetzung, patir bârddhah'ya, âr patir îrshyâ âr patir pravâs bietet. Dafs aber Alter, Eifersucht und Abwesenheit des Mannes auch in Indien gefährlich waren, davon giebt ja auch manche Erzählung hinlängliches Zeugnifs. Dafs übrigens pitrimandire nivasatih nicht nur de innuptis, wie Schlegel meint, sondern auch de nuptis, besonders de viduis gesagt wird, geht aus Soma D. 10, 29 hervor, wo es heifst: svatantrâyâh striyah pitrigrihasthiter gatir sâigam̃ | Vers 207. folgt Johnson der Schlegelschen Lesart (v. 187), der für svabhûmih çvâpadâdinâm̃, svabhûmi ça padâtinâm̃ liest. Die bengalische Uebersetzung scheint mir angemessener die erste Lesart beizubehalten, indem sie sagt: byâghrâdir sbasthân vadabal.

Es kann nicht in unserer Absicht liegen, bei der Behandlung dieses Gegenstandes noch mehr in das Einzelne einzugehen, da wir überhaupt meist solche Stellen gewählt haben, wo zugleich die Vergleichung der bengalischen Uebersetzung von Interesse zu sein schien. Die Johnsonsche Ausgabe zeichnet sich allerdings vor den früheren englischen Bearbeitungen durch Correctheit des Textes aus, was sie jedoch nur den kritischen Vorarbeiten eines Schlegel und Lassen zu verdanken hat, die wenigen Abweichungen von denselben erstreckten sich meist auf die Wiederaufnahme der von Schlegel gestrichenen Verse und waren auch sonst meist ohne Prinzip und Begründung, durch eine gewisse kritische Willkür bestimmt. Das beigefügte Glossar, in welchem man alle Casus, Verbalformen und Composita kurz erklärt findet, mag vielleicht beim ersten Selbstunterricht eine grofse Erleichterung gewähren, es hätte jedoch mit Weglassung vieles unnöthig Wiederkehrenden, ein weit gröfserer Nutzen durch etymologische Entwickelung und genauere Bestimmung der Bedeutungen erreicht werden können.

Dr. Max Müller.

Digitized by Google

№ 111.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1844.

LXII.

Versuche über Magnetketten und über die Eigenschaften der Glieder derselben, besonders über jene, welche ihnen angewöhnt, oder auf sonstige Weise willkührlich ertheilt werden können, von Dr. J. F. C. Hessel, Prof. der Mineralogie und Technologie zu Marburg u. s. w. Ein auch für den Laien interessanter Beitrag zur Lehre von der magnetischen Anziehung und Tragkraft. Marburg 1844. *Bayrhoffersche Universitäts-Buchhandlung; gr.* 8. *XVIII.* 301.

Während in allen guten Leitern die Vertheilung der Elektricität, von der ihre Anziehung und Abstofsung abhängt, einem einfachen Gesetze folgt, wodurch sie vollständig bestimmt wird, findet dieses mit der Vertheilung des Magnetismus im Stahl und Eisen nicht statt. Die Vertheilung der Elektricität ist in allen guten Leitern von der materiellen Beschaffenheit des Leiters unabhängig, während die Vertheilung des Magnetismus nach Beschaffenheit des Stahls und Eisens sehr verschieden ist. Wenn aber die Vertheilung durch allgemeine Gesetze nicht vollständig bestimmt werden kann, so lassen sich auch die Wirkungen aus allgemeinen Gesetzen nicht vollständig ableiten, sondern nur für einzelne *gegebene* Magnete, deren *magnetische Elemente*, die zur näheren Bestimmung jener Vertheilung dienen, zu diesem Zwecke erforscht werden müssen. Die *Zahl* dieser Elemente ist, besondere Fälle ausgenommen, unbegrenzt, lassen sich aber in Klassen bringen, wovon die Kenntnifs der ersten, welche 3 Elemente, zur Bestimmung der *magnetischen Axe* und des *magnetischen Moments*, umfafst, zur Bestimmung aller Wirkungen in grofse Fernen genügt, während von den folgenden Klassen desto mehr bekannt sein müssen, je geringer die Entfernungen sind, in denen die Wirkungen bestimmt werden sollen. Gaufs hat z. B. in seiner schönen Theorie des Erdmagnetismus nachgewiesen, dafs zur Bestimmung der Wirkungen des Erdmagnetismus an der Erdoberfläche wenigstens die 4 ersten Klassen, welche 24 Elemente umfassen, bekannt sein müssen, und alle bis dahin angestellten Beobachtungen haben nur eben genügt, den Werth dieser 24 Elemente näherungsweise zu bestimmen, ungeachtet die fast kugelförmige Gestalt der Erde für diesen Zweck besonders günstig war; es wird aber Niemand daran denken, eine solche Arbeit für einen anderen Magnet, als den Erdmagnet, auszuführen.

Hieraus ergiebt sich, dafs man in der gründlichen Erklärung der magnetischen Erscheinungen, welche auf dem Gesetz der Vertheilung oder auf der Kenntnifs der *magnetischen Elemente* wesentlich beruht, sich auf diejenigen Erscheinungen beschränken mufs, welche als Wirkungen der Magnete in die Ferne betrachtet werden können, und dafs man Verzicht leisten mufs auf eine vollständige und genaue Erklärung aller Erscheinungen *in der Berührung* und *in der nächsten Umgebung* der Magnete.

Will man sich aber auch von dieser letzteren Klasse von Erscheinungen eine nähere Kenntnifs verschaffen, so bleibt nur übrig, dies, so weit es nöthig oder nützlich ist, auf dem Wege der unmittelbaren Beobachtung zu thun. Es gehören hierher besonders die Erscheinungen der Anziehungskraft der Magnete in der Berührung mit Eisen, oder die Erscheinungen ihrer *Tragkraft*.

Der Verf. der vorliegenden Schrift hat nun grofsen Fleifs auf eine solche rein experimentelle Erforschung der magnetischen Erscheinungen in der Berührung und in der nächsten Umgebung seiner Magnete verwendet, und wenn dadurch auch keine neue

Digitized by Google

Unterlage für die Wissenschaft gewonnen wird, so bietet sie doch eine Bereicherung unserer Kenntnifs dar, welche ohne solche experimentelle Forschungen fast blofs auf denjenigen Kreis der Erscheinungen beschränkt bleiben würde, der einer genaueren Erklärung mit Hülfe der allgemeinen Gesetze, ohne Aufwand zu grofser Mühe, fähig ist.

Die Aufmerksamkeit des Verf.'s ist besonders durch diejenigen Erscheinungen gefesselt worden, die, wie er sich ausdrückt, „den Erwartungen jedes Unbefangenen" zuwider laufen, und in der That sind unter diesem Gesichtspuncte Erscheinungen aufgeführt, welche Aufmerksamkeit verdienen, und selbst praktisches Interesse gewinnen, weil ihre nähere Kenntnifs in den Stand setzt, verschiedene Eisensorten und mancherlei Modificationen, welche im Eisen durch seine Bearbeitung hervorgebracht werden, zu unterscheiden, die sich der Beobachtung auf anderen Wegen entziehen.

Indefs kann doch Ref. mit den „Erwartungen" nicht ganz übereinstimmen, welche der Verf. jedem „Unbefangenen" in dieser Schrift unterlegt; es müfste denn der Hr. Verf. diejenigen ausschliefsen wollen, welche mit den wohl begründeten Grundgesetzen des Magnetismus näher vertraut sind, was gewifs nicht die Meinung ist; sonst würde seine Behauptung, bei der so oft wiederkehrenden *Täuschung* jener Erwartungen, auf das Unzureichende jener Grundgesetze und auf die Entdeckung neuer besser begründeter oder ergänzender Grundgesetze hindeuten, zu welcher diese Erscheinungen den Weg bahnten. So weit aber Ref. die Verhältnisse zu übersehen vermag, steht keine von den beschriebenen Erscheinungen mit den bekannten Grundgesetzen in Widerspruch, wenigstens, wenn man sich nicht buchstäblich an die Worte des Verf.'s sondern an den Inhalt seiner Beschreibung hält.

Der Verf. stellt z. B. mehrere eiserne Nägel mit ihrem Kopfe auf die horizontale Oberfläche eines Magnetstabs nahe an dessen Ende, und nähert darauf das Ende eines kleineren Magnetstabs oder die Spitze eines gröfseren eisernen Nagels der Spitze eines der aufgestellten kleineren Nägel, und beobachtet, dafs er damit den letzteren von dem grofsen Magnet losreifsen kann, und sogar, wenn er darauf den Kopf des losgegerissenen Nagels der Spitze eines zweiten der aufgestellten kleineren Nägel nähert, auch diesen damit losreifsen kann u. s. w. Den kleineren Magnet oder den gröfseren Nagel bezeichnet er nun als einen „schwachen Magnet" und sagt demnach, dafs hier „der schwache Magnet den starken besiege", wovon er meint, dafs es im Widerspruch mit den „Erwartungen jedes Unbefangenen" stehe, und zwar:

1) weil die dem stärkeren Magnet inwohnende Anziehungskraft für Eisen eine weit gröfsere sei als die des schwächeren;

2) weil die Schwere des Nagels zu Gunsten des gröfseren Magnets wirke;

3) weil der Nagel dem kleineren Magnet eine kleinere von seiner Spitze dargebotene Fläche zukehre;

4) weil in Beziehung auf die Pole, welche der Nagel an seinen beiden Enden den genäherten Magneten zukehre, die Verhältnisse gleich wären.

Bei näherer Kenntnifs der allgemeinen Gesetze haben nun diese Gründe nicht allein keine bindende Kraft (die sie auch bei Unkenntnifs jener Gesetze nicht besitzen), sondern müssen sogar als ganz unstatthaft verworfen werden.

Es möge nur bemerkt werden, dafs hier der Begriff von *Schwäche* und *Stärke* eines Magnets ganz unbestimmt gelassen ist. Der Verf. betrachtet hier die Stärke der Magnete nach ihrer Anziehungskraft auf einen sie berührenden Nagel, was ein ganz anderer Begriff ist, als der, wonach die Stärke durch das *magnetische Moment* gemessen und bestimmt wird. Die Erde besitzt ein sehr grofses magnetisches Moment, und doch ist ihre magnetische Anziehungskraft gegen einen ihre Oberfläche berührenden Nagel mit den feinsten Beobachtungsmitteln nicht erkennbar. Die Stärke eines Magnets im letzteren Sinne ist ein ganz bestimmter Begriff, während sie im ersteren Sinne etwas höchst schwankendes ist. Ein Hufeisenmagnet kann, der Anziehungskraft auf einen Anker von bestimmter Form gemäfs, stärker sein als ein anderer, während bei veränderter Form des Ankers das entgegengesetzte stattfindet. Denn man sieht leicht ein, dafs bei der Anziehungskraft in der Berührung hauptsächlich nur derjenige Magnetismus, theils des Magnets, theils auch des eisernen Ankers in Betracht kommt, welcher in der Berührungsfläche selbst und in deren nächster Umgebung concentrirt gedacht werden darf, und dieser kann z. B. an der Spitze eines Nagels, der seinen Magnetismus blofs der Nähe eines

Digitized by Google

Magnets verdankt, sehr wohl stärker sein, als an irgend einer Stelle der Oberfläche des Magnets selbst.

Kurz die Zusammenstellung von Erscheinungen, welche der Verf. mit so vielem Fleifse gegeben hat, findet ihr Hauptinteresse nicht etwa darin, dafs sie, wie der Verf. zu glauben scheint, aus bekannten Gründen *unerklärbar* wären, und daher hoffen liefsen, durch weitere Verfolgung derselben, zur Entdeckung neuer oder verbesserter Naturgesetze zu gelangen, sondern darin, dafs sie *faktisch* die grofse Mannigfaltigkeit von Fällen vor Augen führen, welche den Grundprincipien gemäfs vorkommen *können*, für welche man aber die Bedingungen, unter welchen sie eintreten *müssen*, durch Rechnung aus den allgemeinen Grundgesetzen abzuleiten nicht versuchen wird, theils weil diese Ableitung auf zu grofse Schwierigkeiten stöfst, theils auch, weil sie insofern fruchtlos sein würde, als manche Bedingungen erfahrungsmäfsig sich nicht verificiren lassen, indem sie der Beobachtung unzugänglich sind.

Doch möge eine Anzahl Versuche ausgenommen werden, auf welche der Verfasser gleichfalls viel Aufmerksamkeit verwendet hat, die zwar nicht ganz neu sind, aber einer Klasse angehören, die wirklich geeignet ist, einigen Aufschlufs über das in den meisten Beziehungen noch unbekannte Verhältnifs des Magnetismus zu seinem ponderabeln Träger zu geben, nämlich die Versuche über die zunehmende Beweglichkeit des Magnetismus im Eisen in Folge häufiger Wiederholung der Bewegungen; oder, wie der Verfasser es ausdrückt, über die magnetischen Eigenschaften des Eisens, welche ihm angewöhnt werden können.

Es würde hier zu weit führen, in das Detail der vom Verfasser angestellten Versuche einzugehen; doch möge bemerkt werden, dafs die Uebersicht derselben nicht schwierig ist, weil, einige Hauptversuche abgerechnet, der gröfsere Theil des Werks sich blofs mit kleineren Variationen und Modificationen derselben beschäftigt. Die Wiederholung dieser Versuche dürfte wohl geeignet sein, Freunden der Natur eine interessante Unterhaltung zu gewähren, wozu ihnen die Einfachheit der Mittel, die man überall leicht haben kann, besonders zur Empfehlung gereicht.

Wilhelm Weber.

LXIII.

Strabonis Geographica recensuit (et) commentario critico instruxit Gustavus Kramer, Gymnasii regii Gallici director. Volumen I. (XCIV. und 470 Seiten.) Berolini prostat in libraria Friderici Nicolai. 1844. 8.

Eine neue kritische Ausgabe des Strabo war ein wesentliches Bedürfnifs unserer philologischen Literatur. Gewöhnlich wird noch immer die Almeloveensche am meisten benutzt, die doch für den heutigen Standpunkt der Philologie veraltet ist. Siebenkees und Tzschucke haben in derselben zu wenige Verbesserungen vorgenommen, als dafs man wegen derselben geneigt sein könnte, den Commentar von Casaubonus entbehren zu wollen, der dem Werke dieser Gelehrten fehlt, weil die von Friedemann begonnene Herausgabe der für dasselbe bestimmten erklärenden Anmerkungen keinen Fortgang gehabt hat. Die Ausgabe von Korays ist zwar viel vorzüglicher, und enthält einen durch den Scharfsinn dieses gelehrten Griechen vielfach berichtigten und weit reineren Text, aber es fehlt diesem allzu sehr die diplomatische Begründung. Damit eine gehörige Basis der Kritik erlangt würde, war es vor Allem dringend nöthig, mehr sorgfältige Vergleichungen von Handschriften zu veranstalten, als bisher vorhanden waren. Dieses richtig erkennend, verwandte Hr. Director Kramer fast 3 Jahre darauf, alle Handschriften des Strabo, die sich in Italien vorfinden, zu prüfen und, wo es nöthig schien, zu vergleichen, und benutzte später auch, durch Unterstüzung von Seiten des Staates dazu in den Stand gesetzt, die Pariser Manuscripte. Die Früchte dieser mühsamen und verdienstvollen Arbeit liegen in der hier zu besprechenden erfreulichen Ausgabe vor, deren erster Band die 6 ersten Bücher mit unter dem Texte stehenden Varianten, und, wo es nöthig schien, denselben beigefügten kritischen Anmerkungen enthält.

Aus der Vorrede lernt man die vorhandenen kritischen Hülfsmittel, deren Werth und Verhältnifs zu einander und die sich daraus ergebenden Regeln für die Benutzung derselben kennen. Im ersten Kapitel (S. X. ff.) werden zunächst die vorhandenen Handschriften, sowohl die, welche entweder alle Werke oder doch ganze Bücher des Strabo enthalten, als auch die, in welchen sich Auszüge dieses Schrift-

Digitized by Google

stellers befinden, aufgeführt und beschrieben. Jene sind zusammen 25, eingetheilt in Parisienses, Vaticanos, Mediceos, Venetos, Ambrosianos und einige einzelne, diese die Epitome Palatina, Epitome Vaticana, Epitome Parisiensis, Epitome Georgii Gemisti. Im 2. Kapitel wird dann über das Ansehen und das wechselseitige Verhältnifs dieser Handschriften gesprochen. Hier müssen zuerst diejenigen, welche die 9 ersten Bücher entweder allein oder zugleich mit den übrigen Büchern enthalten, von denen geschieden werden, in welchen nur die 8 letzten Bücher stehen. In Betreff jener stand es schon bisher unter den neuesten Auslegern des Strabo fest, dafs als die älteste und vorzüglichste Handschrift die Parisiner 1397. (Par. I. oder bei unserem Herausg. A.) zu betrachten sei. Du Theil, der dieses zuerst dargethan hatte, hatte zugleich behauptet, dafs aus diesem Codex alle übrigen, soweit sie die ersten neun Bücher enthielten, geflossen seien, und dafs, da derselbe sehr beschädigt und lückenhaft ist, ein gelehrter Abschreiber die Lücken gröfsentheils ausgefüllt habe, die kleineren nach seinem Urtheile und nach Muthmafsung, die gröfseren mit Hülfe des Stephanus von Byzanz, des Commentars des Eustathius, der Epitome Palatina und der Epitome des Gemistius. Diese Meinung wird von unserm Herausgeber S. LV. ff. widerlegt, der darthut, dafs die verkürzten Codices (codices decurtati, „in quibus non tantum permulta ab antiquo breviatore omissa sunt, sed nonnulla etiam locis quibusdam in brevius contracta et mutata") nicht aus jenem Pariser herstammten. Indefs wird damit das Ansehen dieses so wenig bestritten, dafs das Schlufsurtheil des Herausgebers S. LXXVI. dahin ausfällt: Omnibus accurate perpensis nemo erit, qui dubitet in constituendis novem prioribus Geographicorum libris Parisiensem 1 unum maxime sequendum esse, Epitomis Palatina et Vaticana, Parisiensi 2 et Mediceo 1, quoad manu prima scripti sunt, Ambrosiano 2, Veneto 1, Parisiensi 3, qui omnes pro uno quasi codice habendi sunt, non sine cautione magna adhibitis. Reliqui codices (die noch in 2 Klassen und von dieser eine in 2 Familien eingetheilt sind), sicut et (eine nicht zu lobende Partikelverbindung) editio Aldina Guarinique interpretatio, nulla sunt utilitate ac prorsus negligendi." Ueber die Handschriften der zweiten Hälfte des Strabo wird geurtheilt, „omnium eorum consensui non plus tribuendum esse ponderis quam uni aut Vaticano aut Epitomae Vaticanae" (Seite LXXIX.), und „in edenda ea Straboniani operis parte Vaticanum 1, Epitomen Vaticanam, Venetum 3 prae ceteris duces eligendos esse, Veneto 1, Ambrosiano 2, Vaticano 2 in consilium adhibitis, reliquos vero sine ullo detrimento negligi posse" (S. LXXXIII. flg.). Im 3ten Abschnitte der Vorrede endlich (S. LXXXIV. ff.) wird durch Beispiele gezeigt, welche Arten von Fehlern in der verdorbenen Handschrift, aus welcher alle jetzt vorhandenen abstammten, am häufigsten gewesen sein müfsten. Dahin werden aufser der Verwechselung ähnlicher Buchstaben gerechnet Auslassung und Wiederholung von ähnlichen Buchstaben und Sylben, Wortversetzungen, Aufnahme von Randanmerkungen in den Text. Hieraus ergeben sich von selbst einige Forderungen für die Kritik, die bei unserem Schriftsteller in einem höhern Grade als bei manchem andern Conjecturalkritik sein mufs.

Mit solchen Hülfsmitteln also und nach solchen Gesichtspunkten hat der Herausgeber die Kritik in dem vorliegenden Bande gehandhabt, und es ist dieses auf eine beifallswerthe und im Allgemeinen durchaus löbliche Weise geschehen. Hr. Kramer zeigt sich eben so frei von voreiliger und willkürlicher Aenderungssucht als von einem kleinlich ängstlichen Festhalten an den verwerflichen Lesarten der Handschriften. Während daher eine beträchtliche Anzahl von Muthmafsungen des Korays wieder aus dem Texte verdrängt ist, sind andere nicht wenige desselben oder anderer Gelehrten unbedenklich aufgenommen. Dabei ist in den Noten für die gröfste Kürze in Angabe der Varianten gesorgt, ohne dafs diese Kürze der Deutlichkeit Abbruch thut. Anmerkungen sind der Angabe der Varianten nur da beigefügt, wo die aufgenommene Lesart auch nach Berücksichtigung des in der Vorrede Entwickelten eine besondere Rechtfertigung zu erfordern schien. Hierbei, sowie bei der Wahl der Lesarten, ist das richtige Urtheil, die Gelehrsamkeit und der Scharfsinn des Herausg. nicht zu verkennen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 112.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1844.

Strabonis Geographica recensuit (et) commentario critico instruxit Gustavus Kramer.

(Fortsetzung.)

Was Rec. etwa noch anders gestaltet wünschte, beschränkt sich auf Folgendes. Zunächst scheint ihm der Herausg. in dem an sich löblichen Bestreben, die Lesarten der besten Handschriften nicht ohne triftigen Grund zu verlassen, etwas zu weit gegangen und mehrmals Conjecturen aus dem Texte verdrängt zu haben, wo nicht nur an der Verderbtheit der handschriftlichen Lesart, sondern auch an der Richtigkeit der von früheren Herausgebern vorgenommenen Veränderungen kein Zweifel obwalten zu können scheint. Dahin gehört zunächst, dafs mehrmals mit beigefügten Sternchen Worte in den Text gesetzt sind, die von Andern unstreitig mit Recht getilgt worden waren. So in dem ersten Buche, aus welchem Rec. überhaupt alle folgende Beispiele entnehmen wird, Kap. 1, 22, οὕτως δὲ καὶ οἱ τοὺς λιμένας καὶ τοὺς περίπλους καλουμένους πραγματευθέντες ἀτελῆ τὴν περίσκεψιν ποιοῦνται, μὴ προστιθέντες ὅσα ἐκ τῶν μαθημάτων καὶ ἐκ τῶν οὐρανίων * ἃ * συνάπτειν προσῆκε. Desgleichen Kap. 2, 23, εἰ μή * τε * τὴν ὅλην, τήν γε ὑπὸ τῷ Δέλτα, τὴν κάτω χώραν προσαγορευομένην. Und so nicht selten (vgl. 3, 12. δεῖ, 13. γάρ nach ταύτην, 18. S. 90, 1. ἡ vor περὶ Μεθώνην u. s. w.), und zwar grundsätzlich: s. Vorr. S. LXXXVIII. Aber auch ohne Hinzufügung von Sternchen, und wo es sich nicht um Tilgung eines Wortes, sondern um Aufnahme einer andern Lesart handelt, sind als sicher erscheinende Verbesserungen bisweilen verschmäht. Von ersterer Art sind Kap. 2, 25. die Worte δύο εἰσὶ καθ' ἡμᾶς Αἰθίοπες, οἱ μὲν πρὸς ἀνατολάς, οἱ δὲ πρὸς δύσεις· ἢ οὕτως, καὶ γὰρ πρὸς ἀνατολὰς καὶ πρὸς δύσεις, wo γὰρ unstreitig mindestens, wie bei Korays, durch Sternchen als unecht zu bezeichnen war, da die ganze Untersuchung nach dem Vorhergegangenen darauf geht, dafs bei Homer einige οἱ μὲν δυσομένου Ὑπερίονος, οἱ δ' ἀνιόντος, andere ἠμὲν . . . ἠδέ, was schon oben durch καὶ — καὶ erklärt ist, lasen. Zu der andern Klasse gehört z. B. Kap. 3, 9. ἡ μὲν οὖν ἔφοδος τοῦ κύματος ἔχει τινὰ βίαν . . . ἥ τ' (Korays richtig ἡ δ') ἀναχώρησις οὐκ ἔχει τοσαύτην βίαν. Ferner Kap. 3, 11. ἐκεῖνος δὲ τὴν ἐντὸς θάλατταν, καίπερ μίαν οὖσαν, οὐ νομίζει ὑπο μίαν ἐπιφάνειαν τετάχθαι, ἀλλ' οὐδὲ τοῖς σύνεγγυς τόποις, wo es um so unbedenklicher war, die von der Grammatik geforderte und von Korays hergestellte Lesart οὐδ' ἐν aufzunehmen, da sie der Herausg. selbst aus 3 Handschriften anführt. Desgleichen Kap. 3, 14. φησὶν Ἐρατοσθένης statt des von Korays geschriebenen φήσει Ἐρατ., wie es heifsen mufs, da von dem die Rede ist, was Eratosthenes sagen werde, wenn er sich gegen Hipparch verantworten könnte. Ferner Kap. 3, 17. δεῖν γάρ φησιν αἰτιᾶσθαι τὴν ἔκθλιψιν τοῦ θερμοῦ ὕδατος, mit Beziehung auf die mit den Quellen des Skamander vorgegangenen Veränderungen, also ἔκθλιψιν statt des von Korays gefundenen ἔκλειψιν. Auch bald darauf in σύῤῥουν ποιήσει τὴν ἐκτὸς θάλατταν τῆς ἐντός dürfte an der Richtigkeit der von Korays aufgenommenen Lesart τῇ ἐντός nicht zu zweifeln sein, da theils σύῤῥους τινί im Vorhergehenden Kap. 3, 13. und sonst so vorkommt, theils sich Spuren von τῇ auch in den Handschriften finden. Doch weifs Rec. wohl, was sich unter Beziehung auf Matth. Gr. 9. 379. gegen das Ende zur Entschuldigung der Vulgata sagen läfst.

Aufser diesem bisweilen zu grofsem Festhalten an der durch die Handschriften geschützten Lesart scheint dem Rec. zu tadeln zu sein, dafs unser Herausg. die zweite Hand des Pariser Codex A. zu sehr gegen die erste zurückgesetzt hat, obgleich er in der Vorrede selbst gezeigt hat, dafs die Lesarten jener nicht aus blofsen Conjecturen abgeleitet werden können. In mehreren Stellen hat er selbst jener den Vor-

Digitized by Google

zug einräumen müssen, wie z. B. Kap. 1, 6. in der Tilgung von μὴ vor ἠσροθετῆσθαι und in dieser Form selbst, und Kap. 4, 1. zu Ende in δεικνύς statt δείκνυσι. So hatte auch Kap. 3, 20. in den Worten ἐξ ἐδάφους ἀναστραφῆναι τὸ κτίσμα für ἀναστραφῆναι vielmehr ἀνατραπῆναι die Aufnahme verdient, da es nicht nur durch andere Handschriften und die Ausgaben, sondern auch durch die bald folgenden Worte τὸ ὑπερκείμενον φρούριον πᾶν ἀνατραπῆναι geschützt wird. Noch sicherer aber ist, dafs zu Anfange von Kap. 3, 21. in dem Satze προστιθέασι δὲ καὶ τὰς ἐκ τῶν μεταστάσεων μεταβολάς für μεταστάσεων nach der zweiten Hand von A und einigen anderen Handschriften μεταναστάσεων zu lesen ist. Denn μετάστασις bedeutet entweder eine Veränderung, Umgestaltung überhaupt, oder eine Contrerevolution, μετανάστασις aber eine Veränderung der Wohnsitze, und dieses wird auch bei Strabo durch die folgenden Worte καὶ αὐτοὶ δὲ Περῥαιβοὶ μετανάσται τινές und αἱ δὲ τῶν Τευκαρῶν καὶ Τρηρῶν καὶ Τεύκρων μεταναστάσεις befestigt. Dasselbe gilt Kap. 2, 18. von den Worten ὅταν ἀνασκευάζῃ τὸν ἐξωκεανιζόμενον, wo in A ἐξωκεανισμόν übergeschrieben ist, welches aus anderen Handschriften schon in andere Ausgaben mit Recht übergegangen ist, da zu sagen ist: *wenn er die Fahrt aufserhalb des Ozean widerlegt.* In einigen anderen Stellen hat der Herausg. zwar selbst die Lesarten der zweiten Hand der erwähnten Handschrift aufgenommen, aber sie durch Klammern als zweifelhaft dargestellt, während doch kein Bedenken über die Richtigkeit derselben obwalten kann. So Kap. 4, 7. in dem Satze μὴ ὄντων γὰρ ἀκριβῶν ὅρων καθάπερ Κολυττοῦ καὶ Μελίτης οἷον στηλῶν ἢ περιβόλων, τοῦτο μὲν ἔχειν φάναι ἡμᾶς, ὅτι τουτὶ μέν ἐστι Κολυττός, τουτὶ δὲ Μελίτη, τοὺς ὅρους (δὲ) μὴ ἔχειν εἰπεῖν. Vgl. auch Kap. 3, 18. zu Ende ἑῶ.

Aufserdem sind bei der Lectüre des ersten Buches dem Rec. noch einige Bemerkungen aufgestofsen, von denen er einen Theil hier beifügen will. Kap. 1, 10. in den Worten γνωρίζει δὲ καὶ τὸν Ἴστρον, μεμνημένος γε τῶν (so Korays aus einer Handschr., vulgo τοῦ, was unser Herausg. zwischen Sternchen beibehalten hat, aber getilgt wissen will) Μυσῶν ἔθνους Θρᾳκίου παροικοῦντος τὸν Ἴστρον· καὶ μὴν καὶ τὴν ἑξῆς παραλίαν οἶδε, Θρᾳκίαν οὖσαν μέχρι Πηνείου (sollte Πηνειοῦ heifsen). Hier nimmt der Herausg. an, das in A fehlende οἶδε sei mit dem Rande zu Grunde gegangen. Aber da es von der zweiten Hand nicht hergestellt ist und noch in 7 andern Handschriften nicht gelesen wird, so ist es wahrscheinlicher, dafs es von Erklärern hinzugesetzt ist und Strabo aus dem Vorhergehenden γνωρίζει hat ergänzt wissen wollen. Kap. 1, 16. S. 15. in dem Satze καὶ προσήκει ταῦτα διὰ πλειόνων ἐμφανίζειν, ἵν' εἴη γνώριμα, sollte es ᾖ statt εἴη heifsen. Kap. 1, 20. gegen das Ende in den Worten ἐκ δὲ τούτων εὐθὺς ὑποτείνει καὶ ἡ ἔννοια, ὅτι . . . οὐκ ἂν ἡ τοιαύτη περιφορὰ συνέβαινε, nimmt Rec. an ὑποτείνει Anstofs. Sollte nicht ὑποπτεύει, oder ὑποτοπεῖ, oder ὑπονοεῖ geschrieben werden müssen? Kap. 2, 11. zu Anfang scheint kein Zweifel zu sein, dafs statt βέλτιον μέν gelesen werden müsse κρεῖττον μέν. Denn 1) steht dieses in mehreren Handschr. und ist in A übergeschrieben; 2) findet sich in andern Manusc. χεῖρον μὲν, was wohl aus κρεῖττον μὲν, aber nicht aus βέλτιον μέν verdorben werden konnte; 3) konnte es, da die Worte καὶ βέλτιον καὶ χεῖρον vorausgehen und nun erläutert werden sollen, niemandem einfallen, wenn Strabo βέλτιον μέν geschrieben hätte, κρεῖττον μὲν in seine Stelle zu setzen, wohl aber im umgekehrten Falle βέλτιον. Obgleich ferner bei Strabo die Partikeln οὔτε und οὔδε nicht immer sorgfältig geschieden zu werden scheinen, wie unser Herausg. zu Kap. 2, 12. bemerkt hat, so möchte sich doch Kap. 2, 13. zu Anf. in dem Satze ἀλλ' οὔτ', εἰ μὴ συνφανοῦσιν οἱ τὴν ἱστορίαν τῶν τόπων παραδιδόντες, εὐθὺς ἐκβάλλειν δεῖ τὴν σύμπασαν ἱστορίαν, wo *aber auch nicht* zu sagen ist, ἀλλ' οὔτ' für ἀλλ' οὐδ' nicht entschuldigen lassen. Sollte Kap. 3, 18. ταῦτα . . . δηλοῦνται für δηλοῦται blofs aus A, wo noch überdies δηλοῦται übergeschrieben ist, aufgenommen werden, so wäre es billig gewesen, dafs der Herausgeber aus seiner Belesenheit im Strabo einige ähnliche Beispiele der Verbindung des Neutrums im Plural mit dem Verbum im Plural beigeschrieben hätte; im ersten Buche wenigstens findet sich kein ähnliches. Kap. 2, 22. zu Ende ist zu verwundern, dafs der Herausg. die verdorbenen Worte ἀλλὰ μᾶλλον τοῦ λίαν ἢ γνώριμα ὄντα φαίη δόξειν ἄξια μνήμης εἶναι πρὸς τοὺς εἰδότας beibehalten hat, da der erste 1. Theil dieses Satzes nach Spuren von Handschr. von den Gelehrten auf eine auch von Hrn. Dir. Kr. gebilligte Weise in τὰ λίαν γνώριμα ὄντα verbessert worden war, und im 2. Gliede die Handschriften klar auf φαίη τις (ἂν) μὴ δόξαι ἄξια führen. Dafs ἄν mehrmals bei Strabo ausgefallen ist, hat der Herausgeber selbst zu S. 9. bewiesen. Kap. 2, 23.

Digitized by Google

in dem Satze ἐπέπυστο τὰς ἀναβάσεις τοῦ Νείλου καὶ τὴν χοῦν, ὅσην ἐπιφέρει τῇ χώρᾳ, καὶ τὸν πρὸ τῶν στομάτων πόρον, ὅσον ἤδη προσχώσας τῇ ἠπείρῳ προστέθεικεν, scheint πόρον unpassend. Sollte es nicht θολόν oder πηλόν heifsen? Kap. 2, 26., wo sich die Worte finden λέγεσθαι γάρ φησιν (Ἔφορος) ὑπὸ τῶν Ταρτησσίων Αἰθίοπας τὴν Λιβύην ἐπελθόντας μέχρι δύσεως τοὺς μὲν αὐτοῦ μεῖναι, τοὺς δὲ καὶ τῆς παραλίας κατασχεῖν πολλὴν, erscheinen unserm Herausg. die Worte μέχρι δύσεως als entschieden verdächtig, und er vermuthet dafür μέχρι αὐάσεως. Hier kann Rec. nicht einstimmen. Es ist von denen die Rede, welche aufser den süd-östlichen Aethiopiern auch noch andere im Westen annahmen, und um diese Annahme zu stützen, wird erwähnt, die Tartessier erzählten, die (östlichen oder ursprünglichen Aethiopier) hätten ganz Libyen bis zum Westen durchwandert, und einige von ihnen wären dort (im äufsersten Westen oder auch im Tartessus) geblieben, andere hätten die benachbarte Küste besetzt. Kap. 2, 30. stehen folgende Worte: αἱ δὲ μυθοποιίαι οὐκ ἀγνοίας χάριν· σημεῖα γὰρ δή που οὐδὲ * γὰρ * τὰ περὶ τοῦ Πρωτέως καὶ τῶν Πυγμαίων, οὐδ' αἱ τῶν φαρμάκων δυνάμεις, οὐδ' εἴ τι ἄλλο τοιοῦτον οἱ ποιηταὶ πλάττουσι· οὐ γὰρ κατ' ἄγνοιαν τῶν τοπικῶν λέγεται, ἀλλ' ἡδονῆς καὶ τέρψεως χάριν. Wenn in diesen der Herausg. für ἀγνοίας . . . οὐδὲ γάρ nicht die kühne Conjectur von Korays aufnehmen wollte, so ist nicht abzusehen, wie er das γάρ nach οὐδὲ durch Sternchen als zweifelhaft bezeichnen konnte. Denn die einzige Art, die Vulgata zu entschuldigen, scheint, dafs man σημεῖα γάρ in der Bedeutung der bekannten Formel σημεῖον δέ mit folgendem γάρ versteht, also vor οὐδέ, wie es gewöhnlich geschieht, ein Kolon setzt, und die ganzen Worte von σημεῖα-πλάττουσι als eine Art Zwischensatz, in dem die Rede verkürzt ist, betrachtet. Doch ist einzuräumen, dafs die Sprache besonders wegen der Nominative αἱ . . . δυνάμεις sehr hart und ungewöhnlich ist. Vielleicht wollte der Herausg. statt des γάρ nach οὐδέ das nach οὐ, welches Koray weggelassen hat, für zweifelhaft erklären. Zwar sollte mit diesem γάρ alsdann eigentlich auch οὐ selbst fehlen, allein dieses läfst sich vertheidigen. S. zu Thuc. II., 97. 6. Kap. 2, 32. in dem Satze Μενελάῳ δὲ λαφύρων ἢ δωρεῶν ἔδει παρὰ βασιλέων καὶ δυναστῶν, ἐχόντων τε ἃ δώσουσι καὶ βουλομένων διὰ τὴν ἐπιφάνειαν αὐτοῦ καὶ εὔκλειαν, hält es der Herausg. für nöthig anzunehmen, dafs διδόναι nach βουλομένων ausgefallen sei. Dieses möchte aber nicht einzuräumen sein, da sich im Griechischen die Construction ἀπὸ κοινοῦ sehr weit erstreckt, und namentlich der Infinitiv nicht selten auf eine für uns ungewöhnliche Weise aus dem Vorhergehenden (hier δώσουσι) zu ergänzen ist. Vgl. Krüger Gr. Gr. §. 55. 4. Anm. 11. Kap. 2, 34. steht jetzt nach einer Conjectur von Casaubonus geschrieben: τούτῳ δ' ἐοικέναι τοὺς Ἀρμενίους καὶ τοὺς Ἄραβας καὶ Ἐρεμβοὺς, τάχα τῶν πάλαι Ἑλλήνων οὕτω καλούντων τοὺς Ἄραβας, ἅμα καὶ τοῦ ἐτύμου συνεργοῦντος πρὸς τοῦτο· ἀπὸ γὰρ τοῦ εἰς τὴν ἕραν ἐμβαίνειν τοὺς Ἐρεμβοὺς ἐτυμολογοῦσιν οὕτως οἱ πολλοὶ, οὓς μεταλαβόντες οἱ ὕστερον ἐπὶ τὸ σαφέστερον Τρωγλοδύτας ἐκάλεσαν Aber in allen Handschriften findet sich τοὺς Τρωγλοδύτας statt τοὺς Ἐρεμβούς, und dieses konnte offenbar nicht in jenes verdorben werden. Wohl aber konnte, wenn Strabo keines von beiden Wörtern hinzugesetzt hatte, durch Mifsverständnifs und Nachlässigkeit aus dem Folgenden τοὺς Τρωγλοδύτας in den Text kommen. Es ist aber keines von jenen beiden Wörtern nöthig, da οὕτως auf das vorhergehende οὕτω und dieses auf Ἐρεμβούς zurückweist. Kap. 2, 3. liest man in vorliegender Ausgabe: ἴσως δ' ἄν τις καὶ ἀπὸ τῆς ὥρας τεκμήραιτο, ὅτι ὑπαινίττεταί πως τὸ ἀληθές· μᾶλλον γὰρ (ἂν) ἐφαρμόττοι τῷ δὶς γενέσθαι τὴν παλιβροιαν. Aber die Einfügung des in allen Handschriften und Ausgaben fehlenden ἄν war selbst bei Beibehaltung des Optativs hier nicht unumgänglich nöthig, weil der zweite Potentialsatz zur Erläuterung des frühern beigefügt ist, und daher ἄν aus diesem entnommen werden kann. Vgl. Herm. de part. ἄν IV., 6. Matth. Gr. G. 515. Anm. zu Ende. Wollte dieses aber der Herausg. nicht annehmen, so war es, da in einigen Handschriften und bei Korays ἐφαρμόττει steht, gewifs der vorsichtigen Kritik angemessener, dieses aufzunehmen, als den an sich freilich, wie wir oben gesehen haben, nicht ungewöhnlichen Ausfall von ἄν vorauszusetzen. Kap. 2, 38. steht geschrieben: καὶ Πελίαν μὲν ᾔδει καὶ τὰς Πελιάδας καὶ (τὴν Ἄλκηστιν), τὴν ἀρίστην αὐτῶν, καὶ τὸν υἱὸν αὐτῆς

Εὔμηλον, τὸν ὑπ' Ἀδμήτῳ τέκε δῖα γυναικῶν
Ἄλκηστις, Πελίαο θυγατρῶν εἶδος ἀρίστη.

Beigefügt ist die Note: „Τὴν Ἄλκηστιν om. codd., sed nomen hoc a Strabone additum non fuisse parum probabile est." Aber Strabo konnte die Hinzufügung dieses Namens wegen des zweiten der gleich folgenden

Digitized by Google

Homerischen Verse für unnöthig erachten, und es scheint einer vorsichtigen Kritik nicht gemäfs, ein solches nicht unbedingt nöthiges Interpretament in den Text zu setzen. Kap. 2, 39. liest man: Καὶ μὴν καὶ περὶ Σινώπην καὶ τὴν ταύτης παραλίαν καὶ τὴν Προποντίδα καὶ τὸν Ἑλλήσποντον μέχρι τῶν κατὰ τὴν Λῆμνον τόπων λέγεται πολλὰ τεκμήρια τῆς τε Ἰάσονος στρατείας καὶ τῆς Φρίξου· τῆς δ' Ἰάσονος καὶ τῶν ἐπιδιωξάντων Κόλχων καὶ μέχρι τῆς Κρήτης καὶ τῆς Ἰταλίας καὶ τοῦ Ἀδρίου, ὧν ἔνια καὶ ὁ Καλλίμαχος ἐπισημαίνεται, ποτὲ μὲν

Αἰγλήτην Ἀνάφην τε Λακωνίδι γείτονα θήρῃ

λέγων,

ἄρχμενος, ὡς ἥρωες ἀπ' Αἰήταο Κυταίον
αὖτις ἐς ἀρχαίην ἔπλεον Αἱμονίην·

ποτὲ δὲ περὶ τῶν Κόλχων u. s. w. Unser Herausgeber lehrt, dafs in den Handschriften ἀρχόμενος stehe, dieses aber von Bentley des Verses wegen in ἄρχμενος verwandelt sei, fügt dann bei, was sich zur Rechtfertigung dieser Form sagen läfst, schliefst aber damit, dafs er, weil nach Aufnahme dieses Wortes in den Vers eine passende Verbindung der Worte vermifst und die Rede des Strabo durch Hinzufügung der letzten 2 Verse mit unnöthigem Ballast beschwert werde, diese 2 Verse für einen fremden Zusatz erklärt. Allein die Worte ὡς ἥρωες ... Αἱμονίην sind für die Beweisführung des Strabo ganz nothwendig. Denn er will darthuen, dafs auch Kallimachus den Zug des *Jason* bis in die genannten Gegenden erwähne. Dieses kann er aber nicht dadurch beweisen, dafs dieser Dichter das Thera benachbarte Anaphe (um das dunkele Wort αἰγλήτην zu übergehen, über welches eine Anmerkung zu wünschen gewesen wäre), überhaupt nennt, sondern dadurch, dafs er es *bei der Rückfahrt der Argonauten aus Kolchis nach Thessalien* erwähnt. Ob ἄρχμενος als Theil der Verse des Kallimachus oder ἀρχόμενος als Wort des Strabo geschrieben wird, darauf kommt nicht viel an; doch scheint jenes deshalb vorzuziehen, weil nicht ἀρξάμενος oder διηγούμενος steht, da doch Strabo sagen sollte, *nachdem er angefangen hat zu singen* oder *in der Stelle, wo er erzählt*, nicht *indem er anhebt.* In der Periode Kap. 2, 40. Ἐπεὶ κἀκεῖνο, ὑποκειμένων μὲν τούτων, εὖ λέγεται, „Ἀργὼ πασιμέλουσα," ὡς ἐν γνωρίμοις τόποις καὶ εὐανδροῦσι τῆς ναυστολίας γενομένης· εἰ δ', ὥςπερ ὁ Σκήψιός φησι παραλαβὼν μάρτυρα Μίμνερμον, ὃς ἐν τῷ ὠκεανῷ ποιήσας τὴν οἴκησιν τοῦ Αἰήτου πρὸς ταῖς ἀνατολαῖς ἐκτὸς πεμφθῆναί φησιν ὑπὸ τοῦ Ἡελίου τὸν Ἰάσονα καὶ κομίσαι τὸ δέρος, οὔτ' ἂν ἡ ἐπὶ τὸ δέρος ἐκεῖσε πομπὴ πιθανῶς λέγοιτο εἰς ἀγνῶτας καὶ ἀφανεῖς τόπους, οὔθ' cet. hängt im 2ten Theile die Rede nicht zusammen und, wenn man nicht ein hartes Anakoluth annehmen will, so mufs man vermuthen, dafs nach εἰ δέ ausgefallen sei ἔχει. Kap. 3, 1. in den Worten καὶ τούτου δ' ἕνα τῶν λήρων αὐτὸς λέγει, τὸν μὲν Ἀράβιον κόλπον λίμνην ὑπολαμβάνοντος εἶναι, Διότιμον δὲ τὸν Στρομβίχου πρεσβείας Ἀθηναίων ἀφηγούμενον ἀναπλεῦσαι ἐκ τῆς Κιλικίας ἐπὶ τὸν Χοάσπην ποταμόν, nimmt Rec. an ἕνα Anstofs, da ja nicht *eine*, sondern zwei alberne Behauptungen angeführt werden. Sollte ἔνια geschrieben gewesen sein? Ἔνια τῶν λήρων statt des eigentlich zu erwartenden ἐνίους läfst sich vielleicht rechtfertigen. Zu dem Namen Diotimus bemerkt der Herausgeber: „Diotimum quendam Strombichi filium commemorat Thucyd. I, 45." Verwiesen hätte aufserdem werden sollen auf den dort von Rec. schon citirten Bremi zu Lys. Accus. Nicom. §. 14. Ungrammatisch steht Kap. 3, 4. περὶ τὸ ἱερὸν τοῦ Ἄμμωνος καὶ τὴν ἐπ' αὐτῷ ὁδόν statt ἐπ' αὐτό. Kap. 5. in den Worten ἀπὸ γὰρ τῆς ἰλύος τῆς ἀπὸ τῶν ποταμῶν καταφερομένης πληροῦσθαι τὸν βυθόν möchte der Herausgeber 2 Mal ὑπό statt ἀπὸ lesen. An der 2ten Stelle vielleicht mit Recht, (vgl. Kap. 3, 8. τὴν χοῦν ... τὴν ὑπὸ τῶν ποταμῶν καταφερομένην,) wiewohl ἀπό nicht eben selten bei Passiven da sich zeigt, wo man ὑπό erwarten sollte; aber in der ersten Stelle scheint ὑπό gar nicht passend zu sein. Denn etwas andres ist es, wenn Strabo von den Flüssen selbst kurz vorher πληρωθείσην ὑπὸ τῶν ποταμῶν τῆς θαλάσσης oder weiter unten τὴν ὅλην θάλατταν ... πληρουμένην ὑπὸ τῶν ποταμῶν sagt. Die Flüsse werden als thätig gedacht, aber der Schlamm ist das Mittel, dessen sie sich bedienen etwas vollzustopfen.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 113.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1844.

Strabonis Geographica recensuit (et) commentario critico instruxit Gustavus Kramer.

(Schlufs.)

Deshalb heifst es Kapitel 4. τῶν γὰρ ποταμῶν πλείστων καὶ μεγίστων ῥεόντων . . . ἐκεῖνα μὲν ἰλύος πληροῦσθαι. Ungefähr was dort durch den blofsen Genitiv, ist in der andern Stelle durch ἀπό mit dem Genitiv ausgedrückt, da diese Präposition bekanntlich oft das Mittel und Werkzeug bedeutet. Kap. 3, 12. finden sich die Worte: Οὐδὲ γὰρ ἐπὶ τῶν ποταμῶν γένοιτ' ἄν, εἰ μὴ καταράκτας ἔχοιεν· ἔχοντες δὲ οὐ παλιῤῥοοῦσιν, ἀλλ' ἐπὶ τὸ ταπεινότερον ἀεὶ φέρονται. καὶ τοῦτο δὲ συμβαίνει διὰ τὸ κεκλιμένον εἶναι τὸ ῥεῦμα καὶ τὴν ἐπιφάνειαν αὐτοῦ· [ὥστ' οὐχ ὅτι παλιῤῥοοῦντας, ἀλλ' οὐδὲ καθεστῶτας καὶ μένοντας, συῤῥοίας μὲν ἐν αὐτοῖς οὔσης, μὴ μιᾶς δὲ ἐπιφανείας, ἀλλὰ τῆς μὲν ὑψηλοτέρας, τῆς δὲ ταπεινοτέρας.] Der letzte Satz ist in Klammern eingeschlossen, weil er von einer andern Stelle hierher versetzt ist. Nach dieser Versetzung hält der Herausgeber alles für echt und klar; die Participia seien, wie Paetz gezeigt habe, statt der Infinitive gesetzt (vgl. II, S. 89 ed. Casaub. und IV, S. 206) und von ὥστε abhängig. Dafs eine solche Erklärung unser Herausgeber billigen konnte, nimmt bei seiner Kunde der Gräcität Wunder. Soll ὥστε mit dem Particip verbunden werden, so mufs es so viel als ὡς oder (objectiv) ἅτε sein; denn die Consecutiv- und Finalpartikel ὥστε kann dem Begriffe des Particips und dem bei allen ähnlichen Partikeln herrschenden Sprachgebrauche gemäfs unmöglich so construirt werden. Wollte man nun aber jenes causale ὥστε hier finden, so wäre erstens zu beweisen, dafs Strabo sich diesen eigentlich ionisch poetischen Gebrauch dieser Partikel erlaubt habe. Wollte man aber auch dieses (vgl. Lob. zu Phryn. S. 427, aber auch Rec. zu Thuc. VII, 24.) zugeben, so erlaubt der Sinn hier diese Erklärung nicht. Denn da der Schriftsteller einen Grund anführen will, warum die Flüsse keine Ebbe und Fluth hätten, und als diesen Grund den schrägen Lauf derselben bezeichnet, so kann nicht wieder als Ursache dieses schrägen Laufes der Umstand angegeben werden, dafs sie keine Ebbe und Fluth hätten, was auch an sich ein zu verkehrter Erklärungsgrund wäre. Daher läfst sich nicht zweifeln, dafs unser Herausgeber ὥστε als Consecutivpartikel fafste, der aber, wie bemerkt, ein Particip nicht beigefügt werden kann. Die beiden Stellen, welche den Gebrauch des Particips statt des Infinitivs bei Strabo darthun sollen, sind unserer durchaus nicht ähnlich und beweisen nichts. In der ersten findet sich gar nichts, was nur irgend für ein statt des Infinitivs gesetztes Particip gehalten werden könnte. Wahrscheinlich sind die Worte ἐλήλεγκται γὰρ ὑφ' ἡμῶν ... κατεσκευακότα τοῦτο τὸν Ἵππαρχον gemeint. Aber die Verba des Darthuns, Ertappens, Ueberführens (ἀποδεικνύναι, ἀποφαίνειν, ἐλέγχειν, φωρᾶν, καταλαμβάνειν, εὑρίσκειν, ἁλίσκεσθαι) werden regelmäfsig mit dem Particip construirt, und es ist daher in jener Stelle nicht der Gebrauch dieses, sondern der der Accusative (κατεσκευακότα τὸν Ἵππαρχον) statt der Nominative zu bemerken und aus Vermischung der activen und passiven Construction zu erklären. In der andern Stelle heifst es: τῆς δὲ πρὸς τοῦς Ἰταλιώτας τῶν λῃστῶν τούτων χαλεπότητος λέγεταί τι τοιοῦτον, ὡς, ἐπειδὰν ἕλωσι κώμην ἢ πόλιν, οὐ μόνον ἡβηδὸν ἀνδροφονοῦντας, ἀλλὰ καὶ μέχρι τῶν νηπίων προϊόντας. Soll hier das Particip für einen andern Modus stehen, so ist es offenbar nicht für den Infinitiv, mit dem ὡς als transitive Partikel nur durch ein Anakoluth verbunden werden kann, sondern für den Indicativ gesetzt, das heifst, während der Indicativ gebräuchlicher wäre, hat der Schriftsteller das Particip so gebraucht, wie es nach οὕτω γιγνώσκειν, οὕτως ἔχειν τὴν γνώμην, und ähnlichen Wendungen ganz üblich ist (s. Matth. Gr. §. 569. 7. a.),

Digitized by Google

aber auch nach den Verbis des Sagens bisweilen sich findet (s. daselbst b.). Also können in unserer Stelle, wie auch Casaubonus und Andre angenommen haben, die Worte unmöglich unverdorben sein.

Hier will Rec. mit seinen Bemerkungen abbrechen, die er nicht deswegen vorgetragen hat, um den Werth des vorliegenden Werkes zu verkleinern, das er schon oben als eine wahrhaft gründliche und einem wesentlichen Bedürfnisse abhelfende Arbeit bezeichnet hat, sondern theils um dem von ihm hochgeschätzten Herrn Herausgeber zu beweisen, dafs Unterzeichneter das zu besprechende Buch mit gebührender Aufmerksamkeit gelesen hat, theils um einige Beiträge zur Erläuterung des Schriftstellers selbst zu geben. Der Druck des vorliegenden Bandes ist im Ganzen sehr correct. Rec. hat aufser den hinten angezeigten Druckfehlern fast keine andere als einige prosodische Fehler bemerkt, die zum Theil auf Rechnung des Herausgebers zu fallen scheinen, da sie sich auch in der Ausgabe von Siebenkees finden. So εὐκρατόν statt εὔκρατον S. 47, 4., Φυγάδων mit grofsem Buchstaben statt mit kleinem S. 70, 10., στοιχεῖα φαμέν S. 84, 18. Andere dergleichen kleine Fehler, bei welchen Rec. die Siebenkeessche Ausgabe nicht verglichen hat, sind ποιητικον ohne Accent S. 7, 6., ἀνακρουσθῆναι φασίν S. 9, 11., εἴ δέ S. 22, 19., ἡλικιᾳ ohne Accent S. 29, 12., μήδ' S. 38, 9. und sonst, ευ ohne Accent S. 38, 23. Auch die Interpunction ist gröfstentheils zweckmäfsig und nur in einigen Stellen ungenau, wie das Comma nach συγγραφεύς S. 39, 15. ἐπεὶ τίς ἔπεισε ποιητὴς ἢ συγγραφεύς, Νεαπολίτας μὲν λέγειν μνῆμα Παρθενόπης, quis Neapolitanis persuasit, S. 38, 7. das Comma nach πλοῦν, durch welches die zusammengehörenden Worte ὅτι οἱ Ἀργοναῦται ἱδρύσαντο zerrissen werden, S. 39, 3. das Comma nach Ἀργοναύτας, während ein Comma fehlt S. 82, 16. nach πλειόνων. Dadurch, dafs S. 84, 7. nach ἐποιεῖτο ein Punct statt eines Kolons gesetzt ist, kann οὔτε, das auf Z. 2 zurückweist, als fehlerhaft erscheinen. Doch auch zu solchen geringfügigen Ausstellungen hat die Sorgfalt des Herausgebers und Correctors sehr selten Raum gelassen.

Poppo.

LXIV.

Mein Antheil an der Politik. V. Der zweite Pariser Frieden. I. Der Hergang. II. Die Beilagen. Leipzig, 1845. 8. Auch mit dem besondern Titel: *Der zweite Pariser Frieden. Von H. C. Freiherrn von Gagern. Zwei Theile. Leipzig*, 1845. 8.

Nachdem die kriegerischen Ereignisse des Jahrs 1815. zwei Jahre nach der Schlacht bei Belle Alliance durch Müffling's meisterhaftes Buch aufgeklärt und die Ehre der preufsischen und englischen Waffen gegen französische Anmaafsung in Schutz genommen war, hatten Görres und Arndt, als kraftvolle Sprecher für Deutschlands Wohlfahrt, das Wort genommen und der eine im rheinischen Merkur, der andre im Wächter, die für das Vaterland wenig befriedigenden Erfolge des zweiten Pariser Friedens in zornerfüllter Rede beklagt. Wohl mochte dies Urtheil in Deutschland ein ziemlich allgemeines sein und man sich namentlich in Preufsen nicht durch eine Wendung der Dinge befriedigt finden, für welche Gentz im österreichischen Beobachter und in der Allgemeinen Zeitung (1816. Beilage 16) eine Apologie zu schreiben vergeblich versuchte; aber vor der Hand hatten die Meisten mit dem Zunächstliegenden, mit der Ordnung der neuen Verhältnisse und mit der Einrichtung der gewonnenen Landestheile zu thun, auch verdeckte die patriotische Freude über den gewonnenen Sieg und die neu eroberten Kunstschätze manche Schattenseite der mit den Franzosen getroffenen Abkunft. Seitdem aber im Jahre 1817. eine gewisse Partei angefangen hatte, das Volk zur Empfänglichkeit für gewisse Schlagwörter zu bilden und zu Ideen hinzuführen, die, an sich der Begeisterung werth, aber erst der richtigen Anwendung und Auslegung auf das Einzelne und Vorhandene bedurften, und seitdem die Geschichte der Volkserhebung in den Jahren des Befreiungskrieges mit den Tendenzen der Zeit in nicht immer aufrichtiger Weise verschmolzen worden war, ruhte die Erforschung der politischen Geschichte des Jahrs 1815. selbst bei den dazu befähigten und nicht von den Bewegungen der Zeit fortgerissenen Männern. Mag dies nun geschehen sein, um nicht wunde Stellen zu berühren oder schämte man sich der geringen Erfolge, welche so

Digitized by Google

grofse Anstrengungen und gerechte Erwartungen gehabt hatten oder geboten andre Rücksichten das für morgen und übermorgen zurückzulegen, was heute zu wissen wichtig und nöthig gewesen wäre. Erst nach zwei und zwanzig Jahren (1839) ward durch Grolman's treffliches Buch über den Feldzug des Jahres 1815. alles Militärische und manches Politische auf das Beste aufgehellt und seitdem hat uns ein günstiges Geschick in viele Heimlichkeiten des im J. 1815. geschlossenen Pariser Friedens blicken lassen. Denn in den von Oberst Gurwood herausgegebenen *Dispatches* Wellington's behandelt der zwölfte und letzte Theil (1838) die Congrefs-Verhandlungen zu Wien und Paris, drei Jahre später (1841) erschien Capefigue's Schrift: *les cent jours* und im folgenden Jahre Cratineau-Joly's *Histoire des traités de* 1815., worauf neuerlich A. F. H. Schaumann die Geschichte des zweiten Pariser Friedens für Deutschland geschrieben hat und jetzt ein Veteran unter den deutschen Diplomaten, der Freiherr von Gagern, mit dem vorliegenden Werke die Reihe der auf dieses Stück Weltgeschichte bezüglichen Bücher beschliefst.

Capefigue's Schrift — um ein besonderes Wort von ihr zu sagen — ist gelungener als andre Arbeiten des französischen Vielschreibers, namentlich die über einzelne Zeitabschnitte des Mittelalters. Er hat nach Hrn. von Gagern's Urtheil (I. 5.), der hierin mit Schaumann in dem genannten Buche und in einer Kritik in den Götting. gel. Anzeigen 1843. Nr. 173—176. übereinstimmt, unstreitig sehr viel gesammelt, das innere Frankreich wohl beobachtet und die Thatsachen nach seinen Zwecken geordnet, so dafs trotz seiner Parteilichkeit für Napoleon und für Frankreich doch die Wahrheit daraus nicht übel hervorgeht. Aber ein Fehler ist es, wenn er bei den Verhandlungen über den Pariser Frieden zweier Parteien, einer englisch-deutschen und einer russischen erwähnt. Vielmehr sonderten sich die Parteien grade so, wie bereits in den Verhandlungen vor der Einnahme von Paris die Einleitung dazu getroffen war. Es gab demnach eine englisch-russische, welche ganz auf Seiten Frankreichs oder richtiger der Bourbons stand und für sie redete und handelte, ihr gegenüber stand die deutsche, welche Frankreich an Land verkürzt sehen wollte, endlich aber nothgedrungen sich der englisch-russischen Diplomatie fügen und ihre Ansprüche aufgeben mufste, als der zu hoffende Vortheil für den Augenblick an überwiegende Nachtheile geknüpft war. Das Schaumann'sche Buch dagegen geht darauf aus, das durchaus Unbefriedigende jenes Friedensschlusses für Deutschland nachzuweisen, und auf die bereits in Belgien geschehenen Verständigungen Englands und Rufslands über das Maafs der Schwächung Frankreichs aufmerksam zu machen, es ist in seinem geschichtlichen Theile mit unverkennbarer und lobenswerther Sorgfalt gearbeitet und enthält in den Beilagen eine nicht unbedeutende Anzahl interessanter Actenstücke, unter denen namentlich die mitgetheilten *Mémoires* Wilhelm von Humboldt's, v. d. Knesebeck's und Winzingerode's in der That wahre Herzstärkung und Erquickung neben gewissen andern sind. Der zweite Theil dieses Buches, die „patriotischen Phantasien," gehört nicht in unsre Besprechung: wir bedauern aber den Verf. hier in einseitiger Abneigung gegen die Krone Preufsen und in unhistorischer Verdächtigung des Zollvereins befangen zu finden. Wenn Hr. Schaumann gar kein Hehl daraus macht, dafs ihm bei Abfassung seiner Schrift zunächst und hauptsächlich die Stellung der kleinern Staaten in Deutschland vorgeschwebt habe und der allgemeine Vortheil, den das Vaterland aus einer Conföderation derselben, die in allgemeinen, europäischen Fragen als sechste Grofsmacht aufzutreten vermöchte, gewinnen könnte, so konnte er diesen Zweck verfolgen, ohne Preufsen für eine eroberungssüchtige Macht zu erklären und dem Zollvereine Schuld zu geben, dafs er auf eine gänzliche Trennung Oesterreichs von dem übrigen Deutschland hinarbeite. Wie viel gerechter ist in Beziehung auf Preufsen der durch quellenmäfsige Form und präcise Kürze ausgezeichnete Abschnitt über den zweiten Pariser Frieden im vierten Bande von Wachsmuth's Geschichte Frankreichs (S. 459—473) geschrieben!

Gleichzeitig mit Hrn. Schaumann, aber gewifs unbekannt mit dessen Vornehmen, hat Hr. von Gagern in den vorliegenden Denkwürdigkeiten seinen „Antheil an der Politik" des Jahres 1815. geschildert und somit, wie er in der würdig einfachen Zueignung an den König der Niederlande sagt, „die Rechenschaft beschlossen von seiner politischen Wirksamkeit im Dienste des Vaters Sr. Majestät, des hohen oranischen Hauses und der Niederlande." „Ich weifs es wohl,

Digitized by Google

sagt derselbe ferner (I. 7.), „dafs der ganze Gegenstand, den ich eben hier zur Sprache bringe und erläutere, unter uns Deutschen, und an gar manchen Orten, nicht populär ist. Einestheils wurden wir nach diesen blutigen Schlachten nicht befriedigt, wie Capefigue gänzlich einräumt. Die Klagen dauern noch, sie werden eher bitterer und fürwahr, ich sondere mich nicht, wie Figura zeigt; ob ich gleich so gestellt war, die Schwierigkeiten besser zu überschauen und zu würdigen. Die Meisten denken so, wohl mit einiger Ueberspannung, und dachten so, wie mein, mit Recht sehr angesehener Rugianischer Landsmann, Ernst Moritz Arndt, auch in Briefen an mich." Aber gerade aus diesem Grunde und weil, wie der Verf. an derselben Stelle sehr wahr bemerkt hat, heutzutage überhaupt der rechte Maafsstab fehlt, um die Gemüthsstimmungen damaliger Zeit mit der Gegenwart zu vergleichen, oder nur in ihrer Art aufzufassen, ist Hr. von Gagern durch Stellung, Kenntnisse und Biederkeit der Gesinnung sehr geeignet, jene Zustände den Jüngern in das Gedächtnifs zu rufen und sie über die Rathschlüsse der Völkerschaften wie der Individuen aufzuklären. Denn zum Beobachten hatte er die beste Gelegenheit, wenn auch schon seine gesandtschaftlichen Obliegenheiten in Paris nicht die angenehmsten waren, und es ihm nicht gelang, den vollständigen Besitz Luxemburgs für Holland zu gewinnen. Aber er hat doch glücklicher verhandelt, als auf dem Congresse zu Wien und auf dem Bundestage zu Frankfurt, weshalb auch das Interesse der Mittheilungen im zweiten und dritten Bande dieser Denkwürdigkeiten gegen den Inhalt des ersten Bandes merklich abgenommen hatte.

Wie Hr. von Gagern politische und historische Sachen bespricht, ist bereits aus seinen frühern Schriften bekannt und auch früher in unsern Blättern durch Varnhagen von Ense's schätzbare Beiträge nachgewiesen worden*). Wir finden jetzt dieselben Vorzüge und Fehler wieder. Zuerst ist es des Verf.'s Bestreben gewesen — und wer wollte dies tadeln? — in allen Stücken mit der Obmacht übereinstimmend zu handeln und den von ihm vertretenen Staat an der politischen Hauptleitung Antheil nehmen zu lassen. Als er hierin nicht glücklich war, bemühte er sich durch einfaches Berücksichtigen und Einlenken, durch „Temperiren" (eins seiner Lieblingswörter), durch Anspielungen und leicht hingeworfene Vorwürfe oder Schmeichelworte, denen aber mitunter die Grazie fehlt, selten durch stärkeres Auftreten, die besten Erfolge zu erreichen, und versichert dabei trotz aller politischen Spaltung mit Jedermann in dem besten Vernehmen geblieben zu sein, so mit Lord Clancarty und Capo d'Istria, mit Humboldt und Talleyrand, mit Metternich und Wellington, ja er versichert (I. 409.) Niemand unter den haupthandelnden Personen gekannt zu haben, der nicht bei dem Friedensschlusse „Ehre, Festigkeit und Beharrlichkeit gedacht, unterstellt und mit seiner wahren Lage und Sinnesart verwebt hätte." Dafs Hr. von Gagern, als ein Mann von ehrenwerther Denkart und menschenfreundlicher Gesinnung, es stets redlich meinte, und die „Klugheit der Altvordern", wie schon auf dem Wiener Congresse (Mein Antheil an der Politik II. 19.), sich als das beste Vorbild erwählt hatte, bezweifeln wir gar nicht, meinen aber doch (insofern wir dem staatserfahrenen Manne gegenüber solches äufsern können), dafs die Herzlichkeit lediglich in das Reich des Gemüths gehört, und dafs die Politik nur auf dem Verstand der gegenwärtigen Dinge, auf Gewandtheit in ihrer Behandlung und auf Voraussicht der zukünftigen beruht. Eine *entente cordiale*, wie es die heutige Diplomatik nennt, ist nur zu oft eine handgreifliche Täuschung oder gar eine Heuchelei, wie etwa in des Verf.'s Stellung zu dem verschlagenen Ritter La Besnardiere, dem trefflichsten Arbeiter Talleyrand's. *Ces jours-ci*, lesen wir (I. 255.), *j'ai eu une dispute politique avec Mr. La Besnardière corps à corps, quoique je l'évitais. L'amitié personnelle n'en souffre pas.* Daher wären vielleicht die *reponses glaciales* Wilh. von Humboldt's, über die sich Lord Clancarty bei Hrn. v. Gagern beklagt (I. 168.), öfters mehr an ihrer Stelle gewesen als die loyalen und freimüthigen Aeufserungen des deutschen Edelmanns.

*) 1826. Nr. 21. 22. und 1830. No. 21., wieder abgedruckt in der Schrift: Zur Geschichtschreibung und Literatur S. 19 bis 37. und S. 291 bis 298. Ueber die im Verfolg unserer Anzeige anzuführende Sammlung diplomatischer Actenstücke des Hrn. von Gagern ist Varnhagen von Ense's Aufsatz in den Vermischten Schriften Th. V. S. 244—252. zu vergleichen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 114.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1844.

Mein Antheil an der Politik. V. Der zweite Pariser Frieden. I. Der Hergang. II. Die Beilagen. Auch mit dem besondern Titel: *Der zweite Pariser Frieden. Von H. C. Freiherrn von Gagern.*

(Fortsetzung.)

Diese löbliche Gesinnung blickt allerdings überall aus den amtlichen Schreiben, Depeschen, Memoranden und andern Actenstücken hervor. Der Gang der Verhandlungen läfst sich in ihnen schon besser verfolgen, als in denen der früheren Bände, sie lesen sich auch etwas leichter und sind nicht ein so buntscheckiges Gemisch aus den verschiedensten Sprachen, endlich gewähren sie allerdings hellere Einblicke in das Wesen der Verhandlungen, aber am Ende geht es doch damit wie mit den Zeitungen, wo man gewöhnlich auf die neuesten besonders begierig ist, ohne dafs sie darum immer besser sind als die ältern. Daher hat schon Varnhagen von Ense bei Gelegenheit des ersten Theils der Gagernschen Denkwürdigkeiten sehr richtig bemerkt, dafs dergleichen abgedruckte Depeschen, auf welche im Augenblick ihres Lebenspunctes und noch eine Weile hernach von den betreffenden Personen mit Recht der höchste Werth gesetzt wird, späterhin, und für Fremde, gar sehr an Interesse zu verlieren pflegen. Einzelne dieser amtlichen Schreiben aber, wie z. B. die mit fast dramatischer Lebendigkeit geschilderten Unterredungen mit den Lords Clancarty und Castlereagh, mit Humboldt und Wellington (I. 111. ff. 212. ff. 218. f. 229. ff.), sind von besonderm Werthe und dem von Hrn. von Gagern bei den Verbündeten eingereichten Memorandum über die Grundlagen zur Abschliefsung des Pariser Friedens und dem verdienstlichen Gutachten über die französischen Gebietsabtretungen zu Gunsten Deutschlands (in den Beilagen No. XII. und XIII.) wird kein Leser seine aufrichtige Anerkennung versagen. Aufser diesen eignen Arbeiten stehen auch in den Beilagen unter No. VII. und VIII. Humboldt's *Mémoire confidentiel* und das Memorandum Hardenberg's, auf die unter Nr. IX. und X. die beiden Denkschriften des Generals v. d. Knesebeck folgen. Alle diese Actenstücke, sowie auch das Memorandum des Fürsten Metternich (No. XI.), Gagern's merkwürdiges Schreiben an Lord Castlereagh (No. XX.) und andere, noch später zu erwähnende, stehen fast sämmtlich auch in dem Schaumannschen Werke, und waren schon zum Theil in dem Schriftchen: *Pièces relatives au dernier traité des puissances alliées avec la France* (Frankfurt 1816) gedruckt, aber man wird nichts desto weniger gern dies merkwürdige Geschichtsbild aus dem Ganzen der Pariser Verhandlungen von neuem betrachten.

Alle politischen Verhandlungen, bei denen der Verf. betheiligt war, bezogen sich vorzugsweise auf das Königreich der Niederlande und dessen Erwerbungen, zugleich lag ihm die Sicherstellung Deutschlands und die Gewinnung des Elsafs und Lothringens nicht minder am Herzen. Diese Gegenstände umfafst also auch vorzugsweise die Correspondenz mit dem niederländischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, dem Freiherrn von Nagell, dem aber Hr. von Gagern glaubt, „zu wenig Deferenz und Aufmerksamkeit bezeigt", und davon auch in seinem Geschäftsverkehr üble Folgen verspürt zu haben (I. 47. vgl. mit S. 252), und mit dem Minister-Staats-Secretair Falk. Wir können hier nur die Hauptpuncte bezeichnen. Nach der Auflösung des Congresses zu Wien folgte der Verf. in der Eigenschaft eines bevollmächtigten niederländischen Ministers dem grofsen Hauptquartiere und nahm in Paris, aber nicht unmittelbar, an den Verhandlungen der Grofsmächte Theil. Denn der Versuch, Holland in diese Reihe zu stellen, war nicht geglückt. Nun kamen zuvörderst Luxemburg und die

Digitized by Google

oranisch-niederländischen Beziehungen zu Preufsen zur Sprache, dann die andern Abtretungen an die Niederlande und die Sicherung derselben durch Festungen gegen Frankreich. Hierüber schien zuerst kein Streit ausbrechen zu wollen: „Sie müssen noch eine Reihe von Festungen haben", sagte Kaiser Franz I. von Oesterreich zu Gagern (I. 107.) und Humboldt in ähnlicher Weise: „Preufsen wird wenig zu wünschen haben. Aber Sie (die Holländer) müssen stärker sein, — mehr Festungen und mehr Land haben. Suchen Sie nur davon die Engländer zu überzeugen." (I. 111.) Damit gab sich auch Gagern alle ersinnliche Mühe, aber wie er sich auch in Erörterungen und Artigkeiten gegen Lord Clancarty und Herzog Wellington erschöpfte, so glitt doch Alles an den kalten, stolzen Engländern ab, und gelang es ihm nicht bessere Vortheile für sein Königreich zu erhalten, als die bekannten, durch den Friedensschlufs am 20. November 1815 gestgesetzten Abtretungen des französischen Gebietes, unter ihnen auch die acht belgischen Cantons, Gedinne, Beaurain, Florenne, Waliourt, Chimay, Beaumont, Merbe la Buissière und Dour. Wir haben diese Nennung nicht für überflüssig erachtet, weil man bei dem Abschlusse des Friedens, „um den französischen Ehrgeiz auch in den Formen zu schonen", ihre Benennung und Bezeichnung umgangen hat (I. 216.).

Neben diesen wenig erfreulichen Einblicken in das Getriebe einer eifersüchtigen Politik, die es sich doch als Aufgabe gesetzt hatte, das europäische Gleichgewicht wieder herzustellen, bieten auch die übrigen Verhandlungen wenig Erheiterndes, und bestätigen nur mit wichtigen, aber unerquicklichen Beweisen die Ansicht, welche sich über den Abschlufs des zweiten Pariser Friedens gebildet hat. Wir meinen damit besonders die durch englischen und russischen Einflufs verhinderte Entschädigung Deutschlands durch den Elsafs, Lothringen und die übrigen an Frankreich gekommenen Landstriche, sowie die von denselben Mächten gegen den besonnenen Widerspruch Preufsens und mehrerer deutschen Staaten durchgesetzte Einlagerung der verbündeten Truppen in Frankreich. In beiden Beziehungen entnehmen wir viel Interessantes aus den Depeschen des Hrn. v. Gagern. Obschon holländischer Minister vergafs er nie, dafs er durch Geburt und Erziehung ein Deutscher war, und dafs die Vertretung der deutsch-oranischen Interessen ihm vorzugweise obliege. In der ersteren Beziehung haben wir schon auf die Denkschrift in den Beilagen No. XIII. (in Schaumanns Buche Nr. XI.) hingewiesen, in welcher er die Ungerechtigkeit Frankreichs gegen Deutschland auf das Schlagendste darthut und dringend ermahnt, die *avulsa imperii* jetzt an das Reich zurückzubringen, da die Unabhängigkeit der niederländischen Provinzen von Frankreich auf die Dauer ein rein unmögliches Ding sei, so lange Elsafs und Lothringen bei Frankreich verbleibe. Es ist dieser Aufsatz ein Seitenstück zu dem trefflich geschriebenen Württembergischen *Memoire confidentiel sur les interêts des Etats du Sud de l'Allemagne à l'égard des garanties à demander à la France*, das mit Recht unter die Beilagen (No. IV.) wie es auch bei Schaumann (No. X.) steht, aufgenommen ist. Als dessen Verfasser wird gemeiniglich der Graf Winzingerode genannt, Gagern's „geschätzter Freund, ein Mann von so anständigen, solennen, diplomatischen Formen" (I. 157.); aber unser Verf. läfst dahin gestellt sein, was der Kronprinz von Württemberg, „dessen sehr fähig", oder andere dazu beigetragen haben. Wenige Seiten vorher aber (S. 149.) schreibt Hr. v. Gagern an seinen Minister unter dem 8. August 1815.: *Le P. R. de Wurtemberg m'a tout à fait mis dans ses sécrets. La pièce ci-jointe* (eben die Beil.) *est son propre ouvrage, remis à Aléxandre, qui ne l'a pas fort gouté. Il s'est plaint à moi, qu'il n'était pas trop bien en cour — et que dans plusieurs conversations il avait complétement échoué.* Andere Stellen, wo der Verf. mit der Berechnung eines Staatsmannes und dem Gefühle eines Vaterlandsfreundes die Ansicht des englischen Kabinets und besonders Wellington's (I. 22.) bekämpft, als dürfe man keine Provinz von Frankreich abreifsen, um nicht den Charakter der Eroberer zu erhalten, oder die Franzosen gar zu sehr aufzureizen, sind in nicht geringer Anzahl vorhanden, wie I. 113. 116. ff. und in den Aufsätzen in No. XII. und XIII. unter den Beilagen des zweiten Theils. Da zugleich die mit diesem Inhalt ganz übereinstimmenden preufsischen Denkschriften Humboldt's und Knesebeck's mit abgedruckt sind, so wird es nicht unpassend sein, dieser vortrefflichen Ausführungen hier zu gedenken. In der vom 1. Aug. 1815. (No. IX.) lesen wir: *J'ai l'intime conviction qu'il est essentiellement et indispensablement nécessaire de règler les limites de la France de manière, à ce*

Digitized by Google

que depuis la mer du Nord jusqu'à la Méditerranée les points offensifs qu'elle a construite sur des territoires ravis à ses voisins, soient remis entre leurs mains et cédés à perpetuité. Aucun de nos traités, aucune de nos déclarations ne nous en empêche. M. le Baron de Humboldt l'a très bien prouvé (in der mit vollkommener Selbstständigkeit und gerechtem Selbstgefühle abgefafsten Note, die hier unter No. VII. und bei Schaumann No. 3. steht). *L'Allemagne le demande à grands cris; les Pays-Bas, le Roi de Sardaigne, la Suisse ont le même besoin. Les contemporains et la posterité nous blameraient et nous accuseraient hautement et avec raison, si nous pouvions négliger un article d'une aussi grande importance. Nous avons une grande responsabilité.* Und gleich darauf stehen folgende Worte, deren vollkommene Wahrheit die neueste Geschichte bestätigt: *ce serait sans doute une erreur bien dangereuse de croire, que nous puissions nous concilier les esprits en France par des ménagemens et des générosités. Jamais les Français nous pardonneront de les avoir subjugués.*

Mit derselben Gründlichkeit wird in mehreren Stellen die Meinung bekämpft, als könne die Einlagerung fremder Truppen in Frankreich eine genügende Garantie sein, wo wir besonders auf die Unterredung des Verf. mit dem Herzog Wellington am 6. September 1815. aufmerksam machen. Hier erscheint Hr. v. Gagern eifrig, lebendig, verbindlich gegen den Herzog und voll Anerkennung seines Feldherrnruhmes, während dieser sich ausweichend benimmt, sich in Gemeinplätzen gefällt, auch wohl auf lange Reden blofs ein einfaches *Non* entgegnet. Im bittern Gefühle vergeblich angewandter Zuredungen übermannt der Kummer über die *misérable politique* Englands den Hrn. von Gagern so, dafs er wenige Tage nachher in einem amtlichen Berichte vom 16. September (I. 253.) an den Minister von Nagell schrieb: *le jour viendra, où tous ceux seront justifiés, qui auront voulu entamer la France, et où les vues étroites, bizarres, astucieuses et égoistes de ceux seront maudites, qui laissent échapper l'occasion.*

Ueberblicken wir nun die von Hrn. v. Gagern vor uns entfalteten diplomatischen Verhandlungen, so bestätigen sie allerdings die sonst schon bekannten Zerwürfnisse der vier Grofsmächte vor dem Abschlusse des zweiten Pariser Friedens, theilen aber auch manche beachtungswerthe Einzelheiten mit, die wir unter folgende vier Gesichtspuncte bringen:

Erstens. Preufsens Collision mit Holland war durch die Umstände gleichsam natürlich herbeigeführt, aber das Mifsverhältnifs ward gehoben, nachdem sich Humboldt und Gagern gegenseitig verständigt und die deutschen Angelegenheiten als ihr gemeinsames Interesse erkannt hatten. Die Fassung und Ruhe dieses Staatsmannes, wo ihm weltliches Uebergewicht entgegentrat, wird auch hier durch mehrere Züge bestätigt, nur einmal machte sich sein Unwille über die Verhältnisse Luft in heftiger Rede (I. 218.), wozu Hrn. von Gagern's Beschönigung nicht nothwendig gewesen wäre. Zwischen dem Staatskanzler Hardenberg und Hrn. v. Gagern wollte sich im Anfange kein rechtes Verhältnifs bilden, er klagt mehrmals darüber und äufsert auch die Muthmafsung, dafs zwischen Hardenberg und Humboldt Mifstrauen geherrscht habe (I. 127.), er glaubt sich von ihm in der Luxemburgischen Angelegenheit nur hingehalten, aber er ist auch gerecht genug anzuerkennen, wie derselbe bemüht gewesen, in die ganze Aufgabe Plan und Zusammenhang zu bringen und es auch dem niederländischen Cabinet recht zu machen (I. 267.). Und als nun Hardenberg genöthigt war, dem vereinigten Einflusse Rufslands und Englands nachzugeben, als „die Krone Preufsen sich auch von Oesterreich verlassen sah *) und allein stand, ohne warmen, echten Freund, ohne die rechte Geneigtheit für ihr hohes und in seiner Art einziges Verdienst zu finden" (I. 148.), so belobt auch Hr. v. Gagern die feine und liebenswürdige Art, mit welcher ihm Hardenberg das Herbe und Unangenehme zu versüfsen bemüht war, und erklärt, dafs Hardenberg, Humboldt, Stein, Blücher, Gneisenau, Knesebeck, Boyen alle wie einer gedacht hätten, und so auch die Nation mit ihnen (I. 226. 353. 363.) Des schönen Briefes Hardenberg's an den Regierungsrath Butte, der ihm seine Schrift über die nothwendigen Abtretungen Frankreichs überreicht hatte, gedenkt Hr. von Gagern (I. 227.) ebenfalls und wir führen gern die Worte des in dieser Beziehung oft verläumdeten

*) *Il est clair*, sagte der Freiherr von Stein zu Hrn. v. Gagern im August 1815., *que les Russes veulent que nous restions vulnérables. Il faut leur demontrer que nous le resterons même après telles ou telles cessions* (I. 176.).

Digitized by Google

Ministers an: „wenn der Friede nicht nach den von mir abgelegten Abstimmungen, die mit Ihren Sätzen übereinstimmen, abgeschlossen wurde, so ist Preufsen hierbei ohne Schuld. Es stand allein und konnte, erschöpft an Mitteln und Menschen, die Sache nicht gegen ganz Europa durchsetzen. Es mufste der höhern Rücksicht der Einigkeit mit seinen Verbündeten, der Ruhe seiner Völker, sei sie auch wenig dauernd, die bessere Ueberzeugung aufopfern." Da wir nicht mehrere Einzelheiten erwähnen können, so interessant sie auch zur Würdigung der damaligen preufsischen Staatsmänner sein würden, so stehe hier noch ein allgemeines Urtheil unsers Verf.'s: „in den preufsischen Altercationen das rechte Maafs in meiner Stellung beobachtet, die Wahrheit rund herausgesagt, oft da und dort Wasser unter den Wein gegossen zu haben, bin ich mir höchlich bewufst, und die Preufsen haben es vielfältig damals anerkannt und durch fortgesetzte Freundschaft und Wohlwollen — bis zum Aschenkrug bewährt" (I. 199. vgl. S. 89). Wir führen diese Worte hier um so lieber an, weil Hr. v. Gagern in seinem Buche über den Wiener Congrefs gegen die preufsischen Staatsmänner sich sehr eingenommen gezeigt hatte und somit sein auf S. 4 ausgesprochener Vorsatz das aus jener Zeit nachzutragen, was ihm besser bekannt geworden wäre, hier auf das Schönste ausgeführt worden ist.

Zweitens. Oesterreichs Theilnahme an dem Friedensschlusse tritt im Ganzen weniger hervor. Sein Benehmen gegen die süddeutschen Fürsten erhält (I. 231.) einen nicht zu stark ausgesprochenen Tadel und kurz zuvor hatte Hr. v. Gagern gemeint, dafs selbst ein stärkeres Auftreten Oesterreichs, eine gröfsere Beharrlichkeit, die Widersetzlichkeit Rufslands nicht besiegt haben würde.

Drittens. Rufslands Einmischung in die niederländischen und deutschen Angelegenheiten scheint Hr. v. Gagern haben am Wenigsten hintertreiben zu können. Bei dem Kaiser Alexander, so äufsert er sich an mehreren Stellen (wie I. 149. 175.), sei es schwer gewesen etwas zu erreichen, und selbst der Freiherr v. Stein, *qui produit quelquefois momentanément le desordre, mais le voyant de près, il l'arrête.* (I. 175.) habe damals nicht vermocht etwas bei dem Kaiser durchzusetzen, seine übrigen Minister hätten sich mehr auf der Seite der Engländer gehalten und der *principal faiseur des Russes*, Capo d'Istria, sei in allen Ansichten und Wünschen zu sehr von ihm (dem Verf.) abgewichen (I. 347—351.), als dafs etwas hätte gehofft werden können. „Trotz dem hat aber meine Hochachtung, sagt Hr. von Gagern, gegen sein Andenken niemals abgenommen." Ausführlicher über Kaiser Alexander und über die heilige Allianz hat sich derselbe in einer frühern Schrift ausgesprochen, hier äufsert er nur (I. 306.), dafs an dem Einflusse der Fr. v. Krüdener nicht zu zweifeln gewesen und dafs der innere Geist der heiligen Allianz keineswegs verschwunden sei.

Viertens. Ueber Englands Politik spricht Hr. v. Gagern seine Unzufriedenheit am Unverholensten aus. Die Schonung Frankreichs und die Aufstellung der Besatzungstruppen waren die Erfindungen Liverpool's, Castlereagh's, Bathurst's; wie Lord Clancarty, ein streng rechtlicher Staatsmann, darüber gedacht hat, mag dahingestellt bleiben (I. 117.), Wellington aber *soll* dadurch gerechtfertigt werden, dafs ihn als Feldherr die Idee angesprochen habe in Frankreich längere Zeit ein von ihm befehligtes Heer zu Verbündeten zu wissen (I. 236.). Wenn dies bereits aus nicht wenigen Stellen der Gagern'schen Correspondenz hervorgeht, so stellt sich die Eifersucht des englischen Cabinets auf das Klarste aus einer von Lord Liverpool am 16. Febr. 1816. im Oberhause gehaltenen Rede heraus. „Gewifs, sagt er darin, wäre es im Abstracten wünschenswerth gewesen, Frankreich geschmälert zu sehen. Aber ein andrer Zweifel entstand, *wem* solche abgelöste Theile des Gebiets sollten zuerkannt werden. Um die Frage ganz aufrichtig hinzustellen, würde man zum Beispiel forschen, ob die Sicherheit der Niederlande nicht durch den Besitz von Lille und Valenciennes eher gefährdet als befestigt sein würde?" — Dazu schreibt der patriotische Gagern (I. 237.): „Aber weder hier noch dort, weder in Wellington's Cabinet noch im Parlamente eine Spur des Anerkenntnisses, dafs ein Deutschland sei, dafs es eine Geschichte, einen Zusammenhang, einen Rückblick auf das Vergangene habe, dafs Tage der Vergeltung und der Rückstattung kommen, dafs Billigkeit und gerechter Anspruch für uns im Völkerrecht existiren."

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 115.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1844.

Mein Antheil an der Politik. V. Der zweite Pariser Frieden. I. Der Hergang. II. Die Beilagen. Auch mit dem besondern Titel: *Der zweite Pariser Frieden. Von H. C. Freiherrn von Gagern.*

(Fortsetzung.)

Und weiter: „Ut ameris, amabilis esto. Wann und wo war diese unsre nationale Amabilität anzutreffen? Hochachtung, Berechnung der Kräfte, Anerkenntnifs einzelner Eigenschaften und Tugenden trotzen wir wohl ab; Gunst, Zuneigung, Gerechtigkeit gegen das Ganze, Wohlgefallen an unsern innern Einrichtungen keinesweges, am wenigsten in England. — Ein grofser Hof, der von Ludwig XIV., der von Ludwig XVI. und Maria Antoinette, ja der von Napoleon und Josephine, hatten welche, Regensburg niemals, unsre alte rostige, gelähmte Reichsverfassung und Reichsversammlung niemals. Es flöfste nur Widerwillen ein und unsre staatsmännische Wohlredenheit stand unter der des Kapuziners in Wallensteins Lager. Und unsre Höfe! Die besten übersah man, die tadelnswerthen fielen zuerst in die Augen. Und schier gar unsre zahlreichen Priesterfürsten! — Zu Wien sahen die Ausländer immer nur Oesterreich, zu Berlin nur Preufsen, Deutschland nirgends — und heute?"

Wir haben diese Stelle abgeschrieben, um zu zeigen, dafs Hr. v. Gagern auch zürnen kann. In Beziehung auf England und die eben angeführten Aeufserungen ist uns aber die Vorliebe auffallend gewesen, mit welcher er in einer Anzahl von Stellen den Herzog von Wellington behandelt, sein Benehmen als englischer Feldherr und Staatsmann, andern Nationen gegenüber, in Schutz nimmt, und besonders von seinen Gesinnungen und Berührungen mit dem Hause Oranien so günstig spricht, da doch die Thaten desselben diesem Lobe durchaus nicht entsprochen haben. Der Verf. hat deshalb eine Anzahl Briefauszüge aus den Dispatches Wellington's, die sich auf die diplomatischen Verhandlungen und kriegerischen Ereignisse beziehen, mitgetheilt und durch Bemerkungen erläutert (I. 8—44.). Unter diesen sind manche ganz interessant, aber andere auch so kurz und unbefriedigend, dafs man damit durchaus nichts anzufangen weifs. So konnten z. B. seine kurzen Worte am 3. Mai 1815. (S. 39): *I got on pretty well with your King* in Beziehung auf den König der Niederlande eben so wenig von grofser Bedeutung sein als seine Versicherung vom 18. März 1815. (S. 14), er habe dafür gestimmt, dafs derselbe mit in den Rath der Grofsmächte gezogen werden sollte (*one of the contracting parties instead of an acceding party*) von Hrn. v. Gagern, der dies freilich ganz besonders wünschte, als eine sichere Garantie betrachtet werden durfte. Wäre der Herzog damals wirklich so wohlwollend gegen das oranische Haus gesinnt gewesen; so hatten sich im Laufe weniger Monate seine Ansichten bedeutend geändert. Denn mit mehr Zähigkeit konnte sich nicht leicht Jemand äufsern als Wellington in den von Hrn. v. Gagern aufbewahrten Unterredungen gethan hat.

Unser Buch ist aber nicht blofs ein politisches, sondern auch ein historisches. Wir meinen damit die Thatsachen aus seinem Leben, mit denen Hr. v. Gagern jene officiellen Stücke begleitet und öfters gleichsam eingerahmt hat, wo wir uns dieser Beweise rechtlicher, wohlmeinender Gesinnung nur zu erfreuen gehabt haben. Denn indem ein früher getadelter Drang des Verf.'s bei einem jeden grofsen Geschäfte oder aufserordentlichen Handlung thätig erscheinen zu wollen, jetzt sehr gemäfsigt erscheint, geniefsen wir den Vortheil die Urtheile und Aufschlüsse eines erfahrnen Greises, der als „Landmann und Gärtner" (I. 428.)

Digitized by Google

jetzt in edler Muſse von einem geschäftsvollen Leben ausruht, zu vernehmen. Ja, wir nehmen nicht Anstand es auszusprechen, daſs bei Männern von des Verf.'s Bedeutung oft ein kleiner Lebenszug, ein bedeutender Vorfall des Tages ein der Ueberlieferung würdiger Stoff ist und daſs persönliche Denkwürdigkeiten gerade hierdurch den gröſsten Werth für die Zeitgenossen haben, daſs sie aus unmittelbarer Anschauung wichtige Erlebnisse schildern, ein Nutzen, der verloren geht, wenn wir bloſs Urkunden lesen und die Geschichtschreibung lediglich auf das amtliche Schriftwesen begründen. Man mag jetzt über die Lebensbilder aus den Befreiungskriegen denken wie man will, man mag mit Recht sagen, daſs ihr Verf. seine eigne Persönlichkeit nicht eben karg behandelt habe, — aber es bleibt ihnen das Verdienst, daſs neben dem urkundlichen, hier und da zwar angefochtenen Theile, das Bild der Sitten, der Denkart und alles Thatsächlichen einer bestimmten Zeit in ihnen mit neuen, freilich nicht immer glänzenden Farben ausgemalt worden und dem künftigen Geschichtschreiber, der mit Talent und Tact zu wählen weiſs, ein reicher Stoff bereitet worden ist. Ohne also hier zwischen Hrn. v. Gagern und dem Vf. der Lebensbilder eine Parallele ziehen zu wollen, so sind beide berühmte Zeitgenossen zu beloben, daſs sie nicht von den Begebenheiten schweigen wollten, in deren Mitte sie selbstthätig mitgelebt haben.

Um auch aus diesen Abschnitten unsers Buches Einzelnes auszuzeichnen, so beginnen wir mit der Erwähnung mehrerer hohen Fürstlichkeiten, die den Hrn. v. Gagern mit ihrem Vertrauen beehrten oder denen er sonst nahe zu stehen Gelegenheit gehabt hatte. Von des Kaisers Franz I. von Oesterreich schlichtem Wesen, von seinem Pflichtgefühl und seiner Entschlossenheit weiſs der Verf. (I. 55 ff.) manches Interessante beizubringen, während sein vertrauteres Verhältniſs zu dem Erzherzog Johann uns den Blick in das einträchtige Leben des kaiserlich-österreichischen Hauses und in die Vermählungsangelegenheit der Erzherzoge Karl und Joseph eröffnet (I. 83—86.). Hr. v. Gagern hat durch Rath und Vorschlag dabei mitgewirkt und er rechnet mit Recht diese Ereignisse zu den vergnügtesten seines Lebens. Hierher gehören auch die Briefe der verwittweten Fürstin von Anhalt, einer Schwester des Fürsten von Weilburg, und dieses Fürsten selbst (Beil. I. und III.) aus verschiedenen Zeitabschnitten, die als nicht unwichtige Beiträge zur Kenntniſs ausgezeichneter fürstlicher Personen, ihrer Art zu denken und sich auszudrücken betrachtet werden müssen. Nicht minder bezeigt der Verf. (I. 155.) der mit herrscherlicher Hoheit vereinten Frauenhuld der Groſsfürstin Katharina von Ruſsland seine Verehrung.

Bei zwei andern Fürsten seiner Zeit ist das Lob nicht ganz frei von Tadel, wobei wir Hrn. v. Gagern keinen Vorwurf machen. Denn die Darstellung einer lebendigen, wohlmeinenden Individualität, mit ihren Fehlern und Menschlichkeiten, fesselt die Bewunderung und Anhänglichkeit öfters weit mehr als die unzuläſsige Zärtlichkeit, die Alles verdecken will. Der eine der beiden Könige ist Wilhelm I. von Holland, der andre Friedrich Wilhelm III. von Preuſsen. Die Schilderung des erstern (I. 410—414.) zeigt in ihm die oranischen Charakterzüge, zuviel Selbstvertrauen und zuviel Miſstrauen gegen Andre, er war Holländer nach Erziehung und Lebensweise, er sagte selbst einmal, er sei eher Republikaner als König gewesen, deſshalb war er dort volksbeliebt, selbst das groſse Gewicht, das er auf das Geld legte, erscheint als die Folge seiner holländischen Erfahrungen. In Belgien fand er das alles anders, die ihm aufgegebene Rolle war für ihn zu schwer. Der letztverstorbene König von Preuſsen heiſst ein „merkwürdiger, hartgeprüfter, verständiger, unstreitig tugendhafter Zeitgenosse," nur wird es ihm zum Vorwurfe gemacht, die Trennung Belgiens von den Niederlanden zugelassen zu haben, die in ihrer Gesammtheit Preuſsens beste, sicherste und bereiteste Schutzwehr gewesen wären (I. 421—427.). Wir fügen hier gleich an, daſs Hr. v. Gagern sich in dem vorliegenden Buche wie in seiner Kritik des Völkerrechts mit Enschiedenheit gegen die im J. 1830. erfolgte Trennung des niederländischen Königreiches ausgesprochen hat. Es sei dies gegen alle Verträge gewesen (I. 7. 15.), es sei die Befürchtung ohne Grund, daſs Frankreich keine Zwangsmaaſsregeln geduldet haben würde (S. 418 f.), es hätten sich die andern Staaten durch England verleiten lassen, mit Protokollen in London zu spielen (S. 419 f.). Denn „die gröſste Schuld werfe ich auf England und auf seine Difficultirung der Subsidien. Ueber die Absichten und Nebenabsichten wage ich nicht zu entscheiden. Die Persönlichkeit Lord Palmerston's ist mir dabei die widerwärtigste, die des Herzogs von Wellington die unerklärlichste." Von Ludwig Philipp

Digitized by Google

heifst es (S. 416), dafs ihm die Erde unstreitig viel verdanke, und dafs er wenigstens in Frankreich die Probe gegeben habe, wie die Dinge mit solchen oder ähnlichen politischen Anstalten noch gehen können, was wir sonst an so vielen Ecken und Enden bezweifeln müfsten, Karl X. dagegen sei zu seiner Rolle ganz ungeschickt gewesen und habe sich in diese constitutionellen Formen nicht finden können.

Von den Deutschen, mit denen Hr. v. Gagern in mehrfache Berührung und geschäftliche Verbindung getreten ist, nennen wir hier noch die Fürsten Metternich und Blücher. Mit dem letztern befand sich Hr. von Gagern im besten Vernehmen, er zollt seinem „erlauchten Namen" volle Achtung, er nennt ihn „einen stolzen Deutschen und Preufsen durch und durch" und bezeugt aus persönlicher Wissenschaft, dafs dem Kaiser Alexander Blücher's Einmischen in die Politik und der herbe Tadel in seinen Ausdrücken beinahe als Aufruhr erschienen sei (I. 140—143.). In der Sache selbst war auch Gagern ganz auf Blücher's und Gneisenau's Seite. Ueber das Verhältnifs zwischen Blücher und Wellington berichtet der Verfasser (I. 31—38. 70—81.) in mehrern Auszügen aus den Depeschen des letztern, die jedoch nicht von besondrer Erheblichkeit sind. Die Freundlichkeiten, die Wellington dem alten Helden sagt, gehören in die Classe gewöhnlicher Höflichkeiten, und sein Bericht von der Schlacht bei Waterloo ist zu allgemein, als dafs sich nach den Schilderungen eines Grolman und Müffling etwas Neues lernen liefse. Am Schlusse läfst Wellington dem preufsischen Heere grofse Gerechtigkeit widerfahren, erkennt die Wichtigkeit seines Beistandes zur Erringung so glänzender Erfolge an und ertheilt Bülow's entscheidender Bewegung die gebührende Ehre. Wenn man dies Zeugnifs aus dem Jahre 1815. liest, begreift man um so weniger den bittern und grundlosen Tadel der Preufsen, den der Herzog im Jahre 1836. im britischen Parlamente ausgesprochen hat. Des Fürsten Metternich Eigenheit und staatsmännische Bedeutung hat Hr. v. Gagern hier, wie schon früher (Bd. II. S. 83 f.) sehr wohl erkannt: „wir verstanden uns, sagt er, vorzüglich in der Bedeutung, dafs Keiner von dem andern etwas Unedles erwartete," ein Wort, das beide Männer gleichmäfsig ehrt, die sich in Beziehung auf die deutschen Stände in den Bundesstaaten „stark und diametral" schieden. „Ich sah es als ein Palladium des Bundessystems an, wie es einmal ist. Er sah ohne Zweifel Cohärenz und Contagion" (I. 101—106.).

Einen besondern und langen Abschnitt hinter den Beilagen des zweiten Theils (S. 200—284) hat der Verf. überschrieben: *Hr. Talleyrand und sein Verhältnifs zu den Deutschen* und dadurch frühere Mittheilungen im ersten Bande ergänzt, so wie einen Versuch zur Lösung einer Aufgabe gemacht, die für Jeden nur immer neue Schwierigkeiten und neue Reize offenbart. Denn um jetzt nicht von den Urtheilen der Memoirenschreiber zu sprechen, so braucht man nur Mignet's Gedächtnifsrede in dessen Vermischten Schriften und Varnhagen von Ense's in seinen Denkwürdigkeiten (III. 292 f.) enthaltene Schilderung mit dem Charakterbilde des Hrn. v. Gagern zu vergleichen, um sich von der Schwierigkeit eines Urtheils über Talleyrand zu überzeugen. Seine eignen Memoiren dürfen, wie der Verf. nach der glaubwürdigen Mittheilung der Nichte Talleyrand's, der Herzogin von Dino, versichert (S. 201), erst dreifsig Jahre nach seinem Tode (er starb im Mai 1838) gedruckt werden.

Wir wollen jetzt auf einige Hauptpuncte der Gagern'schen Charakteristik aufmerksam machen, die freilich auch oft, aber mitunter ganz ergötzlich, von der Sache abspringt und bald nach der Stiftung des Rheinbundes, bald nach dem Feldzuge des Jahrs 1807. und den sächsisch-polnischen Angelegenheiten hin ausweicht, dann wieder von Napoleon's Kriegslust und gigantischen Plänen spricht und sich sogar noch in der angenehmen Möglichkeit (S. 245) spiegelt, als habe Napoleon ein *imperator Romanorum* werden und wie Karl der Grofse über Frankreich und Deutschland herrschen können.

Dafs Talleyrand seine hohe Stellung für eine Goldgrube angesehen und sich Gefälligkeiten, nicht durch Dosen und Brillanten, sondern in baaren Summen habe vergelten lassen, wird unbedenklich zugegeben und die Thatsache bestätigt, dafs von Napoleon in Mainz ein sehr hochgestellter Fürst befragt sei, wieviel ihm Talleyrand gekostet habe (S. 205). Den andern gewöhnlichen Vorwurf, dafs Talleyrand so oft die politische Farbe gewechselt und namentlich gegen Napoleon undankbar gewesen sei, nennt Hr. v. Gagern ohne sittlichen Gehalt und Werth. Seine Landsleute sollen wissen, dafs Talleyrand stolzer Aristokrat und stolzer,

Digitized by Google

auf sich selbst vertrauender Politiker gewesen sei, im Uebrigen durch und durch Franzose. Er wollte seines Landes Ehre, Ruhm und relative Gröfse, dazu bot ihm Napoleon die Mittel, und so folgte er dessen Stern trotz des oft durchdringenden corsischen Eigenwillens, den er nicht immer glücklich bekämpfte, mit besonderer Unlust aber seit dem russisch-preufsischen Feldzuge im Sommer 1807. Von der Zeit an sollte Frieden auf der Erde sein, und seine Furcht vor Waffenentscheidung, sowie die Spaltung mit Napoleon nahmen zu, bis Talleyrand sich ganz von den Geschäften zurückzog. Was nun in diesen Blättern von Deutschland vorkömmt, bezieht sich vorzugsweise auf Oesterreich, denn diese Macht wollte Talleyrand ganz besonders geschont wissen; er war, wie Hr. v. Gagern zu dem Fürsten Metternich nach Talleyrand's Tode sagte (I. 102.), „ein eingefleischter Oesterreicher", gegen Preufsen hegte er dieselbe Abneigung wie die übrigen französischen Staatsmänner (I. 230.), von andern deutschen Ländern lesen wir nichts, was mit der Ueberschrift des Aufsatzes in Verbindung stände und vermögen also eben so wenig wie bisher darüber zu urtheilen, ob er von Deutschlands Nationalität besser und edler gedacht hatte, als fast alle französischen Staatsmänner und Feldherrn der Napoleonischen Zeit. Erinnern wir uns hierbei an die aus Talleyrand's Feder geflossene französische Staatsschrift vom 21. Sept. 1815. (Beilagen No. XVIII.) wegen der Abtretungen Frankreichs, an dies Muster sophistischer Diplomatik, so vermögen wir uns nicht davon zu überzeugen, dafs Talleyrand der Mann gewesen ist, durch den gerechte Ansprüche der Deutschen hätten erfüllt oder ihre Zukunft trotz der gerühmten Friedensliebe des französischen Ministers gesichert werden können.

Im Uebrigen enthält der Aufsatz ganz artige Dinge, allerhand Witzworte und Scherzreden, eine Anzahl Briefe an Gagern und Beweise einer einfachen, von Anmafsung freien Denkart. Die Briefe sind gut geschrieben, ja es läfst sich eine gewisse Anmuth und Herzlichkeit darin nicht verkennen, wie sie der echten Freundschaft, für die Talleyrand durchaus nicht ohne Gefühl war, eigen zu sein pflegen. So schreibt er im Jahre 1828.: *Quant au voeu particulier que vous formez, de me voir rentrer dans les affaires, tout que je puis vous dire, mon cher Gagern, c'est que sincèrement je n'y pense pas; et que si l'on me croyait encore une fois bon à quelque chose, je croirais devoir me sacrifier; mais ce serait bien inutilement, car je ne parle pas la langue actuelle, je ne la sais pas, et des efforts, qui auraient pour but, comme par le passé, le bonheur et la dignité de la France, ont aujourd'hui besoin de ménagemens autres que ceux que j'employais* (II. 273.). Dann am 20. April 1835: *J'ai souvent rémercié la fortune de m'avoir donné un contemporain tel que vous qui m'avez mieux compris que personne et qui avez bien voulu en aider d'autres à me mieux comprendre.* (*II.* 277.). In demselben Briefe finden sich auch einige Mittheilungen über seine Thätigkeit bei der Londoner Conferenz, er erklärt darin unter andern, sein Bestreben sei gewesen, England eng mit Frankreich zu verbinden, der Julius-Revolution das Bürgerrecht in Europa (*le droit de la bourgeoisie en Europe*) zu verschaffen, und die Welt über jenes System einer aufwieglerischen Propaganda zu beruhigen, das man von Frankreich aus gefürchtet habe.

Endlich geschieht auch der religiösen Gesinnungen Talleyrand's mehrfache Erwähnung. Herr von Gagern bezeugt, nie ein Wort des Spottes über religiöse Dinge aus seinem Munde gehört zu haben, eben so wenig sei durch ihn seiner Umgebung irgend ein Aergernifs gegeben worden. Ueber die Hergänge vor seinem Tode empfangen wir (S. 280. ff.) Nachrichten aus den mündlichen Erzählungen der Frau von Dino. Manche Verhandlungen hatten stattgefunden, ihn mit der Kirche auszusöhnen, eine schriftliche Eingabe war von Frau von Dino verfafst, in Rom gut geheifsen, es fehlte noch Talleyrand's Unterschrift. In der letzten schweren Krankheit verschob er dies von Stunde zu Stunde, endlich, da die Hoffnung seiner Herstellung sank, rief er mit starker Stimme: *demain matin à dix heures.* Auf die Erklärung der Aerzte, er könne diese Stunde nicht mehr erreichen, kam man also mitten in der Nacht. Er aber mit Stentorstimme: *est-il dix heures?* — „nein noch nicht!" — *A dix heures!* — Jedoch gegen vier Uhr war er schon nicht mehr am Leben. (S. 282.).

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 116.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1844.

Mein Antheil an der Politik. V. Der zweite Pariser Frieden. I. Der Hergang. II. Die Beilagen. Auch mit dem besondern Titel: *Der zweite Pariser Frieden. Von H. C. Freiherrn von Gagern.*

(Schlufs.)

Zur Geschichte des zweiten Pariser Friedens gehören auch die Wegführungen der gegen alles Recht nach Paris gebrachten Kunstwerke. Hr. von Gagern hatte den Auftrag von seiner Regierung, die holländischen Gelehrten, welche die Zurückgabe der geraubten Gemälde, Kunstwerke und Sammlungen besorgen sollten, zu unterstützen, sah sich aber selbst bei der Widerspenstigkeit der Pariser Behörden genöthigt, Wellington's Hülfe zu suchen. Bekanntlich war derselbe zuerst sehr geneigt, einen Ausdruck der Capitulation von Paris zu Gunsten der Franzosen zu deuten, besann sich aber doch nach Blücher's energischem Widerspruch eines Bessern, und erklärte dem Hrn. von Gagern: *tout ce qui appartient au roi, il doit avoir* (S. 266.). So erhielten die Abgeordneten Alles, was sie forderten, und Hr. v. Gagern meint gar nicht ohne Grund, dafs die Engländer sich hierin so willfährig gegen Holland bewiesen hätten, um dafür Anderes verweigern zu können. In den Briefen aus den Monaten September und October (No. 31 — 42.) ist der Verlauf dieser Angelegenheit neben den politischen Verhandlungen enthalten.

Da nun unser Bericht den Denkwürdigkeiten eines auf das Beste unterrichteten Zeitgenossen gewidmet ist, so möge es uns auch erlaubt sein, unsere Verwunderung auszusprechen, dafs derselbe die unter dem Namen der *Mémoires tirés d'un homme d'état* bekannten Denkwürdigkeiten (I. 159.) ohne Weiteres dem Fürsten Hardenberg zuschreibt. Ja, Hr. v. Gagern geht noch weiter, und hält es für ganz glaublich, dafs Vieles in den ersten Theilen den Papieren des Fürsten durch seinen Leibarzt Koreff entnommen sei. Nun wissen wir wohl, dafs bald nachdem jenes Buch erschienen war, wundersame Geschichten umhergingen, auf welche Weise durch unredliche Leute und Personen, denen der Fürst geglaubt hätte, sein Vertrauen schenken zu können, die Hardenberg'schen Papiere veruntreut worden wären. Aber eine solche Beschuldigung auf einen noch lebenden Mann zu wälzen, der sich der besondern Zuneigung des Staatskanzlers zu erfreuen gehabt hat, und der eine Mittheilung aus den ächten Denkwürdigkeiten doch nur unbefugt und widerrechtlich hätte machen können, erscheint uns doch als ein etwas keckes Verfahren. Ueberdiefs haben Varnhagen von Ense (Zur Geschichtschreib. und Literatur S. 387 — 400.) und Ranke (Historisch-Politische Zeitschrift II. 1. S. 52 — 63.) die höchst geringe Ausbeute, welche diese sogenannten Hardenberg'schen Denkwürdigkeiten geben, auf das Genügendste dargethan und in Schöll's Biographie im achten Bande des Neuen Nekrologs der Deutschen ist der Pariser Ursprung dieser Compilation durch Alphons von Beauchamp (andere nennen einen Grafen d'Alonville) hinlänglich nachgewiesen worden.

Aus dem Schlufscapitel haben wir bereits Einiges beigebracht, das sich durch Schärfe der Ansicht und Freimüthigkeit des Urtheils auszeichnet. Aufserdem enthält es eine bunte Reihe aphoristischer Betrachtungen über die politischen Erscheinungen in der jetzigen Welt, über die ungemessenen Ansprüche neuerer Franzosen an Deutschland, über Absolutismus und Constitutionen, über deutsche Verfassungen, über kirchliche Spaltungen und über zwei Lieblingsstoffe des Verf.'s, über deutsche Auswanderungen und über die dereinstige Einigkeit der Confessionen — alles Beweise, dafs die rüstige Kraft und der heitere Muth

Digitized by Google

des bald achtzigjährigen Greises ihm die Gegenwart fortwährend nahe gehalten haben. Denn selten nur bricht der Unmuth des Alters und die Klage über verwandelte Zustände hervor, und wenn er schon die Vergangenheit als seine Göttin ehrt, so wird doch die Frische seiner Ansichten ihn auch der Jugend lieb machen. Sie mufs den Mann achten, der mit so inniger Zuneigung für das deutsche Vaterland den Mitlebenden seine Denkblätter überliefert, und ungescheut manches Wort gesagt hat, das Lob oder Tadel von Betheiligten aufreizen wird.

K. G. Jacob.

LXV.

Das nordische Griechenthum und die urgeschichtliche Bedeutung des nordwestlichen Europas. Von Hermann Müller, der Philosophie und beider Rechte Doctor, öffentlichem ordentlichem Professor des Staatsrechts an der Hochschule zu Würzburg. Mainz, 1844.

Der Herr Professor Müller hat sich auf einen äufseren Anlafs seit vorigem Winter in geschichtliche Forschungen wieder vertieft, denen er, um des entlegenen Berufes willen, seit Jahren entsagt hatte. Er glaubte bei der Untersuchung über einen einzelnen Gegenstand im Gebiete der deutschen Geschichte gefunden zu haben, *dafs die Deutschheit des germanischen Volks zweifelhaft sei*, und die einmal gefundene Spur verfolgend, überzeugte er sich bald, dafs die eigentlich deutsche Geschichte erst mit den Gothen und Hunnen beginne, das grofse germanische Volk aber keltischen Stammes sei.

Dies grofse Ergebnifs verbunden mit der Erwägung, „dafs statt unser jetzt in das Erbe des germanischen Ruhmes das irische Volk eintritt und das Volk der Schotten", sowie auch ein anderer Trost, dafs „das, was wir am *Stamme* verloren, wir am *Boden* wieder gewinnen sollten, indem das nördliche Europa, zumal Deutschland, Frankreich und Britannien, ein verlorener Winkel der Erde bisher für die ältesten Zeiten, nun mit dem höchsten urgeschichtlichen und auch classischen Glanze bekleidet wird": — dies Alles bewog ihn, einige Stunden, die er der seinen Berufsgeschäften gewidmeten Zeit abmüfsigen konnte, zu benutzen, um in einer, im Verhältnisse zu der Wichtigkeit und dem Umfange des behandelten Gegenstandes freilich sehr kurzen Zeit in einer auf die Stärke von 33 Bogen angewachsenen und mit vielen gelehrten Citaten geschmückten Schrift den zweiten Theil seiner grofsen Entdeckungen zur öffentlichen Kunde zu bringen. „Wie", nach seiner Meinung, „hinter dem Bilde der deutschen Geschichte die der keltischen Vorzeit, durch jenes gleichsam übermalt, erspäht werden mag": so hatte sich ihm, „verdeckt von dem keltischen Wesen, ein *grofses nordisches Griechenthum* enthüllt, von welchem das südliche Hellas nur eine kleine Ausströmung sei, eine durch die Schicksale erst der späteren Zeiten begünstigte Siedelung."

Was so ihm sich enthüllt hatte, wollte er nicht länger als Mysterium bei sich behalten. Warum er indefs mit dem ersten Theile seiner Entdeckungen im Rückhalt geblieben ist, dies erhellt nicht ganz klar aus den an seinen Freund Ludwig gerichteten Worten in der Widmung der Schrift. Fast sollte man glauben, es wäre geschehen, weil ihm ein Freund den Rath gegeben habe, „lieber nie ein Wort davon zu sprechen, so lange er nicht auch mit den vollen Beweisen hervortreten könne. Alles würde sich dagegen auflehnen, Niemand ihm Glauben schenken; nicht der Stammesstolz allein sei dadurch verletzt, mehr noch empöre sich das Ehrgefühl des menschlichen Geistes gegen die Behauptung, dafs alle die gebildetsten Völker des neueren Europa ihre ganze Geschichte fast nur auf einen Irrthum gegründet hätten." (S. VI.). Diese Bedenken schienen indefs dem Herrn Verfasser nicht entscheidend. Der eigentliche Grund des Schweigens in Rücksicht auf den ersten Theil der Entdeckungen scheint vielmehr in den Schlufsworten der oben schon erwähnten Widmung angedeutet zu sein. Es heifst in denselben: — „Wenn wir, was freilich sehr schwer ist, mit voller Freiheit das Bild der heidnischen Anschauung und Ueberlieferung in uns entfaltet haben: dann erst lafs uns den Blick zurückwenden zu den goldenen Buchstaben der heiligen Schrift. Nicht den kleinsten Zug derselben wollen wir kränken; wie aber, wenn die heidnische Ueberlieferung erst den wahren Sinn von Moses Worten uns aufschlösse, und das Unverständlichste selbst, das Meistbestrittene (ich meine die Oertlichkeit des Paradieses) in das Licht der einfachsten Thatsache stellte?!"

Digitized by Google

Die Oertlichkeit vom Elysium, vom Orkos und vom Tartaros glaubt Hr. Müller allerdings klar, deutlich und bestimmt nachgewiesen zu haben. Man sieht also schon hieraus, was für grofse Umwälzungen nach den zu Tage geförderten neuen Ergebnissen in dem Gebiete der urgeschichtlichen Wissenschaften bevorstehen. Die Stellung des Hrn. Prof. Müller zur heutigen Wissenschaft könnte mit der des Euhemeros zu seiner Zeit verglichen werden. Dieser belehrte bekanntlich nach seiner Rückkehr von einer grofsen Reise nach dem Osten die Hellenen darüber, dafs ihre ganze Poesie und ihre Religion bisher in einem grofsen Irrthume gewurzelt hätten. Sie hätten bisher die olympischen Götter als geistig-lebendige Mächte verehrt; er aber habe jetzt sicher erfahren, dafs es gestorbene Menschen wären. So auch zeigt uns, nachdem er freilich nur eine kurze Reise durch das Gebiet der urgeschichtlichen Wissenschaften gemacht hat, Hr. Müller, dafs das, was uns bisher nur als im Bewufstsein der Hellenen bestehende mythische Anschauungen gegolten hat, fern im Westen örtlich auf der Erde zu suchen sei.

Er beginnt seine Betrachtungen mit der Hinweisung auf die Kimmerier am Ende des Okeanusstromes (S. 3), und stellt dann die Behauptung auf, dafs die Odyssee nach Seemährchen abgefafst worden, die gröfstentheils nicht hellenischen, sondern ausländischen Ursprungs gewesen wären. Zum Beweise dieser Behauptung beruft er sich (S. 5—10) auf Vofs und Welcker, von denen jener die Beschränktheit der geographischen Kenntnisse Homers, dieser aber nachgewiesen habe, dafs Odysseus nach Homer im atlantischen Meere herumgeirrt und die Irrfahrt dort eine echte geographische Grundlage habe. Diese Grundlage zu entdecken wäre die Aufgabe der heutigen Zeit. Zur Lösung dieser Aufgabe wird fortgeschritten zu Betrachtungen über den Okeanos und diese werden (S. 15) an die Worte Homers angeknüpft, nach welchen Okeanos aller Götter Ursprung genannt wird. Um nun zu erfahren, wohin dieser Ursprung der Götter auf Erden seiner Oertlichkeit nach zu versetzen sei, werden weitläuftige Untersuchungen angestellt. Es richtet sich die Forschung darauf, das Ende des Okeanos zu finden: „denn die Stelle, wo der Okeanos endete, wo er in Felsen hauste, wo er den Umlauf begann und schlofs, wo nicht minder die Sonne und der Tag und die Nacht den himmlischen Umlauf eröffneten und schlossen, die Stelle, wo zugleich der Erde Wurzel, Anfang, Ende war, und nicht minder des Meeres, des Tartaros, ja des Himmels: dieselbe Stelle war der Götter Heimath, war der ältesten hellenischen Vorstellung nach der Schauplatz der gröfsten mythischen Begebnisse" (S. 41).

Nach Erwägung der Sache von ihrer mythischen Seite wird zuerst das Ergebnifs zu Tage gefördert, „dafs des Okeanos Enden in der ältesten Mythe zusammengefallen mit den Marken der Erde, mit dem Eingange in den Tartaros, mit dem Aufgang und Untergang des Helios, mit der Todesstätte des Phaeton, dem Strome Eridanos, mit der Ueberfahrt zu den Felssäulen des Atlas, des Prometheus, zur Insel Erytheia, zu den seligen Eilanden und zu dem Himmelssteig" (S. 55).

Es bleibt hiernach nur übrig, die Oertlichkeit dieses Hauptpunctes der Erde, wohin die Mythe dies Alles versetzt, zu erforschen, und dabei wird denn (S. 57) die Stelle des Herodot herangezogen, in welcher er von dem in das nördliche Meer mündenden Flufs Eridanus spricht, durch welchen der Bernstein den Hellenen zugeführt werde. Besonders wird dabei das hervorgehoben, dafs Herodot an der nämlichen Stelle sage, es sei sicher, dafs das Zinn und der Bernstein den Hellenen aus den äufsersten Gegenden des westlichen Europa zugeführt werde. Diese Aussage des Herodot wird (S. 59) erläutert durch das, was Timäos bei Diodor aus Pytheas über den Handelsweg, auf welchem Bernstein und Zinn den Griechen zugeführt würde, berichtet. Es wird Bononia am britischen Sunde als der Ort bezeichnet, von wo aus Zinn und Bernstein nach dem Süden geführt worden wäre. An den Küsten des britischen Sundes, wo der Eridanos, der Rhein, den Zinneilanden gegenüber mündet, wird somit das Ende der Erde, welches mit den Enden des Okeanos zusammenfällt, gefunden. Zugleich auch wird die Gelegenheit ergriffen, auf die etymologische Erläuterung des Wortes „Rhein" hinzuweisen. Dieselbe wird später (S. 288) in folgenden Worten gegeben: — „Der Lichtgott Eridanus, Helios erscheint uns auch als Rhenos, als Bicornius, als Rhenos Bicornis; darin finde ich den göttlichen ρην, ἀῤῥήν, den Widder, ἀμνός, Ammon."

Nachdem das Ende der Erde und des Okeanos ge-

Digitized by Google

funden ist, wird (S. 82) gesagt: „Wenn wir aber alle Schulvorurtheile abwerfen, und ausgerüstet mit der bereits gewonnenen Kenntnifs der Dinge, um das Ende des Okeanos, die Quellen befragen, so finden wir grade in dieser Gegend Aethiopen." Weiter heifst es (S. 66): — „Wo der Götter Ursprung, wo ihr liebstes Erdenland, da ist begreiflich auch der Sitz des Oberpriesterthums, die höchste Blüthe heiliger Wissenschaft, also auch der Dichtkunst, der Sternkunde. Der Sänger der Dido besingt den Mond- und Sonnenlauf, den Ursprung der Dinge, der Menschheit, der Thiere, des Regens, des Feuers, die Gestirne; und von wem entnahm er diese Weisheit? wer war Meister seiner Schule? maxumus Atlas; dieser grofse Atlas hat die Sphäre erfunden, er ist nach Virgil und Plinius ein *sternkundiger* König, als einen der ältesten Philosophen nennt ihn Diogenes Laertius." Der Atlas aber wird als „Tragsäule in der Felswand jenseits des Okeanos, an den Marken der Erde und des Himmels" gefunden (S. 112.). Denn „dafs nach uralter Vorstellung der Himmel auf Säulen ruhte, dafs Atlas die Säulen, oder, anders aufgefafst, unmittelbar den Himmel trug: daraus schon, wie jeder leicht zugiebt, läfst sich entnehmen, dafs Atlas der Fufs, der Boden der Bergwand, oder die Bergwand selbst sei, auf welcher der Himmel ruhte. Da aber Atlas am grofsen nordwestlichen Sunde des Oceans stand, im Angesicht des Gebietes der Unterwelt, so folgt unabwandelbar: die Felswand der britischen Küste ist der alte Atlas" (S. 111. 112). Wie aber Virgil in der neu entdeckten Welt Britanniens die Säulen des Atlas findet, so erkennt Horaz eben so hier Elysion (S. 87). „Nur ist wohl zu merken, dafs, da man Britannien betrat, man unmöglich, der damals wilden Wirklichkeit gegenüber, Elysion selbst schon zu sehen glaubte; man wufste nur, dafs es hier irgend zu suchen sei. Selbst von Cäsar erzählte man, er habe dahin einen Ausflug gemacht auf einem Dreiruderer mit hundert Begleitern, und entzückt durch die Schönheit des Elysiums, habe er nicht mehr heimkehren wollen. Man könnte an das grüne Irland denken." So meint Hr. Prof. Müller und bezeichnet dagegen den öden Felsen, wo wir uns Prometheus gefesselt denken müfsten, als den grausen Gipfel jenes Kreidewalles, „wo uns der gröfste Dichter der neueren Zeit zwischen Kräh'n und Dohlen den Armen (Lear) zeigt, der kletternd Fenchel sammelt" (S. 122. 123).

Das soll gewifs sein und auch durch Stellen, die Grimm (D. M. S. 791—795 2te Ausgabe) in Rücksicht auf mythische Vorstellungen über der Seelen Ueberfahrt nach Britia beibringt, noch bestimmter erhärtet werden, dafs der Kanal die Todespforte, das Thor der Unterwelt sei, und dafs Britannien gegenüber, vom Sunde umzäunt das Gebiet des Tartaros liege (S. 105. 106). Hierhin sind auch die Säulen des Herkules zu versetzen und „der Irrthum, welcher zur Schullehre geworden, und darum schwer zu bekämpfen ist, hat dennoch die Wahrheit nur halb verdeckt" (S. 116). Denn es bleiben uns des *Kronos Säulen*, des *Briareos Säulen*, und aufser diesen, die eben die Säulen *des alten Atlas* und die *britischen Felssäulen* sind, giebt es keine Säulen des Herakles (S. 116. 117). Demnach müfste denn auch wohl der Fels, wo Prometheus angeschmiedet der Befreiung durch den Herakles harrte, in einem näheren Zusammenhange mit den Säulen dieses Helden stehen. Aber ob nicht in dieser Rücksicht der zähe Widerstand allverbreiteter Meinungen gegen das Neugefundene (Vergl. S. 114) dem Wahrheitsfreunde entgegentreten werde, mufs dahingestellt bleiben. Merkwürdig freilich ist es, dafs sich Erinnerungen daran, dafs Herkules wirklich in Britannien gewesen sei, in uralten Volkssagen erhalten haben sollen. „Eine alte Lebensbeschreibung des ersten Bischofs von Dorkynia (Dorchester), der dem Anfange des siebenten Jahrhunderts angehört, weifs noch, dafs Herkules der Tirynthier in Britanien seine Feinde besiegt habe, und in dem Gedichte eines Cornelius (um 1200?) hallt dieselbe Sage wieder" (S. 139. 140). Aber hiergegen werden die Männer der Schule einwenden, dafs der Verf. der Lebensbeschreibung des Bischofs von Dorkynia mit den Mythen der Hellenen bekannt gewesen wäre, und dafs er das, worauf er sich beziehe, eben daher und nicht aus der keltischen Sage genommen habe. Besonders wird ihnen die Erwähnung des Tirynthiers und die Zusammenstellung mit Alexander dem Makedonier auffallen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

№ 117.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1844.

Das nordische Griechenthum und die urgeschichtliche Bedeutung des nordwestlichen Europas. Von Hermann Müller.

(Fortsetzung.)

Durch dergleichen wird jedoch Hr. Müller schwerlich in seinen Ueberzeugungen sich irre machen lassen. Er wird Einwendungen machen und solche vielleicht in irgend einer Weise hernehmen aus dem, was er (S. 149) in folgenden Worten sagt: — „Nachdem wir erkannt, dafs alle Benennungen der Druiden namentlich Druidae und Drusidae selbst, dann Saronides, Semnothei, Bardi, Euhages und Parasiti auf griechischen Ursprung hinweisen; können wir des Zeugnisses Cäsars für den *britischen Ursprung des Druidenthums* nicht gedenken, ohne schon aus dieser einzigen Beobachtung eine starke Vermuthung zu schöpfen, dafs in den ältesten Zeiten, vor dem Einbruch der Barbaren, Griechen in Britannien gewohnt haben." Hr. Müller scheut sich zwar, „weil schwach gerüstet" (S. 157), weit vorzudringen in die dunkelsten Gebiete des Alterthums; dafs aber im Druidenthum der gröfste Nachlafs urgriechischer Priesterherrschaft vorliege, scheint ihm klar. „Die Mischung," meint er (S. 157), „und die heftigen Umwälzungen, die der Norden erlitt, brachten indessen das Druidenthum des Festlandes in Abnahme. Ungemischt griechische Stämme, in britischen Gebirgen geborgen, bildeten dann den grofsen Heerd der nordischen Bildung, welchem Alle zuströmten. Aus diesen letzten Griechen des Nordens ging", wie ihn dünkt, „auch die christliche Kirche Irlands hervor, die eine griechische war; die Druiden wurden Mönche, und die skotischen Mönche retteten den Schatz nordgriechischer Bildung." — Obgleich der Hr. Prof. sich vorbehalten mufs, diese Dinge besonderer gründlicher Forschung zu unterwerfen, so glaubt er doch, vorläufig einzelne Andeutungen zur näheren Begründung der Annahme eines griechischen Druidenthums nicht ohne Nutzen in dem vorliegenden Werke niederlegen zu dürfen. Der Berichterstatter mufs bedauern, bei dem vielen Merkwürdigen, worauf Andeutungen hier seinerseits noch zu geben sind, den Leser, für den jene einzelnen Andeutungen von Bedeutung sein könnten, auf das Werk selbst verweisen zu müssen. Dieser wird dann unter anderem Nützlichen auch, wenn er es nicht schon wissen sollte (S. 149. 150), erfahren, dafs die Druiden, von denen die skotischen Mönche herstammen sollen, aufser vielen Freiheiten das Recht genossen hätten, „ein Haupt" zu wählen „(einen Papst) von höchstem Ansehn und Gewicht," und dafs ihnen aufserdem noch vergönnt gewesen wäre, „den Widerspänstigen in Bann zu thun (die schwerste Strafe, voller rechtlicher Tod für Kirche und Reich)."

Dort, wo jene Druiden weilten, war Elysium in der Nähe des Tartaros (S. 47. 87. 105. 120. 123. 286. 287); es war dort das Land der Seligen (S. 314); Atlantis ist dort wiedergefunden (S. 481) und das Land der Hyperboräer, demnächst aber auch das der kimmerischen Nachtmenschen, die den Tag nicht schauten, das der Kyklopen und das des Geschlechtes der Titanen oder der Teutonen (S. 3. 142. 281. 331. 422. 423); denn die Titanen waren nichts anders als griechisch redende Teutonen (S. 265. 276. 417). Aus jener nordwestlichen Gegend der Erde aber, von wo her die Götter ausgezogen sind, und woher Wissenschaft und Oberpriesterthum stammen, sind auch alle Völker, die Spuren einer höheren Geistesbildung in der Geschichte hinterlassen haben, hergekommen. Von den Aethiopiern hätten es Virgil (Aen. IV. 480 sq.) und Homer (Il. I. 423 sqq.) bezeugt, dafs sie im Nordwesten gewohnt hätten (S. 62 vergl. S. 208). Seneca, der eine genaue Kunde der nordischen Verhältnisse besessen hätte, soll auch von der Beziehung der Perser zum fernen Westen unterrichtet gewesen sein (S. 160).

Digitized by Google

Denn er hat davon gesungen, dafs die Perserstämme die Gewässer der Elbe und des Rheins gekostet hätten. Ueber die Beziehung der Afrikaner zu den Briten heifst es (S. 209. 213): — „Nach dem Etymologicum magnum ist Keltos ein Sohn des Herakles und der Κηλτώ, Kelto aber die Tochter des Britanus. Wie aber Kelto sich dem Lichtgotte vermählt, so ist den *Doriern* Brito selbst Lichtgöttin (Βριτώ und Βριτόμαρτις Artemis); anders aufgefafst aber ist sie, wie Kelto, nur eine Nymphe." — „Die Aphrogeneia ist die Sundgeborne, daher sie auch einfach Aphro, (Ἀφρώ = Βριτω = Κηλτώ) und im Etrurischen Frutis heifst, Venus mater." — „Wenn nun Aphros, Afrus der schäumende, brandende Sund ist, (wenn Afro = Kelto), so ist die älteste terra Africa = Keltica, am Sunde; die britischen Quellen kennen *nordische Africani*, mit deren Hilfe die Angeln die Briten besiegt haben, welche sogar einen Führer Breas haben. Ich weifs nicht, ob ich wagen darf, mich auf Propertius zu berufen, der für Boreas Afrikus sagt:"

„Africus in glaciem frigore nectat aquas."

„Freilich möchte einem leicht schwindeln, wenn die Weltpole sich gänzlich verschieben."

Wenn hiernach Hr. Müller selbst kaum im Stande ist, bei der Fülle der Offenbarungen, die sich ihm aufdrängen, eines Schwindels sich zu erwehren, wie werden es die Männer der alten klassischen Schule vermögen, wenn sie erfahren, dafs beides Urphrygien, wie Urägypten in Irland zu suchen wären. In Rücksicht auf Aegypten heifst es (S. 458): — „Sehr befremdend ist freilich die Behauptung, dafs Aegypten seine Heiligthümer, auch die fernsten — namentlich ist derselbe Ammon auch in *Meroe!* — von dem Sunde des Oceans empfangen habe. Dafs Phönicier in uralten Zeiten ihr Wesen nach Irland verpflanzt haben möchten, das ist jedem längst ein geläufiger Gedanke geworden. Aber Thorheit scheint leicht die Annahme einer so innigen Verbindung von Nord und Süd, sobald dabei die Richtung der Bewegung verkehrt wird. Dennoch hoffe ich, dafs, was ich aufstelle, die Behauptung des Zuges der nysischen Heiligthümer von Irland nach Afrika, viel weniger verwegen erscheinen wird, wenn man die Nachrichten über die *Urgeschichte Afrikas* in Erwägung zieht, welche Sallust (Bell. Jugurth. c. 18. 19.) mit Hinweisung auf einheimische, ohne Zweifel karthagische Quellen uns überliefert hat."

Nachdem S. 436 — 438 der Nachweis versucht worden, dafs Ogygia die Insel sei, wo Saturn schlafe, und dann auch verwiesen worden ist auf die Steinkammern der Gräber nordischer Vorzeit, wird noch hinzugefügt: „Wenn der Gott im Todesschlafe auf der Insel Ogygia ruhte, so möchte man fast glauben, dafs der Name Ὠγυγία, der auch Ὀγυία geschrieben werden mochte von Ὠ und γυία, γυα gebildet sei und Jammerland bedeute." — — „Wichtiger, als diese dunkeln Namensbezüge, ist der Umstand, dafs der Name Ogygia wieder in Hellas und in Aegypten auftaucht." — — — „Wie bedeutend sind diese Zeugnisse für den nordischen Ursprung der ägyptischen Heiligthümer! Gründer von Thebe, der grofsen Stadt des Amun, heifst sonst Osiris; also Ogyges ist Osiris. Ogyges, der den Dienst der Demeter und des Dionysos brachte, ist kein anderer, als Dionysus — Osiris selbst, und in ältester Zeit war *Ogygia* das *nysische Irland.* Höchst merkwürdig endlich ist die Wahrnahme, dafs nach Josephus Zeugnifs der Altar Abrahams im *Haine Mamre* unter der *Eiche Ogyges* errichtet worden, welche seit Erschaffung der Welt gestanden habe. Also auch hier unser Lichtgott Hebon, Hebros in Mamre, quae est in *Hebron!* Abraham erkannte in der Lichtsäule (Dionysos) des Nordens, in dem Baume, δένδρον = δρῦς (Dionysos), in der Urkraft, ῥώμη, robur, seinen Jehova! Auch er ehrte als *Sinnbild* des Lichtgottes die Eiche (δρῦς), auch er war — *Druide.*"

Nach solchen neuen Entdeckungen darf es nicht auffallen, dafs auch (S. 238. 239) uralte Beziehungen zwischen Indien und Irland aufgesucht werden, und dafs auch in Rücksicht hierauf eine Nachricht aus den Blättern für literarische Unterhaltung (Jahrg. 1833. n. 62.) herbeigezogen wird. In der mitgetheilten Stelle heifst es: — „Bei den Braminen in Benares ist eine Handschrift, enthaltend eine Beschreibung der britischen Insel und aus den Zeiten vor Cäsar herrührend, aufgefunden worden. Britannien wird darin mit einem Namen genannt, der gleichbedeutend mit „gelobtes Land" ist; die Themse, Isis und andere Flüsse führen ähnliche Benennungen, und Stonehenge wird als ein grofser „Hindutempel geschildert."

Die fernere Untersuchung über diesen zur Sprache gebrachten Gegenstand läfst Hr. Müller indefs fallen; dagegen stellt er (S. 242) als gewifs die Behauptung

Digitized by Google

auf: „*Die Phrygier sind Britten*, sind Iren, Kelten (ihre Priester der grofsen Mutter hiefsen Galli sowohl, wie Phryges; der göttliche Flufs Gallus wie der Flufs Phryx und Phrygius trägt den Namen des Lichtgottes); *diese Phryger sind Griechen*: also die ältesten Britten, Iren, Kelten, die Briganten namentlich, sind Griechen." — „Die kretischen Mythen", nämlich (S. 239), „der kretische Glaube stammen aus Phrygien; die Phryger sind die Briganten des Nordens." — „Dafs der kretische Rhadamantos die Inseln der Seligen bewohnt hat, während Minos den Tartaros besafs, wie begreiflich ist das nun. Nur der britische Sund trennte die Brüder."

Mit den Phrygiern sollen diese Mythen nebst anderen aus Britannien nach Kreta gewandert sein. „Die Phrygier hiefsen, als sie vom Norden her in ihre neuen Wohnsitze eindrangen, Bryges, Brygi, Briges, Breges; sie hiefsen aber auch Brekyntes, Berekyntier; Bryx und Brekyns sind nach Hesychius gleicher Bedeutung. In Phrygia ist also unsere Bregia, Brigia des Nordens wiedergefunden, und die volle Form Berekyns erklärt auch das Schwanken zwischen Breg und Berg; Brekyn aber ist Bregas. Man kann also nicht läugnen: die Briges, Briganter des Nordens führen gleichen Namen mit den Briges, Phryges, Berekyntes des Südens" (S. 229). Von den Phrygern oder Brygern wird erwähnt, dafs sie gewohnt hätten am schneeigen Bermios, wo die fabelhaften Rosengärten lagen, in denen der weise Seilenos lustwandelnd gefangen wurde. Dieser Sage wegen kann der Hr. Prof. nicht anders „helfen", als „Bacchos, Seilenos mit dem Esel und Midas mit den Eselsohren nach Britannien heimziehen zu lassen."

Der eigentliche Ursitz des Dionysosdienstes soll der Westen sein (S. 237) und hier auch der Flufs Sabis (die Sambre) in der Nähe des Tartaros sich finden, in welchen Bacchos hinabstieg (S. 230). Von diesen Gegenden her, „aus Hesperien, dem fernen Westlande, kommen diejenigen, welche Troja und Samothrake gegründet haben. Sie nannten sich Oenotri. Das hat Virgil (Aen. VII. 205 ff.) aus Samothrakischen Nachrichten geschöpft (S. 256). Weiter heifst es (S. 357): „Was die Sage von Oenotros bisher verdächtigte, dafs sein Name nämlich in arkadischen Sagen lebte: das mag uns nicht irren; denn in Arkadien (= Orkadien) waren nicht blofs die Esel phrygisch, brigantisch. Orkadier und Dardaner waren gleichen Ursprungs." (Vergl. S. 264.) Aber nicht blofs Trojaner und Samothraker stammen von den Griechen des Westens her; die Rhodier sind von den Ufern irgend eines Flusses Rhodanus, dessen Namens es mehrere Flüsse im Westen und auch jenseits des britischen Sundes als Rhodon giebt, gekommen, die Lindier aber aus Lindesia, dem heutigen Gebiete von Lincoln in Britannien (S. 252). Die Umbrier sind Gallier, nicht aber jüngere barbarische, sondern ältere griechische (S. 255). Die Hetrusker sind Agathyrsen und zugleich auch kaledonische Picten (S. 259). Die Latiner stammen aus Albion=Atlantis=Latium. „Dafs Latinos im Norden heimisch, ebenso wie Sabinos und Albanos, das bezeugen auch (neben Sabiniacum Savigny, Albiniacum Aubigny) unsere Orte Latiniacum, Lagny, Lessenich" (S. 263). Vor allem aber ist das wichtig, dafs London und Paris in der fernen Urzeit nordgriechische Städte gewesen sind.

Dem Beweise für diese Behauptung wird als zwölfter ein eigener Abschnitt gewidmet. Derselbe beginnt mit folgenden Worten: „Unsere Forschung umkreiste bisher in mannigfachen Windungen, als ob sie es zu betreten scheute, das finstere Gebiet des Hades, und es wäre wohl Zeit, dafs auch in diese Räume der Strahl der Wahrheit eindränge, wie einst Phoebos den Vater der Götter bedroht, dafs er nun sein Licht leuchten lassen werde den armen Nachbarn in den Klüften des Tartaros. Aber ich mag von den westlicheren, den brittischen und gallischen Gebieten nicht scheiden, ehe ich den gröfsten Städten derselben, die auch die gröfsten Städte der Welt sind, durch den Nachweis altgriechischen Ursprunges und inniger Verwandtschaft eine Huldigung dargebracht habe."

„Das Dasein nordischer Trojaner oder Dardaner war unbekannt, als man im mittleren Europa, in Oberitalien, in Hispanien, in Gallien, ja in Germanien sogar die Ueberlieferung trojanischer Herkunft vernahm. Die Deutung der Sage auf die asiatische Troja war der erste unvermeidliche Mifsgriff, der zweite die Verwerfung der ganzen Sage, wo sie, auf die östliche Troja bezogen, vor besonnener Prüfung nicht bestehen mochte. Diese Mifsgriffe standen bisher der Würdigung uralter Ueberlieferungen im Wege, gemäfs welchen die Hauptstadt Frankreichs, ebenso gut wie die asiatische Troja, von Nordtroja aus gegründet worden, gemäfs welchen also, wie sehr es auch befremdet, *Pa-*

Digitized by Google

ris für eine *Tochter Londons* zu halten ist. *Durch dreiundzwanzigtausend ausgewanderte Trojaner wurde Paris gegründet.* So bezeugt der königliche Leibarzt Rigordus um das Jahr 1210; freilich ein neues Zeugnifs, aber darum nicht im Mindesten unglaublich. Wie möchte eine solche Nachricht erfunden werden?" — „Und was hätte irgend einen Menschen bestimmen können, eine solche Thatsache zu erlügen? Machen wir denn auch hier wieder mit dem Glauben den Anfang! Die Pariser also Trojaner? Im Mittelalter verstand man, in Britannien wenigstens, unter Troja London; und woher haben die Pariser jener Zeit ihre Bildung erhalten? Bekanntlich ganz und gar von den Britten. Die brittischen Mönche brachten das Erbtheil der Druiden auch nach Frankreich, namentlich nach Paris. Kaum zu zweifeln ist, von den Britten aus druidischen, bardischen Quellen ist jene Nachricht nach Galliens Hauptstadt gedrungen."

Zur näheren Begründung dieser Behauptung hält sich der Hr. Verf. zunächst an den Namen des Flusses Tamisis (S. 294. 295). Er weist auf ein lateinisches Gedicht des Mittelalters hin, in welchem die Vermählung des Isis mit der Tama unter dem Bilde der Stromvereinigung zur Tamisis besungen wird. In den am Hauptarme des genannten Flusses belegenen Rollerichstones findet er die Ueberreste eines alten Sonnentempels, der dem Roderich, dem Rosenkönige, der wieder an den Midas mit seinen Rosengärten erinnert, gewidmet gewesen sein soll. Dieser Roderich ist aber auch wieder der Gott Isis, der an mehreren Flüssen in Gallien und in Germanien, wie an der Isara und an der Wisurgis und auch im Donaugebiet aufser an kleineren Flüssen am Ister, der den Beinamen Danubius, Gatte der Dâ, der Demeter führt, verehrt worden sein soll (S. 296).

Hr. Müller findet die ursprüngliche Heimath des Isisdienstes als des Dienstes des Einen Lichtgottes in Britannien, wo er auch die deutlichsten Spuren der Zertheilung des Einen Gottes in viele Gestalten zu erkennen glaubt. Doch gesteht er selbst, dafs ihm die nöthigen Kenntnisse fehlten, um die Untersuchungen hierüber zur Reife zu bringen (S. 301). Er bricht dieselben daher ab, und geht zu einem anderen Geständnisse über, nämlich zu dem, dafs er darüber irre wäre, ob denn wirklich der Name Tamisis seine Entstehung der Verbindung von Tama und Isis verdanke. Deshalb möchte er sich eher zu der Annahme bewogen fühlen, dafs der Themsestrom in seinem ganzen Laufe auch Isis oder Is genannt worden sei. Es scheint ihm dies aus den Nibelungen hervorzugehen, „die — ebenso vom Rheine, von der Maas, von der Issel in festem geographischen Sprachgebrauche Rhinland, Masaland, Isellam benannt wurde — das Themseland, seiner Meinung nach, Island nennen." (S. 302 bis 304). Dabei setzt er hinzu: „Brunhilde war Königin von Island d. i. von England." — War aber die Themse der Isisstrom, so waren die Londoner Parisii, Isisanwohner, und da London unstreitig Troja hiefs: so bewährt sich der Bericht, dafs von Troja die Parisii ausgezogen, um den Staat der gallischen Lutecia zu gründen" (S. 305). Es werden jedoch auch noch zur Vollendung des Beweises Verse des Mönches Abbo aus dem Gedichte über die Belagerung von Paris durch die Normannen angeführt, nach welchen der Stadt das mitten im weiten Gefilde der Danaer liegende Isia den Namen verliehen haben solle (S. 305). Daran wäre denn nicht weiter zu zweifeln, dafs Isia London wäre, London die Hauptstadt von Island, gelegen an dem dem Isis-Gotte geheiligten Strome.

Nachdem ein so wichtiges Ergebnifs durch die Forschung zu Tage gefördert ist, wird im dreizehnten Abschnitt hinabgestiegen in die Nacht des Hades. Dieser Abschnitt beginnt mit folgenden Worten: — „Wenn Tartaros, was unsere Forschung doch ergeben, der britische Sund ist, der grofse Wasserriegel, aufgefafst als Weltriegel, wenn mithin das Ende dieser und der Eingang in die Bereiche der anderen Welt nur in der menschlichen Vorstellung ihre Begründung hatten: wie wollen wir dann noch eine wirklich örtlich vorhandene Behausung des Hades, des unsichtbaren Königes der Todten, entdecken? Jenseits des Riegels fand man freilich ein Land, und nannte es nun *die andere Welt*; aber in dieser anderen Welt brachte die Mythe die *Seligen* unter; die unseligen Todten sind tief unter der Erde, abgeschieden von uns durch die Pforten der Hölle, die sich wohl ebensowenig finden und eröffnen lassen, wie die Pforten des Himmels, welche zusammt der heiligen Stiege in der mythischen Dichtung an derselben Stätte des Sundes stehen."

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 118.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1844.

Das nordische Griechenthum und die urgeschichtliche Bedeutung des nordwestlichen Europas. Von Herrmann Müller.

(Schlufs.)

Ungeachtet solcher von ihm angestellten Betrachtungen verzweifelt Hr. Müller dennoch nicht. Denn „die Alten lassen es deutlich erkennen, dafs Menschen am britischen Sunde unter der Erde gewohnt, unter der Erde Tempel und Orakel gegründet haben, und dafs der finstere Wohnsitz dieser Sterblichen und der grause Sitz dieser Heiligthümer in die Vorstellung von dem Reiche der Schatten verwoben wurde" (S. 316). Die Beweise für diese letztere Behauptung und besonders auch in Rücksicht auf die fragliche Oertlichkeit werden aus dem Ephoros bei Strabo, aus der Odyssee und aus der Argonautik entnommen. Daran wird wird aus Grimms Deutscher Mythologie ein weitläuftiger Auszug über den Herumzug der Weber mit dem im Walde bei Inda gezimmerten Schiffe durch Aachen, Maastricht, Tungern und so weiter im Lande angeknüpft. Inda wird als die Göttin Isis gedeutet, und nach einigen Bemerken über die in dem ausgezogenen Berichte vorkommenden Götternamen das Ergebnifs der Untersuchung in folgenden Worten (S. 345) ausgesprochen: „Uns hat also Homer, da wir die Unterwelt suchten, von Bononia ostwärts gegen Tongern gewiesen; in die nächte Nähe weisen auch die Argonauten; überall wird auch eine Flufsmünde als Zeichen genannt, das trifft auf Maastricht; in Maastricht beginnet gerade, wie wir sahen, der eleusinische Umzug; unsere Nachricht zeigt ihn gehemmt auf dem Wege nach *Thênae* (Tinnen) (Vergl. S. 218. 219). So berührt sich wieder das Land der Atuatici = Attici am Sunde mit dem attischen Lande der Athener, dessen Bevölkerung die Hellenen als fremd, die Britten als brittisch bezeichnen" (S. 345). In diesem Lande der Atuatiker, der ächteren und älteren Attiker, wird nun bei Maastricht der Berg des Hades, der heutiges Tages der Petersberg heifst, gefunden. Hier hat Alberich, der Albanenkönig (S. 350) oder der König von Albion geherrscht. Er bezeugt durch seine Narnkappe, wie er eben nichts anders sei, als Pluto, *Hades*, *der Unsichtbare*, der im „Tartaros", im Nebelreiche, im Berge Nibelungs, in monte Nebulonis den Helm trägt (S. 354). Er soll von den Hunen, die zwei Menschenalter vor dem Einfalle Attila's unter der Anführung Siegfrieds in das Land der Attiker eingebrochen waren und als Deutsche erscheinen, überwunden worden sein. Alle diese Behauptungen näher im Einzelnen durchzuführen, dazu wird der Versuch gemacht (S. 347 — 354), nur in einer etwas zu weitläuftigen Weise, als dafs hier näher darauf eingegangen werden könnte. Es mufs uns hier genügen, dafs die Stätte des Hades gefunden ist. In dieser Rücksicht wird (S. 356) gesagt: — „So wäre also wirklich unser Petersberg bei Maastricht das uralte Bergwerk mit plutonischem Heiligthum, von welchem Ephoros Kunde giebt, welcher der homerischen, hesiodischen, orphischen Unterwelt zur örtlichen Unterlage diente? Derselbe Berg der Ursitz der Mysterien der grofsen Mutter, wenigstens der eigentlich eleusinischen Geheimnisse, von wo aus sie erst entwanderten in nähere und fernere östliche und südliche Striche? Und dieser nämliche Berg endlich auch das kretische Labyrinth?"

Was nämlich diese letztere Frage betrifft, so war dem Herrn Professor eingefallen, dafs nach Homer Odysseus an einem Felsen den Eingang zum Hades erkennen sollte. Wenn nun etwa dieser Fels den Römern Saxum geheifsen hätte und darnach der niederländische Herkules Herkules Saxanus genannt worden, so wäre der aufgestellten Meinung nach Saxnôt = Minotaurus. Denn nôt, ags. neat, altnord. naut ist Vieh, Hornvieh, Rindvieh (S. 351).

Digitized by Google

Einen anderen Stier, als dies Labyrinthsvieh, haben dagegen nach des Verf.'s Meinung auf dem heiligen Eilande, dem nysäischen Lande von Irland die Nymphen des Oceans, die Plejaden, des Atlas Töchter erzogen. Von diesem, dem hehren Sonnenstiere geweihten, *auf ewige Zeiten* heiligen Eilande aus ist Demeter mit Jakchos nach Maastricht geschifft und „des heiligen Schiffes Ankunft, ἔλευσις, und sein Lust und ewigen Landfrieden bringender Umzug in den Gauen wurde in einer bleibenden Feier verewigt, deren starke Spuren noch lange in christlichen Zeiten fortbestanden" (S. 357).

Nach solchen Entdeckungen über die Küstenländer des britischen Sundes und nachdem am Riegel der ganzen Erde, an dem grofsen Wasserriegel Länder und Meere, Völker und Städte gefunden wären, wie sie geschildert würden in den ältesten Quellen, bleibe, meint Herr Müller, nur Eines noch übrig: „an demselben Orte, in einer Lage, wie die Quellen sie bezeichnen, in einem Umfange, einer Gröfse, welche dem weltweisen Rufe entspricht, auch den unterirdischen Thron des Pluton, des Zeus chhonius nachzuweisen in düstern, weitgebreiteten, unersättlichen, verworrenen, hauch- und lichtlosen Räumen. Alles dieses, die Unterwelt des Orpheus, des Homer, des Hesiod, das Labyrinth, die Argillen, Alles, allen Beschreibungen genau entsprechend, besitzt nun wirklich jener Petersberg bei Maastricht, bei unserer alten, nordgriechischen Eleusis" (S. 362). Diese Behauptungen, die den Gelehrten heutiger Zeit sehr auffallen müssen, im Einzelnen näher zu begründen, wird der Versuch gemacht. Hier indefs kann dieser Gegenstand mit wenigen Bemerkungen abgethan werden, da Jeder, dem die Sache von Bedeutung ist, das Buch selbst zur Hand nehmen wird. Es mag genügen, zu bemerken, dafs in der Maas der Acheron und in dem Jecker die Styx wiedergefunden werden (S. 363); wie aber auch behauptet wird, dafs im Innern des Berges dem Blick des Forschers, wenn er vor der Wohnung des Kerberos vorüber geschritten wäre, in den dunkeln durch den Grubenbau ausgehöhlten Windungen der Steinbrüche das Bild der schauerlichen Nachtgegenden der Unterwelt entgegen trete. Das Merkwürdigste in der ganzen Schilderung ist dies, dafs die Stelle nachgewiesen wird, wo die Schatten dem Herkules begegneten, und wo zur Zeit des Revolutionskrieges die einen Ueberfall versuchenden Oesterreicher von den wachen Fransosen verjagt wurden. Es heifst hierüber (S. 369), wie folgt: —

„Zur Zeit des französisch-republicanischen Krieges wurde das Reich der Schatten auch durch Waffengewalt entheiligt. Der Petersberg, ein Theil der Befestigung der Stadt Maastricht, steht — wer weifs, seit welcher Zeit? — durch verborgene Stiegen mit der Unterwelt in Verbindung. Die Oesterreicher hatten den Berg inne, der Feind das Höllenthor; jene beschlossen, auf den geheimen Stiegen hinabzuschleichen in tiefer Nacht, durch ihnen bekannte Säulengänge vorzudringen, und den Feind an den Pforten zu überraschen. Dieser aber, wachsam, hörte die Bewegung, stellte sich auf in dem stockfinsteren Hauptgewölbe, und erwartete stumm, mit gespanntem Gewehr, wie an derselben Stätte Herakles, der Bogenspanner, die leise schleichende, mit mattem Schimmer nur die riesigen Hallen, aber, gleichsam mit der Todesfackel, sich selber erleuchtende Schaar. Plötzlich, da die Deutschen, nichts ahnend, in die rechte Nähe gekommen, unterbrach die tiefe Stille aus unsichtbarer Hand ein mörderisches, rollendes Feuer; die Oesterreicher fielen, flohen, die Wache kehrte mit Todten und Gefangenen zurück zu den Pforten, und ewige Stille herrschte wieder im Reiche der Schatten."

Aus dem Leipziger Pfennigsmagazin B. VII. S. 340 ff. wird (S. 373) nachgewiesen, „dafs die Nachrichten vom Plutodienst und eleusinischen Darstellungen noch immer nicht erloschen sind. Man zeigt im Berge die Stätte, wo Hades (der Satan, sagen die Leute) seinen Hof gehalten, und nicht weit davon wird man in Räume geführt, welche das Paradies genannt werden."

Ist so in dem Lande der Atuatiker das altgriechische Attika nebst dem Vorbilde von Eleusis nachgewiesen worden, so dürfte, sollte man meinen, es auch nicht schwer werden, Elis nebst dem Vorbilde von Olympia im Westen aufzufinden. Allerdings ist dies auch gelungen. „Stonehenge ist ganz und gar das Vorbild von Olympia; westlich in der Nähe liegt Bath, die Sonnenquellen, nördlich der Isisstrom, wie an Crekulade, Grekelade (Griechenfurt) die Sage einer uralten griechischen Lehranstalt haftet" (S. 416), hat man doch schon lange in Stonehenge das Heiligthum der Hyperboräer wieder erkannt. Die Lage ist deutlich bezeichnet: jenseits der keltischen Lande im

Digitized by Google

Ocean; die Gröfse wird unbestimmt angegeben, nicht kleiner als Sicilien, begreiflich, da die Nachricht sich nur auf das südliche England bezog; Stonehenge liegt noch im Süden der Themsequellen; man kannte einen Umfang, wie den Siciliens, die ganze Insel kannte man nicht. Die Stadt, von welcher es sich handelt, ist nicht London, sondern entweder Salisbury, richtiger Sarisbury, Sarum, Sarisburgium, oder das dicht bei dem Tempel gelegene Amersbury, Ambrasii oppidum, welches die britische Geschichte als einen alten Königssitz bezeichnet. Auf dieses Land, auf das Gebiet der Belgae, auf die Grafschaft Viltonia, welche von dem Graben des Hermes durchschnitten wird, (Wodenesdic, heute Wansdixe), welche vielleicht früher Vilis hiefs, (das ist Elis), beziehen sich zunächst die von Diodor erhaltenen Nachrichten über das Heiligthum des Apollo bei den Hyperboräern; hierhin sind unzweifelhaft Hellenen gewandert als zu dem Urheiligthum des Volks; hier war der Sitz der Boreaden, das ist der Sundbewohner" (S. 421 vergl. 426).

So Hr. Müller. Ob Jemand von der alten Schule seinen Behauptungen Glauben schenken will oder nicht, dies mag Jedem überlassen bleiben. Viel Anderes bringt er noch bei von den Hyperboräern und von Delos, was Jeder selbst in dem Werke nachsehen kann. Entsteht aber die Frage über die ursprüngliche Wurzel aller der Wissenschaft, in deren Besitz er sich gesetzt zu haben glaubt, so mufs man in dieser Rücksicht nach der Art, wie er sich darüber äufsert, mehrfache Urquellen annehmen. Theils ist in den Bakchus-Mysterien Manches von der uralten Wahrheit erhalten worden (S. 238), theils auch haben die nordischen Rhodier oder die Heliaden atlantische Mythen nach dem Osten verpflanzt (S. 245), theils auch dürften, wie vermuthet wird, die odysseeischen Seemährchen durch einen urphrygischen Sänger, welcher *als Geisel*, ὅμηρος, nach Jonien gekommen wäre, den Hellenen bekannt geworden sein (S. 434). Die Fragmente eines auf solche Weise im historischen Bewufstsein der Hellenen angesammelten Stoffes hat Hr. Müller sorgfältig aus den Schriften des klassischen Alterthums zusammengesucht und damit keltische Sagen aus wallisischer und irischer Sagengeschichte in Verbindung gebracht. Dies allein würde jedoch selbst mit Beihülfe einer gewöhnlichen historischen Kritik nicht genügt haben, um solche Ergebnisse, wie sie vorliegen, zu Tage zu fördern. Hätte der Hr. Verf. es nicht verstanden, durch eine geschickte Handhabung der Kunst der Etymologie als seines Werkzeuges Alles, was er will, zu beweisen, so würde sein System gradezu in Dunst zerflossen sein. Den, dessen Bewufstsein an moderner Grammatik sich noch nicht ausgebildet hat, mufs die Feinheit des etymologischen Spieles, mit welcher fast Wunder geübt werden, manchmal an Taschenspielerei erinnern. Der Leser dieses Berichtes wird schon in dem Angeführten manches gefunden haben, was ihm diese meine Aeufserung erklärlich macht. Einige wenige darauf sich beziehende Beispiele mögen jedoch noch hinzugefügt werden. Von den in der irischen Sagengeschichte vorkommenden Milesiern wird (S. 182) gesagt: sie heifsen vorzugsweise der *skothische*, *skythische* Stamm. Dabei wird auf Dieffenbach (Celt. III, 391.) verwiesen. Weiter wird fortgefahren: „Stammvater der Skythen (der griechischen) ist Herakles, der alte, der Lichtgott, der mit Jupiter Feretrius gleichbedeutende. Ich denke nun, Miletos ist wieder nur ein anderer Name des Lichtgottes. Die Alten nennen *Apollo* selbst *Milesios*, und Miletos ist ihnen Sohn Apollos. Warum? Μείλια ist = ἤρα, μίλτος ist die Röthe, μιλτόω mit Röthel bestreichen; mit μίλτος, minium, bestrichen sahen wir den Gott in Rom und den ihm dienenden Feldherrn. Die feuerrothe Rose heifst milesische Rose. Die Milesier heifsen vorzugsweise Skythen, Skoten; die *Dorier* sprachen oft sk für ks, x, also mag Skythe für Xythe stehen, (oder umgekehrt), Xouthe aber, Ξουθός ist Apollo der Milesier. Ξουθος heifst goldgelb und röthlich πυῤῥός. Vielleicht waren also die Milesier und die Skythen (frühere Bewohner der Falia, *der rothen Erde*), wie alle die anderen Völker, wie namentlich die Erythini, als Verehrer des Lichtgottes benannt, vielleicht mit besonderer Rücksicht auch auf eine Sitte, das Haar roth zu färben, welche wir bei ihren Nachsassen, den s. g. Germanen, wiederfinden."

Von der Sage über den Kymren Chû Gadarn wird (S. 203), Veranlassung genommen, folgendes zu sagen: „Gadarn heifst mächtig, pollens; er heifst auch Pwyll, was, wie mich dünkt, der ebenfalls als Apollo erkannte neugefundene Phôl der Deutschen ist; er heifst Segenbringer, (ἠριδανός), Werkmeister, Schlachtordner, Meister des Gesanges; er heifst der Glänzende der Strahlstirnige, ja gradezu — wie auch in Hellas, Apollo, Herakles, Japetos und Kronos — *Titan* (Teithan); seine Priester heifsen Kinder Teithans, heifsen *Titanen*, wie des Apollo Milesius Söhne Milesier heifsen. Den Iren bezeichnet das Wort Tiotan, Tethin noch heute die Sonne. Diese Benennung der Lichtgötter und Lichtkinder bietet ein lehrreiches Beispiel früher Mifsdeutung der Sprache und der Entwicklung von Mythen aus etymologischen Irrthümern dar."

Wenn sich aber Hr. Müller als Meister in der Handhabung der Kunst der Etymologie darstellt, so stutzt man doch, wenn man (S. 209) lesen mufs: „Brito endlich ist genau Britona (wie Leto Latona); zu dem Namen der Brito verhalten sich die Britones, wie die

Digitized by Google

Jones zu dem Namen der Jo." In der Anmerkung wird hinzugesetzt: „Alles stimmt haarscharf. Βριτώ: Britons = Λητώ: Latona = Ἰώ: Jona (Name der Insel). Βριτώ; Βρίτονες = Ἰώ: Ἴωνες." Der sprachlichen Regel nach stimmt hier alles freilich ganz genau; aber es frägt sich nur, ob die Anwendung auf das sachliche Verhältnifs auch diesem so genau entspricht. Freilich heifst es in einer Triade (Diefenbach. Celt. III. 77. 78): „Sie zogen ab zu einem bewaffneten Einfalle bis zum griechischen Meere, und dort bleibend, in den Ländern von *Halas* und *Afena*, bis zu unseren Tagen, wurden sie Hellenen." Gegen die Annahme jedoch, dafs in dieser Triade eine uralte Erinnerung an eine urzeitliche Wanderung der Bewohner der Insel Jona nach dem asiatischen Galatien und nach Athen sich erhalten habe, dürften doch bedeutende Zweifel zu erheben sein (vgl. M. S. 219).

Doch wer mag bei all dem Merkwürdigen, was Hr. Müller, der nur der tieferen Forschung den Weg bahnen will (S. 245), anregt, über das Verweben so feiner Fäden, die er in etymologischer Forschung und mythologischer Deutung sich spinnt, um ein wahrhaftes ungenähtes Gewand eines wichtigen Theiles der Historie herzustellen, vorlaut den Zweifel, wo er Glauben verlangt, ihm entgegensetzen. Läugnen läfst es sich doch nicht, dafs er die edle Wissenschaft und Kunst der Etymologie auf die höchste Spitze getrieben habe. Fast möchte es ihm „schwindeln auf der steilen Höhe seiner fast verwegenen Forschung;" aber „wunderbar bietet ihm der heilige Hieronymus seinen kräftigen Schutz dar" (S. 505). Weniger vielleicht als die Feinheit in der Handhabung der Kunst der Etymologie wird sein Princip der Sagendeutung von Allen bewundert werden. Denn ihm ist dabei der Glaube an volle sinnliche Wahrheit das Natürlichste (S. 519).

An den Glauben verweist er überhaupt vor allen Dingen; und deshalb auch preist er jenen grofsen Heiden, dem, als er am Rande des Tartaros, in der Nähe des Hades, am britischen Sunde stand, der Glaube an die Thaten der Götter heiliger schien und ehrerbietiger als das Wissen davon (S. 518 vergl. Tacit. Germ. c. 34.). Hiernach ergiebt sich denn von selbst die Frage über das Verhältnifs der vorgetragenen neuen Lehre zur mosaischen Sage. Was auch Hr. Müller, nach den zu Anfange dieses Berichtes schon angeführten Worten, noch bei sich hat behalten wollen, äufsern mufste er sich über jenes Verhältnifs und er hat es denn auch gethan. Ihm zufolge kamen nämlich die Armenier aus dem Westen und sind in den Osten eingewandert (S. 498—501). Armenos ist ein Begleiter des Jason und die jasonische Mythe beweise *in jedem Falle westokeanischen Ursprung der Völker*; denn Justinus sage, dafs man *fast in dem ganzen Orient* dem Jason als *dem Stifter der Staaten* göttliche Ehre und Tempeldienst erweise (S. 502. 503). „Die *echte* Argonautenfahrt (des *unechten Orpheus*) führt nach Britannien als der wahren Heimath der Argonauten, die auch aus der Beziehung zur okeanischen Kirke, des Helios Tochter, hervorleuchtet" (S. 503). „Das asiatische Armenien ist sonach nur ein neues Reich; es trägt diesen Namen erst seit der jasonischen, atlantischen Einwanderung, und anfangs nur zu einem kleinen Theile, später erst in gröfserer Ausdehnung. In den Zeiten, welchen die mosaische Genesis angehört, war höchst wahrscheinlich noch kein einziger Armenier in Asien; das Volk war noch in Europa, nur zum Theil vielleicht schon nach Afrika entwandert durch Spanien. Wer mag den Zeugnissen, die wir gesammelt, die Thatsache bestreiten, dafs es in Europa ein Armenien gegeben, ehe jenes asiatische, wie das afrikanische, durch Auswanderung entstanden ist? Wie, wenn nun wirklich die Arimer, Arimasper und Armenier dasselbe Volk gewesen? Dann fiele grade das mosaische Armenien in die Nähe des okeanischen Sundes, wo Deukalion wohnte" (S. 514). Hier in der Nähe des britischen Sundes werden die ächten Berge Armeniens, Ararat sein, wo die Arche Noës gelandet ist (S. 513. 515). „Aber nicht allein den Deukalion setzen die Mythen an diese Stätte der Erde; an derselben Stätte haften die unverkennbaren Erinnerungen an die Erschaffung der Erde, an das Paradies und die ersten Schicksale der Menschheit. Die Einheit der hier einschlägigen hellenischen Mythen mit der mosaischen Erzählung ist wohl ziemlich allgemein erkannt worden" (S. 515). „An jene nämliche Stätte drängt die hellenische Mythe viele berühmte Namen und Dinge zusammen, die wir später verbreitet finden über fast alle Theile der Erde. Hier wohnen Aethiopen, Memnones, Inder, Perser, Meder, Armenier, *hier* sind die Aepfel der Hesperiden, *hier* die Säulen des Herakles, *hier* ist Atlas, *hier* Prometheus, hier Kirke, des Aeetes Schwester; hier — mit einem Worte — ist Alles, was später die weite Welt, sofern der Römer sie kannte, geistig und leiblich belebt hat, der Keim aller Völker und ihres gesammten Glaubens — mit des Dichters Ausdruck: *die Genesis, der Ursprung der Menschen und Götter*" (S. 509).

Nach solchen Entdeckungen ist der kirchliche Gehorsam des Geistes, der sie gemacht hat, und der so frei waltet in den Bereichen der Wissenschaft, um so bewundernswürdiger, jemehr dieser Gehorsam vielen Katholiken der heutigen Zeit abgeht und dem Vernehmen nach sogar auch dem Pater Henricus Gofsler fehlen soll. In Rücksicht seines kirchlichen Gehorsams aber spricht sich Hr. Prof. Hermann Müller schliefslich (S. 519) in folgender Weise aus: — „Wenn irgend ein Wort in den Vermuthungen, die ich auszusprechen gewagt, unverträglich ist mit dem Inhalte unserer göttlichen Ueberlieferung: so zerfällt es in sich selbst als nichtig und eitel, weil es Wahrheit suchend dem Kreise entirrte, in welchem allein die Wahrheit zu finden ist. Mir schien aber, dafs das Wort sowohl, wie die Lehre der Kirche, hier grofse Freiheit gewähre."

P. F. Stuhr.

Digitized by Google

№ 119.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1844.

LXVI.

Geschichte der römischen Literatur von Dr. Joh. Christian Felix Bähr. Dritte durchaus verbesserte und vermehrte Ausgabe. 2 *voll. (Erster Band den allgemeinen Theil und die Poesie enthaltend; zweiter Band die Prosa, Nachträge und Register enthaltend)* 521 *u.* 747 *pp. Carlsruhe,* 1844. 1845. 8.

„Ich wollte," so stellt Hr. geh. Hofrath Bähr in der Vorrede zur ersten Auflage seiner römischen Literaturgeschichte (1828) den Zweck seines Werkes dar, „eine systematische Darstellung dessen liefern, was das gesammte Gebiet der römischen Literaturgeschichte umfafst, ich wollte ein Werk liefern, in welchem die Resultate der verschiedenen Forschungen, welche theils über die Geschichte der römischen Literatur im Allgemeinen, theils im Besondern über die einzelnen Schriftsteller bis auf unsere Tage angestellt worden, enthalten seien; ich wollte dabei durch sorgfältige Anführung der Quellen, aus denen das Ganze geflossen, einen Jeden in den Stand setzen, selbst näher in den Gegenstand einzugehen und denselben näher zu prüfen." Dies Ziel hat Hr. Bähr auch bei der Bearbeitung sowohl der zweiten „vielfach vermehrten und berichtigten" (1832), als der gegenwärtigen „durchaus verbesserten und vermehrten" dritten Ausgabe unverrückt im Auge behalten. Kein billiger Beurtheiler wird ihm das Zeugnifs eines umfassenden Fleifses versagen, durch den allein es gelingen konnte, ein so weitschichtiges Material zusammenzubringen: überall liegen die Resultate der gelehrten Forschung bis zu dem Punkte, auf welchen sie im gegenwärtigen Augenblicke gelangt ist, der Darstellung zu Grunde, die in dieser Hinsicht selten etwas Wesentliches vermissen läfst; der spähende Blick des Hrn. Verfassers ist bis in die entlegensten Winkel der Litteratur gedrungen und, von seiner Stellung als Vorstand einer der ersten Bibliotheken Deutschlands unterstützt, hat er, was irgend auf seinen Gegenstand Bezug hatte, zu sammeln, auszubeuten und seinem Zwecke dienstbar zu machen gewufst. Immer mehr hat er dabei auch dahin zu strehen gesucht, seiner Arbeit die quellenmäfsige Begründung zu geben, auf der allein feste und gesicherte Resultate sich aufbauen lassen, und so kann das Werk in der vorliegenden, auch äufserlich sehr ansprechenden Gestalt mit Recht den Anspruch machen, als ein unentbehrliches Hand- und Hülfsbuch für das Studium der römischen Litteraturgeschichte angesehen zu werden, das den Zweck, den es sich selbst vorgezeichnet, in rühmlicher Weise erreicht hat. Auf diesen Standpunct hat sich auch der Beurtheiler der schätzbaren Arbeit zu stellen: er hat einerseits dankbar das Geleistete anzuerkennen, auf der anderen Seite das auszuführen, was ihm in der Anlage des Ganzen verfehlt scheint oder was im Einzelnen der Berichtigung und Ergänzung bedarf. Immer aber darf er nicht aus dem Auge verlieren, was der Verfasser hat geben und leisten wollen und somit nicht einen Maafsstab an das Werk legen, den derselbe als einen ungehörigen mit Recht abweisen dürfte. Es handelt sich nämlich hier um einen Hrn. Bähr öfter gemachten Vorwurf, dafs sein Werk kein solches sei, das den ganzen Stand unserer Wissenschaft von der römischen Litteraturgeschichte von Grund aus umgestalte, dafs es im Ganzen mehr fremde Leistungen benutze als neue Resultate eigner Forschung bringe, — allein beides liegt in dem Plane der Arbeit selbst, die nicht als reformatorisch, sondern als conservativ, nicht als untersuchend, sondern als zusammenfassend in Ankündigung und Anlage sich genugsam bezeichnet. Dies mosaikartige Nebeneinanderstellen ist aber auch die natür-

Digitized by Google

liche Ursache davon, dafs eine Darstellung aus einem Gusse, die selbst wiederum als litterarisches Kunstwerk erscheint, hier nicht gegeben werden konnte: Hr. Bähr vermochte seinen Zweck, das ganze Material zu vereinigen und darzulegen, und so seine Leser überall in den Stand zu setzen, die vorliegenden Gegenstände in ihr näheres Detail hinein an den bezüglichen Orten der Alten und Neuen zu verfolgen, nicht zu erreichen, wenn er nicht ebenso „den weitläuftigen Apparat des Transportes und alle die unreinlichen Spuren des durchgemachten Weges und der gelehrten Emballage" mit ausstellte. Referent weifs dem geehrten Verfasser für diese Selbstüberwindung aufrichtig Dank: nur durch solche und ähnliche mühsame Arbeiten wird es möglich, dafs ein Einzelner einst die schweren Massen bewältigt und mit dem Schwunge des Genius sich zu den heiteren Höhen künstlerischer Darstellung erhebt. Noch entbehrt die römische Litteraturgeschichte eines Werkes, wie die griechische es leider! nur in einem kostbaren Torso in Müllers klarer und in harmonischer Durchbildung vollendeter Darstellung aufzuweisen hat: dazu aber gelangen wir nicht durch oberflächliche Phrasen, denen die solide Basis eines allumfassenden Studiums abgeht, sondern erst nach Ueberwindung aller Schwierigkeiten durch die genaueste, in alles Einzelne eingehende Forschung. Nur wer den Gegenstand in allen seinen Theilen beherrscht, wird ihn ganz zu erfassen, wird ihn vollkommen darzustellen vermögen und statt auf mühsame und verdienstliche Leistungen aus seiner olympischen Höhe herabzusehen, wird er bescheiden erkennen, dafs durch sie allein das möglich geworden, was er erreicht. Und in diesem Sinne kann Hr. Bähr des Dankes und der Anerkennung aller derer gewifs sein, die an unserer Wissenschaft und ihrer Fortbildung ein aufrichtiges und ernstes Interesse nehmen.

Was nun die Art der Ausführung betrifft, so glaubt Referent, dafs der Hr. Verfasser hier durch eine etwas veränderte Anordnung einzelne Mifsstände hätte beseitigen können. Oft nämlich hat er, statt die verschiedenen Ansichten der Neueren in chronologischer Folge oder sonst getrennt aufzuführen, gesucht, die mannigfaltigen, von ihnen gebotenen Züge zu einem Ganzen zu verbinden, das aber, da es oft aus heterogenen, ja sogar hie und da aus sich völlig widersprechenden Elementen besteht, zu keiner Einheit gelangt. Wollte Hr. Bähr eine solche, so mufste er überall selbst mit einer eigenen, entschiedenen Ansicht hervortreten und um diese, berichtend und beurtheilend, die fremden Meinungen gruppiren: die Verschmelzung derselben aber ohne ein vermittelndes Centrum bringt statt durchsichtiger Krystalle, die überall um einen Mittelpunct organisch anschiefsen, nur Conglomerate hervor, die die Vorzüge der einen Darstellungsart vermissen lassen, ohne die der andern erreichen zu können. Die häufig angewendete Vermittelungspartikel „immerhin," das „scheinen" und „mögen" vermag nicht die widerstrebenden Elemente mit einem festen Bande zu umschlingen: die Darstellung läfst weder das Urtheil zwischen den verschiedenen Ansichten frei, noch wagt sie es, sich bestimmt einer derselben anzuschliefsen oder eine neue aufzustellen, und dadurch kommt sie in ein Schaukeln und Schwanken, das sich namentlich häufig bei den ästhetischen Beurtheilungen offenbart. Hier hat das an sich gewifs lobenswerthe Bestreben jeder Erscheinung und jeder Ansicht ihr Recht angedeihen zu lassen, keinem Momente, das in die Wagschale fallen könnte, die gebührende Erwähnung zu versagen, zuweilen zu einer Unbestimmtheit geführt, die, weil sie keine Grundlage aufopfern will, nirgend recht festen Fufs fafst. Wir verweisen in dieser Beziehung z. B. auf das, was über die Komödien des Naevius (I. 152), über Claudianus (I. p. 267), über Manilius (I. 327 sq.), über die Originalität der Oden des Horaz (I. p. 415) bemerkt wird; auch auf die ethische Beurtheilung dieses Dichters hat sich namentlich gegen den Schlufs (I. p. 350 sq.) dies zaghafte Limitiren übertragen, eben so auf die Schilderung des Cicero (II. 236) und der politischen Gesinnung des Livius (II. 97 „darum werden Beschuldigungen einer geflissentlichen Verfälschung der Thatsachen, namentlich eine zu grofse Vorliebe für Rom, zumal in seiner früheren Periode, *oder Parteilichkeit für die Patricier*, oder ein Buhlen um die Gunst der Familien keinen Eingang finden dürfen" vgl. mit 102 „*gegen die Günstlinge des Volks zeigt Livius entschiedene Abneigung, so wie eine gewisse Vorliebe für die ältere römische Aristokratie*, wie man aus manchen Darstellungen und Urtheilen des Geschichtschreibers abnehmen kann"). Von Macrobius, der den Gellius und hie und da auch Andere gewifs unverschämt genug abschreibt und den Meursius mit

Digitized by Google

treffender Derbheit simia Gellii nannte, heifst es II. 601: „Ohne gerade den Macrobius grober Plagiate beschuldigen zu wollen, läfst es sich doch nicht in Abrede stellen, dafs Manches aus Gellius oder Plutarch entlehnt ist, Manches auch aus andern ältern, aber verloren gegangenen Schriftstellern; doch soll damit der Werth dieses für uns sehr wichtigen Werkes, das von der gelehrten und umfassenden Bildung des Verfassers immerhin ein rühmliches Zeugnifs ablegen kann und uns viele Namen und Bruchstücke unbekannter und verlorener Schriftsteller erhalten hat, nicht herabgesetzt werden." Mit ähnlicher Milderung wird II. p. 592 von Nonius gesagt, er *scheine* an gar vielen Orten den Gellius, ohne ihn jedoch mit Namen zu nennen, nicht blofs benutzt, sondern fast wörtlich ausgeschrieben zu haben: es ist dies Plagiat keinem Zweifel unterworfen und Herrn B.'s Frage (p. 593 n. 7): „Sind insbesondere die Worte des Nonius s. u. diurnare p. 100 Merc. „apud veterem prudentem auctoritatis incognitae ausschliefslich auf Gellius (vgl. N. Att. XVII. 2 §. 16) zu beziehen?" ist durchaus zu bejahen; auch das Beispiel aus Cato in dem unmittelbar folgenden Artikel duritudo ist demselben Capitel des Gellius (§. 20) entlehnt, und dieser wird öfter ähnlich bei Nonius bezeichnet durch in veteribus prudentibus, apud veterem auctoritatis obscurae u. s. w. (Gerlach praef. p. XIV.), so dafs auch die vorliegende Stelle zu keinem Zweifel Anlafs geben kann, und der von Gerlach p. XV. aufgestellte durchaus ungerechtfertigt erscheint. Nonius hat hier nachlässig excerpirt, indem er die Autorität des Claudius, die Gellius im Anfange des Abschnitts genannt hatte, anzuführen unterliefs. Wie sorglos er in seinem Abschreiben verfuhr, dafür giebt gerade das vorliegende Capitel des Gellius den deutlichsten Beweis, indem er mehrere Stellen des Q. Claudius aus demselben als Worte des Coelius in seine Sammlung übertragen hat (s. u. copiantur, frunisci, inlatebrare, auch subnixum): da bei Gellius im Lemma und §. 2 ausdrücklich auch der Vorname Q. steht und nirgend, auch in den von Dressel verglichenen römischen Handschriften nicht, sich eine Abweichung findet, so ist hier bestimmt kein anderer Grund der verschiedenen Lesung, als Nonius Nachlässigkeit anzunehmen.

Da uns unsere Besprechung auf den Abschnitt von der Grammatik geführt hat (II. p. 562—623), so wollen wir diesen gleich etwas näher betrachten. Es hat derselbe besonderen Anspruch darauf, indem er in der neuen Auflage wesentlich vermehrt und umgestaltet erscheint. Man kann hier, wie überall, nur rühmend die Sorgfalt anerkennen, mit der der Herr Verfasser fortwährend bemüht ist, seinem Werke eine erhöhte Brauchbarkeit zu geben, und früher übersehenen oder minder hervorgehobenen Puncten die gebührende Beachtung angedeihen zu lassen. So waren namentlich die Leistungen der römischen Grammatiker vor und neben Varro, deren Bedeutung für römische Litteratur- und Culturgeschichte wahrlich nicht gering ist, noch in der zweiten Auflage mit einem Paragraphen (§ 345 p. 709—711) unverhältnifsmäfsig spärlich bedacht worden, dessen Stelle jetzt die §§ 380—382 und theilweis noch 386 vertreten: ganz neu ist namentlich die allgemeine Uebersicht §. 380, die die Hauptrichtungen in den Studien der römischen Grammatiker übersichtlich und genügend charakterisirt; die folgende Angabe der einzelnen Leistungen nimmt sich mit Recht den Suetonius de ill. gramm. zum Führer und bespricht zunächst die frühesten Studien für Kritik und Erklärung der ältesten römischen Dichter. Unsere Kenntnisse über diese kritische Thätigkeit haben seitdem einen nicht unbeträchtlichen Zuwachs durch das von Bergk Zeitschrift für Alterthumswissenschaft 1845 nr. 11 mitgetheilte anecdoton Parisinum und die daran geknüpften Erläuterungen des gelehrten Hrsg. n. 14—17 erhalten. Durch dasselbe lernen wir auch den von Suet. de ill. gr. 1 nach L. Cotta erwähnten und sonst einige Male von neueren Gelehrten nachgewiesenen Grammatiker Ennius als Diorthoten kennen — wenigstens möchte Referent das hennius in der Handschrift auf ihn beziehen: wir erwähnen dies hier besonders, weil Hr. B. von diesem jüngern Ennius überhaupt keine Notiz genommen hat. Die Thätigkeit des Lampadio aber, die hier auf Naevius beschränkt wird, wandte sich nach Gell. XVIII. 5. coll. Front. p. 46. Nieb. auch dem Ennius wenigstens in soweit zu, dafs Lampadio eine correcte und später sehr geschätzte Abschrift der Annalen anfertigte. Wenn gleich darauf Laelius, Archelaus, Vectius und Q. Philocomus aus Sueton. de ill. gr. 2 als vier verschiedene Erklärer des Lucilius angeführt werden, so kann Ref. hier weder vier, noch drei (Laelius Archelaus, Vectius, Q.

Digitized by Google

Philocomus), sondern nur zwei verschiedene Personen nach der Lesart des Gronovius: Laelius Archelaus *) Vectiusque Philocomus erkennen und freut sich, dafs nun auch Hr. B., dem er diese Bemerkung in Bezug auf § 122 n. 7 mitgetheilt hatte, seine Ansicht für die richtigere hält (p. 569 n. 5). Warum folgte er ihr aber dann nicht auch in seiner Darstellung? Dagegen hat er gleich darauf im Texte selbst den L. Aelius als einen Mann von bedeutendem Vermögen bezeichnet, obwohl diese Ansicht nichts als eine sehr problematische Conjectur von Heusdes zur Stütze hat; des Aelius Katalog der plautinischen Stücke, in dem er allerdings die von ihm für ächt erklärten fünf und zwanzig besonders bezeichnet haben wird, möchte ich nicht als eine Schrift „über die Aechtheit der plautinischen Stücke" bezeichnen, um dadurch nicht zu dem von Ritschl de Plauti intpp. p. 3 gerügten Irrthume, wonach der Titel dieser und gleichartiger Schriften aus Mifsverständnifs von Gell. III. 3 als indices super Plauti fabulis quae dicuntur ambiguae aufgeführt wurde, erneute Veranlassung zu geben. Es folgen nun Servius Clodius und die zunächst bei Sueton genannten: für Lutatius Daphnis konnte noch auf O. Jahn prolegg. ad. Pers. p. CXLIII. verwiesen werden. Ueber Pompilius Andronicus wird hier nach der wahrscheinlichen Lesart bei Sueton l. l. c. 8 richtig gehandelt und sein Werk als auf die Annalen des Ennius bezüglich bezeichnet: danach ist er aber p. 23 aus der Reihe der Annalisten zu streichen. Die Angabe ebendaselbst, dafs Cicero seine Vorträge gehört, beruht auf einem Mifsverständnisse von Vossius de hist. Lat. p. 47, der von Antonius Gnipho spricht. Bei dem nun folgenden, Orbilius, ist der angegebene Titel seines Werkes Perialogus, das „querelas de iniuriis enthielt, quas professores neglegentia et ambitione parentum acciperent" sehr unsicher: Casaubonus vermuthete περὶ ἀλογίας, Ernesti Periautologos, Oudendorp Paedagogus; es ist mit Toup und Meineke quaestt. scen. II. p. 22. hist. crit. com. Gr. p. 181 Περιαλγής zu schreiben. Sehr kurz wird Ateius (Hr. B. schreibt Attejus s. aber Osann Anal. crit. p. 60. Cramer excurs. ad Gell. IV. p. 49) Philologus abgehandelt, den schon der Umfang seiner, allerdings bereits zu Suetons Zeit gröfstentheils untergegangenen Aufzeichnungen, die aus 800 Büchern bestanden, als vorzugsweis thätig erscheinen läfst: auch eine Verweisung auf § 41 n. 12, wo der freilich jetzt durch Madvig vollkommen beseitigten Meinung Osanns gedacht wird, die dem Ateius die didascalica des Attius und ähnliches unter dem Namen desselben Angeführtes beilegte, wäre hier erwünscht gewesen. Von Staberius, der auch bei Fronto p. 46 Nieb. genannt wird, konnte noch der Prisc. I. p. 371 erhaltene Titel einer Schrift de portione (de proportione) angeführt werden. Ungenau ist, wenn es gleich darauf heifst Pompeius Lenaeus (vgl. noch O. Jahn proll. ad Pers. p. CXLIII.) habe nach dem Tode des Pompeius eine Schule in Rom errichtet: Sueton sagt l. l. c. 15 defuncto eo (sc. Pompeio) *filiisque eius* schola se sustentavit. Unter den zunächst folgenden erscheint auch L. Cincius, den Hr. B. jetzt durchweg von dem Annalisten geschieden hat: auch Lersch, den er p. 29 n. 8 als Vertreter der entgegengesetzten Ansicht anführt, hat neuerlich (Fulgentius p. 38) die Person des jüngern Cincius als hinreichend begründet anerkannt. Nicht billigen aber können wir es, wenn Herr B. S. 28, nachdem er von diesem, dem Zeitgenossen Varros, gehandelt, fortfährt: „noch früher als dieser L. Cincius *dürfte immerhin* M. Fulvius Nobilior fallen, der Zeitgenosse des älteren Cato .. Consul 561": eine solche Unbestimmtheit des Ausdrucks stellt die eben anerkannte Richtigkeit des Resultats wiederum in Frage. Ebenda S. 29 ist zu bemerken, dafs Laur. Lydus zwar die Schrift des Junius Gracchanus de potestatibus citirt, dafs er sie aber nicht aus eigner Anschauung, sondern nur aus der Anführung in den Pandekten kannte. Uebrigens hätte auch in dem Abschnitte über Grammatik kurz auf die ältesten antiquarischen Bestrebungen des Fulvius, Cato, Cincius Alimentus, die schon vor Crates fallen, hingedeutet werden können.

*) Eine weitere litterar. Thätigkeit desselben ist vielleicht aus Charis. p. 114 P. abzuleiten „Q. Laelius ex principibus grammaticis librum suum ita inscripsit: de vitiis virtutibusque poematorum." Vgl. v. Heusde stud. crit. in Lucil. p. 137.

(Der Beschlufs folgt.)

Digitized by Google

№ 120.

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

December 1844.

Geschichte der römischen Literatur von Dr. Johann Christian Felix Bähr. Dritte durchaus verbesserte und vermehrte Ausgabe. 2 Voll. (Erster Band den allgemeinen Theil und die Poesie enthaltend; zweiter Band die Prosa, Nachträge und Register enthaltend.)

(Schluſs.)

Referent würde es überhaupt vorgezogen haben, die bei den Römern so eng mit den sprachlichen Forschungen fast immer in denselben Individuen verbundenen antiquarischen Studien in diesem Abschnitte, statt in dem von der Geschichte, zu behandeln. Nach kurzer Erwähnung einiger Andern, namentlich des Santra und des Nigidius, über den Ref. eine ausführlichere Besprechung vorbereitet hat, wendet sich Hr. B. in § 385 zu dem grammatischen Hauptwerke des Varro. Er bestreitet die Ansicht, daſs dieser Schrift die letzte Feile der Vollendung abgehe; allein die Beschaffenheit des Ganzen, wie sie von Müller nachgewiesen ist, zeigt deutlich, daſs dies Werk, um mit W. A. Becker (Alterthr. II. 1. 166 vergl. auch I. 59) zu reden, für nicht vielmehr gelten kann, als einen Brouillon: näheres giebt Lachmann Rhein. Mus. VI. 1838 p. 107 sq., der auch durch seine Behandlung verschiedener Partien des varronischen Textes gezeigt hat, daſs wir keine verlorene Urhandschrift des Varro anzunehmen haben, wie Hr. B. nach Müller angiebt, sondern daſs der Florentinus selbst das Original aller andern Codd. ist: ausdrücklich ausgesprochen hat er es freilich erst jetzt Rh. Mus. III. 4. 1844. p. 611. Mit Unrecht zweifelt Hr. B., ob Varro noch andere Werke grammatischen Inhalts geschrieben: namentlich irrt er, wenn er die öfter citirte Schrift de sermone Latino ad M. Marcellum mit der de lingua Latina identificiren will (p. 577 n. 13): von den 24 Büchern des letztern Werks waren das zweite bis vierte dem Septimius, die zwanzig letzten dem Cicero gewidmet, das erste vielleicht dem Pompeius (Lyd. de mag I. 5) oder wahrscheinlicher dem Atticus (Krahner de Varr. antt. libris p. 20); die Schrift de sermone Latino aber, an den M. Marcellus gerichtet, bestand aus mindestens sieben Büchern und aus dem fünften und siebenten Buche citiren Charisius und Rufinus Stellen, die in dem Werke de l. L. sich nirgend vorfinden. Auf jene Schrift werden sich wohl auch die beiden von Hrn. B. aus Nonius angeführten Stellen des dritten Buchs de serm. L. beziehen, obwohl zu bemerken ist, daſs die Bücher an Marcellus von den Grammatikern auch als de lingua Latina und umgekehrt angeführt werden. Anderes Grammatische nennt der Herr Verfasser selbst: wir fügen dazu noch das von Cornutus bei Cassiod. de orthogr. p. 2286 P. genannte Buch de grammatica und ein Werk in mindestens zwei Büchern de antiquitate litterarum. In einer im J. 1675 angestellten Collation des Cod. Gruter. des Priscianus zu Leyden, die sich am Rande der dem hiesigen berlin. Gymnasium zugehörigen Ausgabe der Putschischen Grammatiker von Anfang an bis in das dritte und zum ersten Theil des siebenzehnten Buches an den Rand geschrieben findet, und die auch die von Spengel im Varro p. 7 mitgetheilte Vervollständigung von I. p. 37 Kr. enthält, finde ich I., 3, 7, p. 13 Kr., wo von der Indeclinabilität der Namen der Buchstaben gesprochen wird, nach den Worten quasi fundamentum omnis doctrinae immobile aus der Handschrift eingetragen: „quod et ostendit Varro in secundo de antiquitate literarum docens lingua Chaldaeorum singularum nomina literarum ad earum formas esse facta et ex

Digitized by Google

his certum fieri eos esse primos auctores literarum." — Eine ausführlichere Besprechung hatte Varro wegen seiner antiquarischen Schriften schon im § 200 erfahren: wenn hier die Zahl der von ihm geschriebenen Bücher auf 490 angegeben wird, so war zu bemerken, dafs dies die Anzahl der Schriften Varros bald nach Zurücklegung seines acht und siebenzigsten Jahres war, dafs er aber nachher noch unausgesetzt in litterarischer Thätigkeit blieb; am Schlusse desselben Paragraphen werden die Logistorici Catus oder Cato s. de liberis educandis und Sisenna s. de historia fälschlich als Satiren bezeichnet. Ein Werk über das bellum Punicum secundum gehört ebenso wenig dem Reatinus, als dem Atacinus (I. p. 216): vgl. meine Bemerkung t. II. p. 690 sq. — Nach Varro folgen Hyginus und die anderen Grammatiker der augusteischen Zeit Julius Modestus (über den noch Osann Beitr. II. p. 328 sq. zu vgl.), Caecilius Epirota, Verrius Flaccus u. A., darauf der ältere Probus und die ganze Reihe der Grammatiker, deren Schriften wir noch zum Theil besitzen, und der aus Anführungen in ihren Werken uns Bekannten. Das Material ist auch hier vollständig zusammengebracht und eine schätzbare Uebersicht des Bestandes gegeben; nur hie und da wird man gegen Einzelnes begründete Einwendungen erheben können. So z. B. wird es als etwas Singuläres angeführt, dafs die beiden letzten Bücher der ars gramm. des Priscian in einer neapolitanischen Handschrift als ein besonderes Werk mit der Aufschrift de constructione erschienen: der Priscianus maior (ll. I — XVI.), volumen maius s. de octo partibus orationis und der Pr. minor (ll. XVII. XVIII.), volumen minus, de constructione s. de ordinatione partium orationis erscheinen aber fast regelmäfsig getrennt. Die letzteren besonders z. B. finden sich in den Mss. Arundel. 265. 344. 514. in den Burneian. 233. 237. in dem Medic. Plut. XLVII. cod. 1 mit dem besonderen Titel nach dem volumen maius, allein ibid. nr. 7. 26. 28. Plut. LII. cod. 25; der Vindob. CCCLV. enthält das maius und darauf das minus mit der subscriptio: explicit iterum alter liber Prisciani und, nachdem noch der liber de accentibus gefolgt ist, explicit integer Priscianus maioris et minoris voluminis. Diesen Beispielen könnten noch viele andere ähnliche hinzugefügt werden. — Auffallender ist es, wenn es p. 605 von Charisius heifst, es sei von den fünf Büchern desselben nur das erste und fünfte auf uns gekommen: es fehlen uns nichts als die drei ersten Abschnitte des ersten Buches und einige Capitel zu Anfang des fünften (oder vielmehr am Schlusse des vierten: s. Niebuhrs Brief bei Lindemann p. XI.) und nach dem vorausgeschickten Inhaltsverzeichnisse auch am Schlusse des fünften Buches. — Dafs die Darstellung über die Schrift des Fulgentius de abstrusis sermonibus kein bestimmtes Verdammungsurtheil ausspricht, halten wir bei dem jetzt gerade lebhaft obschwebenden Streite über diese Frage für gerechtfertigt: Appuleius aber erscheint nach den Untersuchungen Madvigs an dem §. 400 n. 8 angegebenen Orte, und Merkels praef. ad Ibin p. 383 sqq. als ein untergeschobenes Product: zu ermitteln bleibt nur noch, ob der Betrug erst nach 1508 fällt, wie Merkel wahrscheinlich gemacht hat, oder ob mit Wagner ad Vergil. V. p. 480 bereits Benutzung des Appuleius durch Politianus im Jahre 1489 anzunehmen ist. Dazu wird entweder nachgewiesen werden müssen, dafs Appuleius die bei ihm allerdings anzunehmende Lesart Apollinea in Ovid. Ibis v. 328 aus einem früher erschienenen Buche als der 1508 edirten Collectaneorum hecatostys prima des Jacobus Constantinus Fanensis habe entlehnen können oder dafs Politian unter dem auctor minus idoneus, der den Namen des Virgilius von der virga laurea ableite, einen andern verstehe als Appuleius, der dann auch als die Quelle dieses Letzteren anzusehen wäre.

In ähnlicher Weise alle anderen Abschnitte durchzugehen, würde zu weit führen; manches Einzelne zum ersten Theile hat Ref. Herrn B. privatim mitgetheilt, und es findet sich jetzt unter den Nachträgen im zweiten Bande. Um wenigstens noch einen anderen Abschnitt des letzteren specieller zu berühren, heben wir Einiges aus dem Anfange des vierzehnten Capitels, Geschichte, hervor. Die Darstellung der Annalisten würde an Uebersichtlichkeit gewonnen haben, wenn hier die Bedeutung einzelner unter ihnen, die Abschnitte in der Entwickelung bezeichnen, mehr hervorgehoben worden wäre; zwar ist der formelle Fortschritt in Caelius Antipater und der weitere in Sisenna genügend angedeutet; von P. Sempronius Asellio aber wird aufser einigen äufserlichen Notizen Nichts gesagt, als: „was Gellius N. A. V. 18 aus dem Proömium

Digitized by Google

anführt, zeigt gute Absichten und ein redliches Streben." Allein diese Stelle zeigt, dafs Sempronius sich zu einer ganz anderen, höheren Ansicht von der Geschichte aufgeschwungen hatte, als seine Vorgänger, ihm genügt nicht mehr das chronikenartige Aufzeichnen der äufsern Facta, er will sie auch ergründen, er will nicht von Kriegen und Triumphen erzählen, sondern in die politischen Ereignisse einweihen, die sie hervorgerufen und begleitet, nicht Knaben Mährchen verkünden, sondern Geschichten schreiben im höheren Sinne des Wortes. So ist er derjenige, der zuerst unter den Römern eine tiefere Auffassung von Geschichte und Geschichtschreibung anbahnt und noch die spärlichen Fragmente seines Werkes zeigen, wie er bemüht war, die hervortretenden politischen Charaktere in ihrer Bedeutsamkeit zu erfassen und zu schildern. Eben so vermissen wir bei Licinius Macer die Angabe, dafs er mit kritischem Sinne seiner Darstellung die alten Urkunden zu Grunde gelegt habe. Nur an Cincius hatte er hier in gewisser Beziehung einen Vorgänger: in dieser seiner Bedeutsamkeit hat Niebuhrs klarer Blick ihn erkannt s. R. G. I. S. 261. 354. 559 (4te Ausgabe) II. 11 sq. 130. III. 175. 371. (IV. 63—65. der deutschen Uebersetzung). *Sein* Verdienst ist es auch gesehen zu haben, dafs Dio Cassius Nachrichten von der älteren römischen Verfassung auf Fabius zurückgingen (R. G. II. 13. IV. 47 sq. 102 und Brief an Savigny vom 29sten April 1827: Lebensnachrichten Bd. 3. S. 187): Wilmans, der § 194. n. 17 allein dafür citirt wird, hat des grofsen Meisters Gedanken nur ins Einzelne verfolgt. Sehr zweckmäfsig sind die Uebersichten über Caesar, Cornelius, Sallust, Livius: unter den verschiedenen Ansichten über den ersten vermissen wir die von Roscher Klio I. p. 373, wonach das bellum Gallicum von der Hand eines Anderen vielleicht wenig Berufenen aus Caesars Jahresberichten an den Senat sei zusammengestellt worden. Geben wir dies nur als gelegentliche Notiz und um Hrn. Roscher zu näherer Begründung seiner kühnen Behauptung aufzufordern, so erscheint es dagegen in Bezug auf Cornelius als ein wirklicher Mangel, dafs Hr. Bähr versäumt hat, sich die Bemerkung Lachmanns im N. rh. Mus. II. 1. 1843 S. 144 anzueignen, dafs Aemilius Probus, wie das Epigramm deutlich besagt, dem Theodosius nicht vitas schickte, sondern carmina und dafs danach das Epigramm sich nur zufällig zu den vitis verirrt hat. Die einfache, aber doch noch nie gemachte Observation macht vielem Hin- und Herreden ein Ende: dafs sie dem Hrn. Verfasser entgangen, ist um so auffallender, als derselbe den unmittelbar darauf folgenden Aufsatz Glaesers über L. Ampelius auf S. 169 angeführt hat. Das Urtheil, dafs Sallust sich überall streng an die Wahrheit gehalten, wird sich modificiren, wenn man die mannigfachen, kleinen Nachläfsigkeiten betrachtet, die er auf einem verhältnifsmäfsig nicht umfangreichen Felde sich im Einzelnen hat zu Schulden kommen lassen, s. Madvig opusc. acad. alt. p. 348—350. Von Livius wird p. 87 nach Sueton. Claud. 41 mit Andern (auch Bernhardy R. L. G. S. 111. 266) behauptet, er sei Erzieher des nachherigen Kaisers Claudius gewesen und habe diesen zur Abfassung eines Geschichtswerks bewogen: das Letztere bezeugen die Worte „historiam in adolescentia, hortante T. Livio, Sulpicio vero Flavo etiam adiuvante scribere aggressus est," für das Letztere können sie keinen Beweis abgeben. Dafs Livius einmal (XLIII. 13) von seinen annales spricht, wird namentlich nach der besonderen Fassung jener Stelle für den Titel des Werks eben so wenig entscheidend sein, als die citirte, selbst kritisch zweifelhafte Anführung des Firmicus: gewifs hat auch hier Niebuhr das Rechte gesehen, dafs, nach den Anführungen des Diomedes und Priscianus zu schliefsen, Livius den einzelnen Büchern ab urbe condita liber — vorgesetzt habe (kl. Schriften II. 241). —

Hier glauben wir unsere Bemerkungen abbrechen zu müssen, damit unsere Anzeige nicht das gebührende Maafs überschreite. Die allgemeine Einrichtung des Werkes näher anzugeben, haben wir bei seiner grofsen Verbreitung für überflüfsig erachtet, da sie auch in der neuen Auflage wesentlich dieselbe geblieben ist. Dafs in dieser trotz aller angewandten Sorgfalt hie und da noch ein Irrthum stehen geblieben oder in dem weitschichtigen Gebiete etwas übersehen ist, das liegt in der Natur und dem Umfange der Aufgabe. Ungerecht wäre es, darüber mit dem Verfasser rechten zu wollen, der wahrlich für das mühsam Geleistete den Dank jedes Unbefangenen verdient. Pflicht des Einzelnen ist es vielmehr, was er aus seinem Vorrathe beisteuern kann, um das ver-

Digitized by Google

dienstliche Werk immer weiterer Vollendung entgegenzuführen, anspruchslos darzubieten; nur den vereinten Kräften Vieler kann es gelingen, hier zu einem wenigstens relativen Abschlusse zu kommen. Diese Absicht leitete den Referenten, als er Hrn. Bähr einzelne Nachträge zum ersten Theile der Literaturgeschichte übersandte, in demselben Sinne hat er auch diese Bemerkungen niedergeschrieben, denen er eine gleich wohlwollende Aufnahme von Seiten des geehrten Hrn. Verfassers wünscht. Zu jenen ersten fügt er noch nachträglich die Notiz, dafs der S. 689 aus Varro bei Nonius s. v. edolare erwähnte Komiker Quintipor Clodianus noch einmal in einem Fragment des Varro daselbst s. v. gargaridiare p. 117 Merc. vorkommt, vergleiche Oehler Varr. Sat. Menipp. rell. p. 104. Ritschl parerg. I. p. XII.

Hertz.

LXVII.

O. Fr. Theodoro Heinsio . . . gratulantur Gymnasii Friderico-Werderani Rector et Collegae interprete Ernesto Köpke.

Bei der Jubelfeier des Hrn. Professor Heinsius mufste sich gerade das Friedrichs-Werdersche Gymnasium zu einer besondern Aufmerksamkeit verpflichtet fühlen, da der Jubilar, dessen Verdienste um deutsche Sprache und deutschen Unterricht bekannt genug sind, an dieser Anstalt einst seine pädagogische Thätigkeit begann. Das gesammte Lehrercollegium gratulirt daher mit vorliegender Schrift, deren Gegenstand der Verfasser sehr passend gewählt hat, besonders wenn man sich erinnert, dafs der Jubilar der Erste war, welcher auf deutschen Schulen die deutsche Literaturgeschichte zum Gegenstande des Unterrichts machte. Sie stellt nämlich die Frage auf: *Quid et qua ratione jam Graeci ad litterarum historiam condendam elaboraverint.* Eine Literaturgeschichte nach unsern Begriffen kannten die Griechen noch nicht, wenn es auch nicht schwer fällt, die Keime zu einer solchen aufzufinden. Man denke nur an die Leistungen des Aristoteles, an Kallimachos Tafeln zur Uebersicht der Literaturgeschichte; aber hievon wie von den Bestrebungen anderer späterer Gelehrten auf diesem Gebiete kennen wir kaum etwas mehr, als die gelegentlich angeführten Namen ihrer Schriften. Auch der Verfasser dieser Abhandlung stellt im Eingange den Satz auf, dafs die Griechen eine wahre philosophische Literaturgeschichte nicht erfunden hätten, und an ihr die Geschichte des menschlichen Geistes gezeigt; nur einzelne gesonderte Beobachtungen hatten sie in ihren Arbeiten niedergelegt. Auf dreifache Weise, behauptet er, hätten sie ihre Schriftsteller behandelt, entweder geschichtlich, durch Darstellung ihres Lebens und ihrer Sitten, oder philosophisch nach ihrer Kunst beurtheilt und moralische Fragen erörtert, oder endlich grammatisch. Von letzterer Seite sei aber für dieses Feld so gut wie nichts geschehen. Zuerst geht er diejenigen durch, welche βίοι und περὶ βίων geschrieben, von denen aber nur die ersteren, welche fast alle aus Aristoteles Schule hervorgegangen, hierher zu ziehen seien. Die Zahl der Schriften, welche in dies Fach schlagen, ist immerhin grofs genug, wenn wir nur noch durch sie zu einem Schlufs über die Ausführung ihres Gegenstandes gelangen könnten; aber meistens sind es die blofsen Namen, und weiter nichts. Eine Art philosophischer Kunstbetrachtung finde sich zuerst bei Platon und andern Sokratikern, erstreckte sich aber immer nur über Einzelheiten, welche sie ihrer Betrachtung unterwerfen, wenigstens da, wo ein Urtheil fest zu stehen scheint. Ihnen folgten die Peripatetiker, welche aber immer das Historische festhielten und Andere. Es ist sehr wenig, was wir über diese Art der Thätigkeit der Alten wissen, und wenn auch noch eine Nachlese zu halten sein sollte, so hat der Verfasser doch einen dankenswerthen Grund für unsere Kunde auf diesem Gebiete gelegt.

Digitized by Google

Anzeigeblatt
zu den
Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik.

1844. (Zweites Semester.) № 1.

In unserm Verlage ist so eben erschienen:

Gemeines Recht Deutschlands
insbesondere
Gemeines deutsches Strafrecht.
Eine Abhandlung
von
Dr. **Carl Georg v. Wächter,**
Kanzler der Universität Tübingen.

gr. 8. broch. Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

Leipzig, 1844.

Weidmann'sche Buchhandlung.

Bei **Vandenhoeck & Ruprecht** in Göttingen ist erschienen:

Bohtz, A. W., Ueber das Komische und die Komödie Ein Beitrag zur Philosophie des Schönen. gr. 8. geh. 1 Thlr. 4 Ggr.

Leist, B. W., Die Bonorum possessio. Ihre geschichtliche Entwickelung und heutige Geltung. I. Band gr. 8. geh. 1 Thlr. 12 Ggr.

Meyer, H. W. A., Kritisch-exegetischer Commentar über das neue Testament. Erster Abtheil. erste Hälfte. Das Evangel. Matthäi. Zweite verb. u. verm. Aufl. gr. 8. 1 Thlr. 10 Ggr.

Leipzig, in der **Hahn**'schen Verlagsbuchhandlung ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

ARISTOTELIS ORGANON GRAECE.

Novis codicum auxiliis adjutus recognovit, scholiis ineditis et commentario instruxit

Theodorus Waitz,
Dr. phil.

Pars prior.

Categoriae, Hermeneutica, Analytica.

gr. 8. 1844. geh. 3 Thlr.

Herr *Dr.* Waitz in Marburg fand die Bekkersche Ausgabe des Aristoteles gerade in den Theilen, die hier unter dem Gesammttitel Organon erscheinen, vieler Verbesserungen bedürftig und nahm deshalb die Revision der von Bekker benutzten Handschriften so wie eine Vergleichung noch vieler andern vor. Er war zu diesem Zwecke über ein Jahr in Italien und Frankreich und sammelte zu seiner Ausgabe mannigfache Hülfsmittel, die von wesentlichem Werthe sind. Eine Zusammenstellung mühsam aus weitschichtigen bisher unbenutzten Commentaren ausgezogener Scholien erscheint hier zum ersten Male und wird den Herren Gelehrten hoffentlich eine erwünschte Zugabe sein. Ueber die Güte der Handschriften wird in der ausführlichen Vorrede genauer Bericht erstattet. In dem gedrängten, mit gröfster Umsicht ausgearbeiteten Commentare werden theils die ziemlich bedeutenden Aenderungen des Textes gerechtfertigt, theils die erheblichsten Schwierigkeiten der Erklärung beseitigt. — Der zweite Band wird die Topik und Sophistik des Aristoteles enthalten. Auf correcte und angemessene typographische Ausstattung ist besondere Sorgfalt verwendet worden.

Im Verlage von **Grass, Barth & Comp.** in Breslau und Oppeln ist so eben erschienen nnd in allen Buchhandlungen zu haben:

Elvenich, Prof. *Dr.*, *Der Hermesianismus* und Johannes Perrone sein römischer Gegner. 1ste Abtheil. zweite Aufl. gr. 8. geh. 16 Ggr. = 20 Sgr.

Innerhalb 2r Monate vergriff sich von Obigem die erste Auflage! Es dokumentirt sich hierdurch das bedeutende Interesse, welches diese Schrift im Publicum veranlafst und gefunden hat.

Im Verlage der **Hahn**'schen Hofbuchhandlung in Hannover ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das
Rheinische Uebergangsgebirge.
Eine
palaeontologisch-geognostische Darstellung.
Von
Carl Ferd. Römer,
Dr. phil.

Mit VI. lithographirten Tafeln.

13 Bogen Royalquart, in Umschlag geheftet. 1844. $2^2/_3$ Thlr.

Das obige gründliche Werk, welches durch einen verehrlichen Auftrag unter besonderer Begünstigung der Königl. Preufsischen obersten Bergwerksbehörde veranlafst wurde, schliefst sich auf würdige Weise den ähnlichen bereits rühmlichst bekannten Leistungen des Bruders des Herrn Verfassers, des Herrn F. A. Römer, Königl. Hannoverschen Bergamts-Assessors zu Clausthal, an, von dem in demselben Verlage bisher erschienen sind:

Die Versteinerungen des norddeutschen Oolithen-Gebirges. Nebst Nachtrag. Mit 21 lithogr. Tafeln. gr. 4. $9\frac{1}{2}$ Thlr.

Die Versteinerungen des norddeutschen Kreide-Gebirges. Mit 16 lithogr. Tafeln. gr. 4. $3\frac{2}{3}$ Thlr.

Die Versteinerungen des Harz-Gebirges. Mit 12 lith. Tafeln. gr. 4. 2 Thlr.

Digitized by Google

Bei **H. B. König** in Bonn ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Antiquitates Vergilianae ad vitam populi Romani descriptae a L. Lersch. gr. 8. geh. Preis 1 Thlr. 16 gGr.

Aristophanis Comoediae cum scholiis. Ex recensione Roberti Enger. Tomus I. Pars I. Lysistrata. gr. 8. geh. Preis 1 Thlr. 12 gGr.

— — Comoediae. Tomus I. Pars II. Thesmophoriazusae. gr. 8. geh. Preis 1 Thlr. 12 gGr.

Fabius Planciadis Fulgentius de abstrusis sermonibus. (Expositio sermonum antiquorum.) Nach zwei Brüsseler Handschriften herausgegeben und litterarhistorisch gewürdigt von *Dr.* L. Lersch. gr. 8. geh. Preis 16 gGr.

Gräfenhan, A. *Dr.* Geschichte der klassischen Philologie im Alterthum. Erster Band. (Die erste Periode oder „die Anfänge der Philologie bei den Griechen bis auf Aristoteles," und die Einleitung nebst dem ersten Kapitel: „Grammatik" aus der zweiten Periode, welche bis auf die Kaiserherrschaft des Augustus reicht.) gr. 8. geh. Preis 2 Thlr. 16 gGr.

Desselben Werkes Zweiter Band. (Die Fortsetzung der Geschichte der Philologie bei den Griechen, sowie die Anfänge der Philologie bei den Römern bis auf Augustus.) gr. 8. geh. Preis 2 Thlr. 16. gGr.

Lafsen, Chr. Prof. *Dr.* Indische Alterthumskunde. Ersten Bandes erste Häfte. gr. 8. geh. Preis 2 Thlr. 12 gGr.

— — dasselbe Werk. Prachtausgabe. Preis 5 Thlr.

Mengs, A. R., sämmtliche hinterlassene Schriften. Gesammelt, nach den Originaltexten neu übersetzt und mit mehreren Beilagen und Anmerkungen vermehrt herausgegeben von *Dr.* G. Schilling. 2 Bde. gr. 8. geh. Preis 3 Thlr.

Rieu, C., de Abul-Alae poetae Arabici vita et carminibus secundum Codices Leidanos et Parisinensem commentatio. gr. 8. geh. Preis 1 Thlr. 8 gGr.

Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes, herausgegeben von Prof. *Dr.* Chr. Lafsen. Vr Bd. und VI. Bandes 1s Heft. gr 8. geh. Preis 4 Thlr. 12 gGr.

In meinem Verlage erscheint:

Die

Operative Chirurgie

von

J. F. Dieffenbach.

Zwei Bände in 10—12 Heften.

Gr. 8. Jedes Heft 1 Thlr.

Das erste Heft dieses Werkes ist bereits ausgegeben; die Fortsetzung wird in rascher Folge geliefert werden.

Leipzig, im September 1844.

F. A. Brockhaus.

Im Verlage von **Grass, Barth & Comp.** in Breslau und Oppeln ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Poetarum tragicorum Graecorum fragmenta ed. *Dr.* G. Wagner Vol. II, *Euripidis fragmenta continens.* 33½ Bog. 8. maj. Preis 2½ Thlr.

(Vol. 1. und 3. erscheinen später.)

Im Verlage der Unterzeichneten ist erschienen:

Cicero's Rede
für
Sextus Roscius aus Ameria.

Mit Einleitung und Commentar

von

Ed. Osenbrüggen,

Doctor der Philosophie und der Rechte, Kaiserl. Russ. Hofrath und ordentl. Professor der Rechtswissenschaft an der Universität Dorpat.

8. geh. fein Velinp. Preis 16 gGr.

Braunschweig, August 1844.

Friedrich Vieweg und Sohn.

Im Verlage von **Grass, Barth & Comp.** in Breslau und Oppeln ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Fülle, Lehrbuch der Stereometrie für die obern Klassen der Gymnasien und Realschulen. 7 Bog. gr. 8. mit 6 Tafeln in qu. Folio. 12 gGr.

Derselbe, Auszug daraus. 3 Bog. gr. 8. mit 6 Tafeln in qu. Folio. 8 gGr.

Scholz, Seminarlehrer, Systematische Uebersicht des Thierreichs. Für Seminaristen und Volksschullehrer. 8. geh. 4 gGr.

Wicher, Oberlehrer, Lehrbuch der Physik für die obern Klassen der Gymnasien und höheren Bürgerschulen. 22½ Bog. gr. 8. mit 8 Fig.-Tafeln in qu. Folio. 1⅓ Thlr.

Dieses Lehrbuch der Physik wird sich dem prüfenden Leser als eine sehr sorgfältige vollständige Arbeit beweisen. Die neuesten Fortschritte der Wissenschaft sind darin aufgenommen. — Eine jede Buchhandlung legt das Buch zur Einsicht vor.

Bei **H. B. König** in Bonn ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Albers, J. F. H. Prof. *Dr.*, Handbuch der allgemeinen Pathologie. 2 Bände. gr. 8 mit 2 Tafeln. Preis 3 Thlr. 16 gGr.

Digitized by Google

Anzeigeblatt
zu den
Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik.

1844. (Zweites Semester.) № 2.

Sämmtliche hier angezeigte Bücher sind zu haben bei Wm. Besser in Berlin (44 Behrenstr.)

In meinem Verlage erscheint soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Correspondenz
des
Kaisers Karl V.
Aus dem königl. Archiv und der Bibliothèque de Bourgogne zu Brüssel mitgetheilt
von
Dr. **K. Lanz.**
Erster Band.
Gr. 8. 4 Thlr.

Leipzig, im September 1844.

F. A. Brockhaus.

Bei **George Westermann** in Braunschweig ist erschienen und zu beziehen durch alle Buchhandlungen Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz:

Reise
im
Europäischen Rufsland
in den Jahren 1840 und 1841
von
J. H. Blasius,
Professor am Collegio Carolino in Braunschweig.
Zwei Theile
mit 24 Stahlstichen und zahlreichen Holzschnitten.
gr. 8. fein Velinp. geh. Preis 5 Thlr.

Der Verleger glaubt mit Recht auf diese höchst interessante Erscheinung aufmerksam machen zu müssen.

Bei **Gebr. Reichenbach** in Leipzig erschien:

ΝΕΩΚΟΡΟΣ
CIVITATES NEOCORAE SIVE AEDITUAE
e veterum libris, nummis, lapidibus inscriptis adumbratae atque corollariis quattuor additis
illustratae a
Joanne Henrico Krause.
1844. 11 Bogen. 5/6 Thlr.

Neu erschienene Bücher von der **Dieterich**'schen Buchhandlung in Göttingen:

Abu Zakariya Yahya El-Nawawi, the biographical Dictionary of illustrious men chiefly at the beginning of Islamism by F. Wüstenfeld. Part. VI. gr. 8. 1 Thlr. 10 Sgr.

Cornutus, L. A., de natura deorum ex schedis I. B. C. d'Ansse de Villoison recensuit commentariisque instr. F. Osann. gr. 8. 3 Thlr.

Grimm, Jac., deutsche Mythologie. 2 Bde. Neue Auflage 6 Thlr.

Hermann, K. Fr., über griechische Monatskunde und die Ergebnisse ihrer neuesten Bereicherungen. gr. 4. 1 Thlr.

— —, insunt vindiciae Latinitatis epistolarum Ciceronis ad M. Brutum et Bruti ad Ciceronem. gr. 4. 10 Sgr.

Schneidewin, F. W., Beiträge zur Kritik der Poetae Lyrici Graeci edidit Theodorus Bergk. gr. 8. geh. 20 Sgr.

Wieseler, Fr., die Nymphe Echo. Eine kunstmythologische Abhandlung. gr. 4. geh. 12½ Sgr.

Im Verlage von **Johann Ulrich Landherr** in Heilbronn ist so eben erschienen und in allen soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Grundzüge
der
speculativen Kritik.
Von
G. Mehring,
Dekan zu Langenburg.
Velinpapier. Gr. 8. VIII. und 424 Seiten. Preis fl. 3. 48 kr. oder 2 Thlr. 8 gGr.

Ein Wort, das viel gehört wird, aber zugleich einen Begriff, an den man sich allzulange nicht erinnert hat, nennt der Titel dieser Schrift. Wem die Philosophie nicht blos eine Wissenschaft ist, die man lernt, weil sie nun eben einmal eine Stelle einnimmt unter den Wissenschaften, oder ein Handgriff, um beliebige Opposition gegen jedes Gegebene zu machen, sondern wem die Philosophie zur innersten Lebens-Angelegenheit geworden, wer wenigstens fühlt, dafs in ihr die Skepsis zur freisten Uebung und das Selbst zur bestimmtesten Darstellung kommen mufs, dafs durch sie alle Bewegung des menschlichen Seyns sich in seine höchste Einheit zusammenfafst, der dürfte es nicht verschmähen mit dieser Schrift ihren Gang zu gehen.

Digitized by Google

In der **Hahn**'schen Verlagsbuchhandlung in Leipzig ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Ausführliches Lehrbuch der hebräischen Sprache des alten Bundes.

Von

Heinrich Ewald.

Fünfte Ausgabe. gr. 8. 1844. geh. 2½ Thlr.

In dieser neuen Ausgabe hat der Herr Verfasser seine „ausführliche kritische Grammatik der hebräischen Sprache" und seine „Grammatik der hebr. Sprache des A. T." verschmolzen. Die Hebräische Sprachlehre für Anfänger ist fortwährend zum Preise von 14 Ggr. durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Bei **C. G. Kunze** in Mainz erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Lange, deutsche Schulgrammatik. Nach dessen Tod herausgegeben von J. B. Seipp. gr. 8. 1 fl. 36 Xr. od. 22 Ggr.

Als tüchtiger Gelehrter hat sich der Verfasser dieser Grammatik mehrfach bekannt gemacht; namentlich durch seine Schrift über die Einheit der homerischen Poesie. Schoell in der griechischen Literaturgeschichte gedenkt seiner Verdienste mit Lob, und Göthe widmete fraglichem Buch seine Aufmerksamkeit, und richtete ein Gedicht an den Verfasser: „Homer wieder Homer."

Das hier angekündigte Buch ist eine Arbeit womit er die letzten Jahre seines Lebens beschäftigt war. Sie sei hiermit den Gymnasiallehrern bestens empfohlen.

So eben ist bei uns erschienen:

Ueber die Zahl der Schauspieler bei Aristophanes.

Von

Carl Beer,

Mitglied der griechischen Gesellschaft zu Leipzig.

Nebst einem Anhange,

Personenänderungen einzelner Stellen der Aristophanischen Komödien enthaltend.

gr. 8. Preis 1 Thlr.

Leipzig, den 1. September 1844.

Weidmann'sche Buchhandlung.

Bei **K. F. Köhler** in Leipzig ist so eben erschienen:

Der Brief an die Römer

ausgelegt

von

Prof. *Dr.* **A. L. G. Krehl.**

8. 36 Bogen. 2½ Thlr.

Dieser neue Commentar des berühmten Paulinischen Briefes, welcher mit die Grundlage der christlichen Theologie geworden ist, wird den geachtetsten früher erschienenen Commentaren mit zur Seite gestellt werden können. Es erschien dem Herrn Verfasser dringendes Bedürfniss tiefer auf die Ideen des apostolischen Briefes im Ganzen und Einzelnen einzugehen und wird dies Werk für alle wissenschaftlich gebildeten Theologen von grossem Interesse sein.

Im Verlage der **Hahn**'schen Hofbuchhandlung ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Encyklopädie der Philosophie.

Zum Gebrauche für obere Gymnasialklassen und zur ersten Einführung in die Philosophie für alle Gebildete.

Von

Heinrich Albert Oppermann,

Dr. phil.

gr. 8. 1844. geh. Preis 1⅙ Thlr.

Inhalt. Zwei Briefe anstatt Vorrede. — Einleitung. — Analytischer Theil. — Metaphysik. — Anwendung der Grundwissenschaft auf die formalen Wissenschaften; auf die Lehre vom Leben und dessen Gesetzen; auf die Naturwissenschaften; auf die Geisteswissenschaften (Logik, Aesthetik, Ethik, Rechtsphilosophie, Menschheitswissenschaft).

Bei mir ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Römische Geschichte

in ausführlicher Erzählung

von

Carl Ludwig Roth.

Erster Band.

Von der Gründung der Stadt Rom bis in das Jahr 587 nach ihrer Erbauung.

Auch mit dem Titel:

Jahrbuch zur Einleitung in die Geschichte, nach den Quellen bearbeitet.

Zweiten Bandes erstes Heft.

gr. 8. 30 Druckbogen. Geheftet. 1 Thlr. Preuss.

Nürnberg, im October 1844.

Joh. Ad. Stein.

In der **Hahn**'schen Verlagsbuchhandlung in Leipzig ist eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Rabbinische Blumenlese,

enthaltend

eine Sammlung, Uebersetzung und Erläuterung der hebräischen und chaldäischen Sprüche des Sirach, talmudischer Sprichwörter, Sentenzen und Maximen, nebst einem Anhange Leichenreden und einem Glossar.

Von

Leopold Dukes.

21½ Bogen. gr. 8. 1844. Geh. Preis 1½ Thlr.

Digitized by Google

Anzeigeblatt
zu den
Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik.

1844. (Zweites Semester.) № 3.

Sämmtliche hier angezeigte Bücher sind zu haben bei Wm. Besser in Berlin (44 Behrenstr.).

Bei **K. F. Köhler** in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Anleitung zum Studium
der
Botanik
enthaltend
die Organographie, Physiologie, Methodologie, Pflanzengeographie, eine Uebersicht der fossilen Gewächse, der pharmaceutischen Botanik und den Geschichte der Botanik,
nach dem Französischen
von
Alph. de Candolle
neu bearbeitet von
Staatsrath Prof. *Dr.* **Alex. von Bunge**
in Dorpat.

2te stark vermehrte Aufl. mit 8 Taf. Abbild. 52 Bogen. 3½ Thlr.

Dies reichhaltige und für das Studium sowie zum Selbstunterricht sehr praktisch abgefasste Werk erfreute sich allgemein einer so günstigen Aufnahme, dafs nach wenig Jahren eine neue Auflage nöthig wurde, die der Herr Herausgeber mit vielen schätzbaren Verbesserungen und Zusätzen in Folge gemachter neuer Entdekkungen vermehrte.

Im Verlage der **Hahn**'schen Hofbuchhandlung in Hannover erscheint so eben und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Hölty.
Ein Roman
von
Friedrich Voigts.
gr. 12. Eleg. geh. Preis 2 Thlr.

Soeben erschien bei mir und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte der Seele
von ihrem ersten Erwachen aus dem Sinnentaumel bis zu ihrer höchsten — theoretischen, ästhetischen und moralisch-religiösen — Vollendung, zugleich als Versuch, endlich einmal die Grundzüge der einzig wahren und letzten Philosophie, bei der es nunmehr in aller Zukunft bewenden mufs, zu entdecken.
br. ⅞ Thlr.

Den Freimaurerlogen Deutschlands, sonst aber allen uneingenommenen und vorurtheilsfreien Denkern gewidmet.

Leipzig, im Oktober 1844.

Heinr. Weinedel.

Wichtige liter. Anzeige von Deutschlands Geschichte und Geographie des achten bis zwölften Jahrhunderts.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Traditiones et antiquitates Fuldenses; herausgegeben von *Dr.* E. Fr. J. Dronke. Mit 1 Steindruck. 4. 2 Thlr. 7½ Ngr. oder 4 fl.

Der reiche und für die älteste Geschichte Fuldas höchst wichtige Inhalt dieser Sammlung ist hier zum erstenmal vollständig und in seiner ursprünglichen Gestalt aus den Originalhandschriften mitgetheilt. Ueber die Ungenauigkeit und theilweise Unbrauchbarkeit der hisherigen Abdrücke hat sich der Herausgeber in der Vorrede genügend ausgesprochen. Aufserdem hat derselbe zuerst das Verhältnifs, in welchem die sogenannten Summarien zu den Urkunden stehen, aufgedeckt und dadurch deren Bedeutung und Wichtigkeit nachgewiesen.

C. Müller'sche Buchhandlung.
(G. J. Euler.)

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Rudolph Stier
Grundrifs einer biblischen Keryktik
oder einer Anweisung
durch das Wort Gottes sich zur Predigtkunst zu bilden.
Mit besonderer Beziehung auf Mission und Kirche.
Zunächst für die im Glauben an Gottes Wort Einverstandenen.
Zweite berichtigte und sehr vermehrte Auflage.
gr. 8. Preis 1 Thlr. 7 Sgr. 6 Pf.

Halle.

Carl Aug. Kümmel.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Die
römischen Tribus
in administrativer Beziehung
von
Theodor Mommsen.
Doctor der Rechte.
gr. 8. Preis 1⅓ Thlr.

Wir machen auf diese werthvolle Abhandlung alle Philologen aufmerksam.

Altona.

Joh. Fr. Hammerich.

Digitized by Google

Im Verlage von **G. P. Aderholz** in Breslau ist so eben erschienen:

Gesammtwörterbuch
der lateinischen Sprache
zum Schul- und Privat-Gebrauch,

enthaltend: sowohl sämmtliche Wörter der alt-lateinischen Sprache bis zum Untergange des weströmischen Reiches, mit Einschluss der Eigennamen, als auch die wichtigsten mittel- und neu-lateinischen Wörter, namentlich die in die neuen europäischen Sprachen übergegangenen, so wie die lateinischen und latinisirten Kunstausdrücke der Medizin, Chirurgie, Anatomie, Chemie, Zoologie, Botanik u. s. w.; mit durchgängiger Unterscheidung der klassischen und der unklassischen Ausdrucksweise, und mit vorzüglicher Berücksichtigung der ciceronischen Phraseologie.

Von

Dr. **Wilhelm Freund.**

Nebst einem sprachvergleichenden Anhange.

1ste und 2te Lieferung, **A — K.**
59 Bogen. gr. Lexicon-Format. 1 Rthlr. 20 Sgr.

Das Ganze erscheint in 4 Lieferungen à 25 Sgr., wovon die 3te im November, die 4te im Januar ausgegeben wird. Nach Erscheinung der letzten Lieferung behalte ich mir vor, den Subscriptionspreis (3⅓ Rthlr. für 116 enggedruckte Bogen gr. Lex. Format) zu erhöhen. Schulanstalten erhalten bei Abnahme von 12 Exemplaren 1 Frei-Exemplar.

Bei **F. C. W. Vogel** in Leipzig erschien soeben:

Beidhawii Commentarius in Coranum ex codd. Paris. Dresdens. et Lipsiens. edd. indicibusq. instr. H. O. Fleischer. Fasc. I. 4maj. 2⅔ Thlr.

Die Fortsetzung erscheint so schnell, als es der sorgfältige arabische Druck zuläſst.

R. Tanchumi Hierosolymitani commentarium arabicum ad libror. Samuelis et Regum locos graviores e cod. unico Oxon. (Pokok. 314.) secundum Schnurreri apogr. edd. et interpr. lat. adj. Theod. Haarbrücker. 8maj. 1 Thlr.

Aus dem **Hahn**'schen Verlage in Hannover ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes gleich ganz vollständig zu beziehen:

Handbuch
der
Römischen Alterthümer.

Von

G. F. F. Ruperti,
Conrector des Lyceums in Hannover.

Zwei Theile in drei Abtheilungen nebst Register.

111¾ Bogen in gr. 8. mit Grundrissen und einem Plane von Rom in gr. Fol. Preis 8 Thlr.

Dieses reichhaltige und gründliche, zum Studium wie zum Nachschlagen auf das zweckmäſsigste ausgearbeitete Werk, das die besten und neuesten Forschungen in anziehender Darstellung zusammenfaſst, kann, ausser den Philologen vom Fach, allen Geschichtsfreunden, *ganz besonders aber den Schülern der höheren Classen der Gymnasien und den Studirenden* angelegentlich empfohlen werden.

In meinem Verlage erschienen so eben:

Danzel, W. Ueber die Aesthetik der Hegel'schen Philosophie. 8. Geh. 12 Ggr.

Ovid's Heroiden. Erster bis funfzehnter Brief, metrisch übertragen von Jul. Henning. 8. Geh. 12 gGr.

Trummer, Dr. C. Vorträge über Tortur, Hexenverfolgungen, Vehmgerichte und andre merkwürdige Erscheinungen in der hamburgischen Rechtsgeschichte. 1r. Band. Mit vielen bisher ungedruckten Urkunden und Criminalgeschichten. 1s Heft. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 4 Ggr.

Hamburg, im October 1844.

Joh. Aug. Meissner.

In der **Hahn**'schen Verlagsbuchhandlung in Leipzig sind so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Euripidis Fabularum Fragmenta. Recensuit et annotatione instruxit Frid. Henr. Bothe. gr. 8. 1844. geh. 1½ Thlr.

Aeschyli Dramatum Fragmenta. Recensuit et annotatione instruxit Frid. Henr. Bothe. gr. 8. geh. 1844. ½ Thlr.

Die übrigen Fragmenta zu den griechischen Dramatikern befinden sich bereits unter der Presse und bilden somit eine wichtige und längst gewünschte Zugabe zu der rühmlichst bekannten Gesammt-Ausgabe unter dem Titel:

Poetae scenici Graecorum.

Recensuit et annotationib. siglisque metricis in margine scriptis instruxit

Fridericus Henricus Bothe.

X Tom. 8maj. Preis 15⁷/₁₂ Thlr.

In ganzen Bänden kosten Tom. I. u. II. Euripides 4⅔ Thlr. — III. u. IV. Sophocles 3¼ Thlr. — V. bis VIII. Aristophanes 5 Thlr. — IX. u. X. Aeschylus 2⅔ Thlr. — Aufserdem sind auch alle 44 Stücke mit den latein. Anmerkungen einzeln zu den billigen Preisen von ⅙ bis ½ Thlr. geheftet für Schulen zu erhalten und erfreuen sich im In- und Auslande fortwährend der allgemeinsten Verbreitung.

Im Verlag der Unterzeichneten ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Allgemeine Pathologie
oder
allgemeine Naturlehre der Krankheit

von

Dr. **K. W. Stark.**

Zweite, sehr vermehrte und gebesserte Ausgabe.

Erster Band XXIV und 844 Seiten in 8. brochirt.

Der zweite und letzte Band soll wo möglich noch im Laufe dieses Jahres erscheinen. Preis des ganzen Werkes 6 Thlr.

Leipzig, im October 1844.

Breitkopf & Härtel.

Digitized by Google

Catalogs-Blätter

des

antiquarischen Lagers der Buchhandlung von Wm. Besser

in Berlin,

(No. 44. Behren-Strasse.)

№ 26. **1844.**

1 Thlr. = 30 Sgr. = 1 Fl. 45 Xr. 24 Fl. F. = 2 Mk. 8 Sch. = 3 Sh. = 3 Fr. 75 Ct. circa.

Thlr. Sgr.

5837 L'Alcoran de Mahomet. Transl. d'Arabe en Franç. par du Ryer. Paris 1672. 12. Prgmtbd. 1 15

5838 Alembert, de, recherches sur différ. points import. du système du monde. 2 Vols. Paris 1754. 4. Ldbd. 1 15

5839 Ancillon, Fréd., Essai sur la science et sur la foi. Paris 1830. 8. broch. — 20

5840 André, A., Lehrb. d. Tonsetzkunst, 1r (einz.) Bd. Harmonielehre. Offenb. 1832. gr. 8. Ppbd. 1 10 (Ldpr. 4 Thlr.)

5841 Anecdoten zur Lebensgesch. berühmter Gelehrten. 6 Thle. Leipzig 1762–64. 8. Ldbd. 1 15

5842 Annalen der Physik und Chemie, herausg. v. Poggendorff. 21—26r Bd. Mit Kpfrtfln. 6 Bde. Leipzig 1831—32. 8. Hbfzbd. (Ldpr. 18⅔ Thlr.) 4 —

5843 Annuaire pour les ans 1829 et 1830, présenté au roi par le Bureau des longitudes. Paris 1828. 29. 12. geh. — 5

5844 Arati phaenomena et diosemea, gr. et lat. cur. J. T. Buhle. 2 Vols. Lips. 1793—1801. 8. Hbfrzbd. Chart. mel. (Ldpr. 5⅚ Thlr.) 2 —

5845 Baconis, F., Opera omnia, in lat. serm. transl. op. S. J. Arnoldi. Hafniae 1694. Fol. Ldbd. 3 15

5846 (Basedow) Vorstellung an Menschenfreunde etc. über Schulen, Studien. M. e. Plane e. Elementarbuchs d. menschl. Erkenntniss. Hamb. 1768. 8. Ldbd. m. Goldschn. — 7½

5847 Bender, J. H., die Lotterie. Eine jurist. Abhandlung. Heidelb. 1832. 8. geh. (Ldpr. 1⅙ Thlr.) * — 15

5848 Berzelius, J., Jahresbericht über d. Fortschr. d. phys. Wissenschaften. A. d. Schwed. v. Wöhler. 8r—11r Jahrg. Tübg. 1829—32. 8. Hbfzbd. (Ldpr. 5⅚ Thlr.) 2 —

5849 — — die Anwendung des Löthrohrs in d. Chemie und Mineralogie. 2te Aufl. Nürnb. 1828. 8. Hbfzbd. 1 — (Ldpr. 3 Thlr.)

5850 — — Theorie d. chem. Proportionen, deutsch v. Blöde. Nebst Tabellen in 4. Dresden 1820. 8. In 2 Hlbfrzbdn. (Ldpr. 2⅓ Thlr.) — 25

5851 — — Lehrb. der Chemie, übers. v. Wöhler. I—IVr Bd. à 2 Abthl. Mit Kupfern. Dresden 1825–31. 8. Hbfrzbd. 4 Theile in 8 Bden. (Ldpr. 22¾ Thlr.) 6 —

5852 Birkner, G. F., Rechnungsmethoden u. deren pract. Anwend. bei finanz., kammeral. u. merkant. Rechnungsgegenständen. Ansbach 1821. 4. geh. * — 15

5853 Blätter aus Prevorst, mitgetheilt v. d. Herausg. d. Seherin aus Prevorst. 1–3e Samml. Karlsruhe 1831—32. 8. geh. (Ldpr. 2⅙ Thlr.) 1 —

Thlr. Sgr.

5854 Blair, H, lectures on rhetoric and belles lettres. 3 Vols. London 1787. 8. geh. 1 20

5855 Blech, A. F., Gesch. d. 7jähr. Leiden Danzigs von 1807—14. 1r Theil. Danzig 1815. 8. geh. — 5 (Ldpr. 1⅔ Thlr.)

5856 Bode, J. E., Vorstellung der Gestirne auf 34 Kpfrtfln, nebst ein. vollst. Sternenverzeichn. Berlin 1782. 4. Ldbd. (Ldpr. 6 Thlr.) 2 —

5857 Boehmeri, J. H., jus eccles. protest. 5 Ti. Hal. Magd. 1714–36. 4. Schwldbd. 4 —

5858 (Bousmard) essai génér. de fortificat. et d'attaque et défense des places. 3 Ts. A Berlin 1797—99. 4. Hbfzbb. avec Atlas en Fol. 2 —

5859 Brentano, Sophie, bunte Reihe kleiner Schriften. Frankf. a. M. 1805. 8. geh. (Ldpr. 1½ Thlr.) — 15

5860 Brewster, D., a treatise on optics. London 1831. 8. Leinw. (Ldpr. 2 Thlr.) — 20

5861 Briefe eines jungen Gelehrten an seinen Freund, herausg. v. Fr. Brün, geb. Münter. Tübg. 1802. 8. Ppbd. — 12½ (Ldpr. 2½ Thlr.)

5862 Bussing, C., Heroldskunst, enthält die Wapen der vornehmsten Staaten etc. 3te Ausg. Hamb. 1713. 8. Hbfzbd. — 20

5863 Catzii, J., Silenus Alcibiadis sive Proteus: humane vitae ideam, emblemate trifariam variato, oculis subjiciens. Iconib. in aes incis. ac trium linguar: explicatione elustr. Amsterd. Blaeu. (1618). 4. Schwldbd. 2 —

5864 Cellarii, Ch., notitia orbis antiqui ed. Conr. Schwartz. 2 Vols. Lips. 1731–32. 4. Schwldbd. 2 15

5865 Id. liber 1701. 1 10

5866 Corpus jur. civ. c. not. Dion. Gothofredi, op. S. van Leeuwen. Amstel. Elsev. 1663. Mchsbd. 11 —

5867 Corpus juris civ. Edit. III. 2 Ti. S. Gervasii. Vignon 1606. 8. Schwldbd. 3 —

5868 Cuvier, G., hist. des progrès des Sciences naturelles. Vol. 1–4. Paris 1829. 8. Hbfzbd. 2 20

5869 Damm, Ch. T., Nov. Ancion Graecum etymolog. et reale Homericum et Pindaricum. Cura Jo. Duncan. Lond. 1842. 4. 6 15

5870 Denmark delineated, or sketches of the present state of that country. Illustr. with portr., views and other engrav. 3 part. and appendix. 2d edit. Edinburgh 1823. 4. geh. (Ldpr. 1 L. 11 s.) 2 15

Digitized by Google

Thlr. Sgr.

5871 Depping, Griechenland und die Griechen, aus d. Franz. Mit 16 Kpf. u. 2 Karten. 3 Thle. Leipzig 1824. 12. geh. (Ldpr. 2⅔ Thlr.) 1 —

5872 Dionysius Halicam. Gr. et lat. Op. F. Sylburgii. 2 Ti. c. ind. François Wichel 1586. Fol. Etwas fleckig. 4 —

5873 Donovan, M., a treatise on chemistry. London 1832. 8. Leinw. (Ldpr. 2 Thlr.) — 20

5874 Duisburg, F. C. G. v., Versuch ein. histor. topogr. Beschreib. der Stadt Danzig. Danzig 1809. 8. Ppbd. — 7½

5875 Dumas, M., traité de Chimie appliquée aux arts. T. 1, 2, av. Atlas in Fol. Paris 1828—30. 8. Hbfzbd. 2 —

5876 Estors, J. G., Freiheit d. teutsch. Kirchen. Frankf. a. M. 1766. 8. Hbpgtbd. (Ldpr. 1⅓ Thlr.) * — 15

5877 Euler, Briefe an eine deutsche Princessin über Physik und Philosophie. A. d. Franz. 3 Thle. Leipzig 1769—73. 8. Hbfzbd. (Ldpr. 2¼ Thlr.) 1 7½

5878 Falk, J. D., der Mensch u. d. Helden. 2te Aufl. Leipz. 1798. 16. Ppbd. (Ldpr. ⅔ Thlr.) — 7½

5879 Forster, G., Ansichten vom Niederrhein, von Brabant, Holland, England und Frankreich. 1r u. 2r Theil. Berlin 1791. 8. Hbfzbd. (Ldpr. 3 Thlr.) — 20

5880 Forstner, A. v., Lehrbuch d. theor. Mechanik. 1r Bd. Statik, Geostatik, Hydrostatik, Aerostatik. Mit 3 Kpfrt. Berl. 1831. 8. Hbfzbd. (Ldpr. 2⅔ Thlr.) 1 —

5881 Freydenker, der, 2 Jahre lang herausg. in Danzig. 1741—43. 4. Ldbd. — 15

5882 Georgica curiosa aucta. Das ist umständl. Bericht und klarer Unterricht v. d. Adelich. Land- u. Feldleben. 2 Thle. Nürnberg 1687. Fol. Pgtbd. 1 20

5883 Goethe, v., zur Farbenlehre. 2 Thle. Mit 16 Kpfrtfln. Tübing. 1810. 8. Hbfzbd. (Ldpr. 8⅓ Thlr.) 3 15

5884 — — Vers. die Metamorphose d. Pflanzen zu erklären. Gotha 1790. 8. Hbfzbd. — 5

5885 Gottschalck, F., die Ritterburgen und Bergschlösser Deutschlands. 1r—5r Theil. Mit Kupfern. 2te Aufl. Halle 1815. 8. Ppbd. (Ldpr. 7½ Thlr.) 2 15

5886 Gralath, D., Versuch einer Geschichte Danzigs. 3 Bde. Königsberg 1789—92. 8. Hbfzbd. (Ldpr. 5 Thlr.) 1 15

5887 Hegel, G. W. F., Encyclopädie d. phil. Wissenschaften. 3te Ausg. Heidelb. 1830. 8. Hbfzbd. (Fehlt im Buchh.) (Ldpr. 3⅓ Thlr.) 2 10

5888 Herder, J. G., Ideen zur Philos. der Gesch. d. Menschheit. 1r—3r Theil Leipzig 1784—87. 4. Ppbd. 1 15

5889 Dasselbe. 1r—3r Bd. à — 5

5890 Herschel, J. F. W., a preliminary discourse on the study of natural philosophy. London 1830. 8. Lwbd. — 25 (Ldpr. 2 Thlr.)

5891 Hieronymi Stridon. epistolae. Lovanii 1581. 12. Ldbd. * — 15

5892 Hirsbrey, der warme, von Zürich auf d. Freyschiessen zu Strasburg. Mit Kpfrn. Zürich 1797. 4. Ppbd. — 10 (Ldpr. 1⅙ Thlr.)

5893 (Hofmann) Beiträge zur Statistik d. preuss. Staats. Berl. 1821. 4. Ppbd. (Ldpr. 1½ Thlr.) — 15

5894 Homer's Werke, von J. H. Voss. 4 Bde. 5te Aufl. Stuttg. 1821. 8. Hbfzbd. (Ldpr. 5¼ Thlr.) 1 15

5895 Houwald, E. v., Fluch und Segen. Leipzig 1821. 8. geh. (Ldpr. ⅓ Thlr.) — 5

5896 Humboldt, A. v., üb. d. Hauptursachen d. Temperatur-Verschiedenh. auf d. Erdkörper. Berl. 1827. 4. geh. — 5

Thlr. Sgr.

5897 (Jacobi, Fr. H.) Woldemar. 2 Thle. N. Ausg. Velin-Pap. Königsb. 1796. 8. Hbfzbd. (Ldpr. 2 Thlr.) — 20

5898 Inseln, die Jonischen, Beschrieb. nach Dodwell u. A. M. 7 Kpf. Leipz. 1825. 12. geh. (Ldpr. ⅞ Thlr.) — 7½

5899 Kamptz, K. A. v., Jahrbücher für die Preuss. Gesetzgebung, Rechtswissenschaft u. Rechts-Verwaltung. 1r—52r Bd. m. Regist. (Heft 1—104). Berlin 1814—38. 8. In Hbfzbdn. Schönes Expl. (Ldpr. 96 Thlr.) 25 —

5900 Klein, E. F., Annalen d. Gesetzgeb. u. Rechtsgelehrsamk. in den Preuss. Staaten. 1—26r Bd. Berlin 1788—1819. 8. Ppbd. 4 15

5901 Kux, J. P., Handb. f. Civil-Verwaltungs-Beamte. 2 Bde. Berlin 1835. 8. geh. (Ldpr. 4 Thlr.) 1 25

5902 Lachmann, K., Auswahl aus d. Hochdeutsch. Dichtern des 13ten Jahrh. Berlin 1820. 8. Ppbd. — 15 (Ldpr. 1½ Thlr.)

5903 Lafayette. — Mémoires, correspondances et manuscrits du général Lafayette. T. I, II (nicht mehr erschien.). Leipz. 1837. 8. geh. 2 —

5904 Lambert, J. H., cosmol. Briefe über die Einrichtung d. Weltbaues. Augsburg 1761. 8. Hbfrzbd. — 7½ (Ldpr. ⅔ Thlr.)

5905 Lampadius, W. A., system. Grundr. d. Atmosphärologie. Freyberg 1806. 8. Ppbd. (Ldpr. 1½ Thlr.) — 10

5906 Lehmus, D. C. L., Lehrbuch d. angewandt. Mathematik. 3 Thle. Berl. 1818. 8. Hbfzbd. (Ldpr. 3¾ Thlr.) 1 27½

5907 Lemau de la Jaisse, carte gen. de la monarchie franç. conten. l'hist. milit. dep. Clovis I. roi chrét., jusqu'à la quinzième année accomplie du règne de Louis XV. etc. Paris 1733. (20 feuilles.) Ein gr. Fol. Ldbd. — 20

5908 Lenoir, A., musée des monumens français, ou descript. hist. et chronol. des statues et tombeaux des hommes et des femmes célèbres. 6 Vols, ornés de gravures. Par. 1800—6. — Recueil de portraits inédits des hommes et des femmes qui ont illustré la France. Ouvr. orné de gravures. T. I. Paris 1809. 8. broch. (Nicht mehr erschien.) 9 — (Brunet. 78 Fr.)

5909 — — Dasselbe W. 6 Vols. Die Tafeln ohne Text. (Es fehlt T. I Taf. 44, T. IV Taf. 141, T. V T. 149, 166, 195.) In 2 Hbfzbdn. 3 —

5910 Leonhard, C. v., Handb. d. Oryktognosie. Mit 7 Tln. Abbild. 2te Aufl. Heidelb. 1826. 8. Hbfzbd. 2 — (Ldpr. 6 Thlr.)

5911 Lex salica. Ed. glossas vet. varias. lectiones adj. Laspeyres. Hal. Sax. 1833. 4. geh. (Ldpr. 1½ Thlr.) * — 22½

5912 Link, H. F., elementa philosophiae botan. Cum tab. aen. IV. Berol. 1824. 8. Hbfzbd. (Ldpr. 1¾ Thlr.) — 25

5913 Lippert, Ph. D., Dactyliothec d. i. Sammlung geschnitt. Steine d. Alten aus d. vornehmst. Museis in Europa. 2 Bde. m. Suppl. Halle 1767—76. 4. Hfzbd. (Ldpr. 5¼ Thlr.) 2 —

5914 Löwenberg, die Verordnung v. 14. Dec. 1833 über d. Rechtsmittel d. Revis. u. d. Nichtigkeitsbeschwerde. Berlin 1837. 8. geh. (Herabg. Pr. ⅓ Thlr.) * — 12½

5915 Lohenstein, D. Casp. v., Arminius und Thusnelda, eine Staats-, Liebes- und Heldengeschichte. 2 Bde. Leipz. 1689. 4. Ldbd. 2 —

5916 Magazin, Hannoverisches, worin kl. Abhandlungen, einzelne Gedanken, Nachrichten etc. die Verbesser. d. Nahrungsstandes, die Land- u. Stadtwirthschaft, Handlung, Manufacturen und Künste etc. betreffend. 1r—28r Jahrg. (1763—90). Neues Magazin 1791—1810 und 1814—1832. 4. geb. Zusamm. 66 Jahrgänge. 24 —

Digitized by Google

Thlr. Sgr.

5917 Menzel, C. A., d. Geschichten d. Deutschen. 1—6r Bd. Breslau 1815—20. 4. Ppbd. m. T. 4 —

5918 Meyer, H. A. W., Comment. z. Apostelgeschichte. Göttg. 1835. 8. Ppbd. (Ldpr. 1½ Thlr.) — 20

5919 — — krit. exeg. Handb. über d. 1sten u. 2ten Brief an die Korinther. Göttng. 1839. 40. 8. Ppbd. 1 15 (Ldpr. 3½ Thlr.)

5920 Meyer, Universum. Ein belehrendes Bilderwerk für alle Stände. 7 Bde. mit d. Prämien. Hildburghausen 1835—41. quer 4. (Ldpr. 19¾ Thlr.) 11 —

5921 Möhler, J. A., Athanasius d. Grosse u. d. Kirche seiner Zeit besond. im Kampfe mit d. Arrianismus. 2 Thle. Mainz 1827. 8. geh. (Ldpr. 2⅔ Thlr.) 1 12½

5922 Mosheim's, J. L., Sittenlehre. 9 Thle. Helmst. 1742—70. 4. In 4 Ldbde. u. 1 Hfbde. 3 —

5923 Moxin, Biber etc. franz.-deutsch u. deutsch-franz. Wörterbuch (deutsch. Thl. 2te Aufl.). 4 Thle. Stuttg. 1823—26. 4. Hbfzbd. 5 —

5924 Müller, Wilhelm, neueste Lieder der Griechen. Leipzig 1824. 8. — 2½

5925 — — lyrische Reisen und epigram. Spaziergänge. Leipz. 1827. 8. geh. (Ldpr. 1½ Thlr.) — 20

5926 (Nicolai, Fr.,) Leben u. Meinungen d. Herrn Magisters Sebaldus Nothanker. 3 Bde. 4te Aufl. Berlin 1799. 8. Ppbd. (Ldpr. 2 Thlr.) — 25

5927 Northoff, F. A., d. Gültigkeit d. Erbeseinsetz. ein. zu errichtl. Stiftung in d. Testam. d. Landrentmeisters Blum zu Hildesh. Göttg. 1833. 4. geh. (Ldpr. 2½ Thlr.) * — 15

5928 Piclet, E., traité de la chaleur et de ses applications aux arts et aux métiers. 2 vols avec Atlas in 4. Par. 1828. 8. Hbfzbd. 2 —

5929 Petrarch, Franç., Trostspiegel in Glück und Unglück. Aus d. Lat. M. Holzschn. Franckf. a. M. 1584. Fol. geb. 4 —

5930 Pfotenhaueri, E. F., doctrina processus c. Germ. t. Saxon. reg. Edit. II. 2 Part. Lips. 1826. 8. geh. — 20 (Ldpr. 1⅔ Thlr.)

5931 Planck, D. G. J., Gesch. d. christ.-kirchl Gesellschafts Verfassung. 5 Thle. in 6 Ppbdn. (Hbg. Pr. 5⅔ Thlr.) 2 20

5932 Plato. — Les Loix de Platon. 2 vols. Amsterd. 1769. 8. geh. — 20

5933 Plücker, J., analyt. geometr. Entwicklungen. 1r Bd. Mit 8 Kupfrtfln. Essen 1828. 4. Hbfrzbd. 1 — (Ldpr. 3 Thlr.)

5934 Praetorius, E, Danziger Lehrer Gedächtniss, od. Verz. d. evang. Prediger v. Auf. d. evang. Reform. bis itzo. Danzig 1760. 4. Ldbd. — 10

5935 — — Dasselbe, mit Papier durchsch. (mit zahlr. handschriftl. Anmerk.) 1 10

5936 Prechtl, J. J., technol. Encyclopädie. 1r Bd. Abdampfen — Baumwollzeuge. Mit Kpfrtaf. 1—19. Stuttgart 1830. 8. Hbfzbd. (Ldpr. 3½ Thlr.) 1 —

5937 (Preller.) Historia philos. graeco-rom. ex fontib. cont. Edid. H. Ritter et L. Preller. Hamb. 1838. 8. 1 20 (Ldpr. 2½ Thlr.)

5938 Prosperi, Augustini et Ambrosii opuscula de libero arbitrio. Basil. 1524. — Aurel. Augustinus de natura et gratia. Norembergae 1524. — Id de spiritu et litera. Ibid. 1524. — Jacobi Latomi de confessione secreta. J Oecolampadii elleboron, pro eodem Jac. Latomo. Basil. 1525. kl. 8. Ldbd. 1 10

Thlr. Sgr.

5939 Rathmann, H., Gesch. der Stadt Magdeburg von ihrer ersten Entstehn. bis auf gegenw. Zeiten. I—IV r. Magdeb. 1800. 8. geb. (Ldpr. 6⅔ Thlr.) 2 —

5940 Réaumur, nouv. art d'adoucir le fer fondu, et de faire des ouvrages de fer fondu aussi finis que de fer forgé. — de Courtivron art des forges et fourneaux à fer. — Swedenborg traité du fer. — Duhamel du Monceau de la forge des enclumes. — Réaumur fabrique des ancres av. des notes de M. Duhamel, 1762. Fol. geb. (Arts et métiers T. XI.) 1 10

5941 Reichelt, J., de amuletis, nem. fig. illustr. Argentor. 1576. 4. Ppbd. — 15

5942 (Richter) Jean Paul, kleine Bücherschau. 2 Bdchen. Breslau 1825. 8. Hbfzbd. (Ldpr. 2⅔ Thlr.) — 25

5943 Riedel, A. F., Codex diplomat. Brandenburgensis. — Samml. d. Urkunden, Chroniken und sonst. Quellenschriften f. d. Gesch. d. Mark Brandenburg u. ihrer Regenten. Berlin 1838—1842. 4. (Gut geb.) (Ldpr. 13½ Thlr.) 7 15

5944 Rixner, Th. A., Handbuch der Gesch. der Philosophie. 3 Thle. 2te Aufl. Sulzbach 1829. 8. Hbfzbd. 2 20 (Ldpr. 3⅔ Thlr.)

5945 Rose, H., Handb. d. analyt. Chemie. 2 Thle. 2te Aufl. Berlin 1831. 8. Hbfzbd. (Ldpr. 6½ Thlr.) 1 20

5946 — — Dasselbe. 2 Thle. 3te Aufl. Berlin 1833. 8. Hbfzbd. (Ldpr. 6½ Thlr.) 2 15

5947 Rudloff, K. G. v., Handb. d. preuss. Militairrechts. 3 Thle. Berlin 1826. 8. geh. (Ldpr. 3⅔ Thlr.) * 1 20

5948 Runge, F., Grundlehren d. Chemie f. Jedermann. Bresl. 1830. 8. Hbfzbd. (Ldpr. 1 Thlr.) — 15

5949 Sachsenspiegel. Leipzig 1569. Fol. Pgtbd. 1 20

5950 Schiller, Fr. v., Wallenstein. 2 Thle. 5te Aufl. Stuttg. 1816. 8. Ppbd. (Ldpr. ¾ Thlr.) — 10

5951 Schlechtendal, D. F. L. de, Flora Berolinensis. 2 prt. Berol. 1823. 24. 8. Hbfzbd. (Ldpr. 3⅔ Thlr.) 1 20

5952 Schlosser's, J. G., kleine Schriften. 6 Thle. Basel 1779—94. 8. Ppbd. (Ldpr. 4½ Thlr.) 1 15

5953 Schmidt, J. C. E., Lehrb. d. mathem. u. phys. Geographie. 2 Thle. Mit 4 Kpfrtfln. Göttingen 1829. 8. Hbfzbd. (Ldpr. 4 Thlr.) 2 —

5954 Schneider, K. L., Grammatik der lat. Sprache. I, r. 2. II, 1. Berlin 1819. 8. Hbfzbd. (Ldpr. 4½ Thlr.) 2 —

5955 Schubarth, E. L., Elemente d. techn. Chemie. 1r Bd. 1ste u. 2te Abthl. Mit 6 Kpfrtfln. Berlin 1831. 8. Hbfzbd. (Ldpr. 6 Thlr.) 1 —

5956 — — Lehrb. der theor. Chemie. 4te Aufl. Berlin 1829. 8. Hbfzbd. (Ldpr. 4 Thlr.) 1 —

5957 Schubert, G. H., von d. Vergehen u. Bestehen d. Gattungen u. Arten in d. organ. Natur. München 1830. 8. geh. — 2½

5958 Sidney, A., Betrachtungen über die Regierungsformen. Aus d. Engl. v. C. D. Ehrhard. 2 Bde. Leipzig 1793. 8. Ppbd. (Ldpr. 5 Thlr.) * 1 —

5959 Starke, G. W. Ch., Gemälde aus dem häusl. Leben und Erzählungen. 1ste—4te Samml. Berlin 1793. 8. Hbfrzbd. (Ldpr. 4½ Thlr.) — 25

5960 Statut f. d. Verein z. Beförd. d. Gewerbfleisses in Preuss. Berlin 1821. 4. geh. — 2½

5961 Sturm, L. Chrph, Mühlenbaukunst. Mit 51 Kupfertfln. Augsburg 1718. Fol. 1 —

Digitized by Google

Thlr. Sgr.

5962 Tappe, W., die wahre Gegend u. Linie d. 3tägig. Hermannsschlacht, m. e. Karte. Essen 1820. 4. Ppbd. — 7½ (Ldpr. ¾ Thlr.)

5963 Tasso. — Opere di Torquato Tasso, con le controversie sopra la Gerusalemme liberata. 6 Vol. Firenze Tartini 1724. Fol. Ldbd. 11 10

5964 Testament, das neue, treulich aus dem Griech. übersetzet. Amsterd. 1660. 8. Pgtbd. Selten. — 20

5965 Thénard, L. J., Lehrbuch d. theoret. u. prakt. Chemie. 4te Ausg. Uebers. von Fechner. 7 Bde. in 8 Abthlgn. Mit 37 Kpfrtfln. Leipzig 1825–28. 8. Hbfzbd. 15 — (Ldpr. 32 Thlr.)

5966 — — traité de Chimie. 2 vols avec Atlas. 8e édit. Bruxelles 1830. 8. Hbfzbd. (Ldpr. 22 Frcs.) 2 —

5967 Tholuck, A., Comment. z. Evang. Johannis. 5te Aufl. Hamburg 1837. 8. (Ldpr. 1½ Thlr.) — 25

5968 Thomson, Th., history of Chemistry. 2 vols. London 1830. 8. Lwbd. (Ldpr. 3½ Thlr.) 1 15

5969 Tieck, L., Gedichte. 1r u. 2r Theil. Dresden 1821. 8. Hbfzbd. — 20

5970 Tittmann, F. W., Gesch. der griech. Staatsverfassungen. Leipzig 1822. 8. Hbfzbd. (Ldpr. 3½ Thlr.) 1 15

5971 Trendelenburg, F. A., Elementa log. Aristotel. Ed. 2. Berol. 1842. 8. — Desselben Erläuterungen z. d. Elementen. Berlin 1842. 8. (Ldpr. 1¼ Thlr.) — 25

5972 Uhland, L., Gedichte. 2te Aufl. Stuttg. 1820. 8. Ppbd. (Ldpr. 2 Thlr.) — 20

5973 Voss, J. H., Gedichte. 2 Bde. Hamb. 1785. 8. Ppbd. (Ldpr. 1¾ Thlr.) — 15

5974 Waagen, G. F., Verzeichn. d. Gemäldesamml. des Kön. Museums zu Berlin. Berl. 1830. Mit: Tieck, F., Verzeichniss der antiken Bildwerke. 8. Ppbd. — 10

5975 Wagener, H. C., Civil-Baukunst. 2 Thle. M 42 Kpfrt. Dresden 1755. 1768. Fol. geb. — 25

5976 Wahrheit aus J. Paul's (Fr. Richter) Leben. 3 Hefte. Bresl. 1826–28. 8. In 2 Ppbdn. (Ldpr. 4 7/12 Thlr.) 1 15

5977 Wangenheim, F. A. J. v., Beytrag z. teutsch. holzgerechten Forstwissenschaft, d. Anpflanz. Nordamerican. Holzarten betreffend. Mit Orig.-Zeichgn. Göttg. 1787. Fol. cart. (Ldpr. 5 Thlr.) 1 —

5978 Westphal, E. Chr., Theorie des römischen Rechts von Testamenten, deren Erblasser etc. Leipz. 1790. 8. Ppbd. (Ldpr. 2½ Thlr.) * — 15

5979 de Wette, W. M. L., Vorlesungen über die besondere Sittenlehre. Berlin 1824. 8. Hbfrzbd. 1 20 (Ldpr. 3 1/12 Thlr.)

5980 Wiarda, T. D., über deutsche Vornamen u. Geschlechtsnamen. Berlin 1800. 8. Ppbd. (Ldpr. ⅝ Thlr.) — 15

5981 Wieling, A., repetitio institutio juris civ. Lips. 1781. 8. Ppbd. (Ldpr. ⅞ Thlr.) * — 10

5982 Wiese, G., Grundsitz des in Deutschl. übl. Kirchenrechts. Göttg. 1793. 8. Ppbd. * — 5

Thlr. Sgr.

5983 Wiese, G., Moral u. Religion in d. Gerechtigkeitspflege. Berlin 1825. 8. Ppbd. (Ldpr. ⅔ Thlr.) — 10

5984 — — Sammlung seiner jurist. Abhandlungen. Rostock u. Leipzig 1783. 8. Ppbd. (Ldpr. ½ Thlr.) * — 2½

5985 Wiesen, Th., die Lehre über d. rückwirk. Kraft d. Gesetze. Frankf. a. M. 1814. 8. geh. (Ldpr. ½ Thlr.) * — 2½

5986 Wigand, P., die Provinzialrechte der Fürstenthümer Paderborn u. Corvey in Westphalen. 3 Bde. Leipzig 1832. 8. geb. 2 20

5987 — — die Provinzialrechte d. Fürstenth. Minden, d. Grafschaften Ravensberg etc. 2 Bde. Leipzig 1834. 8. geb. (Ldpr. 3½ Thlr.) 2 —

5988 Winckler, K. G., Rechtl. Abhandlung v. Kriegsschäden etc. Leipzig 1762. 8. Ppbd. * — 10

5989 — — d. mortis voluntariae prohibitione ac poenis. Leipz. 1775. 8. Ppbd. * — 5

5990 — — opuscula minora. 2 Vols in 3 part. Dresd. et Lips. 1792–97. 8. Ppbd. (Ldpr. 2¾ Thlr.) * — 15

5991 Winckler, G. L., Handbuch des sächs. peinlichen Prozesses. Leipz. 1802. 8. Ppbd. (Ldpr. 1½ Thlr.) * — 5

5992 Wissenbach, J. J., de mutuo. Franckerae 1660. — Ejusd. elementa Triboniani. Ibid. 1642. — Ejusd. notae nomico-philologicae in passionem Jesu Christi. Ibid. 1643. 8. Schwldbd. * — 10

5993 Witte, K., d. preuss. Intestat-Erbrecht. Leipz. 1838. 8. Hbfzbd. (Ldpr. 1¼ Thlr.) * — 20

5994 Wochenblatt, jurist., herausg. von A. F. Schott. 1r–4r Jahrg. cpl. Leipzig 1772–75. 8. geb. * — 15 (Ldpr. 4 Thlr.)

5995 Wolff, Ch. de, Institutiones juris nat. et gentium. Halae 1754. 8. geb. (Ldpr. ⅔ Thlr.) * — 7½

5996 Woltaer, J. Ch., Commentarii juris Justinian. T. I. (unic.) Halae 1796. 8. geb. (Ldpr. 2¾ Thlr.) * — 7½

5997 — — elementa juris rom. priv. Halae 1807. 8. Ppbd. (Ldpr. 1⅛ Thlr.) * — 5

5998 Wolters, A. C., ein Wort über Defensionen. Hamburg 1805. 8. geh. — 5

5999 Woringen, F. A. M. v., Beiträge zur Geschichte des Deutschen Strafrechts. 1r (einz.) Beitrag: Erl. üb. d. Compositionenw. Berl. 1836. 8. cart. (Ldpr. 1 1/12 Thlr.) — 15

6000 Zachariä, K. V., Handbuch des Sächsisch. Lehnrechts. 2te Aufl. herausgeg. von Ch. E. Weisse u. F. A. v. Langen. Leipzig 1823. 8. Hbfzbd. (Ldpr. 2 Thlr.) * — 20

6001 — — der Kampf d. Grundeigenthums gegen die Grundherrlichkeit. Heidelberg 1832. 8. geh. * — 5 (Ldpr. 11¼ Thlr.)

6002 — — Gegen d. ausschliess. Sitz- u. Stimmrecht des alten Adels. Leipzig 1805. 8. geh. (Ldpr. ⅔ Thlr.) * — 5

6003 Zeitschrift f. wissenschaftl. Bearbeitung d. preuss. Rechts, herausg. v. Simon u. von Strampff. 1r Bd. 1. 2. Berlin 1828–30. 8. geh. (Ldpr. 2½ Thlr.) — 20

Digitized by Google

Anzeigeblatt
zu den
Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik.

1844. (Zweites Semester.) № 4.

Sämmtliche hier angezeigte Bücher sind zu haben bei Wm. Besser in Berlin (44 Behrenstr.).

Im Verlage von **Duncker & Humblot** in Berlin ist so eben erschienen:

Dr. Carl Daub's
philosophische u. theologische Vorlesungen,
herausgegeben von
Ph. Marheineke und **Th. W. Dittenberger.**
Siebenter Band.
Auch unter dem Titel:
System der christlichen Dogmatik.
Zweiter und letzter Band.

Subscriptionspreis bei Abnahme des Ganzen $1^1/_2$ Thlr.; Ladenpreis bei Abnahme einzelner Abtheilungen 2 Thlr.

(Bd. I — VII. kosten im Subscriptionspreis $15^2/_3$ Thlr.)

Auch dieser Band der Daubschen Vorlesungen, welcher die Fortsetzung und den Schluſs der Dogmatik enthält, zeichnet sich sowohl durch wissenschaftlichen Ernst als ächt christliche Gesinnung des Verfassers aus. Ueberall seiner Aufgabe sich bewuſst, das spezifisch christliche Element mit dem wissenschaftlichen durchdringend zeigt er auf eine klare und überzeugende Weise die Wahrheit der einzelnen christlichen Glaubenslehren und ihre Berechtigung der Kritik gegenüber auf. Demnach steht wohl zu erwarten, daſs dies vortreffliche Werk, zumal bei den gegenwärtigen Bewegungen auf dem Gebiete des wissenschaftlichen und kirchlichen Lebens, nicht allein bei den Theologen Anerkennung finden, sondern auch die Aufmerksamkeit des gebildeten Publicums in Anspruch nehmen wird.

Einzeln sind unter folgenden Titeln zu haben:

Bd. I. Vorlesungen über die philosophische Anthropologie. Ladenpreis $2^7/_8$ Thlr.
Bd. II. Vorlesungen über die Prolegomena zur Dogmatik und über die Kritik des Beweises für das Dasein Gottes. Ladenpreis $2^1/_4$ Thlr.
Bd. III. Vorlesungen über die Prolegomena zur theologischen Moral und über die Principien der Ethik. Ladenpreis $2^2/_3$ Thlr.
Bd. IV. V. Abth. 1. 2. System der theologischen Moral. Drei Theile. Ladenpreis 7 Thlr.
Bd. VI. VII. System der christlichen Dogmatik. Zwei Theile. Ladenpreis $5^1/_2$ Thlr.

Bei **F. Förstemann** in Nordhausen ist erschienen:

Otte, H. Abriss einer kirchlichen Kunstarchäologie des Mittelalters mit ausschliefslicher Berücksichtigung der deutschen Lande. Zweite vermehrte Auflage mit 5 Steindrucktafeln. Gr. 8. Preis 1 Thlr. 10 Sgr.

Bei **K. F. Köhler** in Leipzig erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Das
Criminalrecht der Römer
von
Romulus bis auf Justinianus.
Ein Hülfsbuch zur Erklärung der Classiker und der Rechtsquellen
für Philologen und Juristen
nach den Quellen bearbeitet von
Prof. *Dr.* **W. Rein.**
60 Bogen. $4^1/_2$ Thlr.

Der Herr Verfasser, dessen Bearbeitung des römischen Privatrechtes mit vielem Beifall aufgenommen wurde, übergiebt jetzt dem Publicum das römische Criminalrecht. Er giebt eine Darstellung des römischen Criminalrechts so weit dasselbe jetzt aus den zugänglichen Quellen und aus den neuesten Forschungen zusammengestellt werden kann.

Des Verfassers ausdauernder Fleiss wird gewiss dem Werke Beifall und Anerkennung zuwenden.

Im Verlage von **Johann Ulrich Landherr** in Heilbronn ist so eben erschienen und in allen soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes vorräthig zu haben:

Grundzüge
der
speculativen Kritik.
Von
G Mehring,
Dekan zu Langenburg.

Velinpapier. Gr. 8. VIII. und 424 Seiten.
Preis 3. Fl. 48 Xr. oder 2 Rthl. 8 gGr.

Ein Wort, das viel gehört wird, aber zugleich einen Begriff, an den man sich allzulange nicht erinnert hat, nennt der Titel dieser Schrift. Wem die Philosophie nicht blos eine Wissenschaft ist, die man lernt, weil sie nun eben einmal eine Stelle einnimmt unter den Wissenschaften, oder ein Handgriff, um beliebige Opposition gegen jedes Gegebene zu machen, sondern wem die Philosophie zur innersten Lebensangelegenheit geworden, wer wenigstens fühlt, dass in ihr die Skepsis zur freisten Uebung und das Selbst zur bestimmtesten Darstellung kommen muſs, dass durch sie alle Bewegung des menschlichen Seyns sich in seine höchste Einheit zusammenfasst, der dürfte es nicht verschmähen, mit dieser Schrift ihren Gang zu gehen.

Digitized by Google

In unterzeichnetem Verlage ist neu erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bickell, J. W., Geschichte des Kirchenrechts. I. Bandes 1. Abtheilung. gr. 8. broch. $1\frac{1}{3}$ Rthlr. od. 2 Fl. 24 Xr. Der II. Band befindet sich unter der Presse.

Magazin für Rechtswissenschaft und Gesetzgebung. Herausgegeben von *Dr.* E. v. Löhr. Neue Folge. II. Bandes 4. Heft. 8. broch. 16 gGr. od. 1 Fl. 12 Xr. rh.

Portrait des Grossherz. Hess. Geh. Raths und Professors *Dr.* Egid v. Löhr. Auf Stein gezeichnet von W. Trautschold. In fol. 1 Rthlr. od. 1 Fl. 48 Xr. rh.

Prädikatsfrage, die. Eine Abhandlung aus dem Gebiete des deutschen Staatsrechtes. Inhalt: Die Prädikatsfrage. — Die Herzoge von Sachsen. — Der Bundestag. — gr. 8. broch. 10 gGr. od. 45 Xr. rh.

Schäffer, M., Nachträgliche actenmäfsige Mittheilungen über die politischen Untersuchungen im Grossherzogthume Hessen, insbesondere diejenige gegen Pfarrer *Dr.* Weidig, eingeleitet durch allgemeine Betrachtungen über den Inquisitionsprozefs in Vergleichung mit dem öffentlich-mündlichen Anklageverfahren. 4 gGr. od. 18 Xr.

Schmitthenner, Fr., Zwölf Bücher vom Staate oder systematische Encyclopädie der Staatswissenschaften. I. Band. 1. bis 5. Buch: Grundlinien der Geschichte der Staatswissenschaften, der Ethnologie, des Naturrechtes und der Nationalökonomie. 2. Auflage. gr. 8. $3\frac{2}{3}$ Rthlr. od. 6 Fl. 36 Xr. rh.

— — Desselben Werkes III. Band. 7. Buch: Grundlinien des allgemeinen oder idealen Staatsrechtes. gr. 8. broch. $3\frac{2}{3}$ Rthlr. od. 6 Fl. 36 Xr. rh.

Das unter der Presse befindliche Buch wird die Polizeiwissenschaft umfassen, und dann folgen die Theorie der Kultur, Staatsrecht, Völkerrecht, Staatswirthschaft und Politik.

Giessen, im November 1844.

G. F. Heyer's Verlag.

Bei uns ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Historisch-kritische Einleitung in den Koran

von

G. Weil,

Univers. Biblioth. in Heidelberg.

8. geh. 15 Sgr. oder 54 Xr. rh.

Der Koran.

Aus dem Arab. wortgetreu übersetzt und mit erläut. Anmerkungen versehen

von *Dr.* **L. Ullmann.**

Dritte Auflage.

8. geh. 1 Thlr. 10 Sgr. oder 2 Fl. 24 Xr. rh.

Bielefeld im November 1844.

Velhagen & Klasing.

Im Verlage der **Hahn**'schen Hofbuchhandlung in Hannover sind so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Leibnizens gesammelte Werke

aus den Handschriften der Königlichen Bibliothek zu Hannover

herausgegeben von

Georg Heinrich Pertz.

Erste Folge: Geschichte. Zweiter Band. Mit 3 genealogischen Tafeln in Quart. Auch unter dem Titel: Godofredi Wilh. Leibnitii Annales imperii occidentis brunsvicenses ed. G. H. Pertz. Tomus II. gr. 8. 1845. $3\frac{1}{3}$ Thlr.

(Der erste Band kostet $4\frac{1}{2}$ Thlr. — Der dritte Band befindet sich unter der Presse).

So eben ist erschienen:

Eichhorn, C. F., Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte. Vierter Theil 5. Auflage. gr. 8. 3 Thlr. 16 gGr. ord.

Müller, W., Geschichte und system der altdeutschen religion. gr. 8. 1 Thlr. 16 gGr. ord.

Rost, W. Ch. Fr., Schulgrammatik der griechischen Sprache. gr. 8. 1 Thlr. 8 gGr. ord.

Schultze, A., Fürwahr Er trug unsere Krankheit. Das Kreuz. Zwei Reihen Fastenandachten. 12 gGr. ord.

Trefurt, *Dr.* J. H. Ch., Abhandlungen und Erfahrungen aus dem Gebiete der Geburtshülfe und der Weiberkrankheiten. Erste Decade 1 Thlr. 16 gGr. ord.

Göttingen. December 1844.

Vandenhöck & Ruprecht.

Bei Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Die ersten Makamen des Charisi

aus dem Tachkemoni oder Divan.

Nach einem authentischen Manuscript aus dem Jahr 1281 herausgegeben, vocalisirt, interpungirt und ins Deutsche übertragen, wie auch sprachlich und sachlich erläutert und mit einer umfassenden Einleitung versehen von *Dr.* S. J. Kämpf. Lex. 8. geh. $1\frac{1}{3}$ Thlr.

Berlin im November 1844.

Alexander Duncker.

Bei **G Holtzmann** in Carlsruhe ist erschienen:

Holtzmann, Adolph, über den Ablaut. gr. 8. broch. Preis 14 gGr.

Von demselben Verfasser erschien früher:

Ueber den Umlaut. Zwei Abhandlungen. Preis 10 gGr

Rama. Ein indisches Gedicht nach Walmiki. Zweite vermehrte Auflage. Preis 1 Thlr.

Judravidschaja. Eine Episode des Mahabharata. Preis 1 Thlr.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google